This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

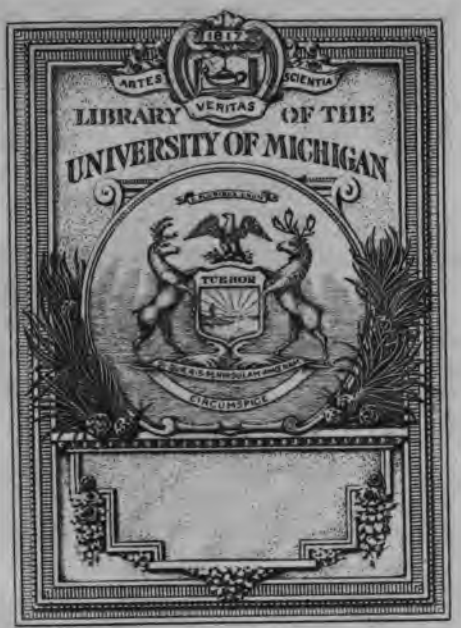
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TURRIS
CIRCUMSPICE

E
59
.R38
M95
1867

Geſchichte der Amerikaniſchen Urreligionen.

Von

J. G. Müller,
der Theologie Doktor und ordentlichem Profeſſor in Baſel.

Zweite unveränderte Auflage.

Baſel,
Schweighauſeriſche Verlagsbuchhandlung.
(Hugo Richter.)
1867.

E
57
R3
[illegible]

TV 258

Vorrede.

Wenn auch über die Geschichte der Amerikanischen Urreligionen im Einzelnen viel Treffliches geschrieben worden ist, so vermißt man doch eine zusammenfassende Darstellung, wie sie gegenwärtiges Buch darbietet. Verspricht daher dasselbe auch weder neue Entdeckungen, noch neue Quellen, noch Unterhaltung durch gefällige Darstellung, — sein Erscheinen dürfte dennoch gerechtfertigt sein. Denn vielleicht findet hier der Gelehrte und Forscher in einem bequemen Handbuche eine reichere Zusammenstellung des Bekannten als anderswo, und auch der gebildete Leser wird bei aller Härte der Sprache doch verstehen können, was er liest, und wird bei aller Anhäufung des Stoffes sein Streben nach unterhaltender Belehrung durch eine übersichtliche Gruppirung und Beleuchtung unterstützt sehen. Mir wenigstens hat dieses Studium sowohl Belehrung als Unterhaltung verschafft. Seit meinen ersten Studienjahren gleichmäßig von theologisch-philosophischen wie von philologisch-historischen Studien angezogen, auch durch meinen äußern Wirkungskreis als Lehrer der lateinischen Sprache und der Theologie in derselben Doppelstellung festgehalten, sehe ich allen meinen wissenschaftlichen Arbeiten, die ich veröffentlichte, denselben Doppelcharakter in einer gewissen Einheit ausgedrückt.

Als nun noch unser hiesiges Museum durch das Geschenk einer reichen Sammlung Mexikanischer Alterthümer geziert wurde, gestaltete sich in mir das Bestreben immer bestimmter, das religiöse Amerikanische Alterthum, wie dieß ja auch mit dem morgenländischen und nordischen geschehen war, in den Kreis der antiken Alterthumswissenschaft und deutschen Religionsphilosophie hineinzuziehen, was sowohl für die Amerikanische Alterthumswissenschaft, als für die allgemeine antike gleichmäßig ersprießlich sein muß.

Ich habe bei dieser Arbeit den Stoff fortwährend als meinen Lehrer, nicht als meinen Diener betrachtet; er hatte mir das Gesetz zu offenbaren, nicht von mir zu empfangen. Oft habe ich daher manche während der Untersuchung und Verarbeitung gewonnene Ansichten wieder aufgegeben und vom Herzen geschlagen, wenn es der Lehrer gebot. Oft habe ich auch lieber den rohen Stoff bieten, als denselben in einen voreiligen Fluß bringen wollen, der einem nachfolgenden Forscher die Wahrheit nur verhüllt haben würde. Darum ließ ich auch den geschichtlichen Gesichtspunkt vorherrschen. Das Buch kündigt sich äußerlich wie innerlich als eine Geschichte an, d. h. als eine Darlegung von Thatsachen. Freilich ist eine Religionsgeschichte oder Naturgeschichte der antiken Formen religiöser Gedanken nur insofern möglich, als man diese äußern Erscheinungen als naturwüchsige Ausdrucksweisen der menschlichen Seele zu begreifen sucht. Wenn ich nun auch hier die Wahrheit bewährt fand, daß die polytheistische Auffassungsweise der göttlichen Offenbarungen eine spezifisch (nicht bloß numerisch) verschiedene sei von der monotheistisch-theistischen oder biblischen, so zeigte mir doch die Naturreligion der modernen Gleichgültigkeit gegenüber ein, wenn auch getrübtes, so doch lebendiges und immer waches Gefühl für die Offenbarungen der Gottheit in der Natur, das eben im Kultus und Mythus

seine natürliche Ausdrucksweise gefunden hatte. Ich sah ein, wie wir moderne Menschen, und vor allem die Theologen der entgegengesetzesten Richtungen diese Ausdrucksweise durch Studium zu verstehen versuchen müssen. Ein solcher Versuch liegt hier vor, den ich aber so eng als möglich an die überlieferten Thatsachen anzuschließen, und daher die Darstellung so zu halten suchte, daß, wo ich irrte, dem Forscher von selbst die Mittel an die Hand geliefert würden, der Wahrheit nachzugehen. Darum ist nicht bloß bei jedem Abschnitt jeweilen in einem besondern Paragraphen über die benutzten Quellen Auskunft gegeben, sondern auch im Verlauf sind gewöhnlich die einzelnen Behauptungen mit den Beweisstellen versehen worden, auch auf die Gefahr hin, daß dieses Zerschneiden des Textes anfänglich der Mehrzahl der Leser unangenehm sein sollte. Aber ich konnte Niemanden zumuthen, mir aufs Wort zu glauben, und die Ausmittlung der Wahrheit ist und bleibt der erste Zweck des Buches. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie willkommen solche Belege des Vorgängers sind. Einen Schein von Gelehrsamkeit konnte ich mir bei Sachkundigen mit diesen Citationen um so weniger geben wollen, als gerade diesen die Anführung sekundärer Werke den Mangel der primären Quelle verräth. Wo ich diese erste Quelle nicht benutzen konnte, wie dieß bei den Werken von Torquemada, Kingsborough, Tschudi und Rivero, u. a. m. der Fall war, da habe ich dieß jeweilen in dem Paragraphen von den Quellen angegeben. Oft gab ich neben der ersten Quelle auch noch sekundäre darum an, weil letztere dem deutschen Leser eher zur Hand sind. Bei Werken, die englisch oder spanisch geschrieben sind, habe ich in der Regel die deutsche oder französische Uebersetzung citirt. Wo bei englisch geschriebenen Werken dieß nach dem Original geschah, weil mir keine Uebersetzung

zur Hand war, da verdanke ich die Auskunft und das Citat meiner des Engliſchen kundigen andern Hälfte.

Viele der benutzten Bücher habe ich im Verlauf der ziemlich langen Beſchäftigung mit dieſem Gegenſtande ſelbſt angeſchafft, andere wurden mir von den hieſigen Bibliotheken geboten. Die Bibliothek der Leſegeſellſchaft enthält namentlich viele Reiſebeſchreibungen der neuern Zeit ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die öffentliche Univerſitätsbibliothek auf dem Muſeum hat mehrere der neuſten Werke zum Theil auf meinen Wunſch hin, wie die Werke von Ternaux-Compans, Schoolcraft, Stephens, mit großer Bereitwilligkeit angeſchafft, wofür ich löblicher Bibliothekskommiſſion und namentlich dem Bibliothekar, Herrn Profeſſor Gerlach, hiemit den verbindlichſten Dank ausſpreche. Auf einige Bücher wurde ich erſt aufmerkſam, als der Druck des betreffenden Abſchnittes ſchon beendigt war, wie die Nachrichten von Suriname von C. Quandt, 1807. Hunters Denkwürdigkeiten, deutſch bearbeitet von Lindau, 3 Bde. 1824. Reiſen im Innern von Braſilien von G. Gardner, aus dem Engliſchen von Lindau. 2 Bde. 1848. Andres kam erſt ſpäter heraus, wie der dritte Band von Schoolcrafts Tribes ꝛc. 1853. T. Olshauſens Miſſiſſippithal, Bd. I. 1853. Tiedemanns Geſchichte des Tabaks. 1853. Letzteres Buch ertheilt über den Sonnendienſt der Rothhäute beleſene Auskunft. Der Bericht von Herrn Squier im Athenæum français 1854. 6. Mai, p. 414 über neuere von ihm in Centralamerika aufgefundene Ruinen beſtätigt nur die Annahme einer ſehr dichten alten Bevölkerung in dortigen Gegenden. Vgl. Ausland 1854. S. 447. Auch hätten meine Angaben über die Ableitung der Amerikaner aus der alten Welt (§. 1) aus dem Aufſatz von Doktor Andree in der Allgemeinen Zeitung, 1854, Nro. 28 vervollſtändigt werden können. Ebenſo die Angaben über die Caſas grandes durch den Aufſatz von demſelben Verfaſſer in

r Allg. Zeitung 1854, Beilage zu Nro. 170: Ueber Bar-
ts Forſchungen am Rio Gila. Squier in San Salvador.
oeben iſt auch in zwei Bänden die Ueberſetzung Don Alva-
's Tezozomoc Geſchichte von Mexiko durch Ternaux-Com-
ns (Paris 1854) erſchienen, welche vorher bloß handſchrift-
h, z. B. von Buſtamente und Prescott, benutzt worden war.

Noch muß ich mich wegen Mangels an Conſequenz in
r Orthographie entſchuldigen. Was namentlich in dieſer
inſicht die Schreibung der uramerikaniſchen Namen betrifft,
ſchrieb ich ſie, wie ich ſie zufällig bei Deutſchen oder Spa-
rn, bei Franzoſen, Engländern, Italienern oder Niederlän-
n, bei jedem nach ſeiner Schreibweiſe, vorfand. Ich glaube,
entſteht dadurch weniger Verwirrung, als wenn ich von
r aus, der ich doch die Ausſprache der Indianer nicht ſelber
ört habe, eine eigene Weiſe der Orthographie hätte durch-
ren wollen.

Schließlich ſage ich meinem Freunde, Doctor K. L. Roth,
n herzlichſten Dank für den Antheil, den er trotz überhäuf-
· Beſchäftigung und vielfacher Studien, und trotz bisweilen
gegriffener Geſundheit mit ſtets bereitwilliger Freundſchaft
der Herausgabe dieſer Bogen genommen hat.

Der Verfaſſer.

Uebersicht des Gesammtinhalts.

Einleitung: §. 1 — 3. Seite 1 — 23.

I. **Erster Haupttheil.** Die Wilden. S. 24 — 290.

1, Erster Abschnitt. Die nordamerikanischen Rothhäute. §. 4 — 28. S. 27 — 151.

2. Zweiter Abschnitt. Die Bewohner der großen Antillen. §. 29 — 36. S. 153 — 185.

3. Dritter Abschnitt. Die Karaiben. §. 37 — 48. S. 187 — 232.

4. Vierter Abschnitt. Der Osten Südamerikas. §. 49 — 59. S. 233 — 290.

II. **Zweiter Haupttheil.** Die Kulturvölker. S. 291 — 670.

1. Erster Abschnitt. Die Peruaner. §. 60 — 84. S. 293 — 413.

2. Zweiter Abschnitt. Die Muyscas. §. 85 — 91. S. 415 — 438.

3. Dritter Abschnitt. Die Völker des Mexikanischen Reichs. §. 92 — 121. S. 439 — 670.

Register.

Einleitung.

Ueber den Ursprung der Amerikanischen Religionen.

Die Frage über den Ursprung der Amerikanischen Urreligionen wird bei jeder einzelnen Völkergruppe wieder aufgeworfen werden. Denn es muß dort sowohl von den äußern geschichtlichen Verhältnissen die Rede sein, als auch ist die innere Grundbedingung dieser Religionen in der menschlichen Seele vor Allem ins Auge zu fassen. Nichts desto weniger ist es hier nothwendig, das Ganze mit einigen allgemeinen, einleitenden Bemerkungen zu eröffnen, die aber sogleich mitten in den Gegenstand selbst hineinführen sollen. Die erste ist, daß die amerikanischen Indianer ihre Religionen nicht von den Völkern der alten Welt erhalten haben, §. 1, — die zweite, daß der Ursprung dieser Religionen in der Natur ihres menschlichen Geistes zu suchen ist, §. 2, — die dritte, daß die Verschiedenheit derselben von den verschiedenen Verhältnissen der Amerikanischen Völker zur Natur herrührt, §. 3.

§. 1. Die Amerikanischen Indianer haben ihre Religionen nicht von Völkern der alten Welt erhalten.

Welches ist die Herkunft der Amerikanischen Religionen? Aus welcher Quelle flossen sie? Die Beantwortung dieser Frage hängt genau mit der richtigen Auffassung und wissenschaftlichen Würdigung dieser Religionen zusammen. So lange man dieselben aus der Fremde herleitete und von außen hinkommen ließ, so lange sah man auch in ihnen etwas Fremdartiges und Willkürliches, etwas mehr das Staunen als das Nachdenken Erregende, das mit der Seelenbeschaffenheit der In-

E
59
R38
M95
1867

Ref.-Sto
MacLeb
9-7-42
46258

Vorrede.

Wenn auch über die Geschichte der Amerikanischen Urreligionen im Einzelnen viel Treffliches geschrieben worden ist, so vermißt man doch eine zusammenfassende Darstellung, wie sie gegenwärtiges Buch darbietet. Verspricht daher dasselbe auch weder neue Entdeckungen, noch neue Quellen, noch Unterhaltung durch gefällige Darstellung, — sein Erscheinen dürfte dennoch gerechtfertigt sein. Denn vielleicht findet hier der Gelehrte und Forscher in einem bequemen Handbuche eine reichere Zusammenstellung des Bekannten als anderswo, und auch der gebildete Leser wird bei aller Härte der Sprache doch verstehen können, was er liest, und wird bei aller Anhäufung des Stoffes sein Streben nach unterhaltender Belehrung durch eine übersichtliche Gruppirung und Beleuchtung unterstützt sehen. Mir wenigstens hat dieses Studium sowohl Belehrung als Unterhaltung verschafft. Seit meinen ersten Studienjahren gleichmäßig von theologisch-philosophischen wie von philologisch-historischen Studien angezogen, auch durch meinen äußern Wirkungskreis als Lehrer der lateinischen Sprache und der Theologie in derselben Doppelstellung festgehalten, sehe ich allen meinen wissenschaftlichen Arbeiten, die ich veröffentlichte, denselben Doppelcharakter in einer gewissen Einheit aufgedrückt.

9-11-42 GS

Als nun noch unser hiesiges Museum durch das Geschenk einer reichen Sammlung Mexikanischer Alterthümer geziert wurde, gestaltete sich in mir das Bestreben immer bestimmter, das religiöse Amerikanische Alterthum, wie dieß ja auch mit dem morgenländischen und nordischen geschehen war, in den Kreis der antiken Alterthumswissenschaft und deutschen Religionsphilosophie hineinzuziehen, was sowohl für die Amerikanische Alterthumswissenschaft, als für die allgemeine antike gleichmäßig ersprießlich sein muß.

Ich habe bei dieser Arbeit den Stoff fortwährend als meinen Lehrer, nicht als meinen Diener betrachtet; er hatte mir das Gesetz zu offenbaren, nicht von mir zu empfangen. Oft habe ich daher manche während der Untersuchung und Verarbeitung gewonnene Ansichten wieder aufgegeben und vom Herzen geschlagen, wenn es der Lehrer gebot. Oft habe ich auch lieber den rohen Stoff bieten, als denselben in einen voreiligen Fluß bringen wollen, der einem nachfolgenden Forscher die Wahrheit nur verhüllt haben würde. Darum ließ ich auch den geschichtlichen Gesichtspunkt vorherrschen. Das Buch kündigt sich äußerlich wie innerlich als eine Geschichte an, d. h. als eine Darlegung von Thatsachen. Freilich ist eine Religionsgeschichte oder Naturgeschichte der antiken Formen religiöser Gedanken nur insofern möglich, als man diese äußern Erscheinungen als naturwüchsige Ausdrucksweisen der menschlichen Seele zu begreifen sucht. Wenn ich nun auch hier die Wahrheit bewährt fand, daß die polytheistische Auffassungsweise der göttlichen Offenbarungen eine spezifisch (nicht bloß numerisch) verschiedene sei von der monotheistisch-theistischen oder biblischen, so zeigte mir doch die Naturreligion der modernen Gleichgültigkeit gegenüber ein, wenn auch getrübtes, so doch lebendiges und immer waches Gefühl für die Offenbarungen der Gottheit in der Natur, das eben im Kultus und Mythus

seine natürliche Ausdrucksweise gefunden hatte. Ich sah ein, wie wir moderne Menschen, und vor allem die Theologen der entgegengesetztesten Richtungen diese Ausdrucksweise durch Studium zu verstehen versuchen müssen. Ein solcher Versuch liegt hier vor, den ich aber so eng als möglich an die überlieferten Thatsachen anzuschließen, und daher die Darstellung so zu halten suchte, daß, wo ich irrte, dem Forscher von selbst die Mittel an die Hand geliefert würden, der Wahrheit nachzugehen. Darum ist nicht bloß bei jedem Abschnitt jeweilen in einem besondern Paragraphen über die benutzten Quellen Auskunft gegeben, sondern auch im Verlauf sind gewöhnlich die einzelnen Behauptungen mit den Beweisstellen versehen worden, auch auf die Gefahr hin, daß dieses Zerschneiden des Textes anfänglich der Mehrzahl der Leser unangenehm sein sollte. Aber ich konnte Niemanden zumuthen, mir aufs Wort zu glauben, und die Ausmittlung der Wahrheit ist und bleibt der erste Zweck des Buches. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie willkommen solche Belege des Vorgängers sind. Einen Schein von Gelehrsamkeit konnte ich mir bei Sachkundigen mit diesen Citationen um so weniger geben wollen, als gerade diesen die Anführung sekundärer Werke den Mangel der primären Quelle verräth. Wo ich diese erste Quelle nicht benutzen konnte, wie dieß bei den Werken von Torquemada, Kingsborough, Tschudi und Rivero, u. a. m. der Fall war, da habe ich dieß jeweilen in dem Paragraphen von den Quellen angegeben. Oft gab ich neben der ersten Quelle auch noch sekundäre darum an, weil letztere dem deutschen Leser eher zur Hand sind. Bei Werken, die englisch oder spanisch geschrieben sind, habe ich in der Regel die deutsche oder französische Uebersetzung citirt. Wo bei englisch geschriebenen Werken dieß nach dem Original geschah, weil mir keine Uebersetzung

zur Hand war, da verdanke ich die Auskunft und das Citat meiner des Engliſchen kundigen andern Hälfte.

Viele der benutzten Bücher habe ich im Verlauf der ziemlich langen Beſchäftigung mit dieſem Gegenſtande ſelbſt angeſchafft, andere wurden mir von den hieſigen Bibliotheken geboten. Die Bibliothek der Leſegeſellſchaft enthält namentlich viele Reiſebeſchreibungen der neuern Zeit ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die öffentliche Univerſitätsbibliothek auf dem Muſeum hat mehrere der neuſten Werke zum Theil auf meinen Wunſch hin, wie die Werke von Ternaux-Compans, Schoolcraft, Stephens, mit großer Bereitwilligkeit angeſchafft, wofür ich löblicher Bibliothekskommiſſion und namentlich dem Bibliothekar, Herrn Profeſſor Gerlach, hiemit den verbindlichſten Dank ausſpreche. Auf einige Bücher wurde ich erſt aufmerkſam, als der Druck des betreffenden Abſchnittes ſchon beendigt war, wie die Nachrichten von Suriname von C. Quandt, 1807. Hunters Denkwürdigkeiten, deutſch bearbeitet von Lindau, 3 Bde. 1824. Reiſen im Innern von Braſilien von G. Gardner, aus dem Engliſchen von Lindau. 2 Bde. 1848. Andree kam erſt ſpäter heraus, wie der dritte Band von Schoolcrafts Tribes ꝛc. 1853. T. Olshauſens Miſſiſſippithal, Bd. I. 1853. Tiedemanns Geſchichte des Tabaks. 1853. Letzteres Buch ertheilt über den Sonnendienſt der Rothhäute beleſene Auskunft. Der Bericht von Herrn Squier im Athenæum français 1854. 6. Mai, p. 414 über neuere von ihm in Centralamerika aufgefundene Ruinen beſtätigt nur die Annahme einer ſehr dichten alten Bevölkerung in dortigen Gegenden. Vgl. Ausland 1854. S. 447. Auch hätten meine Angaben über die Ableitung der Amerikaner aus der alten Welt (§. 1) aus dem Aufſatz von Doktor Andree in der Allgemeinen Zeitung, 1854, Nro. 28 vervollſtändigt werden können. Ebenſo die Angaben über die Caſas grandes durch den Aufſatz von demſelben Verfaſſer in

der Allg. Zeitung 1854, Beilage zu Nro. 170: Ueber Barletts Forſchungen am Rio Gila. Squier in San Salvador. Soeben iſt auch in zwei Bänden die Ueberſetzung Don Alvaro's Tezozomoc Geſchichte von Mexiko durch Ternaux-Compans (Paris 1854) erſchienen, welche vorher bloß handſchriftlich, z. B. von Buſtamente und Prescott, benutzt worden war.

Noch muß ich mich wegen Mangels an Conſequenz in der Orthographie entſchuldigen. Was namentlich in dieſer Hinſicht die Schreibung der uramerikaniſchen Namen betrifft, ſo ſchrieb ich ſie, wie ich ſie zufällig bei Deutſchen oder Spaniern, bei Franzoſen, Engländern, Italienern oder Niederländern, bei jedem nach ſeiner Schreibweiſe, vorfand. Ich glaube, es entſteht dadurch weniger Verwirrung, als wenn ich von mir aus, der ich doch die Ausſprache der Indianer nicht ſelber gehört habe, eine eigene Weiſe der Orthographie hätte durchführen wollen.

Schließlich ſage ich meinem Freunde, Doctor K. L. Roth, den herzlichſten Dank für den Antheil, den er trotz überhäufter Beſchäftigung und vielfacher Studien, und trotz bisweilen angegriffener Geſundheit mit ſtets bereitwilliger Freundſchaft an der Herausgabe dieſer Bogen genommen hat.

Der Verfaſſer.

Uebersicht des Gesammtinhalts.

Einleitung: §. 1 — 3. Seite 1 — 23.

I. **Erster Haupttheil.** Die Wilden. S. 24 — 290.

1, Erster Abschnitt. Die nordamerikanischen Rothhäute. §. 4 — 28. S. 27 — 151.

2. Zweiter Abschnitt. Die Bewohner der großen Antillen. §. 29 — 36. S. 153 — 185.

3. Dritter Abschnitt. Die Karaiben. §. 37 — 48. S. 187 — 232.

4. Vierter Abschnitt. Der Osten Südamerikas. §. 49 — 59. S. 233 — 290.

II. **Zweiter Haupttheil.** Die Kulturvölker. S. 291 — 670.

1. Erster Abschnitt. Die Peruaner. §. 60 — 84. S. 293 — 413.

2. Zweiter Abschnitt. Die Muyscas. §. 85 — 91. S. 415 — 438.

3. Dritter Abschnitt. Die Völker des Mexikanischen Reichs. §. 92 — 121. S. 439 — 670.

Register.

Einleitung.

Ueber den Ursprung der Amerikanischen Religionen.

Die Frage über den Ursprung der Amerikanischen Urreligionen wird bei jeder einzelnen Völkergruppe wieder aufgeworfen werden. Denn es muß dort sowohl von den äußern geschichtlichen Verhältnissen die Rede sein, als auch ist die innere Grundbedingung dieser Religionen in der menschlichen Seele vor Allem ins Auge zu fassen. Nichts desto weniger ist es hier nothwendig, das Ganze mit einigen allgemeinen, einleitenden Bemerkungen zu eröffnen, die aber sogleich mitten in den Gegenstand selbst hineinführen sollen. Die erste ist, daß die amerikanischen Indianer ihre Religionen nicht von den Völkern der alten Welt erhalten haben, §. 1, — die zweite, daß der Ursprung dieser Religionen in der Natur ihres menschlichen Geistes zu suchen ist, §. 2, — die dritte, daß die Verschiedenheit derselben von den verschiedenen Verhältnissen der Amerikanischen Völker zur Natur herrührt, §. 3.

§. 1. Die Amerikanischen Indianer haben ihre Religionen nicht von Völkern der alten Welt erhalten.

Welches ist die Herkunft der Amerikanischen Religionen? Aus welcher Quelle flossen sie? Die Beantwortung dieser Frage hängt genau mit der richtigen Auffassung und wissenschaftlichen Würdigung dieser Religionen zusammen. So lange man dieselben aus der Fremde herleitete und von außen hinkommen ließ, so lange sah man auch in ihnen etwas Fremdartiges und Willkürliches, etwas mehr das Staunen als das Nachdenken Erregende, das mit der Seelenbeschaffenheit der In-

blaner in keinem organischen Zusammenhange stand, und das daher auch bei allen ausgezeichneten Versuchen doch einer wissenschaftlichen Auffassung widerstand. Auch sind gerade die bessern unter den ältern Schriftstellern wie Acosta und de Laet gegen die kühnen Ableitungshypothesen ihrer Zeitgenossen mißtrauisch gewesen. Die neuere kritische Forschung ist zwar nichts weniger als über diese Gefahr hinaus, rückt aber dem wahren Ziele doch immer näher.

Wir unsrer Seits wollen nun zwar nicht jeden Zusammenhang zwischen den Amerikanischen Religionen und denen der alten Welt in Abrede stellen. Schon das Ansehen Alexanders von Humboldt hindert uns daran. Aber den Satz halten wir fest, daß man diesen Zusammenhang nicht zuerst, sondern zuletzt aufsuchen müsse. Zuerst muß man diese Religionen darzustellen und zu verstehen suchen wie sie vorliegen, nach ihrem eigenen Zusammenhange, nach ihrer eigenen Natur. Erst wenn dieser Boden geebnet, dieser Wald gelichtet ist, kann man mit einiger Sicherheit weiter blicken und weiter schreiten. Erst alsdann können Analogien in den Sitten und der Denkweise auf einen historischen Zusammenhang hinweisen, wenn zuerst ausgesondert ist, was dieselbe Menschennatur, hier wie dort unabhängig, auf analoge Weise hervorsproßen ließ. Dann mag man sehen, welche Regungen des über die Natur sich erhebenden freiern Geistes einem solchen historischen Zusammenhange zugeschrieben werden dürften. Diese schwierige Untersuchung überlassen wir spätern Forschern, die sich wohl der Hoffnung Humboldts (Kosmos II, 461) hingeben mögen, daß mit Benutzung alter Volksüberlieferungen und Entdeckungen von Thatsachen noch viele für uns jetzt verschlossene historische Probleme werden aufgehellt werden, wozu allerdings der große Mann bereits einen Anfang gemacht. Wir selber beschränken uns auf die Darstellung dessen, was eine bald unbewußte, bald nur objektiv bewußte Menschennatur Religiöses in dem Amerikanischen Urgeiste geschaffen hat.

Da jedoch die frühern Hypothesen mit zu der Geschichte der Forschungen auf diesem Gebiete gehören, mag eine oberflächliche Uebersicht derselben hier wohl am Platze sein.

Der alte Glaube an die Einerleiheit und Abstammung des gesammten Menschengeschlechtes von einem einzigen Urpaare trieb die Forschung über die Amerikanischen Menschen von den Zeiten der Entdeckung an bis auf diese Tage zur Aufsuchung eines historischen Zusammenhan-

ges der Amerikaner mit einem oder mehrern Völkern der alten Welt. Es giebt kaum ein namhaftes Kulturvolk der alten Welt, das man nicht zu Vätern und Lehrern der Amerikaner oder amerikanischer Stämme gemacht hätte. Direkt von Noahs Nachkommen leitete sie Lescarbot in seiner Geschichte von Neu-Frankreich. Viele lassen sie von westasiatischen Völkern herstammen, namentlich von Kananitern und Phöniziern, wie Lery, Gomara, Horn; andere selbst von Kaukasiern und Türken. Keine Ableitung aus diesen Gegenden hat aber bis jetzt so viele Vertreter gefunden als die von den Israeliten, die man bald über das atlantische Meer, bald über das stille hinüberzuschaffen wußte. Diese Ansicht, die zuerst Genebrardus aussprach, wurde schon von dem besonnenen Acosta (I, 23) bekämpft. Der Portugiese Emanuel de Moraez gesellte den Israeliten noch Karthager bei. Diesen beiden Völkern reiht der Dominikaner Gregorio Guarcia noch einige andere an. Im Allgemeinen leitete die Mehrzahl der Spanischen Geschichtschreiber, Torquemada oben an, die Amerikaner von den Hebräern ab. Auch der Französische Franziskaner-Missionär Hennepin ist dieser Ansicht nicht abgeneigt. Seit dem vorigen Jahrhundert ist dieselbe durch die historische Kritik nichts weniger als zum Schweigen gebracht worden, im Gegentheil findet sie fortwährend besonders bei den Engländern und Nordamerikanern ihre Anhänger. Zuerst ist zu nennen aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts der sonst gut beobachtende Englische Kaufmann Adair, der sich zehn Jahre lang (1735—1745) unter den Indianern aufhielt und eine Geschichte derselben schrieb, in welcher er durch manche Aehnlichkeit in den Sitten, und wie Lery und Thevet in den Gesichtszügen, bewogen, dieselben auf das bestimmteste von den Israeliten ableitete. Ihm folgten in dieser Ansicht Doctor Jonathan Edwards, D. Elias Boudinot, Mac Culloch, Pastor Smith, der Missionär Parker, C. Colton (vgl. Basler Missions-Magazin 1834. S. 492 ff.), und besonders der bekehrte Jude Samuel Frei. Auch der berühmte Maler Catlin sprach ähnliche Behauptungen aus. Ganz ohne Werth soll die in London 1843 erschienene Schrift eines Engländers, George Jonas über die Urgeschichte des alten Amerika sein, in welchem die Indianer dieses Welttheils auf Tyrus und Israel zurückgeführt werden, das Christenthum sei aber daselbst durch den Apostel Thomas geprediget worden. Mit dem meisten Aufsehen und Aufwand von Gelehrsamkeit hat die Verwandtschaft der Juden mit den Amerikanern Lord Kings-

borough in seinem Prachtwerke über Mexiko darzulegen gesucht. Später hat im Jahr 1849 Major Noah die Phönizier Amerika entdecken lassen, denen dann die zehn Stämme nachrückten. Zuletzt hat sich für diese Abstammung der Amerikaner von den Juden Schoolcraft Tribes II, 136 ausgesprochen. Dagegen fand man die Ahnen der Indianer bald, wie schon bemerkt, in den Karthagern, bald in den Egyptern, wie Moraez und Guarcia, bald wiederum bei den Abessyniern, wie Hugo Grotius. Aber auch Europa wurde nicht vergessen, indem man entweder an die Pelasger dachte, wie Lafiteau, oder an Etrusker und Römer, wie Bradford, auch an Celten, wie noch neulich Catlin, seien es nun Celten aus Spanien, wie Oviedo will, oder nach Owen und Williams aus Irland und Wales. Hugo Grotius dachte auch noch an Norweger, Normannen und Deutsche. Andere, und zwar Besonnere, ließen Amerika von Westen her bevölkert werden. So Acosta, der sich aber nur im Allgemeinen ausspricht. Die andern denken an bestimmte Völker, besonders Ostasiens, auf die sie die Bevölkerung Amerikas zurückführen, an Hindus, Mongolen, Chinesen, Japanesen. Dahin gehören Horn, Hugo Grotius, Deguignes, Maltebrun, Lesson, der Engländer Ranking, Gallatin, Delafield, Herder, Neumann. Eine neuere Ansicht macht auch den fünften Welttheil zur Heimath der Amerikaner und dachte dabei vorzüglich an die seefahrenden Malayen. So Dr. Lang, Bradford, und zum Theil Bory de St. Vincent. Viele verbinden mehrere dieser Ansichten miteinander, Horn, Guarcia, Hugo Grotius, Wuttke [1].

---

[1]) Weitere Auskunft vgl. bei Acosta natürliche und moralische Geschichte von Indien. Bch. I, K. 23. **Hornius de originibus americanis**; Guarcia über den Ursprung der Amerikaner; **Picard cérémonies, p. 5**; Robertson Geschichte von Amerika deutsch, I, 303; Carver Reisen in das Innere von Nord-Amerika, deutsch, S. 161., Vater in Adelungs Mithridates II, 2. 33 ff. III, 2. 309 ff. **Pauw recherches** II, 293. **Maltebrun précis**, übersetzt von Greipel: neuestes Gemälde von Amerika; Herder Ideen VI, 6; A. v. Humboldt Reise Bch. IX, Beilage, Bd. V, 314; deutsch, Versuch über Neu-Spanien, deutsch, I, 115. Kritische Untersuchungen, deutsch, I, 331. 388. Kosmos I, 491. II, 460. Max von Wied Nord-Amerika II, 102. 455. Brasilien II, 67. Pöppig, Ersch's Encycl. Art. Indier, und Inkas; Assal Am. Denkmäler 82; Braunschweig Am. Denkmäler 5, bes. 80 ff. Prichard Naturgeschichte des Menschengeschlechtes Bd. IV; Prescott Mejico Bd. II, am Schluß; Berliner Monatschrift, 1806, Merz. S. 197 ff. Ausland 1828. S. 358. 1832. S. 51. 1841. S. 1355. Magazin 1837. S. 358. 1842. S. 320. 331. 1843. S. 341. Andree Nord-Am. I, 25 ff. 241 ff. Wuttke Geschichte des Heidenthums I,

Die Gründe, mit denen man diese Ableitungen stützte, sind großentheils Analogien in Sagen und Sitten, in Anschauungen und Gebräuchen, die die amerikanischen Indianer mit Menschen der antiken Welt gemein haben. Da nun die Analogien von den modernen Anschauungen abweichen, so scheinen sie dem jetzigen Bewußtsein so auffallend und unnatürlich, so willkürlich und positiv, daß man ihr Vorhandensein bei verschiedenen Rassen nur durch ein Entlehnen vermöge eines historischen Zusammenhangs glaubt erklären zu können. Unter diesen Analogien waren die auf dem religiösen Gebiete nicht die unbedeutendsten.

Vordersätze, aus denen so viele Schlüsse und Ableitungen gezogen werden können, verlieren schon dadurch ihre Beweiskraft. Ein Beweis, der zu viel beweist, hört damit auf ein Beweis zu sein. Diese Schwäche in den obigen Ableitungen benutzten denn auch die Gegner der Einheit des Menschengeschlechtes und namentlich der Ableitung desselben von Einem Urpaare. Zuerst, glaube ich, hat Theophrastus Paracelsus einen besondern Amerikanischen Adam angenommen, de philos. occulta l. I. Seine Meinung fand aber als bombastisch wenig Berücksichtigung. Hingegen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts stellte nicht bloß nach Voltaire's Vorgang die irreligiöse Freigeisterei diese Ableitung in Abrede, sondern auch die von der theologischen Bevormundung emancipirte Naturforschung entschied nicht bloß über die bisherigen Hypothesen, sondern auch über alle künftigen Forschungen. Nach ihr sind die verschiedenen Rassen wie die Thiere und Pflanzen jegliche in ihrem Welttheile und Himmelsstrich von Anfang an in zahllosen Exemplaren einheimisch und im strengsten Sinne Autochtonen. Manche stellten sogar die Einheit des Menschengeschlechtes in Abrede und nahmen statt verschiedener Rassen verschiedene Arten (species) an, die nicht desselben Wesens seien. So Hughes nat. hist. of Barbadoes, Henr. Home, Sketches of the History of Man, Lord Kames in seinem Versuch der Geschichte des Menschen, deutsch 1774, Bory de St. Vincent in seiner Naturgeschichte des Menschen, Virey hist. natur. du genre humain 1824, und in Déterville's Wörterbuche der Naturge-

---

J. G. Müller, die Vorstellung vom großen Geiste, theol. Studien 1849. IV, S. 797 ff. Tiedemann Heidelberger Jahrbücher 1851. 122 ff. Ueber diese Schriftsteller siehe die genauern Angaben im Verlauf bei den Quellenangaben der einzelnen Völkergruppen.

ſchichte, und ebendaſelbſt Dumoulins. Ferner Rudolphi, Beiträge zur Anthropologie und allgemeinen Naturgeſchichte über die Verbreitung organiſcher Körper. Strauß Glaubenslehre I. 681 ff. nach Burdach, Carus, Oken, Bayerhoffer.

Die Oppoſition gegen die alte Anſicht hatte zunächſt den Vortheil, daß man die natürlichen Eigenthümlichkeiten der Amerikaner genauer unterſuchen mußte. Man ſtellte alle Amerikaner als Ein zuſammengehöriges Geſchlecht, ſei es nun Raſſe oder Art, zuſammen, und zwar als einen Haupttheil des Menſchengeſchlechts. Als phyſiſche Eigenthümlichkeiten deſſelben werden ungefähr folgende angeführt: Die Farbe iſt im Allgemeinen die kupfrige, je nach dem Klima bald mehr roth oder gelb, der Körper iſt wohlgewachſen und ſtark, das Haupthaar ſtark und glatt, das Barthaar wie bei den Mongolen gering und dünn, die Augen länglicht gegen die Schläfe emporgerichtet, die Stirne klein, die Backenknochen ſtark hervorragend, ſtarke Lippen, ſanfter Mund, finſtere Augen, die Geſichtszüge, ſelbſt der Geſichtswinkel ausgebildet wie beim Europäer. Auffallend iſt ihr unempfindliches Nervenſyſtem. Innerhalb dieſer gemeinſchaftlichen Eigenthümlichkeiten finden ſich wieder, wie beſonders Molina, Wied und d'Orbigny gezeigt haben, viele Verſchiedenheiten wie bei dem Europäer. Doch ſagte ſchon Herrera und der vielerfahrene und vielgereiste Ulloa und Viele haben es ihnen nachgeſagt und beſtätigt, daß, wer Einen Amerikaner geſehen habe, ſagen könne, er habe ſie Alle geſehen. Aehnlich Humboldt [1]).

Ueber die Zuſammengehörigkeit aller Uramerikaner ſtimmen die Forſchungen der Sprachforſcher nicht mit den Naturforſchern überein. Allerdings ſind die amerikaniſchen Sprachen von anderen weſentlich verſchieden und widerſtreben darum auch aufs ſprödeſte allen Ableitungsverſuchen; — aber ſie unter einander haben nicht wie die Menſchen dieſelbe Farbe, ſie ſind nicht Schweſterſprachen und gehören nicht zu

---

[1]) Morton crania americana, Philadelphia 1839. Blumenbach's, Martin's, Prichard's (I, 318 und IV), Bory's de St. Vincent, Berghaus Werke über die Naturgeſchichte des Menſchen, Herder, Humboldt, Vater, Pöppig, Braunſchweig a. d. a. O. Mar v. Wied N. Am. I, 233. II, 106. 168. 397. 455. Ausland 1841. 709. 1844. 425. Magazin 1840. 67. Andere dagegen wie Leſſon zählen die Amerikaner geradezu zu der Mongoliſchen Raſſe, zu welcher Anſicht auch Spix und Martius hinneigen, — wogegen Cuvier wieder mehr Aehnlichkeit mit der Europäiſchen Grundform findet.

derſelben Familie, nicht zu demſelben Sprachſtamm, ſondern ſind unter ſich wieder ſo außerordentlich verſchieden wie nur je Sprachen der verſchiedenſten Völker aus der alten Welt. Vgl. Vater und Prichard.

In Angabe der *pſychiſchen* Eigenthümlichkeiten herrſcht ſehr große Abweichung. Wenn Herder ihre Gutherzigkeit und kindliche Unſchuld dieſer glücklichen Kinder der Natur als weſentliche Eigenſchaften bezeichnete, ſo iſt denn doch der Mehrzahl der Beobachter die Grauſamkeit ihrer Marter oder Menſchenopfer, ihre Tyrannei und unnatürlichen Laſter nicht entgangen. Wenn einige ſie als mäßig und arbeitſam, andere dagegen als unmäßig und träg ſchildern, ſo rührt dieſer Widerſpruch von zu unvorſichtigem Generaliſiren. Erſteres ſind die Kulturvölker Mexikaner und Peruaner, letzteres die Wilden im Süden und Norden. Am allgemeinſten kann man noch dieſen Indianern einen ernſten, melancholiſch-choleriſchen Charakter zuſchreiben, der ſich beſonders grell ausnimmt im Gegenſatz zum ſanguiniſchen Neger.

Die *Religion* endlich iſt es am wenigſten, welche den Amerikaner unter Einem Begriff zuſammenfaßt oder ihn von den anderen Menſchen trennte. Die Wilden dieſes Welttheils ſtimmen in ihren religiöſen Anſchauungen und Gebräuchen weit mehr mit den Wilden anderer Welttheile zuſammen als mit den Kulturvölkern ihres eigenen Welttheils; und dieſe wieder weit mehr mit den Kulturvölkern erſter Stufe anderswo als mit ihren eigenen raſſenverwandten Wilden. Die Analogien ſind auf dieſem Gebiete weit mehr durch die äußern Verhältniſſe zur Natur bedingt, die auch die ſonſtigen Kulturſtufen zur Folge haben, als durch Schedel und Farbe. Gerade hier tritt es am klarſten zu Tage, wie nicht bloß nach dem innerſten Weſen der Religion, dem Gefühle und dem Vernehmen des innerſten Zuſammenhangs mit der Gottheit, der Amerikaner demſelben unſterblichen Geſchlechte angehöre wie die anderen Menſchen, ſondern auch nach den äußern Erſcheinungsformen der Religionen und den Bedingungen ihres Bewußtſeins. Dieſe Wahrheit wird uns überall aus der Betrachtung der einzelnen Amerikaniſchen Religionen entgegentreten.

Bei dieſer Sachlage kann es dem Forſcher auf dem Gebiete der Religionen nur erwünſcht ſein, daß auch die neueſte Naturforſchung die *Einheit des Menſchengeſchlechtes* d. h. die Einerleiheit der Art (species) angenommen hat. Dieſes iſt die Anſicht des erſten Phyſiologen unſerer Zeit, Johannes Müller, und des erſten Ethnographen,

Prichard. Vgl. auch den Aufsatz in der British Quaterly Review, angezeigt im Magazin 1850 Nr. 131 ff. Neben ihnen stehen die Namen eines Haller, Linné, Buffon, der beiden Humboldte, u. a. m. Vgl. Tholuck in Herzogs theol. Real-Encyclopädie I, 87. Diese Einheit ist nicht bloß von der höchsten sittlich-religiösen und christlichen Bedeutung, sondern auch von nicht geringerer wissenschaftlich-philosophischen. Wären nämlich die Amerikaner nicht Wesen derselben Art mit uns, so hätte ihr Studium wohl einen naturhistorischen Werth, nicht aber einen geschichtlichen, die Darstellung ihres Lebens beträfe etwas uns Fremdes, und trüge weiter nicht dazu bei, uns selbst über das Wesen unsers eigenen Geschlechtes in seinen innersten Tiefen und Falten aufzuklären. Der Amerikaner hat keine Seelenregung, die der Europäer nicht auch von Natur gehabt hätte oder hat. Hingegen lassen wir die Frage über die Abstammung der Menschen von Einem Urpaare noch unter dem Richter als eine unentschiedene, wenn auch die Einwendungen wegen des Schedels, der Farbe und der Meeresgröße wenig Eindruck auf uns machen. Mag diese Abstammung als eine geschichtliche Thatsache bejaht werden, oder mag ihre Erzählung in sinnbildlicher Weise die große Wahrheit von der menschlichen Brüderschaft verkörpern, — ihre religiöse Bedeutung als eines Glaubenssatzes bleibt immerhin stehen.

Aber auch die Frage über die Abstammung der Amerikanischen Kultur anderswoher lassen wir auf sich beruhen, wenn wir auch noch der Vollständigkeit wegen einen Blick auf sie werfen. Nach dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft gehört sie nicht sowohl in das Gebiet der Geschichte und Ueberlieferung als in das der Naturforschung oder auch der philosophischen Conjektur. Indessen ist hier doch die auffallende Uebereinstimmung im Kalenderwesen, Kirchenverfassung, Klöstern, Bußübungen, Prozessionen, Mönchswesen zwischen Ostasien und Amerikanischen Völkern, auf die A. v. Humboldt hingewiesen hat, nicht außer Acht zu lassen. Besonders sind die Aehnlichkeiten im Kalenderwesen aus willkürlichen Bestimmungen, die nicht in der Natur der Sache selbst liegen, zu erklären, also aus historischer Einwirkung, dazu kommt noch, daß die Kulturvölker Amerikas gegen Asien zu sich fanden. Allein diejenigen Aehnlichkeiten, die wegen ihrer Willkürlichkeit zur Annahme historischen Einflusses zwingen, wie die im Kalender, sind ganz vereinzelt. Eine Gesammtverbindung Amerikas mit dem Nomadenvolke der Mongolen, das schon von Anfang an der Viehzucht ergeben war und

seit Jahrtausenden das Eisen kannte, aber nicht die Seefahrt, — ist kaum denkbar. Sie hätten doch einzelne Stämme in Amerika mit der Thiermilch und dem Eisen bekannt gemacht. Wir werden auch finden, daß der Buddhismus der Ostasiaten einen wesentlich andern Charakter an sich trägt als die Amerikanischen Religionen. Die buddhistischen Symbole sind anders als die in den Tempeln Centralamerikas, welche man mit buddhistischen hat vergleichen wollen. Vgl. Tiedmann Heidelberger Jahrbücher 1851. 127. Denkt man aber mit Dr. Lang (über den Ursprung und die Wanderung des polynesischen Volks), Bory de St. Vincent u. a. die Asiatischen Kultureinflüsse durch die seefahrenden Malayen vermittelt, so bietet wieder der Mangel an Seefahrt gerade bei den westlichen Amerikanischen Kulturvölkern die größte Schwierigkeit. Diese wird noch erhöht durch die völlige Verschiedenheit der Sprachen, und die viel spätere Zeit, in welche das Auftreten der Malayen in Polynesien als die Blüthe der Amerikanischen Kultur gesetzt werden muß. Daher ist auch Prichard IV, 317 der Ansicht, daß die Wissenschaft der Mexikaner in der neuen Welt entstanden sei. So urtheilt Stephens Yucatan Cap. 13 über die Ruinen in Yucatan. Vrgl. C. 41. Centralamerika II, 436. 442. Und diese Ansicht dehnen wir mit dem Aufsatze in der A. A. Zeitung 1853 Beilage zu Nr. 31 und Tiedemann l. c. 163 ff. auch auf die anderen Amerikanischen Völker und Kulturgebiete, auch auf die Religion, aus.

---

§. 2. Der Ursprung der Amerikanischen Religionen ist in der Natur ihres menschlichen Geistes zu suchen.

Indem wir also die Fragen über den Ursprung der Amerikaner und ihrer Kultur auf sich beruhen lassen, suchen wir diejenigen Eigenthümlichkeiten derselben auf, die sich aus sich selbst und ihrer allgemeinen menschlichen Naturgemäßheit erklären. Die große Masse der Analogien in Gebräuchen und Vorstellungen sowohl bei den Wilden als auf den primären Stufen der Kulturvölker jenseits und diesseits des Ozeans, wird uns gerade zur lebendigen Anschauung bringen, wie dieselben nicht Produkte der Willkür und des individuellen Nachdenkens sind, sondern unwillkürliche Naturprodukte des Menschengeistes. Dieser

Geiſt trägt hier noch den Naturcharakter an ſich, wird durch ſeine Naturanlage beſtimmt, erhebt ſich noch nicht durch freie Selbſtbeſtimmung auf die Stufe der Humanität. Die Religion, die wir vorzüglich im Auge haben, gehört ſo gut wie die Sprache zur Natur des Menſchen, und ihre Erſcheinungen ſind namentlich beim antiken Naturmenſchen wie Naturprodukte zu unterſuchen und zu erklären, d. h. auf dem empiriſchen Wege der Beobachtung. Der Eindruck, den dieſe Maſſe von Analogien bei Menſchen der verſchiedenſten Zeiten und Welttheile, Farben, Schedel und Zungen dem unbefangenen Gemüthe abnöthigt, iſt der der Geſetzmäßigkeit, der Aeußerungen derſelben Natur. Die hiſtoriſche Kritik unterſtützt dieſes natürliche Gefühl, indem ſie jene Analogien nicht durch Entlehnung, ſondern durch Annahme ihrer Naturwüchſigkeit erklärt. Und gerade ſind es die Amerikaniſchen Religionen, welche die ſo oft gehörte Anſicht widerlegen, als ob die Religionen oder doch ihre alte ſymboliſche Form vom Orient her zu den andern Völkern gekommen wären. Weil im Orient ſich länger als bei den Griechen und den von ihrer Bildung ergriffenen Völkern die alten Urformen von Naturverhältniſſen und Naturreligionen erhalten haben, hielt man ihn für die einzige Heimat derſelben. Dieſer Schluß beruht auf der falſchen Vorausſetzung, als ob die Religionen mit ihren ſymboliſchen Formen nichts Naturwüchſiges, das aus allen Menſchen herauswachſe, ſondern etwas Fremdes und Entlehntes ſei, das von Natur nur etwa Einer Raſſe und Einem Himmelſtriche wie gewiſſe Pflanzen angehöre, von denen es dann erſt in die andern verpflanzt ſei. Wir moderne Menſchen ſind allerdings durch unſer von der Natur ſo abgezogenes Aufwachſen auf den Schulbänken und dem rationaliſtiſchen Sagenkreis ſo ſehr den Aeußerungen des Naturmenſchen entfremdet worden, daß uns dieſelben gewöhnlich barock, naturwidrig, widerſinnig erſcheinen. Und allerdings ſind es Erſcheinungen einer gebundenen und verzerrten Natur, aber nichts deſto weniger der Natur. Eben der in den Feſſeln der Natur gefangene zur Freiheit beſtimmte Geiſt macht uns dieſen barocken Eindruck. Unſere moderne Entfremdung von jener unmittelbaren Naturäußerung des antiken Geiſtes iſt aber ſo weit gegangen, daß ſelbſt bibliſche Anſchauungen in antiker Weiſe uns fremdartig und unverſtändlich geworden ſind, und ohne das fortgeſetzte Studium der alten Klaſſiker es noch viel mehr geworden wären. So kenne ich ein Beiſpiel, daß einem namhaften und bibelgläubigen franzöſiſchen Gelehrten das

Verſtändniß der moſaiſchen Geſetze ſo weit abhanden gekommen war, daß er zur Erklärung derſelben bei dem monſtröſen Gedanken ſeine Zuflucht ſuchte, Gott habe darum ſeinem Volke Vernunftwidriges befohlen, damit er daſſelbe im blinden Gehorſam übte. Dieſe Entfremdung von der antiken Anſchauungsweiſe iſt nicht natürlich, ſie iſt eine Folge der modernen rationaliſtiſchen Schulbildung, findet ſich darum auch beim Volke weniger als bei den ſogenannten Gebildeten. Der Reiz, den die Beobachtung fremder Sitten und Anſichten, und zwar vorzüglich der Naturmenſchen, auf unſern unbeſtochenen Sinn ausübt, kann unmöglich von ihrer Sonderbarheit und Vernunftwidrigkeit herrühren, ſondern daher, daß wir ein wiſſenſchaftliches Intereſſe ahnen, welches den gebildeten und mit eigenen Augen ſchauenden Mann oft mit unwiderſtehlichem Trieb in fremde Länder, in Gefahren und Mühſalen treibt. Und auch der Knabe theilt mit dem Manne dieſes Intereſſe, wenn er in den Reiſebeſchreibungen die abweichende Weiſe wilder oder barbariſcher Völker geſchildert lieſt. Schon Cicero (Tusc. quæst. I. 13) hat daher im Gegenſatz zu den rationaliſirenden Philoſophen ſeiner Zeit mit Recht den Satz aufgeſtellt, daß in jeder Sache die ohne Verabredung ſtatt findende Uebereinſtimmung der Völker auf ein Naturgeſetz hinweiſe. Und ſo iſt es denn auch mit den Amerikaniſchen Religionen. Die einzelnen aus ihnen überlieferten Bruchſtücke ſind Theile in dem großen Organismus der Naturreligionen des geſammten menſchlichen Geſchlechtes. Sie und die anderen ergänzen und erläutern einander gegenſeitig. Mit der Geſetzmäßigkeit hängt dann natürlich auch die Urſprünglichkeit aufs innigſte zuſammen, der Urſprung liegt in der Natur ſelbſt. Wenn die Amerikaniſchen Religionen in dem menſchlichen Weſen der Amerikaner gegründet ſind, ſo ſind ſie nichts Abgeleitetes und Sekundäres, ſie ſind nicht aus etwas Anderm entſtanden, weder aus der Politik, noch der Kultur, oder bewußter Ueberlegung oder Berechnung. Die Religion iſt auch in Amerika älter als alles dieſes, und findet ſich ſchon bei den rohſten Wilden. Daher iſt ſie auch nicht von andern Völkern entlehnt. Und dieß gilt nicht bloß von den Grundanſchauungen (Ideen) der Religion von der Gottheit und Unſterblichkeit, welche von der menſchlichen Vernunft überall vernommen werden, ſondern auch von den religiöſen Vorſtellungen und Gebräuchen, in denen die Phantaſie die Anſchauungen äußerlich geſtaltet. Die durchgreifendſte Analogie auch in dieſer Hinſicht weist auf ihre Geſetzmäßigkeit hin.

Nicht als ob hier wie bei den Vernunftanschauungen die Gesetzmäßigkeit zugleich auch auf ihre Objektivität hinwiese, denn bei aller Analogie unter den Völkern verändern sich die Vorstellungen und mit ihnen die Gebräuche je nach den Kulturstufen. Die Natur des Menschen ist nirgends mehr die ursprünglich unverfälschte, gerade bei den Wilden ist sie am meisten in der äußern Natur befangen, von der Natur und ihren Lockungen und Schrecken gebunden, die Religion ist hier vorherrschend Furcht vor den göttlichen Mächten, es herrscht das Traumleben der Vorstellung, die Traumphantasie, die Symbolik des Traums. Die Anschauungen, die ohnehin eine sinnliche Gestalt auch bei übersinnlichen Dingen annehmen müssen, sind somit nicht rein vom Bewußtsein festgehalten, sondern die Lichtstrahlen göttlicher Offenbarungen in der Aussenwelt sind in dem Bewußtsein der Heiden gleichsam prismatisch gebrochen, und das an sich Eine Licht hat sich in die vielen Farben des Polytheismus gespalten. Es ist das wirkliche, objektive Licht, das vernommen wird, auch das Heidenthum ist Religion, ein wirkliches Verhältniß des Menschen zur Gottheit, welche sich offenbart, Gott hat sich auch denen nicht unbezeugt gelassen, die außerhalb der christlichen Offenbarung stehen, ein Cherub des Herrn ist durch alle Lande geflogen und hat in jedem etliche seiner Federn fallen lassen, wie so schön Tholuck am Schlusse seines Vortrags über die Mystik sich ausdrückt. Aber das wirkliche Verhältniß zur Gottheit ist nicht das richtige sittliche, sondern bloß das natürliche Abhängigkeitsverhältniß; die Vorstellungen sind durch wirkliche Objektivität bewirkt, aber das vernehmende Subjekt hat fehlerhaft und in furchterregter Phantasie Vorstellungen gestaltet, die ihren Grund nur in ihm haben. Das ist die Bedeutung des Heidenthums und seines Studiums als eines Naturstudiums. Die Amerikanischen Religionen standen noch alle auf dem Standpunkt des reinen und ungeschwächten Heidenthums. Sie waren ungeschwächt durch jegliche Art des Monotheismus, für welche Behauptung der Beweis jeweilen bei den einzelnen Völkergruppen wird geführt werden. Sie waren ungeschwächt durch irgend eine von ihrer Religion unabhängige Forschung, ungeschwächt durch einen selbstständigen Anthropomorphismus in der Kunst. Wir finden in den Personificationen der Amerikanischen Religionen allerdings die ersten Anfänge zum Anthropomorphismus, aber dieser hatte keine Freiheit und ideale Geltung erlangt weder im Gesange, noch in der Bildnerei. Das klassische Alterthum dagegen hat wohl den heidnischen

Boden, allein auf demſelben hatte der Anthropomorphismus ſich emanzipirt, und jene Humanität in Wiſſenſchaft, Kunſt und Staat erzeugt, der die alten Geſtaltungen des Heidenthums ſammt dem Glauben daran abſchwächte. Darin beſteht eben die Bedeutung der Amerikaniſchen Religionen, daß ſie mehr als andere, wenigſtens mehr als andere Religionen von Kulturvölkern, das primitive und unabgeſchwächte Heidenthum darſtellen. Was bei den klaſſiſchen Völkern dem mythiſchen Zeitalter angehört und aus dieſem in vereinzelten Zügen in die hiſtoriſchen Zeiten hinüberklingt, das iſt hier durch die Geſchichte ſelbſt vor noch nicht gar vier hundert Jahren in der Wiege ertappt und ans Licht gezogen worden. Auf dieſe Weiſe hängt das Studium des klaſſiſchen Alterthums ſo gut mit dem Amerikaniſchen zuſammen als mit dem aller antiken Naturvölker und Naturſtaaten, und das Bedürfniß der Verknüpfung beider iſt an ſich kein falſches, es hatte nur bei frühern Forſchern den falſchen Weg pragmatiſcher Ableitung eingeſchlagen und dieſen Weg auf unkritiſche Weiſe verfolgt. Aber das Hereinziehen des einen Studiums in das andere in dem Sinne, daß durch die Analogien die Geſetze der Natur klar werden, iſt durchaus ſachgemäß. In dieſem Sinne fordert es auch Ottfried Müller in ſeinen Prolegomenen zur Mythologie S. 282 ff.

Dieſelben Grundſätze, die hier gegen ältere Ableitungsverſuche geltend gemacht worden ſind, kehren wir auch gegen neuere. Als einen letzten Verſuch nämlich, die Amerikaniſche Bildung ſammt den Kultur-Religionen auf die alte Welt zurückzuführen, müſſen wir die Eintheilung der Menſchen in eine aktive und paſſive Raſſe anſehen, welche von Klemm und Wuttke aufgeſtellt worden iſt. Wo nun nach dieſer Anſicht bei der paſſiven Raſſe Reſultate aktiver Kulturbeſtrebungen ſich finden, werden dieſe auf hiſtoriſche Einflüſſe der aktiven Raſſe auf die paſſive zurückgeführt. Die Amerikaner nun gehören ſammt den Negern und Mongolen zur paſſiven Raſſe, die Indogermanen und Semiten zur aktiven, aber die Hindus ſind durch Wahl zur paſſiven übergegangen. Die paſſiven ſind Völker des objektiven Bewußtſeins, die im Naturſein verſunken ſind; die anderen haben ſubjektives Bewußtſein und freies Geiſtesleben. Sichtbar iſt das Ideal der einen dargeſtellt im ſchläfrigen Buddha, das der anderen im belvederiſchen Apollo. Dieſe Abtheilung der Menſchen hat keinen Werth. Sie ſoll eine Naturbaſis haben und doch gehen die Hindus durch eigene Selbſtbeſtimmung von der einen

zur anderen über. Allerdings gingen alle aktiven Völker von der paſſiven zur aktiven Stufe, die aber eben deßwegen eine Stufe, und nicht eine Raſſe iſt. Die Vorfahren der Griechen, die älteſten Pelasger, haben auch noch keine Bilder nach Art des belvederiſchen Apollo verfertigt, ſondern ganz ſolche, wie ſie auf den unterſten Stufen paſſiver Völker ſich finden, wie denn überhaupt die ältern Hellenen nach Thukidides I, 6 außerordentlich viel Barbariſches an ſich hatten. So waren auch die älteſten Celten, Germanen, Slaven und andere Völker indogermaniſchen und ſemitiſchen Sprachſtamms anfänglich von derſelben paſſiven Naturbefangenheit umfangen, und erſt ſpäter theilweiſe durch hiſtoriſche Verhältniſſe veranlaßt zur aktiven Stufe übergegangen. Dieſer Untergang der Naturſtaaten und ihr Uebergang zur Freiheit kommt überall vor und iſt eine der merkwürdigſten Erſcheinungen der Weltgeſchichte. Geiſtreiche Gedanken kann man über dieſelbe nachleſen in Stuhrs Büchlein über den Untergang der Naturſtaaten. Zu obigen Verwerfungsgründen der Annahme einer aktiven und paſſiven Raſſe und Einwanderung aus der erſtern zur Urbevölkerung der letztern in Amerika kommt noch, daß ihre Aufſtellung für Erklärung der Amerikaniſchen Bildung und Kulturreligionen darum nicht nöthig iſt, weil es in dieſem Welttheil doch nie zu dem kam, was man unter aktiver, ſubjektiver, freier Bildung ſich denkt. Auch die Kulturvölker Amerikas blieben Barbaren und erhoben ſich niemals auf den Standpunkt freier Humanität. Wir werden ſpäter bei der Darſtellung der Religionen der Amerikaniſchen Kulturvölker auf dieſe Frage wieder zurückkommen, und ſehen, daß die einzigen inländiſchen Ueberlieferungen, auf die man ſich bei der Annahme jener beiden Raſſen beruft, ſich auf alte zu Kulturhelden anthropomorphirte Naturgötter beziehen.

Gegen die Annahme ſolcher höhern und niedern Menſchenraſſen mit ungleichmäßiger Beſtimmung zur Freiheit ſpricht ſich ſehr beſtimmt aus Humboldt im Kosmos I, 385.

§. 3. Die Verſchiedenheiten der Amerikaniſchen Urreligionen ſtammen von dem verſchiedenen Verhältniß der Amerikaniſchen Völker zur Natur.

Nach den bisherigen Erörterungen ſind alle Urvölker Amerikas Naturvölker, Barbaren, gehören noch der paſſiven Stufe menſchlicher Entwicklung an, die Natur herrſcht über ſie, ſie ſtehen in der engſten Verbindung mit der Natur, ihre Religionen ſind Naturreligionen, und erheben ſich ſo wenig als ihr ſonſtiges Weſen über die Natur.

Wir haben aber im Vorhergehenden ebenfalls den Unterſchied zwiſchen Kulturvölkern und Wilden berührt, in welchen die Amerikaniſchen Naturvölker zerfallen. Dieſer Unterſchied iſt gegeben durch das verſchiedene Verhältniß der Menſchen zur äußern Natur, und zwar in der materiellſten Grundlage der Ernährung und Arbeit. Dieſe letztere theilt im Großen und Ganzen die Amerikaniſchen Naturvölker in *Kulturvölker und Wilde*, und es gebührt deßhalb dem Engliſchen Geſchichtſchreiber Robertſon der Dank der Wiſſenſchaft, daß er durch Sonderung des geſammten Stoffs des Amerikaniſchen Alterthums in dieſe beiden Lager Ueberſichtlichkeit und Licht in dieſelben gebracht hat. Wir haben dieſen Weg nur weiter zu verfolgen.

Die Wilden Amerikas nun wohnen mehr im Oſten, in den großen Ebenen und Urwäldern, die Kulturvölker in den Hochebenen des Weſtens, beſonders gern in der Nähe von Seen. Dieſe bilden größere Staaten, jene nicht.

Der Unterſchied der Ernährung und Arbeit zwiſchen beiden iſt aber weſentlich und maßgebend. Die *Wilden* bebauen die Erde nicht, ſondern nehmen die Nahrung, die ohne ihr Zuthun aufwächst. Sie ſind gewöhnlich Jäger und Fiſcher, oder, wo zur Seltenheit ein glückliches Klima dazu in den Stand ſetzt, eſſen ſie die Früchte, die die Erde freiwillig und zu jeder Zeit darbietet. Der Menſch hat die Nahrung nur zu holen. Das Kleid, wo das Klima daſſelbe erfordert, beſteht aus Thierfellen, die aber gegerbt ſind, und zuſammengefügten Federn. Wo das Klima mild iſt, wird bloß die Scham bedeckt, der Körper dagegen häufig bemalt und tätowirt. Solche Lebensweiſe bedingt ein ganz eigenthümliches Verhältniß der ganzen Bevölkerung zur Natur. Das ganze Leben iſt in jeder Hinſicht ein vereinzeltes, man lebt von der Hand in

den Mund, in den Tag und von dem Tag. Wer heute zu eſſen hat, rührt ſich nicht für den folgenden Tag. Nichts gruppirt ſich ins Große, alles iſt in Raum und Zeit in chaotiſcher Vielheit verfahren. Kein Volk, kein Staat, ſondern Horden. Keine Theilung der Arbeit gliedert Volk und Leben in Stände, die einander doch wieder als große Maſſen gegenſeitig bedürften. Statt des Rechts herrſcht die Rache des Verwandten, oder vielmehr das Naturrecht liegt in ſeinen Händen ſtatt in denen des Staates, der noch nicht iſt. Statt des Kriegsgebrauchs findet das Martern der Gefangenen ſtatt und das Vergiften der Pfeile, ſtatt des Maſſenkampfs das Scharmützel, ſtatt der Tapferkeit die Hinterliſt. Es handelt ſich hier alſo nicht um das Leben des einzelnen Individuums, das darum, weil es von der Jagd lebt, eben deßwegen auch zu den Wilden zu rechnen wäre. Der Einzelne gehört ſeinem Volke an, deſſen Leben in allen ſeinen Verzweigungen durch ſein Geſammtverhältniß zur Nahrung und Arbeit bedingt iſt. Wenn auch bei dem einzelnen Individuum, das einem Kulturvolke angehört, der Grad ſeiner Kultur nicht mehr von ſeinem Broterwerb abhängt, ſo kann dieſer Umſtand doch nicht gegen unſern Satz von der Abhängigkeit des Kulturſtandes ganzer Menſchenmaſſen von ihrem Nahrungserwerb eingewendet werden, wie Duden thut. Es verhält ſich damit ähnlich wie mit der Wechſelwirkung zwiſchen Arbeit und Reichthum. Nur arbeitſame Völker ſind auch reiche Völker, — eine Wahrheit, die durch die vielen fleißigen armen, und unfleißigen reichen Individuen nicht widerlegt wird, denn die Arbeit eines Volkes bildet ein Ganzes, das den Individuen als Gliedern des Geſammtorganismus zu ſtatten kommt. Und eben ſo, wenn nicht jeder erndtet was er ſäet, oder mancher ſeine eigene Saat zertritt, wird dadurch der natürliche Zuſammenhang zwiſchen Säen und Erndten doch nicht aufgehoben.

Denſelben Charakter des geſammten Lebens des Wilden trägt auch ſein religiöſes, den Charakter vereinzelter in der Natur ſich offenbarender göttlicher Kräfte ohne gegliederte Geſetze. So iſt es überall bei den Wilden, in Afrika wie in Sibirien, in Polyneſien wie Braſilien. Geſpenſterhafter Geiſterglaube, der ſich an unzählige einzelne Körper (Fetiſche) ohne alle ſymboliſche, ſondern nur mit allgemein religiöſer Bedeutung anſchließt, — eine jeden Augenblick, von jedem Zufall, durch jeden Ort erregbare Traumfurcht vor den dämoniſchen, in der Natur ſpukenden göttlichen Kräften bilden den weſentlichen Charakter

der Religion der Wilden überall, sogar der Wilden mitten in der civilisirten Welt.

Den Wilden gegenüber stehen die Kulturvölker, die das Land bebauen und die Nahrung selbst ziehen. Dadurch erhebt man sich über den Zufall des Augenblicks, ordnet das Leben ins Große, man ist wohl noch im Gefühl der Naturabhängigkeit, aber nicht der der Stunde oder des Tages, sondern der des Jahres, man lebt nicht vom Fange des Tags, sondern vom Ertrag des Jahres. Man sorgt für das Jahr und alles gruppirt sich ins Große, Raum und Zeit gliedern sich in große organische Massen. Kleidung ist Gebrauch auch im milden Klima, und zwar gewöhnlich aus Geweben von Pflanzen, namentlich Baumwolle dann auch, was aber in Amerika schon später zu sein scheint, mit Ausnahme des Peruanischen Hochlandes, aus Wolle. Durch die Theilung der Arbeit theilen sich die Menschen in Stände, und in der Mitte der Ackerbauer erheben sich Städte, Gewerbe, Künste, Wissenschaften, die alle als Glieder eines Organismus einander gegenseitig fortwährend nöthig haben. So entsteht der Staat mit seinen geordneten Rechts, verhältnissen, und mit dem Kriegerstand der Kriegsgebrauch, der Massenkampf, Taktik und Strategie. So wird das Jahr gegliedert durch verschiedene Arbeit bald des Säens, bald des Bewässerns oder Düngens, bald des Erntens, es ordnet sich ein bestimmter Kalender mit Vorsorge und Rückblick, mit Berechnung und Geschichte. Diese Ordnung und Gliederung wird von der Kultur immer durch eine Art Schrift für das Auge und Gedächtniß fixirt. Diesen Charakter trägt auch durchwegs das religiöse Leben an sich. Jetzt da die Gottheit in geordnet wirkenden Naturgesetzen, nicht mehr bloß im vereinzelten Spuck, sich offenbart, in Naturgesetzen, die gleichförmig wiederkehrenden Einfluß auf das Leben ausüben, wird auch das Wesen derselben göttlich gefaßt und nach diesen Einflüssen gegliedert aufgefaßt. An der Spitze derselben steht gewöhnlich der die Fruchtbarkeit des Jahres regelnde Gott, sei es nun der Sonnengott, sei es der Himmelsgott, welche die jährlich abgestorbene Natur mit unzähligem lustigen Leben in Pflanzen- und Thierwelt erfüllen, unsäglichen Segen und Wonne spendend, aber auch im Großen die furchtbarsten Verheerungen und Entziehungen in der Hand haben. Diese Mächte werden nicht mehr durch Fetische dargestellt und als Spuckgeister gedacht, sondern durch symbolische Gestalten, die ihr Leben und ihre eigenthümlichen Wirkungen zur Schau

tragen. Dieſe jährliche Wirkſamkeit ſpricht ſich in Mythen aus, die hier auf dieſelbe Weiſe, wie bei allen Völkern auf derſelben Stufe, ſich ausſprechen, und zwar in Amerika noch urſprünglicher, je unberührter die Mythen von den erſt einer ſpätern Stufe angehörigen Zuſätzen freier Dichtkunſt, Plaſtik, Naturphiloſophie und Moral geblieben ſind. Sie bilden die erſte Stufe menſchlicher Einſicht in das geſetzmäßige Wirken der Natur und ſomit der Offenbarung der Gottheit in derſelben. Und wie in der religiöſen Vorſtellung, ſo macht ſich auch der Charakter der Kulturreligion in dem religiöſen Gebrauche, in dem Kultus geltend. Mit den Ständen entſteht auch der Prieſterſtand, mit den Centralpunkten der Wohnungen, den Städten und Palläſten, auch die Centralwohnſitze der Nationalgötter, die Tempel, — mit der Ordnung des Jahres auch die ſtehenden religiöſen Feſte. Auch die Vorſtellungen von der Unſterblichkeit ſind, wie wir jeweilen ſehen, anders und mehr in größere Theile gegliedert als bei den Wilden.

Fragen wir nun, welcher Zuſtand für der ältere zu halten ſei, der des Wilden? oder der der Kultur? ſo iſt dieſe Frage in unſerm Jahrhundert allerdings verſchieden beantwortet worden. Noch in neuſter Zeit ſpricht ſich Schoolcraft Tribes II, 44 für die Anſicht aus, daß der Zuſtand der Wildheit nicht für den urſprünglichen zu halten ſei. Freilich zeigt derſelbe die Kennzeichen einer Entartung, allein daſſelbe gilt von der ganzen alten Kultur. Der Menſch, in dieſem oder jenem Stadium, iſt jedenfalls von Natur nicht wie er ſein ſoll. Auf dem Wege der Geſchichte iſt die Frage ſchwer zu entſcheiden, da ihr Licht ſowohl Völker beleuchtet, welche aus dem Stande der Wildheit zur Kultur übergegangen ſind als auch umgekehrt. Auch die Naturanalogie zeigt uns nicht bloß Thiere, die den augenblicklichen Hunger durch den augenblicklichen Fund ſtillen, ſondern auch ſolche, die ſich Jahresvorräthe machen. Es ſcheint aber eine gewiſſe innere Nöthigung des Denkens zur Annahme einer Entwicklung aus dem Niedern zum Höhern hinzutreiben, gerade wie dieß auch bei dem einzelnen Menſchen geſchieht. Wie die höhern Stufen auf den niedern fußen, ſo wird das auch hier um ſo mehr der Fall ſein, da auch auf den höhern Stufen der Geſellſchaft für den einzelnen Menſchen das ungebundene Leben als das natürliche erſcheint, dem er nicht durch ſeinen Inſtinkt wie die Biene und die Ameiſe, ſondern durch einen ſtrengen poſitiven Zwang der Gewohnheit und Zucht entzogen wird. So haben auch die Kulturmythen und Ueberlieferungen

der Naturvölker die Kultur erſt nach der Wildheit entſtehen laſſen, ſei es nun, daß ſie den urſprünglichen Zuſtand als einen verkehrten und unſittlichen auffaßten, wie die Peruaner, ſei es, daß man ſich ihn als einen unſchuldigen dachte, immerhin war es ein kindlicher, ohne Ackerbau, ohne Städte, ohne Künſte, Wiſſenſchaften, ohne Entwicklung, mit Einem Worte, ohne Kultur.

Nur zweierlei darf man dabei nicht aus den Augen laſſen. Das erſte iſt, daß die Entwicklung aus dem Niedern ins Höhere nur die Stufen der Bildung innerhalb eines und deſſelben Prinzips betrifft. Wo letzteres ſpezifiſch verſchieden iſt, wie zwiſchen Monotheismus und Polytheismus, Theismus und Pantheismus, da geſchieht kein Uebergang von dem einen in das andere durch organiſche Entwicklung. Der ausgebildetſte Polytheismus der denkendſten Völker wird nicht Monotheismus, wohl allenfalls Pantheismus. Der Monotheismus wiederum hat ſeine verſchiedenen Stufen der Entwicklung, er hat ſeine Geſchichte ſo gut wie der Polytheismus, er hat ſeine kindlichen Anfänge, ſeine Patriarchenzeit, ſeine Zeit des antiken Staates der ſtrengen Geſetzlichkeit, ſeinen Anthropomorphismus, ſeine freie Entwicklung des Individuums. Somit unterſcheiden ſich Monotheismus und Polytheismus nicht durch den Grad der Ausbildung, ſondern durch das verſchiedene Prinzip, durch das von Anfang an verſchiedene Verhältniß zur Gottheit. Aus dem Polytheismus gelangten die Völker nicht durch Höherſteigen auf derſelben Leiter, ſondern durch Verlaſſen derſelben, durch die Aufnahme einer neuen Geiſtesſchöpfung. Und ſo verſinkt man aus dem Monotheismus in den Polytheismus nicht durch Abnahme der Bildung und wiſſenſchaftlichen Einſicht, ſondern durch Abfall und Hingabe des Herzens an andere Kräfte. Bei aller Achtung, die wir daher vor den Anſichten Schellings, Creuzers, A. W. Schlegels, Carl Ritters und anderer Männer dieſer Richtung haben, können wir ihnen doch darin nicht beiſtimmen, wenn ſie in den polytheiſtiſchen Religionen überall die Spuren eines Urmonotheismus finden wollen, aus dem ſie als aus einer Urquelle fließen, und nur durch Entfernung von der Quelle verſchlechtert worden ſind. Wir halten dafür, daß durch dieſe Anſicht die ſpezifiſche Eigenthümlichkeit der Erſcheinung und ſomit ihre klare wiſſenſchaftliche Auffaſſung nur verwirrt werde. Der Verlauf unſerer Darſtellung wird zeigen, daß alle jene Spuren und Trümmer des Urmonotheismus, die man auch in Amerika wie anderswo hat finden wollen, nicht auf

Verehrung des Einen und heiligen unsichtbaren, theistischen Gottes führen, sondern auf die Verehrung einer Naturgottheit.

Das zweite, was wir nicht aus den Augen lassen dürfen, wenn wir uns die höhern Stufen als die spätern denken, ist, daß wir keine untere Stufe menschlichen Daseins zu einer thierischen machen, wodurch das Prinzip noch mehr übersprungen wird. Mag auch der Wilde bisweilen ärger handeln als das Thier, der Kultivirte thut es etwa auch so, aber deßwegen ist der Wilde doch nie dem Thier gleichzustellen, da er seine wesentlichen menschlichen Eigenthümlichkeiten nicht erst durch Entwicklung, Kultur und Bewußtsein erhält, sondern sie von Natur hat. Er hat die Religion so gut wie die Sprache von Haus aus, so gut wie auch den Gebrauch der Werkzeuge und des Feuers. Wenn daher da und dort, und das nicht gar selten, von Wilden berichtet wird, denen die Religion fehle, so sind alle diese Angaben falsch, und werden seiner Zeit bei den einzelnen Völkergruppen widerlegt werden. Sie rühren gewöhnlich daher, daß man gewohnte Religionsformen nicht vorfand, und widerlegen sich der Regel nach von selbst, indem die Berichterstatter oft sogar auf derselben Seite religiöse Vorstellungen und Gebräuche solcher Wilden selbst anführen.

Unter diesen beiden Verwahrungen also stellen wir uns die verschiedenen Stufen menschlicher Bildung bei den Naturvölkern als im Gange der Entwicklung von unten nach oben begriffen vor. Dem gemäß werden bei unserer Darstellung der einzelnen Religionen die Wilden vorangehen, die Kulturvölker folgen. Bei den Wilden selber finde ich keinen Grund, die einen den anderen voranzuschicken. Es giebt ganz rohe Horden, wie wir sehen werden, und wieder solche mit vereinzelten Kulturelementen überall in allen größern Völkergruppen. Zudem hat der Wilde noch keine Geschichte, kein geschichtliches Bewußtsein, keine Entwicklung, alle Wilden in den verschiedensten Ländern wie in den verschiedensten Zeiten sind wie in anderen Wesenheiten, so auch in ihrer Religion einander gleichartig. Und wenn auch manche Horden von Kulturelementen berührt sind, seien dieß nun Reste einer frühern Kultur, seien es Knospen einer kommenden, seien es endlich bloße Entlehnungen im Einzelnen aus einer Nachbarschaft, dergleichen Einzelberührungen mit der Kultur fanden sich eben überall, wenn auch nicht bei allen Horden. Der ganze Osten Amerikas, wenigstens von den nördlichen Seen an südwärts zeigt zahlreiche Spuren einer uralten Kultur, die

aber zur Zeit der Entdeckung bereits größtentheils von wilden Jägerstämmen überdeckt war, die aber noch mancherlei Spuren von Kultur aufweisen, die den unvermischten reinen Wilden nirgends angehören. Deßwegen bestehen aber die Unterschiede zwischen Wilden und Kulturvölkern doch als im Großen die Gestalt des Lebens bedingend und sondernd, so gut wie die Unterschiede zwischen Luft und Wasser dadurch nicht aufgehoben werden, daß in der Luft Wassertheile, im Wasser mehr oder weniger Lufttheile sich finden. Da nun dieses Verhältniß im ganzen Osten Amerikas vorkam, so liegt kein Grund vor, die eine Völkergruppe wegen ihrer geringern Entwicklung vor der andern zu behandeln. Aus rein äußern Gründen schlagen wir den Gang von Norden nach Süden ein, weil uns so von den Stämmen des östlichen Südamerika ein leichter Uebergang nach Peru gegeben wird. Bei den Kulturvölkern nämlich liegt ein bestimmter Grund in der Natur der Sache, mit den Peruanern zu beginnen, mit den Mexikanern zu schliessen. Kulturvölker haben eine Geschichte und eine Entwicklung, wenn auch oft nur bis auf einen bestimmten Grad, bei dem sie stehen bleiben. Wenn nun auch die Mexikaner so gut wie die Peruaner im Allgemeinen auf der primären Stufe barbarischer Kultur standen, so zeigen doch die Peruaner noch einen unmittelbaren Sonnendienst, wie derselbe auch häufig die physische Grundlage alter Kulturreligionen bildet. Die Mexikaner dagegen haben auf dieser Basis noch weiter gebaut, die Mythologie und den Anthropomorphismus der Vorstellung weit mehr ausgebildet, dem Individuum ein freieres und höheres Ziel gesteckt, wie denn überhaupt ihr ganzes Leben einen größern Reichthum von Formen der Entwicklung darbietet. Uebrigens ist auch hier wie bei allen Kulturvölkern Amerikas wie der alten Welt nicht zu übersehen, daß, wie häufig in der Wirklichkeit die Stufe der Wilden nicht rein ist, so auch nicht die Kulturstufe. Denn bei den Kulturvölkern sind, und darüber ist sich billig nicht zu verwundern, die Eigenthümlichkeiten der Wilden nicht alle zerstört, sondern dauern auf den höhern Stufen fort, gerade wie die höhern Organismen der Natur überhaupt auch noch die Eigenheiten der niedern beibehalten, wie das Thier die der Pflanze. Wie nun die Neigung zur trägen schlenderischen Ungebundenheit des Wilden bei vielen Individuen gebildeter Völker sich stark regt, so auch die Bestandtheile der Religion der Wilden. Wenn sogar die Reste des altgermanischen Heidenthums trotz der mittelalterlichen Gewaltbeschlüsse,

trotz Inquisition, Hexenprozessen und Aufklärung unserer Jahrhunderte bis auf diesen Tag, selbst nicht aus dem protestantischen Volke völlig ausgerottet werden konnten, ist es sich da zu verwundern, wenn bei den Amerikanischen Kulturvölkern neben den Formen ihrer Kulturreligion auch noch Elemente ihres alten Geisterglaubens und Fetischismus sich erhalten haben! Sind doch beide nicht spezifisch und dem Prinzipe nach, sondern bloß dem Grade, der Bildung, der verständigen Auffassung nach von einander verschieden!

Wir schließen diesen Hinblick auf den Unterschied zwischen den Wilden und Kulturvölkern Amerikas und ihrer Religionen mit der Bemerkung, daß auch hier dieser Unterschied darum schärfer als anderswo hervortrat, weil die Mittelstufe zwischen beiden, das Nomadenleben, fehlte, während es in den andern Welttheilen eine so bedeutende Rolle spielte. Der alte Varro schon hat in seiner Schrift über das Landleben (II, 1) das Nomadenleben in die Mitte zwischen den Jäger und den Ackerbauer gestellt. Herodot IV, 106 kennt unter allen Menschen einen einzigen Volksstamm in Skythien, der Menschenfleisch aß. Diese vermittelnde Rolle des Nomaden und Hirten ist von den Alten mythisch religiös so ausgedrückt worden, daß sie Hirtengottheiten zu wohlthätigen Kulturgottheiten machten. Der Griechische Aristaios, der die Käsebereitung lehrte, bezwang die Wuth der Elemente und der wilden Thiere. Pan steht dem Zeus im Kampfe gegen Typhon und die Titanen bei. Der lateinische Faunus ist der Günstige und zum Kulturheros geworden, und das Hirtenfest der Pales ist der Geburtstag Roms. Das Hirtenleben fehlt dagegen in Amerika mit allen seinen Consequenzen. Denn daß die Peruaner auf den höchsten Gebirgstriften Lamas und Schaafe weideten, macht insofern keine Ausnahme, als sie nicht von der Milch dieser Thiere lebten, worin doch überall die wesentliche Eigenthümlichkeit des Nomadenlebens und Hirtenstandes besteht. Doch hängt vielleicht auch dieser schwache Bestandtheil des Hirtenlebens mit dem milderen Wesen zusammen, durch das sich die Peruaner vor den andern Amerikanern auszeichnen. Im Allgemeinen war in Amerika das Thier nirgends des Menschen Gefährte in Arbeit, Krieg und Luxus. Zwei Umstände mögen sich durch diese Erscheinung erklären. Einmal daß verhältnißmäßig zur alten Welt ein ungeheurer Flächenraum in Amerika von wilden Jägervölkern besetzt war, während dieselben in der alten Welt nur sporadisch vorkommen. Dagegen waren und sind die

unüberſehbaren Ebenen und Gebirgstriften der alten Welt mit zahlloſen Maſſen von Nomaden und Hirten erfüllt. Wir wollen damit nicht ſagen, daß die Nomaden in ihrer urſprünglichen Heimat ſo gar weit von der Stufe der Wilden entfernt geweſen. Ihr materielles Leben ſucht auch im Herumſchweifen die Nahrung, gewinnt ſie nicht durch Händearbeit und Schweiß. Ihr religiöſes Leben iſt vorherrſchend Geiſterverehrung und Fetiſchismus. Aber ſo viel iſt doch ſicher, daß in Amerika für den Wilden und ſeinen arbeitsſcheuen Streifſinn der Uebergang auch zu der primärſten Stufe der Ackerkultur, wie ſie z. B. im Peruaniſchen Leben ſich darſtellte, noch viel zu ſchroff war, als daß er ſo leicht ſich gutwillig dazu verſtanden hätte. Wohl erzählt die Sage, wie Manco Capac und Mama Oello, die Sonnenkinder, durch ihre Ueberredungsgabe die Wilden dazu vermocht hätten, ihre Wildheit mit Geſittung zu vertauſchen. Aber die Peruaniſche Geſchichte ſelbſt, ſo weit ſie auch hinaufreicht, weiß von beſtändigen Kriegen zu berichten, die von den Inkas zur Unterwerfung und Civiliſirung benachbarter wilder Stämme geführt wurden. So ſtark wurde der Gegenſatz gerade bei dieſem Staate gefühlt, daß man nur durch völliges Aufgeben der individuellen Freiheit die Wildheit überwinden zu können ſich getraute.

Der andere Umſtand im Amerikaniſchen Leben, der in dem Mangel der Nomaden einige Erklärung findet, iſt die vorherrſchende Gefühlloſigkeit des rothen Menſchen, die an und für ſich nicht mehr in ſeiner Natur liegt als in der anderer Menſchen. Nirgends iſt der Wilde gegen den Kriegsgefangenen grauſamer als hier, nirgends herrſchten auch noch auf der Stufe der Kultur die Menſchenopfer in ſolcher Ausdehnung. Schon dem Thiere gegenüber, ſelbſt wo man eine göttliche Offenbarung in ihm ſah, benahm man ſich nur als Feind, und wußte nur von ſeiner Hinſchlachtung Nutzen zu ziehen. Es iſt aber eine vielfache Erfahrung, daß an der Behandlung des Thieres der Menſch menſchliche und unmenſchliche Weiſe ſich angewöhnt. Niemand aber behandelt die Thiere vernünftiger als die Nomaden und Hirtenſtämme; wer aber gegen Thiere grauſam iſt, hat keinen großen Schritt mehr zur Mißhandlung der Menſchen zu machen. Wir wollen damit nicht ſagen, als ob in dem Mangel an dem Nomadenleben der einzige Grund zu jener Gefühlloſigkeit läge; es giebt deren noch tiefere. Aber eine Beförderung lag gewiß darin.

Erſter Haupttheil.

Die Religionen der Wilden.

Erſter Abſchnitt.

Die Religion der nordamerikaniſchen Rothhäute.

§. 4—28.

§. 4. Die literäriſchen Quellen. — §. 5. Die allgemeinen Kultur- und Geſchichtsverhältniſſe. — §. 6. Der ſüdliche Natur- und Sonnendienſt. Elemente. — §. 7. Verehrung der Pflanzen und Thiere. — §. 8. Die Seelenwanderung. — §. 9. Prieſter, Tempel und Feſte. — §. 10. Der nordiſche Geiſterglaube. — §. 11. Der Fetiſchismus. — §. 12. Die Zauberer. — §. 13. Vom Religionsgefühl und Kultus. — §. 14. Der nordiſche Unſterblichkeitsglaube. — §. 15. Verſchmelzung des nördlichen und ſüdlichen Elementes. Die Zwölfgötter. — §. 16. Der Bilderdienſt und Anthropomorphismus. — §. 17. Alte einheimiſche Verehrung des Großen Geiſtes. — §. 18. Verſchiedene Namen deſſelben. — §. 19. Derſelbe iſt Schöpfer. Schöpfungsmythen und Fluthſagen. §. 20. Er iſt Schöpfer als Sonnengott. — §. 21. Schöpfer als Himmelsgott. — §. 22. Schöpfer als Thiergott. — §. 23. Der Große Geiſt in der Form irdiſcher unbeſeelter Gegenſtände. — §. 24. In Menſchengeſtalt. Manabozho. — §. 25. Verhältniß des Großen Geiſtes zum erſten Menſchen. — §. 26. Er iſt Herr des Lebens und des Todes. — §. 27. Kriegsgott. Menſchenopfer und Anthropophagie. — §. 28. Der Große Geiſt ſteht unter dem Schickſal.

§. 4. Die literäriſchen Quellen.

Wir faſſen hier alle die Stämme zuſammen, welche zwiſchen den Eskimos, die der Amerikaniſchen Raſſe nicht angehören, und zwiſchen dem alten Mexikaniſchen Reiche und den bei der Geſchichte deſſelben vorkommenden wilden und halbwilden Völkern Neu-Mexikos wohnten. Man nennt ſie im engern Sinn Rothhäute.

Dieſe Stämme ſind im Süden durch Spanier, im Norden durch Franzoſen und Engländer bekannt geworden. Sie haben aber lange Zeit nicht das Intereſſe und die ausgezeichneten Forſchungen erfahren wie die Indianer Neu-Spaniens. Erſt in neuern Zeiten haben zuerſt Franzöſiſche und Deutſche Miſſionäre, nachher Engliſche Geiſtliche und Reiſende genauere Forſchungen angeſtellt. Die Krone bilden die Forſchungen der neuſten Deutſchen, und die reichhaltigen Sammlungen Nordamerikaniſcher Reiſenden.

In den erſten Zeiten der Entdeckung ſind zuerſt die Stämme in Florida und um Kalifornien durch die Spanier ans Licht gezogen worden. Florida wurde zunächſt bekannt durch den Entdeckungszug 1527 ff. des Pamphilo de Narvaez, der von dem mitreiſenden Nunnez Cabeça de Vaca beſchrieben wurde. Ternaux Compans und nach ihm Alvensleben haben dieſe alte Beſchreibung mitgetheilt, welche einige wichtige Züge enthält. Ihm folgte der Eroberungszug des Hernando de Soto 1539, welcher beſchrieben wurde in *Garcilasso de la Vega's* Florida, ò historia del Atelantado Hernando de Soto, 1605, ins Franzöſiſche überſetzt von Peter Richelet, — aus welcher Geſchichte ſich auch Auszüge in der Allg. Hiſtorie der Reiſen, Bd. XVI, S. 498 ff. finden, die unſern Gegenſtand berühren. Dieſer Eroberungszug iſt dargeſtellt in dem Portugieſiſchen Werke Relaçam do descoprimento de provincia Florida, 1577, welches Werk von Citri de la Guiette unter dem Titel histoire de la conquête de la Floride par les Espagnols sous Ferdinand de Soto ebenfalls ins Franzöſiſche überſetzt worden

iſt. Nach dieſen Quellen behandelten obigen Eroberungszug C. C. Böttger in zwei Bänden 1796 in deutſcher Sprache, und Theodor Irwing in engliſcher, von welcher letztern Bearbeitung Berlin 1836 eine deutſche Ueberſetzung in zwei Bänden erſchienen iſt.

Ueber Kalifornien hat die erſten bedeutenden Unterſuchungen mitgetheilt der bei Mexiko genauer zu bezeichnende Juan de Torquemada, 1614, aus dem ſich Kalifornien betreffende Auszüge im vierten Bande der in Frankfurt a. M. 1781 herausgekommenen Sitten und Meinungen der Wilden in Amerika, und im Ausland 1849. S. 1103 ff. vorfinden. An ihn ſchließt ſich ſein Landsmann Andr. Perez de Ribas, deſſen historia de los triumphos de nuestra sta fé 1645 herauskam. Ueber das Feſtland in der Nähe iſt eine Hauptquelle der Bericht des Pedro de Caſtaneda de Nagera, welcher 1540 als gemeiner Soldat die Unternehmung des Francesco Velasquez de Cornado mitgemacht hatte, und über Cibola, Quivira u. ſ. w. Mittheilungen macht, ſo wie über die Religion und die Sitten der dortigen Indianer. Sein Bericht iſt erſt durch die Ueberſetzung von Ternaux Compans bekannt geworden, welche im neunten Bande von deſſen ſpäter genauer anzuführenden Sammelwerke mitgetheilt iſt. Davon giebt es eine deutſche Ueberſetzung von Alvensleben im zweiten Band ſeines Amerika, ſeine Entdeckung und ſeine Vorzeit, — einer Ueberſetzung von verſchiedenen durch Ternaux mitgetheilten Schriften, 2 Bde. Meißen 1839. In dieſem zweiten Bändchen befindet ſich auch der Bericht des Bruders Marcus von Niza. Eben ſo die Briefe des Statthalters Mendoza und der Bericht des Alarcon.

Bezüglich die nördlichen Gegenden ſind aus dem ſechszehnten Jahrhundert bloß von mir herauszuheben Quarterius, der von de Laet benutzt wurde, und André Thevet, der in ſeinen Singularités de la France antarctique 1558 auch Beobachtungen über die Religion der Kanadier mittheilt.

Schon bedeutender ſind die Nachrichten aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert, beſonders der Franzoſen, z. Th. ſolcher, die ſich im politiſchen Berufe im Lande aufhielten wie Champlain und Lescarbot, als auch katholiſcher Miſſionäre, wie Sagard, Creux, Hennepin, und die Mitarbeiter an den lettres édifiantes. Dazu kommen noch die drei holländiſchen Werke von de Laet, Donck und Hazart. Engliſche Werke ſind mir weniger bekannt geworden; außer dem Sammelwerke von

Purchas, das 1613 in vier Folianten in London erſchien, hebe ich das Werk von Roß heraus.

Sam. Champlain machte als tüchtiger Seefahrer ſchon frühe Entdeckungen in Kanada, legte den Grund zu Quebeck, hielt ſich überhaupt von 1603 bis 1629 im Lande auf. Er gab ſeine Reiſebeſchreibungen 1613 und 1620 heraus, und dann zuſammen 1632. Sie ſind beſonders von de Laet, Picard, Vater benutzt worden. Im Anfang dieſes Jahrhunderts hielt ſich ebenfalls der Parlamentsadvokat Lescarbot im nördlichen Amerika auf, welcher ſchon 1609 ſeine histoire de la nouvelle France in Paris im Druck erſcheinen ließ, deren ſich unter andern Picard, Charlevoix, Vater bedienten. Im Jahr 1632 erſchien dann ebenfalls in Paris die voyage du pays des Hurons vom franzöſiſchen Miſſionär Pater Sagard, die Robertſon, Heckenwelder, Vater, Bromme gebrauchten. Der Jeſuit Du Creux ſchrieb eine historia canadensis seu Novæ Franciæ, die bis zum Jahr 1656 geht, und zu Rathe gezogen wurde von Robertſon und Chateaubriand. Von dem franzöſiſchen Franziskanermönch Louis Hennepin gehören hieher ſeine voyage en un pays plus grand que l'Europe, 1697, und ſeine nouvelle description d'un très grand pays situé dans l'Amérique entre le nouveau Mexique et la mer glaciale, 1698 und 1704. Beide Werke enthalten im Ganzen denſelben Inhalt, ſie finden ſich in den Recueil des voyages au Nord, und ſind ins Deutſche überſetzt von Langen 1698 in zwei zuſammengehörigen Bänden, in denen mir das Werk zu Gebote ſtand. Wenn daſſelbe auch viel Unzuverläßiges enthält, ſo giebt es doch auch nicht ſelten brauchbare Beobachtungen eines Augenzeugen. Die *lettres édifiantes* et curieuses, écrites des Missions étrangères par quelques Missionaires de la compagnie de Jésus begannen mit dem Jahr 1699, wurden ebenfalls ins Deutſche überſetzt, und oft von denen benutzt, welche über die Rothhäute und ihre Religion geſchrieben haben.

Von den Niederländern ſteht der gelehrte de Laet oben an, der auch bekannt iſt durch ſeinen Streit mit Hugo Grotius über den Urſprung der Amerikaner. Sein hieher gehöriges Werk führt den Titel Novus orbis seu descriptionis Indiæ occidentalis libri XVIII, welches in Leiden 1633 von den Elzevirern in ſehr ſchönem Druck herausgegeben wurde. Der Verfaſſer benutzte gute alte Quellen wie Thevet, Lescarbot, Champlain und andere, die er ſelbſt in der Vorrede

angiebt. Er wird insgemein und das mit Recht, ſelbſt von dem Jeſuiten Charlevoix, wegen ſeiner Gründlichkeit gelobt. Außer den Bemerkungen über die Religion war mir dieſes Werk auch namentlich wegen geographiſcher Dinge aus dem ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert ſehr dienlich. Nachher erſchien in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts eine Beſchreibung von Neu-Niederland von Adrian van der Donck in holländiſcher Sprache, in welcher unter anderem eine ausführliche Beſchreibung der Zauberer enthalten iſt. S. 64. 65. 76 ff. Holländiſch iſt auch urſprünglich geſchrieben die katholiſche Kirchengeſchichte des Jeſuiten Corn. Hazart. Sie wurde von Soutermann ins Deutſche überſetzt 1684 und 1727 in drei Bänden. Ich benutzte die erſtere Ueberſetzung. In dem zweiten Theile iſt von den Amerikaniſchen Miſſionen gehandelt, wobei über die Urreligionen der Indier nach katholiſchen, beſonders jeſuitiſchen Berichten manches Brauchbare mitgetheilt wird.

Von den Engländern nennen wir den Alexander Roß aus der erſten Hälfte des Jahrhunderts, welcher in ſeinem Werke πανσέβεια oder von der ganzen Welt-Religion aus zum Theil jetzt weniger zugänglichen Quellen ſchöpfte. Sein Werk wurde dann wiederum eine Quelle für den Nürnberger Chriſtoph Arnold, in ſeinen Zugaben zu Abraham Rogers offener Thür zu dem verborgenen Heidenthum, welches letztere Werk 1663 in Nürnberg in deutſcher Ueberſetzung (aus dem Niederländiſchen) herauskam.

Im achtzehnten Jahrhundert kommen wieder zunächſt die Franzoſen in Betracht. In der zweiten Hälfte treten aber die Engliſchen und Deutſchen Berichterſtatter mehr in den Vordergrund, ſeitdem einerſeits durch die Hernhuther bei den Proteſtanten der Sinn für die Miſſion geweckt worden war, anderſeits die neuere Philoſophie die Wichtigkeit der Betrachtung der Naturvölker klar gemacht hatte.

Am Anfang des Jahrhunderts ſchrieb der freigeiſterische Baron de la Hontan ſeine nouveaux voyages dans l'Amérique septemtrionale. Amsterd. 1703. 1728. 2 Tom. und den Dialogue du Baron de la Hontan et d'un sauvage 1704. Dieſe Werke ſind weniger wichtig, namentlich iſt das letztere Werk eine bloße Fiktion um die eigenen Anſichten des Herrn Baron zu verhüllen. Ein anderer weltlicher Franzoſe, der Aidemajor de la Potherie ſchrieb eine histoire de l'Amérique septemtrionale, die 1722 gedruckt wurde, und von Picard öfters gebraucht wurde.

Wichtiger sind die Werke der beiden französischen Jesuitenmissionäre Lafiteau und Charlevoix. Lafiteau war Missionär unter den Irokesen, und gab 1723, 1726 das reichhaltige und oft benutzte Werk heraus Mœurs des sauvages Américains comparées aux mœurs des premiers temps. Paris 2 Bde. 4. Rouen 1724. 4 Bde. 12. Außer den eigenen Erfahrungen wurden noch andre Quellen zugezogen, so für Nord-Amerika Carthier bei Ramusio, Vincent le Blanc, du Creux, la Potherie, le Jeune (relation de la nouvelle France), Brebeuf. Dieses Werk wurde von den Sachkennern mit vielem Beifall aufgenommen und benutzt, namentlich in die zweite Edition von Picard einverleibt. Der erste Band der Geschichte von Amerika, der 1752 unter Baumgartners Aufsicht herauskam, ist als eine Uebersetzung von Lafiteau anzusehen, Joh. Friedrich Seyfart in Halle hatte sie verfertigt. Lafiteau hat im Ganzen die richtigen Grundsätze über die Analogie der religiösen Vorstellungen geltend gemacht. Vgl. I, 99 ff. Die Schrift von P. François Xavier Charlevoix, die hieher gehört, hat den Titel Histoire et description générale de la nouvelle France avec le journal historique d'un voyage fait par ordre du Roi dans l'Amérique septentrionale, Paris 1744. 3 Bde. Das journal bildet den dritten Theil der histoire. Davon finden wir eine deutsche Bearbeitung in der allg. Historie der Reisen, Bd. XIV. Auch dieser Schriftsteller fand vielfache Berücksichtigung. — Mehr eine gelehrte Benutzung früherer Schriftsteller finden wir in den Schriften von Picard, de Brosses und Dupuis. Der Verfasser des Textes zu dem Bilderwerk von Picard ist zwar unbekannt, wir citiren es aber der Kürze wegen unter letzterm Namen. Der Titel ist: Cérémonies et coutumes religieuses des peuples idolâtres. Amst. 1723, 1728, 1741. Für die nordamerikanischen Völkerstämme, die gleich im ersten Bande behandelt sind, ist der Text sehr schätzbar wegen der Benutzung von Schriftstellern wie Champlain, Lescarbot, de la Potherie, de la Hontan, Hennepin, Purchas, — in der zweiten Edition wie gesagt auch Lafiteau. De Brosses schrieb du culte des dieux fétiches 1760. Davon erschien 1785 eine deutsche Uebersetzung. Es ist eine Compilation aus frühern Schriftstellern, unter denen besonders Lafiteau zu nennen ist. Der Ausdruck Fetisch ist durch de Brosses zuerst in seinem weitern Sinne in die wissenschaftliche Sprache eingeführt worden. Manche für unsern Zweck brauchbare Notiz findet sich auch in dem Werke von Du-

puis l'origine des cultes, welches 1795 (l'an 3) herauskam. Hingegen auf eigenen Anſchauungen beruhen die Mittheilungen über die Religion der Rothhäute in Sam. Hearne's voyage du fort du prince de Galles dans le pays du Hudson à l'océan nord. 2 vol. Paris an 7 (1799).

Die Deutſchen lieferten anfänglich mehr Bearbeitungen aus andern uns zum Theil weniger zugänglichen Quellen, Ueberſetzungen, Zuſammenſtellungen, Mittheilungen. Dahin gehört die ſo eben angeführte Geſchichte von Amerika, ſo wie die allgemeine Hiſtorie der Reiſen, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Leipzig erſchien; Bd. XIV enthält wie ſchon geſagt eine deutſche Bearbeitung der Geſchichte von Charlevoix, dann geben Bd. XVI und XVII viele Mittheilungen aus den vorhin angeführten Werken. Das Buch über die Sitten und Meinungen der Wilden in Amerika erſchien in Frankfurt a. M. von 1771 an in 4 Bdn.; im dritten und vierten Theile ſind Data gegeben, die hieher gehören, letztere aus Carver. Ein ähnliches Werk iſt das von Lindemann, Geſchichte der Meinungen älterer und neuerer Völker von Gott, Religion und Prieſterthum u. ſ. w. Es giebt in ſieben Bänden (1784—1795) eine ordentliche Ausleſe. Beſonders aber ſind dem, welchem nicht alle Quellen ſelbſt zu Gebote ſtehen, willkommen die beiden Werke des gelehrten Meiners, der Grundriß der Geſchichte der Religionen 1785 und die kritiſche Geſchichte der Religionen, 1806, 2 Bde. Ueberall verweist er mit Genauigkeit auf die von ihm benutzten Quellen. Als Originalſchriftſteller könnte allenfalls Loskiel angeſehen werden, welcher in Barby 1789 eine gründliche Miſſionsgeſchichte der evangeliſchen Brüdergemeinde unter den Indianern in Nord-Amerika herausgab. Indeſſen entnahm er ſeine Bemerkungen über die heidniſche Religion größtentheils den Mittheilungen des Miſſionär Zeisberger, der ſich vierzig Jahre lang unter den Rothhäuten aufgehalten hatte. Nicht ohne Intereſſe wird auch der Forſcher Iſaak Iſelins Geſchichte der Menſchheit, und Herders Ideen in Beziehung auf unſern Zweck durchgehen, wenn auch letzterer mehr Zutrauen zu den weltlichen als geiſtlichen Schriftſtellern gehabt zu haben ſcheint.

Die Schriften der Engländer über die Rothhäute ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſind, wo nicht zahlreicher, ſo doch bekannter und zugänglicher geworden. Der ſiebenjährige Krieg hat die Indianer und Engländer in viel beſtimmtere Berührung mit einander gebracht

als früher. Indeſſen beruht die natürliche und bürgerliche Geſchichte Kaliforniens, die zuerſt in Engliſcher Sprache erſchien, und dann von Adelung 1769 deutſch herausgegeben wurde, größtentheils noch auf Spaniſcheu Quellen. Doch hat der Ueberſetzer Zuſätze aus neuern Engliſchen Reiſebeſchreibern beigefügt, die jedoch für unſern Zweck weniger wichtig ſind. Dagegen handelt das Engliſche Originalwerk in einem eigenen Abſchnitte von der Religion der alten Kalifornier. Auf älteren Quellen beruht auch noch Robertſons ſehr ſchätzbare Geſchichte von Amerika, von der 1777 eine von mir benutzte deutſche Ueberſetzung erſchien. Im erſten Bande, der von den Wilden handelt, theilt er über die Religion wichtige, wenn auch dürftige Nachrichten mit. Seine Quellen waren hier Charlevoix, Sagard, Lafiteau, du Creux, Charlew, Dumont, de la Potherie. Unter den neueren Quellen ſind einige Reiſende zu nennen. Der Engliſche Kaufmann Adair lebte zehn Jahre (1735—1745) unter den Rothhäuten. Seine Geſchichte der Amerikaniſchen Indianer (London 1775) enthält viele gute Beobachtungen, weniger gute Urtheile. Von derſelben wurde eine deutſche Ueberſetzung in Breslau 1782 herausgegeben. Eben ſo machte der Engliſche Reiſende Johann Carvers auf ſeinen Reiſen in den Jahren 1766—1768 viele Beobachtungen über die Sitten und die Religion der Rothhäute. Auch von dieſen Reiſen giebt es eine deutſche Ueberſetzung, Hamburg 1780. Franklin machte auf ſeinen Reiſen ebenfalls mancherlei Bemerkungen über die Wilden Nord-Amerikas. Dieſelben ſind im fünften Bande ſeiner Werke (1784) enthalten. In deutſcher Bearbeitung finden wir dieſelben in der Neuen Bibliothek der Reiſen, die 1815—1835 herauskam, Bd. 36 und 51. Von den Reiſen William Bertram's in den ſüdlichen Theil von Nord-Amerika giebt es eine Franzöſiche Ueberſetzung in zwei Theilen, 1791. 1792. Von den intereſſanten Land- und Seereiſen von Long, Kaufmann, haben wir eine Deutſche Ueberſetzung, Hamburg 1791.

Unſer Jahrhundert hat beſonders in den letzten Jahrzehnten ſehr vieles, ja mehr als irgend eines der vorigen, zur gründlichen Erforſchung der Sitten und der Religion der Rothhäute beigetragen, ein Ruhm, an welchem die Deutſchen nicht den geringſten Antheil anſprechen dürfen.

An die letzten Arbeiten des vorigen Jahrhunderts bei den Franzoſen ſchließt ſich zunächſt Volney's Tableau du climat et du sol des états unis d'Amérique. Paris 1803. Es ſind hier manche

bare Beobachtungen über die Indianer Nord-Amerikas gegeben. Eine Deutsche Ueberſetzung erſchien in Hamburg und Mainz 1804.

Eine der hübſcheſten Darſtellungen der Religion der Rothhäute iſt die in Fr. Majers mythol. Taſchenbuch, das in Weimar erſchien, im Jahrgang 1811. Es zeigt ſich hier wieder eine anerkennende Benutzung der alten ſowohl als neuern Quellen, ſelbſt wenn erſtere von Katholiken oder gar Jeſuiten herrührten.

Die gründlichen Sprachunterſuchungen Vaters im dritten Theil von Adelungs Mithridates behandeln in der dritten Abtheilung (1816) die Indianer Nord-Amerikas, und enthalten neben ihrem Hauptgegenſtand auch manche für unſern Zweck wichtige Mittheilung. Reichhaltiger ſind aber die Nachrichten von Heckenwelder, die urſprünglich in Engliſcher Sprache herauskamen. Sie finden ſich in den Verhandlungen des hiſtoriſchen und literäriſchen Comité der nordamerikaniſchen gelehrten Geſellſchaft zu Philadelphia, Bd. I, 1819. Bromme nennt dieſen Deutſchen den Tacitus der Indianer. Wenn auch dieſer Ausdruck in mehr als einer Hauptrückſicht, beſonders ſeit den Arbeiten unſers Jahrhunderts, übertrieben iſt, ſo verdient doch Heckenwelder die vollſte Anerkennung. Während ſeines mehr als dreißigjährigen Miſſionsaufenthaltes unter den Indianern hat er eine Menge der wichtigſten Beobachtungen über die Religion gemacht. Mit dieſen verband er auch noch diejenigen des Miſſionärs Zeisberger. Ueber letztern vgl. das Basler Miſſionsmagazin 1838. S. 170 ff. Heſſe hat von dem Werke Heckenwelders eine Deutſche Ueberſetzung oder Bearbeitung geliefert, deren Herausgabe G. E. Schulze ſammt einer gelehrten Vorrede und Parallelen aus Carver, Loskiel, Long und Volney, Göttingen 1821 beſorgte. Ebenfalls reichhaltig ſind die Angaben über die Urſtämme Nord-Amerikas, ihre Denkmäler und Religion, welche Friedrich Schmidt im vierten Bande ſeines Verſuchs über den politiſchen Zuſtand der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika mittheilt. Stuttgart und Tübingen 1822. Außer Heckenwelder, der ihm hier ebenfalls die höchſte Autorität iſt, benutzte er die Reiſen eines Mitgliedes der Oneida-Nation in Oberpennſylvanien und Neu-York, — dann die Archæologia Americana, welche 1820 in Worceſter in Maſſachuſetts erſchien.

Sehr gute Angaben und Urtheile ertheilt auch die Reiſe Chateaubriands in Amerika, die 1827 in Franzöſiſcher Sprache herauskam. Die Deutſche Ueberſetzung aus dem folgenden Jahr, Freiburg i. B.,

fügt noch folgende drei Abhandlungen bei: 1) DeWitt Clinton's, Präsidenten der litterärischen und philosophischen Gesellschaft in Neu-York, Abhandlung über die Alterthümer im Westen von Neu-York. 2) Caleb Atwater's Beschreibung der alten Denkmale, welche im Staate Ohio und andern Theilen der Vereinigten Staaten gefunden worden sind. 3) Maltebrun, über Zeit und Ort des Ursprungs der Alterthümer am Ohio.

In demselben Jahre 1827 erschienen in Heidelberg die Nachrichten über die frühern Einwohner von Nord-Amerika und ihre Denkmäler, von Assal, mit einem Vorberichte von Mone. Assal theilt aus der Archæologia Americana, aus Jefferson's notes on Virginia, und de Witt Clintons oben angeführter Abhandlung manches Brauchbare mit, läßt sich aber nicht selten grobe Fehler zu Schulden kommen. Mone's Vorbericht ist verdankenswerth wegen der Hinweisung auf neuere Werke.

Eine ergiebige Quelle für unsere Sache ist A narrative of the captivity and avantures of John *Tanner* etc. New-York 1830. Deutsch von Dr. Karl Andree, Leipzig 1840. Tanner lebte nicht bloß dreißig Jahre unter den Indianern, sondern wurde selbst ein Indianer. Es giebt kaum ein Buch, in welchem das gewöhnliche Leben der Indianer ungeschminkter und natürlicher dargestellt wäre als hier. Seine Beobachtungen haben die Vortheile derjenigen eines ungebildeten Menschen, concrete Auffassung, Unbefangenheit und Unabhängigkeit von früheren Ueberlieferungen und angenommenen Urtheilen, Aufmerksamkeit auf die Kleinigkeiten des Lebens. Schade, daß ihm die unverständliche Religion nicht wichtig genug war.

Einige Deutsche aus dieser Zeit geben zwar wenig Neues, aber doch brauchbare Nachlesen oder Compilationen. Sehr besonnene Bemerkungen über die Indianer hat Duden gemacht in seinen beiden Büchern: Bericht über meine Reise in die westlichen Staaten von Nord-Amerika. 1832, und: Europa und Deutschland, von Amerika aus betrachtet. 1833. 1835. 2 Bde. Compilatorisch sind mehr Brommes Reisen in die Vereinigten Staaten 1834. 35. 3 Bde. und Nord-Amerika's Bewohner, Schönheiten und Naturschätze. 1839. Strahlheims Mythologie 1839. Vollmer's mythologisches Lexikon. Viele Mittheilungen benutzte ich aus dem Basler Missionsmagazin, der Augsburger Allgemeinen Zeitung, den Zeitschriften Ausland, und Magazin der Litteratur des Auslandes, in welchen beiden let-

tern insbeſonders dem Deutſchen Leſer die Ankündigungen und Auszüge neuerer Engliſcher und Amerikaniſcher Werke geboten ſind.

Ein klaſſiſches Quellenwerk aber und ein für unſern Zweck hauptſächliches iſt die Reiſe in das Innere von Nord-Amerika in den Jahren 1832—1834 vom Prinzen Maximilian von Wied, welche in Coblenz 1839. 1841 in zwei Quartbänden erſchien. Der Verfaſſer beobachtete nicht nur als Augenzeuge genau, unterſuchte kritiſch, ſondern zog auch manche gute ältere, nicht jedem zugängliche Quellenſchriftſteller zu Rathe. Dagegen lieferte hinwieder eine ſehr fleißige Zuſammenſtellung älterer ſowohl als neuerer Nachrichten über die Religion der Rothhäute Klemm im zweiten Band ſeiner Kulturgeſchichte, der 1843 herauskam. Er benutzte vorzüglich Crevecoeur, Mackenzie, Franklin, Heckenwelder, Prinz Max von Wied, u. a. m., die er S. 9 nennt.

In der neueren Zeit werden auf dieſem Gebiete die Forſchungen und Arbeiten der Nord-Amerikaner am bedeutendſten. Nach Alexander von Humboldts Anſicht, mit der auch das allgemeine Urtheil übereinſtimmt, ſteht oben an der Maler Catlin, welcher ſelber lange unter den Indianern lebte. Seine Bilder ſowohl als ſeine Worte zeigen den trefflichen Beobachter, die die Eigenthümlichkeit dieſer Stämme treu wiedergeben. Auch die religiöſen Anſichten fanden von ihm vielfache Berückſichtigung. Sein Werk Lettres and notes on the Manners, customs, and condition of the North America Indians erſchien in London 1841 in zwei Bänden. Berghaus lieferte eine deutſche Ueberſetzung 1848, welche ſchon 1850 eine zweite Auflage erlebte. Ein noch fruchtbarerer Gewährsmann und Hauptſchriftſteller auf dieſem Gebiete iſt Schoolcraft, der berühmte Entdecker der Quellen des Miſſiſſippi, der erſt nach Catlin auftrat, und der die Tochter eines Indianiſchen Häuptlings geheirathet hatte, bei dem auch der oben erwähnte Tanner nach ſeiner Rückkehr von den Indianern Dollmetſcher war. Er ſchrieb folgende ſehr bedeutende Quellen-Werke: *Algic Researches*, New-York 1839, 2 Bde. Notes on the *Iroquois*, 1847. The Indian in his *Wigwam*. Historical and Statistical Information respecting the History, Condition and Prospects of the Indian Tribes, 1847. Er ſammelte beſonders viele Sagen der Indianer, die viele religiöſe Mythen aus der alten Zeit enthalten, aber noch mehr Märchen, die ähnlich den mittelalterlichen germaniſchen ſowohl unverſtändlich ſind nach ihrem religiöſen Urſprung, als auch ein Produkt des Zuſammenſtoßes antik-

heidnischen Denkens mit den hereinbrechenden Anfängen des modernen christlichen Einflusses. So haben sich tausend ächte einzelne Züge des alten Geistes erhalten, die mit der Erwähnung christlicher Denkweise und Europäischer Kulturgegenstände gemischt sind. Umgekehrt finden sich daneben auch wieder nur zu klare und bewußte Allegorien, als daß sie sehr alt sein könnten. Ferner gehört hieher das in den Jahren 1851 und 1852 erschienene reichhaltige Prachtwerk von demselben Verfasser über die Indianerstämme: **Historical and statistical information of the Indian *Tribes* etc.** Der Inhalt ist wichtiger für die Ethnographie als die Religion, doch auch für diese vielfach ergiebig. Schade, daß auch er manche Sagen, die er kannte, wegen ihrer Unglaublichkeit und Unverständlichkeit verschwieg. Es ist mir bloß der zweite Theil des Werkes zur Benutzung zugekommen. Einen Bericht über das Ganze finden wir im Ausland 1852, Nr. 214. Wie Schoolcraft, so hat auch Lanmanns Sagen mitgetheilt, und zwar aus der Rothindianischen Mythologie, in seinen **Indian Legends, New-York 1849.** Squier dagegen beschäftigte sich mehr mit den Baudenkmälern der Indianer, die aber nicht zum geringern Theil religiöser Art sind. Es gehören hieher sowohl einzelne Aufsätze der historischen Gesellschaft von Neu-York, als besonders das Werk, das er in Verbindung mit Davis über die altindianischen Denkmäler herausgab unter dem Titel: **Ancient Monuments of the Missisipi Valley, etc. By E. G. Squier and E. H. Davis, Washington 1848.** Auszüge aus diesem Werke gab Andree in seinem Nord-Amerika 291, und Tiedemann in den Heidelberger Jahrbüchern 1850 S. 90 ff. Ausschließlich religiösen Stoff enthält das Werk Squier's über Schlangensymbole, Neu-York 1851, das mir aber nicht selbst bekannt geworden ist.

Da überhaupt die Benutzung manches Amerikanischen oder Englischen Werkes untersagt war, so waren Deutsche Werke oder Uebersetzungen immer willkommen, wenn sie auch nur nebenbei der Religion der Indianer Erwähnung thun. So findet sich manches Verdankenswerthe in Greggs Karawanenzügen durch die westlichen Prärien, deutsch, zweite Ausgabe 1848. Hieher gehören auch mehrere Schriften von Gerstäcker: Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, 2 Bde. 1844. Wilde Szenen in Wald und Prärien, 1845. Missisippibilder, 3 Bde. 1847 und 1848. Amerikanische Wald- und Strombilder, 2 Bde. 1849. Noch häufiger gebrauchte ich

wegen ihrer vielfachen Benutzung von gründlichen Quellenwerken: den zweiten Band von Klemms Kulturgeschichte, Berghaus Völker d. Erdballs, 1845, 2 Bde., Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechtes, deutsch von Wagner und Will, Bd. 4, 1848, Andree, Nord-Amerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen, mit besonderm Berücksichtigung der Eingebornen und der Indianischen Alterthümer, 1851, und sein Westland, Magazin zur Kunde Amerikanischer Verhältnisse. Beide Schriften haben mir sehr gute Dienste gethan und mich auf manche litterärische Erscheinung aufmerksam gemacht, die mir ohne dies längere Zeit verborgen geblieben wäre. Vgl. noch meinen Aufsatz: die Vorstellungen vom Großen Geiste unter den wilden Indianern Nord-Amerikas, in den theologischen Studien und Kritiken, 1849, Heft 4.

---

§. 5. Die allgemeinen Kultur- und Geschichtsverhältnisse, so weit sie den Charakter der Religion bedingen.

So interessant auch in allgemein menschlicher Beziehung diese Verhältnisse der Rothhäute und ihre ausführlichere Darstellung wäre, so muß doch von vorneherein aufs bestimmteste im Auge behalten werden, daß hier, so wie bei allen folgenden Völkern, schon der Kürze wegen nur insofern von ihren Kulturverhältnissen gesprochen werden kann, als die Hauptformen der Naturreligion dadurch bedingt sind.

Hier ist nun vor Allem der Satz festzuhalten, daß die genannten Rothhäute als Wilde anzusehen sind. Mögen ihre Geistesanlagen und manche feine Züge des Herzens Einzelner sein, welche sie wollen, nach dem Verhältniß der Gesammtheit zur Natur, nach ihrer Art die Nahrung zu gewinnen und ihrer Stellung zum Menschen sind sie Wilde.

Sie sind Wilde einmal nach ihrem Verhältniß zur Natur, da sie ursprünglich und vorherrschend das Land nicht bebauen, sondern von der Jagd, da und dort auch von der Fischerei leben. Dabei verfahren sie, und das nicht bloß ausnahmsweise, auf die unklugste Weise, ohne alle Gedanken an die Zukunft, erlegen vorzugsweise die trächtigen Weibchen, tödten mehr als sie genießen oder aufbewahren, und schießen ohne Noth das Wild zusammen. Gehen sie bei Vogelnestern vorbei, so tön-

nen ſie ſich nicht enthalten, die Jungen zu tödten und die Eier zu verderben. Andree in der Vorrede zu Tanner, S. IX. Wie ſie auf dieſe Weiſe ſchon als Jäger an ſich durch die Natur der Sache und auch ohne alles Europäiſche Unrecht zu Grunde gehen müſſen, hat einer von ihnen bei Crevecoeur, Reiſe in Oberpennſylvanien, S. 85 am Ende des vorigen Jahrhunderts ſehr bezeichnend auseinandergeſetzt. „Siehſt du „nicht, ſagt er dort, daß die Weißen von Körnern, wir aber von Fleiſch „leben? daß dieſes Fleiſch mehr als dreißig Monden braucht um heran„zuwachſen, und oft ſelten iſt? daß jedes jener wunderbaren Körner, „welches ſie in die Erde ſtreuen, ihnen mehr als hundert zurückgiebt? „daß das Fleiſch, von welchem wir leben, vier Beine zum Fortlaufen „hat, und wir deren nur zwei, um es zu erhaſchen, die Körner aber „da, wo die Weißen ſie hinſtreuen, bleiben und wachſen? darum haben „ſie ſo viele Kinder und leben länger als wir. Ich ſage alſo jedem, „der mich hören will: bevor die Cedern unſers Dorfes vor Alter wer„den abgeſtorben ſein, und die Ahornbäume des Thales uns aufhören „Zucker zu geben, wird das Geſchlecht der kleinen Kornſäer das Ge„ſchlecht der Fleiſcheſſenden vertilgt haben, wofern dieſe Jäger ſich nicht „entſchließen auch zu ſäen.“ Vgl. Wuttke Geſchichte des Heidenthums, I, 43. Alſo ganz wie jene Rieſen im Badiſchen in Mone's Anzeiger 1839, S. 309, und in Stöbers Sagen des Elſaſſes S. 88 vorausſahen, daß ſie einſt von den kleinen Menſchen ausgerottet werden würden. Auch ihr Verhältniß zum Menſchen läßt die Rothhäute als Wilde erſcheinen. Einmal bilden die Volks- und Stammesgenoſſen unter ſich weder Staaten noch Städte, und gegen die Fremden ſind ſie Feinde. Urſprünglich wurde jeder gefangene Feind gemartert und aufgefreſſen. Der Miſſionär Zeisberger wurde ein Gegenſtand des Haſſes als er er ihnen ihre Grauſamkeiten ſcharf tadelte. Basler Miſſions-Magazin 1838. 220. Von der Anthropophagie wird unten §. 27 ausführlicher die Rede ſein. Die Sitte des Skalpirens iſt hier überall zu Hauſe, noch ausſchließlicher als bei den Skythen, nach denen ſie die Griechen benannten (ἀποσκυθίζειν). Ueber dieſe grauſame Sitte vgl. Heckenwelder 374. Adair 302. Wuttke I, 168. Klemm II, 144. u. v. a. m. Der Krieg wird mehr durch Hinterliſt und Hinterhalt, als mit offener Tapferkeit geführt, den Feind ſucht man mit ſchrecklichem Ausſehen und gräßlichem Geſchrei zu ſchrecken. Gegen das Alter hegen ſie keine Achtung, behandeln es geringſchätzig, und geben ihm die ſchlechteſte Nah-

rung und Kleidung, Andree l. c. S. X. Die Unkeuschheit im ledigen Stande haben sie mit vielen heidnischen Völkern gemein, ohne dieselbe von weitem für etwas Unrechtes zu halten. So namentlich die Indianer am Missouri und die Nadowessier. Max N. A. II, 131. Wuttke I, 182. Auf dieser Kulturstufe standen im Allgemeinen alle die Stämme, welche zwischen den Mexikanischen Staaten und den Eskimos vor der Ankunft der Europäer und noch eine geraume Zeit nachher herumschweiften. Es ist darum nicht nöthig, daß wir uns hier in die schwierigen ethnographischen Verhältnisse der zahllosen und verschiedenartigen Stämme tiefer einlassen, denn dieselben begründen keinen wesentlichen Unterschied der Kulturstufe. Indessen werde ich doch im Verlauf der Darstellung bei den einzelnen Stämmen angeben, zu welcher größern Völkermasse sie gehören. Am bekanntesten sind durch die Franzosen und Engländer die Stämme des Ostens geworden. Dieselben theilten sich in die beiden einander feindselig gegenüberstehenden größern Hauptmassen der Mengve und der Delawaren. Mit letztern zeigen Verwandtschaft die Creeks, mit erstern die Sioux, auch Dacotas oder Nadowessier. Weniger bekannt und erst in der neueren Zeit genauer untersucht sind die Stämme des Westens, des Nordens und des Innern, stehen aber mit jenen auf derselben Kulturstufe, jedoch mit den sogleich folgenden Einschränkungen.

Es zeigt sich nämlich hier, wie im ganzen Osten Amerikas, neben dem Zustand vorherrschender Wildheit und Jägerlebens auch in manchen Elementen die Spur, wo nicht der Kultur, so doch einer gewissen Halbkultur. Manche Stämme haben etwas Ackerbau angenommen, der zwar von den Männern verachtet, aber von den Weibern betrieben wurde. Daß übrigens die Rothhäute gar wohl zum Ackerbau übergehen können, und gut dabei fahren, zeigen die Berichte des Obersten Hawkins von den Creeks am Chattahooche, Schmidts von den Irokesen am Arcansas, und das neuliche Beispiel der Cherokees, Prichard IV, 564. Andree Westland III, 225 ff. Auch nördliche Stämme, doch immer nur südlich der Seen, wie die Irokesen, hatten schon früher etwas Ackerbau in gedachter Weise. Doch zeigt sich dieses wie andere Kulturelemente um so bedeutender, je mehr die Stämme gegen Süden wohnten. So fand Hernando de Soto auf seinem Zuge in Florida große Dörfer mit großen Maisfeldern. Dasselbe Verhältniß zwischen Süden und Norden ist auch in der neuern Zeit beobachtet worden. Andree Westland III, 225.

In Florida wurden auch die Gefangenen nicht so gemartert wie im Norden, wenn auch der Skalp dort Sitte war. Reisen XIV, 19. Ueber andere sittliche Verhältnisse vgl. unten §. 17. Von einiger Kultur zeugen auch ihre Lieder, welche Sagen religiösen oder kriegerischen Inhaltes enthalten. Der Sohn lernt sie vom Vater, einer theilt sie dem andern mit, oft kauft man sie um Pelzwerk. Heckenwelder, Tanner und Schoolcraft haben dergleichen mitgetheilt, doch finden sich bei letzterm manche jüngere Produkte. Diese Lieder werden durch eine Art mnemonischer Bilderschrift aufgezeichnet. Sowohl die überaus frische Bildersprache mußte die Leute auf die Erfindung einer solchen Zeichenschrift hinführen, als auch ihre überaus ausgebildete Geberdensprache. Ueber letztere vgl. Wied N. A. II, 645. Andree Westland III, 228. Die Zeichenschrift ist entweder eine Bilderschrift oder Schnüre. Die Bilderschrift ging hier wie bei den Mexikanern aus von Gemälden, Abbildungen von Ereignissen, wie sie bei den Sioux, den Delawaren und Irokesen anzutreffen sind. Loskiel 32 ff., Andree Nord-A. 237, Magazin 1837. 20. Dahin gehören auch die Landkarten, auf denen die Rothhäute die Entfernung nach Tagereisen bemerken. Chateaubriand voyage en Amérique I, 191, deutsch III, 122. Klemm II, 189. Die Zeichen sind sowohl kyriologische als symbolische, nie aber phonetische. Schoolcraft Tribes I, 568 ff., Steinthal, die Entwicklung der Schrift, Berlin 1852, S. 60 ff. Die Bilderschrift findet verschiedene Anwendung, man benachrichtigt mit ihr seine Freunde bes. auf Baumstämmen über Marsch, Zahl, Zweck eines Zuges. Prinz Max von Wied theilt einen Brief mit, der in solcher Bilderschrift geschrieben ist. N. A. II, S. 657. Klemm II, 188. Wie schon bemerkt, werden die alten Lieder damit aufgezeichnet. Sie scheinen zu ähnlichen Zwecken auch gedient zu haben wie die alten Runen, man brachte sie nämlich an auf den Hüllen der Todten, Grabpfählen, Streitkolben, Schiffen. Heckenwelder 478. Loskiel 155., sonst aber gewöhnlich auf Bäumen und Baumrinden, auf der innern Seite der Haut, besonders der Büffelhaut, auf Holz und Steinen, Schoolcraft Wigwam 293—296. Tribes II, 222 ff. Klemm II, 186 ff. Andree N. A. 237. So verhält es sich mit der rothen Hand, welche auf Tänzer oder andere zu weihende Gegenstände abgedruckt wurde. Es fand sie Schoolcraft bei den Dacotahs, Winnebeghs, und selbst östlich des Mississippi. Vgl. bei Stephens Yucatan 436 ff. Wenn auch diese Bilderzeichen einen Anfang zeigen zu den Mexikanischen

Hieroglyphen, so erinnern dagegen die Wampum an die Peruanischen Quippo's. Es sind das Gürtel oder Schnüre, Erinnerungsschnüre, an welche Glaskorallen oder Muscheln, auch Steine, von verschiedenen Farben befestigt werden, die verschiedenen Farben haben verschiedene Bedeutung, weiß bedeutet Frieden, roth Krieg, schwarz Gefahr u. s. w. Heckenwelder 129, Loskiel 34 ff. A. v. Humboldts Reise (deutsch) Bd. V, 36. Andree. N. A. I, 239. Magazin 1837. 220 b. Isaak Weld's Reisen durch die Staaten von N. A. u. s. w. aus dem Englischen 1801. S. 397. ff. Wohl zu beachten sind auch die Werke künstlicher Schnitzkunst, wie Streitkolben aus hartem Holz, besonders aber die aus hartem Steine verfertigten Friedenspfeifen, die fein polirt sind und viele künstliche Arbeit und Zierrathen zeigen. Man findet sie besonders häufig im Westen, von Marmor, sei es nun rother oder schwarzer. Die Friedenspfeife wird als ein wahres Heiligthum verehrt, jede Friedensgesandtschaft trägt sie vor sich her, und es wird weder Friede noch Bündniß ohne sie geschlossen. Sie dient statt Brief, Siegel und Notarien. Bei dem Abschluß eines Vertrags dreht man sie zuerst ehrerbietig gegen den Himmel und gegen die Erde, dann thut der oberste Häuptling zuerst einige Züge aus ihr, und übergiebt sie dann den übrigen Abgesandten und Mitgliedern der Versammlung, welche der Reihe nach dasselbe thun was ihr Vorgänger. Den Göttern wird immer der erste Zug geweiht, der eintretende Gastfreund erhält vor allem eine Pfeife in die Hand. Bei einem Todesfalle versammeln sich die Freunde des Verstorbenen und rauchen noch mit ihm eine Pfeife. Der Todte erhält eine Friedenspfeife in die Hand, damit er sie in der Unterwelt als Friedenszeichen darreichen könne. Selbst Zauberkraft besitzt die Friedenspfeife. Majer 1811, 96 ff. Catlin 22, 357. 82. Loskiel 202 ff. und überall.

Auf Rechnung einer fremden Bildung, die bereits verkommen war, und Einfluß auf die Rothhäute ausübte, sind auch einzelne Erscheinungen unnatürlicher Laster zu schieben. Ueberall finden wir dergleichen in Amerika bei südlichen Völkern entweder im Schwange oder mit strengen Strafen bekämpft. Sie sind an sich den nordischen Stämmen fremd, wie das die Geschichte der Mexikaner deutlich zeigt. Doch hat sich die Päderastie auch bei den Rothhäuten des Nordens, Bromme N. A. 407, und des Westens, Castaneda 152. 155. 158 einzuschleichen gewußt. Damit stehen offenbar in einem gewissen Zusammenhange die Mann-

weiber, besonders in Florida, Nunnez Cabeça de Vaca Cap. 18, 26 F, Picard 132. Pauw recherches II, 117. Herders Ideen, Bch. 7, 1; aber selbst bei den Mengvestämmen der Crows und Mandans, Wied I, 401. II, 32. und im Westen, Castaneda 150. Alarcon Cap. 7. Sie trugen nach den beiden letzteren Weiberkleider, verheiratheten sich mit Männern, und es wird ausdrücklich bemerkt, daß dieß bei dem gebildetsten Volke dortiger Gegend, bei den Tahus geschah. Auch die das Römische Kaiserreich in Weiberkleidern durchwandernden Priester der Großen Göttin oder Galli waren wenigsten zum Theil Cinädi. Darum war dergleichen Kleidertausch im Hebräischen Gesetze streng untersagt. Deutr. XXII, 5. Winer Real Lexicon Art. Kleider.

Der Unterschied dieser beiden Kulturelemente nun bei den Rothhäuten erklärt sich durch folgende geschichtliche Verhältnisse. Indianische Sagen, und, was noch einen größern Grad von Sicherheit gewährt, eine Masse aufgefundener Denkmäler einer uralten Indianischen Bevölkerung zeugen davon, daß lange vor der Entdeckung Amerikas durch Columbus die Länder der jetzigen Vereinigten Staaten von Menschen bewohnt waren, die im Besitze einer ungleich höhern Kultur waren, als die den Europäern bekannt gewordenen Wilden. Diese Menge von Bauten, deren Ueberreste sich noch entdecken ließen, diese Festungen, diese zusammenhängenden langen Reihen von Grabhügeln konnten nicht von den uns bekannt gewordenen Rothhäuten errichtet worden sein. Dabei ist wohl zu merken, daß dieselben in dem Grade zunehmen, je mehr man sich dem Süden nähert; nördlich der Seen finden sie sich gar nicht mehr. Es muß hier genügen auf diese Thatsache im Großen hingewiesen zu haben. Aber die große Aehnlichkeit der Pyramiden und mancher Werkzeuge, besonders der Obsidianmesser und aus Stein gebildeten Todtenmasken, wie solche im Missisippithal gefunden werden, mit Mexikanischen, weist auf eine gemeinschaftliche Urbildung des Missisippithals vor Einwanderung der Rothhäute und Anahuac's vor den Tolteken. Diesen Schluß machten schon Caleb Atvater 114 und Tiedemann Heid. Jahrb. 1850. 113. Für denjenigen, der dieses weiter zu verfolgen wünscht, verweisen wir auf folgende Litteratur: A. v. Humboldts Reise in die Aequinoktialgegenden, deutsch, V, 306—325. Bch. IX. No. A. V, 8. 15. Wied N. A. II. 363 ff. Friedrich Schmidt II, 395 ff. Dann die drei Abhandlungen in der oben angeführten deutschen Uebersetzung der Reise Chateaubriand's von DeWitt Clinton, Caleb

tern insbesonders dem Deutschen Leser die Ankündigungen und Aus; neuerer Englischer und Amerikanischer Werke geboten sind.

Ein klassisches Quellenwerk aber und ein für unsern Zweck hai sächliches ist die Reise in das Innere von Nord-Amerika in den Jal 1832—1834 vom Prinzen Maximilian von Wied, welche in Cob 1839. 1841 in zwei Quartbänden erschien. Der Verfasser beobacl nicht nur als Augenzeuge genau, untersuchte kritisch, sondern zog manche gute ältere, nicht jedem zugängliche Quellenschriftsteller zu Ra Dagegen lieferte hinwieder eine sehr fleißige Zusammenstellung ält sowohl als neuerer Nachrichten über die Religion der Rothhäute Kle im zweiten Band seiner Kulturgeschichte, der 1843 herauskam. Er nutzte vorzüglich Crevecoeur, Mackenzie, Franklin, Heckenwelder, P Max von Wied, u. a. m., die er S. 9 nennt.

In der neueren Zeit werden auf diesem Gebiete die Forschu und Arbeiten der Nord-Amerikaner am bedeutendsten. Nach Alle der von Humboldts Ansicht, mit der auch das allgemeine Urt übereinstimmt, steht oben an der Maler Catlin, welcher selber le unter den Indianern lebte. Seine Bilder sowohl als seine Worte gen den trefflichen Beobachter, die die Eigenthümlichkeit dieser Stäi treu wiedergeben. Auch die religiösen Ansichten fanden von ihm r fache Berücksichtigung. Sein Werk Lettres and notes on the M ners, customs, and condition of the North America Indians ersc in London 1841 in zwei Bänden. Berghaus lieferte eine deutsche Ue setzung 1848, welche schon 1850 eine zweite Auflage erlebte. Ein fruchtbarerer Gewährsmann und Hauptschriftsteller auf diesem Ge ist Schoolcraft, der berühmte Entdecker der Quellen des Missisi der erst nach Catlin auftrat, und der die Tochter eines Indianis Häuptlings geheirathet hatte, bei dem auch der oben erwähnte Tan nach seiner Rückkehr von den Indianern Dollmetscher war. Er sch folgende sehr bedeutende Quellen-Werke: *Algic Researches*, New-Y 1839, 2 Bde. Notes on the *Iroquois*, 1847. The Indian in *Wigwan*. Historical and Statistical Information respecting History, Condition and Prospects of the Indian Tribes, 1847. sammelte besonders viele Sagen der Indianer, die viele religiöse My aus der alten Zeit enthalten, aber noch mehr Märchen, die ähnlich mittelalterlichen germanischen sowohl unverständlich sind nach ihrem giösen Ursprung, als auch ein Produkt des Zusammenstoßes a

heidnischen Denkens mit den hereinbrechenden Anfängen des modernen christlichen Einflusses. So haben sich tausend ächte einzelne Züge des alten Geistes erhalten, die mit der Erwähnung christlicher Denkweise und Europäischer Kulturgegenstände gemischt sind. Umgekehrt finden sich daneben auch wieder nur zu klare und bewußte Allegorien, als daß sie sehr alt sein könnten. Ferner gehört hieher das in den Jahren 1851 und 1852 erschienene reichhaltige Prachtwerk von demselben Verfasser über die Indianerstämme: Historical and statistical information of the Indian *Tribes* etc. Der Inhalt ist wichtiger für die Ethnographie als die Religion, doch auch für diese vielfach ergiebig. Schade, daß auch er manche Sagen, die er kannte, wegen ihrer Unglaublichkeit und Unverständlichkeit verschwieg. Es ist mir bloß der zweite Theil des Werkes zur Benutzung zugekommen. Einen Bericht über das Ganze finden wir im Ausland 1852, Nr. 214. Wie Schoolcraft, so hat auch Lanmanns Sagen mitgetheilt, und zwar aus der Rothindianischen Mythologie, in seinen Indian Legends, New-York 1849. Squier dagegen beschäftigte sich mehr mit den Baudenkmälern der Indianer, die aber nicht zum geringern Theil religiöser Art sind. Es gehören hieher sowohl einzelne Aufsätze der historischen Gesellschaft von Neu-York, als besonders das Werk, das er in Verbindung mit Davis über die altindianischen Denkmäler herausgab unter dem Titel: Ancient Monuments of the Missisipi Valley, etc. By E. G. Squier and E. H. Davis, Washington 1848. Auszüge aus diesem Werke gab Andree in seinem Nord-Amerika 291, und Tiedemann in den Heidelberger Jahrbüchern 1850 S. 90 ff. Ausschließlich religiösen Stoff enthält das Werk Squier's über Schlangensymbole, Neu-York 1851, das mir aber nicht selbst bekannt geworden ist.

Da überhaupt die Benutzung manches Amerikanischen oder Englischen Werkes untersagt war, so waren Deutsche Werke oder Uebersetzungen immer willkommen, wenn sie auch nur nebenbei der Religion der Indianer Erwähnung thun. So findet sich manches Verdankenswerthe in Greggs Karawanenzügen durch die westlichen Präri deutsch, zweite Ausgabe 1848. Hieher gehören auch mehrere Schriften von Gerstäcker: Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, 2 Bde. 1844. Wilde Szenen in Wald und Prärien, 1845. Mississippibilder, 3 Bde. 1847 und 1848. Amerikanische Wald- 2 Bde. 1849. Noch häufiger gebrauchte

tern insbeſonders dem Deutſchen Leſer die Ankündigungen und Auszü neuerer Engliſcher und Amerikaniſcher Werke geboten ſind.

Ein klaſſiſches Quellenwerk aber und ein für unſern Zweck hau ſächliches iſt die Reiſe in das Innere von Nord-Amerika in den Jahr 1832—1834 vom Prinzen Maximilian von Wied, welche in Coble 1839. 1841 in zwei Quartbänden erſchien. Der Verfaſſer beobacht nicht nur als Augenzeuge genau, unterſuchte kritiſch, ſondern zog a manche gute ältere, nicht jedem zugängliche Quellenſchriftſteller zu Rat Dagegen lieferte hinwieder eine ſehr fleißige Zuſammenſtellung älte ſowohl als neuerer Nachrichten über die Religion der Rothhäute Klem im zweiten Band ſeiner Kulturgeſchichte, der 1843 herauskam. Er benutzte vorzüglich Crevecoeur, Mackenzie, Franklin, Heckenwelder, Pri Max von Wied, u. a. m., die er S. 9 nennt.

In der neueren Zeit werden auf dieſem Gebiete die Forſchung und Arbeiten der Nord-Amerikaner am bedeutendſten. Nach Alexa der von Humboldts Anſicht, mit der auch das allgemeine Urth übereinſtimmt, ſteht oben an der Maler Catlin, welcher ſelber la unter den Indianern lebte. Seine Bilder ſowohl als ſeine Worte z gen den trefflichen Beobachter, die die Eigenthümlichkeit dieſer Stäm treu wiedergeben. Auch die religiöſen Anſichten fanden von ihm vi fache Berückſichtigung. Sein Werk Lettres and notes on the Ma ners, customs, and condition of the North America Indians erſch in London 1841 in zwei Bänden. Berghaus lieferte eine deutſche Ueb ſetzung 1848, welche ſchon 1850 eine zweite Auflage erlebte. Ein n fruchtbarerer Gewährsmann und Hauptſchriftſteller auf dieſem Geb iſt Schoolcraft, der berühmte Entdecker der Quellen des Miſſiſſi der erſt nach Catlin auftrat, und der die Tochter eines Indianiſc Häuptlings geheirathet hatte, bei dem auch der oben erwähnte Tan nach ſeiner Rückkehr von den Indianern Dollmetſcher war. Er ſch folgende ſehr bedeutende Quellen-Werke: *Algic Researches*, New-Y 1839, 2 Bde. Notes on the *Iroquois*, 1847. The Indian in *Wigwam*. Historical and Statistical Information respecting History, Condition and Prospects of the Indian Tribes, 1847. ſammelte beſonders viele Sagen der Indianer, die viele religiöſe Myt aus der alten Zeit enthalten, aber noch mehr Märchen, die ähnlich mittelalterlichen germaniſchen ſowohl unverſtändlich ſind nach ihrem r giöſen Urſprung, als auch ein Produkt des Zuſammenſtoßes an

heidnischen Denkens mit den hereinbrechenden Anfängen des modernen christlichen Einflusses. So haben sich tausend ächte einzelne Züge des alten Geistes erhalten, die mit der Erwähnung christlicher Denkweise und Europäischer Kulturgegenstände gemischt sind. Umgekehrt finden sich daneben auch wieder nur zu klare und bewußte Allegorien, als daß sie sehr alt sein könnten. Ferner gehört hieher das in den Jahren 1851 und 1852 erschienene reichhaltige Prachtwerk von demselben Verfasser über die Indianerstämme: Historical and statistical information of the Indian *Tribes* etc. Der Inhalt ist wichtiger für die Ethnographie als die Religion, doch auch für diese vielfach ergiebig. Schade, daß auch er manche Sagen, die er kannte, wegen ihrer Unglaublichkeit und Unverständlichkeit verschwieg. Es ist mir bloß der zweite Theil des Werkes zur Benutzung zugekommen. Einen Bericht über das Ganze finden wir im Ausland 1852, Nr. 214. Wie Schoolcraft, so hat auch Lanmanns Sagen mitgetheilt, und zwar aus der Rothindianischen Mythologie, in seinen Indian Legends, New-York 1849. Squier dagegen beschäftigte sich mehr mit den Baudenkmälern der Indianer, die aber nicht zum geringern Theil religiöser Art sind. Es gehören hieher sowohl einzelne Aufsätze der historischen Gesellschaft von Neu-York, als besonders das Werk, das er in Verbindung mit Davis über die altindianischen Denkmäler herausgab unter dem Titel: Ancient Monuments of the Missisipi Valley, etc. By E. G. Squier and E H. Davis, Washington 1848. Auszüge aus diesem Werke gab Andre in seinem Nord-Amerika 291, und Tiedemann in den Heidelberge Jahrbüchern 1850 S. 90 ff. Ausschließlich religiösen Stoff enthält da Werk Squier's über Schlangensymbole, Neu-York 1851, das mir ab nicht selbst bekannt geworden ist.

Da überhaupt die Benutzung manches Amerikanischen oder En lischen Werkes untersagt war, so waren Deutsche Werke oder Ueb setzungen immer willkommen, wenn sie auch nur nebenbei der Religi der Indianer Erwähnung thun. So findet sich manches Verdanke werthe in Greggs Karawanenzügen durch die westlichen Präri deutsch, zweite Ausgabe 1848. Hieher gehören auch mehrere Schri von Gerstäcker: Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten St ten von Nord-Amerika, 2 Bde. 1844. Wilde Szenen in Wald Prärien, 1845. Mississippibilder, 3 Bde. 1847 und 1848. Amerikan Wald- und Strombilder, 2 Bde. 1849. Noch häufiger gebraucht

utzung von gründlichen Quellenwerken: den
as Kulturgeſchichte, Berghaus Völker des
Prichard, Naturgeſchichte des Menſchenge-
gner und Will, Bd. 4, 1848, Andree, Nord-
n und geſchichtlichen Umriſſen, mit beſonderer
ngebornen und der Indianiſchen Alterthümer,
d, Magazin zur Kunde Amerikaniſcher Verhält-
haben mir ſehr gute Dienſte gethan und mich auf
ſcheinung aufmerkſam gemacht, die mir ohne dieß
geblieben wäre. Vgl. noch meinen Aufſatz: die
ßen Geiſte unter den wilden Indianern Nord-
ogiſchen Studien und Kritiken, 1849, Heft 4.

---

einen Kultur- und Geſchichtsverhältniſſe,
en Charakter der Religion bedingen.

ch in allgemein menſchlicher Beziehung dieſe Ver-
e und ihre ausführlichere Darſtellung wäre, ſo
rein aufs beſtimmteſte im Auge behalten werden,
llen folgenden Völkern, ſchon der Kürze wegen nur
lturverhältniſſen geſprochen werden kann, als die
urreligion dadurch bedingt ſind.

Allem der Satz feſtzuhalten, daß die genannten
nzuſehen ſind. Mögen ihre Geiſtesanlagen und
Herzens Einzelner ſein, welche ſie wollen, nach
ummtheit zur Natur, nach ihrer Art die Nah-
ihrer Stellung zum Menſchen ſind ſie Wilde.
mal nach ihrem Verhältniß zur Natur, da ſie
rſchend das Land nicht bebauen, ſondern von
auch von der Fiſcherei leben. Dabei verfahren
usnahmsweiſe, auf die unklugſte Weiſe, ohne
unft, erlegen vorzugsweiſe die trächtigen Weib-
genießen oder aufbewahren, und ſchießen ohne
n. Gehen ſie bei Vogelneſtern vorbei, ſo kön-

nen ſie ſich nicht enthalten, die Jungen zu tödten und die Eier zu verderben. Andree in der Vorrede zu Tanner, S. IX. Wie ſie auf dieſe Weiſe ſchon als Jäger an ſich durch die Natur der Sache und auch ohne alles Europäiſche Unrecht zu Grunde gehen müſſen, hat einer von ihnen bei Crevecoeur, Reiſe in Oberpennſylvanien, S. 85 am Ende des vorigen Jahrhunderts ſehr bezeichnend auseinandergeſetzt. „Siehſt du „nicht, ſagt er dort, daß die Weißen von Körnern, wir aber von Fleiſch „leben? daß dieſes Fleiſch mehr als dreißig Monden braucht um heran„zuwachſen, und oft ſelten iſt? daß jedes jener wunderbaren Körner, „welches ſie in die Erde ſtreuen, ihnen mehr als hundert zurückgiebt? „daß das Fleiſch, von welchem wir leben, vier Beine zum Fortlaufen „hat, und wir deren nur zwei, um es zu erhaſchen, die Körner aber „da, wo die Weißen ſie hinſtreuen, bleiben und wachſen? darum haben „ſie ſo viele Kinder und leben länger als wir. Ich ſage alſo jedem, „der mich hören will: bevor die Cedern unſers Dorfes vor Alter wer„den abgeſtorben ſein, und die Ahornbäume des Thales uns aufhören „Zucker zu geben, wird das Geſchlecht der kleinen Kornſäer das Ge„ſchlecht der Fleiſcheſſenden vertilgt haben, wofern dieſe Jäger ſich nicht „entſchließen auch zu ſäen.“ Vgl. Wuttke Geſchichte des Heidenthums, I, 43. Alſo ganz wie jene Rieſen im Badiſchen in Mone's Anzeiger 1839, S. 309, und in Stöbers Sagen des Elſaſſes S. 88 vorausſahen, daß ſie einſt von den kleinen Menſchen ausgerottet werden würden. Auch ihr Verhältniß zum Menſchen läßt die Rothhäute als Wilde erſcheinen. Einmal bilden die Volks- und Stammesgenoſſen unter ſich weder Staaten noch Städte, und gegen die Fremden ſind ſie Feinde. Urſprünglich wurde jeder gefangene Feind gemartert und aufgefreſſen. Der Miſſionär Zeisberger wurde ein Gegenſtand des Haſſes als er er ihnen ihre Grauſamkeiten ſcharf tadelte. Basler Miſſions-Magazin 1838. 220. Von der Anthropophagie wird unten §. 27 ausführlicher die Rede ſein. Die Sitte des Skalpirens iſt hier überall zu Hauſe, noch ausſchließlicher als bei den Skythen, nach denen ſie die Griechen benannten (ἀποσκυθίζειν). Ueber dieſe grauſame Sitte vgl. Heckenwelder 374. Adair 302. Wuttke I, 168. Klemm II, 144. u. v. a. m. Der Krieg wird mehr durch Hinterliſt und Hinterhalt, als mit offener Tapferkeit geführt, den Feind ſucht man mit ſchrecklichem Ausſehen und gräßlichem Geſchrei zu ſchrecken. Gegen das Alter hegen ſie keine Achtung, behandeln es geringſchätzig, und geben ihm die ſchlechteſte Nah-

ung, Andree l. c. S. X. Die Unkeuschheit im ledigen
e mit vielen heidnischen Völkern gemein, ohne dieselbe
etwas Unrechtes zu halten. So namentlich die In-
ri und die Nadoweſſier. Max N. A. II, 131. Wuttke
Kulturſtufe ſtanden im Allgemeinen alle die Stämme,
n Merikaniſchen Staaten und den Eskimos vor der
opäer und noch eine geraume Zeit nachher herum-
darum nicht nöthig, daß wir uns hier in die ſchwie-
chen Verhältniſſe der zahlloſen und verſchiedenartigen
laſſen, denn dieſelben begründen keinen weſentlichen
ulturſtufe. Indeſſen werde ich doch im Verlauf der
n einzelnen Stämmen angeben, zu welcher größeren
hören. Am bekannteſten ſind durch die Franzoſen und
tämme des Oſtens geworden. Dieſelben theilten ſich
nder feindſelig gegenüberſtehenden größern Hauptmaſ-
und der Delawaren. Mit letztern zeigen Verwandt-
mit erſtern die Sioux, auch Dacotas oder Nadoweſ-
kannt und erſt in der neueren Zeit genauer unterſucht
des Weſtens, des Nordens und des Innern, ſtehen
uf derſelben Kulturſtufe, jedoch mit den ſogleich fol-
kungen.

) nämlich hier, wie im ganzen Oſten Amerikas, neben
herrſchender Wildheit und Jägerlebens auch in manchen
pur, wo nicht der Kultur, ſo doch einer gewiſſen Halb-
e Stämme haben etwas Ackerbau angenommen, der
Männern verachtet, aber von den Weibern betrieben
igens die Rothhäute gar wohl zum Ackerbau übergehen
dabei fahren, zeigen die Berichte des Oberſten Haw-
ekes am Chattahooche, Schmidts von den Irokeſen am
is neuliche Beiſpiel der Cherokees, Prichard IV, 564.
III, 225 ff. Auch nördliche Stämme, doch immer nur
wie die Irokeſen, hatten ſchon früher etwas Ackerbau
Doch zeigt ſich dieſes wie andere Kulturelemente
je mehr die Stämme gegen Süden wohnten. So
Soto auf ſeinem Zuge in Florida große Dörfer mit
l. Daſſelbe Verhältniß zwiſchen Süden und Norden
n Zeit beobachtet worden. Andree Weſtland III, 225.

In Florida wurden auch die Gefangenen nicht ſo gemartert wie im Norden, wenn auch der Skalp dort Sitte war. Reiſen XIV, 19. Ueber andere ſittliche Verhältniſſe vgl. unten §. 17. Von einiger Kultur zeugen auch ihre Lieder, welche Sagen religiöſen oder kriegeriſchen Inhaltes enthalten. Der Sohn lernt ſie vom Vater, einer theilt ſie dem andern mit, oft kauft man ſie um Pelzwerk. Heckenwelder, Tanner und Schoolcraft haben dergleichen mitgetheilt, doch finden ſich bei letzterm manche jüngere Produkte. Dieſe Lieder werden durch eine Art mnemoniſcher Bilderſchrift aufgezeichnet. Sowohl die überaus friſche Bilderſprache mußte die Leute auf die Erfindung einer ſolchen Zeichenſchrift hinführen, als auch ihre überaus ausgebildete Geberdenſprache. Ueber letztere vgl. Wied N. A. II, 645. Andree Weſtland III, 228. Die Zeichenſchrift iſt entweder eine Bilderſchrift oder Schnüre. Die Bilderſchrift ging hier wie bei den Mexikanern aus von Gemälden, Abbildungen von Ereigniſſen, wie ſie bei den Sioux, den Delawaren und Irokeſen anzutreffen ſind. Loskiel 32 ff., Andree Nord-A. 237, Magazin 1837. 20. Dahin gehören auch die Landkarten, auf denen die Rothhäute die Entfernung nach Tagereiſen bemerken. Chateaubriand voyage en Amérique I, 191, deutſch III, 122. Klemm II, 189. Die Zeichen ſind ſowohl kyriologiſche als ſymboliſche, nie aber phonetiſche. Schoolcraft Tribes I, 568 ff., Steinthal, die Entwicklung der Schrift, Berlin 1852, S. 60 ff. Die Bilderſchrift findet verſchiedene Anwendung, man benachrichtigt mit ihr ſeine Freunde beſ. auf Baumſtämmen über Marſch, Zahl, Zweck eines Zuges. Prinz Max von Wied theilt einen Brief mit, der in ſolcher Bilderſchrift geſchrieben iſt. N. A. II, S. 657. Klemm II, 188. Wie ſchon bemerkt, werden die alten Lieder damit aufgezeichnet. Sie ſcheinen zu ähnlichen Zwecken auch gedient zu haben wie die alten Runen, man brachte ſie nämlich an auf den Hüllen der Todten, Grabpfählen, Streitkolben, Schiffen. Heckenwelder 478. Loskiel 155., ſonſt aber gewöhnlich auf Bäumen und Baumrinden, auf der innern Seite der Haut, beſonders der Büffelhaut, auf Holz und Steinen, Schoolcraft Wigwam 293—296. Tribes II, 222 ff. Klemm II, 186 ff. Andree N. A. 237. So verhält es ſich mit der rothen Hand, welche auf Tänzer oder andere zu weihende Gegenſtände abgedruckt wurde. Es fand ſie Schoolcraft bei den Dacotahs, Winnebeghs, und ſelbſt öſtlich des Miſſiſippi. Vgl. bei Stephens Yucatan 436 ff. Wenn auch dieſe Bilderzeichen einen Anfang zeigen zu den Mexikaniſchen

ſo erinnern dagegen die Wampum an die Peruaniſchen
s ſind das Gürtel oder Schnüre, Erinnerungsſchnüre,
askorallen oder Muſcheln, auch Steine, von verſchiedenen
gt werden, die verſchiedenen Farben haben verſchiedene Be-
ß bedeutet Frieden, roth Krieg, ſchwarz Gefahr u. ſ. w.
129, Loskiel 34 ff. A. v. Humboldts Reiſe (deutſch) Bd. V,
l. A. I, 239. Magazin 1837. 220 b. Iſaak Weld's Rei-
Staaten von N. A. u. ſ. w. aus dem Engliſchen 1801.
Wohl zu beachten ſind auch die Werke künſtlicher Schnitz-
reitkolben aus hartem Holz, beſonders aber die aus har-
rfertigten Friedenspfeifen, die fein polirt ſind und
Arbeit und Zierrathen zeigen. Man findet ſie beſonders
ſten, von Marmor, ſei es nun rother oder ſchwarzer.
feife wird als ein wahres Heiligthum verehrt, jede Frie-
ift trägt ſie vor ſich her, und es wird weder Friede noch
ſie geſchloſſen. Sie dient ſtatt Brief, Siegel und No-
em Abſchluß eines Vertrags dreht man ſie zuerſt ehrer-
en Himmel und gegen die Erde, dann thut der oberſte
rſt einige Züge aus ihr, und übergiebt ſie dann den übri-
en und Mitgliedern der Verſammlung, welche der Reihe
thun was ihr Vorgänger. Den Göttern wird immer der
eiht, der eintretende Gaſtfreund erhält vor allem eine
Hand. Bei einem Todesfalle verſammeln ſich die Freunde
ten und rauchen noch mit ihm eine Pfeife. Der Todte
riedenspfeife in die Hand, damit er ſie in der Unterwelt
eichen darreichen könne. Selbſt Zauberkraft beſitzt die
. Majer 1811, 96 ff. Catlin 22, 357. 382. Loskiel 202 ff.

nung einer fremden Bildung, die bereits verkommen war,
uf die Rothhäute ausübte, ſind auch einzelne Erſcheinun-
licher Laſter zu ſchieben. Ueberall finden wir dergleichen
i ſüdlichen Völkern entweder im Schwange oder mit ſtren-
ekämpft. Sie ſind an ſich den nordiſchen Stämmen fremd,
beſchichte der Mexikaner deutlich zeigt. Doch hat ſich die
ch bei den Rothhäuten des Nordens, Bromme N. A. 407,
ſtens, Caſtaneda 152. 155. 158 einzuſchleichen gewußt.
offenbar in einem gewiſſen Zuſammenhange die Mann-

weiber, besonders in Florida, Nunnez Cabeça de Vaca Cap. 18, 26 f, Picard 132. Pauw recherches II, 117. Herders Ideen, Bch. 7, 1; aber selbst bei den Mengvestämmen der Crows und Mandans, Wied I, 401. II, 32. und im Westen, Castaneda 150. Alarcon Cap. 7. Sie trugen nach den beiden letzteren Weiberkleider, verheiratheten sich mit Männern, und es wird ausdrücklich bemerkt, daß dieß bei dem gebildetsten Volke dortiger Gegend, bei den Tahus geschah. Auch die das Römische Kaiserreich in Weiberkleidern durchwandernden Priester der Großen Göttin oder Galli waren wenigstens zum Theil Cinädi. Darum war dergleichen Kleidertausch im Hebräischen Gesetze streng untersagt. Deutr. XXII, 5. Miner Real Lexicon Art. Kleider.

Der Unterschied dieser beiden Kulturelemente nun bei den Rothhäuten erklärt sich durch folgende geschichtliche Verhältnisse. In dianische Sagen, und, was noch einen größern Grad von Sicherheit gewährt, eine Masse aufgefundener Denkmäler einer uralten Indianischen Bevölkerung zeugen davon, daß lange vor der Entdeckung Amerikas durch Columbus die Länder der jetzigen Vereinigten Staaten von Menschen bewohnt waren, die im Besitze einer ungleich höhern Kultur waren, als die den Europäern bekannt gewordenen Wilden. Diese Menge von Bauten, deren Ueberreste sich noch entdecken ließen, diese Festungen, diese zusammenhängenden langen Reihen von Grabhügeln konnten nicht von den uns bekannt gewordenen Rothhäuten errichtet worden sein. Dabei ist wohl zu merken, daß dieselben in dem Grade zunehmen, je mehr man sich dem Süden nähert; nördlich der Seen finden sie sich gar nicht mehr. Es muß hier genügen auf diese Thatsache im Großen hingewiesen zu haben. Aber die große Aehnlichkeit der Pyramiden und mancher Werkzeuge, besonders der Obsidiammesser und aus Stein gebildeten Todtenmasken, wie solche im Mississippithal gefunden werden, mit Mexikanischen, weist auf eine gemeinschaftliche Abstammung des Mississippithals vor Einwanderung der Rothhäute und Anahuac's vor den Tolteken. Diesen Schluß machten schon Caleb Atwater 114 und Liebemann Hdb. Jahrb. 1850. 113. Für denjenigen, der dieses weiter zu verfolgen wünscht, verweisen wir auf folgende Litteratur: A. v. Humboldts Reise in die Aequinoktialgegenden, deutsch, V, 306—325. Bch. IX. No. A. V, S. 15. Wied N A II 363 ff. Friedrich Schmidt II, 395 ff. Dann die drei Abhandlungen in der oben angeführten deutschen Uebersetzung der Reise Chateaubriand's von DeWitt Clinton, Caleb

Malte Brun. Affal S. 80. Braunſchweig 71. Ausland: 1835, 1837, 1185 ff. 1842, 395. 511. 1032. 1843, 151. 1844, 39. 25. 1848, 395. Magazin 1837, 579 ff. 1848, 31. Brommes 41 ff. Göze Natur, Menſchenleben und Vorſehung, II. 288 ff. Inc. Indier 364. a. Duden, Bericht über eine Reiſe u. ſ. w. Thümmel's Mexico und die Mexikaner 347 ff. Kottencamp I, leiner's II, 751. Beſonders die Werke von Schoolcraft, na- as neueſte über die Tribes, z. B. II, 84. Ueber die Denk- Miſſiſippithal vgl. beſ. das oben angeführte Werk von Squier 3. A. A. Zeitung 1849, 2277 ff. Andree N. A. 290 ff. Ueber Denkmäler am Ohio, wo man auf Erdwällen mit Menſchen- Bäume fand mit 800 Jahresringen, vgl. Oberſt Harriſon, n Präſidenten der Vereinigten Staaten in den Transact. of Phil. Soc. of Ohio. Vol. I, 1839. Nach ihm ſind die Wälle s ſo alt als die chriſtliche Zeitrechnung. Charles Lyell's Rei- ord-Amerika, deutſch von Wolf. 1846. S. 224. ff. Ueber die i Hügel des weſtlichen Amerika, Ausland 1848 No. 175. Ueber einer großen Stadt und dichten Bevölkerung in Californien, ich den Sagen der Indianer ihre Vorfahren bereits vorgefun- n, vgl. A. A. Zeitung 1850, 14. Merz. Endlich: Aboriginal nts of the state of New-York by Squier in den Smith- ontributions to Knowledge. vol. II. 1851. [1])

Unrecht leugnet alſo Catlin, daß früher die Indianer in Nord- zahlreicher und kultivirter geweſen ſeien. Er meint, dieſe An- ütze ſich bloß auf mythiſche und dunkle Sagen, dergleichen ſich Völkern von den Vorzügen früherer Zeiten fänden. Aller-

---

ekannt aus den Anzeigen im Magazin 1853 No. 65 S. 260 und im Aus- 1853. No. 17 S. 408 iſt mir das Werk von **William Pidgeon Tradi- of Decoo-dah and antiquarian researches**, welches die Ergebniſſe vieler ung, Aufnahmen und Ausgrabung enthalten ſoll der Ueberreſte der Hügelbe- r in Amerika, die Tradition der letzten Propheten der Elkwation über ihren ung, und die Beweiſe einer Bevölkerung, die zahlreicher war als die jetzigen wohner. Das ſoll Herr Pidgeon von dem Abkömmling einer alten Prieſter- ie erfahren haben, der ihn als Sohn annahm. Die Anzeige im Ausland be- lt das Ganze als Lüge und Amerikaniſchen Humbug. Allein wenigſtens liegt m Endreſultat ſo wenig als in der unwiſſenden Anknüpfung an die Geſchichte lten Welt ein Grund zu dieſer Annahme. Mit Vorſicht ſind allerdings der- en Berichte aufzunehmen. Aber die Vorſicht ſieht nach rechts und nach links.

dings kommen zu jenen unverwüſtlichen ſtummen Zeugen der Denkmale, deren Steine reden, auch noch mündliche Ueberlieferungen. Dieſe haben aber nichts gemein mit jenen allgemeinen kosmogoniſchen Mythen von beſſern Urzuſtänden des Menſchengeſchlechtes oder mit den Sagen von urſprünglicher Herrlichkeit der alten guten Zeiten des eigenen Volkes, ſondern ſie berichten von ihren eigenen kümmerlichen Zuſtänden in nicht ſo gar ferner Zeit, und von den civiliſirtern Urbewohnern vor ihnen, die ſie Alligevi oder Talligevi nennen. Heckenwelder 29—32. Prichard IV, 402 ff. Ausland 1829 S. 141. 1848. No. 175. Wenn allerdings in dieſer Indianerſage die fliehenden und das Land verlaſſenden Alligevi als Rieſen erſcheinen, ſo hat hier die Phantaſie der Erzähler ins Phantaſtiſche hinein ausgemalt. Urbewohner macht überhaupt die Sage gern zu Rieſen. Die nordiſchen Einwanderer werden auch hier größern Körperbaus geweſen ſein. Darf man aus den zahlreichen Gerippen aus den Gräbern ſchließen (ein doch wohl einleuchtender Schluß), ſo waren die Alligevi im Gegentheil ein kleinerer Menſchenſchlag als die bekannten Rothhäute Nord-Amerikas, ſie gleichen eher den Peruanern und kultivirten Stämmen in Central-Amerika und Braſilien. Vgl. Maltebrun a. a. O. Braunſchweig S. 73 ff. Aſſal 79. Ausland 1832. S. 860. 1837. 118. nach Warren. Stephens Yucatan Cap. 13. Auch in einer andern Sage der Irokeſen, welche Schoolcraft Iroquois 65 ff. erzählt, hat ſich die Erinnerung an dieſe Einwanderung neben manchen rein naturmythiſchen Zügen erhalten. Nach dieſer Sage wurden die Irokeſen, als ſie noch am Lorenzſtrom wohnten, von einem Rieſen Namens Rononweca geplagt. Ein gewiſſer Yatontea befreite ſie von demſelben durch ſeine Tapferkeit und Klugheit. Nachher hatten ſie von ihrem Feinde Shotrowea viel Uebel zu leiden, der ſie über den Strom trieb. Dieſer Verfolgung folgten noch andere nach einander, zuerſt vom großen Quisquis, dann von einem wilden Schweine, von dem großen menſchenfreſſenden Elenthiere, von einer gehörten Schlange, die durch Donnerſtrahlen vertrieben wurde. Zuletzt erſchreckte ſie die Vorbedeutung eines feurigen Sterns, der auf Erden fiel. Man zog darauf nach Süden, wo ein Häuptling in einem goldenen Hauſe wohnte und viele Städte und Feſtungen hatte. Hundert Jahre dauerte der Kampf, in welchem die muthigern Irokeſen, die auch die Waffen beſſer zu gebrauchen verſtanden, die Oberhand behielten. Doch ging auch die Vorbedeutung des Sterns in Erfüllung. Nach beendigtem Kriege be-

eten ſich die nordiſchen Stämme gegenſeitig, und lichteten ihre Reihen eſtalt, daß zuletzt wieder das Land voll wilder Thiere wurde. Man , daß die den ungethümen Völkern und Kräften des Nordens ſich lehenden Irokeſen im Süden mit einem Kulturvolke in Streit ge=)en, das dem Sonnendienſte ergeben war, im Streite vermöge ihrer ɔiſchen Kampfrüſtigkeit ſiegten, aber in den eroberten Ländern Jä= orden und unruhige Volksgenoſſen blieben, — das iſt der deutliche n dieſer Sage.

Auf der Weſtſeite ſtoßen wir auf dieſelbe Erſcheinung, wenn auch allerdings hier nicht ſicher iſt, wie weit ſich noch in dem letz= ɔahrhunderte ſeines Beſtehens der Einfluß des Mexikaniſchen Reiches ckt habe. Allein ſchon der Spaniſche Eroberer Francesco Velas= de Cornado, der 1540 große Bauwerke vorfand, die er die ſieben ɔte von Cibola und Quivira nennt, iſt der Ueberzeugung, daß die= n nicht von den Indianern ſeiner Zeit hätten aufgeführt werden en. Auf kultivirtere Indianer (Pueblos) weiſen auch hin die ſchon er gefundenen Casas grandes, wenn ſie auch Andree N. Am. 755. A. A. Zeitung 1853. No. 150. 168 Beilage, nach Emory u. a. in Verbindung mit der aztekiſchen Kultur ſetzen zu dürfen glaubt, manche andere wollten (ſiehe unten §. 102). Immerhin zeigen ſie ackerbautreibende Indianiſche Bevölkerung, die ſchon früher wie jetzt jene Casas grandes, jene Blockhäuſer, Feſtungen, Vorraths= mern oder Wohnhäuſer zu bauen pflegte. Die Annahme einer dich= kultivirtern Bevölkerung in dieſen ſüdlichen Gegenden der jetzigen einigten Staaten hat, wie wir geſehen haben, alle Analogie für ſich. man im Mißtrauen zu weit gehen könne, das zeigen die Gold= hältniſſe jener Gegenden. Mögen auch die Berichte des Bruders reus von Niza über den dortigen Goldreichthum der Aufſchneiderei ɔächtig ſein, auch Drake hat ſchon auf denſelben aufmerkſam gemacht, die neueſte Zeit hat gezeigt, wie denn doch nicht ſo gar Alles aus Luft gegriffen war. Ein Land aber, in dem ſo viel Gold ſich fin= bevölkert ſich ſchnell, verſiegen aber ſolche Goldfundorte noch ſchnel= ſo bleibt oft nachher kaum die Wahrſcheinlichkeit ſolchen Goldes ſolcher Bevölkerung. Vgl. den Bericht bei Caſtaneda bei Ternaux, unſchweig 21. 46 ff. Humboldt Eſſai I, 297 ff. 310. 582. Vater thr. 174. 181. 200. Noch unlängſt wollte man auch die Reſte einer ßen Stadt und dichten Bevölkerung in der Nähe von Californien

aufgefunden haben, ebenſo Indianerüberlieferungen, daß ihre Vorfahren dieſe Ueberreſte bereits vorgefunden hätten. A. A. Zeitung, 1850. 14. Merz. Dort wohnen jetzt Indianer der niedrigſten Stufe, Wurzeln- und Schneckenfreſſer neben ganz ordentlich civiliſirten Indianern. Andree Nord-Amerika 753 ff. Weiter im Norden dagegen, am Oregon, wohnen nur Wilde der niedrigſten Stufe. Andree Nord-Amerika 774 ff.

Dieſe uralte Bildung jedoch in den Ländern der jetzigen Vereinigten Staaten iſt nicht ſo hoch anzuſchlagen wie die uralte, vormexikaniſche Bildung in Central-Amerika. Es geht das ſchon aus den Baureſten im Nordweſten hervor. Dieſe Anſicht, die ich ſchon lange hatte, beſtätigt ſich durch neuere Forſchungen immer mehr. Bei der Beſprechung über die Urgeſchichte der Azteken (§. 102.) wird weiter davon die Rede ſein. Die Bildung iſt überall im Süden einheimiſch.

Frägt man nun: Wie war es möglich, daß jene alte Bildung und dichte Bevölkerung Horden von Wilden, wie die der Delawaren und Irokeſen waren, weichen mußten? ſo liegt dem Geſchichtsforſcher kein anderer Erklärungsgrund ſo nahe, als daß jene alte Kultur zuerſt in ſich ſelbſt durch Verweichlichung, Arbeitsſcheu, Feigheit, unnatürliche Laſter vermoderte und jedem Stoß von außen einen leichten Fall ermöglichte. Und wo der Menſch in Zerfall geräth, da zerfallen auch die Gebäude, und es bedarf nicht der Zerſtörungswuth der Wilden. So geſchah es auch in der alten Welt, als nordiſche Völker, nicht ſelten in ſehr kleiner Anzahl, in die erſehnten ſüdlichen Gegenden drangen. So geſchah es auch in Central-Amerika, nur mit dem bedeutenden Unterſchied gegen die Länder der Vereinigten Staaten, daß dort wie im alten Europa die nordiſche Völkerwanderung die vorgefundene Bildung großentheils und der Hauptſache nach annahm, hier dagegen die eingedrungenen Wilden der Hauptſache nach Wilde und Jägerhorden blieben und ſich nur vereinzelte Bruchſtücke der alten Bildung aneigneten. Es ſind das die ſchon bezeichneten Kulturelemente, die in dem Verhältniß um ſo häufiger bei den Rothhäuten gefunden wurden, als dieſelben gegen Süden und Oſten wohnten. Es iſt ſchon bemerkt worden, daß nördlich der Seen keine ſolchen Reſte eines alten Kulturvolkes ſich mehr finden. Eben ſo begegnete dem Hernando de Soto, je mehr er gegen den Weſten vordrang, immer weniger Kultur, immer mehr das vorherrſchende Leben wilder Jägervölker. Aehnlich war es aber auch mit der Sittenverderbniß. So waren die Irokeſen keu-

ſcher, bevor ſie mit den ſüdlichen Illineſen und anderen an Louiſiana grenzenden Völkerſtämmen in Berührung traten. Allg. Hiſtorie der Reiſen XVII, 9. XIV, 20. 482.

Vom Norden und Weſten kam die Einwanderung der wilden Stämme, die vor den Europäern und zum Theil jetzt noch das Land inne haben. Darum nennen dieſe Rothhäute den Nordweſtwind den Heimwind. Den Europäern ſind von allen dieſen nordiſchen Einwandererſchaaren, wie ſchon angedeutet worden, die beiden Hauptzweige der Irokeſen und der Delawaren bekannt geworden. Die erſtern heißen auch Mengve oder Ostics, die letztern Algonkins oder Leni-Lenape. Beide drangen, wie wenigſtens die Delawaren erzählen, gleichzeitig mit einander gegen die Alligheví vor. Doch ſcheinen die Delawaren an den meiſten Orten noch früher vom Lande Beſitz genommen zu haben, da ſie ſich ſelbſt im Gegenſatze zu den Irokeſen Leni-Lenape d. h. einheimiſches Volk nennen. Auch mögen ſie ſich früher Kultur angeeignet haben, da ihre Sprache als eine Art Kulturſprache hinſichtlich ihres Verhältniſſes zu den anderen mit dem Latein verglichen wird. Heckenwelder 164 ff. Vgl. Wied II, 28. Ausland 1839. 11. Hingegen wußten ſich die ſpäter nachrückenden Mengve eine gewiſſe Herrſchaft über dieſe Leni-Lenape zu erringen. Nach der Erzählung der Delawaren freilich bei Heckenwelder S. 43 ff. geſchah ihre Unterwerfung durch eine trügeriſche Erklärung eines gegenſeitigen Vertrages. Allein das iſt nichts anderes als eine der tauſend Ausreden, womit Völker ihre Niederlagen zu bemänteln pflegen. Ein Indianiſches Volk läßt ſich eine ſolche Erklärungsweiſe und Unterwerfung, wie das anderswo in der Welt ebenfalls geſchieht, nur von einem mächtigern gefallen. Die Irokeſen, obſchon in geringerer Zahl und rings von den Delawaren umgeben, behaupteten fortwährend durch größere Intelligenz, kühnere Tapferkeit, ſtrengere Kinderzucht vor den Delawaren den Vorzug. Wied II, 240.

Die Religion ſteht nun, weil Naturreligion, mit dieſen Kulturſtufen und geſchichtlichen Verhältniſſen im genauſten Zuſammenhange, ſie iſt durch das Verhältniß zur Natur bedingt. Denn daß dieſelbe Naturreligion, Polytheismus, Heidenthum und Götzendienſt ſei, wird ſich aus der ganzen Darſtellung derſelben von ſelbſt ergeben, und ſollte heut zu Tage nicht zum Voraus bemerkt werden müſſen, wenn nicht ein Gewährsmann wie Catlin (deutſch, Ed. 2. S. 326) ganz einfach und rundweg das Gegentheil behauptete. Vgl. auch das Basler Miſſionsmagazin

1834 S. 500. Die Beziehungen der Religion zur Kultur und Geſchichte, und ſomit zur Natur, ſind nun aber bei den Rothhäuten folgende. Den ſüdlichen und einheimiſchen Kulturelementen entſpricht hier wie anderswo in Amerika die Verehrung der das Jahr beherrſchenden und wechſelnden Naturgeſetze oder vielmehr der in letzteren ſich offenbarenden Gottheit. An der Spitze ſtand Sonnendienſt. Als Wilde brachten ſie mit und behielten ſie bei den nordiſchen Geiſterglauben, der ſich im Fetiſchismus verſinnlichte und verkörperte. Dieſe beiden Hauptbeſtandtheile der Religion der Rothhäute, den nördlichen und den ſüdlichen, hat auch Chateaubriand (voyage II, 37) nicht undeutlich ausgeſprochen. Wie die Kultur von den Alligheví herrührte, ſo auch der Sonnendienſt mit der an ihn ſich anſchließenden Naturverehrung überhaupt. Daher haben auch die Stämme im Süden, die Apalachiten und Natſchez in Florida, wie wir ſehen werden, die Sonne vorherrſchend verehrt mit den gewöhnlichen Beſtandtheilen des Sonnenkultus, und es wird ausdrücklich berichtet, daß dieß namentlich bei dem ältern Theile der Bevölkerung ſo geweſen ſei, weniger bei den aus dem Norden eingewanderten Wilden. Sitten u. ſ. w. I, 415. Daher finden wir denn auch in den ſüdlichern Gegenden weit mehr regelmäßig wiederkehrende Naturfeſte oder Jahresfeſte, die bei den Wilden weniger vorkommen. Chateaubriand voyage I, 163 (deutſch III, 92). Ebenfalls gehören hieher die Prieſter und Tempel der Sonne (unten §. 9), die den Wilden fehlen. Daß der Sonnendienſt mehr der ſüdlichen Kultur angehöre als der nordiſchen Phantaſie, ſieht man auch noch aus dem Fehlen deſſelben bei den im unvermiſchten Norden hauſenden Eskimos, deren Religion bloß eine im Fetiſchismus ſich verkörpernde Geiſterverehrung iſt. Vgl. Hegel, Werke Bd. XI S. 223 nach Kapitän Parry, Klemm II, 330. So bildet auch im uralten Vorderaſien der Geiſterdienſt das nordiſche Element, die Verehrung der Naturgeſetze in Geſtirnen und Elementarwirkungen das ſüdliche. Vgl. Stuhr, die Religionsſyſteme der heidniſchen Völker des Orients. S. 384. Damit ſoll nun aber nicht behauptet werden, daß der Geiſterglaube überall und nothwendig von Norden komme, am wenigſten iſt es ſo auf der ſüdlichen Hemiſphäre oder in Afrika. In Nord-Amerika ſtoßen wir auf dieſe Erſcheinung, weil von Norden her Wilde einwanderten, in Vorderaſien frühere Nomaden.

Dieſe beiden Religionsbeſtandtheile nun, das nördliche und das ſüdliche, das einheimiſche und das eingewanderte, das gebildete und das

der Wilden, verſchmolzen ſich mit einander inſofern, als jedem Naturgeſetze und jedem auf die Natur im Großen wirkenden Naturgegenſtande ein beſonderer Geiſt und deſſen Bild zugetheilt wurde. Dieſe Verſchmelzung bringt ſogar eine höhere Stufe hervor, als der gewöhnliche Bilderdienſt und Anthropomorphismus, in der Verehrung eines Syſtems von zwölf oberſten zuſammengehörenden Göttern. An die Spitze des ganzen Polytheismus ſtellte ſich die Verehrung des Großen Geiſtes als des Schöpfers, als des Sonnen- und Himmelsgottes, Gottes des Kriegs, eines Thiergottes, Gottes in Menſchengeſtalt, und endlich als des Todtengottes. Auch ſteht der Begriff des Großen Geiſtes in genauſter Beziehung mit dem des erſten Menſchen und deſſen Verehrung. Er ſelber aber, der Große Geiſt, ſteht wieder als heidniſcher Naturgott unter dem böſen Verhängniß.

---

§. 6. Die ſüdliche Naturverehrung mit dem Sonnendienſte. Elemente.

Die Naturverehrung der Rothhäute iſt zunächſt eine unmittelbare, nach welcher die Naturgegenſtände ſelbſt verehrt werden. Es ſind das die Gegenſtände, die in der geſammten Natur nach ihren wohlerkannten oder auch gedachten Wirkungen als groß und herrlich daſtehen, und auf Gemüth, Verſtand, Schickſal des Menſchen einen mächtigen Eindruck machen und Einfluß ausüben, alſo außer der Sonne, von der wir als der Spitze dieſes alten Naturdienſtes zuletzt ſprechen wollen, — die Geſtirne und Himmelserſcheinungen, die Elemente und ihre Wirkungen, die Jahreszeiten, die Gewächſe. Aber dieſe Gegenſtände werden nicht an ſich verehrt, ſondern in wiefern die Offenbarung der Gottheit in ihnen geahnt wird. So gelten namentlich hier wie überall im Heidenthume die Geſtirne für belebte Weſen und Götter. Wir werden davon noch weiter unten §. 16 und beim Großen Geiſte reden, und bei den Religionen aller anderen Amerikaniſchen Völkergruppen derſelben Vorſtellung begegnen. Sie iſt in der antiken Anſchauungsweiſe der Natur ſo tief begründet, daß ſelbſt griechiſche Philoſophen ſie beibehielten, und zwar nicht bloß Männer wie Anaximander und Pythagoras,

ſondern Sokrates, Plato, Ariſtoteles, die Stoiker. Selbſt der Jude Philo folgte ihnen. Vgl. meinen Commentar zu des letztern Schrift von der Weltſchöpfung, S. 170 ff. A. v. Humboldts Kosmos III, 1, 29. Sogar in der neuern Zeit hat es nicht an beredten Vertheidigern der Beſeeltheit der Geſtirne gefehlt. Vgl. J. G. Fechner, Zend-Avesta, oder über die Dinge des Himmels und des Jenſeits, 3 Bde. 1850, und die Beurtheilung von J. Schaller in der Allg. Monatsſchrift von Droyſen, 1852. Dec. S. 1035 ff. Hat doch de Maiſtre in ſeinen Soirées geweiſſagt, daß es bald werde wiſſenſchaftlich erwieſen werden, die Geſtirne ſeien wie der menſchliche Körper von Intelligenzen bewegt! Insgeſammt wurde von den Rothhäuten der Mond und gewiſſe Sterne verehrt. Wie erſterer eine ſehr hohe und mit der Sonne analoge Stellung erhielt, indem das oberſte böſe Verhängniß an ihn geknüpft wurde, werden wir ſpäter ſehen. Hier faſſen wir ihn bloß in Verbindung mit den übrigen Geſtirnen auf, und weiſen darauf hin, daß ſeine Verehrung conſtatirt iſt. Vgl. Wied II, 150. 172. 187. 222. Picard 78. 79. Meiners Grundriß 53 ff. Was bei den Mondsfinſterniſſen auch ſonſt geſchah, namentlich bei den Karaiben und Peruanern, kommt auch hier vor, man fürchtet alsdann, der Mond wolle ſterben und ſchießt gegen ihn. Wenn nun die Scheibe wieder zum Vorſchein kommt, ſo iſt dem Monde durch das gemachte Geräuſch die Krankheit vertrieben worden. James bei Tanner S. 321. Den Californiern ſind Sonne, Mond, Morgenſtern, Abendſtern Männer und Weiber, die ſich alle Abende in das Meer eintauchen und des Morgens wieder auf der andern Seite zum Vorſchein kommen, nachdem ſie während der Nacht durch das Meer geſchwommen ſind. Sitten IV, 25. Unter den Sternen ſteht der Morgenſtern im größten Anſehen, er heißt Te Uenten hauitha d. h. er bringt den Tag, alſo genau daſſelbe was Lucifer; die Chippewäer haben über ſein Entſtehen hübſche Sagen. Magazin der Litt. des Ausl. 1844, 172. 183. Ein Stamm der Pawnes brachte dieſem Sterne Menſchenopfer dar, und zwar alljährlich immer vor der Beſtellung des Mais, der Bohnen und Kürbiſſe, für deren Ertrag man bei Vernachläſſigung dieſer Opfer fürchtete. Prichard IV, 430. Die Verbindung dieſes Kultus mit Ackerbau weist auf ſeine ſüdliche Herkunft. Nach den einen war der Abendſtern urſprünglich eine Frau, die nachher in denſelben verwandelt wurde. Eben ſo wurde ein ehrgeiziger Jüngling in einen Irrſtern umgeſchaffen (was in Europa auch

ſchon vorgekommen ſein ſoll). Drei Brüder, die in einem Kahne mit einander eine Reiſe machten, bilden fortan eine Sterngruppe, Schoolcraft Wigwam 217. Andree N. Am. 252. Der große Bär oder die Bärin, Okuari, wird von drei Jägern verfolgt, und das ſind die drei Sterne, die man den Schwanz deſſelben nennt. Majer Taſchenbuch 1811. 350. Baumgarten I, 386 nach Lafiteau II, 236. Charlevoix journal 400. Loskiel 41. Das Siebengeſtirn heißt der Tänzer und die Tänzerin, Majer 1811. 249. Vollmer, Artikel: To Jeunonnjakua. So ſind auch Sternſchnuppen göttliche Weſen, Wied II, 166. 253. Die Milchſtraße iſt der Pfad der Geiſter, Wied II, 152. Lafiteau, mœurs des sauvages I, 406. So iſt es mit anderen Erſcheinungen am Himmel, beſonders mit dem Regenbogen und dem Nordlicht. Erſterer iſt ein die Sonne begleitender Geiſt, Wied II, 152, letzteres eine Geſellſchaft tanzender Geiſter, die tanzenden Geiſter der Abgeſchiedenen, Andree N. A. 242. Tiedemann V, 125. Göze, Natur u. ſ. w. I, 274. Daher heißt das Nordlicht auch geradezu der Todtentanz. James bei Tanner 321.

Aus der Verehrung der Elemente ſteht das Feuer oben an, deſſen Dienſt bei den Rothhäuten ſehr verbreitet iſt. Im Süden iſt derſelbe noch vorherrſchender als im Norden. In Neu-Mexiko hat er ſich bis heute noch unter den Pueblos-Indianern erhalten, obſchon ſie äußerlich das Chriſtenthum angenommen haben. In unterirdiſchen Gemächern brennt fortwährend das heilige Feuer, und an ſeine Erhaltung iſt die Hoffnung des Wiedererſcheinens Montezumas geknüpft, wie an das Feuer der Veſta die Fortdauer des Römiſchen Reichs. Andree N. A. 801. Dieſer letztere Punkt weist nun allerdings nach Mexiko hin, aber der Feuerdienſt iſt nicht von dorther erſt durch die Mexikaner nach Neu-Mexiko getragen worden, er iſt bei der ganzen alten Urbevölkerung von Darien bis zu den nordiſchen Seen einheimiſch. Bei Central-Amerika werden wir dieß ſpäter ſehen. Was aber Nord-Amerika betrifft, ſo finden wir die Verehrung des Feuers zunächſt bei den Natſchez in Verbindung mit dem Sonnendienſte. Im Sonnentempel nämlich dieſes Volkes brannte das heilige Feuer, und zwar immer nur mit drei Scheitern. Majer 1811. 74. Das höchſte Feſt bei ihnen wie bei den Muyscas und Mexikanern war das Feſt des neuen Feuers, welches der Sonne zu Ehren gefeiert wurde. Chateaubriand I, 165 (deutſch III, 94), Sitten III, 126. 128. 132. Die Völker in Louiſiana erhielten in ihren

Tempeln ein immerwährendes Feuer; war es etwa durch Zufall ausgegangen, ſo mußte es bei den Maubiliern wieder angezündet werden. Majer 1811. 73. Auch in Virginien wurde das Feuer angebetet. Chriſtoph Arnold 949 nach Roß. Die Comanches bedienen ſich jetzt noch des Feuers bei allen ihren religiöſen Gebräuchen. Schoolcraft Tribes II, 131. Bei den Algonkins und den Abenaquis kommen Wahrſagungen durchs Feuer vor, Pyromantie, Baumgarten I, 180. Beſonders waren die Delawaren dem Feuerdienſte ergeben. Loskiel I, 55 bei Heckenwelder 365. 367. Bromme N. A. 409. Die Chippewas glauben an heilige und geheimnißvolle Eigenſchaften des Feuers, daher ſie daſſelbe zu ihren politiſchen und religiöſen Ceremonien gebrauchen. Schoolcraft Wigwam 205. Wenn von den Odſchibwäs (Ojibuas) berichtet wird, daß ſie dem Feuer einen geheimnißvollen und geheiligten Charakter beilegen, und bei dem Opfer ſich nur der Flamme bedienen, die dem Feuerſtein entlockt iſt, an welcher ſie auch bei feierlichen Gelegenheiten ihre Pfeifen anzünden, Andree N. Am. 249, und daß ſie an ihrem Hauptorte ein ewiges Feuer brennen hatten, Schoolcraft Tribes II, 188, ſo iſt damit niemand anders bezeichnet als die Chippewas oder Chippeways, es ſind zwei Namen für denſelben algonkiniſchen Stamm, den die Franzoſen Sauteurs nennen, und den man auch Tſchippiwaier ſchreibt. Wied II, 8. Vater Mithr. 404. Heckenwelder 167. Bromme N. Am. 414. Hingegen ſind ſie nicht mit den Chipewyans zu verwechſeln, welche eher zu den Mengve zu rechnen ſind. Wied I, 551. Doch wir kehren zum Feuerdienſte zurück. Es entſtand ſogar in ſpätern Zeiten eine beſondere Feuerreligion, die ſogenannte Wawbenoreligion, bei den Odſchibwäs, die mit Zügelloſigkeiten begleitet war. Die Eingeweihten nahmen Kohlen und im Feuer geröthete Steine in die Hände und bisweilen in den Mund, und verrichteten andere dergleichen Ceremonien mit Pulver und ſiedendem Waſſer. Tanner 135. Tanner ſelber erzählt S. 161, wie ihm ein Zauberer dieſer Religionsſekte ſagte: „Fortan darf nie mehr das „Feuer in deiner Hütte verlöſchen. Im Sommer und Winter, bei Tag „und bei Nacht, beim Sturm und wenn das Wetter ruhig iſt, wirſt „du dich daran erinnern, daß das Leben in deinem Körper und das „Feuer auf deinem Heerde eine und dieſelbe Sache ſind, und ſich aus „einer und derſelben Zeit herſchreiben. Läſſeſt du dein Feuer erlöſchen, „ſo wird auch unverzüglich dein Leben erlöſchen. Du ſollſt keinen Hund „mehr füttern. Du ſollſt keinen Mann mehr ſchlagen, auch kein Weib

„mehr, oder ein Kind oder einen Hund. Der Prophet wird ſelbſt kom„men und dir die Hände drücken; ich bin ihm vorausgegangen um dir „zu verkündigen, wie es der Wille des Großen Geiſtes iſt, daß er uns „Mittheilung mache und um dir zu ſagen, daß dein Leben davon ab„hängt, ob und wie du ihm zu aller Zeit Gehorſam leiſteſt. Fortan „dürfen wir uns nicht mehr berauſchen, nicht ſtehlen, nicht lügen, auch „nicht gegen unſere Feinde ziehen. So lange wir ohne Rückhalt und „Einſchränkung dieſen Geboten des Großen Geiſtes gehorſam ſind, ſo „lange werden uns auch die Sioux, wenn ſie in unſer Land kommen, „nicht ſehen können. Wir werden Schutz haben und glücklich ſein können."

Das ſind nun freilich die Grundſätze einer ganz ſpäten Sekte, die erſt nach langer Bekanntſchaft mit den Europäern entſtanden iſt. Allein die Grundgedanken, dieſe pantheiſtiſche Auffaſſung des Feuers, ſind ächt heidniſch und völlig ähnlich denen der orientaliſchen Feueranbeter. Die Feuerverehrung ging übrigens im Norden bis zu den Kanadiern, welche um das Feuer herum tanzten, und, wie in Central-Amerika, über daſſelbe wegſprangen. Arnold 945 nach Roß 141 [1]). Das Waſſer verehrten die Rothhäute in Quellen, Bächen, Flüſſen, Seen, Meeren. Wied II, 225. 259. Klemm II, 179 [2]). Von einigen wird die Erde als die Urmutter aller Dinge verehrt, unter deren Obhut ſie ſtehen. Tanner 203. Andree N. A. 250 ff. Schoolcraft Tribes II, 132. Die Luft wird ebenfalls nach ihren Wirkungen verehrt, im Sturm und Hagel, Wied und Klemm a. a. O., ein Geiſt hält bei den Irokeſen ähnlich wie Aeolus in den Gebirgen die Winde eingeſchloſſen, Major 1811. 62. Sie ſind alle perſonifizirt, Schoolcraft alg. res. II, 214, beſonders aber im Donner und Blitz. Den Donner halten die Odſchibwäs für die Stimme belebter Weſen, die nach den einen Menſchengeſtalt haben, nach den andern die der Vögel. Tanner 137. Der Don-

[1]) Ein Feuerfeſt, an welchem das Feuer erneuert wurde, finden wir auch bei den Irokeſen. Daſſelbe fand alljährlich ſtatt, jedoch nicht zu einer beſtimmten Zeit, ſondern von den die Sache beſorgenden Schamanen wurde jedesmal die Zeit angezeigt. Das Feuer in den Hütten wurde ausgelöſcht, zum Zeichen der Trauer wurde Aſche geſtreut. Der Schamane betrat dann die Hütte, ſchlug neues Feuer mit dem Feuerſtein oder rieb ſolches mit zwei Hölzchen, die Hütte wurde gereinigt und geſchmückt, und es erfolgte ein Feſt. Schoolcraft Iroquois 137 ff.

[2]) Es gab einen beſonderen Waſſergott Namens Mirabichi, von dem bei vielen Stämmen mancherlei Sagen erzählt wurden. Reiſen XIV, 234 (Charlevoix). Er heißt auch Michinis und Micaboche. Picard 81. Hennepin II, 236.

ner bekämpft als Perſon Rieſen und Ungeheuer, ähnlich wie Thor. Schoolcraft alg. res. II, 212. 213. Damit hängen die Anſichten über die Jahreszeiten und namentlich die Sagen über den Wechſel von Sommer und Winter zuſammen, wie wir ſie in den algiſchen Forſchungen und im Wigwam von Schoolcraft verfinden, ſo wie in Lanmanns Indianerſagen, und über die Rothindianiſche Mythologie. Vgl. auch Magazin 1844, 172. 183. 358. 1842, 315. Ausland 1849, 373. 1850, 100. Wir heben hier als beſonders bezeichnend den Mythus vom Sommermacher heraus. Derſelbe war eigentlich ein Thier und begab ſich auf Eingebung eines Manito und mit Hülfe anderer Thiere in den Himmel. Durch eine in demſelben angebrachte Oeffnung ließ er nun den Menſchen zu lieb die Vögel und die warmen Jahreszeiten hinaus. Er ſelber aber wurde von den Himmelsbewohnern erſchoſſen, und iſt jetzt noch mit dem Pfeil im Schwanze am Himmel zu ſehen. Schoolcraft algic res. I, 57—66. Alſo ein aſtronomiſcher Mythus mit Thierparallelismus und Thierverwandlung zum Geſtirn, wie wir dieſelben öfter bei allen Amerikaniſchen Völkern, beſonders den Kulturvölkern, wieder finden werden. Der Sommermacher iſt nichts anderes als ein Stern, bei deſſen Erſcheinen in jenen Gegenden die warme Jahreszeit eintrifft. Ein Gott Matcomek wird den Winter über angerufen. Reiſen XVII, 28.

Alle dieſe Gegenſtände der Verehrung, die wir bei den Kulturreligionen in einem mehr organiſchen Zuſammenhange wieder finden werden, nehmen ſich hier und bei anderen wilden Völkern wie einzelne aufgenommene Bruchſtücke aus, wie verſchiedenartiges Geſtein in der Nagelfluh. Nicht anders iſt es auch mit dem Sonnendienſt; wenn derſelbe auch die größte Verbreitung bei den Rothhäuten gefunden hat, ſo bildet er doch keinen innern Mittelpunkt. In den Ueberlieferungen von den Alligevi und Apalachiten tritt der Sonnendienſt wie eine frühere Religion auf, und überhaupt findet man überall Sagen von einem alten Sonnendienſte. Schoolcraft Wigwam 205. In Florida bei den Apalachiten und Cofachiqui war derſelbe am meiſten vorherrſchend, Hazart 420. Arnold 949 nach Roß 143 ff. beſ. 959 ff. nach Rochefort II, 8. Picard 125 ff. Allg. Hiſtorie der Reiſen, Bd. XVI, 499 ff. Major 1811. 88. Olbendorp, Geſchichte der evangeliſchen Miſſion auf den karaibiſchen Inſeln I, 14. Irwing, Eroberung Floridas, deutſch I. 55. 115. II, 45. 115. 123. 136. 167. 274. Baumgarten I, 71. II, 568 nach

Rochefort, Dupuis I, 116. Lindemann III, 115. Coreal voyages aux Indes occidentales depuis 1666—1697. I, 32. Meiners Grundriß 67. Sogar ein Sonnenkulturmythus, ähnlich wie in Peru und bei den Muyscas hatte ſich bei den Apalachiten gebildet. Den Sonnendienſt ſoll nach ihren alten Liedern Karakairy eingeführt haben, der das Volk zugleich den Ackerbau lehrte. Majer 1811. 113. nach Rochefort 402. Man opferte in Florida der Sonne zu Ehren oder den Oberhäuptern der Völker als Sonnenſöhnen die erſtgebornen Knäblein. Hazart 419. Picard 129. Benjamin Constant de la religion I, 348. Arnold 949 nach Roß. Reiſen, XVI, 503. Majer 1811. 94. (Der Bericht beruht auf einem Augenzeugen). Wir finden alſo hier einen ſo ausgebildeten Sonnendienſt wie in Peru, wenigſtens in den beiden Punkten, daß die Staatsoberhäupter als Sonnenkinder angeſehen werden und als ſolche Menſchenopfer erhalten. Das ſtimmt nun zuſammen mit dem, was von den Natſchez am untern Miſſiſippi erzählt wird. Bei dieſen war der Sonnendienſt ſehr vorherrſchend. Picard 83. Robertſon Am. I, 447. Vater Mithr. III, 3. 286. Chateaubriand I, 165 (deutſch III, 94). Auch ſie hatten ein Sonnenoberhaupt mit abſoluter Gewalt, das ſogar ſelbſt Sonne genannt wurde. Chateaubriand I, 168. II, 47 ff. deutſch 97. Baumgarten II, 555, ff. Sitten III, 130. Sonnendienſt war auch in Neu-Mexiko verbreitet. Andree N. A. 797. Gregg Karawanenzüge II, 176, unter den Comanches, Choctaos und anderen wilden Stämmen, beſonders aber bei den Shawnees, die von Florida hergekommen waren, Gregg ibid. Am Miſſouri ſtoßen wir auf ein Sonnenfeſt mit ſtarken Büßungen. Meiners kr. Geſch. II, 163. Die Ottowah's opferten der Sonne als Bruder und Schweſter. James bei Tanner 320. Die Odſchibwäs wiſſen wenigſtens von dem Sonnendienſte ihrer Vorfahren. Andree N. A. 248. Vgl. Majer 1811. 88. (Denn die Tſchippewäer, Chippeways und Ojibuos, Odſchibwäs ſind dieſelben.) Ueberhaupt fand derſelbe einigen Eingang auch bei den nördlichen Stämmen, ſowohl bei den Delawaren, Meiners kr. Geſch. II, 163. Vater III, 3. 290. Klemm II, 179. Aſſal 94, als bei den Mengve oder Mingos, Hazart 441. Picard 13. noch Lescarbot II, 11. Picard 80. Charlevoix (deutſch) 233 ff. Wied II, 222. Lindemann I, 20. III, 180. Dupuis I, 119. Aſſal 94, Klemm II, 178. 161. 164. Majer 1811. 92. Wenn die Nadoweſſier rauchten, ſo kehrten ſie ihr Angeſicht gegen die Sonne, zeigten ihr die Friedenspfeife, und ſprachen: Rauche, Sonne. Hennepin (deutſch) I, 225.

In Virginien wurden der Sonne ebenfalls Tabakopfer dargebracht, daneben errichtete man ihr zu Ehren, wie überall in der alten und neuen Welt, Säulen. Picard 113. Der Sonnendienſt fand ſich auch auf der Weſtſeite Nordamerikas, wie in Californien, Picard 109, Geſchichte von Californien, überſetzt von Adelung I, 69. III, 110 nach Torquemada, — bei den Nachbaren Californiens, auf der Katharineninſel, Geſch. v. Cal. I, 77, auf dem ſüdlichern Feſtlande, Alarcon Cap. 4. und dann bei den Wakoſch, Braunſchweig 18. 19. Bromme N. A. 467, und den Wotjäken, Ausland 1847. 500.

---

§. 7. Verehrung der Pflanzen und der Thiere.

Zu den Erbſchaften aus den Kulturreligionen gehören auch die Verehrungen der Pflanzen und zum Theil der Thiere, inſofern in beiden beſtimmte und geſonderte Naturkräfte wahrgenommen werden, in denen ſich die Gottheit offenbart.

Bei den Pflanzen ſcheint uns dieß weniger ſonderbar, auch wir erſtaunen über die unendliche Fortpflanzungskraft derſelben, die ohne ein Bewußtſein der Individuen thätig iſt. Dazu kommt noch die Abhängigkeit der geſammten Thierwelt, und beſonders der kultivirtern Menſchheit von dem Gedeihen der Pflanzenwelt. Bei den Mingoſtämmen der Mandans und Mönitarris wird die Göttin des Pflanzenreichs als die Alte, die nie ſtirbt, verehrt, Wied II, 182. 221. Bäume werden auch hier insgemein verehrt, Wied II, 225. 259. Klemm II, 179. Die Abenaken an den Küſten von Neu-Frankreich verehrten einen uralten Baum, der lange am Ufer den Wellen des Meeres widerſtanden hatte; ſie beſtürmten ihn mit Wünſchen und Forderungen und erzählten Wunderdinge von ihm. Major 1811. 67 ff. Beſonders ſind es aber die Pflanzen, die man ſelbſt pflanzt, die heilig ſind, und einer beſondern Göttin, einer Art Ceres angehören. Eine ſolche Gottheit iſt die Ilinka. Als die Menſchen ſich nur von der Jagd nährten, hatten ſie, erzählt die Sage, oft große Noth. Da ſahen einſt bei einer Mahlzeit zwei junge Jäger ein ſchönes Mädchen von den Wolken herabſteigen und ſich in ihrer Nähe niederlaſſen. Die Jäger, die in demſelben einen Geiſt vermutheten, der ihr Gaſt ſein wollte, brachten ihm das beſte

Stück des Wildes, die Zunge. Für dieſe Gaſtfreundlichkeit wurden ſie von dem Mädchen belohnt. Wo ſeine rechte Hand auf dem Boden geruht hatte, wuchs Mais, und wo die linke, große Bohnen, — rings umher ſtand Tabak. Vollmer. Majer 1811. 246 ff. Hieher gehört auch die Ottowaſage von Maßwäeïnini, dem Zauberer auf den Manituinſeln im Huronſee. Dieſelbe ſagt aus, daß, nachdem die Ottowa's von den Irokeſen aus den Inſeln vertrieben worden waren, bloß jener Zauberer zurückgeblieben ſei. Einſt rang derſelbe mit einem kleinen Männchen, das einen kleinen Federbuſch auf dem Haupte hatte. Das Männchen, das überwunden wurde, verwandelte ſich in eine Fruchtähre mit einer rothen Blätterkrone, welche der Zauberer auf das Geheiß des Männchens zerſtreute. Auf das hin bedeckte ſich die ganze Ebene mit Mais. Schoolcraft Wigwam 175 ff. Hier erſcheint alſo der Mais in männlicher Perſonification, während gewöhnlich in weiblicher. So hat ſich bis auf den heutigen Tag bei den Pimos-Indianern in der Nähe der Caſas grandes folgende die Göttin des Mais betreffende Sage erhalten. Vor Alters wohnte auf grünen Fluren ein ſchönes Weib, das alle Bewerber abwies, obſchon ſie ihr Häute, Getreide und andere guten Sachen brachten. Da kam einmal Dürre und Hungersnoth über das Land. Als das Volk ſich an das Weib wandte, theilte es reichlichen Vorrath von Mais mit. Eines Tages lag ſie unbedeckten Leibes im Schlafe. Da fiel ein Regentropfen auf ihre Bruſt; durch dieſen empfing ſie und gebar einen Sohn. Von dieſem ſtammt das Volk, welches die großen Häuſer baute. A. Allg. Zeitung 1853. Nr. 151. Beilage S. 2411. a. Anzeige von Dr. Andree nach Emory. Wir werden ſpäter auf einen ähnlichen Mythus von der Empfängniß Huitzilopochtli's ſtoßen.

Befremdender als die Pflanzenverehrung iſt uns der Thierdienſt. Schon den alten Griechen war der Egyptiſche Thierdienſt etwas ganz Barockes, ſo gut wie uns, obſchon ihre wie unſere heidniſchen Vorfahren ſo gut wie die Amerikaniſchen Urvölker dieſer Art der Gottesverehrung ergeben geweſen waren. Der ächt antiken Anſchauung macht das Thier einen ganz andern Eindruck als der modernen. Letztere ſieht in dem Thier bloß das individuelle beſchränkte Einzelnleben eines noch niedrigern Bewußtſeins als das menſchliche — der antike Naturmenſch ſieht in den Thieren, die des individuellen Bewußtſeins faſt entbehren, eben deßwegen eine allgemeinere in der Natur ſich offenbarende Kraft. Vgl. Hegel XI, 235 ff. Baur Symb. I, 174 ff. Grimm, deutſche My-

thologie, Ed. 2. S. 313. Darum macht das Thier auf ihn einen religiösen Eindruck, wie auch das Kind früher Interesse nimmt an den Thieren als an dem Treiben der Menschen, und ganze Völker, wie die Hindus, viel früher ein ängstliches Zartgefühl gegen Thiere entwickeln als gegen die Mitmenschen. Wie gesagt, es ist nicht der Nutzen oder der Schaden von den Thieren, der religiös anregte (in Amerika verstand man am wenigsten das Thier zu nutzen, und fürchtete sich auch nicht vor ihm), sondern das Wirken einer Seele, die ein anderes Bewußtsein hat als ein individuelles. Wir haben nun den Thierdienst zum Theil zu den Elementen der Kulturreligion gezählt. So finden sich im Mississippithal viele künstliche Erdhügel, welche Thiere darstellen, Bären, Büffel, Füchse, Adler, Tauben u. s. w. Tiedemann in den Heidelberger Jahrbüchern 1850. S. 105 ff. nach Squire und Davis. Diese Thiererhöhungen finden sich mehr gegen Nordosten, während die Pyramidenhügel im Süden vorherrschend sind. Zwar kommt der Thierdienst auch bei den Wilden und Fetischdienern vor, auch bei den nordischen Polarmenschen. Aber bei diesen sind die Thiere Träger der allgemeinen göttlichen Kraft, die nicht durch ein spezielles Naturgesetz mit einer gewissen relativen Verstandesklarheit vermittelt ist, wie bei den Kulturreligionen. Der Wilde sieht in jedem Naturgegenstande, in jeder Naturwirkung die Offenbarung der Gottheit; auf der höhern Stufe sind die Thiere Träger und Symbole einzelner göttlicher Kräfte in der Natur, sie bezeichnen gewisse Eigenschaften, die sich in von einander geschiedenen Gesetzen offenbaren. Eule, Uhu, Rabe und Specht bezeichnen demnach die Weissagung, denn diese Thiere können in die obere Welt hineinschauen, sind daher als Vermittler und Boten tauglich der Götter sowohl als derer, deren Seelen man im andern Leben anzutreffen hofft. Schoolcraft Wigwam 212. In Californien glaubte man von den Raben, daß sie zu den Zauberern redeten. Sitten IV, 36 nach Torquemada. Der welsche Hahn hingegen ist den Rothhäuten ein natürliches Symbol der Kampfeslust, der Wolf, Bison, Bär, der männlichen Naturkraft, der Hase der Fruchtbarkeit der Natur, die Schildkröte der welttragenden Kraft, denn auf ihr ruht das Land und durch ihre Bewegung entstehn die Erdbeben. Heckenwelder 527. 579. Vollmer 1243. Ausland 1852. No. 233. S. 931. b. Darum heißt auch der Urstamm eines Volkes der Schildkrötenstamm. Heckenwelder 106. 166 ff. 434. 557. Dieser an bestimmte Anschauungen sich anschließende Thierdienst der

Kulturreligion ſchließt ſich denn auch an den Sonnendienſt und die übrigen Beſtandtheile der Kulturreligion an. So waren in Florida die Vögel Tonazulis Boten der Sonne, Arnold 962. Baumgarten II, 577. 591 ff. Bei den Natſchez kommen wie bei den Peruanern Schlangen in Verbindung mit der Verehrung der Sonne vor. Zu gewiſſen Zeiten wird in dem Sonnentempel das Bild einer Klapperſchlange auf den Tiſch geſetzt und ihm Ehre erwieſen. Sitten III, 129. Chateaubriand I, 167 (deutſch III, 96). Nach dieſem ſtand auch ein Götzenbild, welches ein Beutelthier darſtellte, und die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne auffing, neben der Klapperſchlange. Erſteres veranſchaulicht die befruchtende Naturkraft, welche der Sonnendienſt überall verehrt. Das Beutelthier oder Chuchuaca hatte auch bei den Bayagulas am untern Miſſiſippi Tempel und Opfer. Reiſen XIV, 478 (Charlevoix). Majer 1811. 73. Die Schlange in Verbindung mit der Sonne iſt Symbol der durch die jährliche Wärme ſich erneuernden Natur. Auch mit dem Geſtirndienſt ſteht der Thierdienſt in Verbindung nach einem ſich überall vorfindenden Parallelismus zwiſchen beiden, dem wir noch oft begegnen werden. Darum iſt jener Sommermacher zuerſt Thier und zuletzt Stern. Umgekehrt ſtammen wiederum viele Thiere von Sternen ab. Andree Weſtland I, 1. 27. [1]) Als Träger endlich der göttlichen Kräfte in der Natur ſind die Thiere, namentlich die Vögel, Repräſentanten der Feldfrüchte, Wied II, 182 ff. 322. Die Rothhäute rühmen ſich auch, ein Vogel habe ihnen den Mais gebracht, Herders Ideen VIII, 3. Kraft, Sitten der Wilden 234. Von der Beziehung von Vögeln zum Donner, der Schlange zum Waſſer iſt ſchon oben geſprochen worden. Als Symbole der göttlichen Naturkräfte exiſtirten die Thiere ſchon vor der Schöpfung, Lindemann III, 179, und waren auch bei derſelben vielfach thätig, wie wir beim Großen Geiſte ſehen werden.

§. 8. Die Seelenwanderung.

Mit dieſen Beſtandtheilen eines kultivirtern Naturdienſtes, mit dieſer parallelen Verehrung von Sonne und Geſtirnen einerſeits und

[1]) Nach dem Mythus der Mandans war der Wagen oder große Bär urſprünglich ein Hermelin, Wied II, 222. Die Maus erhielt einen Platz am Himmel deßwegen, weil ſie an einem Regenbogen hinaufklomm und einen Gefangenen im Himmel befreite. Schoolcraft Wigwam 217.

Thieren anderſeits, hängt genau diejenige Vorſtellung des Unſterblichkeitsglaubens zuſammen, die man Seelenwanderung nennt. Denn gewöhnlich geſtaltet ſich dieſelbe ſo, daß man Wanderungen der Seele ſowohl durch Geſtirne als Thiere annimmt. Auch bei den Rothhäuten findet man beides, und Friedrich Schmidt II, 349 hat daher Unrecht, wenn er Heckenwelders (426) Angabe bezweifelt, daß manche Indianer an Seelenwanderung glauben. Entweder hält man, wie die Canadier, die Geſtirne für die Sitze der abgeſchiedenen Seelen, Vollmer: Otſistock, Chr. Arnold 945 nach Roß 141, oder man glaubt, ſie ſeien ſelber verſtorbene Menſchen, Wied II, 152. So ſoll der Morgenſtern ein abgeſchiedener Mönitarri geweſen ſein. Wied II, 222. Der ſüdliche Himmel iſt überhaupt das Land der Verſtorbenen, und die Sterne der Milchſtraße, die angeheftete Feuer ſind, ſind der Weg dorthin. Loskiel 47. Catlin 116. Vollmer l. c. Andree N. A. 247. Auch hier behauptet die Sonne ihren Vorrang. Wie ſonſt beim Sonnendienſte, ſo war auch bei den Apalachiten und Natſchez die Sonne der künftige Sitz bloß der Tapfern. Meiners kr. Geſch. II, 770.

Was aber die Seelenwanderung durch Thiere betrifft, ſo erleidet dieſe Vorſtellung bei den Rothhäuten dadurch eine Modification, daß die Thiere ſelber als vernünftige Weſen unſterblich ſind. Meiners II, 766. 791. 795. Grundriß 179. Hennepin II, 93, 107. Daher wird den Thieren, beſonders den Vögeln, Sprache zugeſchrieben, ſo daß ſie auch die Menſchen verſtehen, Heckenwelder 438, Wied II, 153 ff. Magazin 1840, 226. Göze, Natur u. ſ. w. IV, 311. Aufſätze zur Kunde ungebildeter Völker 120. Chateaubriand I, 224 (deutſch III, 150). Reiſen XIV, 234 (Charlevoix). Dieſe Vorſtellung von der Sprache der Thiere finden wir übrigens überall als uralte Volksvorſtellung, bei Arabern, Gothen, alten Deutſchen, Perſern, im Homer und den griechiſchen Fabeldichtern. Zu den Wunderkräften des Tireſias und Apollonius von Tyana gehörte auch, daß ſie die Sprachen der Thiere verſtanden. Vgl. meinen Commentar zu Philos Weltſchöpfung P. 36. I. Meiners I, 220 ff. 330. II, 653. Ewald Geſchichte des Volkes Iſrael II, 222. Eine Verwandlung der Menſchen iſt alſo nichts Auffallendes und geſchieht nicht bloß in der Sage, ſondern man glaubt ſogar, ſie geſchehe tagtäglich. Das iſt der Wärwolf oder Ghierwolf der alten Deutſchen, der λυκάνθρωπος oder κυνάνθρωπος, der Verſipellis, und wie dieſelben bei den verſchiedenen Völkern heißen. Grimm

altdeutſche Mythologie 1048. Görres Myſtik III, 264 ff. IV, 2. 472 ff. Schreiber Taſchenbuch V. 47. 129. 186. W. Scott Dämonologie I, 145. II, 28. 135. Meiners II, 578. Böttiger kl. Schriften I, 135. Petron. Arb. c. 62. Plin. H. N. VIII, 22. 34. Eckermann Religionsgeſchichte III, 1. 99. IV, 1. 17. Stöber Neujahrsſtollen 1850. 34. 45. Klemm IV, 220. Magazin 1843. 172. Von den Zauberern der Wotjäcken, den Wedun, herrſchte die Ueberzeugung, daß ſie Menſchen in wilde Thiere verwandeln können. Ausland 1847, 500. Die Zauberer der Irokeſen konnten ſich ſelber in Thiere verwandeln. Von einem derſelben wird erzählt, daß er als Unglücksvogel ein Sterben verurſacht habe. Als aber einſt der Vogel von einem Pfeile getroffen wurde, fand ſich der Pfeil im Leibe des Zauberers und er ſtarb an der Wunde. Seine Mutter aber, die mit ihm einverſtanden geweſen, wurde verbrannt, verwandelte ſich aber alsdann in eine Meerkatze und trieb den alten Spuk fort bis die letztere todt geſchlagen wurde. Damit war aber auch der Seuche und dem Sterben unter den Menſchen ein Ziel geſetzt. Baumgarten I, 173. 181 ff. Aehnliches wird von Wied II, 191 u. a. O. Sitten III, 108 ff. Meiners I, 194 erzählt. Bei den Araukanern im ſüdlichſten Süd-Amerika fürchtete man ſich am meiſten vor denjenigen Zauberern, welche Jvunce hießen und ſich des Nachts in Vögel, die ihre Pfeile auf ihre Feinde abſchoſſen, verwandelten. Molina 72. Die Zauberer der Braſilianer ſind befähigt, ſich in Tiger zu verwandeln. Vgl. unten §. 57. Auch die Hexen zu allen Zeiten ſollten die Fähigkeit beſitzen, ſich in Thiere zu verwandeln. Unten §. 12. Vgl. Stöber Sagen aus dem Elſaß S. 236. 281. 282. 289. 333. 334. 346. Neujahrsſtollen 1850. 39. Dieſer Glaube an ſolche Verzauberungen gehört eigentlich der Stufe der Wilden, es iſt aber hier aus dem Grunde auf ihn hingewieſen worden, damit klar werde, wie leicht ihnen der Glaube an die Seelenwanderung zugänglich wurde und wie leicht die Mythen von Thierverwandlungen entſtehen konnten. Letztere gehören aber ſchon der höhern Stufe an, und beruhen auf der parallelen ſymboliſchen Bedeutung der beiden verwandelten Gegenſtände. Wenn Menſchen ſich im Mythus in Thiere verwandeln, ſo bezeichnet dieß nur die Zuſammengehörigkeit des Thiertotems oder Wappens zu der Familie oder dem Stamme. Denn das Thier, von dem man abſtammt, iſt das Totem, der Familienſitz, Dodem, wie es Schoolcraft Tribes I, 420 erklärt. Vgl. ferner Tanner 11, 185 beſ. 315 ff. So iſt es bei den Algonkinern.

Nach der Anſicht der Irokeſen und Mönitarris verwandeln ſich im Mythus Götter und Menſchen oft in Thiere. Klemm II, 158. 159. 162. 168. Eine völlig ovidiſche Metamorphoſe erzählt Chateaubriand 44 ff. und ein ähnliches Urtheil fällt über viele Indianer-Verwandlungsſagen James bei Tanner 322. Verwandlungen von Menſchen in Thiere in dieſem Sinne ſehen wir in der Erzählung, daß der Wolf früher ein Knabe geweſen ſei, den ſeine Eltern im Stiche ließen, Andree N. A. I, 252, oder wenn Aehnliches vom Fuchs, Luchs, Haſen, Rothkehlchen, Adler in der Mythologie der Algonkins erzählt wird. Schoolcraft Wigwam 217. Die algiſchen Forſchungen wimmeln von dergleichen Thierverwandlungen. Worauf uns nun aber hier vorzüglich ankömmt, das iſt der Glaube, daß man vorher ein Thier geweſen ſei. Denn die Anſicht von der Präexiſtenz hängt mit der von der Seelenwanderung genau zuſammen. Viele Indianer glauben, vor ihrer Geburt Thiere geweſen zu ſein. Heckenwelder 430. Ueberhaupt werden die Thiere in Menſchen verwandelt. Picard 114. Meiners II, 795. Andreä Todtengebräuche 228. Damit hängt dann wiederum der Glaube an Abſtammung von Thieren zuſammen, gewöhnlich vom Thiere ihres Stammestotems. Schoolcraft Tribes II, 43. So waren die Vorfahren der Hundsrippindianer junge Hunde, Klemm II, 157. Die Chipewyans wollen aus einem Hundsfell hervorgegangen ſein. Schoolcraft Wigwam 202., andere ſtammen von einem Haſen, Loskiel 53. oder Bären ab, Meiners I, 156. Vater 391. Bromme N. A. 229. Schoolcraft Tribes II, 43. einem welſchen Hahn oder Wolf, Heckenwelder 434 ff. Vater 391, Schoolcraft a. a. O. von einem Erdſchwein, Heckenwelder 432, oder einem Biber, Vater 421. Es gibt welche, die eine Turteltaube zum Ahn haben, Vater 392, Schoolcraft a. a. O., andere einen Rothfiſch, Vater 421, wieder andere eine Schildkröte, Klemm II, 164, ein Krokodil, Meiners über den Thierdienſt der Egypter 223. Auch finden wir den Fiſch oder die Kröte als den Urahn, Klemm II, 154. oder auch einen großen Vogel oder Hund, Klemm II, 155, 157. Berghaus Erdball I, 253, auch die Klapperſchlange, Klemm II, 163. Einer der vier Hauptäſte der Medawin, die Kenabigwusk, entſtand aus einer Schlange, die den Menſchen eine Wurzel zeigte, durch welche eine Stadt von der Peſt gerettet wurde. Schoolcraft Tribes II, 136. Die Oſagen behaupten, das Menſchengeſchlecht ſtamme von der Vermählung des Bibers mit der Schnecke. Duden, Europa und Deutſchland, von Nord-

Amerika aus betrachtet I, 334. Schoolcraft Wigwam 95. Gregg Karawanenzüge II, 176. Vgl. auch noch über andere Abkömmlinge von Thieren A. Humboldts Reise (deutsch) IV, 179.

So ist es denn auch nicht zu verwundern, wenn die Menschen nach dem Tode wieder Thiere werden sollen. So verwandeln sich nach den Bucros die abgeschiedenen Seelen in große Affen. Ausland 1844. Nr. 141. Andreä 228. Ursprünglicher und zukünftiger Idealzustand entsprechen sich gerne in den religiösen Anschauungen. Nach der Vorstellungsweise der Huronen und der Chippewas oder Odschibwäs hat der Mensch zwei Seelen. Die eine wird beim Tode vom Leibe getrennt, entfernt sich aber erst aus seiner Nähe nach Vollendung des Todtenfestes, dann verwandelt sie sich nach den einen (kultivirtere Ansicht) in eine Turteltaube, nach den anderen (ursprüngliche Ansicht der Wilden) geht sie in das Reich der Seelen, in das Todtenreich. Die andere Seele aber bleibt auch nach dem Tode im Grabe, und verläßt es erst, wenn sie in einen andern Körper übergehen kann. Schoolcraft Wigwam 203. Reisen XVII, 30. Andree N. A. 246 nach The Litterary World, New-York. 7 Aug. 1847. p. 6. Majer 1811. 123. Baumgarten I, 476 nach Brebeuf relation de la nouvelle France, pour l'an 1636. Part. II Chap. 9. Die Annahme mehrerer Seelen bei demselben Individuum finden wir zwar auch anderswo, z. B. bei den Karaiben und Grönländern. Ueber letztere vgl. Majer Taschenbuch 1811. 23, sie gehört an und für sich dem nordischen Element an. Hier aber hat sie die Eigenthümlichkeit, die verschiedenen Ansichten über die Unsterblichkeit vereinigen zu wollen. Die Vorstellung, nach welcher eine Seele in einen andern Körper übergeht, erstreckt sich auch auf die Thiere und deren seelische Eigenschaften. Die Dacotas haben nämlich einen Tanz, bei welchem sie die Leber der Hunde roh und warm essen, im Glauben, dadurch den Verstand und die Tapferkeit derselben sich anzueignen. Schoolcraft Tribes II, 79.

Die Verwandlung in Thiere bei der Seelenwanderung ist die eine Seite derselben, die niedere, daher sie so viele Berührungspunkte mit der ursprünglichen Ansicht der Wilden zeigt und sich so innig mit ihr vermengt. Die andere Seite, die höhere, läßt die Seelen in die Gestirne wandern, und zwar eher die Seelen der Vornehmen, der Häuptlinge, der Tapfern, wie bei den Apalachiten, Historie der Reisen XVI, 507. Doch glaubte man auch in Virginien, daß die Seelen ihrer Häupt-

linge Singvögel würden, die ſich nur beim Anfang der Nacht ſehen ließen. Reiſen XVI, 577. Majer 1811, 69. Auch andre Himmelserſcheinungen beſtehen aus den Seelen der Abgeſtorbenen, wie das Nordlicht, das ſie daher den Todtentanz nennen. James bei Tanner 321. Andree N. A. 242. Dieſe beiden Seiten zeigen ſich ſehr klar als die niedere und die höhere in der Anſicht der Natſchez, nach welcher die Häuptlinge nach dem Tode in die Sonne eingehen, die der Gemeinen in Thierleiber. Meiner II, 770. Picard 95.

Auch eine rein anthropomorphiſche Seite hat bei den Rothhäuten ſo gut wie bei den Pythagoreern und bei Ovid die Vorſtellung von der Seelenwanderung, da, wie wir ſpäter ſehen werden, der Anthropomorphismus überhaupt auf ihre religiöſen Anſichten Einfluß ausgeübt hat. Bei der Vorſtellung von der Seelenwanderung zeigt ſich nun dieſer Anthropomorphismus darin, daß man entweder ſchon früher als Menſch auf dieſer Erde gelebt haben will, — namentlich glaubt man von geſtorbenen Kindern, daß ſie als Menſchen bald wieder kommen, — oder nach platoniſcher Weiſe hat die Seele als menſchliche Seele präexiſtirt. Dieſe Anſicht findet ſich ſowohl bei den algonkiniſchen Stämmen als bei den Irokeſen, welche die Seelen wie Griechen und Römer Schatten nennen, Otahchuk. Vgl. Andree N. A. 245. Loskiel 48. Meiners kr. Geſch. II, 792. Grundriß 179. Majer 1811. 124. Wuttke I, 111. Mackenzie Reiſen 134.

Alle dieſe Vorſtellungen weiſen auf das ſüdliche Element des kultivirtern Naturdienſtes, wie wir daſſelbe in Central-Amerika und Peru wieder finden werden.

---

§. 9. Prieſter, Tempel und Feſte.

Durch das Prieſterthum, die Tempel und die regelmäßig wiederkehrenden Feſte zeichnen ſich die Kulturreligionen vor den Religionen der Wilden aus. Wo daher bei den Rothhäuten jene ſich vorfinden, ſind ſie dem ſüdlichen Elemente ihrer Religion zuzuſchreiben.

Wo ein Kulturvolk in Stände getheilt iſt, da verſteht gewöhnlich auch ein mehr oder weniger abgeſchloſſener Prieſterſtand den Gottes-

dienſt, während dagegen der Wilde, gewohnt alles ſelbſt zu thun und zu machen, ſelbſt ſeinen Göttern opfert. Wenn die Offenbarungen der Gottheit bei letzterm durch Seher, Zauberer, Fetiſchirer, Schamanen, und wie ſie alle heißen, vermittelt werden, ſo kann man eine gewiſſe Verwandtſchaft derſelben mit den Prieſtern nicht in Abrede ſtellen, ſie vermitteln beide die Verbindung mit der Gottheit, und ein abſoluter Unterſchied zwiſchen den verſchiedenen Naturreligionen beſteht ſo wenig hierin als überhaupt. Indeſſen haben alle antiken Völker, ſelbſt die Hebräer, einen beſtimmten Unterſchied zwiſchen Prieſtern und Sehern gemacht. Seher finden ſich überall, Prieſter nur bei Kulturvölkern; das Seherthum iſt an eine gewiſſe natürliche Empfänglichkeit für gewiſſe ekſtatiſche Zuſtände geknüpft, das Prieſterthum dagegen fußt auf einer willkürlichen Theilung der Arbeit, die aber eine nothwendige Bedingung der Kultur iſt. Da manche Schriftſteller die Zauberer der Rothhäute ungenauer Weiſe auch Prieſter nennen, ſo muß man auf den im Obigen angegebenen weſentlichen Unterſchied wohl merken. Wenn z. B. von den Prieſtern der Apalachiten, den Jacuas oder Juanas berichtet wird, daß nur ihnen der Zutritt in den Tempel der Sonne geſtattet ſei, daß ihnen die Opfer und Gaben zugeſtellt wurden, damit ſie ſie darbrächten, daß nur durch ſie die Sonne die Loblieder und Räucherung erhalte, Reiſen XVI, 500, Arnold 959 ff. nach Rochefort, ſo ſehen wir aus allem dem, daß das eigentliche Prieſter ſind. Ueberhaupt finden wir dieſelben nur da, wo der Sonnendienſt im Süden etwas vorherrſcht, alſo außer den Apalachiten auch noch bei den Natſchez, dann in Virginien, und bei dem Leni-Lenape-Stamm der Shavannos, die aus Florida kamen. Friedrich Schmidt II, 346. Humboldts Reiſe V, 39. Bromme N. A. 232. Picard 114. 115 ff. Andree N. A. 244. Majer 1811. 228 ff.

Wie mit dem Prieſterſtand, ſo verhält es ſich mit den Tempeln. Auch ſie gehören dem Kulturſtaate an, da ſie dem religiöſen Leben eines ſchon größern Volkes einen Mittelpunkt gewähren. Daher gibt es bei den eigentlichen Rothhäuten der nördlichern Gegenden, beſonders bei Irokeſen und Huronen keine Tempel, weder daß man bei ihnen ſelbſt fand, noch zeigten ſich Reſte aus einer frühern Zeit. Baumgarten I, 80 ff. Reiſen XVII, 34 ff. XIV, 318. Majer 1811. S. 70. Die Wilden tragen ihre Fetiſche entweder mit ſich, oder jeder hat ſie in ſeinem Wigwam, wo er ihnen opfert. Andree N. A. 244. Einen Schritt der

Annäherung an die Tempel kann man in den Höhen ſehen, welche man zur Verrichtung des Gebetes beſteigt, Friedr. Schmidt II, 345, oder auch in den Rathhäuſern und Verſammlungszelten, in denen einige religiöſe Handlungen verrichtet werden. Baumgarten a. a. O. Letztere erinnern an die Prytaneen und Curien der Griechen und Römer, die ſich aus frühern Zuſtänden in ſpätern erhalten hatten. Das ſind aber noch ſchwache Anfänge zu den Tempeln. Dagegen finden wir in den ſüdlichen Gegenden, wo der Sonnendienſt vorherrſchte, eigentliche Tempel, die jedoch nie ſo bedeutend waren wie die in Central-Amerika. Doch fanden ſich Pyramidentempel in Florida. Schoolcraft Tribes II, 83 ff. Auch waren die alten Pyramiden im Miſſiſippithal, wie die Mexikaniſchen, Tempel und künſtliche Opferhöhen. Tiedemann in den Heidelberger Jahrbüchern 1850, 94 ff. nach Squire und Davis. Man darf aber dieſe Teocalli nicht von den Mexikaniſchen ableiten. Schoolcraft a. a. O., denn dieſe ruhen vielmehr auf derſelben Baſis derſelben Urbevölkerung. Bei den Natſchez loderte ſtets das heilige Feuer im Sonnentempel, das immer nur mit drei Scheitern brennen durfte. In ſolchen Tempeln wurden zugleich die Leichname der Häuptlinge aufbewahrt. Aehnliche Einrichtungen ſollen in Virginien und Florida ſtatt gefunden haben. Majer 1811, 76. Baumgarten a. a. O. Reiſen XVI, 498 nach Garcilasso de la Vega. In letzterm Lande hatten die Apalachiten einen Höhlentempel auf dem Sonnenberge Olaimi. Dieſer Berg war bei der großen Fluth allein nicht überſchwemmt worden. Der Höhlentempel beſtand aus einer natürlichen Höhle von zweihundert Fuß Länge, die Höhe wird verſchieden angegeben. In derſelben war ein Altar und viele Bildſäulen, letztere auch vor ihr. Der Eingang war gegen Oſten, ſo daß der Tempel die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne empfing. Majer 1811. 79 ff. Arnold 960 ff. Reiſen XVI, 499 ff. nach Rochefort. Am untern Miſſiſippi hatten die Bayagulos Tempel. Auch fand ſich darin häufig nebſt dem Bilde anderer Thiere das der Beutelratze, welche dort die oberſte Gottheit war. Majer 1811. 72 ff. Reiſen XIV, 478 (Charlevoix). Aehnliche Gebäude gab es ſelbſt bei den Fuchsindianern. Majer 1811. 70 ff. nach Mackenzie. So bei Völkern in Louiſiana, 73. Auch auf der Katharineninſel bei Californien war ein Tempel in Verbindung mit Sonnendienſt. Sitten ꝛc. IV, 36 nach Torquemada.

Die Feſte endlich, die regelmäßig wiederkehren, gehören der Naturauffaſſung im Großen an, mithin in Nord-Amerika der ſüdlichen Kultur-

religion. Wir finden ſie auch nur in den ſüdlichen Ländern. Am Miſſouri gab es ein jährliches Sonnenfeſt. Meiners kr. Geſch. II, 163 nach Perrin du Lac p. 332. In Florida ſtrömte bei Wiederkehr der ſchönen Jahreszeit alljährlich das Volk dörferweiſe zuſammen und feierte das Frühlingsfeſt, an welchem zugleich die Bünde erneuert wurden. Meiners II, 316 nach Adair S. 113. Der Sonne wurde das Bild eines Hirſches geweiht. Majer 1811. 111. Reiſen XVI, 503. Lescarbot liv. I. ch. 6. Beſonders zu bemerken ſind aber die vier Feſte, die jedes Jahr von den Apalachiten bei ihrem Höhlentempel begangen wurden. Sie fielen jeweilen nach den beiden Säezeiten und nach den beiden Ernten. Die ganze Nacht vor jedem Feſttage war der ganze Sonnenberg von angezündeten Feuern erleuchtet. Am Feſttage ſelber wurden der Sonne und dem Karakairy, dem Einführer des Sonnendienſtes, zu Ehren von Prieſtern und Volk Loblieder geſungen, und ihr allerhand Opfer und Räucherungen dargebracht. Unter den Opfern ſind die für die Sonnenvögel Tonatzuli, und die der Sonne geſchenkten Opferröcke, welche man zum Schluſſe des Feſtes an das Volk vertheilte, nicht zu vergeſſen. Bewirthungen und Beſchenkungen des Volkes an den Götterfeſten werden wir in Peru und Mexiko wieder finden. Eben ſo fanden Waſchungen an dieſen apalachittiſchen Feſten ſtatt, Spiele, Tänze und Mahlzeiten. Arnold 960 ff. Reiſen XVI, 499 ff. Majer 1811. 114 ff. In Virginien feierte man beſtimmte Feſte nach den Jahreszeiten, bei der Ankunft der wilden Vögel, dann ein Erntefeſt. Reiſen XVI, 576. Majer 1811, 107. Letzteres war auch ſehr bedeutend bei den Natſchez und den Kriks. Majer 1811. 109. Von dem jährlichen Feſte der Erneuerung des Feuers bei den Irokeſen (Schoolcraft Iroquois 137 ff.) iſt oben §. 6 ſchon die Rede geweſen. Eben ſo von dem ähnlichen Feſte der Natſchez.

---

§. 10. Der nordiſche Geiſterglaube.

Dem ſo eben behandelten ſüdlichen Naturdienſt mit Sonnenverehrung an der Spitze geht in dem religiöſen Leben der Rothhäute zur Seite ein nordiſcher Geiſterglaube am ähnlichſten dem der Eskimos, Grönländer und ſibiriſchen Völkerſchaften. Dieſer Religionsbeſtandtheil

iſt als derjenige anzuſehen, der aus dem Norden mitgebracht wurde, und er tritt auch gegen den anderen um ſo mehr in den Vordergrund, als auch in den anderen Lebensäußerungen die Nordamerikaniſchen Indianer ihr nordiſches Weſen und die Jägerſitten eines wilden Volkes vorherrſchend beibehielten und nur jene ſchwachen Reſte der Kultur früherer Anwohner ſich aneigneten.

Die Geiſter, die eine geſpenſterartige Verehrung genießen, werden von den verſchiedenen Völkern und Stämmen mit verſchiedenen Namen bezeichnet. Bei den Leni-Lenape oder Delawaren iſt der bekannte Name Manitu am meiſten verbreitet, während bei den Mingos oder Irokeſen ſie häufig Wakan, Wakonda, Wakanda heißen. Wied Reiſe nach Nord-Amerika II, 464. Reiſen XVII, 29. Der Name Manitu ſoll ſogar nach Wied I, 259 auf die Stämme am untern Miſſouri beſchränkt ſein. Indeſſen findet man denn doch auch am Huronſee Manituſteine, welchen der Delawarenſtamm der Ojibuäs oder Chippewas opfert um guten Wind zur Schifffahrt zu erlangen. Wied I, 259. Vgl. Carver bei Heckenwelder 512. Derſelbe Stamm nennt überhaupt einen Geiſt Manedo; die nähere Beſtimmung wird durch eine Zuſatzſylbe angegeben. Schoolcraft Wigwam 214. In demſelben See, ſo wie im Obern-See findet ſich eine ganze Inſelkette unter dem Namen der Manituli-Inſeln. Bromme N. A. 700 ff. Carver ibid. 513. Schon in früheren Zeiten nannten ferner die nördlichen Canadier ihre Zauberer Manito's oder Menutto's, de Laet N. Orbis. 50. 75., was nach einem ſpäter näher zu erörternden Gebrauche auf die Anwendung dieſes Namens auch auf die Geiſter bei dieſen Stämmen ſchließen läßt. Neben dieſen verbreiteten Bezeichnungen der Geiſter giebt es auch noch viele andere. So heißen bei den nördlichen Indianern, z. B. bei den Huronen, dieſe Geiſter zuſammen Nantena, die einzelnen Okki oder Okkiſik, Reiſen XVII, 29. Vollmer, in Virginien Quioccos, Picard 112, und Mentoac, de Laet. 92. Hearne. S. 284. Majer 1811. S. 57. Die Irokeſen haben ferner den Geſammtnamen für die Geiſter Hondal-Konſana, d. h. Geiſter von allen Arten. Unter dieſen ſind die Agotkon die Geiſter des untern Himmels oder der zweiten Ordnung. Ein anderer Mingoſtamm, die Mandans, verehrte beſondere Schutzgeiſter unter dem Namen Choppenih und Mounon he ka, Catlin 351, die Mönitarris unter dem Namen Chupahs. Wied II, 224. Bei den Chippewas heißen ſie Maſchkape und Namaſchwa. Wied I, 278. Sehr oft findet ſich auch für die Schutzgeiſter der Name

Totam, Long 128. Bromme N. A. 231 u. a. m., die Schwarzfüße nennen sie Ah eene, die Sioux, Wah nough hgee, die Tuscaroras Oonowak, Catlin 351. Am Miſſiſippi nannte man die guten Geiſter Hottuk Ish to hool lo oder Nana Ishtohollo. Adair history etc. p. 36. Majer 1811. S. 253.

Jeder Einzelne ſucht ſich ſeinen Schutzgeiſt ſchon in ſeiner Jugend zu erwerben in dem Alter, wenn er Mann und Krieger wird. Das geſchieht unter allerhand Ceremonien und Vorbereitungen, man ſchwärzt ſich das Geſicht und hält ſich in der Einſamkeit auf, bis der Schutzgeiſt unter dieſer oder jener Form erſcheint. Reiſen XVII, 29. Andree N. A. 243. Neben den Schutzgeiſtern giebt es aber auch böſe Geiſter, die den Menſchen ſchaden, die Verfinſterung der Himmelskörper verurſachen, die häßlich ausſehen und ſich in unwirthſamen Gegenden und Inſeln aufhalten. Meiners kr. Geſchichte I, 402. 410. Grundriß 57. Carvor 322. Weld Reiſe durch die Amerikaniſchen Freiſtaaten, deutſch, S. 358. Majer 1811. 57. So jagte öfters den Floridanern ein böſer Geiſt Schrecken ein. Nunez Cabeça de Vaca cap. 22. Beſonders ſind die Windigor oder Rieſen zu fürchten, welche Männer, Weiber und Kinder freſſen. Andree N. A. 252. Ueberhaupt ſind aber alle Geiſter, wie wir ſpäter noch beſtimmter ſehen werden, zu fürchten, denn der Schutzgeiſt des einen iſt dem andern fürchterlich, und auch der Glaube an den eigenen Schutzgeiſt zeigt ſich vorherrſchend als Geſpenſterfurcht. Der Geſpenſterglaube iſt bei den Völkern nicht erſt in einer ſpätern hiſtoriſchen Zeit der Entartung entſtanden, ſondern er iſt überall uralt, findet ſich in den primärſten Stufen menſchlicher Verhältniſſe, überall bei den Wilden, und hat ſich aus dieſen Zuſtänden in ſpätere zu erhalten gewußt, weil er in dem noch nicht moraliſch gekräftigten Gemüthe jedes Menſchen wurzelt.

Zu der Verehrung der Geiſter iſt auch die der Seelen der Verſtorbenen zu zählen, fällt mit ihr nicht ſelten völlig zuſammen. Es handelt ſich hier nicht um Unſterblichkeitsvorſtellungen, die dieſem nordiſchen Geiſterglauben zukommen, und die bloß den Seelen eine Fortdauer nach dem Tode beimeſſen. Davon wird ſpäter die Rede ſeine Hier kommen die Verſtorbenen in Betracht inwiefern ſie wie ander. Geiſter einer überſinnlichen Welt auf das Geſchick der Lebenden einen göttlichen Einfluß ausüben, nützen, ſchaden, ſich offenbaren und eine Verehrung genießen wie die Götter. Ein Todtendienſt in dieſem

Sinne war bei vielen Völkern im Gebrauche. Meiners kr. Geſch. I, 290 ff. Grundriß 38 ff. Beſonders iſt uns bekannt der Römiſche Dienſt der Manen, Laren und Larven, welche man Dii nannte und wie andere Götter ehrte. Hartung, Religion der Römer I, 43 ff. In Amerika werden wir ähnliche Vorſtellungen namentlich bei den Karaiben und in Braſilien wieder antreffen. Unter den Rothhäuten waren dieſe Anſichten ſehr verbreitet, Meiners Geſch. I, 297. Grundriß 40 nach Charlevoix journal 372—378. Beſonders waren die Natſchez dieſem Dienſte ergeben, Reiſen XVI, 502., ſie errichteten den Todten nicht bloß Grabmähler, ſondern auch Tempel. Man hielt beſondere Todtenfeſte, entweder alljährlich, oder alle acht oder zehn Jahre. Meiners Geſch. II, 309. Grundriß 44. 112. nach Charlevoix. Die meiſte Arbeit und größte Sorge der Rothhäute beſtand darin, den Todten Ehre zu erweiſen; darauf verwendeten ſie verſchwenderiſch ihre Habe. Benjamin Constant de la religion I, 303 nach Lafiteau, Chateaubriand I, 161 (deutſch III, 90), Tanner 121. Ueber die Opfer für die Verſtorbenen vgl. Loskiel 58. Schrecklich iſt das Rachegefühl des Geiſtes eines Gemordeten, der ſich nach dem Blute des Mörders ſehnt, und ſeine Angehörigen zur Rache anſpornt. Dieſer iſt durch den Mord in Zorn geſetzt, nicht aber der Große Geiſt, der kein weiteres Intereſſe an ſittlichen Dingen nimmt. Daher fürchten ſie mehr als dieſen die Geiſter der Erſchlagenen, und dieſe Furcht hält viele vom Morde ab. So die Dacotas. Schoolcraft Tribes II, 195.

Wenn aber die Rothhäute die Todten göttlich verehrten, ſo geſchah dieß nicht mit den Lebendigen. In allen Dingen verehrten ſie einen göttlichen Geiſt, nur nicht im lebendigen Menſchen. Daher fand ſich auch nie ein Heroenkultus bei ihnen, und es wurde auch kein einzelner Menſch nach ſeinem Tode mit beſonderm Namen als ein Gott verehrt. Andree N. A. 242. Alles was die Sagen und Mythen von früherem Wandel der Götter in Menſchengeſtalt auf Erden berichten, beruht auf ſpätere Anthropomorphirung und Euhemeriſirung. Wenn der ſüdliche Sonnendienſt Häuptlingen und Königen als Kindern der Sonne göttliche Ehre erweist, ſo iſt dieß einmal ein höherer Kulturſtand, und dann kommt ihnen die Ehre nicht unmittelbar und als Individuen zu, ſondern dem Stande und mittelbar wegen der Sonne. Man hält ſie deßwegen doch nicht für Götter. Die Anbetung lebendiger Menſchen, wie ſie im Buddhismus ſtatt findet, gehört zu den letzten Stufen des

Heidenthums, und hängt mit dem Bewußtwerden des myſtiſchen Pantheismus zuſammen.

§. 11. Der Fetiſchismus.

Der Geiſterglaube der Rothhäute iſt kein bildloſer, ſondern haftet an äußern, ſichtbaren Gegenſtänden. Die Form, unter der der Schutzgeiſt das erſte Mal dem Jüngling erſchien, iſt das Zeichen deſſelben, welches er überallhin mitträgt. Andree N. A. 243. Meiners Geſch. I, 173, oder dieſe Gegenſtände werden auch von den Zauberern gegeben, Meiners Geſch. I, 164 ff. 174. Mit dem Schutzgeiſte wechſeln auch die Gegenſtände, beide tragen oft denſelben Namen. Die von den Dacotas verehrten bemalten Steine werden von ihnen ihre Großväter genannt. Schoolcraft Tribes II, 196. Dieſer Gegenſtand iſt nicht ein Symbol, ſondern eine Behauſung des Geiſtes, welche bei den Irokeſen Otaron heißt. Sie beſteht aus jeder Kleinigkeit, die die Wilden im Traume ſehen, Meſſern, Pflanzen, Thiertheilen, Schlangenhäuten, Klauen, Federn, Muſcheln, Thierfellen, Thierköpfen, Thieren, Steinen, Pfeifen, auch menſchenähnlichen Bildern, u. dgl. m. de Brosses 33. 41. Baumgarten I, 172 ff. 181. Picard 113. Meiners Geſch. I, 164 ff. 173 ff. 144, 156. Sitten III, 136. Klemm II, 178. Wied II, 186. 225. 228. Andree N. A. 251. Majer 1811. 63 ff. 68. Chateaubriand II, 95. Schoolcraft Iroquois 226. Selbſt Sonne und Mond können als Fetiſche eines Schutzgeiſtes für einen Einzelnen verehrt werden. Loskiel 53. Majer 1811. 64. Eben ſo lebendige Thiere, ſowohl einzelne, als ganze Thiergattungen. Loskiel und Majer a. a. O. Long 128 ff. Meiners Geſch. I, 156. Bromme N. A. 229. 231. 414. 416. Dieſelben ſind dann nichts anderes als Fetiſche, und haben nur eine Beziehung zum Einzelnen, nicht zur Geſammtnatur.

Eine Fortſetzung derſelben in die neuere Zeit hinein ſind die Geſpenſterthiere. Ueber dergleichen ſiehe z. B. aus dem Elſaße Stöber Neujahrſtollen. 34—68. Sagen aus dem Elſaß. S. 15. 30. 46. 86. 124. 225. 228. 230. 266. 307. 318. 349. Wie der Geiſterglaube ein Spukglaube iſt, ſo wählt er ſich auch die Thierform, wie zur Verehrung, ſo auch zum Spuk als Hülle, als Fetiſch. Wenn z. B. bei den Dacotas der Mann

in den Stamm aufgenommen wird, wählt er ſich ſeinen ſichtbaren Gegenſtand, den er ſein ganzes Leben hindurch heilig hält, ein Thier oder einen Thiertheil, den ſie dann nie eſſen dürfen. Solche Fetiſche werden auf Waffen und Hütten gefunden. Schoolcraft Tribes II, 175. Ueberhaupt iſt der Geiſterglaube der Rothhäute wie aller jener nordiſchen Völker ſeinem Weſen nach nichts anderes als Fetiſchismus, welches überall die Religion der eigentlichen Wilden iſt, und zwar mit auffallend wenig Modifikationen bei den verſchiedenen Raſſen. Es giebt kaum Einzelheiten dieſer fetiſchartigen Geiſterverehrung, die ſich nicht ſowohl bei den Rothhäuten, als den Negern ſo wie den Horden Sibiriens und Auſtraliens wieder fänden. Wie der Wilde, d. h. der Menſch vor der Bebauung der Erde und der Theilung der Arbeit, überall die Gegenſtände und Wirkungen der Natur nur nach ihrer Vereinzelung auffaßt, ſo erſcheinen ihm nicht weniger in ihrer Vereinzelung die in der Natur wirkenden und ſich offenbarenden göttlichen Kräfte. In ſeiner Religion herrſcht ſo wenig Einheit als in ihrer Natur, in der ihre Religion befangen iſt. Die Geiſter ſind ſo wenig als die Geiſter anderer Fetiſche Repräſentanten für Geſetzeswirkungen in der Natur, ſo wenig als überhaupt Naturgeſetze ins Bewußtſein treten. Mag es auch Geiſter geben für Gattungsbegriffe, wie für alle Thiere, Fiſche, Todte, Völker, Stämme, Meiners Geſch. I, 144. 172. Benjamin Conſt. I, 239. 275, ſo ſtellen ſie doch nicht nach Geſetzen geſonderte Wirkungen dar, keine Naturgeſetze, ſondern nur allgemeine Einflüſſe. Das Thier, das als Fetiſch verehrt wird, iſt nicht Symbol dieſer oder jener göttlichen Naturkraft, ſondern überhaupt ein göttliches Weſen wie jedes andere.

Dieſer hier aufgeſtellte weitere Begriff vom Fetiſchismus, nach welchem der nordiſche Geiſterglaube und Bilderdienſt der Rothhäute mit hineinfällt, iſt jedoch nicht von Jedermann angenommen. Manche, wie Görres Mythengeſchichte 54 und Stuhr Religionen des Orients S. 245 ff. Wuttke I, S. 67 ff. 77 ff. vgl. auch Ausland 1847. 193 beſchränken denſelben auf die Religion der Neger, und nennen dagegen die Religionen nördlicher Wilden, namentlich aſiatiſcher, Schamanenthum oder Schamaismus. Allerdings iſt das Wort Fetiſſo, Zauberklotz, von dem der Fetiſchismus zunächſt den Namen hat, nur von den Negern und zwar bloß von denen der Weſtküſte von Afrika angenommen worden. Allein ſo gut dieſes portugieſiſche Wort ihre Zauberklötze bezeichnet, ſo gut andere, und ſo gut kann Fetiſchismus dieſe ganze

Religionsstufe bezeichnen, da ihm ohnehin kein anderes Wort dieſen Rang ſtreitig macht. De Brosses hat in ſeiner Schrift du culte des dieux fétiches, 1760 (deutſch 1785) das Wort in die wiſſenſchaftliche Sprache eingeführt, und wenn er auch einen viel zu vagen und allgemeinen Begriff damit verbindet, ſo hat man ſich doch ſeither an den allgemeinern Sinn des Wortes gewöhnt, und Männer wie Meiners, kr. Geſch. I, 175. 177 u. a. m. Grundriß 18. Benjamin Conſtant I, 227 ff. DeWette, Vorleſungen über die Religion, u. a. m. haben den Begriff des Fetiſchismus als den der Religion der Wilden beſchränkt und erweitert. Ueber andere Beſtimmungen dieſes Begriffs vgl. Karl Friedrich Hermann gottesdienſtliche Alterthümer der Griechen §. 18. Anm. 14. Auch Hegel faßt die Religion der Eskimos und Grönländer mit der der Neger zuſammen, und zwar unter dem Begriff einer Religion der Zauberei. Sämmtliche Werke XI, 224. Nach Chateaubriand I, 38 gehören die Manitus der Indianer und die Fetiſche der Neger ganz auf dieſelbe Linie. Prichard IV, 509 findet die Aehnlichkeit der patagoniſchen Zauberer, Spix und Martius III, 1108. 1211 die der braſilianiſchen Pajé's mit den Sibiriſchen und oſtaſiatiſchen Schamanen auffallend. Endlich nennt auch Andree N. A. 243 die ſichtbaren Zeichen und Pfänder der Schutzgeiſter bei den Rothhäuten geradezu Fetiſche. Der Streit iſt nicht etwa ein bloßer Wortſtreit. Man kann die Sache am Ende nennen wie man will; die Hauptſache iſt, daß man einſieht, daß alle heidniſchen Wilden weſentlich dieſelbe Art von Religion haben, die ſich ſcharf von den Kulturreligionen unterſcheidet. Es iſt zwar nicht zu leugnen, daß ſo verſchiedene Naturen, wie die in alle Raſſen, Farben, Klimate und Umgebungen vertheilten Wilden ihre Wildenreligion modifiziren. Allein dieß geſchieht hier nicht mehr, eher weniger als mit anderen Religionsſtufen. Die weſentliche Gleichſtellung aller Wilden aber zur Natur, durch die ihre Religion, weil Naturreligion, weſentlich bedingt iſt, iſt die Hauptſache.

Dieſe Zuſammengehörigkeit der Religionen der Wilden zeigt ſich außer den Gegenſtänden ihrer Anbetung auch noch in den Zauberern, in dem Religionsgefühl, dem Kultus, und in den Unſterblichkeitsvorſtellungen.

Wie die Fetiſche den Menſchen, der ſich damit verſieht und bedeckt, als Amulette gegen böſe Einflüſſe ſicher zaubern und mit einem

Zauber umhüllen, vgl. Schoolcraft Iroquois 226, — ſo haben die Fetiſchdiener auch noch ihre beſonderen Zauberer.

---

§. 12. Von den Zauberern.

Eines der bekannteſten Wörter, mit dem die Zauberer wilder Völker bezeichnet werden, iſt das der Schamanen, wie die ſibiriſchen Horden ihre Zauberer nennen. Das Wort hat einmal dieſer Religion den Namen Schamaismus gegeben, und dann hat man überhaupt die Zauberer der Wilden damit zu bezeichnen angefangen. Dieſe Bezeichnung iſt nicht, wie man etwa angegeben findet, aus dem Sanskrit genommen, ſondern aus dem Tunguſiſchen, und man darf das Wort ſo wenig als die Sache ſelbſt aus dem Buddhismus herleiten, ſondern von den wilden Horden Sibiriens. Und wenn auch der Schamaismus vielfältig in China verbreitet iſt und ſich mit dem dortigen Buddhismus verſchmolz, ſo gehört er doch urſprünglich der unterſten Stufe, der Buddhismus einer der höhern des Heidenthums an. Vgl. Ausland 1851. Nr. 187. Der Schamaismus in China, — nach Pater Hyacinth Bitſchurin. Nouv. Ann. des voyages. Junius. Die Neger nennen ihre Zauberer oder Fetiſchirer Singhilis, Gangas u. ſ. w. die Grönländer Angekoks. Und ſo gaben die Rothhäute ihren ſogenannten Medizinemännern je nach den Sprachen und Stämmen verſchiedene Namen. Daß die nördlichen Kanadier ihre Zauberer Manitos nennen, iſt ſchon geſagt worden. Eben ſo finden wir dieſelben bei den Irokeſen mit demſelben Namen bezeichnet, mit dem ſie die untern Geiſter benennen, Agotkon, Baumgarten I, 174, auch der Geiſtername Okki wird von den nördlichen Indianern den Medizinemännern beigelegt, de Laet N. O. 50, und von den Algonkinern und Montognaten der Name Manitu, de Laet N. O. 50. 75. Die Zauberer der Californier werden ebenfalls nach dem Namen ihrer Götter, und zwar ihrer oberſten, Tuparan oder Niparaya genannt. Geſchichte von Californien, von Adelung S. 68. 71. Wir werden ſehen, daß auch bei den Mexikanern die Prieſter des Gottes Quetzalcoatl den Namen ihres Gottes tragen, und noch häufiger kommt es vor, daß die Prieſter ihre Götter darſtellen. So ſind bei den Römern die Lu-

perei Prieſter des Lupercus, und die Kureten, Daktylen und Idäen ſind Prieſter der Cybele oder Idäa, und im Mythus ihre göttlichen Begleiter. Im Uebrigen werden aber bei den Rothhäuten die Zauberer noch mit vielen anderen Ausdrücken benannt. Bei den Irokeſen findet ſich auch noch der Name Agottſinachen d. h. Seher. Majer 1811. 66. Sagard 230. Reiſen XVII, 29. Baumgarten I, 173, bei den Maudans Numank-Choppenih oder Newmohk hopeneche, Wied II, 169. 190. Catlin 349, dagegen für die von einem böſen Geiſte Beſeſſenen Ochkih-Häddä, Wied II, 176 ff. Die Zauberer der Kanadier heißen auch Pillotoas, de Laet N. O. 47. Charlevoix in den Reiſen XIV, 91. 102, oder auch Oſtemois oder Autmoins, de Laet 53, auch Arendiovann, Baumgarten I, 159. 173 (Lafiteau) nach Brebeuf. Die der Ottovas hießen Panans, Andree N. A. 249, die der Sioux We chasba wakon, der Tuscaroras Yunnu kwat haw, der Schwarzfüße Nah loſe, der Rikarier So nishwa rooh teh, Catlin 349, die der Delawaren und Huronen Sajotkatta, Baumgarten I, 173, Majer 1811. 66; der Minſi oder Monſeys und Winnbagols Medeu oder Medu, Heckenwelder 403, Schoolcraft Tribes II, 224. Im nordweſtlichen Amerika haben ſie den Namen Scharger. Basler Miſſ. Mag. 1834. 632. Auch Hexen giebt es unter den Indianern, alſo wie bei den Grönländern, die letztere Illiſeetſaks nennen. Der Glaube an Hexen iſt bei den Indianern ganz allgemein. Bei den Irokeſen wurden Hunderte deßwegen verbrannt, und zwar bis in die neueſte Zeit. Die Hexen halten nächtliche Zuſammenkünfte, können ſich in Thiere, Steine, Stücke Holz verwandeln, und fügen den Menſchen durch ihren Zauber Böſes zu. Sie finden ſich bei allen Wilden. Meiners Geſch. II, 485 ff. 579. Egede, Beſchreibung von Grönland 146. 200. 201. 204. Iſelin, Geſchichte der Menſchheit, ed. II. Thl. I, 167. Hennepin II, 105 ff. 130 ff. 236 ff. Andree N. A. 288 ff. Beſonders Schoolcraft Iroquois 139 ff. Charlevoix journal 360. Cranz 274.

Das Zauberweſen iſt weſentlich bei dieſer Religion, daher auch Hegel dieſelbe geradezu als eine Religion der Zauberei bezeichnen kann. Daher können eigentlich alle Wilde zaubern, jeder zaubert auf ſeine eigene Fauſt hin, erhält durch eigene Träume ſeinen Schutz- und Zaubergeiſt. Da jedoch dieſe Zauberei an gewiſſe Zuſtände geknüpft iſt, an Träume und andere Arten der Bewußtloſigkeit und Ekſtaſe, und die einen Individuen dazu geſchickter ſind als die andern, ſo giebt es eben,

wie wir geſehen haben, gewiſſe Leute, die vorherrſchend Zauberer ſind, ſei es nun, daß ſie's von Natur ſeien, ſei es durch größere Anſtrengung und Uebung. Ein erſter Schritt zu einem beſondern Stande und zur Theilung der Arbeit iſt damit allerdings gethan.

Das Weſen der Zauberei beſteht hier wie anderswo in der Fähigkeit, mit den Geiſtern in Verbindung zu treten und ſie zu befragen. Die Zauberer vermitteln dieſe Verbindung, aber nicht nothwendig bilden ſie dieſe Vermittlung; ſie ſind die lebendigen Orakel der Wilden und verſchaffen ihnen häufig ihre Schutzgeiſter, ſehen ſie, holen ſie und werden von ihnen in Beſitz genommen. Sie können ſie ſogar zwingen, ihnen zu Gebote zu ſtehen. Die Gegenſtände, an die die Geiſter geknüpft ſind, werden von ihnen in einem Sack getragen, hohle Gebeine, Muſcheln, geſchnitzte Bilder von Thieren. Dieſer Sack wird im Kriege zur Schau geſtellt. Bei den Algonkinern iſt die Pyromantie aus dem Laufe des Feuers gebräuchlich. Baumgarten I, 180.

Die Zauberei und die Zauberer geben Aufſchluß über Alles, was die Seele des Wilden bewegt, Auskunft über die Zukunft und über das, was in weiter Entfernung des Raumes geſchieht, ſie ſagen das Glück der Kriege voraus, können auch hier, nicht bloß in Sibirien, Regen machen, dem Blitz eine beliebige Richtung geben, das Wild herbeilocken und haben Macht über die Verzauberungen böſer und feindſeliger Geiſter. Da die meiſten Krankheiten als Folgen von Verzauberungen angeſehen werden, ſo ſucht man gewöhnlich beim Zauberer und ſeinem Geiſte Heilung von Krankheiten, welches die am häufigſten vorkommenden Fälle ſolcher Berathungen ſind. Wie der Indianer überhaupt durch Träume mit ſeinem Schutzgeiſte in Berührung tritt, ſo insbeſondere der Zauberer, der, was er im Traume ſieht, als einen beſondern Wink ſeines Schutzgeiſtes betrachtet. Von den Zauberern, die da glauben ſich in Thiere verwandeln zu können, haben wir ſchon §. 8 geſprochen. Noch häufiger ertheilen die Schamanen ihre Antworten in halb oder ganz bewußtloſen Zuſtänden und Convulſionen, auch Fieberphantaſien. In dieſelben gerathen ſie bisweilen von ſelbſt, gewöhnlich aber nach großen Anſtrengungen, Faſten, Klagen, Heulen, Schreien und allerhand Plagen und Selbſtverſtümmelungen. Dieſe Zuſtände werden nicht nur von allen Berichterſtattern ausführlich den Zauberern der Rothhäute beigeſchrieben, ſondern ſie ſtimmen auch mit denen aller andern Fetiſchdiener aufs genaueſte überein. Da nun bei dieſen Völkern an einen hiſtori-

ſchen Zuſammenhang und Einfluß in Beziehung auf dieſe Religionselemente nicht zu denken iſt, ſo haben wir in denſelben eine und dieſelbe Naturerſcheinung des menſchlichen Geiſtes in ſeinem befangenſten niedrigſten Zuſtande zu erblicken, analog dem Traume, der Fieberphantaſie, der Manie und anderen dergleichen Aeußerungen, in welchen das Ganglienſyſtem vor dem Cerebralſyſtem vorherrſcht. Es iſt das Treiben der Schamanen nicht von Hauſe aus Betrug, wie Heckenwelder und ſo viele andere ſeit van Dalen wollen, ſondern wie auch viele Neuere einſehen, etwas ganz dieſer Religionsſtufe Entſprechendes, das ſich ganz allgemein wieder findet, bei jedem Wilden und zwar mit großer nicht verabredeter Uebereinſtimmung. Wohl mag viel Betrug mit unterlaufen, beſonders da, wo das Weſen und die Kraft des Heidenthums abgeſtorben iſt, — und dieß geſchieht im Verlauf der Zeit mit jedem Heidenthume, mit jeder Naturreligion, die wie jedes Naturprodukt ſeine Zeit hat, die Zeit der Kindheit, des Wachsthums, der Blüthe, die Zeit der männlichen Geſtaltung und Kräftigung, aber auch die des ſchwindenden Alters und des Abſterbens. Und wenn dieſe letztere da iſt, ſo müſſen die Zauberer der Wilden ſo gut wie die Prieſter und Auguren der Kulturvölker ihres Vortheils, oder doch ihrer Liebe zum Hergebrachten wegen zum Betruge ihre Zuflucht nehmen in einer Sache, die ſie ſelber nicht mehr haben und nicht mehr glauben. Aber der Betrug iſt nicht das Erſte, aus dem die Sache ſelbſt zu erklären wäre, wie die Aufklärungszeiten annehmen; — Betrug und Heuchelei ſchließen ſich überall an etwas Reales an, an etwas, das eine wirkliche Kraft auf den Menſchen ausübt, an religiöſen Glauben, Freiheit, Glück und Geſundheit. Auch Hegel XI, 225 weist Betrug und Habſucht als die urſprünglichen Quellen dieſer Erſcheinung ab, und eben ſo das Buch von der Religion I, 74 und Wuttke 116 ff. Schon Ariſtoteles und Cicero de divin. I, 30. 37 ſchreiben Wahnſinnigen ein geſteigertes Ahnungsvermögen zu, und Philoſophen, welche Gottheit und Unſterblichkeit leugneten, wie z. B. Dikäarch, ließen die Divinationsgabe ſtehen, und machten die Unterſuchung über dieſelbe zu einem Abſchnitte ihrer Naturlehre. Zauberer, die nachher zum Chriſtenthum bekehrt wurden, waren gewöhnlich auch ſpäter noch von der Wirklichkeit früherer Erſcheinungen überzeugt, ſie waren ihnen als etwas Reales vorgekommen. So erzählt unter anderm Schoolcraft Wigwam 210 von einem Zauberer der Algonkins, welcher auch nachher überzeugt war, daß er alle ſeine früheren

Offenbarung vom böſen Geiſte erhalten habe. In ſeiner Hütte hatte er als Fetiſche eine Schildkröte, einen Schwan, einen Waldſpecht und eine Krähe gehabt, deren geiſtigen Einfluß bei ſeinen Zauberſprüchen er wahrzunehmen glaubte. Dann ſpürte er in der Hütte einen Wirbelwind, dem er die Bewegung in der Hütte zuſchrieb. Eben ſolches wird von einem Zauberer der Ottowas erzählt. Schoolcraft alg. res. II, 151. So glaubte Tanner feſt (vgl. 202 ff.), daß er das Wild vermittelſt der Traumoffenbarungen gefunden habe. Wenn dieſe Leute nach ihrer Bekehrung zum Chriſtenthume dergleichen religiöſe Kräfte dem Teufel zuſchreiben, ſo bezeichnen ſie damit dieſelben als eine wirkliche Kraft des Böſen, die ſich in den polytheiſtiſchen Religionen äußert. So ſind ſogar den heidniſchen Perſern die Indiſchen Götter als böſe Geiſter vorgekommen. Die Indiſchen Devas wurden ihnen zu Dews. Dafür laſſen wiederum die Mahomedaner den Zoroaſter vom Teufel verführt ſein Geſetz geben. Nach Firduſſi ſprach der Teufel zu ihm aus der Flamme. In Indien ſelbſt betrachten Viſchnuiten und Schiwaiten, Bramaiten und Buddhiſten die Götter ihrer Gegner auf ähnliche Weiſe. Creuzer Symb. ed 2. I, 3. 387. Die alten Hebräer faßten zwar richtig die heidniſchen Götter als Nichtige, Elilim. Da aber bereits die Platoniker die heidniſchen Orakel auf dämoniſche Einflüſſe zurückgeführt hatten, vrgl. Fr. Hermann gottesdienſtliche Alterthümer der Griechen §. 40, 3. ging dieſe Anſicht auch auf die Griechiſchen Juden und von dieſen auf die Juden überhaupt über, nur mit der natürlichen Modifikation, daß ihnen die Dämonen böſe Geiſter waren, an deren Spitze der Teufel ſteht. Von den Juden erbten dieſe Anſicht die chriſtlichen Kirchenväter und ſie blieb auch bis auf die neuere Zeit die gewöhnliche Auffaſſung, nicht bloß etwa der Spanier, wie Preſcott zu meinen ſcheint, ſondern der Gelehrten aller Nationen, ſelbſt eines Peter Martyrs und Charlevoix. Wie im Mittelalter die alten Götter dem chriſtlichen Volke von ſelbſt zum Teufel wurden, darüber vgl. Grimm in ſeiner deutſchen Mythologie S. 870. Stöbers Neujahrsſtollen. 1850. 40. Es macht ſich immerhin eine finſtere und zwar religiöſe Kraft des Geiſtes in allen dieſen Erſcheinungen geltend, die das Individuum in Knechtſchaft gebunden hält. Das iſt das Weſentliche in der Bezeichnung dieſer Kraft als einer teufliſchen, nicht aber die Frage nach der Perſönlichkeit dieſer Kraft.

Das Zauberhafte nun oder Zwingende bei der Zauberei der Rothhäute zeigt ſich auf verſchiedene Weiſe. Einmal holt und zwingt man die Schutzgeiſter zur Hülfe, — oder man verfertigt Zeichnungen von Kranken, die man heilen, von Jagdthieren, die man fangen will, an den Zeichnungen wird mit dem Zauber dasjenige gemacht, was an der Sache ſelbſt geſchehen ſoll, z. B. man durchſticht die Zeichnung des Jagdthieres. Oder man zwingt auch das Jagdthier, daß es einem auf dem Jagdwege begegne, — es wird dann nach ihrem Ausdruck in des Jägers Pfade gezogen. Bei Heilungen geſchieht die Zauberei auch dadurch, daß die verzauberten Gegenſtände, welche die Krankheiten verurſachen, durch Saugen aus dem Körper herausgezogen werden, eine Erſcheinung, die wir bei den Karaiben ausführlicher beſprechen werden. Vgl. über die Rothhäute in dieſer Beziehung beſonders Majer myth. Taſchenb. 1811. 205 ff. Nicht ſelten rühren die Krankheiten von Hexerei her. Denn die Hexen und ihre Geiſter können Haare und Würmer in die Menſchen hineinblaſen. Schoolcraft Iroquois 140. Auch hineingezauberte Thiere ſind oft die Urſachen der Krankheiten. Schoolcraft Tribes II, 180. 199. Das Thier wird in Baumrinde abgebildet und erſchoſſen. Der Gegenzauber ſchafft überhaupt die Krankheitsgegenſtände wieder hinaus. Bei den Winnebagoes herrſcht der Glaube an ein mediziniſches Thier, von dem ein Stück Heilkräfte beſitzt, wenn man es verſchluckt. Dieſes Thier wird ſelten und nur durch Anwendung von Zauber und Faſten erblickt. Schoolcraft Tribes II, 224. Bei den Dacotas glaubt jeder Stamm in dem Beſitze übernatürlicher Kräfte zu ſein, wodurch Krankheiten geheilt oder ſelbſt in weite Entfernungen hin Uebel zugefügt werden können. Gewöhnlich ſchreibt man, was wir auch in Braſilien antreffen werden, den Tod eines Menſchen den Verzauberungen eines andern Stammes zu. Das iſt der Anlaß zu unaufhörlichen Befehdungen eines nie geſtillten Rachegefühls. Schoolcraft Tribes II, 171 cfr. 75 §. 4. Sonſt ſpielen auch die Medizinegeſänge und Jagdzauberlieder, dergleichen Tanner und Andree mittheilen, eine große Rolle. Wie in Braſilien bedienen ſich die Dacotas der Zaubermuſchel, die man über den Kranken ſchwingt. Natürlichere Mittel ſind Kräutergetränke und Schwitzöfen. Aber auch durch ſie hofft man den Geiſt der Krankheit in die Wüſte zu bannen, und an einen Baum zu binden. Nicht ſelten giebt es unter den Zauberern auch Giftmiſcher, alſo venefici. Vgl. Wied II, 166. 169. 176 ff. 190. Robertſon I, 452 ff.

Heckenwelder 403 ff. Catlin 349, der auch eine Abbildung eines Medizinmannes giebt, Fr. Schmidt II, 347 ff. Gerſtäcker Miſſiſippibilder III, 341 ff. James bei Tanner 325 ff. Tanner 80. 183. Andree N. A. 244. 250 ff. 288 ff. 249. Chriſtoph Arnold 945 ff. de Laet 218. 47. 53. Charlevoix in den Reiſen XIV, 91. 102. Meiners kr. Geſch. II, 481. Picard 79. 33. 92 ff. Loskiel 60 ff. Schoolcraft Wigwam 206. 210 ff. Tribes II, 180. 199. 224. Basler Miſſ. Mag. 1838. 247 ff. nach Zeisberger.

Ueber die Zauberer der Wilden überhaupt vgl. Meiners II, 573 ff. Grundriß 137. Hegel a. a. O. Das Buch der Religion, Leipzig 1850. I, 69 ff. Stuhr a. a. O. S. 242 ff. Robertſon I, 454. de Laet 47. 50. 53. 93. Iſelin a. a. O. I, 167. Benjamin Conſtant a. a. O. I, 320. Görres chriſtl. Myſtik III, 529. Prichard IV, 509. Sitten III, 81 ff. 88. 95 ff. 139 ff.

Ueberhaupt gehört die ganze zahlreiche Litteratur über Magie, Hexerei und dgl. hieher. Vgl. den Artikel Magie bei Pauly von Rein, und Burckhardts Conſtantin S. 24 ff.

---

§. 13. Vom Religionsgefühl und Kultus.

In dieſem Zauberweſen drückt ſich, wie in dem ganzen religiöſen Leben, beſonders auch im Kultus die Eigenthümlichkeit des indianiſchen Religionsgefühls aus. Es iſt das der Furcht, die ſelbſt bei höhern Stufen ſo vorherrſchend der heidniſche Religionscharakter iſt, daß Lucretius VI, 23 von dem die Religion zerſtörenden Epikur ſagen konnte, er habe das Ende der Furcht geſchaffen. So trotzig ſonſt der Indianer den ſichtbaren Gefahren entgegengeht, wenn ihn die Leidenſchaft treibt, ſo ſtandhaft und gleichmüthig er die größten Qualen erträgt, ſo ſehr iſt er immerdar von Schauer, Furcht und Grauen vor den in der Natur waltenden unſichtbaren Geiſterkräften erfüllt, und ſobald ihn das Gefühl derſelben ergreift, iſt er das zaghaftigſte Geſchöpf der Erde. Vgl. Heckenwelder 415 ff. de Laet 84. Loskiel 49. Carver 326. Robertſon I, 444 ff. u. v. a. Der Gedanke an den Tod, wenn nicht Rachſucht und Kriegerſtolz das natürliche Gefühl übertäuben, erfüllt

ihn mit Angſt und Schrecken, eine Todesfurcht, die ſich beſonders bei Donnerwettern regt. Loskiel 49. Carver 65. Oft fahren ſie von Träumen geſchreckt des Nachts auf, und wie vom Feinde überfallen bleiben ſie wachend, de Laet 47. Chateaubriand I, 38. Baumgarten I, 169 ff. Sitten III, 83. Der Flug großer Raubvögel, das Gekrächz der Nachteule und Träume beunruhigen das Gemüth, Geſpenſter ſchweben von Zeit zu Zeit wie Plagegeiſter des Nachts um die Seele. Basler Miſſ. Mag. 1838. 222 nach Zeisberger. Aus Furcht vor Zauberei und Beſchwörungen behängen ſie nicht bloß ſich ſelbſt, ſondern ſogar ihre Fetiſche mit andern Fetiſchen. Meiners Geſch. I, 176. Jeder fürchtet die Zauberkräfte ſeines Nachbarn, Richardſon bei Franklins erſter Reiſe S. 66. „Eine Furcht, ſagt daher Hegel XI, 220, iſt da wohl vorhanden, aber „nicht die Furcht des Herrn, ſondern der Zufälligkeit, der Naturge„walten, die ſich als Mächtigeres gegen ihn zeigen.“ Traurig iſt daher auch der vorherrſchende Grundton in ihren Geſängen, ſelbſt wenn ſie berauſcht ſind. Ihr Trauergeſang bei Gefahr und Hunger drückt dieſes Gefühl in einem langſamen und eintönigen Geſange aus. Die vorherrſchend große Anzahl ihrer Klagelieder weist auf das vorherrſchende Gefühl hin, und die in der Berauſchung erregten Thränenergießungen bringen dieſes Gefühl nur zu einem geſteigerten Bewußtſein. James bei Tanner S. 323.

Furcht iſt das vorherrſchende Gefühl, das ſich in ihrem Kultus ausſpricht. So zunächſt in ihrer Verehrung der Geſtorbenen, deren Namen ſie aus Furcht oft nicht auszuſprechen wagen. Meiners Geſch. I, 304. Grundriß 42. Catlin 66. Die ſo gewöhnlichen Marter und Hinſchlachtungen der Kriegsgefangenen waren eigentlich nichts anders als Menſchenopfer, die aus Furcht vor den Sühnung verlangenden Getödteten gebracht wurden. Meiners Geſch. I, 302. Benjamin Conſt. I, 294. Charlevoix journal 247. 352. Catlin 330. Entweder ſollten die Geopferten die Getödteten im Lande der Voreltern bedienen, Picard 104 nach la Honton, oder aber geſchah es rein aus Rache für die Geſtorbenen, welche während der Marter angerufen wurden. Benjamin Conſt. l. c. Lindemann V, 103, Robertſon I, 558 nach Adair. Basler Miſſ. Mag. 1838. 220 nach Zeisberger. Vgl. auch die Kriegslieder bei Friedrich Schmidt II, 338 ff. Die Gladiatorenkämpfe der Römer geſchahen ebenfalls zur Ehre der Manen, die Todtenopfer der Griechen zur Ehre der Schatten. Man dachte ſich ſogar häufig, daß die Todten

sogut wie die Lebendigen an dem Fleische der Geschlachteten und Geopferten sich sättigten. Kraft Sitten S. 111. Man rief den Todten zu, sich nun satt zu trinken an dem Blute der Gemarterten und Getödteten. Charlevoix journal p. 247. Meiners Gesch. II, 89 ff. So glaubten die Südseevölker, daß die Seelen der Verstorbenen sich zur Nachtzeit in die Hütten der Lebendigen einschleichen und ihnen das Herz und die Eingeweide aus dem Leibe fräßen. Forsters Beobachtung 470. Meiners Gesch. I, 303. Die Römischen Lamiä rissen den kleinen Kindern Kopf und Arme ab, verschlangen sie auch ganz. Ein solches Gespenst ist der Letzel im Elsaß, von dem es heißt, daß er Kinder, die nicht gedeihen wollen, ansäuft. Stöber Sagen 279. Also wie die Geister der Rothhäute, die als Vampyre des Nachts herankommen, die Leichen anfressen, und auch Lebendigen das Blut aussaugen. Andree N. A. 289. Schoolcraft Iroquois 142 ff. wo mehrere anschauliche Erzählungen der Art zu lesen sind. Ueberhaupt sind die Manitus in den Märchen der Indianer, offenbar in Erinnerung an die früher ihnen gebrachten Menschenopfer, Menschenfresser. Schoolcraft algic. res. I, 203. Ueber andere Menschenopfer und ihren Zusammenhang mit der Anthropophagie werden wir unten beim Großen Geiste reden. Hier erinnern wir bloß noch daran, daß der Sonne zu Ehren Menschenopfer gebracht wurden, am Missouri sogar noch in diesem Jahrhundert. Fried. Schmidt I, 346. Von den Menschenopfern für den Morgenstern ist oben ebenfalls die Rede gewesen. Nur große Furcht vor dem Begehren der jenseitigen Mächte konnte zu solchen Opfern Menschen bewegen, die da glaubten, daß die gebratenen Opferthiere durch die Luft zu den Geistern gelangten. James bei Tanner 319.

Im Uebrigen trägt der Kultus den gewöhnlichen Charakter des Fetischismus an sich. Wie bei andern Wilden macht auch hier der Tanz einen Haupttheil des Gottesdienstes aus. Robertson I, 456. Derselbe wurde von einem Indianer aus dem Himmel geholt, so wie die anderen Kultusbestandtheile. Gregg Karavannenzüge II, 178. Auch was die Opfer betrifft, so opfert der Fetischdiener in der Regel selbst seinem Fetisch, betet selbst zu ihm, und das nicht mit der Richtung des Gesichtes gegen Osten, wie der Sonnendienst, sondern vor seinem Fetisch im Wigwam oder wie er ihn gerade bei sich trägt, z. B. auf der Jagd. Loskiel 58 u. s. w. Die so oft unehrerbietige Behandlung der Fetische, wenn sie wegen ungewährter Wünsche mit ihnen unzufrieden sind, hat

der Indianer mit anderen Fetiſchdienern gemein, indem ſie dieſelben ausſchelten, wegwerfen, vertauſchen, verkaufen, vertreiben und bewaffnet verfolgen. Meiners Geſch. I, 177 ff. Benjamin Conſt. I, 260 ff. Eigenthümlich den Amerikanern, beſonders den nordamerikaniſchen Wilden ſind die Tabakopfer, die wiederum mit der Wichtigkeit der Tabakspfeife bei ihnen im Zuſammenhange ſtehen. Majer 1811. 95 ff. (und überall), Picard 78. Manche halten das Hundeopfer für das den Göttern angenehmſte. James bei Tanner 309. Nicht minder tragen die Feſte den Charakter der Vereinzelung an ſich, der dem Weſen des Fetiſchismus entſpricht. Bisweilen giebt einer, wenn er gerade Glück auf der Jagd hatte, ein gemeinſchaftliches Opfer und ladet zur Opfermahlzeit ſeine Freunde ein. Loskiel 52. James bei Tanner 309. Majer 1811. 98 ff. Das Fleiſch muß bei ſolchen Gelegenheiten rein aufgezehrt werden. Wenn das Wild häufig iſt, ſo folgt Feſt auf Feſt; wer das Volk auf dieſe Weiſe, wie ſich ihre Geſänge ausdrücken, in Bewegung hält, der gilt für einen großen Mann. Eine eigene Art Opfermahlzeit findet bei den Dacotas ſtatt. Dieſelben haben nämlich einen Tanz, bei welchem ſie die Leber der Hunde roh und warm eſſen, in der Zuverſicht, daß ihnen dadurch der Verſtand und die Tapferkeit dieſer Thiere zu Theil werde. Schoolcraft Tribes II, 79. Wir ſehen übrigens, daß dieſe Jägerſtämme natürlich vorzugsweiſe blutige Opfer darbringen, wodurch die ſeit Plato ſo oft gehörte Anſicht von der Priorität der unblutigen Opfer, die wiederum mit der von den Speiſen zuſammenhängt, nicht wenig erſchüttert wird. Vgl. Fr. Hermann, gottesdienſtliche Alterthümer der Griechen §. 25. 9. Häufig ſind die Traumfeſte, wie denn das ganze Leben den Traumcharakter an ſich trägt. Das Buch der Religion S. 65. Majer 1811. 138 ff. Obſchon dieſe alljährlich wiederkehren, ſo iſt doch ihre Zeit nicht fixirt, ſondern wird jeweilen von den Alten beſtimmt. So iſt es mit den alljährlich oder alle acht oder zehn Jahren wiederkehrenden Todtenfeſten. Majer 1811. 180 ff. Sonſt ſind die Feſte zufällig, beim Abſchied, beim Dank, beim Frieden und Krieg, bei Heirathen, Wiederherſtellung der Geſundheit, bei der Namenbeilegung, bei der erſten Jagd des jungen Jägers, beim Erſcheinen der erſten Früchte. Tanner 160. James bei Tanner 309 ff. Meiners Geſch. II, 309 ff. 332 ff. nach Hennepin, Charlevoix und Carver. Majer 1811. 91 ff.

§. 14. Der nordiſche Unſterblichkeitsglaube.

Weit mehr vorherrſchend als die Seelenwandlung ſind bei den Rothhäuten die nordiſchen Vorſtellungen von dem Unſterblichkeitsglauben, welche dem Fetiſchismus entſprechen. Dieſelben tragen denſelben Charakter der Vereinzelung an ſich, wie die anderen Beſtandtheile des Fetiſchismus, und daſſelbe religiöſe Gefühl der Traumbeängſtigung ſpricht ſich in ihnen aus.

Wie der einzelne Menſch jenſeits wieder ein göttlicher Geiſt wird, der in das Dieſſeits hinein ſeinen Spuk treibt, ſo ſchweift die dieſſeitige Welt mit allen ihren Einzelheiten in das Jenſeits. Die einzelnen Zuſtände dieſſeits dauern jenſeits mit wenigen unweſentlichen Veränderungen wieder fort; reich iſt wieder reich, arm wieder arm, Herrſcher herrſchen wieder, dieſelben Diener dienen auch dort, der Tapfere weiß ſich auch jenſeits ein beſſeres Loos zu erwerben, der hurtige Jäger hat es dort wieder gut, der Schwache und Kranke leidet Noth. Von einer ſittlichen Wiedervergeltung iſt keine Rede. Schoolcraft Wigwam 215. Reiſen XVII, 31. Basler Miſſ. Mag. 1834. 632. Schoolcraft Tribes II, 63. 197. Alarcon Cap. 4. Es giebt ſogar einen Ort jenſeits, an dem fortſetzungsweiſe die Seelen der verbrannten Kriegsgefangenen wieder gemartert werden. Strahlheim, Univerſalmythologie 1839. S. 463. Sitten III, 123 ff. Auch hier umhüllen geſpenſterhafte Vorſtellungen fieberhafter Traumnatur das Leben oder doch den Eingang in das Leben jenſeits. Daher gebrauchen die abgeſchiedenen Seelen oft mehrere Monate, in das bald in dem eiſigen Norden, bald in dem Abend oder Süden liegende Land der Seelen zu gelangen. Meiners Geſch. II, 760 ff. beſ. 766. Robertſon I, 450. Reiſen XVI, 508. XVII, 31. Prichard IV, 407. Gregg Karavannenzüge II, 178. Da droht nebſt andern Gefahren ein großer Fluß oder See, in welchem manche ertrinken, andere bleiben für immer darin oder werden in Fiſche und Schildkröten verwandelt; er iſt voll trüben und ſtinkenden Waſſers, und über ihn führt entweder ein ſchmaler und ſchlüpfriger Baumſtamm, Catlin 258 ff. Klemm II, 167. Schoolcraft Wigwam 204. Brommes Reiſen III, 558. Andreä, Todtengebräuche 232, oder eine große Schlange muß als Brücke dienen, welche viele Seelen verhindert hinüberzukommen, die dann in die Leiber zurückkehren (es ſind das die Verzückten), Prichard IV, 407

nach Keating. Auch ein Hund droht die Seelen dort zu verſchlingen. Meiners Geſch. II, 766. Oder wiederum ſetzen die Seelen in das Land der Abgeſchiedenen in ſteinernen Nachen über breite und reißende Ströme. Schoolcraft Tribes II, 135. Andree N. A. 247. Andere haben dagegen einen ſteilen Berg zu erklimmen. Klemm II, 166.

Wegen der Beſchwerden dieſer Reiſe giebt man den Todten allerhand Sachen mit, Geräthſchaften, Waffen, Lebensmittel, Tabak nebſt Tabakspfeifen u. dgl. Hennepin II, 92 ff. 180. Robertſon I, 451. Picard 95. Lafiteau, mœurs etc. II, 413. Benj. Conſt. I, 292. Catlin 95. Vollmer 1241. Strahlheim 462. Bei den Feſtlichkeiten zu Ehren der Todten wird namentlich Mais ins Feuer geworfen, das der Seele während der Wanderung zur Nahrung dient. Die Mutter legt ihrem verſtorbenen Kinde eine Klapper und andere Spielſachen ins Grab. Ehe ſie von dem Säugling ſcheidet, ſchüttet ſie von ihrer Muttermilch in eine Schale und gießt es ins Feuer, damit dem Kinde auf der einſamen Wanderung die Nahrung nicht fehle. Andree N. A. 246. Stirbt dagegen die Mutter, ſo wird der Säugling getödtet und zu ihr gelegt, denn beide gehören zuſammen, der Säugling wäre hienieden ohne die Mutter verloren. Chappel Reiſe nach Neufoundland S. 81. Die Comanches tödteten früher das Lieblingsweib des geſtorbenen Häuptlings, damit er ſich auch jenſeits noch ihres Umgangs erfreue. Schoolcraft Tribes II, 133. Die Irokeſen verſehen die Todten mit Farben, damit ſie doch jenſeits anſtändig und bemalt erſcheinen können. Wenn die Speiſen jahrelang für die Todten beiſeite gelegt worden, James bei Tanner 315, ſo bezieht ſich dieß nicht mehr auf die Reiſe, ſondern das ſind alsdann Opfer, obſchon allerdings der Unterſchied zwiſchen Opfer und Reiſevorrath ein bloß fließender iſt.

Wenn nun einmal die Mühſeligkeiten der Reiſe überſtanden ſind, ſo wird man bei den Dörfern der Verſtorbenen erſt noch nicht ſelten kalt und gleichgültig empfangen. Doch drängen ſich die Schatten meiſtens um die Ankömmlinge herum, und wünſchen, obſchon noch nicht wie wir an die Zeitungen gewöhnt, Neuigkeiten aus der Oberwelt zu erfahren. Andree N. A. 247. Sonſt denken ſich allerdings manche und zwar in je ſpäterer Entwicklung deſto mehr (nach der alten Anſicht iſt auch hier wie bei Homer Ilias IX, 159 das Todtenland Göttern und Menſchen verhaßt) das Leben jenſeits etwas beſſer und weniger kümmerlich als hier, aber immer nach der Weiſe der Wilden;

es giebt beſſere Jagd, Fiſchfang, weniger Hunger und Durſt. De Laet 48. Loskiel 47. 49. Picard 14. Carver 322 ff. Schoolcraft Tribes II, 135 cfr. 63. Wuttke I, 113. Klemm II, 166. Catlin 258 ff. Andreä Todtengebr. 227 ff. Vollmer 1241. Die Dörfer der Unterwelt oder auch die lange Hütte der Vorfahren ſind auch größer als die der Oberwelt, ihre Bewohner tanzen den Zaubertanz, jagen, fiſchen und rauchen, Schoolcraft a. a. O. Doch bleiben noch manche düſtere Züge. So müſſen diejenigen, die eines gewaltſamen Todes geſtorben ſind, auf dem Kopfe tanzen und haben mit den übrigen keine Gemeinſchaft. Andree N. A. 247. Die Kunde von alledem hat man von ſolchen, die im Traum oder Verzückung ſchon jenſeits waren. Andree ibid. Daß ſolche fetiſchdieneriſche Vorſtellungen dem nordiſchen Elemente angehören, ſieht man auch daraus, daß ſie überall im unvermiſchten Norden, namentlich auch bei den Grönländern, ſich wiederfinden. Klemm II, 310.

Echt fetiſchdieneriſch iſt auch die Vorſtellung, daß die Seelen nach dem Tode ohne beſtimmten Wohnort umherſchwärmen, Hennepin II, 93. Loskiel 49, alſo wie die Mongolen, Stuhr orient. Rel. 251, oder daß ſie jenſeits zum zweiten Male ſterben, welcher Tod dann ihrem Leben für immer ein Ende macht. Benjamin Conſt. I, 289. Meiners, Geſchichte der Meinungen roher Völker über die Natur der Seele, Gött. Magaz. II, 744.

Von der Annahme verſchiedener Seelen eines Menſchen und deren verſcheidenen Schickſale nach dem Tode iſt ſchon oben geſprochen worden. In Beziehung auf die Allgemeinheit des Glaubens an die Unſterblichkeit bemerkt Schoolcraft Tribes II, 63, daß er nie einen Indianer geſehen oder gehört hätte, dem derſelbe fehlte. Vgl. Robertſon I, 449. Dieſes Zeugniß ſtimmt auch, wie wir ſehen, mit dem über die übrigen Amerikaner überein.

§. 15. Verſchmelzung des ſüdlichen Naturdienſtes mit dem geiſterhaften Fetiſchismus des Nordens. Die Zwölfgötter.

Aus dem Bisherigen haben wir abnehmen können, wie einerſeits Naturdienſt des Südens mit Sonnenverehrung an der Spitze, ander-

seits Geisterverehrung in Verbindung mit Fetischismus die beiden Grundbestandtheile der Religion der Rothhäute ausmachen.

Beide Elemente können nun allerdings bloß mechanisch neben einander und innerlich geschieden vorkommen. So ist es anderswo häufig, im Norden der alten Welt, im übrigen Amerika, so auch bei den Rothhäuten. Sie brachten den Geisterdienst mit seinem Fetischismus mit aus dem Norden, haben ihn noch im Norden. Im Süden fanden sie den gebildetern Naturdienst vor, die Verehrung der Gottheit in den Gesetzen und Wirkungen der Natur im Großen und auf das Ganze der Natur. Diese Stufe steht wegen des klarern, Gesetze und ein Ganzes auffassenden Bewußtseins, höher, jene des Geisterglaubens steht niederer wegen des befangenen Traumbeweißtseins, dem das Göttliche aus allem ohne Unterschied mehr zufällig als gesetzmäßig herausfunkelt.

Beide Elemente sind nun zwar wohl verschieden und zeigen, wie wir so eben gesehen haben, manche Gegensätze. Doch thun sie dieß immerhin nur innerhalb der Grenzen desselben Ganzen, desselben heidnischen Verhältnisses zur Gottheit, und zwar beide auf den untern Stufen dieses Religionsprinzips. Daher haben sie wieder schon an sich, noch vor ihrer gegenseitigen historischen Berührung, gewisse verwandtschaftliche Beziehungen zu einander. Der südliche Naturdienst verehrt nicht bloß die abstrakten Gesetze, sondern er personifizirt sie, denn er vernimmt eine in ihnen sich offenbarende Persönlichkeit. Der Geisterglaube seinerseits bleibt nicht immateriell, sondern sucht in den Fetischen einen Körper, oder doch eine Behausung für den Geist.

Es ist aber der Gang der Weltgeschichte, daß alle menschlichen Naturentwicklungen durch geschichtliche Berührungen Mischungen erhalten, chemische Verbindungen, aus denen neue Organismen entstehen, neue Nationalitäten, höhere Religionsstufen. Dergleichen geschehen besonders gern durch Vermählungen des Nordens mit dem Süden, wodurch allen höhern Entwicklungen durch Hinzutreten des Anthropomorphismus die Bahn gebrochen ist. Die Anfänge solcher Verschmelzungen des südlichen Naturdienstes mit dem nördlichen Geisterglauben zeigen sich nun bereits bei den Rothhäuten, wie bei andern Wilden von Ostamerika. Sie sind um so natürlicher, da, wie wir schon gesehen haben, beide bereits Berührungspunkte zu einander zeigen.

Die Verschmelzung geschieht nun einfach dadurch, daß die Naturgesetze und Wirkungen, die Gegenstände, an denen sie sich zeigen oder

anſchaulich werden, ebenfalls ihre Geiſter, gleichſam ihre Schutzgeiſter erhalten. Dadurch erhält die Perſonifikation eine Belebung, eine geiſtige Bedeutung für ſich neben der durch Abſtraktion des Naturgegenſtandes, welche nothwendig zum Anthropomorphismus führen muß. Wie Sonne und Mond auf ſolche Weiſe ein höheres ideales Daſein erhalten, werden wir ſpäter bei der Darſtellung des Großen Geiſtes ſehen. Wie andere Sterne, wie Nordlicht, Milchſtraße und Regenbogen himmliſche Geiſter ſind, iſt ſchon aus dem erſichtlich, was zu Anfang des ſechsten Paragraphen angeführt worden iſt. Die Verſchmelzung verſchiedener Elemente zeigt ſich ſehr auffallend in folgender Algonkinerzählung. Der Sohn des Abendſterns wurde einmal von ſeinem Vater zu ſich hinaufgezogen. Dort lebte er mit ſeiner Frau in Menſchengeſtalt, ſeine Verwandten als Vögel. Jetzt ſind aber alle wieder auf die Erde zurückgekehrt und man ſieht ſie in den Mondnächten als kleine Manitus oder Taubengeiſter mitten im See auf einem Felſen tanzen. Schoolcraft alg. res. II, 152 ff. Und ſo haben Geiſter die Herrſchaft über die Elemente erhalten, Bromme N. A. 229. Bäume und Wälder haben ihre Schutzgeiſter, beſonders die Früchte, nicht weniger die Meere, Seen, Flüſſe, Bäche, Quellen, und beſonders die gewaltigen Waſſerfälle daſiger Gegenden. Vgl. oben §. 6. So ſind auch die Thiere nicht bloß Fetiſche und Schutzgeiſter für den Menſchen, ſondern ſie haben ebenfalls ihre Geiſter, ſind ſelbſt göttliche Geiſter. So wurden den Schutzgeiſtern der Bären in Kanadien Loblieder geſungen und Faſten angeſtellt, Baumgarten II, 542. Majer 1811. 69. Vögel, die Blitze aus den Augen ſprühen, ſind Kinder des Donners. Schoolcraft alg. res. II, 114. Daher kommt es, daß auch noch auf höheren Religionsſtufen Thierüberbleibſel und Thierattribute im Mythus und Kultur geblieben ſind. Selbſt griechiſche Götter zeigen dieſelben noch in hinlänglicher Fülle. Wir werden ſpäter bei den amerikaniſchen Kulturreligionen, beſonders bei den Mexikaniſchen, wieder denſelben begegnen.

Die Verſchmelzung des ſüdlichen Naturdienſtes mit dem nördlichen Fetiſchismus zeigt ſich ſehr beſtimmt in der zuſammengefaßten Verehrung der zwölf oberſten Manitus bei den Stämmen der Leni-Lenape. Dieſe zwölf bilden nämlich einen engern Ausſchuß in der Unendlichkeit der Geiſter, weil ihnen wegen ihres Einfluſſes auf die Geſammtnatur eine höhere Bedeutung zugeſtanden wird vor allen anderen, und weil zugleich wegen ihrer Zuſammenfaſſung die Hormonie der Welt-

geſetze geahnt wird. In einem großen Gebäude, gewöhnlich in ihrem Verſammlungs- oder Rathshauſe (Curie) werden in der Mitte zwölf Stangen oder Stäbe in einem Kreiſe aufgeſtellt, jeder von anderm Holze. Oben werden ſie verbunden (alſo consentes und complices) und mit Decken behangen. In dieſen Kreis werden nun zwölf glühend heiße Steine gerollt, die eben ſo vielen Manitus geweiht ſind, der größte Stein dem Walſit Manitu, dem großen Geiſt im Himmel, die folgenden den Manitus der Sonne oder des Tages, des Mondes, der Erde, des Feuers, des Waſſers, des Hauſes, des Mais und den Manitus der vier Himmelsgegenden. Loskiel III, 565 ff. Bromme N. A. 231. Auf eine ähnliche Erſcheinung ſtoßen wir bei einem Feſte, das dem Manitu des Feuers zu Ehren gehalten wird, welches der Ur- und Stammvater aller dieſer Völker ſein ſoll. Man ſteckt hier ebenfalls zwölf Stangen jede von anderer Holzart im Kreiſe in den Boden, verbindet ſie oben, deckt ſie mit Decken, heitzt dieſen ſogenannten Schwitzofen mit zwölf Steinen, zwölf Männer kriechen hinein und bleiben ſo lange im Ofen, als ſie es aushalten können. Dann ſchüttet ein dreizehnter Mann auf jeden der zwölf Steine ein Opfer Tabak. Von dieſem werden die Männer ganz betäubt, gehen hinaus, und liegen dann eine zeitlang da wie in der Ohnmacht. Nachher wird die Haut eines großen Hirſchbocks, an dem ſich der Kopf mit dem Geweih noch befindet, an einem Pfahle aufgehangen, und Gebete und Geſänge dem Großen Geiſte dargebracht. Auch hier ſtellen die zwölf Steine eben ſo viele Manitus vor, welche dem des Feuers beigegeben ſind, Manitus theils von Thieren, theils von Gewächſen. Majer 1811. 100 ff. Loskiel I, 55. Vgl. Heckenwelder 365. Basler Miſſionsmagazin 1838. 218. Es ſind alſo hier wie dort Manitus von ſichtbaren Naturgegenſtänden oder Naturbeziehungen, die mit denſelben zu Einem Begriffe verbunden ſind wie Seele und Leib. Wohl zu beachten iſt aber hier die Gruppirung von zwölf zuſammengehörigen und miteinander in Einer Kultushandlung und noch dazu durch ein Band verbundenen Götter. So tanzen auch zwölf Indianer den Stiertanz, Catlin 121 ff. In Florida ſtanden vor dem Tempel zu Talomeko zwölf hölzerne Bildſäulen. Majer 1811. 77. In Central-Amerika bei Momotombita fand Squier ebenfalls eine Gruppe von zwölf Götterbildern beiſammen. A. Allg. Zeitung 1849. S. 4996. b. Es giebt bekanntlich ſolche zwölf gruppirte Götter bei vielen alten Völkern der öſtlichen Halbkugel. Wir ſtoßen auf ſie bei den Griechen in Attika,

Theſſalien, Olympia, Achaja, Klein-Aſien und Kreta. Vgl. Gerhard über die zwölf Götter Griechenlands, in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1840. S. 333 ff. Preller, das Zwölfgötterſyſtem, in den Verhandlungen der neunten Verſammlung deutſcher Philologen, 1846. S. 48 ff., nebſt den Bemerkungen von Gerhard, Bergk und Walz, ibid. Auguſt Jakob, über griechiſche Mythologie 1848. S. 20 ff. In Italien finden wir ſie bei den Etruskern, Sabinern, Mamertinern und Römern, Hartung, Religion der Römer II, 4 ff. Gerhard a. a. O. 1845. S. 519. 534. So auch bei den Egyptern nach Diodor Sic. II, 30. Bei den Skandinaviern ſind die zwölf Aſengötter hieher zu zählen, und als Abſenker derſelben die zwölf Gefährten des Sonnenhelden Siegfried, die zwölf Dienſtmannen des Wolfdietrich, die zwölf Paladine Karls des Großen, die Mitſtreiter und Genoſſen ſeiner Tafelrunde. Den Göttern der alten Preußen und Litthauer ging ebenfalls ein Kreis von zwölf oberſten Göttern voran. Der Gott der Irländer, Cromeruah, deſſen Bildſäule ganz von Gold beſtand, war von zwölf ehernen Götterbildern umgeben. Aehnliches treffen wir bei den alten Cyprern, Bithyniern, Phöniziern, Syrern, Chaldäern, Perſern, Indiern und ſogar bis zu den Japaneſen, Seyffarth Grundſätze der Mythologie und alten Religionsgeſchichte S. 10. Dupuis origine etc. I, 169. Man hat nun darüber geſtritten, ob die Zwölfzahl kalendariſche Bedeutung habe und ſich auf die zwölf Monate oder auch die zwölf Zeichen des Thierkreiſes beziehe, oder ob ſie mit der Abtheilung ſo vieler Völker in zwölf Stämme in Verbindung ſtehe. Ueber ſolche Völkerabtheilungen in zwölf Stämme bei den Phöniziern, Griechen und italiſchen Völkern vgl. Movers Phönizier II, 1. 484 ff. So war Böhmen in heidniſcher Zeit unter zwölf Wladiken, Polen unter zwölf Woiwoden vertheilt. Der Lette Wittewut (Wodan) hatte zwölf Söhne. Die Sarazenen vor Mahomed hatten Abtheilungen von zwolf Stämmen. Pococke specimen hist. arab. p. 40. 45. Auch bei den Chineſen findet ſich dieſelbe Theilung. Görres aſiat. Mythengeſchichte I, 17. Mir ſcheint nun das eine ſo wenig das Andere auszuſchließen, daß vielmehr das Eine eine Folge des Andern iſt. Die Beziehung auf die zwölf Monate aber iſt das Urſprüngliche, wofür ſchon der Umſtand ſpricht, daß gerade die Zwölfzahl fixirt iſt, die Götter hingegen wechſeln können. Freilich ſind die Monatsnamen nicht mit den Namen der Zwölfgötter übereinſtimmend. Doch hat ſich in der einen Hälfte der lateiniſchen Monatsnamen

die Beziehung auf obere Götter erhalten. Dieſe Deutung der zwölf Götter iſt auch die des Vaters der Geſchichte. Herod. II, 82. Bei den zwölf Göttern der Rothhäute bin ich um ſo unbedenklicher dieſer Anſicht, da die verſchiedenſten Stämme derſelben zwölf Monate haben, Wied II, 191. Klemm II, 193. Chateaubriand I, 189 ff., dagegen nirgends Genoſſenſchaften von zwölf Stämmen ſich gebildet hatten, auch keine Stämme mit bloß Einem Nationalgott gefunden werden, die dann mit Vereinigung ihrer Stammgottheiten jene Gruppe von zwölf Stammgottheiten hätten zu Stande bringen können. Allerdings haben auch hier die Namen der zwölf Monate keine Aehnlichkeit mit Götternamen, ſondern ſie bezeichnen das Erſcheinen der Landesprodukte und die Natur der Jahreszeiten. Aber noch weniger entſprechen irgendwo die Namen der zwölf Stämme den Namen der zwölf Götter, obſchon ſolche Namengebung den Sitten der Rothhäute nicht ſo fremd geweſen wäre. Hingegen haben auch die Mexikaner dreizehn oberſte Götter (Clavigero I, 345) mit kalendariſcher Bedeutung, indem dieſe Zahl dem bei ihnen ſo wichtigen Viertel ihres Sekulums entſpricht, der einen beſtimmten, markirten Abſchnitt, einen Cyklus von dreizehn Jahren bildet. A. Humboldt Monum. p. 130. Von einer Eidsgenoſſenſchaft von dreizehn Stämmen iſt aber auch hier nirgends die Rede.

Hauptſache für uns bleibt nun immer, einmal daß die Eintheilung des Jahres in zwölf Theile in der Natur begründet iſt, alſo wohl primär iſt, Volkseintheilung in zwölf Theile iſt aber willkürlich, alſo ſekundär, — und dann, daß in dieſem Zwölfgötterſyſteme der Rothhäute eine beſtimmte Neigung ſich zeigt, die auch in manchen anderen Erſcheinungen ſichtbar wird, zu einer höhern Religionsſtufe überzuſchreiten, wozu die Grundlagen in der Verſchmelzung des ſüdlichen Naturdienſtes mit der nordiſchen Geiſterverehrung zu ſehen ſind. Daß auf dieſer Grundlage nicht weiter gebaut werden konnte, das rührt daher, daß dieſe Indianer den Zuſtand von Wilden nicht verlaſſen, nicht zum Ackerbau übergehen wollten. In welchem Verhältniſſe die zwölf Söhne des Getube in der Sage der Oſibwas, Schoolkraft Tribes II, 136, zu jenen zwölf Göttern ſtehen, kann ich nicht ſagen, da mir die Bedeutung ihrer Namen nicht bekannt iſt, auch zu wenig von ihren Eigenſchaften und Schickſalen berichtet wird. Der älteſte von ihnen hieß Mujekewis, der jüngſte Wajeegwakon, der mächtigſte und weiſeſte der Brüder, der dem böſen Geiſte widerſtand. Schoolcraft ſieht in dieſen zwölf Brüdern die zwölf Söhne des Patriar-

chen Jakobs d. h. Getubes. Wahrſcheinlich ſind es Perſonifikationen der zwölf Monate.

---

§. 16. Der Bilderdienſt und der Anthropomorphismus.

Der Bilderdienſt und der damit zuſammenhängende Anthropomorphismus zeigt ſowohl im Allgemeinen die Natur des Polytheismus der Rothhäute, als im Beſondern den Einfluß jener Verſchmelzung der zwei Religionselemente derſelben.

Was den erſtern Punkt anbetrifft, die allgemeine Natur dieſes Polytheismus, ſo zeigt ſich eben darin, wie falſch Catlins Behauptung iſt, die Rothhäute ſeien nirgends Götzendiener. Allerdings giebt es heidniſche Völker, welche, einem unmittelbaren Naturdienſte ergeben, die die Natur beherrſchenden Gegenſtände, wie die Sonne, ſelbſt anbeteten. Dergleichen waren die alten Deutſchen zu Cäſars Zeit, die älteſten Pelasger, das Zendvolk, die älteſten Hindus. Solche ſind dennoch Götzendiener, wenn auch nicht Bilderdiener. In Amerika aber findet ſich überall Bilderdienſt mit dem Götzendienſte verbunden, ſelbſt in Peru, wo doch die unmittelbare Verehrung der Sonne noch am reinſten ſich geſtaltet hatte. Der nordamerikaniſche Geiſterglaube war, wie wir geſehen haben, Fetiſchismus, d. h. Verehrung der kleinen, leicht tragbaren Bilder oder Behauſungen der Geiſter, welche ſichtbaren Körper der Geiſter ſie Ojaron nennen. Sind auch die Geiſter ſelbſt bisweilen geſtaltlos gedacht, ſo iſt doch ihr Erſcheinen und ihre Offenbarung an dieſe Gegenſtände und Zeichen gebunden. Das können nun die natürlichen Gegenſtände, wie z. B. die Sonne, ſelbſt ſein. So erſcheinen die Schutzgeiſter der Waſſerfälle in der Form von rauſchenden Gewäſſern, die Steine und Felſen mit ſich fortreißen; die Schutzgeiſter der Seen wie große Waſſerwogen, — verſteht ſich, in Viſionen. Schoolcraft alg. res. II, 148. Gewöhnlich haben aber die Götter ihre Bilder. Sind dieſe Bilder des nordiſchen Elements kleine Bilder, ſo fanden wir dagegen da, wo das ſüdliche Element vorherrſcht, größere Tempelbilder. Da dieſe durch den Einfluß des nordiſchen Elements auf das ſüdliche, wo nicht entſtanden, ſo doch gefördert und beſtimmt wurden, ſo führt uns dieſer Punkt auf den beſondern Einfluß jener Verſchmelzung, wie er

ſich im Bilderdienſte zeigt. Ich ſage, die Einwirkung des nordiſchen Fetiſchismus begünſtigte die Entwicklung eines höheren Bilderdienſtes. Denn wenn einmal die höhern Naturgeſetze und Gegenſtände ihre beſondern Geiſter erhielten, die Geiſter aber an Behauſungen geknüpft ſind, welche der Menſch wählt oder macht, ſo werden auch jene Gegenſtände der ſüdlichen Verehrung ihre Ojarons erhalten müſſen, d. h. ihre bildlichen Darſtellungen. Dabei wird aber das ſüdliche Element ſich inſofern geltend machen, daß es ſeine Natur dem Bilde aufdrückt, es wird das Naturgeſetz in dem Bilde anſchauen wollen, d. h. das Bild wird eine ſymboliſche Bedeutung haben müſſen. So iſt es mit jenem verehrten Beutelthier, ſo mit anderen Thiergöttern, von denen wir entweder früher ſchon geſprochen haben, oder beim Großen Geiſte noch ſprechen werden. Daß unter den ſymboliſchen Bildern die Thierbilder bei den Rothhäuten oben anſtehen, kommt daher, daß der Thierdienſt, auch der ſymboliſche, dem nordiſchen Fetiſchismus näher ſteht als andere Elemente des ſüdlichen Naturdienſtes. Bei den Rothhäuten herrſcht aber in jeder Beziehung das nordiſche Element vor.

Am höchſten ſtellt ſich der Bilderdienſt im Anthropomorphismus. Wenn derſelbe auch nur ſchwache und geringe Anfänge bei den Rothhäuten zeigt, und hier ſo wenig als ſonſtwo in Amerika, überhaupt nirgends als bei den Griechen, zur Selbſtſtändigkeit und künſtleriſchen Freiheit gelangt iſt, ſo iſt es doch wichtig, den Spuren deſſelben bei den Rothhäuten nachzugehen, da auch ſie die Neigung beurkunden zu einer höhern Religionsform ſich zu erheben. Wenn der plaſtiſche Anthropomorphismus auch als ein Irrthum des Heidenthums zu bezeichnen iſt, ſo ſteht er doch höher als die unmittelbare Verehrung der Naturgegenſtände und Naturwirkungen. Er zeigt die Tendenz zur Perſönlichkeit der Gottheit. Wenn dasjenige Volk des Alterthums, dem die die Bildnerei Gottes aufs beſtimmteſte unterſagt war, dennoch die Offenbarung erhalten hatte, daß Gott den Menſchen nach ſeinem Bilde geſchaffen habe, ſo folgt daraus zwar nicht, daß der Menſch wiederum nach ſeinem Bilde das Bild Gottes ſchaffen könne, wohl aber, daß die höchſte Offenbarung Gottes die in der Menſchengeſtalt ſein muß, wenn ſein Offenbarungswort ſelbſt Fleiſch wird. Was im Alterthume dieſes Bedürfniß ausdrückt, dieſe Sehnſucht nach dem Chriſtlichen, iſt als eine höhere Stufe anzuſehen. Der anthropomorphirende Hellenismus iſt eine höhere Stufe als der pelasgiſche Naturdienſt. Und ſo iſts bei allen

antiken Völkern. Der Anthropomorphismus nun der Rothhäute spricht sich theils in der Vorstellung aus, theils im sichtbaren Bilde. Wie die Geister der Verstorbenen in menschenkörperlicher Aehnlichkeit als Schatten gedacht werden, so gewöhnlich überhaupt die göttlichen Geister. So bewohnen böse Geister als menschliche Riesen gedacht, Windigos, wüste Inseln, — die guten denkt man sich als schöne Menschengestalten. Meiners Gesch. I, 403. Carver 322. Robertson I, 447 nach Charley und Colden, Chateaubriand p. 43. Andree N. A. 252. Die guten Götter sind die eigenen, die Riesen fremde Ungethüme, den ordnenden Göttern entgegenstehende rohe Gewalten. Dieser so oft wiederkehrende Gegensatz, den wir in Peru und Mexiko wieder antreffen werden, gehört seiner Ausbildung nach ebenfalls einer höhern Religionsstufe an, und namentlich der des Anthropomorphismus, der ihn dann episch ausführt, was aber bei den Rothhäuten noch nicht geschehen ist. Auf Anthropomorphismus weisen ebenfalls die vielen Verwandlungen von Menschen in Naturgegenstände. Es sind eben Personifikationen dieser letzteren. So waren nach der Erzählung Jamo in Schoolcrafts algischen Forschungen (I, 96 ff.) die Winde früher Menschen und Brüder. Ein Schlangengott konnte eine angenehme menschliche Gestalt annehmen, und Menschen zum Wettlauf verführen, welche besiegt von ihm aufgefressen wurden, alg. res. II, 165 ff. Am meisten wird der anthropomorphirte Nordwestwind Manabozho mit dem Anfange eines epischen Sagenkreises umgeben, in dem er eine Menge Kämpfe und Abenteuer besteht. ibid. 134 ff. Wir werden später wieder auf ihn zurückkommen, wo wir von den anthropomorphischen Auffassungen des großen Geistes reden werden. Wie man sich nun die Geister denkt, so bildet man sie auch sichtbar. Wenn der Indianer einen Stein antrifft, der einige Aehnlichkeit mit einem menschlichen Körper zeigt, so darf er ohne seinem künftigen Glücke zu schaden, nicht ohne weiters vorübergehen. Ist der Stein klein, so nimmt er ihn als Fetisch mit und verbirgt ihn in der Nähe seiner Hütte; ist er groß und schwer, so stellt er ihn an einem schicklichen Orte auf. Um der Natur nachzuhelfen, werden in solche Steine oft Löcher und Ringe gemalt, die Gesicht, Gürtel und Halsband vorstellen sollen. Schoolcraft Wigwam 291. Am häufigsten aber sind Pfähle, sogenannte Zauberklötze, entweder mit einem Menschenkopf oder einer ganzen menschlichen Figur. Majer 1811. 65 ff. 71 ff. 119. Loskiel 52 bei Heckenwelder 364. de Laet 92. Picard 111 ff. Weiter ausgebildet sind aber die Götter-

bilder mit Menschengestalt bei den Sonnendienern. So in Florida im Tempel zu Talomeko. Dort standen vor dem Eingange des Tempels in zwei Reihen zwölf hölzerne Bildsäulen von übermenschlicher Größe, mit wildem Blick und drohender Gebärde, von besserer Arbeit als sonst dortzuland. Alle waren bewaffnet, aber jeder mit anderen Waffen. Im Innern waren wieder zwei Reihen Bildsäulen aufgestellt. Majer 1811. 77 ff. Reisen XVI, 501. Eben so war in Virginien der Gott Kiwasa in menschlicher Gestalt dargestellt. Sein Bild aus Holz war etwa vier Fuß hoch, mit bunten Farben angestrichen, das Gesicht fleischfarben, die Brust weiß, der übrige Theil des Leibes schwarz und die Schenkel abwechselnd weiß. Majer 1811. 66 ff.

Hieher ist auch zu zählen die Personifikation menschlicher Zustände. So ist bei den Algonkins der Gott des Schlafs Weeng. Er hat eine Menge kleiner Abgesandter in seinem Dienste, die auf die Stirne der Menschen kriechen und sie mit kleinen Keulen in den Schlaf schlagen. So ist auch der Gott des Todes Pauguk mit Kolben, Pfeilen und einem Bogen bewaffnet, ohne Fleisch und Blut, nur mit leichter Haut bekleidet, er ist ein Jäger der Menschen, dessen Erscheinen ein sicheres Vorzeichen des Todes ist. Von demjenigen, der auf eine unbegreifliche und unerwartete Weise stirbt, heißt es, er sei seinem Blicke begegnet. Oft erhascht ein Krieger, der seine Hand nach dem Siegespreise ausstreckt, seine kalte und knöcherne Hand. Schoolcraft Wigwam 215 ff. alg. res. II, 226. 241.

Man könnte hier die Frage aufwerfen, wie man auf dieser Religionsstufe die Götter menschlich darstellen könne, da man doch gerade im Menschen den göttlichen Geist am wenigsten wahrnehme und keine lebendigen Menschen verehre? Dagegen dient zur Antwort, daß es nicht das Menschliche an und für sich ist, welches auf dieser Stufe der göttlichen Verehrung mehr als alles andere Sichtbare widerstrebe, denn nichts ist hier häufiger als die göttliche Verehrung der Todten. In diesen Todten tritt die Individualität zurück, wie überall im Heidenthum, sie sind Götter geworden ohne Namen. Die starke Persönlichkeit des Menschen war es ja eben, sein persönliches Bewußtsein, welches seiner Göttlichkeit im Wege stand. Wenn nun aber dennoch die Götter menschlich gedacht und abgebildet werden, so haben wir auch hierin einen fernern Grund, in dem Anthropomorphismus der Rothhäute den

Anfang einer höhern Religionsſtufe zu erblicken, auf welcher das Göttliche bereits als Perſönlichkeit erſcheint.

---

§. 17. Neben dem Polytheismus und als Theil deſſelben iſt die Verehrung des Großen Geiſtes bei den Rothhäuten eine alte und urſprünglich einheimiſche.

Indem wir nun zur Darſtellung des Großen Geiſtes überzugehen im Begriffe ſind, iſt es für die richtige Auffaſſung deſſelben von großer Wichtigkeit, uns deſſen Verhältniß zu den übrigen Religionselementen zu vergegenwärtigen, wie ſich die Auffaſſung deſſelben aus dem Bisherigen ergiebt.

Zunächſt zeigt ſich auch in dieſer Vorſtellung die Neigung zum Uebergang in eine höhere Religionsſtufe, welcher Uebergang den ſchon im Vorigen bezeichneten Weg beibehalten hat. Denn auch hier iſt derſelbe durch die Verſchmelzung der beiden Hauptreligionselemente, wo nicht entſtanden, ſo doch weſentlich begünſtigt worden. Einmal nämlich iſt der Große Geiſt eben ein Geiſt und trägt alle Eigenſchaften der übrigen nordiſchen Geiſter an ſich, — und dann ſchließt ſich, wie wir in der folgenden Ausführung ſehen werden, ſeine Vorſtellung an irgend einen ſichtbaren Naturgegenſtand an, der auf das Ganze der Natur den hervorragendſten Einfluß ausübt, wie an die Sonne oder den Himmel, oder an einen Gegenſtand, der eine Naturkraft zur Anſchauung bringt, wie ein Thier, oder endlich der die Perſönlichkeit ausſpricht, wie die Menſchengeſtalt.

Aus der bisherigen Darſtellung des Götzendienſtes und Bilderdienſtes der Rothhäute iſt eigentlich die Anſicht derer von ſelbſt widerlegt, die den Mangel an Götzendienſt behaupten. Dieſe letztere Anſicht wird nicht etwa bloß von Einzelnen und Neuern, wie Catlin, feſtgehalten, ſondern iſt überhaupt eine ſehr verbreitete, und behauptet nichts weniger als den reinen theiſtiſchen Monotheismus mit Ableugnung alles Polytheismus und Bilderdienſtes. Die vielen Götter und göttlich verehrten Naturgegenſtände und Händewerke ſeien nichts anders als ſinnliche Formen, unter denen der alleinige Große Geiſt verehrt werde.

Dieſe Anſicht iſt nicht bloß bei Engliſchen und Franzöſiſchen Deiſten und Populärphiloſophen, ſondern auch bei Reiſenden und Miſſionären ſehr verbreitet. Zuerſt, ſo viel mir bekannt iſt, hat der Franzoſe la Hontan im Anfange des vorigen Jahrhunderts den Indianern Canadas, bei denen er ſich fünfzehn Jahre lang aufgehalten hatte, eine ſolche Verehrung des Großen Geiſtes zugeſchrieben, welche ſehr ſtark an die Lehrſätze damaliger Philoſophen, wie namentlich eines Malebranche, erinnert. Sowohl die Beobachtung des Weltalls als des ſchönen Baus des menſchlichen Körpers, der nicht aus ſich ſelber entſtanden ſein könne, argumentirt der Baron, führe die Indianer auf den Begriff eines erhabenen, allmächtigen Weſens. Dieſes ſei in Allem gegenwärtig, durchdringe Alles, Alles was man ſehe, ſei dieſer Große Geiſt. Er ſei überall und nirgends und unter keinem Bilde darzuſtellen. Nouveau voyage etc. und Dialogue etc. Baumgarten I, 54 (Lafiteau) Picard 84. Lindemann III, 177. Dieſe Anſicht ſtimmte ſehr gut zur Accomodationstheorie der jeſuitiſchen Miſſionäre. Daher behauptete der Verfaſſer der Geſchichte von Californien, die Adelung überſetzt hat (S. 66. 99), ebenfalls von den Californiern, daß ſie keine Abgötterei hätten, wohl aber einen Begriff von der Ewigkeit und Natur Gottes als eines bloßen Geiſtes, ſo daß ſogar einige Miſſionäre auf den Gedanken gekommen wären, ſie von einem chriſtlichen Volke abzuleiten. Eine dunkle Kenntniß des Chriſtenthums ſchreiben bereits alte Spaniſche Geſchichtſchreiber den Indianern zu, wie Torquemada Monarch. Ind. II, p. 445. Guarcia p. 122. Herrera Dec. IV, l. 9. Cap. 7. V, 4. 7. Pöppig, Encyklop. 3, 55. Anderſeits ſchloß ſich an die Anſicht la Hontans an Dom Permety in ſeiner Beſtreitung der herabſetzenden Urtheile Pauws über die Indianer, Pauw recherches, ed. Berlin III, p. 125. Auch der Reiſende Williams Bertram, voyages II, 387. cfr. 386. 388, will durchaus keine Idololatrie bei den Indianern zugeſtehen, obſchon er die Verehrung vieler Geiſter nicht in Abrede ſtellt. Dem Vorgange der katholiſchen Miſſionäre folgten auch nicht wenige proteſtantiſche. Unter dieſen ſteht oben an der herrnhutiſche Prediger unter den Indianern, Heckenwelder (beſ. S. 110), den man den Tacitus der Indianer genannt hat, und mit ihm ſein Deutſcher Herausgeber G. E. Schulze, S. XVIII ff. Vorrede. An der Spitze der philanthropiſchen Reiſenden begegneten wir Catlin, und unter den Forſchern bemerkt Prescott in ſeiner Geſchichte der Eroberung Perus (deutſch I, 67), daß der große Geiſt der meiſten

Stämme des amerikaniſchen Feſtlandes ſeiner Natur nach unkörperlich ſei und nicht durch den Verſuch ihn ſichtbar darzuſtellen entwürdigt werden dürfe; da er alle Räume durchdringe, ſei er nicht auf die Umfangsmauern eines Tempels beſchränkt worden. Es wäre rein nicht zu begreifen, wie ſo viele wohlunterrichtete Männer in eine ſo grundloſe Behauptung hätten verfallen können, wenn nicht die Indianer ſelbſt Veranlaſſung dazu gegeben hätten. Dieſelben zeigen überhaupt von allen Fetiſchdienern noch das hellſte Bewußtſein, und unterſcheiden nicht ſelten zwiſchen den Manitus und ihren Ojarons. Meiners Geſch. I, 144. Carver 325. Ja ſogar wollen manche Indianer nicht zugeben, daß ſie die Geiſter an und für ſich anbeten, ſondern daß ſie in denſelben Gott verehren. Loskiel bei Heckenwelder 364. Es iſt aber klar, daß die Berührung mit den Europäern ſolche Anſichten weckte, und es geſchah hier, was auch anderwärts, beſonders gleich anfangs im Römiſchen Kaiſerreiche, daß ſchon vor der Annahme des Chriſtenthums heidniſche Völker Einzelnes aus dem Chriſtenthume annehmen und eine beſondere Empfänglichkeit dafür zeigen. Von ſolcher Empfänglichkeit für den Chriſtengott erzählt Irwing II, 122 ff. bei der Eroberung Floridas. Vgl. noch Carver 320. Wied II, 148. 243. Loskiel 45. Und ſo ſchämten ſich allmählig die Rothhäute vor den Chriſten da und dort ihres Götzendienſtes. Aehnlich ſtellten ſie Anderes, das eben ſo conſtatirt iſt, in Abrede, wie Anthropophagie, Menſchenopfer, Elterntödten, Feindeſkalpiren, Wittwentödten, u. dgl. m. Duden, Europa I, 389. Heckenwelder 571. Aſſal 95. 143. Bromme N. A. 557. Basler Miſſ. Mag. Nr. 38. S. 207. Vollmer S. 1242. Solche Veränderungen bei einzelnen Stämmen in der Ablegung alter Gewohnheiten bemerkte man ſchon frühe. So z. B. Brebeuf in ſeiner relation de la nouvelle France, pour l'an 1636. Vgl. Baumgarten I, 159. cfr. 202 (Lafiteau). Die Indianer ſuchen alle Uebel, und das mögen ſie von philanthropiſchen Europäern gelernt haben, von den Europäern abzuleiten. Vgl. W. Hoffmanns Miſſionsſtunden S. 187 ff. cfr. 175. James bei Tanner 323 bemerkt ausdrücklich, daß ſie alle Schuld von ſich ab und auf andere zu wälzen wiſſen, und daß ſie überhaupt Meiſter in der Verſtellungskunſt ſeien. Sehr beſonnen urtheilen auch über dergleichen ſittliche Verhältniſſe der Rothhäute, die übrigens nichts weniger als unbekannt ſind, Duden, Bericht über meine Reiſe. S. 100 ff. Europa ꝛc. a. a. O. und Andree N. A. 241 ff. Den Unterſchied nun zwiſchen dem Großen

Geiſte und dem bibliſchen Gott oder philoſophiſchen Gottesbegriff haben ſchon früher Hennepin II, 95. 103 ff. Lindemann III, 178. Volney tableau p. 127. Loskiel, Pauw III, 41. Benjamin Conſt. I, 310 ff. u. a. m. eingeſehen. Die obige Darſtellung hat gezeigt, wie die Religion der Rothhäute Polytheismus ſei, wie daher von einem Monotheismus nicht die Rede ſein könne. Es wird ſich ferner zeigen, daß der Große Geiſt wie die anderen Götter ein Naturgott iſt, ein Theil der vielen Götter, primus inter pares. So wurde auch von anderen Wilden ein oberſter Gott oder Geiſt an die Spitze ihres Polytheismus geſtellt. So von den Buräten, Oſtiaken, Wogulen, Tunguſen, Talcuten, Kamtſchadalen. Görres Mythengeſch. 54; in Afrika von den Fantee-Negern und den Negern an der Goldküſte. Ritters Afrika 313. 317. Wir werden auf dieſelbe Erſcheinung bei allen anderen wilden Indianern Amerikas ſtoßen.

Hier könnte einer nun mit Lindemann III, 178 verſucht ſein, die Sache umzukehren, und die ganze Idee vom Großen Geiſte einzig und allein dem Europäiſchen Einfluſſe zuſchreiben. So verſchieden dieſe Anſicht auch von der ſo eben bekämpften zu ſein ſcheint und iſt, ſo beruht ſie doch auf derſelben Quelle, auf dem Mangel an Unterſcheidung zwiſchen dem Großen Geiſte und dem Gotte der Europäer. Der Unterſchied wird ſich aus der Darſtellung des erſtern ergeben. Aeußere Gründe liegen aber noch in dem Alter dieſer Vorſtellung und in dem Kultus dieſes Gottes, wovon wir noch vorher reden wollen, bevor wir zur eigentlichen Darſtellung übergehen. Daraus wird ſich das Alter und der einheimiſche Urſprung der Verehrung des Großen Geiſtes ergeben.

Schon aus der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts bezeugt Andreas Thevet, daß die Kanadier an einen Schöpfer glauben, den ſie Andouagni nennen, und der größer als Sonne, Mond und die Sterne ſei und alles in ſeiner Gewalt habe. Vgl. Les singularités de la France antarctique 1558. S. 152. Quarterius in demſelben Jahrhundert nennt dieſen Gott Cudruagni, der ein Schöpfer der Dinge und der Menſchen ſei, und von den Kanadiern mehr gefürchtet als verehrt werde. De Laet 47. Lescarbot, der im Jahr 1606 in Nordamerika war, erzählt ebenfalls, daß die Kanadier den Cudouagni als den Schöpfer und oberſten Gott verehren. Picard 13. Um dieſelbe Zeit berichtet der Jeſuit le Jeune von der Verehrung des Schöpfers bei den

alten Kanadiern. Hazart II. 437. b. Nach ihm geben dieſe vor, daß einer ſei, von dem Alles herrühre, den ſie Atahocan nennen. Als der Jeſuit ihnen von Gott und deſſen Allmacht redete und wie er Himmel und Erde geſchaffen habe, hätten ſie unter einander geſagt: Das iſt Atahocan, das iſt unſer Atahocan! Eben dieſelben erzählten von einem zweiten Schöpfer Meſſou, der nach der Fluth die Erde wieder hergeſtellt habe. Ein anderer Jeſuit, Hazart, aus demſelben Jahrhundert bemerkt S. 435 a. von den Huronen, daß es ſcheine, als wüßten ſie etwas, wiewohl in ſehr dunkler Erkenntniß, von einem einzigen Gotte, den ſie anrufen. Dieſes Volk, ſagt er S. 441 a, verehre den Himmelsgott Okki, der im Himmel ſeinen Sitz, die Jahreszeiten, Winde, Meereswogen in ſeiner Gewalt habe, und bei dem die Eide geſchworen würden. Daſſelbe behauptet von den Huronen der franzöſiſche Miſſionär Sagard (1632. Vgl. Robertſon I, 446). Seine Ausſage wird durch den gründlichen proteſtantiſchen Forſcher de Laet p. 50. 75. 84 beſtätigt, nach welchem ebenfalls der Große Geiſt der Huronen Oki heißt. Von einem andern Stamme der Mengve, den Nadoweſſiern oder Sioux, berichten aus demſelben Jahrhundert zwei Jeſuiten, die in den Jahren 1687 und 1689 zu ihnen gereist waren, ſie hätten eine deutliche Erkenntniß von dem einigen Gott. Charlevoix, histoire etc. in den Reiſen XIV, 213, eine Behauptung, welche wenigſtens auf die damalige Verehrung des Großen Geiſtes hinweist. Aber nicht bloß von den Mingos oder Irokeſen, ſondern auch von den Leni-Lenape oder Delawaren wird Solches überliefert. Unter den Algonkinern nämlich, erzählt Hazart 435 a., ſei ein Volksſtamm Namens Endatavavat, der an gewiſſen Feſttagen den Schöpfer des Himmels anrufe, und von ihm Geſundheit, langes Leben, gute Jagd und Fiſchfang, Glück im Handel und Krieg erflehe. Auch von den Virginiern berichten aus dem Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts de Laet 92 und Champlain (cfr. Picard 82), daß ſie eine gewiſſe Kenntniß vom Schöpfer hätten.

Schon aus dem ſoeben Geſagten erhellt, daß nicht bloß die Vorſtellung, ſondern auch die Verehrung des Großen Geiſtes alt iſt, indem die Rothhäute ſchon damals an gewiſſen Feſttagen ihn anriefen, auch bei ihm Eide ſchwuren. Die Art der Verehrung iſt aber eine ſolche geweſen, wie ſie nicht von den Chriſten herrühren konnte. Beſonders werden ihm Opfer gebracht, unter denen die oft erwähnten Tabaksopfer eigenthümlich ſind, ſowohl bei den Leni-Lenape, Wied II, 171.

Picard 85, als den Mingos, z. B. den Mandans und Mönitarris, die sich ihm zu liebe verstümmeln und ihm Thiere opfern. Wied II, 187. 229. Catlin 123. 126 ff. 161. 335. Vgl. Majer 1811. 84 ff. Ein Hauptopfer für ihn, und ausschließlich für ihn, ist das Opfer der weißen Kuhhaut. Wied II, 169. 170. 222. Klemm II, 182. Auch fällt ihm der auserlesenste Theil der Kriegsbeute zu. Magazin 1842. 142. Catlin 332 behauptet, daß er nie ein Volk gesehen habe, welches so viele Zeit auf die Verehrung des Großen Geistes verwendete, wie die Indianer. Dazu kommt noch die vielfältige Verbindung seiner Verehrung mit dem ächt heidnischen Schamanenwesen oder Zauberei, überhaupt mit Vorstellungen, welche dem modernen Europäer fremd sind. Die Felsen des großen Manitu weisen ebenfalls auf eine solche alte Verehrung hin. Wied I, 359. Carver bei Heckenwelder 512.

Majer bemerkt (1811. 57) nach de la Potherie II, 1, daß einige Indianer die Meinung zu haben scheinen, jede Gattung der Geister, deren es mancherlei giebt, habe einen eigenen Anführer oder Vorgesetzten. Diese übrigens nicht so auffallende Ansicht bildet von der Unendlichkeit der Polytheismus zu der Vorstellung eines Obersten aller Geister ein natürliches Mittelglied und Uebergangspunkt.

Ein Grund für das Alterthum der Idee des Großen Geistes bei den Rothhäuten kann auch darin erblickt werden, daß sich dieselbe auch bei den Grönländern vorfand, wenn auch dort der Begriff eines Schöpfers nicht damit verbunden war. Ueberhaupt aber werden wir noch bei vielen wilden Stämmen der Amerikanischen Rasse diese Idee eines Großen Geistes wieder antreffen.

---

§. 18. Der Große Geist wird unter verschiedenen Namen verehrt.

Auch die große Anzahl der Namen, unter denen der Große Geist verehrt wird, weist auf inländischen Ursprung bei den verschiedenen Stämmen. Wir wollen uns einen Theil derselben vorführen, denn Vollständigkeit soll und kann hier nicht erstrebt werden.

Der gewöhnliche Name Großer Geist, Manitulin oder Kitschi Manitu, gehört nicht allen Stämmen an, sondern er scheint erst im

Verlauf der Zeit mit immer mehr vorherrschend werdender Verehrung desselben die weite Verbreitung erlangt zu haben. Wir wissen, daß der Name Manitu überhaupt zunächst nur bei einigen Stämmen der Leni-Lenape gebräuchlich war, wenn er sich auch bis zu den Seen erstreckte. Die Mohikander, Shawannos und Miamis, bei denen der Große Geist schlechtweg Manedo, Geist, heißt, gehören zu den Leni-Lenape. Es ist daher nicht uninteressant, die anderen Namen, wie sie in den von mir benutzten Schriftstellern zerstreut vorkommen, hier zusammen zu stellen. Allerdings ist von vielen die Bedeutung unbekannt, die die hauptsächlichste Leiterin für die Aufhellung des Begriffes ist. Indessen kennen wir doch bei einer ziemlichen Anzahl den Sinn des Namens; bei den übrigen mag wenigstens das Gewicht der Masse anschaulich machen, daß wir es hier mit vielen verschiedenen Nationalgöttern zu thun haben.

An die bereits aus den Stämmen der Delawaren angeführten Namen schließen sich zunächst folgende an. Mungo Minnato und Wolsit Manitu, der Große Geist im Himmel. Manitah oder Wisi Manitto nennen ihn die Shawannos, die Miamis Monaitowa, die Chippewas oder Odschibwäs haben mehrere Ausdrücke: Manitton, Gezha Manedo, Manittoa, Kitchi Manitou oder Gitchy Monedo, der Große Geist, Wäosemigoyan, der Schöpfer oder Allvater, der allgemeine Vater, Wazehaud, der da macht. Sonst findet sich bei den Leni-Lenape auch noch der Name Hautantowit. Von den einzelnen Stämmen heißen noch den Großen Geist die Algonkiner Atahon, den Schöpfer; die Minsis Pachtamawas, Gichtannettowit oder Ketannotooweet, Schöpfer, auch Keeschellomeh, Schöpfer der Seele; die Mohikander Puchtammanwoas oder Pottawanwoos, also ähnlich wie die Minsis; die Shawannos haben noch für ihren obersten Gott den Namen Weshilliqua, die Miamis Kajehelanguä, der welcher uns erschaffen hat. Der oberste Geist der Chaktawas ist Ischtohoollo-Aba, der der Moschkas oder Muskohge heißt Esteckee-eesa, der der Virginier Okee oder Oki.

Eben so vielfältig sind die Namen des Großen Geistes bei den Mingos oder Irokesen. So wird er als der große Hase bezeichnet durch die Ausdrücke Michabu und Atahokan; als Herrscher über alle guten Geister heißt er Tharonhi conagon, der den Himmel umarmt, oder Harakouannentakton, der die Sonne anbindet. Der Irokesen Agriskowé ist zugleich Gott des Himmels, der Sonne und des Kriegs, und ebenso der Areskowi der Huronen. Die Nadoweſſier oder Dacotas, von

den Franzoſen Sioux genannt, beten als höchſten Gott den Wakon an, auch Wakon Scheha oder Tongo Wakon und Wahconda genannt. Derſelbe iſt der Uakon-Tange der Stein-Indianer. Die Crows verehren den Omahank-Numakſchi, den Herrn des Lebens, die Mandans den Mahopeneta. Selbſt die ſogenannten Fünf oder Sechs Nationen, die Irokeſen im engern Sinn, haben verſchiedene Namen für den Großen Geiſt. Manche ſind allerdings nur der Mundart nach verſchieden, wie der Nigoh oder Niyoh der Mohaws, der Neeyooh der Oneidas, der Nioh der Onandagas. Neo wird in den verſchiedenen Dialekten der Mengve mit Vorſylben gebraucht: Yawo Neo bei den Tuscarora, Nowai Neo bei den Senekas, Hawai Neo bei den Onandagas, Lawai Neo bei den Mohawks (Schoolcraft Iroq. 49.) Die Verſchiedenheit kann oft ebenſo gut ihren Grund in der verſchiedenen Orthographie der Europäer haben. So iſt es mit dem Hawonia oder Hawonio der Onandagas, Howweneah oder Haneneu der Senekas, dem Hauwenegoo der Cajuger. Daneben finden wir aber auch noch bei den Irokeſen die Namen Noſſaturomi, Owaneo, Otkon für den Großen Geiſt, am Lorenzſtrom iſt verbreitet Atahauta, bei den Tuscaro ras Ye wunni yoh oder Yewauneeyooh, bei den Oſagen Hanackanda; im höhern Norden bei den Schwarzfüßen Criſtecoom, bei den Rikkariern der Te wa rooh teh oder Kakewahroohteh. Die Kanadier nennen den Großen Geiſt auch Andouagni, Cudruagni, Cudouagni. Bei dem weſtlichen Oregonvolk der Wakoſch heißt der Schöpfer Knautz oder Quahutze, bei den Californiern Niparaya oder auch Cumongo.

Schon aus den bloßen Namen geht nun zum Theil wenigſtens der Begriff und das Weſen des Großen Geiſtes der Rothhäute hervor, indem ſie die weſentlichen Eigenſchaften bezeichnen. Dann erſieht man dieſelben aus den Bildern und den Mythen. Wir gehen zunächſt von den Namen aus, und ziehen das Andere zur Erklärung derſelben herbei.

---

§. 19. Der Große Geiſt iſt der Schöpfer. Schöpfungsmythen und Fluthſagen.

Diejenigen Namen, welche unter den Rothhäuten am verbreitetſten ſind und den ſchärfſten und beſtimmteſten Begriff vom Weſen des Großen Geiſtes geben, bezeichnen ihn als Schöpfer. Denn dieß bedeuten die

Namen Atahon, Gichtannettowit, Kajehelonguä, Knautz, Keeſchellomeh, Wazehaud, Waoſemioyan. Ueberhaupt wird ziemlich allgemein der Große Geiſt für den Schöpfer gehalten. Picard 80. Klemm II, 155. Hoffmann 178. 188. u. v. a. Bei den Stämmen weſtlich vom Miſſiſippi iſt Wakhonda Schöpfer und Erhalter der Dinge, Berghaus Erdball I, 281., den Floridanern iſt ihr Großer Geiſt der Schöpfer, de Laet 92. Benj. Conſt. I, 244. Strahlheim 454., in Virginien Okee oder Oki, de Laet 50. 75. 84. Picard 80., bei den Irokeſen Otkon, Hennepin II, 89. Picard 80. Bromme N. A. 227., am Lorenzſtrom Atahauta, Hennepin l. c. Picard l. c., und ſo in ganz Kanada. Picard 82. Charlevoix 225. Lindemann I, 20. III, 177. Vgl. noch oben §. 17. Den Mandans, vgl. Wied II, 149 und Stein-Indianern, Wied I, 445, iſt ihr Herr des Lebens, wie ſie den Großen Geiſt nennen, der Schöpfer. Auch nach der Anſicht der Californier ſchuf der Große Herr im Himmel den Himmel und die Erde. Geſch. von Calif. S. 67. Sitten IV, 22.

Vielerlei Mythen ſtellen den Großen Geiſt auch als Schöpfer dar und an die Spitze der übrigen Götter. Nach der Anſicht virginiſcher Stämme ſchuf der Schöpfer zuerſt andere Götter, die ihm bei der Schöpfung beiſtehen ſollten. Picard 115, — ein Gedanke, der ja faſt platoniſch klingt. Vgl. Timäus p. 41. c. Bei den Rothhäuten haben wir aber zunächſt an Thiergötter zu denken, denn dieſe waren vor allen, mehr als die nur zuſchauenden Manitus, dem Schöpfer behülflich. Die Leni-Lenape haben einen Schöpfungsmythus, nach welchem Manitu Kichton, der Große Geiſt, der Schöpfer aller Dinge iſt. Am Anfange ſchwamm er auf der Oberfläche des Waſſers, dann ſchuf er die Erde aus einem Sandkorn. Mann und Weib bildete er aus einem Baumſtamme. Als aber die frühern Menſchen durch die große Fluth umgekommen waren, verwandelte er die Seethiere in Menſchen und Landthiere. Magazin 1842. 398. 2 nach Dr. Wiener. Sitten II, 71. 72. 76. Die Grundzüge dieſes Mythus, oder doch weſentlich ähnliche, finden ſich vielfach wieder in anderen. Der Schöpfer ſchuf aus einem Sandkorne die Erde. So laſſen die Mingos ihren Michabu ein Sandkorn durch eine Ratte aus der Tiefe des Meeres holen, welches zu einem Berge und dann zum feſten Lande vergrößert wurde. Picard 81. Vollmer. Majer 1811. 243. Nach einem anderen Mythus wird der aus der Meerestiefe herausgeholte Thon von einer Schildkröte auf den Rücken genommen, aus der zuerſt eine Inſel, dann die gegenwärtige Erde ent-

ſtand. Majer 1811. 241. Die Schildkröte ſymboliſirt die den Stoff bewegende Kraft. Immerhin muß aber dieſer Stoff mit Mühe, gewöhnlich mit Hülfe von Thieren, die vielfach bei der Schöpfung thätig ſind, herbeigeſchafft werden. Im ganzen Polytheismus kann der Schöpfer nicht aus Nichts ſchaffen, nach dem ariſtoteliſchen Grundſatze: Aus Nichts wird Nichts. Eigenthümlich der Bildungsſtufe der Rothhäute iſt aber, daß ſie nicht von der Schöpfung der Welt oder der Erde als Geſammtkörper reden, ſondern von der Erde als feſtem Lande im Gegenſatz zum Waſſer, welches als urſprünglich und von jeher dageweſen gedacht wird. Gebildetere Stämme dagegen, wie in Florida, ſollen noch beſtimmter und abſtrakter zwiſchen dem Schöpfer und dem Urſtoffe, aus dem die Schöpfung geſchaffen wurde, unterſchieden haben. Benj. Conſt. I, 244. Die Indianer in den neuen Niederlanden ſtellten ſogar neben dem Schöpfer oder der männlichen ſchöpferiſchen Kraft, eine weibliche als ſeine Gattin auf. Dieſe exiſtirte ſchon vor Anfang der Dings. Da nun anfänglich alles mit Waſſer bedeckt war, habe ſie ſich vom Himmel in das Waſſer herabgelaſſen, worauf ſich unter ihr Land bildete. Dieſes bedeckte ſich mit Pflanzen, und nahm immer mehr zu, je mehr das Waſſer abnahm. Hierauf gebar ſie einen Hirſch, einen Bären und einen Wolf, die ſie ſäugte und groß zog, ſich ſogar mit ihnen vermiſchte, woraus die verſchiedenen Geſchöpfe, und zuletzt auch die Menſchen entſtanden. Chriſtoph Arnold 947 nach Adrian van der Donck. Hier iſt die weibliche Urkraft, wie nicht oft, ſehr abſtrakt und geiſtig gefaßt. Sonſt iſt ſie viel materieller, gewöhnlich die Erde. So im folgenden Mythus, den Schoolcraft Wigwam S. 121 ff. erzählt. Der Herr des Lebens Chimanitou begab ſich auf eine ebene Inſel, um dort ſeine Werke zu vollenden. Er ſchuf eine Menge Thiere, zum Theil ſo große, daß er ſie ſelbſt nicht bemeiſtern konnte. Es ſollen auf der Inſel noch jetzt Spuren ſolcher rieſenhaften Werke zu finden ſein, die unvollendet geblieben waren. Chimanitou bildete aber die Thiere aus Lehm. Die untergeordneten Manitous ſahen zu und hatten ihre Freude an jenes Werken. In die Seite jedes Thieres machte er eine Oeffnung, in welche er für mehrere Tage hineinkroch und ſo das Thier belebte. Gefielen ihm die Thiere, ſo wurde ihnen erlaubt an das Feſtland zu ſchwimmen und die dortigen Wälder zu bevölkern; gefielen ſie ihm nicht, ſo zog er zuerſt das Leben von ihnen zurück, und dann vernichtete er ſie. Einſt bildete er ein ſo großes Thier, daß er ſich ſelbſt fürchtete ihm Leben

mitzutheilen. Andere kleinere belebte er darum nicht, weil er sie nicht für nützlich hielt. Einst machte er ein Geschöpf von menschenähnlicher Gestalt, das er ebenfalls verwarf. Da er aber vergaß, ihm das Leben wieder wegzunehmen, wurde daraus der böse Geist Machinito. Selbstständiger und mehr bloß aus sich schaffend, tritt der große Geist der Irokesen Nassantromi bei der Schöpfung des Mais, Reis und Tabaks auf. Er stieg nämlich aus den Wolken auf die Erde hinab, spuckte nach den vier Weltgegenden, und so entstanden diese Pflanzen. Strahlheim 457 ff.

Wenn der Große Geist Mann und Weib aus einem Baumstamme schafft, so ist die Schöpfung des Menschen an einen bereits vorhandenen Organismus gebunden. Auch bei den Antillen-Indianern, den Karaiben und den heidnischen Germanen und Persern sind die Menschen, namentlich die Weiber, aus Bäumen hervorgegangen. Baur Symbolik II, 1. 367. Nach einem Mythus der Sioux stand der erste Mensch, die Füße in den Boden gewachsen, viele Menschenalter gleich einem großen Baume. So auch ein anderer Baum, der neben ihm wuchs. Endlich benagte eine große Schlange beide an den Wurzeln, worauf sie als Menschen weggehen konnten. Das sind die Stammeltern der Menschen. Catlin ed. II, S. 289. Hieher gehört auch, daß Manabozho den Baum, auf den er sich bei der großen Fluth flüchtete, als seinen Großvater begrüßte. Die schöpferische Kraft ist symbolisch in einem sichtbaren Gegenstande geschaut, wodurch aber die Schöpfung mehr einer Naturnothwendigkeit, als einem schöpferischen Willen zufällt. Auf dieselbe Weise verhält es sich mit dem Ursprunge der Menschen aus Thieren, wovon schon früher wegen der Seelenwanderung mußte gesprochen werden. Hier haben wir auf denselben noch einen Blick zu werfen, inwiefern er sich in kosmogonischen Mythen ausspricht. Nach dem obigen Mythus der Leni-Lenape verwandelte Manitu Kichton die Seethiere in Landthiere und Menschen. Diese Form des Mythus ist offenbar wegen der Fluth so geworden, in welcher alles andere außer den Seethieren zu Grunde gehen mußte. Sonst werden gewöhnlich nur die Thiere im Allgemeinen bezeichnet, aus denen die Menschen entstanden seien. Besonders ist der Glaube an Abstammung von Thieren bei den Mingos sehr verbreitet. Nach den Odschibwäs schuf der Große Geist zuerst die Thiere und gab ihnen die Herrschaft über die Erde. Durch Zauberei wurden aber einige von ihnen in Menschen verwandelt, die sogleich als Jäger auf-

traten und die Thiere verfolgten. Schoolcraft Wigwam 203. Nach der Sage der Irokesen wurden nach Vertilgung des ersten Menschengeschlechtes die Thiere in Menschen verwandelt. Chateaubriand p. 40. Sitten III, 73. Nach einem andern Mythus der Mingos wurden die Thiere, welche dem Michabu die Erde aus dem Sandkorn schaffen halfen, als sie mit einander in Uneinigkeit gerathen waren, vom Schöpfer vernichtet, der dann Menschen schuf, denen er die Herrschaft gab. Picard 81. Vollmer.

Eine viel einfachere religiöse Anschauung, die darum auch nicht als spezifisch heidnisch anzusehen ist, läßt den Menschen aus Erde gebildet werden. Die meisten Indianer betrachten die Erde als ihre gemeinschaftliche Mutter und nennen sich daher Erdgeborne. Heckenwelder 429. Volney, deutsch II, 438. Bromme N. A. 227. Prescott Peru, deutsch I, 68. Die Irokesen wurden nach einer Sage von Tarenyawagon aus den Eingeweiden eines Berges gezogen. Schoolcraft Iroq. 49. Die Oneidas, bei denen Steinkultus sich findet, haben sogar einen Mythus, daß sie von einem Steine abstammen. Onia heißt der Stein, und sie selbst nennen sich Oniota-aug, Steinsprößlinge. Schoolcraft Iroquois 77—81. Wenn hier wie öfters in heidnischen Schöpfungsmythen die Schöpfung ohne den Schöpfer geschieht, so lassen dagegen die Irokesen und Onondagoes den Großen Geist zwei Bilder von Thon durch den Hauch seines Mundes beleben. Das erste erhielt den Namen Erster Mensch, das andere Gefährtin. Bromme N. A. 227. Klemm II, 159. Fr. Schmidt II, 350. Wie Chimanitu die Thiere aus Lehm gebildet hatte, so knüpft sich der Ursprung des Menschen als eines irdischen Wesens gern an diesen Stoff. Nach einer Sage der Sioux formte der Große Geist den Menschen aus einem Stück Pfeifenthon. Daher sagte der Große Geist den versammelten Stämmen der Rothhäute, indem er aus einer rothen Pfeife über sie rauchte, daß letztere ein Theil ihres Fleisches sei. Catlin ed. II, 289. An die Erde als Mutter knüpft auch die Sage der Kanadier die Schöpfung der Menschen an, wenn der Große Geist Pfeile in die Erde steckt, aus denen dann Männer und Weiber entstehen. Chr. Arnold 945, nach Roß 141. Nach einzelnen Sagen kommt das Weib zuerst aus der Erde. So bei den Indianern der obern Gegenden des Lorenzstromes und des Missisippi. Hennepin II, 90 ff. Auch nach der Ansicht der Virginier ward das Weib zuerst geschaffen. De Laet 92. Arnold 948 nach Hakluit, Purchas und Roß.

Nach den Wakoſch ſchuf ebenfalls der Schöpfer Knautz zuerſt das Weib; aus ihrer Naſe rann eine Feuchtigkeit auf die Erde, aus der ſich der erſte Mann entwickelte, der ihr Gatte wurde. Dagegen entſtand nach einem Mythus der Antillen-Indianer das erſte Weib aus dem Waſſer eines waſſerſüchtigen Mannes. Wird übrigens das Weib als der erſte Menſch aufgefaßt, ſo wird es dann gern wie bei den Mexikanern eine Göttin. Bei den Rothhäuten war Ataentſik, die wir ſpäter noch genauer werden kennen lernen, die himmliſche Stammmutter des Menſchengeſchlechtes. Als nämlich nur noch Männer waren auf Erden, wurde einer derſelben von Vögeln in den Himmel getragen. Von ihm und dem Weibe, das aber vom Großen Geiſte aus dem Himmel geſtürzt wurde, ſtammten zunächſt zwei Söhne, Juskeka und Tahuitzaron, von denen der erſtere den letztern erſchlug und die Herrſchaft der Welt erhielt. Majer 1811. 240 ff. Chateaubriand p. 40. Sitten III, 71 ff. Loskiel 58 ff. Baumgarten I, 86 (Lafiteau), Charlevoix journ. 118. 348. Reiſen XVII, 29.

Wie in dieſen kosmogoniſchen Mythen die Erde das zu Schaffende iſt und aus dem zu ſchaffen iſt, ſo ſtellt das Waſſer das Urſprüngliche und der Schöpfung Widerſtrebende dar. Es iſt das Urſprüngliche in dem zuerſt angeführten Mythus der Leni-Lenape, in welchem Manitu Kichton am Anfange auf der Oberfläche des Waſſers ſchwamm. Ebenſo iſt nach dem Mythus der Indianer in den Neuen Niederlanden alles urſprünglich mit Waſſer bedeckt. Ueberall wird das Sandkorn aus der Tiefe des Waſſers geholt. Wir werden auch ſpäter noch bei kosmogoniſchen Mythen, die den Schöpfer als Vogel darſtellen, ebenfalls auf die Vorſtellung ſtoßen, daß urſprünglich bloß Waſſer, alles ein See war. Klemm II, 155. 160. Wuttke Kosmogonie S. 13. Daß das Waſſer der Schöpfung widerſtrebt, ſieht man ſchon daraus, daß das Sandkorn nur mit großer Mühe und Zuziehung geſchickter Thiere herbeigeſchafft werden kann. Der Widerwille wird aber auch ausdrücklich angeführt. Der Mythus der Mingos ſagt, daß als Michabu den Gott des Waſſers Michiniſi um etwas Erde gebeten hätte, dieſer nicht habe willfahren wollen. Picard 81. Vollmer. Ebenſo erzählen die algonkiniſchen Stämme, daß als der Schöpfer Michabu oder Atahokan die Erde aus dem Sandkorn gebildet, die Bereitung der Erde dem Gott des Waſſers ſehr zuwider geweſen ſei, und er ſeine Dienſte dazu verſagt habe. Majer 1811. 242 ff. Reiſen XVII, 28. Charlevoix journ. p. 344. Das Waſſer iſt alſo hier nicht etwa, wie bei Thales, der Ur-

ſtoff, aus dem die Welt oder die Erde entſtanden wäre, ſondern das der Schöpfung widerſtrebende Element. Dieſe Stellung deſſelben in dieſen kosmogoniſchen Mythen iſt durch die kosmologiſche Weltanſchauung bedingt, welche wiederum von dem Klima und der Temperatur des Landes abhängt. Während nämlich in ſüdlichen und tropiſchen Ländern das Waſſer als die Lebensquelle erſcheint, welche die durch Hitze und Dürre erſtarrte Natur belebt, wie wir auch für Amerika dieſer Anſchauung in der Folge begegnen werden, — ſo hindert dagegen im Norden die Ueberſchwänglichkeit des Waſſers nur gar zu oft das Leben der Natur, welches erſt, wenn jenes verdunſtet und abläuft und trockener Wärme Platz macht, ſich freudig zu regen beginnt. Dieſe letztere Anſchauung iſt denn auch die, welche dieſen nordiſchen Mythen, und gewöhnlich auch denen der Rothhäute, zu Grunde liegt, und zu denen ſie die Natur ihres Landes hintreibt.

Das Widerſtreben des Waſſes gegen die Schöpfung zeigt ſich auch in den hier wie überall ſo oft ſich wiederholenden Fluthſagen. Die Fluthſagen der Amerikaniſchen Völker haben keine hiſtoriſche Bedeutung, ſondern eine kosmogoniſche. Sie ſind kosmogoniſche Mythen, die eine Schöpfung aus dem Waſſer und trotz des Waſſers bezeichnen. Sie ſtehen da als eine zweite Schöpfung, weil ſie zweierlei kosmogoniſche Mythen, wie ſolche bei Berührung von mancherlei Volksſtämmen ſich gern zuſammenfinden, ſo zu vereinigen ſuchen, daß ſie die eine nach der andern ſetzen. So entſteht ein Parallelismus der Schöpfungen. Die alte Welt, oder, wenn wir lieber wollen, die alte Erde wird durch die Fluth zerſtört, nicht bloß etwa die frühere Menſchheit, und es muß eine neue Erde geſchaffen werden. So wird nach dem Mythus der Kanadier geradezu eine neue Erde von einem zweiten Schöpfer Meſſou hergeſtellt. Hazart 437. Auch nach dem Mythus der Odſchibwäs war die frühere Erde durch die Fluth untergegangen, und es mußte eine neue geſchaffen werden. Andree N. A. 248 ff. Und auch nach dem Mythus der Indianer in den Neuen Niederlanden bildete ſich die Erde wieder neu. Arnold 947. Daher mußten nach der einen Darſtellung wenigſtens auch neue Menſchen entſtehen, entweder ſo, daß geradezu neue Menſchen geſchaffen wurden, wie durch Michabu nach dem Mythus der Mingos, oder daß Thiere in Menſchen verwandelt wurden, wie nach dem Mythus der Irokeſen von Juskeka, namentlich Seethiere, welche nach den Leni-Lenape durch Manitu Kichton in Menſchen umgewandelt werden. Nach

andern Fluthmythen freilich wurden einzelne Menſchen aus der Fluth in die neue Erde gerettet. So rettete ſich der Manobozho der Odſchibwäs auf einen Baum. Andree N. A. 248. Nach dem Mythus der Kniſtineaux am obern Miſſouri ertranken alle Menſchen bis auf ein Weib. Dieſes ergriff den Fuß eines vorüberfliegenden Vogels, und wurde von ihm auf eine Klippe gebracht, die über das Waſſer hervorragte. Hier gebar ſie Zwillinge, deren Vater der Königsadler war, und von denen die neue Erde nachgehends bevölkert wurde. Catlin od. II, 288. Dieſe Leute ſind aber Götter und erſt durch Perſonification zu Menſchen geworden. Bei Manabozho wird das ſpäter noch ausführlicher gezeigt werden. Er iſt der Nordweſtwind. In der ſo eben angeführten Fluthſage gebietet er dem Waſſer Stillſtand und ſchafft die Erde wieder, und zwar auf dieſelbe Weiſe mit Hülfe der Thiere wie andere Schöpfer. Die Thiere mußten auf ſein Geheiß untertauchen, bis zuletzt ein Biber, oder nach andern eine Biſamratte, ein wenig von der durch die Fluth untergegangenen Erde heraufbrachte, aus welchem Stückchen die Erde wieder hergeſtellt wurde. So iſt auch der ſoeben angeführte zweite Schöpfer der Kanadier Meſſou bis zu demjenigen Menſchen perſonificirt worden, der ſich aus der Fluth glücklich gerettet hatte. Majer 1811. 245 ff. Jenes Weib der Kniſtineaux wird aber auch Niemand für etwas anderes halten als für eine mythiſche Geſtaltung. Ihr Name Kwaptahw heißt Jungfrau und kann kein eigentlicher Name ſein. Eine Jungfrau mußte ſich retten, damit das neue Menſchengeſchlecht wenigſtens vom Vater her einen ganz neuen Urſprung nähme. Es liegt hier ein Mythus vor vom Urſprung der Menſchen aus Thieren, wie wir ſie früher vielfach vorfanden, deſſen Anknüpfung an die Fluth nur eine ſekundäre Bedeutung hat. Am wenigſten kosmogoniſchen Charakter ſcheint der Fluthmythus der Apalachiten an ſich zu tragen. Nach demſelben hielt einmal die Sonne ihren Lauf vierundzwanzig Stunden zurück. Da trat das Waſſer des großen Sees Theomi dergeſtalt aus, daß es die Gipfel der höchſten Berge bedeckte mit einziger Ausnahme des Olaimy, auf dem, wie wir früher geſehen haben, ein Sonnentempel ſtand. Die Sonne hatte dieſen Tempel ſelbſt ſich zur Wohnung hergeſtellt und darum auch jetzt vor der Fluth bewahrt. Wer nun von den Menſchen dieſen Ort erreichen konnte, wurde gerettet. Nach Verlauf jener vierundzwanzig Stunden begann die Sonne ihren Lauf wieder, die Gewäſſer liefen ab, die Nebel wurden zertheilt. Majer

1811. 245. Reiſen XVI, 499. Obſchon nun hier allerdings die wirklichen Menſchen aus der Fluth gerettet werden, haben wir doch in der ganzen Erzählung nichts anderes zu ſehen als einen Sonnenmythus, dergleichen wir ſowohl ſonſtwo, beſonders aber bei den Muyscas wieder finden werden, einen Mythus mit Hiſtoriſirung des Verlaufs jedes einzelnen Jahres.

Wie bei manchen der obigen Fluthſagen, wie auch bei denen anderer Völker, Thiere eine wichtige Rolle ſpielen, gerade wie auch bei Kosmogonieen, ſo tritt in der Fluthſage der Cherokeſen ein Hund als der Prophet derſelben auf. Dieſer Hund ging alle Tage hartnäckig an dem Ufer eines Fluſſes, ſchaute ins Waſſer und ſtieß klägliche Töne aus. Als ſein Meiſter ihn ſchalt, offenbarte er ihm das drohende Unglück. Sein Herr mit ſeiner Familie werde ſich nur dadurch retten können, wenn er ihn ins Waſſer werfe, ſich ſelbſt aber mit aller Habe in ein Boot flüchte. Zum Zeichen der Wahrheit ſeiner Ausſage zeigte der Hund ſeinen bis auf Fleiſch und Bein aufgeriſſenen Nacken. So wurde ſein Herr ſammt den Angehörigen in der bald einbrechenden Fluth gerettet. Schoolcraft Iroquois p. 358.

Wie frei ſolche Sagen ſich bildeten und oft in junger Zeit, das ſieht man z. B. aus folgendem kosmogoniſchen Mythus, der wenigſtens ſpäter iſt als die Entdeckung Amerikas. Die Thiroki in der Nähe von Florida nämlich erzählen, daß der Große Geiſt zuerſt einen rothen, und dann einen weißen Menſchen geſchaffen habe. Dem rothen gab er ein Buch, dem weißen Pfeil und Bogen. Da aber jener das Buch nicht groß achtete, wußte ſich dieſer deſſelben zu bemächtigen und ſeine Vortheile aus demſelben zu ziehen, während der rothe ſich nun mit Pfeil und Bogen begnügen mußte. Pickering über die indianiſchen Sprachen Amerikas. S. 63.

---

§. 20. Der Große Geiſt iſt der Schöpfer, inſofern er der Sonnengott iſt.

Der Große Geiſt iſt alſo der Schöpfer. Hier drängt ſich uns die Frage auf: Wie paßt die Idee des Schöpfers zu dieſer Stufe des Polytheismus, auf der doch durchſchnittlich die Rothhäute ſtanden und noch

ſtehen? Wie ſtimmt dieſe Idee mit dem Fetiſchismus dieſer Wilden, der ſich bloß an die einzelnen Erſcheinungen und Gegenſtände der Natur hält, dem die Idee der Einheit eines Ganzen, einer Schöpfung fremd ſein muß? Es geht auch dieſe Einwendung nicht bloß aus der Idee des Fetiſchismus hervor, ſondern eine Menge Berichte und Beobachtungen im Einzelnen beſtätigen es, daß die chaotiſche und phantaſtiſche Auffaſſung natürlicher und religiöſer Dinge, wie ſie den wilden Fetiſchdienern eigen iſt, von ſich aus nicht an ein Ganzes denkt, an eine Welt. Daher bemerkt auch Hegel XI, 220 von dieſer Religionsſtufe, die er am reinſten bei den Eskimos im nördlichſten Amerika findet, daß der Menſch hier noch keine theoretiſche Frage thue: Wer hat das gemacht? u. ſ. w. Dieſe Scheidung der Gegenſtände in ſich, in eine zufällige und weſentliche Seite, in eine urſächliche und in die Seite eines bloß Geſetzten, einer Wirkung, ſei für ihn noch nicht vorhanden. Vgl. auch Wuttke über die Kosmogonie heidniſcher Völker, S. 12 ff. Auch die den Eskimos in religiöſer Hinſicht ganz nahe ſtehenden Grönländer kennen zwar einen großen Geiſt, aber noch nicht einen Schöpfer. Majer 1811. 7. Daher bemerkt Stuhr, ein feiner Kenner heidniſcher Denkart, daß die Idee des Schöpfers bei den heidniſchen ſibiriſchen Völkerſchaften ſich mit dieſem nordiſchen Geiſterdienſte nicht vertrage, und daher anzunehmen ſei, daß dieſe Idee von Chriſten oder Mahomedanern dorthin gekommen. Religionen des Orients 244. Vgl. Görres aſiatiſche Mythengeſchichte S. 54 ff. Und ſo iſt auch nach Andree N. A. 242 die Idee des Schöpfers des Himmels und der Erde europäiſchem Einfluſſe zuzuſchreiben. So ſchon Lindemann III, 178, u. a. Was nun die ſibiriſchen Völkerſchaften anbetrifft, ſo könnte ich es hier unentſchieden laſſen, ob nicht von Stuhr die Möglichkeit fremden Einfluſſes zu eng gefaßt ſei; aber wahrſcheinlich ſcheint es mir. Wenigſtens muß zu den nordamerikaniſchen Wilden die Idee des Schöpfers noch anderswoher gekommen ſein als von den Chriſten, ſonſt wäre ſie weder ſo alt, noch ſo verbreitet, noch ſo durch und durch unchriſtlich, heidniſch, naturbefangen und phantaſtiſch, wie ſie wirklich iſt. Wenn nun aber auch weder dem Fetiſchismus, noch dem Chriſtenthume der Urſprung dieſer Idee des Schöpfers bei den Rothhäuten zugeſchrieben werden darf, ſo iſt dagegen wohl zuzugeben, daß beide im Verlauf der Zeit, zuerſt der Fetiſchismus, und dann das Chriſtenthum ſpäter, zur Geſtaltung dieſer Idee und Ausbreitung beigetragen haben.

Stammt nun aber der Glaube an den Schöpfer nicht aus dem Fetiſchismus und dem nordiſchen Geiſterglauben, wie denn auch wirklich ganz nordiſche Stämme ähnlich den Eskimos und Grönländern nichts von einem Schöpfer wiſſen, Hennepin II, 235. Richardſon bei Franklin 79. u. a. m., — iſt anderſeits dieſer Glaube dennoch inländiſch, — welchem andern Religionselemente könnte er noch zugeſchrieben werden als demjenigen, das einzig noch neben dem Fetiſchismus daſteht und ſich mit ihm verſchmolz, eben jenem ſüdlichen Naturdienſte, an deſſen Spitze die Verehrung der Sonne ſtand? Denn dieſer gehörte urſprünglich einem gebildeteren, ackerbautreibenden Volke an, welches die Natur mit ihren Geſetzen als ein Ganzes auffaßte, als ein Ganzes, welches alljährlich durch die Wirkung der Sonne und aller belebenden Naturkräfte zu neuem Leben hervorgeht? Dieſen jährlichen kosmologiſchen Verlauf dachte man ſich auch als am Anfange kosmogoniſch wirkend, da auch das Reich der Natur durch diejenigen Kräfte erhalten wird, durch die es gegründet wurde. So wurde der Sonnengott als Schöpfer gedacht wie bei den Muyscas und ſo vielen anderen Völkern, z. B. den Egyptern (Euseb. præp. ev. III, 4). Jener oberſte Gott ſibiriſcher Völkerſchaften wohnt nicht bloß im Himmel oder in der Sonne, ſondern man hält die Sonne ſelbſt für dieſen Geiſt, daher beim großen Frühlingsfeſte die Herabkunft des Sonnengottes gefeiert wird. Stuhr a. a. O. Görres 55. Eben darum iſt eher anzunehmen, daß dieſe Völker nicht durch chriſtlichen oder mahomedaniſchen Einfluß die Idee eines Schöpfers erhalten haben, ſondern durch ein heidniſches Volk, das dem Sonnendienſte ergeben war. Auch bei den Rothhäuten liegt dieſer Gang der Dinge auf der Hand. Wir haben früher geſehen, wie weit verbreitet der Sonnendienſt unter ihnen iſt. Und dieſer Sonnengott wird auch als Großer Geiſt aufgefaßt. Das geht ſchon aus einigen Namen des letztern hervor, wie denn Harakouannentakton denjenigen bezeichnet, der die Sonne anbindet, und der Huronen Areskowi, der Irokeſen Agriskowe Sonnengötter ſind. Baumgarten I, 64. 65. (Lafiteau), Strahlheim 459. Allerdings unterſcheiden andere wieder zwiſchen dem Sonnengotte und dem Großen Geiſte, mithin dem Schöpfer. Loskiel bei Heckenwelder 363. 367. Strahlheim 458. 460. Der Große Geiſt kann noch, wie wir ſehen werden, unter vielen andern Formen auftreten. Bei den Delawaren iſt der Gott des Himmels der oberſte Gott, der Sonnengott der zweite. Loskiel a. a. O. Ja ſogar ſoll der Lenapeſtamm

der Chippewas zwar den Großen Geiſt Manedo, aber weder Sonne, noch Mond verehren. Wied II, 29. Doch machen auf jeden Fall die Floridavölker, die Apalachiten, Natſchez und andere Leni-Lenape eine bedeutende Ausnahme, bei denen der Sonnendienſt vorherrſcht. So wird ausdrücklich gemeldet, daß bei den Apalachiten die Sonne als Schöpfer und Urheber des Lebens verehrt worden ſei. Garcilaſſo Florida I, lib. 4. Cap. 16. Carver 325. Reiſen XVI, 499. Majer 1811. 255. Aber auch bei anderen Leni-Lenape, wie bei den Creeks, wurde der Große Geiſt als Sonne verehrt, Bertram voyage II, 316, und wieder bei anderen Leni-Lenape werden am Feſte des Kitſchi Manitu die Friedenspfeifen der Sonne zu Ehren angezündet, Picard 85, und die Weiber bieten beim Sonnenaufgang ihre Kinder der Sonne dar. Als der General Harriſon einen Häuptling des Lenapeſtammes der Shawnees einlud, ſich zu ihm zu ſetzen als zu ſeinem Vater, antwortete dieſer mit finſterm Blick: „Nein, die Sonne dort iſt mein Vater und die Erde meine Mutter, darum will ich mich auf ihren Schooß ſetzen.“ Gregg Karawanenzüge II, 177 nach Schoolcraft. Nach der Anſicht dieſes Stammes belebt die Sonne alles, iſt der Gebieter des Lebens, der Vater der Schöpfung, wie die Erde die Mutter. Gregg II, 176. Wenn endlich von den Odſchibwäs oder Chippewas berichtet wird, daß ſie in ihrer Bilderſprache mit dem Zeichen der Sonne den großen Geiſt bezeichnen, Schoolcraft Wigwam 203. Andree N. A. 248, ſo wird dadurch die Behauptung, daß ſie die Sonne gar nicht verehren, ſehr zweifelhaft gemacht. Am beſten vereinigen ſich beide Ausſagen in der von Andree gegebenen Behauptung, daß die Vorfahren dieſes Stammes die Sonne verehrten, alſo die Nachkommen nicht mehr, die immer mehr zu bloßen Fetiſchdienern werden geworden ſind. Noch allgemeiner finden wir den Großen Geiſt als Sonnengott verehrt bei den Mingoſtämmen. Der Herr des Lebens, oder der Alte der nie ſtirbt, wie ſie den Großen Geiſt oft nennen, iſt entweder die Sonne, wie bei den Mandans, Mönitarris, Schwarzfußindianern, vgl. Picard 78 nach de la Potherie, und 101 nach la Hontan, Wied I, 397. 418. 584. II, 150. 169. 172. 187. 660. Klemm II, 164. 178. Catlin 362 — oder, was aber in der mythologiſchen Sprache daſſelbe ſagen will, der Herr des Lebens hat ſeinen Sitz in der Sonne. Wied II, 150. 159. 172. 173. 181. Auch die Nadoweſſier halten die Sonne für den Schöpfer, opfern ihr das Beſte von

der Jagd, den ersten Rauch der Pfeife und beten zu ihr bei Sonnenuntergang. Hennepin 225 ff.

Die Sonne als Schöpfer wird offenbar auch in allen denjenigen kosmogonischen Mythen vorausgesetzt, in denen der Schöpfung die unendliche Wassermasse voranging, welche der Schöpfung widerstrebte. Denn überall ist es der Sonnengott, der kosmogonisch dem feuchten Urstoff entgegentritt.

---

§. 21. Der Große Geist ist auch der Schöpfer als Himmelsgott.

Die Idee des Großen Geistes und Schöpfers ist nicht nothwendig an den Sonnengott gebunden, sondern bloß da sind beide vereint, wo der Sonnendienst vorherrscht oder wo derselbe die Idee des Schöpfers anderen Stämmen niederer Stufe mittheilte. Wo auch der Sonnengott Schöpfer ist, ist es nicht bloß die Kraft der Sonne, in der sich die demiurgische Gotteskraft zeigte, sondern es ist die Kraft der Natur, die in der Sonnenkraft am deutlichsten zur Anschauung kommt. Wenn daher bei manchen Rothhäuten, wie wir gesehen haben, der Gott des Himmels statt des Sonnengottes zum Großen Geist und Schöpfer wird, so ändert dieß die Natur der Idee nicht. Denn es ist hier wie dort dieselbe frühlingbringende, fruchtreifende, menschenerquickende Naturkraft verehrt, die jeden Menschen erfreut, die aber namentlich das Leben eines ackerbautreibenden Volkes bestimmt, von der das Leben jedes Jahres abhängt, mithin auch die Schöpfung im Großen. Wie daher häufig in Sibirien der oberste Gott und Schöpfer Sonne und Himmel zugleich ist, Stuhr 244, so vereinigt nicht minder der Irokesen Agriskowe und der Huronen Areskowi beide Begriffe von Himmel und Sonne in sich. Strahlheim 459. Sonst aber wird der oberste Geist gar häufig auch als der Himmelsgott allein gedacht, wie Zeus, Jupiter, Huitzilopochtli. Und so ist bei den Mingos Michabu der Gott des Himmels, Picard 81; darum nennen sie den Großen Geist auch Tharonhiouagon, oder Tarenyawagon, Hiawatha, den Halter des Himmels, der den Himmel von allen Seiten befestigt. Er hat Jagd, Zauberei und Krieg in seiner Hand. Er schuf die Menschen und befreite sie aus ihrer unterirdischen

Gefangenſchaft. Er erſcheint nur in menſchlicher Geſtalt und lebte eine Zeitlang als Menſch unter den Onandagas. Schoolcraft Iroquois 272 ff. Baumgarten I, 64. (Lafiteau), Majer 1811. 256; der Huronen Oki ſoll ebenfalls der Himmelsgott ſein, er hat ſeinen Sitz im Himmel, und in ſeiner Gewalt ſind Jahreszeiten, Winde und Wogen. Hazart 441. a. 435. a. So hörte Tanner das Gebet eines Häuptlings, mit dem er über einen See fuhr, in welchem der himmliſche Herr der Elemente auf folgende Weiſe als der Schöpfer angerufen wurde. „Du haſt dieſen See gemacht und auch uns geſchaffen als deine Kinder; du kannſt Ruhe halten auf dieſem Waſſer, bis wir glücklich und geſund darüber weggekommen ſind.“ S. 28. Wenn Tarenyawagon die Rieſen überwindet, indem er große Steine auf ſie wälzt, ſo erſcheint er als eine himmliſche kosmologiſche Kraft, die die antikosmogoniſchen Rieſen bekämpft. Vgl. Schoolcraft Iroquois 267. Bei den Irokeſen bezeichnet Garonchia den Himmel und den Herrn des Himmels, und ſie rufen ihn an: Garonchiate, der du der Himmel biſt. Lafiteau 64. Den Leni-Lenape aber iſt Walſit Manitu der Große Geiſt im Himmel, und ein Stamm der Algonkiner ruft den Schöpfer des Himmels als oberſte Gottheit an. Hazart 435. a. So wohnt auch der Kiwaſa der Virginier im Himmel. Picad 113. 114. Der früher erwähnte Andouagni der Kanadier, der größer als Sonne, Mond und Sterne iſt, wird ebenfalls der Himmelsgott ſein. Bei den Californiern iſt der Schöpfer der Große Geiſt im Himmel der Himmel ſelber. Adelung Geſchichte ꝛc. 67. vgl. 68. 69. In Florida wurde als Schöpfer aller Dinge Aguar verehrt, der im Himmel wohnt, von woher das Waſſer und alle guten Dinge kommen. Nunez Cabeça de Vaca, II, Cap. 7.

§. 22. Auch der Große Geiſt als Thiergott iſt der Schöpfer.

In den bisherigen ſinnlichen Hüllen des Großen Geiſtes zeigte ſich die eine Grundlage des ſüdlichen Naturdienſtes, die der Sonne und des Himmels, deren eine gewöhnlich an die Spitze des ganzen gebildeten Naturdienſtes und der daraus entſproſſenden Mythen geſtellt wird. Die andere ſinnliche Grundlage haben wir oben in dem Thierdienſte gefunden,

es ist diejenige Parallellinie, die niedriger läuft, mehr in der Nähe der Erde. Aber auch diese hat sich mit dem Begriff des Großen Geistes in Verbindung gesetzt. Wie die Thiere überhaupt als Repräsentanten der verschiedenen Naturkräfte erscheinen, so vorzüglich auch als die oberste Schöpferkraft. Wir haben bereits gesehen, wie die Thiere als Gehülfen bei der Schöpfung vielfach sich erwiesen. Je primärer der Naturdienst ist, desto mehr herrscht in ihm die Thierverehrung vor.

Bloß als Thier im Allgemeinen tritt der oberste Gott in einem Zauberhymnus der Crihindianer auf, in welchem es heißt: Ich will mit dem Gotte gehn, ich will mit dem Thiere wandeln. Richardson zu Franklins erster Reise S. 82. Es sind aber viele Thiere, die den Großen Geist darstellen, — es hatte sich eben noch keine einzelne Vorstellung so fixirt, daß sie die anderen alle hätte verdrängen können, wie es auf höhern Religionsstufen geschehen kann, — sondern die religiöse Naturanschauung war hier noch so flüssig und gestaltbar, der Einfluß des nordischen Geisterglaubens noch so frisch, daß auch in dieser Beziehung die Idee des Großen Geistes ein buntes Gewand umschlagen konnte.

Eine Hauptrolle spielt ein Vogel. Der Vogel gehört mit zu den Himmlischen, er erhebt sich mit übermenschlicher Gewalt über die Erde und verliert sich in das Reich des Unsichtbaren. Entweder ist nun dieser Vogel der Gott selber, Ausland 1842. S. 839. Magazin 133, oder der Große Geist offenbart sich als Vogel, Loskiel bei Heckenwelder 367, oder er wohnt in ihm, Basler Missionsmagazin Nr. 38. S. 227. — der Sache nach läuft alles dieses auf dasselbe hinaus. So zeigt sich bei großen Ereignissen Kitschi Manitu in den Wolken, getragen von seinem Lieblingsvogel Wakon, Chateaubriand I, 192. Dieser ist aber, wie wir gesehen haben, wieder nichts anders als der Große Geist selber. Der Vogel des Großen Geistes thront überhaupt als Himmelsgott, indem sein Flügelgeräusch der Donner ist; blickt er spähend umher, so entsteht der Blitz, auch verursacht er den Regen. Diese kosmologische Anschauung ist sehr verbreitet, und findet sich sowohl bei den Mingostämmen der Mandans, Mönitarris und Assiniboins, Wied II, 152. 223. Klemm II, 161. Catlin 283, als auch bei den Leni-Lenape, z. B. den Crihs. Wied I, 446. 455. Man muß sich darüber nicht verwundern, wenn Assiniboins diesen Vogel wollen gesehen haben. Wied I, 446. Denn manche Indianer nennen eine Art Paradiesvogel den Vogel des Großen Geistes oder Wakons, — er ist freilich nicht viel größer als

eine Schwalbe, hat aber ein vorzüglich schönes Aussehen; am Halse ist er hellgrün schattirt, seine vier bis fünf Schwanzfedern sind dreimal so lang als sein Leib und spielen sehr schön mit grün und purpur. Loskiel 120. Carver 390. Daraus ist wohl zu schließen, daß wirklich dieser sichtbare Vogel einmal göttliche Verehrung genoß. Am nächsten liegt hier die Vergleichung mit dem Mexikanischen Huitzilopochtli, der auch früher als kleiner Kolibri, Huitziton, von den Azteken verehrt worden war. Andere Rothhäute schreiben dagegen den Donner einem großen welschen Hahn im Himmel zu. Loskiel bei Heckenwelder 527. Denn freilich insofern man sich nun diesen Vogel in dem Himmel thronend denkt, stellt man sich ihn billig als einen ungemein großen Vogel vor. Und so wird er denn auch wirklich im Mythus, in dem er als Weltschöpfer auftritt, immer ein großer Vogel genannt. Missionsmagazin Nr. 38, S. 227. Dieser Mythus, der namentlich ein Eigenthum der Mönitarris, Chepewyans und Hundsrippindianer ist, bietet uns eine Ergänzung zu dem, was früher vom Großen Geist als Schöpfer und von seinen Schöpfungsmythen erzählt worden ist, schließt sich auch sehr natürlich an die so eben berührte kosmologische Vorstellung von dem Vogel an, der als Himmelsgott thront. Die Hundsrippindianer nämlich und die Chepewyans lassen die Erde ebenfalls ursprünglich mit Wasser bedeckt sein. Kein lebendiges Wesen gab es außer einem gewaltigen, allmächtigen Vogel, dessen Augen Feuer, dessen Blicke Blitze, dessen Flügelschlag Donner war. Einst tauchte derselbe in das Wasser hinab, da erhob sich die Erde, und aus der Erde kamen auf des Vogels Befehl die Thiere hervor. Nach Vollendung seines Werkes zog sich der Vogel zurück, und seitdem erschien er nicht wieder. Klemm II, 155. 160. Magazin 132 ff. Schoolcraft Wigwam 202. Andree N. A. 165 nach Magenzie, Wuttke Kosmogonie 13. Nach der Fassung des Mythus bei den Mönitarris hatte der Vogel ein rothes Auge, was wohl auf die Sonne hinweist, tauchte unter und brachte die Erde selber herauf. Wied II, 221. Im westlichen Nordamerika denkt man sich die Schöpfung der Welt durch eine Krähe. Basler Missionsmagazin 1834. S. 631. So verehren auch manche Rothhäute den Großen Geist in einem Rabengerippe, das sie täglich mit sich tragen; wieder andere in einer Eule. Hennepin II, 189. Sitten III, 79.

Die Delawaren verrichten vor der Haut eines großen Hirschbockes, an der der Kopf sammt dem Geweih sitzt, ihre Andacht mit Gebet und

Gesang, und sagen, darunter werde der Große Geist verehrt. Loskiel bei Heckenwelder 366. Eine solche Verehrung fand auch bei den Floridanern in den ältesten Zeiten statt. Sie füllten die Hirschhaut mit allerhand Früchten und zierten sie mit Blumenkränzen. Baumgarten I, 87. Reisen XVI, 503. Es ist eigen, daß der Griechische Dionysos als Demiurg mit dem Felle des Hirschkalbes dargestellt sein mußte. Creuzers Symbolik III, 477 nach Macrob. Sat. I, Cap. 18.

Die Mandans und Mönitarris, welche den gewöhnlichen Donner für die Wirkung des großen demiurgischen Vogels halten, schreiben die gar zu großen Donnerschläge einer Schildkröte zu. Wied II, 152. Die Schildkröte ist ein natürliches Symbol der welttragenden Naturkraft. Und wirklich ruht nach der Vorstellung der Indianer die Erde auf einer Schildkröte, deren Bewegung die Erdbeben verursacht. Heckenwelder 519. 527. Vollmer 1243. Dieses Thier ist ihnen darum der Grundpfeiler der Erde, und es trägt diese große Insel auf seinem Rücken. Heckenwelder 434. Klemm II, 164. Auf dem Rücken einer Schildkröte bauten nach einem Mythus der Irokesen die Fische und andere Wasserthiere eine kleine Insel, indem sie Thon aus der Tiefe des Meeres holten. Aus dieser Insel, die immer größer wurde, entstand das feste Land unserer Erde. Strahlheim 460. Durch die Schildkröte wurde auch die große Fluth bewirkt. Catlin 133. Nach einem Mythus der Azteken holte der Gott der Unterwelt Tezcatlipoca die Musik aus dem Sonnenhause, nachdem er zu diesem Behufe eine Brücke von Schildkröten und Wallfischen gebaut hatte. Clavigero I, 349. Wegen dieser Bedeutung der Schildkröte nun heißt der Vorort der Eidgenossenschaft der Delawaren der Schildkrötenstamm. Heckenwelder 106.

Fast alle Rothhäute geben dem Großen Geiste den Namen des Großen Hasen. Dieses Thier ist ein weit verbreitetes Symbol der Fruchtbarkeit. Die Rothhäute opfern ihm nicht nur als dem gemeinschaftlichen Stammvater, Loskiel 53, sondern sie halten ihn auch für den Schöpfer. Der große Hase schwebte ebenfalls ursprünglich mit seinem thierischen Hofstaate über den Wassern, und auch er bildete die Erde aus einem Sandkörnchen, welches er aus der Tiefe holte. Dieser große Hase wird von einigen mit dem Großen Geiste Michabu identifizirt, und wirklich ist die früher von Michabu bewirkte Schöpfung völlig wie die hier dem Großen Hasen zugeschriebene. Strahlheim 465. Andere dagegen (vgl. Vollmer) nennen den Großen Hasen Atahocan, und machen den Mi-

chabu zum Gott des Waſſers und Gegner des Großen Haſen bei der Schöpfung, der da bewirkte, daß dieſer nur ſechs Menſchen ſchaffen konnte. Chateaubriand 39. 41.

Die Verehrung des Großen Geiſtes als Rindes kann nicht auffallen, wenn man an Egypten und Indien denkt. So wird derſelbe auch hier als Büffel verehrt. Miſſionsmagazin Nr. 38. S. 227. Der Biſong iſt überhaupt heilig, Wied II, 181. 224. Bei manchen heißt er das Thier des Großen Geiſtes, Manito wais ſe. Tanner 247. Unter den Thiervermummungen an den Feſten der Mandans iſt beſonders erwähnungswerth der Biſongtanz, urſprünglich offenbar eine Darſtellung des Großen Geiſtes. Wied II, 171. 174 ff. beſ. 177. 204. Dahin gehört auch die Hochhaltung der weißen Haut der Büffelkuh. Wied I, 169 ff. Catlin, Anmerk. des Ueberſ. 359 ff.

Auch der kunſtreich ſchaffende Biber wird als Großer Geiſt und Schöpfer angeſehen. Die Inſel Manitualin im Huronſee iſt dem Großen Biber heilig. In einem Berge daſelbſt, der die Geſtalt eines Bibers hat, liegt er begraben, und die Indianer aller Stämme bringen ihm Rauchopfer von Tabak. Er war es geweſen, dem namentlich die Hervorbringung des Sees Nipiſſingue zugeſchrieben wird. Baumgarten II, 540. Chateaubriand II, 41. Majer 1811. 244. Die Tabakopfer verbunden mit feierlichen Gebeten werden beſonders vor den Biberjagden dieſem Großen Biber dargebracht. Chateaubriand I, 221.

Wir haben früher geſehen, daß bei den Natſchez im Sonnentempel das Bild einer Schlange und eines Beutelthiers aufgeſtellt war. Beides ſind natürliche Hüllen des Großen Geiſtes. Wenigſtens genoß das Beutelthier auch noch ſonſt die höchſte Verehrung in dem Haupttempel, wie wir geſehen haben. Von der Verehrung des Großen Geiſtes aber als Schlange wird noch ſonſt berichtet. Miſſionsmag. a. a. O. Beobachtungen 333. Daneben wird der Große Geiſt auch als Krokodil gedacht, Miſſionsmag. a. a. O., auch als Wolf, ibid. Wied II, 150. 245. Andree N. A. 774, als Bär, Miſſionsmag. a. a. O. Um die heilige Haut des Mammuth-Bären, ähnlich dem goldenen Vließ, wurden im Mythus viele Kriegszüge unternommen, denn an ſie waren wunderbare Kräfte geknüpft und ſie ſollte als Wampun dienen. Zehn Brüder, Perſonificationen der Winde, hatten das Glück, dieſe Haut zu erobern. Schoolcraft alg. ros. II, 214. Wenn dann ferner der Große Geiſt im Mythus bald ſich in eine Fiſchotter verwandelt wird,

bald in ein Eichhörnchen, oder in eine Gans, und in einen Bären, Klemm II, 158, ſo weist dieſer Umſtand wo nicht auf eine Verehrung deſſelben unter dieſer Form, doch wenigſtens auf die Geneigtheit und Möglichkeit, ſich ihn auch in dieſer Hülle vorzuſtellen.

---

§. 23. Der Große Geiſt in der Form unbeſeelter Gegenſtände der irdiſchen Natur.

Daß der Große Geiſt auch in der Form unbeſeelter Gegenſtände der irdiſchen Natur erſcheint, darf uns nicht wundern. Denn in der ganzen Natur, ſo weit ſie ſich regt und ſchafft und Einfluß übt auf den Menſchen und ſein Gemüth, offenbart ſich die Gottheit, überall wohnen und hauſen Geiſter. Und wo auch ein allgemeineres Geſetz aus den Dingen ſpricht und den Menſchen entgegentritt, da wird auch der Gott dieſes Geſetzes wahrgenommen. Was nun ſo bei den untergeordneten Göttern geſchieht, das zeigt ſich auch bei ihrem Oberhaupte, dem Großen Geiſte. So gut er die Sonne oder den Himmel zu ſeinem Leib wählt, ſo kleidet er ſich auch in die Dinge dieſer Erde, — wird er im beſeelten Thier erblickt, ſo auch in dem mächtigen Walten der unbeſeelten Weſen.

Am natürlichſten erſcheint es uns, daß in dem zwar unbeſeelten, aber doch belebten Baume der Große Geiſt geſchaut wird. Von der Baumverehrung iſt zum Theil ſchon geſprochen worden. Die Betrachtung eines großen alten Baumes iſt aber vorzüglich geeignet, in der Seele das Gefühl unendlicher Fortpflanzung und Schöpferkraft zu erwecken. Wir haben früher geſehen, wie der erſte Menſch auch als Baum aufgefaßt wird; — der erſte Menſch ſteht aber in genauer Verbindung mit dem Großen Geiſte und Schöpfer, wie auch ſchon bemerkt wurde, und wie weiter unten noch in einem beſondern Paragraphen ſoll ausgeführt werden. Auch redete Manabozho, der ſich bei der Fluth auf einen Baum flüchtete und dann als Schöpfer auftrat, jenen Baum als ſeinen Großvater an. Das Leben und die Wohnung des Großen Geiſtes wird aber geradezu in einem Baume geſchaut, beſonders wenn er ſich durch auffallende Eigenſchaften auszeichnet. So ſtand in der Nähe

des Ausflusses des Obern-Sees eine große Bergesche, von welcher nach der Indianersage an einem ruhigen, wolkenlosen Tage ein Ton ausging, der demjenigen geglichen habe, den die Indianischen Kriegstrommeln hervorbringen. Diese Esche wurde daher als eine Lokalresidenz des Großen Geistes angesehen und für heilig gehalten. Von der Zeit fing man an, kleine grüne Zweige und Aeste zu ihren Füßen als Opfer hinzulegen, was jeder Vorübergehende that, so daß bald ein großer Haufe solcher Waldopfer bei diesem Manitubaum aufgehäuft dalag. Schoolcraft Wigwam 78.

Von unbelebten Behausungen des Großen Geistes kommen die Elemente in Betracht, die ihre Wirkung auf das Ganze erstrecken. Der Feuerdienst war innig mit dem Sonnendienste verbunden, wie wir gesehen haben, es wurde, besonders bei südlichern Stämmen, dem Feuer eine so hervorragende Verehrung zu Theil, daß wir wohl nicht Unrecht thun, wenn wir den Feuerdienst in den innigsten Zusammenhang mit dem Kultus des Großen Geistes setzen. Weniger ist dieß mit der Erde der Fall. Denn entweder erscheint in ihr rein passivisch das vom Schöpfer Geschaffene, oder, wo sich an ihr selbst wieder Schöpferkraft kund giebt, wie bei dem Entstehen der Menschen, da ist es die weibliche Schöpferkraft, und die Erde ist die Mutter der Menschen. Doch knüpft sich die Verehrung des Großen Geistes an Steine, deren lebloſem und starrem Wesen aber sogleich durch Anthropomorphirung nachgeholfen wird. Wir werden weiter davon reden, wo von der Menschengestalt des Großen Geistes gehandelt werden wird. Noch mehr widerstrebt im Allgemeinen das Wasser der schöpferischen Natur des Großen Geistes. Es selber und sein Gott, selbst wenn Michabu als derselbe erscheint, sind nach nordischer Auffassung der Schöpfung ungünstig. Doch hat der Große Geist in den Wasserfällen seine Wohnung genommen. Carver 47. Diese Erweiterung des Begriffs vom Großen Geiste ist indessen ein Punkt der jüngern Entwicklung dieser Idee. Die ältere Ansicht wenigstens sieht im Wasserfall bloß einen Geist des Wasserfalls. Hennepin I, 293. II, 104. 105. Schoolcraft alg. ros. II, 148. Vgl. oben §. 16. Dagegen erscheint der Große Geist gern als Luftgott. Als obere Luft ist er der Himmelsgott mit seinem belebenden Einfluß auf die Fruchtbarkeit der Erde. Aber auch als untere Luft erscheint er in der Personification des Nord-Westwindes, die den Namen des Manabozho trägt. Auch von dieser Anthropomorphirung wer-

den wir weiter reden bei der Menschengestalt des Großen Geistes, wo zugleich die Beweisstellen beigebracht werden sollen. Hier ist bloß herauszuheben, daß Manabozho ursprünglich nichts anderes ist als eine Personification des Nord-Westwindes. Denn nach Verrichtung seiner Thaten wurde er in den Nord-Westwind verwandelt. Daher heißt es auch vom Manabozho, daß er sich durch einen klappernden Ton ankündige, große Verheerungen anrichte, und verdammt sei, im März über die Felder zu rennen. Daß aber auch dieser Gott zum Großen Geiste geworden, das geht schon aus der früher von ihm erzählten Schöpfungsgeschichte hervor, in der er sowohl als der Stammvater des zweiten Menschengeschlechtes erscheint, als auch dem Wasser Stillstand gebot und die neue Erde schuf. Darum heißt er auch der große Häuptling der Geister. Schoolcraft alg. res. II, 218. Dahin gehört auch, daß er wie der Große Geist auch sonst ein Großsohn des Mondes heißt, und selbst hinwiederum nennt er die Indianer seine Großsöhne. In dem Mythus von der Fluth, wie ihn die Chippewas erzählen, erscheint sogar Manabozho als der große Hase Michabu, wie er als Gegner der großen Schlange genannt wird, welche die Fluth verursacht hatte. Die Bekämpfung dieser Schlange oder dieser Schlangen, denn nach anderen Berichten sind es mehrere, bildet aber einen Theil der epischen Abenteuer Manabozhos, wie wir im folgenden Paragraphen sehen werden. Es ist allerdings auffallend, wie dieser rauhe trockene Wind, der die Entfaltung der Natur viel eher zurückhält, eine solche Sublimirung bis zum Schöpfer erfahren konnte. Es ist aber leichter, die eigene Unwissenheit zu gestehen als die Thatsache zu leugnen. Vielleicht war seine große Gewalt eine Ursache, vielleicht auch seine dem schöpfungsfeindlichen Wasser gegenüber sich kundgebende austrockende und auch die Geschöpfe sammt dem Menschen erfrischende und belebende Natur. Auf jeden Fall ist er es, der, wenn er im März über die Felder rennt, den Winter verscheucht und den schöpferischen Frühling nach sich reißt.

---

§. 24. Der Große Geist mit Menschengestalt. Manabozho.

Alle heidnischen untern Religionsstufen haben mehr oder weniger den Trieb zum Anthropomorphismus; es ist der Drang, der in schattenhaften Luftgestalten, in vernunftlosen Gegenständen, in bewußtlosen

Naturgeſetzen und Naturwirkungen vernommenen Gottheit ihre intelligente Perſönlichkeit wieder zukommen zu laſſen, die man ſich nicht ſchicklicher als in menſchlicher Form denken kann. Wir haben von dieſer Anthromorphirung im Allgemeinen in einem beſondern Paragraphen geſprochen und geſehen, wie aus dem Naturdienſt mit anthropomorphiſcher Tendenz, noch begünſtigt durch die Verſchmelzung mit dem nordiſchen Geiſterglauben, ſich eine höhere Stufe entwickelt, welche man im engern und eigentlichen Sinn Anthropomorphismus nennt. Auf dieſer Stufe werden die Perſonificationen in ihrer menſchlichen Geſtalt fixirt und das Menſchliche in ihnen immer mehr feſtgehalten und ausgebildet. So weit nun auch gewöhnlich die Stufe durch die Dichter und Bildner von ihrer urſprünglich natürlichen und religiöſen Grundlage entfernt werden mag, ſo haben wir doch in ihr die höchſte Ausbildung der Naturreligion zu erblicken, da der Anthropomorphismus und Anthropopathismus die Religion ins ethiſche Gebiet zieht, und zudem die menſchliche Natur den Höhepunkt der Natur überhaupt darſtellt. So iſt's in poetiſcher Hinſicht bei Homer und in der Edda. Daher hat auch überall jede Art von Anthropomorphismus von jeher Geſittung in ihrem Gefolge gehabt.

Wie nun häufig der Sonnengott die Neigung zum epiſchen Anthropomorphismus am meiſten begünſtigt, ſo zeigt die Verehrung des Großen Geiſtes ebenfalls vielfaches, wenn auch ſehr unvollkommenes, Beſtreben, denſelben menſchlich zu faſſen. Die Religionsſtufe der Indianer iſt im Allgemeinen eine weit niedrigere und rohere als die des eigentlichen Anthropomorphismus. Nicht nur hat letzterer im geringſten nicht die entſprechende plaſtiſche Form gefunden, ſondern nicht einmal die in viel früherer Zeit ſich entwickelnde poetiſche, epiſche. Aber wie ſich in der Wirklichkeit ſelten die reinen Grundſtoffe unvermiſcht vorfinden, ſo zeigt ſich kaum im Leben irgend eine Religionsſtufe rein und unvermiſcht, ſondern, wie in den höhern Stufen Reſte der niedern ſich erhalten, ſo zeigen ſich in den niedern Knospen zu höhern. Und dieſe Neigung nun zum Anthropomorphismus, die ſich bereits bei den übrigen Göttern und den Unſterblichkeitsvorſtellungen zeigt, ſucht ſich bei den Rothhäuten namentlich in der Auffaſſung des Großen Geiſtes mit menſchlicher Geſtalt in ſchwachen plaſtiſchen Anfängen und vereinzelten mythiſchen Vorſtellungen zu befriedigen.

Die plaſtiſchen Darſtellungen des Großen Geiſtes ſind nach der

Bildungsstufe der Rothhäute sehr roh. Die Chippewas oder Odschibwas verehren einen Felsen, der einige Aehnlichkeit mit dem Menschenkörper hat, als den Herrn des Lebens oder den Kitschi Manitu. Long 43 bei Heckenwelder 513. Andree N. A. 243. Ebenso die Miamis. Charlevoix (deutsch) 262. Oder man zeigt seine menschlichen Spuren im Felsen. Bromme, Reisen II, 71. Die Crihs stellen den Schöpfer Kepuchikawn auf eine sehr rohe Art dar, indem sie Weidenbüsche an den Spitzen zusammenbinden und mit Lumpen Kopf und Leib bezeichnen. Oder sie haben kleine acht Zoll bis zwei Fuß lange geschnitzte Menschengestalten, die zum Theil in Flaumfedern gewickelt, mit Birkenrinde bedeckt und ebenfalls mit Lumpen umhüllt sind. Richardson bei Franklin S. 80. Klemm II, 174. Bei den Odschibwas wird der Große Geist auf einem hölzernen Reif, der wie ein Band um den Kopf getragen werden muß, als Mensch abgebildet. Tanner 201. F. Dahin sind ebenfalls zu rechnen die Darstellungen des Herrn des Lebens als Pfeife, wie eine solche Prinz Max von Wied sah. Es gehörte freilich nach seiner Versicherung viele Einbildungskraft dazu, die Menschengestalt herauszufinden, denn die Gestalt hatte eigentlich nichts von einem Manne. Dennoch wurde behauptet (und dieß ist für uns die Hauptsache), sie stelle einen Menschen vor, der Pfeifenkopf nämlich das Haupt, der Einschnitt vor demselben die Stelle des Magens, der Vordertheil Beine und Füße. Wied II, 167. Klemm II, 173. Schon ausgebildeter sind die Vorstellungen der Phantasie, die überall sich weit früher entwickelt als die Bildnerei, das jüngste Element des Anthropomorphismus. Gewöhnlich ist allerdings die Annahme, daß der Große Geist nicht sichtbar erscheine, auch nicht als Mensch. Heckenwelder 110. Wenigstens ist dieß die jüngere Vorstellung. Indessen glauben sie doch, daß er sich selber bei ihren Festen einfinde und seine Stimme bald in einem leisen und zarten Flüstern, bald in einem lauten Rufen vernehmen lasse. Assal 87. Noch bestimmter nennen ihn die Delawaren den Großen Mann dort oben. Melish bei Heckenwelder S. XXXV. Bromme, Reisen, II, 71.; so wie ihn auch die Chippewas als einen sechzig Fuß hohen Riesen sich vorstellen. Carver bei Heckenwelder 513. Dagegen halten ihn die Huronen für eine Rothhaut, wie sie selbst mit Schellen, Korallen und Armbändern behängt und völlig in ihre Nationaltracht gekleidet. Miss.-Mag. 1822. II, 275. Die Nadowessier sind etwas anderer Ansicht, nach welcher der Große Geist für schöner als ein India-

ner gilt. Carver 322; ebenso die Utavais in Kanada, welche die Sonne für einen Mann halten, aber von weit erhabnerer Art als die menschliche. Charlevoix 234. Bei den Odschibwas erscheint der Große Geist im Traume in der Gestalt eines schönen jungen Mannes. Tanner 35. 202. Die Mandans hingegen und Mönitarris glauben, er sei geschwänzt, und erscheine bald als ein alter Mann, bald als ein Jüngling. Wied II, 149. Noch mehr aber hat die Phantasie im Mythus freien Spielraum, den Großen Geist eine beliebige Menschengestalt annehmen zu lassen, die er häufig mit Thiergestalten wechselt. Vgl. Klemm II, 158 und die Schriften von Schoolcraft. Der Mythus führt überhaupt bei auch nur einiger Ausführung der Personification zum Anthropomorphismus. Als die Mandans und Arikarras am Anfange der Dinge noch zusammen wohnten, erschien ihnen der Herr des Lebens als ein Menschenkind. Wied II, 245. Der Große Geist der Wakosch im Westen, Knautz oder Knautzl, verwandelte sich in einen Jüngling, und offenbarte sich in dieser Gestalt dem zuerst geschaffenen Weibe. Bromme N. A. 468. Aber nicht bloß verwandelte sich der Große Geist gelegentlich in einen Menschen, sondern die Menschengestalt wird auch als seine natürliche gedacht, worin sich also der Anthropomorphismus noch bestimmter ausspricht. Nach einem Mythus der nördlichen Indianer war der Schöpfer ein Mann, und zwar ein so großer, daß sein Haupt bis in die Wolken reichte. Hearne, voyage II, 149. In dem Mythus der Mandans traf der erste Mensch den Herrn des Lebens an und sprach: Ach, der ist ein Mensch wie ich! Wied II, 153. Mit dem Mann, der die Starkbogenindianer, die Felsengebirgs- und Hundsripp-Indianer besuchte, Kranke bei ihnen heilte, Todte erweckte, religiöse Verordnungen gab, kann kein anderer gemeint sein als der Große Geist selber. Franklins erste Reise, S. 353. Nach dem Mythus der Onandagas erscheint der Himmelsgott Tharenyawagon oder Hiawatha immer nur als Mensch. Ja er lebte als Mensch lange unter diesem Volke, gab ihm gute Räthe, und machte es zu den größten Rednern, Steinriesentödtern und Schlangenbekämpfern. Schoolcraft Iroquois 272 ff.

Der Anthropomorphismus, der sich in der Auffassung des Großen Geistes zeigt, hat die bedeutendste zusammenhängende epische Ausbildung angenommen in dem außerordentlich verbreiteten Mythus der Chippewas von Manabozho. Wie überhaupt die alten Götter in den jüngern Märchen bei Schoolcraft eine Geschichte haben, deren Zusam-

menhang mit ihrer urſprünglichen religiöſen Grundidee ſchwer zu erkennen iſt, ſo iſt daſſelbe auch mit Manabozho der Fall. Doch weiß man im Allgemeinen wohl, daß er eine Perſonification des Nordweſtwindes iſt. Als ſolche haben wir ihn bereits bei der Schöpfung und bei den Naturgeſtalten des Großen Geiſtes kennen gelernt. Es iſt auch nicht richtig, was von dem Mangel an Verehrung dieſes Gottes geſagt wird, denn die Indianer beſuchen ſeine Wohnung, opfern ihm Tabak, und befragen ſein Orakel. Doch geſchieht dieß auf eine ſo furchtſame Weiſe, wie etwa Chriſten den Teufel beſchwören, oder proteſtantiſche Bauern bei Kapuzinern Zaubertroſt holen. Die bei ihm Rath holenden fragt er gewöhnlich, ob ſie auch ſchon von ihm gehört hätten? Dieſe bemerken, ſie hätten freilich von einem berühmten Manabozho gehört, der große Thaten verrichtet habe. Ich bins, ſagt er dann, ich habe in euerm Lande große Verheerungen angerichtet, und bin hier um zu büßen. Da ſchauen ſie ihn mit großer Verwunderung und Furcht an, und wenn ſie ſich aus ſeiner Nähe entfernt haben, ſagen ſie: Wir ſind glücklich, ihm entronnen zu ſein, denn man ſagte uns, er ſei ſehr boshaft. Man ſieht, ſeine Verehrung iſt etwas zurückgetreten und veraltet. Dazu paßt auch, daß ihm, wie dem Teufel im Mittelalter, neben gewaltigen Thaten allerlei dumme Streiche und Ueberliſtungen durch andere zugeſchrieben werden. Mit Einem Worte, der epiſch ausgebildete Sagenkreis iſt verhältnißmäßig jung. Bei dieſem Sagenkreiſe nun, der faſt an die Arbeiten des Herkules oder Thors, Viſchnus u. dgl. m. erinnert, haben wir uns hier noch etwas zu verweilen. Auch bei Manabozho iſt die eigentliche Geſtalt die menſchliche, obſchon er ſich in alle möglichen Thiere verwandeln kann und mit ihnen verwandt iſt. Seine Anthropomorphiſirung iſt ſo weit getrieben, daß ihm ſelbſt wieder ähnlich wie den Perſiſchen Göttern ein Schutzgeiſt zugeſchrieben wird. Seine menſchliche Geſtalt war die eines ältlichen Mannes, er war aber ſo rieſenhaft, daß er mit einem einzigen Schritte eine ganze Stunde zurücklegen konnte. Zudem beſaß er große perſönliche Geſchicklichkeit und Beharrlichkeit, die ihm in den Wettſpielen wie in den Kämpfen mit den Ungethümen wohl zu ſtatten kam. Er hatte die Macht eines Gottes und eines Zauberers, ſprach die Sprache aller Thiere, vermochte die Dinge zu verwandeln, wie er denn den Waſchbären aus einer Muſchel gemacht hatte. Bei aller göttlichen Kunſt wurde er dennoch wie bemerkt oft übertölpelt, und

bei aller ſeiner göttlichen Macht bedurfte er zu ſeinen Unternehmungen, gerade wie der Schöpfer, der Hülfe der Thiere.

Daß er ſchon vor der Fluth gelebt, in derſelben (denn ſein großer Schritt half ihm jetzt nicht mehr) ſich auf einen Baum geflüchtet, der ſich auf ſeinen Befehl zu wiederholten Malen in die Höhe ſtrecken mußte, daß er den Waſſern der Fluth Stillſtand geboten, das alles iſt uns ſchon aus dem Frühern bekannt. Einige ſeiner Thaten gehören nun ſchon in die Zeit vor der Fluth. Er begann ſeine Abenteuer damit, daß er ſeinen eigenen Vater Ningubeim, den Weſt, der Schuld an dem Tode von Manabozhos Mutter geweſen war, mit ſchwarzen Steinen, die man ſpäter einem noch vorwies, ſo hart bekriegte, daß dieſer ſich herbeiließ um Frieden zu bitten, und dem Sohne einen Platz am Himmel zu verſprechen. Doch waren die Bedingungen, daß Manabozho vorher die Erde von den menſchenfreſſenden Ungeheuern der Weendigos reinigen ſollte. Zuerſt gerieth er nun in Noth durch den König der Fiſche, der ihn ſammt ſeinem Kanoe verſchluckte. Er aber tödtete von innen her mit Hülfe eines Eichhörnchens den Fiſch. Vögel hackten ihm eine Oeffnung aus dem Fiſch heraus. Der Kampf mit dem Könige der Fiſche, der ihn durch Verſchlucken zu verderben drohte, bezieht ſich wohl auf die dem Schöpfer widerſtrebende Natur des Waſſers. Eben ſo faſſen wir den Kampf mit den Schlangen und ihrer Königin. Die Schlange bewacht auch nach der Vorſtellung der Rothhäute die Waſſer. Tanner 201. Sie iſt am häufigſten Symbol des Waſſers und wie dieſes bald gut, bald bös, bald demiurgiſch, bald antidemiurgiſch. Nachdem er die Königin der Schlangen durch Liſt bezwungen hatte, wurde er von den übrigen Schlangen mit der großen Fluth verfolgt, aus der er ſich auf die früher angegebene Weiſe zu retten wußte. Er erlegte dann mit Hülfe eines Dachſes einen Theil der Schlangen, die übrigen flohen nach Mittag. Vielleicht gehört ebenfalls hieher ſein Durchdringen durch den großen Gummiſee. Hierauf erlegte er einen gewaltigen Bären. Einen andern Kampf hatte er mit dem Manito des Reichthums, der ſogenanten Perlenfeder, zu beſtehen, der ſeinen Großvater getödtet hatte. Die Perlenfeder war gegen die Wunden durch Wampuns geſchützt mit Ausnahme einer einzigen verwundbaren Stelle. Als nun ein Specht dieſe Stelle dem Manabozho gezeigt hatte, erſchoß dieſer den Manito mit drei Pfeilen. In einen Wolf verwandelt ging Manabozho ſpäter mit Wölfen auf die Jagd. Dabei zeigte er ſich aber viel ungeſchickter

als dieſe, und wurde darob vielfach von ihnen zum Beſten gehalten. Wie er nun wieder ſeine menſchliche Geſtalt erhalten hatte, blieb bei ihm einer der Wölfe als Jäger. Der fiel aber in einen See und wurde von Schlangen getödtet. Manabozho fand auch einen Gegner an einem andern Manitoüberwinder, dem Paup Pup Keewis. Dieſer hatte ihm alle ſeine Hühner getödtet, d. h. alle Vögel der Luft. Einſt im ſtrengen Winter hatte Paup Pup Keewis diejenigen Geiſter, welche in den Eisſchlöſſern in der Nähe des großen Waſſers wohnen, um Nahrung gebeten. Sie verwandelten Schnee und Eis in ſeinen Säcken in Fiſche. Beim Heimgehen hörte er Stimmen hinter ſich, die ſchrien: Dieb, Dieb, er hat Fiſche geſtohlen, packt ihn, packt ihn! Da er ſich aber nicht daran kehrte und nicht zurückblickte, entkam er glücklich. Nun wollte aber Manabozho wiſſen, woher er die Menge Fiſche habe. Paup Pup Keewis verrieth es ihm. Alſo zog er ebenfalls zu den Eisſchlöſſern und füllte ſeine Säcke mit Schnee und Eis. Da er aber beim Heimweg auf jene Stimmen hin den Kopf umwendete, blieb der Zauber unvollendet, und ſeitdem muß Manabozho im Merz über die Felder rennen, verfolgt von Paup Pup Keewis mit dem Rufe: Mukumik, packt ihn! Ein ander Mal dagegen verfolgte Manabozho den Paup Pup Keewis, alles hinter ihm her, Bäume und Felſen, wiederherſtellend, was dieſer zerbrochen hatte. Beinahe hatte er ihn ſchon erreicht, da hüllte ſich Paup Pup Keewis in einen Wirbelwind und verbarg ſich als Schlange in einen hohlen Baum. Manabozho tödtete nun zwar mit einer Art von Blitz die Schlange. Doch wußte ſich Paup Pup Keewis noch zur rechten Zeit der Schlangenhülle zu entziehen, er entkam und floh zu einem Manito, der in einem Felſen wohnte. Als dieſer die Thüre nicht öffnen wollte, erregte Manabozho ein Gewitter und Erdbeben, die Felſen barſten, fielen zuſammen und bedeckten den Paup Pup Keewis und ſeinen Beſchützer. Manabozho aber verwandelte die Seele ſeines Gegners in einen Kriegsadler und gab ihm die Herrſchaft über die Vögel. Einſt gerieth Manabozho in Hungersnoth und wurde zuerſt von einem Waldſpecht und dann von einem Elennthier bewirthet. Als er ſie wieder bewirthen und ihren Zauber nachmachen will, gelingt es ihm nicht, und tief beſchämt ihn ihre Ueberlegenheit. Doch erlangte er durch ſiebentägiges Faſten und mit Hülfe ſeines Schutzgeiſtes die Kraft, daß er ſich an jenen Thieren rächen und ſie in Eichhörnchen verwandeln konnte.

Nachdem auf dieſe Weiſe Manabozho ſeine Aufgabe vollendet hatte, wurde er dem Verſprechen gemäß an den Himmel verſetzt, und zwar als Nordweſtwind. Er wird aber am Ende der Dinge wieder kommen.

Vgl. Schoolcraft algic researches I, 134 ff. 137. 216—220. II, 50 ff. 86 ff. 121. 124 ff. 214. 218. 224. Wigwam 204 ff. 215 ff. Andree N. A. 248. Oben §. 16. 19. 23.

§. 25. Verhältniß des Großen Geiſtes zum erſten Menſchen.

Auf eine eigenthümliche und wenigſtens für den erſten Blick auffallende Weiſe ſpricht ſich der Anthropomorphismus in der Vorſtellung von dem Verhältniß des Großen Geiſtes zum erſten Menſchen aus. Der Anthropomorphismus der Rothhäute zeigt ſich hierin am beſtimmteſten. Zuerſt iſt bemerkenswerth, daß ſowohl bei den Mingos als den Leni-Lenape der erſte Menſch ein Gegenſtand göttlicher Verehrung iſt. Die Crows, Mandans und Mönitarris nennen den erſten Menſchen Numank Machana, der allein bei der großen Fluth gerettet wurde; ihm gab der Herr des Lebens große Macht, und darum bringen ſie ihm Opfer. Wied II, 149. Catlin 118. 130. Ja ſogar wird abwechſelnd bald der Herr des Lebens, bald der erſte Menſch als derjenige angerufen, der da Gewalt hat über die Geiſter. Wied II, 166. 173. Noch mehr! Merkwürdigerweiſe werden beide bisweilen völlig identifizirt. So begegneten uns ſowohl in dem Manabozho der Chippewas als in dem Meſſou der Kanadier Schöpfer und Stammvater der nachſfluthlichen Menſchen in Einer Perſon. Nach dem Mythus der Indianer oben am Lorenzſtrom und Miſſiſippi hat ſich der erſte Menſch in den Himmel erhoben und donnert dort. Hennepin II, 91. Die Mönitarris verehren den Herrn des Lebens als den Menſchen, der nie ſtirbt und als den erſten Menſchen unter dem Namen Ehſicka Wahäddiſch. Dieſer war es, der bei der Schöpfung den großen Vogel herabgeſchickt hat, Wied II, 221, und ſo iſt er der Schöpfer ſelber und der demiurgiſche Vogel. Bei den Hundsrippindianern iſt der erſte Menſch Schöpfer der Menſchen, der Sonne und des Mondes. Klemm II, 155. Nachdem der erſte Mann des Irokeſiſchen Schöpfungsmythus Juskeka ſeinen

Bruder erſchlagen, wurde er in Anerkennung ſeiner Stärke zum Regenten der Welt gemacht. Baumgarten I, 45. Sitten III, 71. 74. Majer 1811. 241. Dem Mingoſtamm der Arikarras, der im Ganzen mit den Mandans dieſelben Vorſtellungen hat, iſt der erſte Menſch der Wolf, gerade wie der Herr des Lebens ſich auch als Wolf zeigt. Sie nennen den erſten Menſchen Ihkochu oder Sziritſch, was auch Wolf bedeutet, oder Pakatſch, Prärіewolf. Letztere Benennung ſoll aber der Herr des Lebens, gewiß nach jüngerer Auffaſſung, von den Arikarras aus Erbitterung erhalten haben, nachdem ſie ſich wegen Religionsverſchiedenheit von den Mandans getrennt hatten. Wied II, 243. 245. Eine ähnliche Beziehung des erſten Menſchen zu einem Hunde, wie dort zu dem Wolfe, ſpricht ſich in einem indianiſchen Mythus aus, nach welchem das erſte Weib mit einem Hunde Umgang gepflogen habe, der ſich des Nachts in einen ſchönen Jüngling verwandelte. Umgekehrt glauben die Hundsrippindianer, daß, während die Chippewas bloß von einem Hunde geſchaffen worden wären, Klemm II, 155. Berghaus Erdball I, 253, ſie ſelber dagegen von einem Menſchen und einer Hündin abſtammen. Klemm II, 157. Was nun ſo über das Verhältniß des Herrn des Lebens zum erſten Menſchen, gleichviel ob Mann oder Weib (über letzteres vgl. oben §. 19), aus den Mythen der Mingos hervorgeht, das findet ſich durch die Anſichten der Leni-Lenape inſofern beſtätigt, als bei ihnen der erſte Menſch Nahabuſch oder Nanabuſcho den Schöpfer mit dem Menſchengeſchlechte vermittelt. An ihn richten die Odſchibwas häufig ihre Geſänge. Auf Befehl des Großen Geiſtes ſchuf er die Erde, die Thiere, die Wurzeln und Heilkräuter. Einſt tödtete der Große Geiſt ſeinen Bruder und erregte dadurch den Zorn des erſten Menſchen ſo ſehr, daß er ſich empörte. Er wurde immer mächtiger, beinahe hätte er den Sieg davon getragen, als ihm der Große Geiſt die Zauberformel zur Heilung, den Metai, überreichte. Dieß bewirkte zwiſchen beiden Verſöhnung, Nanabuſcho brachte den Metai auf Erden zu den Menſchen, ſeinen Vettern und Muhmen. Wied II, 149. Tanner 203 ff. Andree N. A. 251. Nach der Anſicht der Californier heißt der Große Geiſt Cumongo. Derſelbe ſchickte ſeinen Sohn, den erſten Menſchen, Guaayayp oder Guayiachia, auf Erden unter die Menſchen. Dieſer ſchlug ſeine Wohnung bei den ſüdlichen Indianern auf um ſie zu unterrichten. Er war zwar ſehr mächtig und hatte viele Leute um ſich; doch tödteten ihn endlich die Indianer. Da er nicht verweſete, be-

hielt er seine Schönheit auch nach dem Tode. Ihm ist eine Eule beigegeben, die mit ihm redet. Sitten IV, 22 ff. Es ist das ein merkwürdiges Beispiel eines Kulturmythus, der eigentlich auf die Kultur des feindlichen Volkes, des südlichen, sich bezieht, gegen welche die nordische Einwandrung feindlich auftrat, aber doch in diesem Mythus die Achtung vor der vorgefundenen Kultur aussprach. — Solche Vorstellungen übrigens wie die obigen von Identifizirung des Großen Geistes mit dem ersten Menschen hatten auch andere Völker. Bei den Karaiben ist Loguo der erste Mensch, welcher von seiner himmlischen Wohnung herabstieg, die Erde schuf und dann wieder in den Himmel zurückkehrte. Auch manche Grönländer schreiben dem ersten Menschen Kaliak oder Kallak den Ursprung der Dinge zu, obschon er selber wieder als Mensch aus der Erde stammt. Crantz I, 262. Klemm II, 313. Majer 1811. 19. In Tahiti hatten die zu Göttern erhobenen Gestorbenen und der erste Mensch denselben Namen, nämlich Tii oder Tiki. Meinicke, Südsee, S. 11.

Das ganze Verhältniß des Großen Geistes zum ersten Menschen, wie es in diesen Indianischen Vorstellungen sich ausspricht, erinnert stark an gnostische Ansichten. Die Ophiten haben ja den Urvater geradezu zu dem ersten Menschen gemacht. Auch ein Theil der Valentinianer, die Anhänger des Ptolemäus, gaben dem Urvater des Universums den Namen Mensch, und ebenso Valentin selber. Die Gnostiker stehen bekanntlich mit ostasiatischen Einflüssen in Verbindung. Bei den Chinesen herrscht ebenfalls die Idee des Urmenschen oder Idealmenschen, Puan-ku, welcher über Licht und Finsterniß, über Sturm und Regen gebot, der die Ordnung und Beherrschung der Welt begonnen habe. Windischmann, die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte I, 1. 202. Kraft, Religionen aller Völker S. 66. Bekannt ist das philonische Philosophem vom Idealmenschen. Den Kabbalisten ist Adam Kadmon der Urmensch, die Einheit der aus Gott emanirenden Kräfte. Ueberhaupt ist nach den spätern Juden die Weisheit Adams größer als die der Engel. Vgl. Geiger: Was hat Mahomed aus dem Judenthum aufgenommen? S. 99. Daher befiehlt nach dem Koran sogar Gott den Engeln, den Adam als seinen Stellvertreter zu verehren und vor ihm niederzufallen. Sure 2. 7. 15. 18. 20. 38. Geiger S. 100. vgl. 203. Vielleicht ist auch eine historische Quelle aller dieser letzteren Dogmen in dem persischen doppelgeschlechtlichen Urmenschen Kajamorts zu sehen, der ur-

sprünglich Stier ist, dann Stiermensch, im spätern Buche Bundehesch aber vom Stier ganz getrennt wird als Ur- und Idealmensch.

So natürlich uns auch der Anthropomorphismus und Anthropopathismus im Allgemeinen vorkommt, da in demselben das Bewußtsein des wesentlich engern Verhältnisses zwischen Gott und dem Menschen sich ausspricht, das Bewußtsein einer intelligenten Persönlichkeit mit Gemüth, so billig erstaunen wir dennoch über die völlige Identifizirung Gottes mit dem ersten Menschen. Die Uebereinstimmung dieser Ansicht bei Völkern, die historisch in gar keiner Verbindung mit einander standen, ist uns aber ein neuer Beweis, wie auf dem Naturstandpunkte die Gnosis überall, wenn auch auf verschiedene Weise, zu denselben Resultaten führt. Bei den Rothhäuten aber entstand diese Identifizirung nicht etwa aus einem pantheistischen Gefühl, welches die Gottheit erst in dem Menschen Bewußtsein erlangen läßt, — nichts ist der Anschauung der Indianer fremder, die ja in allem Möglichen, nur nicht im lebendigen, bewußten Menschen Götter schauen; — sondern die Quelle liegt in der starken Anthropomorphirung des Schöpfers, die dann wiederum durch die Fluthsagen und Doppelmythen von der Schöpfung begünstig wurde. Der Gott, von dem die Menschen abstammten, wurde nicht bloß anthropomorphirt, sondern geradezu ein Mensch, der erste Mensch. So ist es auch, wenn ein Weib der erste Mensch ist; diese Urmutter ist eine Göttin, die zum Behuf der Anschauung ihrer Mutterstellung so stark anthropomorphirt werden mußte. In dieser Hinsicht sind vielleicht noch näher mit dem ersten Menschen der Rothhäute analog die griechischen Stammväter der Menschen Japetos und Prometheus, beides ursprünglich Götter, jener Sohn des Uranos und der Erde, ein Titan des Tartarus, dieser Schöpfer der Menschen, Geber des Feuers, und überhaupt Kulturheros.

---

§. 26. Der Große Geist als Herr des Lebens und als Herr des Todes.

Oefters ist uns im Verlauf der bisherigen Darstellung die Bezeichnung Herr des Lebens für den Großen Geist vorgekommen. Diese Bezeichnung wird auch von den Rothhäuten oft angewendet, so-

wohl bei den Mingos, als den Leni-Lenape, und auch den westlichen Völkern. Long 139. Heckenwelder 126 u. s. w. So wird der Große Geist auch passend genannt. Denn, wird er nun als Schöpfer, Sonnengott, Himmelsgott, oder unter irgend einer andern Hülle geschaut, immerhin ist er der Herr des Lebens. Als Schöpfer war er es, als er den Geschöpfen das Leben gab; seither ist er es, indem er alljährlich dieses Leben der Natur erneuert. Dieß thut er als Sonnengott, als Himmelsgott, in jeglicher Form, die ihm zugeschrieben wird.

Wir haben schon vernommen, daß den Mingos die Sonne Herr des Lebens ist, oder daß der Herr des Lebens seinen Wohnsitz in der Sonne hat. So ist namentlich den Assiniboins der Schöpfer der Herr des Lebens. Wied I, 445. Die Crow's nennen den Großen Geist Omahank Numakschi, was wiederum Herr des Lebens heißt. Wied I, 397. Viele Mingostämme bezeichnen auf folgende sehr sprechende Weise den Großen Geist als Herrn des Lebens in ihrer Geberdensprache: Man bläst in die Hand, zeigt mit dem ausgestreckten Zeigefinger in die Höhe, indem man die geschlossene Faust hin und her bewegt, kehrt sie dann nach der Erde um und fährt damit nach der Erde hinab. Wied II, 647. Unter den Lenape nennen ebenfalls die Krihs oder Kristineer den Großen Geist den Herrn des Lebens. Strahlheim 450. Die Chippewas singen an ihrem Hundefest: Der Herr des Lebens giebt Muth! Es ist wahr, alle Indianer wissen es, daß er uns liebt, und wir übergeben ihm nun unsern Vater, damit er sich verjüngt fühle in einem andern Lande, und im Stande sei zu jagen! Darauf giebt der älteste Sohn dem lebensmüden Vater mit dem Tomahawk den Todesstreich. Long bei Heckenwelder 279 vgl. 513. Als Herrn des Lebens bezeichnet den Großen Geist gewissermaßen auch der Californische Stamm der Cochimier, indem sie ihn nennen: der, der da lebt. Adelung 69. Sitten IV, 25 ff.

Der Große Geist ist aber auch der Herr des Todes. Allerdings gehören die gewöhnlichen und gangbaren Unsterblichkeitsvorstellungen der Rothhäute, wie wir gesehen haben, den beiden Stufen des südlichen Sonnen- und Naturdienstes und des nördlichen geisterhaften Fetischismus. Doch knüpft sich die Indianische Unsterblichkeitsidee auch an die Vorstellung vom Großen Geiste, und derselbe wird als Herr des Todes aufgefaßt. Dieß geschieht nun auf eine Weise, die auch bei andern Völkern der anthropomorphischen Stufe bei ihren Unsterblichkeitsvorstellungen

entspricht. Die Unsterblichkeitsvorstellung des Anthropomorphismus zeigt nämlich die Eigenthümlichkeit, daß sie sich viel bestimmter als andere in zwei Seiten spaltet, in die Vorstellung von einer Schattenseite, oder Todtenreich, Hades, Hellheim, und wie die Namen alle heißen, und anderseits in die einer Lichtseite, eines seligen Wohnorts bei einem Gotte oder den unsterblichen Göttern, eines Olymps, Inseln der Seligen, Wallhallas, Sonnenhauses, und dergleichen mehr. Auch bei den Rothhäuten finden wir bereits diese beiden Seiten, und beide knüpfen sich an den Großen Geist an, jedoch so, daß die Verbindung dieser noch sehr beschränkt entwickelten Vorstellungen mit denjenigen der beiden andern Stufen, der südlichen und der nördlichen, ganz sichtbar ist. Bei den Irokesen und Huronen stoßen wir zunächst auf einen Begriff, der beide Seiten vereinigt und doch wieder auseinander hält, die Licht- und Schattenseite sind nämlich zusammengefaßt in dem Begriffe Eskennanne, Land der Seelen, der Vorfahren, Strahlheim 462. Andree N. A. 246. Die Indianer bedienen sich gern für Sterben des Ausdrucks: den Großvater besuchen. Knappi Scripta varii argumenti 96. Brommes Reisen III, 259. So versammeln sich die Mexikaner zu den Helden der Vorzeit, und die Hebräer zu ihren Vätern, zu ihrem Volke.

Der Ort Eskennanne theilt sich nun in zwei Theile, in die Licht- und Schattenseite.

Das Paradies wird auf verschiedene Weise bezeichnet. Allgemeine Ausdrücke dafür scheinen die Namen Quest, Andreä Todtengebräuche 227 ff. nach Herzog Bernhards Reise durch N. A. II, 34. — und Hamampascha, Oberwelt. Vollmer, Reisen XVI, 508. Entweder denkt man sich diesen Ort mehr nach Art der Seelenwanderung, so daß es der Sternenhimmel oder die Sonne ist, oder nach Art des Fetischismus ist er die Fortsetzung der diesseitigen Zustände auf schönen Prärien. Wir haben schon früher gesehen, daß der südliche Himmel für das Land der Verstorbenen gehalten wird und die Milchstraße für den Weg dahin. Vgl. §. 8. Anf. Darum ist auch bei den Irokesen und Huronen der Große Geist Tharonhiaonagon, der Himmelsgott, König im Lande der Seelen. Strahlheim 461. 462. 464. Baumgarten I, 187. Daß die Sonne bei den Apalachiten der Sitz der verstorbenen Tapfern sei, daß bei den Natschez die Häuptlinge nach dem Tode in die Sonne eingehen, während der Geringern Wohnungen Thierleiber werden, ist ebenfalls schon bemerkt worden. Dort nun, sei es im Himmel,

ſei es in der Sonne, ſind die Verſtorbenen beim Großen Geiſte, der ja der Himmels- und Sonnengott iſt, der daſelbſt lebt und den Wolken gebietet. Catlin 100. Berghaus zu Catlin 362. Mehr annähernd an die Vorſtellungen der Fetiſchdiener denkt ſich der Indianer die Lichtſeite als ſchöne Prärien in der andern Welt, auf denen der Große Geiſt die Todten empfängt. Magazin der Litt. 1842. 141. Catlin 258. Oder der Große Geiſt wohnt auf einer Inſel des obern Sees und luſtwandelt daſelbſt beim Mondſcheine. Dorthin gelangen zu ihm die Krieger, die in der Schlacht gefallen ſind, und genießen die Freuden der Jagd. Chateaubriand 42. Auch in Hamampaſcha erfreuen ſich die Seelen der Verſtorbenen an Jagd und Krieg. Vollmer. Den Oſagen iſt ein Lichtgedanke, nach dem Tode wieder in das urſprüngliche Land der Voreltern zu kommen. Bromme, Reiſen III, 259. Dagegen muß folgende Unſterblichkeitsvorſtellung der Californier als jünger und der naturwüchſigen Indianeranſchauung widerſtrebend angeſehen werden. Es ſoll nämlich der Große Geiſt Niparaya, weil er die Kriege haſſe, die Krieger nicht zu ſich in das Paradies nehmen. Deſto größere Freude habe an ihnen Wac oder Tuperan, der Gegner des Großen Geiſtes, der ſich gegen ihn empörte und deßhalb in eine große Höhle geſperrt worden war. Dorthin nehme nun Wac ſeine Anhänger, beſonders die im Kriege Gebliebenen, zu ſich auf. Sitten IV, 23 ff. Wir werden im folgenden Paragraphen genug Gelegenheit finden zu ſehen, wie der Große Geiſt der kriegeriſchen ächten Rothhäute ein Freund der Krieger iſt ſo gut wie Odin und Huitzilopochtli. Noch eine andere Auffaſſung des Indianiſchen Unſterblichkeitsglaubens muß hier als eine unächte abgewieſen werden. Ein jeſuitiſcher Miſſionär hat nämlich den beiden Seiten der Unſterblichkeitsvorſtellungen der Natſchez, nach welchen die tapfern Häuptlinge in die Sonne eingehen, die Geringen in Thierleiber, eine ſittliche Bedeutung zugeſchrieben, wonach die Guten an einen Ort der Seligkeit gelangten, die Sündhaften an einen Ort der Qual. Lettres édifiantes VII, 12. Vgl. Meiners Geſch. II, 773. Catlin 116. 258. Reiſen XVI, 508, und viele andere. Die Unrichtigkeit dieſer für die Indianer oft aufgeſtellten Behauptung ergiebt ſich ſchon daraus, daß die Scheidung nicht zwiſchen Guten und Böſen, ſondern zwiſchen Vornehmen und Geringen, höchſtens zwiſchen Starken und Schwachen gemacht wird. Das Eingehen in Thierleiber iſt der urſprünglichen Indianeranſicht, wie wir früher geſehen haben, nichts weniger als etwas Abſchreckendes; es

wird bloß deßwegen dem geringern Volke zugetheilt, weil es sich der niedern nordischen Stufe des Fetischismus enger anschließt. Im Allgemeinen ist die sittliche Fassung der Unsterblichkeit von Haus aus der Naturreligion fremd, so gut wie die sittliche Fassung der Naturgötter. Und das ist auch nirgends so klar in die Augen springend als bei den Völkern dieser untersten Stufe. Darin stimmen auch viele Beobachter und Forscher mit uns überein. Vgl. Hennepin II, 236. Picard 14, Raynal VI, 41. Loskiel 51. Meiners Gesch. II, 772 ff. Grundriß 174. 176. 179. Lindemann V, 137. Knapp a.a.O. 98 ff. Sitten III, 124. Andree N. A. 247. Findet sich ein sittliches Element, so ist es von einer andern Seite her als der eigenen Religion eingedrungen. Selbst die ungleich höher stehenden Vorstellungen bei Homer und der Edda machen noch nicht diesen sittlichen Unterschied.

Die Schattenseite der jenseitigen Fortdauer knüpft sich zum Theil an eine besondere Todtengöttin, oder an einen bösen Geist, oder an den Großen Geist selber. Die Todtengöttin ist die Ataentsic, die Großmutter des Großen Geistes, welche mit dem Paradiesgott die Herrschaft über die Seelen der Verstorbenen theilt. Als Göttin des Todes und zwar von seiner Schattenseite aufgefaßt, ist sie böse, allen lebendigen Wesen feindselig und saugt ihnen das Blut aus. Baumgarten (Lafiteau) I, 186 ff. nach Brebeuf, Reisen XVII, 31. Sitten III, 123. Picard 13. 32. Vollmer. Strahlheim 462. Verwirrt dagegen ist die Darstellung bei Lindemann V, 122. Wir werden diese böse Ataentsic noch mit einer höhern Macht ausgerüstet antreffen. Keinen wesentlichen Unterschied macht es, wenn die Apalachiten in der Unterwelt einen anderen bösen Gott, den Cupai, herrschen lassen. Reisen XVI, 507. 508. Lindemann V, 131, oder, wie wir so eben gesehen haben, die Californier den bösen Gott Wac oder Tuperan. Verschieden von diesen Vorstellungen ist jedoch die der Indianer am Mississippi, nach welcher der Große Geist der Todtengott überhaupt ist und der Schattenseite der Unsterblichkeit angehört, der Unterwelt. Wie nämlich das deutsche Wort Hölle oder Hellheim und das Hebräische Scheol auf eine Höhle hinweist, so wohnt auch der Große Geist als Todtengott nach der letztern Vorstellung in einer Höhle. Diese Höhle oder der Eingang dazu ist nach einer auch sonst vorkommenden Ansicht ein bestimmter Ort auf Erden, Meiners Grundriß 181. Lindemann V, 139, sie ist von ungeheurer Tiefe, liegt etwa dreißig Meilen unterhalb des Wasserfalls

St. Anton am Miſſiſippi, hat nur einen engen und ſteilen Zugang und heißt die Wohnung des Großen Geiſtes. Nicht weit von da iſt der Begräbnißplatz der Nadoweſſier, die alljährlich im April daſelbſt große Volksverſammlungen halten, und dahin ihre in Büffelhäute genähten Todten bringen. Carver 476. Bromme, Reiſen III, 378. Andreä Todtengebräuche 229. Auch die Virginier nahmen eine große Höhle als Aufenthalt der Todten an, verlegten ſie aber in den entfernteſten Weſten, ihr Name war Popoguſſo. De Lact 93. Hennepin II, 187. Picard 14 nach Coreal, 123 nach Purchas. Die Vorſtellung des Großen Geiſtes als Todtengottes in der Unterwelt iſt als eine ſehr alte anzuſehen, die einer Entwicklungsſtufe angehört, in der ſich der Anthropomorphismus noch nicht bei den Unſterblichkeitsvorſtellungen geltend gemacht hatte. Ueberhaupt ſind die freudigen Vorſtellungen vom Inſeits als die ſpätern und gemachten anzuſehen, die naturwüchſigen der ganzen alten Welt ſtellen die natürlichen Schrecken des Todes dar.

§. 27. Der Große Geiſt als Kriegsgott. Menſchenopfer und Anthropophagie.

Daß derjenige Gott, dem die Hauptleitung der Natur im Großen zugeſchrieben iſt, ſei es nun der Himmelsgott oder der Sonnengott, daß der Herr des Lebens und des Todes auch zugleich Leben und Tod ſeiner Verehrer in ſeiner Hand habe, iſt ganz natürlich, und dieſer Gott wird daher gern der oberſte Nationalgott und Kriegsgott. Es wird dieß ſpäter bei dem Aztekiſchen Huitzilopochtli durch Analogien noch anſchaulicher gemacht werden.

Auch bei den Rothhäuten iſt der Große Geiſt der Kriegsgott, und dieſe Stellung kommt ihm nur inſofern zu, als er der oberſte Gott iſt. Ihm fiel der auserleſenſte Theil der Kriegsbeute zu. Magazin 1842. 142. nach Catlin. Die Irokeſen, bei denen der Himmels- Sonnen- und Kriegsgott in einer Perſon vereinigt iſt, bezeichnen ihn als Kriegsgott Areskove, Agriskove, Agresbur. Baumgarten I, 98. Strahlheim 459. Vollmer, von aregouan, Krieg führen, Major 1811. 256. Die Irokeſen ſind überzeugt, daß dieſer Gott bei allen ihren Schlachten zuſieht. Lindemann I, 20. nach le Beau, Reiſen in N. A. Vor dem Kampfe ruft

ihn der Kriegshäuptling in feſtlicher Verſammlung um Beiſtand an, Majer 1811. 87; mit dem Feldgeſchrei Agriskove ſtürzen ſie ſich in den Kampf. Vollmer. Die Huronen oder Wyandots rufen ihn vor Beginn des Kampfes mit folgendem Geſange an: Jetzt gehe ich an ein freudenvolles Geſchäft, o Gott, habe Mitleiden mit mir, und laß mich Glück auf meinem Wege antreffen; verleihe, daß es mir gelingen möge! Klemm II, 182. Aehnlich lautet der Kriegsgeſang der Leni-Lenape an den Großen Geiſt: O du Großer Geiſt dort oben! Habe Mitleid mit meinen Kindern und meinem Weibe! Verhüte, daß ſie meinetwegen trauern! Laß es mir in dieſem Unternehmen gelingen, daß ich meinen Feind erſchlagen möge und die Siegeszeichen heimbringe! Behüte mein Leben, ich will dir ein Opfer bringen u. ſ. w.! Heckenwelder 355. Klemm II, 182. Benj. Conſtant I, 270. Wenn die Kanadier in den Krieg zogen, blickten ſie die Sonne an, und der Häuptling richtete ſein Gebet an den Großen Geiſt. Picard 101 nach la Hontan, und 102 nach Hennepin und de la Potherie. Die Floridaner beteten ebenfalls vor Beginn des Kriegs zur Sonne. Charlevoix in den Reiſen XIV, 31. An den Großen Geiſt richtet der kriegsgefangene Delaware ſein Sterbekriegslied, wenn er den gewiſſen Martern ſtandhaft entgegengeht: Herr des Lebens! Sieh mich wohl an als einen Krieger, ich habe meinen Leib weggeworfen gegen den böſen Geiſt! Long bei Heckenwelder 380. Die Nordweſtindianer endlich um den See la Mort ſtimmen, wenn ſie in den Krieg ziehen, folgenden Geſang an: Kitſchi Manitu, ſieh mich gnädig an, du haſt mir Muth gegeben, meine Adern zu öffnen. Majer 1811. 88. Long 84.

Als Kriegsgott erhielt der Große Geiſt Menſchenopfer. Er iſt Sonnengott, und wir haben geſehen, daß in Florida der Sonne Menſchenopfer gebracht wurden. Beſonders aber als Kriegsgott, der den anſehnlichſten Theil an der Kriegsbeute anzuſprechen hatte, mußte er Menſchenopfer von Kriegsgefangenen erhalten. Man war gewohnt, zur Sühnung der Geiſter der Erſchlagenen Kriegsgefangene zu Tode zu martern. Die Irokeſen pflegten bei ihren Menſchenopfern alſo zu beten: Dir, o Geiſt Arieskoi, ſchlachten wir dieſes Opfer, damit du von deſſen Fleiſch geſpeiſet und dadurch bewogen werdeſt, uns fernerhin gegen unſere Feinde Glück und Sieg zu ſchenken! Hazart 478 nach Iſaak Jogues, Andree N. A. 243. Aehnliches wird von den Huronen berichtet, welche glauben, daß die Marter der Gefangenen von ihrem Kriegsgott Areskouy

mit Wohlgefallen angeſehen würden. Von den Wakoſch weiß man beſtimmt, daß die Marter der Kriegsgefangenen an die Stelle früherer Menſchenopfer für den oberſten Gott Quahuße getreten ſind. Andree N. A. 211. 529 nach J. Hülswitt.

Aus dem Gebete der Irokeſen, das ſie bei ihren Menſchenopfern an ihren Kriegsgott richten („damit du von ihrem Fleiſche geſpeiſet werdeſt") iſt ihr Glaube zu erſehen, der Gott genieße das Fleiſch derſelben. Denn daß überhaupt die Götter die Opfer, welche in unſichtbarer Geſtalt zu ihnen aufſteigen, genießen, verſteht ſich hier von ſelbſt und wird nicht nur überall vorausgeſetzt, ſondern ausdrücklich von den Indianern angegeben. James bei Tanner 309. Schoolcraft Wigwam 84. Wir haben früher (§. 16.) von einem Schlangengotte erzählt, der in menſchlicher Geſtalt ſeine Gegner beſiegte und auffraß. Nach den Algonkins iſt der Rieſen Weendigo, wie überhaupt der Stamm der Rieſen Weendigos, Menſchenfreſſer. Schoolcraft Wigwam 217. algic res. II, 105. Wie die Geiſter der Getödteten ſowohl als die alten Manitus als lüſtern nach dem Fleiſch und Blut der Menſchen dargeſtellt werden, haben wir §. 13. geſehen. Daß es mit dem Großen Geiſte auf dieſelbe Weiſe ſich verhalte bei den Irokeſen, haben wir ſo eben bemerkt. Im Süden war es nicht anders. Denn wenn der Große Geiſt Okée nach der Anſicht der Indianer in Virginien das Blut der bei den Einweihungen verwundeten Knaben genießt, und manchen das Blut ſo lange aus der linken Bruſt ſaugt bis ſie ſterben, Chriſtoph Arnold 949. Baumgarten I, 135 (Laſiteau), ſo führt auch dieß auf die Vorſtellung vom Genuß der Menſchenopfer, für die jene Verwundungen ein bloßes Surrogat ſind, gerade wie die Geißelung der Spartaniſchen Knaben zu erklären iſt. Vgl. K. F. Hermanns gottesdienſtliche Alterthümer der Griechen. S. 125. 14. Das Blutritzen junger Mädchen in Florida, Baumgarten I, 139, die Verwundungen der Karaiben bei ihren Einweihungen, das Blutlaſſen bei der Urbevölkerung ſowohl von Central-Amerika als bei den Azteken haben dieſelbe Bedeutung. — Götter holen ſogar ihre Opfer ſelber. Als Hiawatha, der Himmelsgott, als Menſch bei den Onondagas lebte, heurathete, und eine Tochter erhalten hatte, drohte von den Feinden des Nordens große Verheerung. Der Himmel forderte als Opfer Hiawathas Tochter. Traurig brachte er ſie in die Verſammlung. Da erhob ſich ein Geräuſch wie eines gewaltigen Windes, aller Augen richteten ſich in die

Höhe. Dort zeigte sich ein schwarzer Punkt, der aber immer größer wurde, je mehr er sich mit zunehmender Schnelligkeit näherte. Alles floh, nur Hiawatha mit seiner Tochter blieb und sprach: Man kann der Macht des Großen Geistes nicht entfliehen. Jetzt fuhr ein riesenhafter Vogel mit solcher Gewalt auf die Tochter, daß Schnabel, Kopf und Hals in der Erde stecken blieben. Die Ueberreste der Tochter waren kaum mehr kenntlich. Darauf verbanden sich die verschiedenen Stämme, wurden stark und von der Gefahr verschont. Schoolcraft Iroquois 273 ff. Eine andere Iphigenia. Aber auch eine ähnliche Elsässische Sage wird von Stöber S. 109 erzählt, nach welcher eine Landesseuche auch nur durch das Opfer eines Kindes vertrieben werden konnte. Da keine Mutter das ihrige hergeben wollte, entwendete ein gewaltiger Geier eines, das von der Wärterin vernachläßigt worden war.

Alles dieß weist auf den Zusammenhang der Menschenopfer mit der Anthropophagie. Man schrieb den anthropomorphirten Göttern dieselben Neigungen zu, die man selbst hatte. Die Menschenopfer bleiben darum länger, weil man in Kultussachen länger ansteht Veränderungen zu treffen als im gemeinen Leben. Wir werden diese Bemerkungen noch öfters bei andern Amerikanischen Völkern wiederholen müssen. Obschon nun eine ununterbrochene Reihe Zeugen von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten von menschenfressenden Völkern berichtet, und namentlich den Rothhäuten diese Unsitte zuschreibt, so hat doch der sogenannte Philanthropismus dieselbe kurzweg und aus innern Gründen als unmöglich in Abrede stellen zu müssen geglaubt. Früher thaten dieß der Herr Baron de la Hontan und Atkins, vgl. Pauw recherches I, 225; unter den Neuern spricht sich so aus der Verfasser der Sitten u. s. w. III, 136; besonders bestimmt äußert sich darüber Bromme, N. A. 214 ff. 462. Reisen III, 254 ff. Fast mit Bestimmtheit sei dieser Vorwurf abzuweisen, die indianischen Redensarten: Das Blut der Feinde trinken, deren Herz essen, u. dgl. seien metaphorische Ausdrücke. Die frühern Missionäre, die das Leben dieser Völker nicht begriffen, hätten Vieles zu diesem Glauben beigetragen, aber ihre Berichte seien Unsinn, der nur das Betragen der Europäer und ihrer Nachkommen entschuldigen sollte. Schwerlich hat noch jemand mit einer leichtsinnigern Verleumdung der Wahrheit so ins Gesicht geschlagen als hier. Gerade die Missionäre, katholische wie protestantische, haben von jeher, und zwar zu einer Zeit, in der es gefährlicher war als jetzt, das

gewaltthätige Betragen habsüchtiger und weltlich gesinnter Europäer gegen die Indianer am schärfsten getadelt und der Nachwelt überliefert, gerade sie waren die wärmsten Vertheidiger ihrer Menschenrechte. Ihr Zeugniß kann also nicht auf dem angeführten unsittlichen Grunde beruhen, und wird überdieß noch von einer Masse unbefangener Reisenden auch aus der jüngsten Zeit bestätigt, die häufig auf einem ganz andern Standpunkt der Weltanschauung stehen. Und wenn indianische Stämme selber andere der Anthropophagie zeihen, wie Bromme N. A. 462 und Heckenwelder 576 selbst anführen, und die Sitte bis ins Einzelnste beschreiben, so wird doch wohl diese ihre Aussage nicht dem bloßen metaphorischen Ausdrucke eines Liedes oder der Apologie Europäischer Gewaltthätigkeiten zugeschrieben werden dürfen. Unter solchen Umständen ist es der Mühe werth, die Zeugen zu nennen. Es sind dieß unter den Aeltern folgende, deren Aussagen im Verlaufe dieser Darstellung genauer angeführt werden sollen: Castaneda, Isaak Jogues, Hazart, Hennepin, de la Potherie, du Pratz, Charlevoix, Laperouse, Dumont, Charlew, Colden, Lery, de Bry. Unter den Neuern haben bei verschiedenen wilden Völkern der Erde die Anthropophagie bezeugt und nachgewiesen Cook, dritte und letzte Reise 1775 bis 1780. Ausgabe von 1783 von Ellis, — Forster, Reise um die Welt, II, 59. 121, 329. Forsters Bemerkungen S. 412. Meiners, de anthropophagia 1785. Götze, Natur, Menschenleben u. s. w. I, 113 ff. 118. II, S. IV. Sommerat, Reise nach Guinea 15, Reise nach Ostindien und China, Thl. I, u. a. m., besonders Junghuhn, die Battaländer auf Sumatra, II, 155 ff. Der Welttheil Australien von Ungewitter, Erlangen 1853. S. 20. 25 ff. Vgl. Ausland 1831. 341. 1848. Nr. 9. In Beziehung auf die Rothhäute sind besonders zu nennen Robertson I, 418. 560. Pauw recherches I, 207 ff., der Verfasser des Usages I, 13 ff. Vater, Braunschweig, Berghaus, die Archäologia Americana, Pöppig, Artikel Indier bei Ersch 378. Prichard IV, 408. Kottenkamp I, 23 ff. 54. Andree N. A. 243. Wuttke I, 171. und als besonders gründlich Duden, Europa I, 89. 389. und Klemm II, 145. 148. 158. Manche von diesen haben die Anthropophagie zu beschränken gesucht, und allerdings darf man das Menschenfleischfressen nicht als eine gewöhnliche Nahrung der Rothhäute ansehen, die sie ohne alle weitern Gedanken genießen. Der Hauptgrund war die Rache, auf welche schon Hennepin II, 159 dasselbe beschränkt. Dafür spricht bei den Rothhäuten, daß sie bloß Kriegsgefangene verzehren.

Pauw I, 218 u. o. Robertſon I, 418, wenn auch allerdings nicht bloß Männer, ſondern auch Weiber, wenigſtens die Irokeſen, Andree N. A. 243. Als Beweis, daß gewöhnlich nur Kriegsgefangene, alſo aus Rache, verſpeist wurden, führt Robertſon I, 561 mit Recht noch den beſondern Umſtand an, daß, als bei dem Kriege in Florida im Jahr 1528 die Spanier, durch die äußerſte Hungersnoth getrieben, ihre eigenen geſtorbenen Gefährten verſpeiſten, dieß von den Floridanern, die doch Kriegsgefangene zu verzehren pflegten, mit dem größten Abſcheu betrachtet wurde. Wenn nun aber auch die Rache die gewöhnliche Quelle der Anthropophagie ſein mag, ſo war ſie doch nicht die einzige. Der auch ſonſt und ſo eben vorgekommene Grund des unerträglichen Hungers muß bei einer Bevölkerung, die das Land nicht bebaut, beſonders im Kriege, wo eine Menſchenmaſſe doch eine Zeitlang vereinigt iſt, nicht ſo ganz zu den ungewöhnlichen Fällen gehört haben. Dazu kam, daß aus der Befriedigung der Leidenſchaft und der Noth bald eine angenehme Gewohnheit ſich bildete, welche überhaupt am Menſchenfleiſch großen Geſchmack fand. Vgl. Humboldts Anſichten I, 44. 264. Prescott Mexico II, 443. I, 63. 124. Klemm I, 244. Junghuhn II, 155. 158. Leute, die einmal Menſchenfleiſch gegeſſen haben, ziehen nicht ſelten dasſelbe jeder andern Speiſe vor, wie das von den Weibern der Hundsripp-Indianern berichtet wird. Andree N. A. 163. So wenig als auf die bloße Rache, eben ſo wenig iſt die Anthropophagie der Rothhäute auf die Irokeſen zu beſchränken, ſo daß namentlich die Leni-Lenape davon frei geſprochen würden. Außer Hennepin thut das zwar auch Heckenwelder S. 39. Dieſe Anſicht ging von den Delawaren ſelbſt aus, vgl. Heckenwelder 576, und rührt zum Theil daher, daß allerdings dieſe Sitte, wie manche andere Rohheiten, bei den wildern Irokeſen ſich länger erhalten hatte. Daher ſtimmen über ſie die Zeugen am beſten überein. Klemm II, 158. 148. Robertſon I, 560. Wuttke I, 171. Es wird von ihnen überliefert, daß ſie kein Menſchenfleiſch beſſer fänden als das am Hals und Nacken. Duden, Europa I, 390. Pauw I, 226. Auch ſingen ſie nicht bloß: Laßt uns das Blut der Feinde trinken, ſondern ſie trinken es wirklich, und geben es ihren Kindern zu trinken. Picard 65 nach de la Potherie. Auch bei dem Mengveſtamm der Mohaws fand ſich die Anthropophagie. Wuttke I, 171. Aber auch bei den übrigen Stämmen war dieſe Sitte urſprünglich, und hat ſich bei einzelnen bis in unſer Jahrhundert erhalten. Und gerade

von den Leni-Lenape oder Delawaren wird dieß bezeugt. Der Stamm derſelben, den man die Shawannos nennt, ſind Menſchenfreſſer. Beobachtungen über fremde Länder, Baſel 1785. S. 309 nach Wynne's Britiſh Empire in Amerika, I, 241 ff. Esprit des Usages I, 14.; eben ſo die Ottowas. Bromme N. A. 215 nach Colden, Aſſal 95. Die Odſchibwäs im Norden waren es noch vor wenigen Jahren. Andree N. A. 793. Der Stamm Miamis der Leni-Lenape hat einen eigenen Klubb von Menſchenfreſſern. Archæologia americana I, 353. Bromme N. A. 215. Magazin 1843. 504. b. Aſſal 95. Ein Stamm am untern Miſſiſippi hieß geradezu die Menſchenfreſſer, Atacopas. Vater im Mithridates III, 3. 279. Dieſe fraßen am Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts den dicken de Charleville. Duden, Europa I, 389 nach du Pratz, Pauw I, 219. Die Franzoſen mußten ihnen ausdrücklich in einem Vertrage die Anthropophagie unterſagen. Pauw I, 223. In Florida war dieſe Sitte ebenfalls anzutreffen. Robertſon I, 561. Namentlich wird von den Cenniern oder Aſſeniern berichtet, daß ſie die Gefangenen zu Tode gemartert, das Blut den Weibern und Kindern zu trinken gegeben, ſelbſt aber das Fleiſch gefreſſen hätten. Charlevoix in den Reiſen XIV, 317. Außer dieſen öſtlichen Völkerſtämmen fand ſich die Anthropophagie auch noch bei den Californiern, Klemm II, 148 nach Laperouſe, — den Wakoſch am Oregon, obſchon ſie es ſelber in Abrede ſtellen, nach den Berichten älterer wie neuerer Reiſenden, vgl. Bromme N. A. 462. Braunſchweig 18. Berghaus, Erdball I, 285, mehr nördlich bei den Hundsripp-Indianern, Andree N. A. 163, überhaupt bei den nordweſtlichen Indianern, deren Rachegefühl nicht eher erliſcht, bis ſie das Blut des Gegners getrunken haben, Basler Miſſ.-Mag. 1834. 633, — ebenſo fand ſich die Anthropophagie im Südweſten bei den rohern Stämmen von Culiacan. Caſtaneda bei Ternaux Compans IX, 152. Alarcon Cap. 3.

Allerdings kam durch den Europäiſchen Einfluß, ſowohl den religiös moraliſchen als durch Gewalt, dieſe Sitte immer mehr in Abnahme, wie namentlich bei den Delawaren, und am ganzen Miſſiſippi blieb nur noch ein einziger kleiner Stamm Menſchenfreſſer, der auch von den umliegenden Indianern gehaßt und verabſcheut wurde. Robertſon I, 560. Klemm II, 149. Duden, Europa I, 389. Aber noch vom 28. Mai 1851 wird von New-York geſchrieben, daß im Weſten des Miſſiſippi ein Indianerſtamm, die Tonkways, wegen der Menſchenfreſſerei von meh-

rern andern Indianerstämmen bekriegt worden sei, welche letztere aber den Kürzern zogen. Ausland 1851. Nr. 158, vgl. Andree N. A. 793. Von diesem allmäligen Einfluß der Europäer kommt es denn auch, daß die Indianer es gerne gegen die Europäer leugnen, je Menschenfresser gewesen zu sein. Heckenwelder a. a. O. Duden, Europa I, 389 ff. Berghaus 285. Auch die Battavölker auf Sumatra schämen sich vor den Europäern der Unsitte und stellen sie in Abrede, obschon sie nach den genauern Untersuchungen Junghuhns jetzt noch statt findet. Auch bei den Irokesen selbst hat sich in folgender Sage ein besseres Bewußtsein zu regen angefangen. Einst stellte ihr Manitu die Menschen wegen ihres Menschenfressens zur Rede; sie entschuldigten sich mit dem Hunger und dem Rachegefühl; zudem sei das Menschenfleisch besser als das Büffelfleisch, welches erstere nicht den Thieren allein zu gönnen sei; wenn sie Hunger hätten, so gingen sie weit weg, und erschlügen den ersten Menschen, der ihnen in den Weg komme. Klemm I. 307. II, 28. Wuttke I, 171. Daß hier das bessere Bewußtsein gegen die sonstige Gewohnheit von der Religion ausgeht (denn gerade im Kultus hat sich anderswo länger als im Leben die Anthropophagie erhalten, wie z. B. bei den Mexikanern), zeigt den umgestaltenden Einfluß der Europäer auf die religiösen Vorstellungen vom Großen Geist, so daß sogar die jüngere Vorstellung vom Herrn des Lebens als dem guten Gotte von der ältern des Manito als des bösen Gottes sich scheidet; wie denn die Manito's als Menschenfresser und als böse in den Märchen der jüngern Zeit angesehen werden in Erinnerung an die ihnen ehemals dargebrachten Menschenopfer. Daß jene Scheidung jünger sei, sieht man aus der ganzen Art der Sage, in der sie überliefert ist. Sie ist nämlich gegen die Engländer gerichtet, die Indianer sind bereits mit Schießgewehr versehen, der Herr des Lebens haßt sogar die heidnischen Zaubergesänge. Vgl. die Erzählung am Schlusse des ersten Bandes von Schoolcrafts algischen Forschungen, bes. S. 203.

---

§. 28. Der Große Geist steht unter dem Schicksal.

Da der Große Geist ein Naturgott ist, identisch mit der Natur und ihr unterworfen, eine Personifikation oberster Naturkräfte, nicht eine über der Natur stehende Persönlichkeit, darum steht er unter dem

unabänderlichen und unerbittlichen Schickſal. Die Idee dieſes Schickſals iſt weſentlich heidniſch, ſei es nun, daß ſie ſich bloß unbewußt in dem Glauben an die Zauberkräfte ausſpricht, ſei es, daß ſie in dem Begriffe des Schickſals zum verſtändigen Bewußtſein gekommen iſt. Der Naturgott iſt dem unabänderlichen Gange der Natur unterworfen. Manche Rothhäute ſind ſich dieſes Begriffes eines Schickſals bewußt geworden. Die Irokeſen nennen es Tibariman. Was nach ihnen dieſes verhängt, kann der Große Geiſt nicht ändern. Klemm, II, 158. Darum antwortete dieſer den Irokeſen auf ihre Frage, warum er dem Vordringen der bärtigen Männer nicht wehre? es beſtehe noch eine höhere Macht als die ſeine, nämlich das unerbittliche Schickſal. Crevecoeur, Reiſe in Oberpennſylvanien, S. 85. Wenn wir oben geſehen haben, daß bei den Huronen der Große Geiſt Tharonhiaouagon in der Zeit entſtanden und von einer Großmutter herrührt, der böſen Todtengöttin Ataentſic, die allem den Untergang bringt, ſo führt uns dieſe Erzählung ebenfalls auf die Abhängigkeit des Großen Geiſtes vom Schickſal. Denn nichts anderes iſt ſeine Großmutter als das Schickſal, wie denn die Urgründe der Dinge ihre Großväter oder Großmütter bei den Indianern genannt werden. Auch die Urſtämme der Völkerſchaften, von denen die anderen abſtammen, heißen ihre Großväter. Selbſt der Name Ataentſic führt auf dieſen Begriff. Ata bezeichnet eine Perſon, Entſt eine außerordentliche Länge der Zeit und des Ortes. Baumgarten I, 116 ff. So iſt Ataentſic eine ähnliche Bezeichnung für den Urgrund der Dinge wie Zeruane Akerene der Perſer. Verwandt mit dieſer Ataentſic der Huronen iſt die Alte, die nie ſtirbt, welcher die Mandans und Mönitarris opfern, deren Sohn die Sonne iſt, in welcher der Herr des Lebens wohnt. Wied II, 150. 157. Nur iſt letztere nicht böſe, ſondern ſteht den Feldfrüchten vor. Wied II, 182. Doch iſt vorherrſchender Glaube der Rothhäute, daß die Mutter des oberſten Gottes böſe ſei. Sie nehmen an, daß ſie von ihr verzehrt würden. Picard 13 nach Lescarbot, 82 nach Champlain, Baumgarten I, 116 ff. Viele glauben, daß die Dinge von einer Frau gemacht ſeien, welche die Welt mit ihrem Sohne regiere; der Sohn ſei die Urſache des Guten, das Weib die des Böſen. Hennepin II, 88. 90. Sitten III, 71. 76. Chateaubriand S. 39. Baumgarten I, 45. Lindemann III, 178. So iſt auch bei den Eskimos die oberſte namenloſe Gottheit weiblich, nach einigen die Gattin, nach andern die Mutter des guten Gottes Torngarſak, des Großen Geiſtes. Crantz

I, 264 ff. Klemm II, 316. Bei den Rothhäuten in Louiſiana war das Prinzip des Böſen ebenfalls ein Weib und Mutter des Großen Geiſtes. Picard 80. Dupuis origine I, 684. Dieſe oberſte böſe Gottheit hat aber, wie bei den Muyscas, ihren Sitz im Monde, ſie iſt der Mond ſelbſt. Pacard 78 nach de la Potherie, Chateaubriand 40. Der Mond iſt nämlich auch hier weiblich. Andree, Weſtland I, 1. 20. Die griechiſche Perſephone, die im Monde wohnt, die Todtenkönigin, galt in den eleuſiniſchen Myſterien für das erſte aller Weſen. Nach dem Schöpfungsmythus der Wyandots und Irokeſen wurden vom Schöpfer zwei Brüder geſchaffen, ein guter und ein böſer. Bös, der ſeine Mutter getödtet hatte, wurde von Gut erlegt, die Großmutter, die es mit Bös gehalten hatte, wurde in den Mond verwandelt. Schoolcraft Wigwam 196 ff. Reiſen XVII, 28. Daher ſteht Ataentſic an der Spitze der böſen Geiſter, iſt die Mutter der böſen Manitus. Reiſen XVII, 29. Chateaubriand II, 40. Sie war es, die einſt auf dem Eriſee eine fiebererregende Pflanze gepflanzt hatte, ſo wie die weißen Cedern zum Untergange des Menſchengeſchlechtes. Chateaubriand II, 43. Auch die griechiſche Mondgöttin ſammelt und miſcht ſchädliche Kräuter und droht mit finſterm Geſicht Schrecken und Verderben. Bei den Tänzen der Indianiſchen Krieger weihen ſich dieſelben der Ataentſic als dem Geiſte des Haſſes und der Rache. Chateaubriand I, 180. Das Schickſal wird überall als böſe und neidiſch aufgefaßt, es bringt jedem Naturding den Untergang, läßt kein Erdenglück beſtehen. Das Fatum iſt immer fatal. Wenn nun ſo kein Zweifel darüber walten kann, daß Ataentſic böſe iſt, ſo wird uns die Verſicherung der Rothhäute ſelber, die ſie Catlin gaben, der böſe Geiſt ſei älter als der gute und werde weiblich gefaßt, als eine ächte, altindianiſche erſcheinen. Catlin 116. Wied II, 659. Wenn dagegen andere (Benj. Conſtant. I, 246. Mayer mythol. Lexikon, III, 545.) die Idee eines böſen Geiſtes erſt von den Miſſionären eingeſchwärzt ſein laſſen, ſo ergiebt ſich der Ungrund dieſer und ähnlicher Behauptungen aus der einfachen Darſtellung der Sachlage. Wohl mag auch hier der chriſtliche Einfluß den Begriff des Böſen mehr moraliſch modifizirt haben. Der Begriff eines Teufels iſt nicht indianiſch, kein heidniſches Volk faßt einen böſen Geiſt als Urheber der Sünde. In dieſem Sinne kennen die Indianer den Teufel bloß von den Europäern. Schoolcraft Tribes II, 197. Aber der Begriff einer böſen, ſchädlichen Gottheit iſt, wie wir geſehen haben, hier

wie in jedem Heidenthume urſprünglich. Auch da, wo der böſe Geiſt nicht gerade älter als der Große Geiſt iſt, ſondern dieſem eher untergeordnet, Wied II, 149. Bromme N. A. 229. Strahlheim 460. Vollmer 1239. Andree N. A. 248. Schoolcraft Wigwam 204, herrſcht doch die Verehrung des böſen Geiſtes vor. So erwies man in Florida dem böſen Geiſte Toia weit mehr Aufmerkſamkeit als dem guten, weil letzterer ſich nicht groß um die Menſchen und um die Vorſehung kümmere. Der böſe hingegen, der ſie plagt, durch Geſichter ſchreckt, Menſchenopfer fordert, ihnen Schnitte ins Fleiſch macht, wird in altem volksthümlichen Dienſte und feierlichem Feſte verehrt. Reiſen XIV, 22. XVI, 499 nach Lescarbot. In Virginien ſoll man ſogar nur den böſen Geiſt verehrt haben, und zwar aus denſelben Gründen, aus welchen die Floridaner ihm vorzugsweiſe dienten. Majer 1811. 60. Reiſen XVI, 572 ff. Andere verehren wenigſtens den böſen und den guten Geiſt neben einander, wie die Lachsindianer im Nordweſten, die Chepewyans, die Stämme an der Hudſonsbay, die Tſchippewäer, Nadoweſſier und die alten Bewohner von Neujerſey. Vgl. Majer 1811. 60. und die daſelbſt angeführten Gewährsmänner. Manche Indianer denken ſich den Dualismus ſehr beſtimmt und abſolut auf die Weiſe, daß der böſe Geiſt immer ein Gegenſtück ſetzte zu dem, was der gute ſchuf, neben das Schaf ſetzte er einen Wolf, dem Heilkraut ſetzte er eine Giftpflanze entgegen, der Roſe die Dornen. Gregg Karawanenzüge II, 177. Ueberhaupt haben wir ja früher geſehen, wie ſich dieſer Dualismus durch das ganze Geiſterreich hindurchzieht, ſei es nun, daß dieſelben Geiſter zugleich gut und böſe ſind, ſei es, daß ſie ſich in gute und böſe ſcheiden. Vgl. oben §. 10.

Zweiter Abſchnitt.

Die Religion der Indianer auf den großen Antillen, der Columbus-Indianer.

§. 29—36.

§. 29. Die Quellen. — §. 30. Die hiſtoriſchen und ethnographiſchen Verhältniſſe. — §. 31. Die Kultur. — §. 32. Der Religionscharakter. — §. 33. Der Geiſterglaube und der Fetiſchismus. Unſterblichkeitsvorſtellungen. — §. 34. Der Naturdienſt mit Sonnendienſt an der Spitze, der Sonnengott Schöpfer und oberſter Gott. Mutter Gottes. — §. 35. Mythen von der Fluth und dem Urſprunge der Menſchen. — §. 36. Der Kultus und das Zauberweſen.

§. 29. Die Quellen.

Die Bewohner der großen Antillen ſind bald nach der Entdeckung dieſer Inſeln durch Columbus ſo gut wie vom Erdboden verſchwunden. Die Kenntniß ihrer Sitten und ihrer Religion beruht daher einzig und allein auf den allerälteſten Darſtellungen aus den Zeiten des Columbus und dem nächſten Geſchlechte nach ihm. Schon Oviedo (B. V, Cap. 4. vgl. Kottencamp I, 97.) beklagt ſich daher, daß man häufig die Wahrheit nicht mehr erfahren könne. Der ſo beleſene de Laet, der doch andere amerikaniſche Völker ſo gründlich zu behandeln verſteht, übergeht dieſe Indianer. Spätere Geſchichtſchreiber auf dieſem Gebiete haben daher für uns relativen Werth, einmal inwiefern ſie alte bisher unbekannte Quellen ans Licht ziehen konnten, und dann, was freilich auch nicht ſelten eintritt, wenn ſie zwar im Allgemeinen wohl eröffnete, aber für uns nicht leicht zugängliche Quellen benutzten. Die Zeitgenoſſen des Columbus ſind nun allerdings über dieſe Indianer um ſo ergiebiger, als die erſte Aufmerkſamkeit der Europäer im höchſten Grade gerade durch die zuerſt gefundenen Menſchen der neuen Welt erregt worden war. Auch muß man es den alten Spaniern nachreden, daß ſie in fleißiger Erforſchung der neuen Welt allen anderen Europäern rühmlich vorangegangen ſind. Oben an ſteht Chriſtoph Columbus ſelbſt. Seine verſchiedenen Beobachtungen ſind zum Theil noch ſchriftlich erhalten, ſeine Briefe ſind von den Spätern benutzt und finden ſich in der ſogleich näher zu bezeichnenden Sammlung von Navarrete. Namentlich hat er aber nicht Weniges noch bei ſeinen Lebzeiten ſeinen Freunden und Bekannten mitgetheilt, die dann gelegentlich in ihren Werken davon Gebrauch machten, in denen mehr oder weniger ausführlich auch von dem Kulturzuſtand und der Religion dieſer Inſulaner die Rede iſt. In dieſer Hinſicht iſt zuerſt zu nennen der Biograph des großen Entdeckers, ſein eigener Sohn, Ferdinand Columbus. Das Spaniſche

Original dieſer Lebensbeſchreibung befindet ſich in Barcia's Sammlung der Historiadores primitivos de las Indias Occidentales, T. I. Madrid 1749. Fol. Es gehört beſonders hieher Cap. 61. Mehr noch wurde die lateiniſche Ueberſetzung derſelben von 1570 vielfach von den Spätern benutzt und iſt die Hauptquelle über den großen Entdecker geworden. Ferdinand war ſowohl mit ſeinem Vater in Weſtindien, als auch benutzte er deſſen Handſchriften. Für unſern Gegenſtand iſt aber wichtiger einer der ältern Gefährten des Chriſtoph Columbus, der Pater Roman, der urſprünglichſte Gewährsmann auf dieſem Gebiete, ein armer Einſiedler vom Orden der Hieronymiter, der eine Zeitlang auf Befehl des Columbus als Miſſionär unter den Indianern lebte. Sein Werk führt die Aufſchrift: Escritura de Fray Roman patre Heremito, und iſt den Darſtellungen des Ferdinand Columbus, Peter Martyr und mancher Neueren, ſo weit ſie die Religion betreffen, zu Grunde gelegt, von erſterm ganz in ſeine Biographie aufgenommen worden. Neben ihm iſt zu nennen wegen ſeiner großen Bekanntſchaft mit den Indianern der berühmte Las Caſas, der als Dominikanermönch im Jahr 1510 nach Domingo kam, und als ihr Sachwalter von den Indianern wie ein Vater verehrt und geliebt wurde. Viele Nachrichten erfuhr er von den Franziskanermönchen, auch beſaß er Briefe von Columbus. Seine Schrift, die hieher gehört, iſt ſeine große Chronik historia de las Indias, von deren ſechs Büchern aber bloß drei, und dieſe nur handſchriftlich vorhanden ſind. Die Handſchrift wurde jedoch von Herrera, Munnoz, Navarrette und W. Irwing benutzt. Obſchon er ſehr gelehrt und der Dinge kundig war, richtete er doch ſein großes Herz zu einſeitig auf den praktiſchen Zweck des Wohls der Indianer, als daß nicht die Kritik häufig darunter litt, und Manches in den Sitten der Indianer verſchwiegen und geleugnet wurde, das ein ungünſtiges Licht auf ſie hätte werfen können. Im Verkehr mit den Entdeckern, namentlich mit Chriſtoph Columbus, ſtand der ausgezeichnete Peter Martyr d'Anghiera aus dem Mailändiſchen, der als Sekretär Ferdinands und Iſabellas und Mitglied des Rathes von Indien in Spanien naturaliſirt war. Bei der Darſtellung der Religion benutzte er vorzüglich den Roman in ſeinem Orbis novus oder rerum oceanicarum decades acto (denen er die Form von Briefen gab), und zwar beſonders im neunten Buche der erſten Dekade. Seine Erzählung iſt friſch und lebendig, aus dem erſten Eindruck hervorgegangen, aber ſchlecht geordnet und nicht geſichtet. Die

Erzählungen in der grynäiſchen Sammlung und bei Benzoni, obſchon letzterer ſich fünfzehn Jahre lang als Abenteurer in Amerika aufhielt, ſind größtentheils aus Peter Martyr entnommen. Hingegen lebte Oviedo, der 1513 nach Amerika kam, vier und dreißig Jahre lang in den Kolonien, und von dieſen zehn Jahre als Alkalde in Hayti. Er ſelbſt beobachtete ſowohl als Augenzeuge die urſprüngliche Bevölkerung, als auch war er ein unermüdeter Sammler. Seine Chronik von Indien beſtand aus fünfzig Büchern, von denen aber bloß der erſte Theil mit ſieben und zwanzig Büchern 1535 im Druck erſchien. Die Nachrichten derſelben gelten für die beſten, und die mit der meiſten Kritik geſchriebenen. Ein Zeitgenoſſe des Columbus war auch, und ſelbſt ein vertrauter Freund deſſelben, der Pfarrer von los Palazios, der Geſchichtſchreiber der katholiſchen Könige, Andreas Bernaldez, der gewöhnlich als cura de los Palazios citirt wird. In ſeiner Geſchichte, die handſchriftlich vorhanden iſt, benutzte er unter anderem eine kurze Erzählung, die Chriſtoph Columbus von ſeiner erſten Entdeckung ſelbſt verfertigt hatte. Hieher gehört auch noch der amerikaniſche Patriarch Buellius Catalonus aus der Zeit des Papſtes Alexander VI, der eine navigatio in Americam ſchrieb, welche von Chriſtoph Arnold benutzt wurde.

Unter den folgenden Bearbeitern der Entdeckung von Amerika ſteht noch immer Herrera inſofern oben an, als er das vollſtändigſte Werk darüber ſchrieb. Er war ſeit 1596 zum Archichronographus ernannt, benutzte die Archive Philipps II, und theilte aus denſelben eine Menge Aktenſtücke mit. Seine allgemeine Geſchichte von Indien oder den amerikaniſchen Kolonien enthält in acht Dekaden die Geſchichte von 1492 bis 1554. Er nahm die Chronik von las Caſas völlig in dieſelbe auf. Sein Werk iſt zwar wegen der ſchlechten Anordnung des überfüllten Stoffes nicht gerade viel geleſen worden, aber wegen der Zuverläſſigkeit der vielen Berichte für den Forſcher, beſonders früherer Kulturverhältniſſe ſehr wichtig und vielfach zu Rathe gezogen. In dieſer Hinſicht iſt auf die Sammelwerke aufmerkſam zu machen, welche vom Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts an von Reiſen nach Weſtindien veranſtaltet worden ſind. Der herwegiſchen, die von Grynäus herausgegeben wurde, iſt ſchon gedacht worden. An ſie ſchließen ſich die von Ramuſio, Purchas, Thevenot, de Bry, Munnoz, welche letztere durch Navarrette 1825 herauskam, meiſtentheils durch Verneuil und Roquette

ins Französische übersetzt wurde und durch Ternaux Compans zugänglich gemacht wird. Die Geschichte der neuen Welt von Munnoz, was hier nur beiläufig bemerkt werden soll, welche Sprengel 1795 ins Deutsche übersetzt hat, ist zwar ein sehr gründliches Werk, bietet aber für die Kenntniß der Eingebornen keine Ausbeute. Hingegen sind aus der ältern Zeit der Engländer Alexander Roß und der Nürnberger Christoph Arnold, 1663, der jenen benutzte, die schon früher bei den nordamerikanischen Indianern erwähnt worden sind, als solche in Erinnerung zu bringen, die für unsern Zweck nicht unwichtig sind. Nachträglich mache ich hier auf die Deutsche Uebersetzung von Roß aufmerksam, die mir seither in die Hände kam. Sie ist verfertigt durch Christianum Sixtum, Heidelberg 1665. Ausführlichere Bearbeitungen der Religion auf den großen Antillen lieferte das achtzehnte Jahrhundert. Zunächst ist wieder das Werk von Picard zu nennen, der sich hier an Peter Martyr und an die Werke von Purchas und de Bry hält. Als Hauptwerk ist aber anzusehen die histoire de l'isle Espagnole ou de St. Domingue von Pierre François Xavier Charlevoix, welche zuerst 1730, 1731 in zwei Quartbänden erschien. Der in amerikanischen Dingen überhaupt wohl bewanderte Verfasser gilt mit Recht noch immer als einer der ersten Gewährsmänner, obschon er nichts anderes giebt als was schon die vorigen enthalten. Auf ihm beruht die Schilderung der altindianischen Religion auf Hayti, welche sich im zweiten Bande (S. 615 ff.) von Baumgartens Geschichte von Amerika befindet, — und ebenso die Beschreibung von St. Domingo im Bd. XIII. der Leipziger Sammlung aller Reisebeschreibungen, der 1755 in deutscher Uebersetzung herausgekommen ist. Robertsons Geschichte von Amerika ist in Beziehung auf die großen Antillen namentlich wegen der Benutzung Herreras schätzbar. Unter den Schriftstellern unsers Jahrhunderts hat Majer im mythologischen Taschenbuch von 1813 als Anhang zur Religion der Karaiben eine sehr hübsche Darstellung über die religiösen Ideen und Gebräuche der alten Bewohner von St. Domingo gegeben. S. 29 ff. Sonst behandelt unsern Gegenstand außer Vollmer, so viel ich weiß, bloß noch Washington Irving, welcher in seiner anziehenden Lebensbeschreibung des Columbus im zehnten Kapitel des sechsten Buchs die Sitten und Religion der alten Bewohner von Hayti dargestellt hat. Er benutzte die Briefe des Christoph Columbus, den Ferdinand Columbus, Roman, Las Casas, Bernaldez, Peter Martyr,

Oviedo, Herrera, Charlevoix, und iſt der einzige der mir zugänglichen Schriftſteller unſers Gegenſtandes, dem die Sammlung von Munnoz und Navarrette zu Gebote ſtand. Ueber Kulturverhältniſſe im Allgemeinen giebt Kottencamp in ſeiner Coloniſation von Amerika aus guten Quellen gute Bemerkungen.

---

§. 30. Die hiſtoriſchen und ethnographiſchen Verhältniſſe der Urbewohner der großen Antillen.

Während wir bei den Rothhäuten die Berührung einer wilden Einwanderung mit einer alten Kultur eines ſchwächern Geſchlechtes bloß aus den alten Baudenkmälern und ſchwachen Ueberlieferungen kennen lernten, fand auf den großen Antillen dieſer Zuſammenſtoß ſtatt noch zur Zeit der Entdeckung. Auch hier nahm das wildere Volk Vieles von den mildern an, auch hier war die alte Bildung bereits verkommen und die Menſchen in der Kultur zurückgekommen, bevor noch die wilden Ankömmlinge ſich geltend gemacht hatten.

Dieſer Gegenſatz trat ſchon dem großen Entdecker ſcharf vor die Augen. Die Urbewohner der Antillen, die die großen ganz, die kleinen noch da und dort als unterdrücktes Volk bewohnten, kommen unter verſchiedenen inländiſchen Namen vor, beſonders heißen ſie Guatiaos, Humboldts Reiſe V, 32, was noch der allgemeinſte Ausdruck war für befreundete Indianer überhaupt. Daneben finden ſich noch die Namen Aruacas, Humb. Reiſe V, 25. Baumgarten II, 855 und Ygneri, Humb. Reiſe V, 21. 31. Reiſen XVII, 488. Anm. Doch hat keiner dieſer Namen ſpäter bei den Schriftſtellern einen allgemeinern Gebrauch erlangt. Chriſtoph Columbus nannte die Bewohner der großen Antillen bloß Indianer im Gegenſatz zu den Karaiben. Regnault im Univ. pitt. V, 3. a. Im Gegenſatz zu dieſen letzteren erſcheinen ſie ihm und noch mehr dem Las Caſas als ein gutmüthiges, weiches, ſchlaffes und unkriegeriſches Volk. Baumgarten II, 619. Irwing IV, 108. Kottencamp I, 97. Zehn Karaiben, geſtanden dieſe Indianer ſelbſt zu, ſchlagen hundert von den Ihrigen in die Flucht. Peter Martyr (deutſch) 249. Doch zeigte es ſich nachgehends, daß ſie doch nicht unbedingt ſo liebens-

würdig und unkriegerisch waren, wie man es sich anfänglich einbildete. Es ging hier ähnlich wie später mit Otaheiti. Namentlich waren die Bewohner der östlichen, den Angriffen der Karaiben mehr ausgesetzten Küste von Hayti besser bewaffnet als die übrigen Insulaner, und die Gebirgsbewohner werden sogar als unbändig geschildert. Peter Martyr 296. 310. Irwing IV, 95. Auch darf man sich diese Leute mit ihren groben Gesichtszügen, weit offen stehenden Nasenlöchern, geringer Stirn und unreinen Zähnen nichts weniger als schön und liebenswürdig vorstellen. So viel ist aber immer sicher, daß sie ein kleineres, schwächlicheres, schlafferes Geschlecht waren als die Karaiben. Darin stimmen alle Zeugen überein. Man schrieb diese schwächlichere Art dem Klima und der durch dasselbe begünstigten Bequemlichkeit des Lebens zu, welche zu keiner Anstrengung zwangen. In diesen schönen Gegenden herrschte ein ewiger Frühling in Verbindung mit einem ewigen Herbste, so daß es das ganze Jahr hindurch so wenig an Früchten als an Blüthen fehlte. Fische und Wild gab es ohnehin. Man glaubte daher anfänglich alles Ernstes, das goldene Zeitalter und das Paradies wieder aufgefunden zu haben. Ferd. Columbus Cap. 32. Peter Martyr I, 3. Irwing IV, 109. Kottencamp I, 97. 98. Allein das Klima könnte allenfalls erklären, daß sie in der Kultur nicht weiter fortgeschritten waren, nicht aber ihr schwächlicheres Wesen. Denn die Karaiben lebten ja unter denselben klimatischen Verhältnissen. Die Mexikaner haben ein milderes Klima als die Peruaner, und waren doch viel kriegerischer und energischer. Aber auch die geringere Kultur haftete nicht nothwendig an diesem Klima. Früher war die Kultur auf diesen Inseln eine größere. So spricht sich wenigstens, und seine Behauptung hat alle innere Wahrscheinlichkeit für sich, Schomburgh in einem Briefe an den Prinzen Albert dahin aus, daß die frühern Geschlechter auf der Insel Hayti dasjenige, das Columbus fand, übertroffen hätten, wie noch gegenwärtig aus einzelnen Denkmälern zu ersehen sei. Ausland 1851. Nr. 172. Schomburgh hat nämlich auf Hayti in der Nähe von San Juan de Maguana einen mächtigen, aus Granitblöcken künstlich zusammengeordneten Ring von 2270 Fuß im Umfang und 21 Fuß Breite gefunden. Die Steine, die fest aneinander schließen, zeigen durch ihre Glattheit, daß sie an den Ufern des Flußes gesammelt sind. Beinahe in der Mitte des Ringes liegt ein 5 Fuß 7 Zoll langer Stein, zum Theil in den Boden eingefaßt, der wahrscheinlich in der Mitte selbst

gestanden habe und von da umgefallen sei; es sei nicht zu verkennen, daß Menschenhände ihn in Bearbeitung gehabt und daß er eine menschliche Gestalt habe. Schomburgh nimmt mit Recht an, daß er ein Götze gewesen, dessen heiliger Raum durch den gigantischen Ring bezeichnet sei; daß aber dieses Werk nicht von den Indianern herrühre, welche Columbus kennen lernte, sondern von einem frühern, gebildetern Geschlechte. Vgl. Frankfurter Conversationsblatt 1852. 5. Mai. Wir werden im folgenden Paragraph sehen, wie sich auch noch manche Reste der frühern Kultur bei dem spätern Geschlechte erhalten hatten. Dazu kommen nun noch manche andere Umstände, die zu der Annahme berechtigen, die Columbus-Indianer zu der frühern amerikanischen Kulturbevölkerung zu zählen, welche den Rothhäuten und der ganzen Toltekischen Einwanderung voranging, welche in Central-Amerika Staaten errichtet hatte, in Terra Firma Trümmer hinterließ, und von der sich in Brasilien mitten unter den wildesten Horden zahlreiche Reste vorfinden. Sie sind also zunächst verwandt mit dem Alligheví, von denen §. 5. gesprochen wurde, welche von den Delawaren vertrieben, nichts anderes in Nordamerika zurückließen als ihre verhältnißmäßig kleinen Beingerippe in den alten unzähligen Grabhügeln, und ihre vielfachen Denkmale der Kultur und Religion, die zum Theil von den Rothhäuten angenommen wurden. Ob die Alligheví aber nach den Antillen auswanderten, oder ob sie nur im Allgemeinen derselben größern Völkermasse angehörten, macht für uns keinen so wichtigen Unterschied. Die Antillenindianer selbst behaupteten aus Florida abzustammen, Alex. Humboldts Reise V, 27 (deutsch). Sollte diese Behauptung auch bloß auf einem Schlusse beruhen, der aus der gleichen Art der beiderlei Indianer gezogen wurde, so wäre doch der Schluß immerhin ein Beweis für die Zusammengehörigkeit beider Völker. Da aber in spätern Zeiten andere Leute in Florida wohnten, so kann diese Behauptung der Antillenindianer doch nicht auf jenem Schlusse beruhen, ist also eine alte Ueberlieferung, welche, indem sie zu unserm Schluß als zweiter Grund hinzutritt, denselben stützt. Die alte Kulturbevölkerung Floridas also, die von den Rothhäuten verdrängt wurde, gehört demselben Völker-Kreise an, dem auch die Bewohner der großen Antillen, während hingegen die wilden Eindringlinge, dort die Rothhäute, hier die Karaiben, nichts mit einander zu schaffen haben. Wir werden später, bei der Behandlung der Karaiben, über ihre historischen Verhältnisse ausführlicher sprechen,

und namentlich auch die weit verbreitete Ansicht zurückweisen, welche die Alligheví und Karaiben identifizirt. Für einmal haben wir die Verwandtschaft der Columbus-Indianer mit dem alten Amerikanischen Kulturvolk weiter zu verfolgen. Später bei Darstellung der Mexikanischen Religionen wird es sich zeigen, wie den Völkern der nordischen Einwanderung, welche mit den Tolteken begann und den Azteken schloß, eine uralte Bevölkerung voranging, von der die Nordländer größtentheils die Kultur annahmen. Aus verschiedenen Umständen geht nun die Verwandtschaft der Antillenindianer mit jener Urbevölkerung hervor. Dahin gehört hier wie dort der Sonnendienst unter gleichen Namen. Auf Hayti verehrte man die Sonne unter dem Namen Tonatik, Tona hieß der Mond. Bei der Urbevölkerung von Central-Amerika finden wir die Namen Tonatrikli, bei den Azteken, die kein R haben, in Tonatiuh verwandelt, ferner bei letzteren Citlalatonak und Tonacateuctli für den Sonnengott, für den Mond ebenfalls wieder Tona, und dann Tonacacihua. Denselben Wortstamm fanden wir in Florida in dem Worte Tonazulis, womit diejenigen Vögel bezeichnet wurden, welche man als Boten der Sonne verehrte. Vgl. oben §. 7. Ist der Gott Vaudoux, auf dessen Altar Schlangen gestellt wurden, (vgl. §. 97.), der Schlangott Votan in Central-Amerika, so beweist er ebenfalls unsere Annahme. Ein anderer Umstand, der sich überall bei der alten Kulturbevölkerung Amerikas, sonst aber nicht, hingegen ebenfalls bei den Antillenindianern wiederfindet, ist die Verbreitung unnatürlicher Wollust. Für die Antillen bezeugt dieses Laster Oviedo, vgl. Kottencamp I, 99. Baumgarten II, 618. Reisen XIII, 233, und daß die Aussage dieses glaubwürdigen Schriftstellers nicht durch Clavigero widerlegt werde, wird sich später bei den Völkern Central-Amerikas selber ergeben. Ein fernerer, wenn auch nur mittelbarer Grund zur Annahme jener Verwandtschaft ist die auffallende Aehnlichkeit der alten Pyramiden der Mexikanischen Urbevölkerung, welche der Sonne und dem Monde gewidmet waren, mit den Nordamerikanischen Mounds oder künstlichen Erdhügeln. Prescott Mejico II, 69. Diese letzteren rühren aber von den Verwandten der Antillenindianer, von den Alligheví her, wie wir früher gesehen haben. Ein anderer Grund liegt in der Sprache, indem nach Hervas und Oviedo die Bewohner von Cuba und Jamaica mit denen von Yucatan sich verständigen konnten. Vater im Mithr. III, 3. S. 3. Wenn nun Boturini, der große Kenner amerikanischer Urverhältnisse annimmt, daß

die von den Tlaskalanern vertriebenen Olmeken, die der Urbevölkerung angehörten, die großen Antillen bevölkert hätten, A. Humboldts Monum. 318, so beruht diese Behauptung doch wenigstens auf der Wahrnehmung der Verwandtschaft, von der hier gesprochen wird. Diese Verwandtschaft mit dem alten, kleinern Kulturgeschlechte läßt sich aber noch weiter bis nach Südamerika, zunächst bis Guiana verfolgen. Denn wenn die Karaiben die Bewohner der großen Antillen von den Arrouks in Guiana abstammen lassen, so thaten sie das offenbar deßhalb, weil sie die Zusammengehörigkeit beider erkannten. Europäische Reisende, wie Raleigh und andere, die vor zwei Jahrhunderten Guiana besuchten, sind derselben Ansicht wie die Karaiben. Bryan Edouard S. 24. Vgl. Humboldts Reise V, 25. Unten §. 39. In Brasilien finden wir denselben Gegensatz zwischen den milden Tupi Guaranistämmen einerseits, den Trägern alter Kulturreste, die auf ähnliche Weise geschildert werden wie die Columbus-Indianer, und anderseits den Botokuden und anderen ganz wilden Waldindianern.

Somit ist einleuchtend, daß die Columbus-Indianer zu jenem uralten Geschlechte kleinern Wuchses von Sonnenanbetern gehörten, die vor Jahrtausenden über den Osten Amerikas verbreitet waren. Von einem Zusammenhange mit den Peruanern schweigen die Ueberlieferungen; die physischen und moralischen Eigenschaften der Peruaner würden aber ziemlich gut zu einer Zusammengehörigkeit derselben mit jener großen Völkergruppe stimmen.

---

§. 31. Der Stand der Kultur zur Zeit der Entdeckung.

Wir haben gesehen, wie eine alte Kultur auf den großen Antillen wie anderswo im Osten Amerikas dem Leben der Völker zur Zeit der Entdeckung zu Grunde liegt. Diese Kultur haben wir aber nicht gleichmäßig überall uns zu denken, sie war in Central-Amerika bedeutender als in Nordamerika und Südamerikas Ostküste. Und so stellt sich auch die uralte Kultur der Antillen als eine sehr mäßige dar, auch mit dem Maßstabe uramerikanischer Kultur gemessen. Die insulare Isolirtheit von größern Kulturvölkern und die Bequemlichkeit des Lebens ließ hier eine größere Kultur nicht aufkommen.

Zur Zeit der Entdeckung war aber auch dieſe Kultur verkommen und verkümmert, ſo daß das Leben dieſer Leute vielfach dem der Wilden glich. Dieſe Wildheit haben wir hier jedoch nicht wie in Nordamerika dem fremden Einfluß wilder einwandernder Stämme zuzuſchreiben, wie etwa der Karaiben, denn dieſe waren auf den großen Inſeln noch nicht eingewandert und feſtgeſetzt, ſondern die Kultur war eben aus uns unbekannten Urſachen verkommen, wie in vielen anderen Gegenden Amerikas ſchon vor den Einwanderungen.

Die eigenthümlichen Kulturverhältniſſe dieſer Inſeln ergeben ſich ſchon aus der Zuſammenſtellung der Größe der Bevölkerung mit der Lebensweiſe derſelben. Nach Las Caſas vast. Ind. Art. 2. waren ſämmtliche großen Antillen von ſechs Millionen Menſchen bevölkert, ein einziger der fünf Fürſten von Haytí hatte ein Heer von 30,000 Mann, nach Herrera hatte die Inſel eine Million Einwohner, nach anderen drei, nach Bryan Edouard alle großen Antillen zuſammen drei Millionen Einwohner. Herrera Cap. 6. Bryan Edouard S. 25. 39. Kottencamp I, 101. Baumgarten II, 615. Nehmen wir dabei auf Las Caſas keine Rückſicht, ſo ſind doch dieſe Zahlenverhältniſſe ganz andere als bei den Rothhäuten, die in dünner Bevölkerung das Land als Jäger durchſchwärmen. Und doch bebauten die Columbus-Indianer das Land nicht mehr als die Rothhäute. Denn man lebte auch hier vorzüglich von dem, was die gute Mutter Erde von ſelbſt ſchenkte, ohne ſich dabei um viel mehr anderes zu bekümmern als um das Einſammeln und Einfangen. Der Ackerbau war äußerſt unbedeutend, und kaum gaben ſich die Menſchen einige Mühe, die Yucawurzel und die Kartoffeln, welche bei ihnen ſehr beliebte Nahrungsmittel waren, ernſtlich zu pflanzen und zu bauen. Es wuchs eben von ſelbſt genug. Und daher erklärt ſich auch hier die Möglichkeit einer dichtern Bevölkerung auch ohne bedeutenden Landbau. Doch war einiger Ackerbau da, namentlich ſchlagen Las Caſas und Bryan Edouard S. 37. die Maiskultur als nicht unbedeutend an. Aber ein anderes Ackerbaugeräthe als den Stock, mit dem ſie die Erde lockerten, kannten ſie nicht. Aus den Früchten wußten ſie eine Art Brot zu backen. Peter Martyr 249. Sie hatten ſogar einen Kulturmythus, nach welchem ein weiſer Boitio ſie ehedem dieſe Kunſt gelehrt habe. Peter Martyr 534. Daneben bot ihnen die Fiſcherei eine reichliche Nahrung, und überhaupt aßen ſie von Vögeln und anderen Thieren, was ihnen in den Wurf kam. Irwing IV, 108.

Baumgarten II, 620. 622. Aus der Anſchauung dieſes müheloſen Lebens entſtanden nun in den Zeiten der Entdeckung jene Schilderungen von paradieſiſchen Zuſtänden. Beſonders beredt zeigt ſich hier Peter Martyr I, 3. S. 277. „Es iſt bekannt, ſagt er, daß die Indianer „die Erde ſo gut gemein haben, wie Sonne und Waſſer, und daß „bei ihnen kein Mein und Dein ſtatt finde, dieſer Same aller Uebel. „Dort iſt das goldene Zeitalter. Weder mit Graben, noch Wänden, „noch Zäunen ſchützen ſie ihre Güter. In offenen Gärten wohnen ſie „und ohne Geſetze, ohne Bücher und ohne Richter thun ſie das Rechte „aus Naturtrieb.“ Dieſe Schilderung iſt mehr ein Ergebniß einer angeregten Phantaſie als einer unbefangenen Beobachtung, beſonders was die moraliſche Faſſung derſelben betrifft. Abgeſehen von den früher erwähnten unnatürlichen Laſtern, die doch immer nur bei Einzelnen vorkamen, waren auch hier die Verhältniſſe zu den Weibern ſehr frei, zu den Frauen locker. Auch war die Sitte keineswegs verlockend, wenn auch für den dortigen Standpunkt ganz natürlich, die Frauen der Fürſten und Caziken mit ihren geſtorbenen Männern zu begraben. Baumgarten II, 617. Kottencamp I, 99. Eben ſo wenig die andere, die ſich ſonſt nur bei wilden Jägervölkern findet, alte kranke Leute, ſelbſt Caziken, zu erdroſſeln. Irwing IV, 103. Was vom Eigenthum geſagt iſt, iſt auf den Privatgrundbeſitz zu beſchränken; bewegliches Eigenthum hatten ſie wohl, ſonſt hätten ſie nicht Tauſchhandel treiben können, Oviedo V, 3, ſonſt hätten ſie die Diebe nicht ſo ſtreng beſtrafen können, daß ſie ſie lebendig pfählten. Baumgarten II, 621. Kottencamp I, 98. Auch waren die Fetiſche, die ſie nicht ſelten einander zu ſtehlen pflegten, ebenfalls perſönliches Eigenthum. Irwing IV, 97. Aber richtig iſt, und darauf kommt es bei Beurtheilung dieſer ſocialen und politiſchen Volkszuſtände hauptſächlich an, es fehlte wie bei den Wilden das Privateigenthum des Grundes und Bodens. Und dieß iſt es, was den Humaniſten nach ganz antiker Denkart für die Urzuſtände auf den Antillen ſo ſehr einnahm. So ſchließt auch Gondavo bei Ternaux Compans I, S. 120 ſeine Schilderung der Braſilianer mit den Worten: „In dieſem Lande lebt man nach der Gerechtigkeit und nach den Geſetzen der Natur.“ Es zieht ſich nämlich durch alle alten Kulturvölker ein Gefühl, wie urſprünglich auf der Erde ein Leben ohne Ackerbau und ohne Grundeigenthum geweſen ſei, ein müheloſes und harmloſes Leben, ohne den jetzigen Schweiß des Angeſichtes beim

Essen des Brotes, ohne das jetzige Jagen nach Gewinn und Genuß, ohne jetzige Armuth und Reichthum. Und man hielt jene Zustände nicht bloß für die glücklichsten, sondern auch für die gerechtesten. Darum suchten alte Gesetzgebungen im Geiste dieser antiken Anschauung die Nutznießung des Bodens so viel als möglich jedem Bürger zukommen zu lassen. So die Spartaner, und darauf zielte das Jobeljahr der Hebräer, in Amerika werden wir bei den Peruanern die consequenteste Durchführung dieser Idee auch bei einem Kulturvolke antreffen. Die Römer hielten den Saturnus für den gerechtesten König, weil unter seiner Regierung im goldenen Zeitalter kein Privatbesitz stattgefunden habe. Darum sind bei Homer die Thracier die trefflichsten, die Abier die gerechtesten der Menschen, offenbar deßhalb, weil sie als Nomaden keinen Privatgrundbesitz hatten. So erklärt Strabo die Worte Homers, und schon vor ihm Aeschylos. Der Jüdische Geschichtschreiber Josephus hält es für einen Beweis der Gerechtigkeitsliebe der Essener, daß sie kein Grundeigenthum hatten, und nach Jamblichus, dem Verfasser des Lebens des Pythagoras, besteht die Gerechtigkeit in der Gütergemeinschaft. Damit hängen aufs genauste sokratische, kynische und stoische Begriffe zusammen, daß jedem Menschen ohne künstliche Bedürfnisse und Leidenschaften die Erde ohne Mühe und Sorge von selbst das Nöthige darbieten werde. Vgl. Homer Ilias XIII, 6. Aeschylos Fragm. aus dem befreiten Prometheus bei Steph. Byz. u. d. W. Ἄβιοι, Strabo VII, p. 300. Josephus, antiq. XVIII, 1. 5. Vita Pythagoræ per Jamblichum, cap. 30. §. 167. Justinus, Hist. 43. 1. Varro de re rustica II, 1, — Humboldt kritische Untersuchungen I, 48. Philo de opif. mundi §. 26, und Commentar dazu. Aehnlich sagt Alb. von Haller von den durch die Jesuiten in Paraguay civilisirten Indianern, daß sie eine Gesellschaft bildeten, welche durch die Gleichheit ihrer Mitglieder und durch die Gemeinschaft der Güter das goldene Zeitalter darstellten. Traité sur divers sujets intéressants de politique et de morale §. 3. p. 120.

Das Zurücksinken in den Zustand der Wildheit mit Beibehalten alter Kulturreste begegnet uns nun auch noch bei den Antillenindianern auf anderen Lebensgebieten. So verstanden sie zwar Baumwolle zu spinnen und zu weben, bei der Milde des Klimas machten sie aber wenig Gebrauch davon, Männer und Kinder gingen nackt, nur die Weiber waren etwas bekleidet. Baumgarten II, 615. Irwing IV, 108. Kottenkamp I, 101. Namentlich zeigt sich aber in ihren rein politischen

Verhältniſſen der Zuſammenhang mit alter Kultur. Die Columbusindianer waren nämlich nicht hordenweiſe wie die Wilden unter freigewählten Häuptlingen verbunden, ſondern ſie vereinigten ſich zu größern Staaten. Die Inſel Hayti z. B. war in fünf Staaten getheilt, über deren jeden ein erblicher, abſoluter Fürſt herrſchte, von deſſen Willen Gut und Blut, Land und Leute abhingen. Starb ein ſolcher kinderlos, ſo erbten nicht die Kinder des Bruders, ſondern die der Schweſter, weil man bei letzteren des königlichen Blutes ſicherer ſein zu können glaubte. Von dieſen Fürſten war wieder eine Menge Caziken als Lehnadel und Vaſallen abhängig. Den hier einheimiſchen Namen der Caziken haben die Spanier auf die Häuptlinge aller Wilden übergetragen Vgl. über die politiſchen Verhältniſſe Baumgarten II, 261. Kottenkamp I, 100 nach Oviedo V, 3. Der Abſolutismus und die Vergötterung der Fürſten zeigt ſich bei dieſen alten Kulturvölkern überall da, wo die Kultur einen gewiſſen großartigen Grad erreichte und ſich über ganze Staaten verbreitete, wie in Florida, Peru und bei den Muyscas. Bei den Mexikanern hat ſich dagegen viel mehr nordiſche Selbſtſtändigkeit erhalten, der Abſolutismus war dort ganz jung. Auch in der Sprache zeigen ſich die Reſte alter Kultur. Unter den verſchiedenen Dialekten nämlich, welche auf dieſen Inſeln geſprochen wurden (wir reden bloß von Dialekten, denn man verſtand einander leicht), zeichnete ſich der des Königreiches Xaragua durch ſeine Ausbildung vor allen andern ſo aus, daß er auf der ganzen Inſel Hayti vielfach gelernt wurde, und nach der Anſicht der Indianer den Vorrang behauptete. Der Umſtand, daß dieſer Dialekt für heilig galt, weiſt auf eine ſehr alte Ausbildung deſſelben, ſo daß er als ein Reſt höherer Kulturzuſtände angeſehen werden muß. Reiſen XIII, 237. Baumgarten II, 623. Aus dieſer Sprache iſt außer dem Worte Cazike auch noch Mais und Orkan in die Europäiſchen Sprachen aufgenommen worden. Vgl. noch Vater Mithr. III, 3. 2. Endlich verrathen auch noch ihre Lieder, Areitos oder Areita, wegen der Mannigfaltigkeit ihres Inhalts mehr Bildung als bei den Wilden vorkommt. Dieſe Lieder waren nämlich nicht bloß religiöſe Lieder, von denen wir ſpäter reden werden, ſondern auch Heldenlieder, Loblieder, laudationes, auf die verſtorbenen Fürſten, — ferner Balladen, Elegien, Klage- und Liebeslieder, welche die Europäer mit den Liedern der damaligen Troubadours in Spanien und Flandern verglichen, bei denen man nach dem Takte der Caſtagnetten zu tanzen pflegte. So ſangen auch dieſe Indianer

ihre **Areitos** bei feierlichen Anläſſen nach dem Takte der Trommelſchläge, die der Fürſt oder Cazike in höchſt eigener Perſon zu ſchlagen ſich die Ehre nahm und ſo ganz eigentlich den Ton angab. In ſolchen Liedern waren auch ihre hiſtoriſchen oder mythiſchen Ueberlieferungen enthalten, deren Inhalt durch die Tänze mimiſch und gleichſam hieroglyphiſch dargeſtellt wurde. Das waren auch die hauptſächlichſten Quellen, aus denen der Eremit Roman geſchöpft hat. Vgl. Irwing IV, 105 ff. nach Fray Roman, Ferdinand Colon hist. del Almirante, Cap. 61, Oviedo V, 3 und 1, Peter Martyr. I, 9, Herrera I, 3. Cap. 4, Picard 142. Baumgarten II, 616. 619. Kottencamp I, 101. Reiſen XIII, 232.

---

§. 32. Der Religionscharakter im Allgemeinen.

Chriſtoph Columbus hatte zuerſt die Meinung, die Indianer der großen Antillen hätten gar keine Religion. Irwing IV, 95. Dieſe ſo oft wiederkehrende Behauptung iſt uns ſchon bei alten, aber oberflächlichen Beobachtern der Rothhäute entgegengetreten. Auch bei den Columbusindianern hat ſich dieſelbe wie dort und anderswo bei genauerer Betrachtung als unrichtig erwieſen, und iſt ganz einfach durch die Darſtellung dieſer Religion ſelbſt widerlegt.

Wenn die Behauptung Picard's 210 richtig wäre, daß die Bewohner der großen Antillen mit den Karaiben dieſelbe Religion gehabt hätten, ſo wäre es um ſo unbegreiflicher, warum wir hier nicht die Religion beider Völker vereinigt behandelt haben; und das um ſo mehr, da wir ja auch bei den Rothhäuten beide Religionsbeſtandtheile, das der Wilden und das, welches vom Kulturvolke herrührte, mit einander und in ihrer Verſchmelzung dargeſtellt haben. Allein hier iſt es nicht ſo wie dort. Columbusindianer und Karaiben haben wohl manches Einzelne von einander angenommen, namentlich die Karaiben von jenen, aber zu einer Verſchmelzung der Religion beider iſt es ſo wenig gekommen als der beiden Völker ſelber in ihren größern Maſſen und übrigen Kulturelementen. Auch hier wird die Darlegung der Sache ſelbſt die beſte Widerlegung jener Behauptung ſein.

Allerdings finden ſich nun manche Uebereinſtimmungen, die entweder bei allen Völkern derſelben Kulturſtufe ſich wieder zeigen, oder die, wie geſagt, von den Karaiben den Columbusindianern entnommen ſind. Dahin

gehören folgende Punkte. Beide haben wie die Rothhäute ein Gemiſch von Geiſterfetiſchismus und Naturdienſt mit Sonnendienſt an der Spitze. Der Geiſterglaube und die Unſterblichkeitsvorſtellungen beider knüpfen ſich an das Verhältniß zu den Todten. Zemes heißen bei den Columbusindianern die Fetiſche, und dieſer Name findet ſich auch bei den Karaiben. Bei beiden heißen die Zauberer Boitios. Statt der Tempel finden wir bei beiden, wie in Florida, heilige Höhlen als Wallfahrtsörter verehrt. Bei beiden geht nach ihrem kosmogoniſchen Mythus die Sonne aus einer ſolchen Höhle hervor. Bei beiden endlich finden wir dieſelben fünf Namen für die Mutter des großen Geiſtes. Daß aber dergleichen auffallende Analogien, die entlehnt ſein müſſen, von den Columbusindianern zu den Karaiben gekommen ſind und nicht umgekehrt, das wird ſchon durch die äußern Verhältniſſe klar. Die Columbusindianer nämlich hatten keine weitere Gelegenheit, von den ſie nur feindſelig berührenden Karaiben etwas anzunehmen. Dieſe dagegen ſuchten ſich, wie wir ſpäter noch beſtimmter nachweiſen werden, bei jeder Gelegenheit der Weiber auf den großen Antillen zu bemächtigen, die ſogar ihre von den Karaiben verſchiedene Sprache in den neuen ehelichen Verbindungen beibehielten. Wie nun die Karaiben von dieſen Weibern manche religiöſe Anſchauung annehmen konnten, liegt auf der Hand. Beſonders iſt in dieſer Hinſicht bemerkenswerth die Thatſache, daß bei den Karaiben bloß die weiblichen Schutzgeiſter den Namen Zemes führen, der auf den Antillen den Schutzgeiſtern überhaupt beigelegt wird. Auch hatten die Karaiben bereits mehrere Inſeln der Columbusindianer unterworfen, eben die kleinen Antillen, von denen die Reſte von Kulturreligion zu den Eroberern gelangten, während die Karaiben, wie wir das alles ſpäter zeigen werden, grundſätzlich der Kultur, d. h. dem Ackerbau, widerſtrebten. Und ſo müſſen namentlich die Beſtandtheile aus dem Sonnendienſte um ſo eher den Antillenindianern als urſprünglich zugeſchrieben werden, da dieſelben bei den Völkern Florida's und Centralamerika's ſich wieder auf dieſelbe Weiſe finden, mit welchen Völkern die Karaiben nicht die geringſte Verwandtſchaft zeigen, — ein von Haus aus wildes, wenn auch mit trefflichen Geiſtes- und Körperanlagen begabtes Geſchlecht, das Kulturelemente erſt kürzlich von anderen angenommen hatte.

Bei den Antillenindianern zeigte ſich nun der Sonnendienſt und die Geſtirnverehrung ſo vorherrſchend, daß die erſten Spanier dieſelben für die ausſchließliche Religion derſelben hielten. Peter Martyr 249. 329.

Bei den Karaiben herrſchte, wie bei manchen anderen kriegeriſchen Völkern die Verehrung des Mondes vor. Der Sonnendienſt der Antillenindianer trägt Merkmale an ſich, wie ſie auch ſonſt den erſten Stufen der Kulturreligionen zukommen. Dahin gehören die Sonnenſäulen und ihre Verehrung, die in Amerika auch ſonſt ſich finden, in Centralamerika, Peru, Quito und bei den Muyscas. In der alten Welt ſind die Säulen in Vorderaſien und die Herkulesſäulen bekannt. Auch können wir hieher rechnen die unnatürliche Vermehrung einzelner Glieder an Götterbildern im ſymboliſchen Intereſſe, wie ſie bei den Hindus ſich wieder finden, in Amerika außer den Columbusindianern nur noch im alten Centralamerika, bei Tolteken und Azteken gar nicht. Ein Mythus deutet ſogar nicht undeutlich die frühere Herrſchaft der Sonne und ſomit die alte Kulturreligion des Sonnendienſtes an. Auch die jährlichen Nationalfeſte als Mittelpunkte des geſammten Kultus gehören dieſer höhern Stufe an, wie denn überhaupt das religiöſe Leben ſowohl als die religiöſen Vorſtellungen weit mehr Centraliſation zeigen als bei den Karaiben. Während bei dieſen der Dualismus zwiſchen guten und böſen Geiſtern ſehr ſtark hervortritt, ſind bei den Columbusindianern die Zemes mit ſolcher Beſtimmtheit dem großen Geiſte untergeordnet, daß die alten Quellenſchriftſteller dieſelben geradezu mit den Engeln vergleichen. Dieſe Unterordnung iſt zwar nicht urſprünglich, die Zemes ſind nicht vom Großen Geiſte ausgegangen, ſie ſind älter als er, der nur die Spitze der Pyramide bildet, — aber nichts deſto weniger iſt das Syſtem hier doch uralt.

§. 33. Der Geiſterglaube und der Fetiſchismus, Unſterblichkeitsvorſtellungen.

Dieſe Religionsſtufe verliert ſich nie aus den heidniſchen Völkern, wenn ſie auch noch ſo ſehr ſich auf höhere emporſchwingen. Selbſt in der Chriſtenheit findet ſie ſich im Geiſterglauben, der Geſpenſterfurcht, dem Zauberweſen und Hexenthum. Und wegen der natürlichen Zähigkeit dieſer unterſten Stufe verfallen die Menſchen aus höhern Stufen leicht wieder in jene zurück. So iſt es nicht bloß in religiöſen Dingen, ſondern auch in anderen. Die Neigung mancher Menſchen zum Vagabundenweſen, zu Gaunerſtreichen, zum Banditenthum u. dgl. beruht vorzüglich auf dieſer Herrſchaft der Wildheit und Scheu vor regelmäßiger Arbeit über das Gemüth des Menſchen.

Der Geiſterglaube und der Fetiſchismus der Columbusindianer iſt ſowohl ein Erbſtück aus der Zeit alter Kultur, welche jene Stufe der Religion bei keinem Naturvolk ausgerottet hat, als auch verſank man bei fortwährender Abnahme der Kultur wieder von neuem in jene unterſten Zuſtände religiöſen Lebens zurück.

Die Geiſter haben hier den Namen Zemes, Chemens, Cemis, Chemis. Von ihnen kommt ſowohl das Gute als das Böſe. Das Gute, denn ſie ſind Schutzgeiſter. Jeder Einzelne, jede Familie, und, worin ſich die höhere Kultur zeigt, jeder Staat hat ſeinen Schutzgeiſt, der vom Fürſten und vom Volke bei öffentlichen Angelegenheiten angerufen, befragt und verehrt wird. Peter Martyr 330. Arnold 973. Irwing IV, 96. Durch einen ſolchen Nationalſchutzgeiſt tritt der Geiſterdienſt aus der chaotiſchen Vereinzelung heraus, welche den Charakter der Auffaſſung der Wilden ausmacht; ſolche Zuſammenfaſſung der religiöſen Geſichtspunkte auf ein großes Ganze kann nur von einem Kulturvolke herrühren, das einen größern Staat bildete. Wir werden ſpäter ſehen, daß an der Spitze aller Staaten und der ganzen Natur noch ein oberſter Gott ſteht, der Sonnengott der Kulturreligionen. Die Zemes ſind nun aber nicht bloß Schutzgeiſter, ſondern auch Plagegeiſter, die Urheber von allerlei Plage, und man betet ſie daher vorzugsweiſe in der Abſicht an, ſie zu beſänftigen. Robertſon I, 445 nach Peter Martyr und Oviedo. Denn es leben auch dieſe Indianer in einer beſtändigen Furcht vor den Zemes. Baumgarten II, 624. Man kann ſich auch darob nicht verwundern, denn bei Tag und bei Nacht, im Traum und im Wachen beängſtigen ſie die Menſchen. Beſonders erſcheinen ſie ihnen häufig im Traume, in dem ſie, wie der Teufel in den Hexenprozeſſen, die Weiber zum Beiſchlafe zu verführen ſuchen und dann plötzlich verſchwinden. Peter Martyr 333. Erzeugt aber einmal ein ſolcher Geiſt Kinder, ſo haben ſie zwei Kronen auf dem Kopfe. P. Martyr 336. Dann zeigen ſie ſich ihnen überhaupt in dem Schauer der ſtillen Nacht, und werden darum auch als Nachtgeiſter oder Geſpenſter, nocturna phantasmata, bezeichnet. P. Martyr 330. Oefter wurden ſie des Nachts von den Indianern auf den Gaſſen erblickt, verſchwanden aber ſogleich wieder, falls der Menſch ſich nicht fürchtete; hatte er aber Angſt, ſo ſchreckten ſie ihn dermaßen, daß er nicht ſelten in Ohnmacht fiel. P. Martyr 334. Roß (deutſch) 228. Dieſe Nachtgeiſter ſind wiederum nichts anderes als die Todten, die da ſpuken. Peter Martyr 333. Roß a. a. O. Picard 143. Irwing

IV, 103. 104. Also auch wieder derselbe Zusammenhang zwischen den Geistern und den Todten, zwischen Nekromantie und Zauberei, zwischen Todtenerscheinungen und Gespenstern, wie wir ihn schon bei den Rothhäuten vorfanden, und wie er überall stattfindet. Aber nicht bloß des Nachts erscheinen die Geister, sondern die Indianer wußten auch manche gräuliche Geschichte von Geistererscheinungen bei Tage zu erzählen, nennen sogar die Namen einiger solcher berühmten Zemesfürsten, z. B. Corochot und Epileguanita. Diese waren bei heiterhellem Tage dem ganzen Stamme sichtbar, erschienen ganzen Heeren, scheußlich und schrecklich anzusehen, mit aufgesperrtem Rachen, langen Hörnern und einem Schwanze, brüllend wie ein wildes Thier. P. Martyr 336. 337. 401. 402. Arnold 974. Vielleicht gehört auch hieher der als demonio angeführte Tuira. Vater Mithr. III, 3. 3.

In derselben Gestalt, in welcher die Geister erschienen, suchte man sie auch, so gut es ging, als Fetische abzubilden oder anzudeuten, und gab ihnen denselben Namen Zemes wie jenen, was wiederum die wesentliche Zusammengehörigkeit des Fetischismus mit dem Geisterglauben beurkundet. Baumgarten II, 624. Die Schutzgeister sind so sehr an ihre Bilder gebunden und mit ihnen identifizirt, daß mit dem vertauschten oder gestohlenen Bilde zugleich auch der Schutzgeist auf den neuen Besitzer übergeht. Irwing IV, 97. So ist das Verhältniß zum Schutzgeiste nicht etwa ein persönliches, sondern beruht auf geheimem magischem Zwang. Merkwürdig ist auch in kulturgeschichtlicher Hinsicht, indem es auf theilweise Theilung der Arbeit hinweist, daß die ganze Insel Guanabba in der Nähe von Hayti von lauter Bilderverfertigern bewohnt wurde, welche die Nachtgeister, die den Leuten erschienen, verfertigten. Peter Martyr 294. Obschon die Benediktiner auf der Insel Hayti über 170,000 solcher Bilder zerstörten, Arnold 975, findet man jetzt noch viele, und nach der Abbildung bei Baumgarten und den Beschreibungen derselben zu urtheilen, hat ihre menschliche Gestalt und kauernde Stellung sehr viele Aehnlichkeit mit Mexikanischen Hausgötzen, die sich in dem Basler Mexikanischen Kabinet vorfinden. Baumgarten II, 624. 626. Ein anderes solches Bild, welches Arnold aus Buellius mittheilt, scheint zierlicher als die gewöhnlichen zu sein, und war von hartem Holze verfertigt, mit Gold und Edelsteinen versehen. Es stellt vielleicht den Schutzgeist eines Fürsten dar. Diese Bilder sind nämlich von verschiedenem Stoff, aus Holz oder Fischbein geschnitzt, aus Stein gehauen, aus

Lehm geformt. Irwing IV, 96. Peter Martyr 294. 335. Robertſon I, 445. Arnold 974 ff. Andere bilden ſie in Baumwolle nach, in ſitzender Stellung, wie bei uns, ſagt Peter Martyr 330, die Maler die Lemuren an die Wand malen. Selbſt Steinchen und Beinchen, welche auch hier die Zauberer, wie bei den Rothhäuten und anderswo den Kranken aus dem Leibe geſogen hatten, wurden von den Frauen in Baumwolle gehüllt, und als Zemes und Helfer in Geburtsnöthen verehrt. Ebenſo betete man auch Wurzeln als Zemes an. Peter Martyr 335. Bei dem innigen Zuſammenhang, in welchem Geiſterglaube, Fetiſchdienſt und Todtenverehrung zu einander ſtehen, iſt die religiöſe Achtung gegen die Gebeine der Todten, die man entweder in eine heilige Höhle begrub oder in einem Kürbis aufbewahrte, durchaus hieher zu zählen. Irwing IV, 102. 103.

Die in Menſchengeſtalt dargeſtellten Fetiſche haben insgemein eine häßliche und für uns abſchreckende Geſtalt, was aber nicht mit ihrer Idee von Furcht erregendem Weſen, ſondern mit dem geringen Grad der Kultur in Verbindung gebracht werden muß. Auch hier waren, wie anderswo auf dieſer Kulturſtufe, Thierfetiſche von Kröten, Schildkröten, Schlangen und Krokodilen erträglicher und natürlicher aufgefaßt und gebildet. Baumgarten II, 624. Reiſen XIII, 237. Man tätowirte auch auf Hayti die Geſtalt der Zemes auf den eigenen Körper. Irwing IV, 98. Im Uebrigen waren die Schutzgeiſter der Einzelnen und des Hauſes an jedem Orte des Hauſes aufgeſtellt, oder auch in das Hausgeräthe und die Waffen eingeſchnitzt oder angemalt. Einige waren größer, andere kleiner, von der letztern Gattung banden ſie welche nach Karaibenart, wenn ſie in den Kampf gingen, vor die Stirn. Peter Martyr 330. Arnold 975. Majer 1813, 37.

Aus dem Vorhergehenden ſchon geht hervor, daß die hieſigen Unſterblichkeitsvorſtellungen der Stufe des Fetiſchismus angehören müſſen. Die Seelen der Todten ſind die göttlichen Geiſter. Wären wir über dieſen Punkt ausführlicher unterrichtet, ſo könnte es uns billig auffallen, daß nicht mehr Elemente der andern Stufe ſich auch bei den Unſterblichkeitsbegriffen vorfinden. Indeſſen erklärt ſich dieſer Umſtand außer den ſpärlichen Berichten auch noch daraus, daß die Unſterblichkeitsvorſtellungen ſpäter ſich entwickeln als die entſprechenden von der Gottheit, und daher auf höhern Stufen die Vorſtellungen der niedern von der Unſterblichkeit am meiſten noch verbreitet ſind. Sind doch ſelbſt

IV, 103. 104. Also auch wieder derselbe Zusammenhang zwischen den Geistern und den Todten, zwischen Nekromantie und Zauberei, zwischen Todtenerscheinungen und Gespenstern, wie wir ihn schon bei den Rothhäuten vorfanden, und wie er überall stattfindet. Aber nicht bloß des Nachts erscheinen die Geister, sondern die Indianer wußten auch manche gräuliche Geschichte von Geistererscheinungen bei Tage zu erzählen, nennen sogar die Namen einiger solcher berühmten Zemesfürsten, z. B. Corochot und Epileguanita. Diese waren bei heiterhellem Tage dem ganzen Stamme sichtbar, erschienen ganzen Heeren, scheußlich und schrecklich anzusehen, mit aufgesperrtem Rachen, langen Hörnern und einem Schwanze, brüllend wie ein wildes Thier. P. Martyr 336. 337. 401. 402. Arnold 974. Vielleicht gehört auch hieher der als demonio angeführte Tuira. Vater Mithr. III, 3. 3.

In derselben Gestalt, in welcher die Geister erschienen, suchte man sie auch, so gut es ging, als Fetische abzubilden oder anzudeuten, und gab ihnen denselben Namen Zemes wie jenen, was wiederum die wesentliche Zusammengehörigkeit des Fetischismus mit dem Geisterglauben beurkundet. Baumgarten II, 624. Die Schutzgeister sind so sehr an ihre Bilder gebunden und mit ihnen identifizirt, daß mit dem vertauschten oder gestohlenen Bilde zugleich auch der Schutzgeist auf den neuen Besitzer übergeht. Irwing IV, 97. So ist das Verhältniß zum Schutzgeiste nicht etwa ein persönliches, sondern beruht auf geheimem magischem Zwang. Merkwürdig ist auch in kulturgeschichtlicher Hinsicht, indem es auf theilweise Theilung der Arbeit hinweist, daß die ganze Insel Guanabba in der Nähe von Hayti von lauter Bilderverfertigern bewohnt wurde, welche die Nachtgeister, die den Leuten erschienen, verfertigten. Peter Martyr 294. Obschon die Benediktiner auf der Insel Hayti über 170,000 solcher Bilder zerstörten, Arnold 975, findet man jetzt noch viele, und nach der Abbildung bei Baumgarten und den Beschreibungen derselben zu urtheilen, hat ihre menschliche Gestalt und kauernde Stellung sehr viele Aehnlichkeit mit Mexikanischen Hausgötzen, die sich in dem Basler Mexikanischen Kabinet vorfinden. Baumgarten II, 624. 626. Ein anderes solches Bild, welches Arnold aus Buellius mittheilt, scheint zierlicher als die gewöhnlichen zu sein, und war von hartem Holze verfertigt, mit Gold und Edelsteinen versehen. Es stellt vielleicht den Schutzgeist eines Fürsten dar. Diese Bilder sind nämlich von verschiedenem Stoff, aus Holz oder Fischbein geschnitzt, aus Stein gehauen, aus

Lehm geformt. Irwing IV, 96. Peter Martyr 294. 335. Robertſon I, 445. Arnold 974 ff. Andere bilden ſie in Baumwolle nach, in ſitzender Stellung, wie bei uns, ſagt Peter Martyr 330, die Maler die Lemuren an die Wand malen. Selbſt Steinchen und Beinchen, welche auch hier die Zauberer, wie bei den Rothhäuten und anderswo den Kranken aus dem Leibe geſogen hatten, wurden von den Frauen in Baumwolle gehüllt, und als Zemes und Helfer in Geburtsnöthen verehrt. Ebenſo betete man auch Wurzeln als Zemes an. Peter Martyr 335. Bei dem innigen Zuſammenhang, in welchem Geiſterglaube, Fetiſchdienſt und Todtenverehrung zu einander ſtehen, iſt die religiöſe Achtung gegen die Gebeine der Todten, die man entweder in eine heilige Höhle begrub oder in einem Kürbis aufbewahrte, durchaus hieher zu zählen. Irwing IV, 102. 103.

Die in Menſchengeſtalt dargeſtellten Fetiſche haben insgemein eine häßliche und für uns abſchreckende Geſtalt, was aber nicht mit ihrer Idee von Furcht erregendem Weſen, ſondern mit dem geringen Grad der Kultur in Verbindung gebracht werden muß. Auch hier waren, wie anderswo auf dieſer Kulturſtufe, Thierfetiſche von Kröten, Schildkröten, Schlangen und Krokodilen erträglicher und natürlicher aufgefaßt und gebildet. Baumgarten II, 624. Reiſen XIII, 237. Man tätowirte auch auf Hayti die Geſtalt der Zemes auf den eigenen Körper. Irwing IV, 98. Im Uebrigen waren die Schutzgeiſter der Einzelnen und des Hauſes an jedem Orte des Hauſes aufgeſtellt, oder auch in das Hausgeräthe und die Waffen eingeſchnitzt oder angemalt. Einige waren größer, andere kleiner, von der letztern Gattung banden ſie welche nach Karaibenart, wenn ſie in den Kampf gingen, vor die Stirn. Peter Martyr 330. Arnold 975. Majer 1813, 37.

Aus dem Vorhergehenden ſchon geht hervor, daß die hieſigen Unſterblichkeitsvorſtellungen der Stufe des Fetiſchismus angehören müſſen. Die Seelen der Todten ſind die göttlichen Geiſter. Wären wir über dieſen Punkt ausführlicher unterrichtet, ſo könnte es uns billig auffallen, daß nicht mehr Elemente der andern Stufe ſich auch bei den Unſterblichkeitsbegriffen vorfinden. Indeſſen erklärt ſich dieſer Umſtand außer den ſpärlichen Berichten auch noch daraus, daß die Unſterblichkeitsvorſtellungen ſpäter ſich entwickeln als die entſprechenden von der Gottheit, und daher auf höhern Stufen die Vorſtellungen der niedern von der Unſterblichkeit am meiſten noch verbreitet ſind. Sind doch ſelbſt

die dem Monotheismus entsprechenden Unsterblichkeitsvorstellungen noch nicht den Hebräern, sondern erst im Christenthum geoffenbart worden! Die Vorstellungen der Columbusindianer also von der Unsterblichkeit waren die der wilden Fetischdiener. Nach denselben dauern die vereinzelten Zustände diesseits dem Wesen nach jenseits wieder fort. Darum werden auch hier den Verstorbenen allerlei zum Leben nothwendige Dinge mitgegeben, gewöhnlich eine Calabasche mit Wasser und ein Laib Brot. Bei dem Tode der Caziken und Fürsten werden einige Weiber derselben mitbegraben. Peter Martyr 537. Baumgarten II, 619. Majer 1813. 45. Irwing IV, 103. Kottencamp I, 99. Selbst der Aufenthaltsort der Todten ist kaum ein anderer, kaum ein Jenseits. Denn entweder verlegt jeder denselben in seine Provinz, oder man dachte sich zwar einen besondern Wohnort der verstorbenen Vorfahren, wo man in schattigen und blühenden Lauben mit schönen Weibern lebt und an köstlichen Früchten sich labt, — aber dieser Ort war nirgends anders als auf der Insel Hayti selbst, in den schönen Thälern auf der westlichen Seite der Insel. Dort halten sich den Tag über die Seelen der Verstorbenen in den unzugänglichen Klüften der Berge versteckt, also wie die Dämonen, des Nachts aber fliegen sie in die glücklichen Thäler hinab, um die Frucht Mamey zu genießen. Man scheut sich daher auch, diese Frucht den Geistern wegzuessen. Baumgarten II, 627. Irwing IV, 104. Majer 1813, 33 ff. So sehr ist aber das Leben der Verstorbenen an das der Lebenden geknüpft, daß sie, wie wir gesehen haben, als Geister den Lebendigen erscheinen, Spuk treiben, überhaupt Sehnsucht nach dem Leben diesseits zeigen, die Lebendigen gleichsam beneiden, sie schrecken und plagen. Von einer sittlichen Fassung des Unsterblichkeitsglaubens, von einer Vergeltung jenseits ist auch hier keine Rede. Baumgarten II, 627. Das religiöse Gefühl ahnt wohl das Hinüberragen der Seele in ein Jenseits, aber die Schauer des Todes, da und dort auch sinnliche Gelüste, halten diese Ahnung befangen.

---

§. 34. Der Naturdienst mit Sonnendienst an der Spitze, der Sonnengott Schöpfer und oberster Gott, Mutter Gottes.

Es ist schon oben gesagt worden, daß der Gestirndienst so vorherrschend auf den Antillen gewesen sei, daß man ihn für die einzige Religion

der Inſulaner gehalten habe. Und wirklich ſah man in den Geſtirnen, vor allem in der Sonne, die die Welt regierenden Kräfte, die als Geiſter und Fetiſche, als Zemes wirkſam ſind. Daher leiteten die Zemes die Jahreszeiten und Elemente, die Fruchtbarkeit des Jahres, Stürme und Gewitter ſo gut wie ſanfte Lüfte und fruchtbare Regen. Eben dieſelben beherrſchen die Meere und die Wälder, die Quellen und die Brunnen, leiten die Waſſer von den Bergen und durch die Ebenen, bald in ſanftem Dahingleiten, bald in brauſenden Fluthen, welche die Thäler verheeren. Sie ſind es, die die Geſundheit geben, von ihnen kommt Glück zur Jagd und beim Fiſchfang. Peter Martyr 330. Irwing IV, 97. Was die Beziehung der Zemes auf die Naturgeſetze und die Hergänge der Natur im Großen betrifft, ſo zeigt ſich jene Vermiſchung der Naturverehrung der höhern Stufe mit dem Geiſterglauben des Fetiſchismus, welche Vermiſchung hier wie überall der Naturreligion den Stempel des Poetiſchen aufdrückt. Wie nun im alten Griechenland, in Vorderaſien, Arabien und anderswo, wo noch unmittelbare Naturverehrung ſtattfand, rohe Steine zugleich als Fetiſche und als Symbole von Naturkräften verehrt wurden, ſo auch hier, und zwar ſo, daß die höhere ſymboliſche Beziehung auf die großen Naturkräfte ſehr deutlich hervortritt. Von drei in ſolchen Steinen verehrten Zemen nämlich war der eine über die Erde geſetzt, der zweite über die Geburten, daß er den Gebärenden die Schmerzen wegnähme, der dritte endlich gab Regen und Sonnenſchein. Baumgarten II, 625. Irwing IV, 99. 100. Auf eine ſymboliſirende Religionsſtufe weiſen auch Götterbilder mit mehreren Händen oder Köpfen. Kraft 330 nach Charlevoix hist. de St. Domingue. Dergleichen Bilder mit mehreren Geſichtern oder Händen, welche die Thätigkeit und Vorſehung nach allen Seiten hin bezeichnen, ſind übrigens in Amerika äußerſt ſelten, und gehören bloß dem Urvolke des Majageſchlechtes an. Auch der Thierdienſt mit ſeinen Verwandlungen fällt dem Kreiſe dieſer ſymboliſirenden Religionsanſchauung anheim, denn er weist auf Anthropomorphirung der Thiergottheiten hin, in welchen göttliche Kräfte und Geſetze verehrt worden waren. So wird von einem Indianer erzählt, und wir werden ſpäter wieder darauf zurückkommen, daß er in eine Nachtigall, von den Knochen eines andern, daß ſie in Fiſche, von anderen Leuten, daß ſie in Fröſche verwandelt worden ſeien. Peter Martyr 331. Irwing IV, 101. 102. Von dieſen thieriſchen Götterbildern iſt früher ſchon bemerkt worden, daß ſie in künſtleriſcher Hinſicht

noch die erträglichsten waren. Die so verehrten Schlangen und Krokodile, Kröten und Schildkröten symbolisirten auch hier größere Naturkräfte und Naturwirkungen, die ewige Naturverjüngung, die welttragenden Kräfte u. dgl. Aehnliches ist anzunehmen bei der Eule, welche nach Bernaldez, vgl. Prescott Mejico I, 47, auf den Kleidern der Columbusindianer gestickt war, und in welcher auch die Rothhäute und die Mexikaner die weissagende Kraft verehrten. Besonders ist hier erwähnungswerth die Verehrung des Schlangengottes Vaudour auf Hayti. An seinem Feste wurde Opferblut mit starkem Getränke gemischt getrunken, und daher die Feierlichkeit mit dem ausschweifendsten Taumel beschlossen. Auf den Altar des Gottes stellte man Schlangen in Kisten, die ursprüngliche Verehrung dieses Schlangengottes. Vgl. Sepp, Mythologie II, 155 (Woher?). Da wir die Verwandtschaft der Antillenurbevölkerung mit der vortoltekischen Urbevölkerung Centralamerikas nachgewiesen haben, so stehen wir nicht an, in diesem Vaudour den Votan in Chiapa wieder zu erkennen, den vielbesprochenen Votan. Vgl. unten §. 97.

An der Spitze des ganzen Religionssystems stand aber der Sonnengott Tonatiks, der mit demselben Namen wie in Centralamerika (Tonatrikli, Tonatiuh) verehrt wurde. Auch die Sonnenvögel in Florida weisen auf diesen Namen, wie wir schon früher sahen, sowie daß der Name der Gattin des Sonnengottes, Tona (Vollmer), des Mondes, in manchen Götternamen in Centralamerika sich wieder findet, die alle auf eine Mondgöttin hinführen. Dem Sonnengotte waren Säulen geweiht, neben denen ein Altar stand, und auf diesen marmornen Sonnensäulen war das Bild des Sonnengottes eingegraben. Peter Martyr 335. Wir werden bei anderen amerikanischen Völkern, von deren Säulen mehr berichtet ist, ausführlicher von denselben sprechen.

An diesen Sonnengott schließen sich nun auch hier kosmologische Anschauungen und kosmogonische Mythen an. Nach denselben gingen ursprünglich Sonne und Mond aus einer Höhle hervor und befruchteten dann die Welt. Auch der Ursprung und das Hervorgehen der Menschen in das irdische Dasein wird als ein Hervorgehen aus der Erde und früheres Wohnen in derselben, besonders in Höhlen gedacht. Die größeren Menschen gingen aus einer größern Höhle, hervor, die kleinern aus einer kleinern. Da das Bewußtsein des Vaterlandes älter ist als das der Welt, so war auch die Insel Hayti zuerst da. Auf derselben haben Tonatiks und Tona ihre Höhle, welche Jouanaboina

hieß und zur ſtattlichen Wohnung eingerichtet war. Von dieſer Höhle aus gaben beide Gatten der Inſel das Licht und erfreuten ſie mit erwärmenden Strahlen. Die ganze übrige Welt war finſter. Dieſe Höhle wurde fortwährend auf der Inſel gezeigt, verehrt und mit Bildern geziert, von denen zwei mit Namen Binthaitell und Maroh vor anderen genannt werden, vielleicht Sonne und Mond, doch wird das nicht beigefügt. Peter Martyr 333. Arnold 975 nach Roß 161 ff., deutſch 227, Picard 143, Baumgarten II, 616. Reiſen XIII, 232. Irwing IV, 100 ff. Vollmer. Aber Hayti konnte nicht in Ewigkeit ihren Wirkungskreis beſchränken, ſo wenig als der Geſichtskreis der Inſulaner mit den Grenzen des Eilandes für immer konnte abgeſchloſſen bleiben. Wir haben geſehen, wie die Antillenindianer mit den alten Völkermaſſen Centralamerikas zuſammenhingen. Alſo verließen Sonne und Mond ihren particulariſtiſchen Wohnſitz in der Höhle auf Hayti, und gingen an den Himmel, um von dieſem herab fortan wechſelsweiſe die geſammte Welt zu beleuchten und zu beherrſchen. Hingegen ſendete Tonatiks an ſeine Stelle den Jokahuna oder Jocauna, auch Jocanna genannt, gen Hayti, Stellvertreterin von Tona wurde daſelbſt Jemao. Vgl. Vollmer. In dieſem Mythus ſpricht ſich außer kosmologiſchen und kosmogoniſchen Anſchauungen auch noch das Bewußtſein von dem urſprünglichen Alterthume des Sonnendienſtes auf Hayti aus, — und ebenſo das Bewußtſein der Anthropomorphirung von Sonne und Mond als Jokahuna und Jemao, welche Stellvertreter nichts anderes ſind als Tonatiks und Tona ſelber in einer anderen Auffaſſung. Dieß zeigt ſich ganz klar daraus, daß hier wie anderswo, namentlich auch bei den Apalachiten in Florida, an den Begriff des Sonnengottes der des oberſten Gottes, an den der Mondgöttin der der Mutter Gottes ſich anſchließt. Denn dieſer Stellvertreter der Sonne, dieſer Jokahuna, iſt der große Geiſt ſelber, der Zemes an ſich, der ſelbſt wiederum den Himmel bewohnt, der unſterblich, allmächtig, unſichtbar iſt, — der aber auch bereits ſo ſehr aus dem in den Fetiſchismus verſunkenen Volksglauben zurücktrat, daß man nicht mehr zu ihm betete, ihm nicht opferte, als deſſen Trabanten indeſſen immer noch die ſämmtlichen anderen Zemes aufgefaßt werden. Peter Martyr 330. Arnold 973 nach Buellius, Picard 142. Baumgarten II, 624. Irwing IV, 96 nach Ferd. Colon.

Wie bei den Rothhäuten hat auch hier der große Geiſt eine Mutter, deren Begriff ſich an den der Mondgöttin anſchließt. Dieſe Mutter

iſt aber eben Jemao, die auch keinen Kultus mehr haben ſollte. Es zeigen ſich aber in den Berichten über ſie einige Verſchiedenheiten. Während ſie nach den gewöhnlichen Angaben die Mondgöttin iſt, nennen ſie Arnold und Buellius die Erdgöttin, was wohl zum Begriffe einer Gattin, nicht aber einer Mutter des Sonnengottes und oberſten Gottes paſſen würde, während dagegen die Mondgöttin nach vielen Amerikaniſchen Analogien ſowohl Mutter als Gattin ſein kann. Mond- und Erdgöttin vermiſchen ſich übrigens nicht ungern, wie in Vorderaſien Aſtarte und Aſchera, oder wie bei der Aegyptiſchen Iſis. Auch in den fünf Namen, die ihr außer dem der Jemao gegeben wurden, herrſcht Verſchiedenheit. Gewöhnlich werden die Namen genannt, die auch die Karaiben für die Mutter ihres oberſten Gottes angenommen haben: Attabeira, Mamona, Guacarapita, Tiella und Guamoanocan. P. Martyr 330. Baumgarten II, 624. Nach Arnold 973 aber ſind dieſe fünf Namen folgende: Guacaropi, Tamijellam, Guimazoam, Attab und Euram (d. h. Erde), oder Murionam. Dagegen legt er den Namen Guamoanocan dem Jokahuna, dem großen Geiſte ſelbſt bei. Es wird auch ſonſt noch von einem ſehr hochgeſtellten weiblichen Zemes berichtet, ohne daß ſein Name genannt wäre. Er hatte zwei Herolde oder Unterzemes zur Seite, den einen um die anderen Zemes zuſammenzurufen, damit ſie Wind und Regen erregten, überhaupt dasjenige bewirkten, um das die Menſchen gebeten hatten, — der andere dagegen ſollte diejenigen mit Ueberſchwemmung beſtrafen, welche den Göttern nicht genug Ehre erwieſen. Picard 142. Baumgarten II, 624. nach Peter Martyr. Ich ſtehe nicht an, dieſen weiblichen Zemes wegen ſeines hohen Ranges geradezu für die Jemao zu halten. So auch Majer 1813. 36.

---

§. 35. Mythen von der Fluth und dem Urſprunge der Menſchen.

Auch hier iſt ein kosmogoniſcher Mythus zur einer Fluthſage geworden, welche den Urſprung des Meeres erklären ſoll. Einſt lebte, ſo erzählt der zur Sage umgeſtaltete Mythus, ein reicher und mächtiger Cazike Namens Jaia. Der hatte einen einzigen Sohn, welcher ſich gegen den Vater verſchwor, darob von dieſem erſchlagen wurde. Nach der

Landesſitte ſammelte Jaia die Gebeine des Erſchlagenen, reinigte und bewahrte ſie in einem Kürbis. Siehe, da verwandelten ſich die Gebeine in Fiſche. Umgekehrt waren einſt nach einem Mythus der Delawaren und Irokeſen Seethiere durch den Großen Geiſt in Menſchen verwandelt worden. Jaia aber rühmte ſich, daß er das Meer im Kürbis verſchloſſen habe, und Fiſche bekommen könne, wenn er wolle. Da öffneten eines Tages während ſeiner Abweſenheit ſeine vier neugierigen Brüder den Kürbis, ließen ihn aber durch die plötzliche Erſcheinung des Vaters erſchreckt auf die Erde fallen, daß er in Stücke zerbrach. Daraus entſtand nun eine ſo große Fluth, daß die ganze Erde überſchwemmt wurde. So wurde das von nun an mit Fiſchen angefüllte Meer gebildet, aus welchem die Spitzen der Berge hervorſahen, welches die gegenwärtigen Inſeln ſind. Peter Martyr 332. W. Irwing IV, 102 nach Roman. Major 1813. 34 ff. Derjenige, dem das Meer ſeinen Urſprung verdankt, dieſer Jaia, iſt eine perſonifizirte und anthropomorphirte Urkraft, welche das Meer mit ſeinen Geſchöpfen in ſeiner Gewalt verſchloſſen hatte.

Anbelangend den Urſprung der erſten Menſchen, ſo iſt ſchon vorläufig bemerkt worden, wie ſie ebenfalls gleich Sonne und Mond aus Höhlen hervorgingen, die größern aus einer größern, die kleinern aus einer kleinern. Jene hieß Cazibaragua, dieſe Amajauna. So gingen auch nach den Rothhäuten die Menſchen aus dem Schooß ihrer Mutter Erde hervor. Nach der Erzählung der Columbusindianer hatte es aber mit dem Hervorkommen der erſten Menſchen aus jenen Höhlen folgende Bewandtniß. Ein Rieſe Machakael, Machochael, Maracael, mußte die Höhlen hüten und verhindern, daß die Menſchen ja nicht das Sonnenlicht erblickten. Da trug es ſich einmal in einer Nacht zu, daß er ſich zu weit von den Höhlen entfernte und nicht mehr vor Sonnenaufgang zurück ſein konnte. Die Sonne erhob ſich aus dem Meere, und blickte ergrimmt den Rieſen an; dieſer konnte ſolchen Anblick nicht ertragen und wurde in den Fels Kauta verwandelt. Das iſt der Berg in der Landſchaft Cannana, aus welcher die Menſchen hervorgingen. Er iſt wie andere Rieſen eine antikosmogoniſche Kraft. Nach Entfernung dieſes ihres Hüters fingen die Menſchen an, des Nachts die Höhlen zu verlaſſen, um zu fiſchen. Denn ſie hatten gegründete Furcht vor der Sonne, welche Jeden, den ſie beſchien, zu verwandeln drohte. In der That wurden auch einige Unvorſichtige entweder in Steine, oder in Thiere und Pflanzen, namentlich in wohlriechende Eichbäume verwandelt. So entließ

Vaguoniona, der war der Häuptling der Menſchen in den Höhlen, des Nachts ſeinen Freund. Wie dieſen aber bei Tagesanbruch die Sonne beſchien, wurde aus ihm eine Nachtigall. Und wirklich drückt dieſer Vogel jetzt noch in ſeinem Geſange die Sehnſucht nach ſeinem Freunde Vaguoniona aus. Aber auch dieſer fühlte ſich zu ſeinem Freunde fortgezogen und verließ mit den Weibern und Kindern die Höhlen. Auch dieſe wurden verwandelt, die Weiber, die er auf einer Inſel gelaſſen hatte, in wohlriechende Eichbäume, die Kinder, die er zu ſich genommen, ſchrien aus Sehnſucht zu den Müttern Toa, Toa! Mutter, Mutter! Da wurden ſie in Fröſche verwandelt, welche deßhalb jetzt noch ſo quacken. Peter Martyr 330. 331. Picard 143. Arnold 975 nach Roß 161 ff. deutſch 227. Baumgarten II, 616. Reiſen XIII, 232. Irwing IV, 101. Vollmer, Machokael. Majer 1813. 31 ff.

Durch Anwendung größerer Sorgfalt gelang es indeſſen den noch übrig gebliebenen Männern, ſich an das helle Tageslicht zu gewöhnen und ſich über die Inſeln zu verbreiten. Aber es fehlte an Weibern, ſie waren ja alle verwandelt worden. Wie nun neue Weiber geſchaffen worden ſeien, davon giebt es mehrere Ueberlieferungen. Nach der einen hätte Vaguoniona auf der Tiefe des Meeres ein ſchönes Weib geſehen, mit ihr gelebt, und ſei von ihr reichlich beſchenkt worden. Peter Martyr 331. Es iſt eine göttliche Kraft, die im Waſſer ſich regt, die hier als Weib erſcheint. Nach dem andern Mythus, der mit dem frühern beſſer zuſammenhängt, wuchſen aus jenen wohlriechenden Eichbäumen, welche einſt Weiber geweſen waren, Ameiſen hervor, die ſich aber bald in junge liebliche Mädchen verwandelten. So entſtand einſt auf des Zeus Wort hin aus Ameiſen das Volk der Myrmidonen. Die kosmogoniſche Kraft des Baumes, beſonders in Beziehung auf den Urſprung des Menſchengeſchlechtes, iſt uns ſchon aus dem Schöpfungsmythus des Manitu Kichton, auch dem des Manabozho der Rothhäute bekannt. Die ältere und die jüngere Edda, Griechen und Perſer, ſelbſt ſpätere Deutſche haben ähnliche Vorſtellungen. Wilh. Müllers Geſchichte der altdeutſchen Religion 169 ff. Die Ueberlieferung der Antillenindianer fährt nun weiter fort, wie jene aus Ameiſen entſtandenen Mädchen ſo glatt geweſen ſeien, daß man ihrer nicht habe habhaft werden können. Man war daher genöthigt, Leute mit rauher Haut auszuſuchen, verſchmähte ſelbſt Ausſätzige nicht, und auch dieſen gelang es bloß vier ſolcher Mädchen ſich zu bemächtigen. Aber auch dieſe erlangten erſt durch die

Nachhülfe eines Spechtes ihre völlige weibliche Natur. Aus diesen vier Weibchen entstand die Bevölkerung der Insel Hayti. Peter Martyr 331 ff. Eine dritte Erzählung vom Ursprunge des weiblichen Geschlechtes läßt dasselbe von einem der vier Söhne des Caziken Jaia den Ursprung nehmen, welche durch die Eröffnung jenes Kürbisses die Entstehung des Meeres veranlaßt hatten. Demnach begaben sich alle vier Brüder in großer Furcht vor ihrem Vater in die weite Welt, litten große Noth und wären beinahe gestorben. Von ungefähr kamen sie an einem Bäckerladen vorbei, klopften an, und schrien mit lauter Stimme: Cazabi, Cazabi, Brot, Brot! Nicht so bald hatte aber der Bäcker sie hineingelassen, als er den ersten, der hineinkam, dergestalt verfluchte, daß er sogleich die Wassersucht bekam. Er wäre auch unfehlbar an derselben gestorben, hätten nicht die Brüder mit einem Steine die Geschwulst aufgeschlagen. Aus diesem Eiter aber entstand das Weib, mit dem die vier Brüder Söhne und Töchter zeugeten. Peter Martyr 333. Dagegen muß sich das männliche Geschlecht, wie wir früher gesehen haben, gefallen lassen, daß nach einem Mythus der Wakosch der erste Mann aus der Feuchtigkeit entstand, die aus der Nase des ersten Weibes rann. Es sind beides stark anthropomorphirte Schöpfungsmythen vom Ursprunge der einen Hälfte des Menschengeschlechtes aus einer animalischen Flüssigkeit.

§. 36. Der Kultus und das Zauberwesen.

Die äußere Art der Götterverehrung, der Kultus, weist ebenfalls auf jene Mischung hin von Geisterfurcht und Verehrung der großen Naturkräfte, wie sie in den sichtbaren Gegenständen erscheinen, aus welcher Mischung die Religion auch dieser Indianer besteht. Vorzugsweise weisen ihre Zauberer auf das eine Religionselement hin, Hauptfest und Haupttempel als zeitliche und örtliche Mittelpunkte des gesammten religiösen Lebens auf das andere.

Die Zauberer heißen hier Buhitos, Butios, Bohitos, Bottios, auch Piaces. Ihr wesentliches Geschäft besteht auch hier darin, daß sie mit den Zemen in unmittelbare Verbindung treten, sie hercitiren oder herholen, befragen und Unterredungen mit ihnen halten. Dazu bedienen sie sich derselben Mittel wie die Zauberer und Schamanen anderwärts. Zuerst bereiten sie sich durch strenge Fasten und Waschungen vor, in

erhöhtem Grade, wenn kranke Caziken und Fürſten ſollen geheilt werden. Dann berauſchen ſie ſich mit dem Pulver oder der Flüſſigkeit von dem Kraute Cohobba, welches ſie ähnlich dem Getränke im celtiſchen Hexenkeſſel oder dem der Mexikaniſchen Prieſter in Ekſtaſe verſetzt. In dieſen Verzückungen nun erhalten ſie Geſichte, in denen ihnen der berufene Zemes erſcheint und die nachgeſuchte Antwort ertheilt. Der Inhalt dieſer Fragen und Antworten betrifft zunächſt und am gewöhnlichſten die Krankheiten und ihre Heilungen, auch hier ſind die Zauberer die Aerzte und Medicinemänner. Eben dieſelben erfahren von den Zemes die Zukunft im Kriege, die künftigen Gefahren und Verfolgungen, überhaupt alle diejenigen Dinge, welche die Seele dieſer Indianer einnehmen. Wenn die Butios die Zemen bei öffentlichen Gelegenheiten um Rath fragten, ſo hörte man (und das iſt hier eigenthümlich) keine Antwort, ſondern die göttliche Antwort entnahm man aus dem äußern Verhalten des verzückten Butios. Tanzte und ſang er, ſo war das ein gutes Zeichen, und man überließ ſich der Freude, — war er traurig, ſo deutete das auf den Zorn der Zemen, man brach in Thränen aus und faſtete ſo lange, bis der Zorn geſühnt war. Ein Beiſpiel, nach welchem der Zemes ſprach, beruhte auf dem Betrug eines Caziken. Als die Spanier nämlich dieſes Bild zerbrachen, fand ſich eine Röhre, welche bis zum Bilde ging, durch welche ein Menſch ſprach. Der Cazike habe die Spanier gebeten, die Sache nicht bei ſeinen Landsleuten zu verrathen. Majer 1813. 49 nach der Historia del Almirante S. 61. Baumgarten II, 624 aus derſelben Quelle. Bei den Heilungen von Krankheiten beſteht ihr Verfahren gewöhnlich darin, daß ſie drei- bis viermal um das Lager des Kranken herumgehen, ihm Naſe und Lippen drücken, Stirn, Schläfe und Hals anblaſen. Dann ſuchen ſie den Krankheitsſtoff an ſich zu ziehen, ſtreichen die Glieder des Kranken, geberden ſich, als ob ſie die Krankheit wegjagten, aus dem Hauſe trieben, und ins Meer oder in einen Berg bannten. Alles dieſes geſchieht unter den grimmigſten Geberden. Wie bei den Rothhäuten und den Karaiben zieht auch hier der Zauberer jeweilen einen Stein, ein Bein, oder ein Stück Fleiſch aus dem Munde, das er dem Kranken aus dem Leibe gezogen oder geſogen habe. Wenn nun ein Kranker nicht genas und ſogar ſtarb, ſo ſchrieb man es der perſönlichen Unwiſſenheit des Butios zu. Denn der allgemeine Glaube an ſolche Zauberei war tief im ganzen Volke gewurzelt, was man auch daraus ſieht, daß nach dem Tode eines ſolchen

Kranken die Verwandten den Geſtorbenen ſelbſt befragten, wie es ſich mit ſeiner Krankenbehandlung verhalten habe.

Im Ganzen ſind alſo die Butios Zauberer, und man darf ſie nicht mit Bryan Edouard S. 36 und Arnold 975 geradezu Prieſter nennen. Doch haben ſie in manchen Stücken Eigenſchaften der Prieſter beibehalten oder erhalten. Weniger würde ich hieher zählen, daß ſie unter dem Namen der Piaces einen Orden bildeten, der unter vielen Entſagungen in der Einſamkeit lebte, — oder daß ſie in den Kämpfen gegen die Feinde, die Zemen an die Stirne gebunden, zur Tapferkeit anfeuerten, — das können Seher und Zauberer auch thun. Hingegen iſt es ein Prieſtergeſchäft, wenn ſie bei gewiſſen Gelegenheiten, wie wir ſogleich ſehen werden, die Opfergaben, die Blumen, Früchte und Kuchen, Getränke, welche das Volk den Zemen bringt, in Empfang nahmen und den Göttern darboten. Die Butios brachen die Opferkuchen, brachten ſie den Zemen dar, und vertheilten dann, wie in Mexiko die Prieſter, die Stücke unter die Familienhäupter, nur mit dem Unterſchiede, daß hier auf den Antillen die Stücke das ganze Jahr hindurch ſorgfältig als Zaubermittel gegen ſchädliche Einflüſſe aufbehalten wurden.

Ueber die Butios vgl. Peter Martyr 333—336, Arnold 975, Robertſon I, 454. Görres chriſtliche Myſtik III, 530 ff. Irwing IV, 97. 98, alle drei nach Oviedo, — Baumgarten II, 624—626 nach Ferdinand Columbus, Kraft 269. Majer 1813. 41 ff.

Von den Wahrſagungen der Antillenindianer verdienen noch beſonders diejenigen herausgehoben zu werden, welche man wie ähnliche bei den Mexikanern und anderen Amerikaniſchen Völkern auf die Ankunft der Spanier bezog. Es iſt im Allgemeinen nichts Unerhörtes, man denke nur an Etrusker, Römer und Türken, daß Völker Ahnungen und ſelbſt beſtimmte Weiſſagungen von dem Untergange ihres Staates hatten. So erzählten auch die Antillenindianer, es ſeien vor Zeiten zwei Könige bei ihnen geweſen, von denen der eine fünf ganze Tage lang ſich des Eſſens und Trinkens enthalten und beſtändig zu den Zemen gefleht hätte, ſie möchten ihm doch die Zukunft enthüllen. Durch dieſen eifrigen Dienſt bewogen, hätten jene ihm nun geoffenbart, daß in nicht ſo gar langer Zeit die Maguacocher, d. h. fremde, bekleidete und bärtige Leute auf die Inſeln kommen würden. Mit eigenthümlichen Waffen ausgerüſtet würden ſie die alte Religion ausrotten, und die Indianer tödten oder doch der Freiheit berauben, nachher aber ſelbſt mit großer

Macht auf den Inseln wohnen und herrschen. Diese Weissagung war in ihren Liedern enthalten und wurde gelegentlich in kläglichem Tone und unter Thränen gesungen. Zuerst hätte man nun diese Weissagung auf die Karaiben bezogen, gegen die man daher nie einen offenen Krieg gewagt habe. Später aber sei man nur zu gut inne geworden, daß alle Umstände der Weissagung weit besser auf die Spanier gepaßt hätten. Schon der Umstand, daß diese Weissagung auf die Karaiben bezogen wurde, zeigt, daß sie nicht so klar die Spanier bezeichnete, wie man nach dem Erfolge dieselbe ausbildete. Aber die allgemeine Thatsache von einer solchen Weissagung über den Untergang des Volkes ist nicht zu leugnen. Peter Martyr 337. bes. 512. Arnold 974. Picard 142. Reisen XIII, 239.

Die zwei Hauptpunkte, in denen sich die alte Kulturreligion noch erhalten hatte, sind der Haupttempel und das Hauptfest. Jeder Fürst hatte seinen besondern Tempel für die Schutzgottheit des Landes, in welchem das Idol aus Holz, Stein oder Lehm aufgestellt war. Irving IV, 96. Ein besonders alter Tempel, der schon damals bewohnt gewesen sein soll, als die erste Bevölkerung auf der Insel Hayti war, hieß Camoteia, und war reichlich geschmückt mit Geschenken, auch von zahlreichen Wallfahrern besucht. Peter Martyr 510. Die größte Berühmtheit hatte aber der alte Höhlentempel Jouanaboina. Das war eben die Höhle, aus welcher beim Anfang der Dinge die Sonne hervorgegangen war, und die seither fortwährend als heiliger Ort und Götterwohnung verehrt wurde. Sie ist etwa sieben bis acht Stunden vom Cap Français entfernt, hundert fünfzig Fuß tief, eben so hoch, aber sehr schmal und eng, besonders ist der Eingang nicht breiter als der einer Kutsche. Die Höhle empfängt auch ihr Licht bloß von diesem Eingang und von einem runden Loche in der Höhe, aus welchem letztern ehemals Sonne und Mond an den Himmel gestiegen waren. Die Höhle selbst aber war so schön und regelmäßig gewölbt, daß sie eher ein Werk der Kunst zu sein schien. Mehr denn tausend Bilder von Zemen waren in die Felsen eingehauen oder angemalt, zwei standen am Eingange der Höhle, Namens Binthaitell und Marob. Zudem war Alles mit grünen Zweigen und anderem Schmucke ausgeziert. Zu dieser Höhle geschahen sowohl tägliche Wallfahrten, namentlich aber machte man zur Zeit großer Dürre mit Gesang und Tanz große Prozessionen zu ihr, und brachte Blumen und Früchte zum Geschenke mit. Peter Martyr 333. Charlevoix hist. de St. Domingue I, p. 60. Baumgarten II,

627. Majer 1813. 30. Irving IV, 100. Neben diesem größern Tempel scheinen auch noch kleinere, eine Art von Kapellen, im Gebrauch gewesen zu sein. Denn bei Krankheiten geschah es, daß die Butios, die dieselben nachläßiger Götterverehrung zuschrieben, zur Errichtung solcher Kapellen und heiliger Haine ermahnten. Roß (deutsch) 228.

Als zeitlicher Mittelpunkt des gesammten Kultus wird das große Hauptfest hervorgehoben. Doch war seine Zeit nicht so festgesetzt wie bei den vollständigen Kulturreligionen, sondern der Fürst machte jeweilen durch öffentliche Ausrufer den Tag bekannt, an welchem das Fest zu Ehren seines Zemes gefeiert werden sollte. Alsdann zog das Volk in großer Prozession daher, Männer und Frauen mit kostbarem Schmucke und Kleidern angethan, die Kinder wie gewöhnlich ganz nackt. An der Spitze des Zuges ging der Fürst und schlug die Trommel. So zog man in den Tempel des Nationalgottes, in welchem die Bilder der Zemen und neben ihnen die Butios aufgestellt waren. Der Fürst aber blieb an der Thüre stehen, indem er die Trommel zu schlagen fortfuhr, auch nachdem der ganze Zug neben ihm vorbei hineingezogen war. Die Weiber trugen als Geschenke mit Blumen geschmückte Körbe voll Kuchen. Bei dieser Gelegenheit war es denn auch, daß die Butios die Opferkuchen mit lautem Geschrei zu Handen der Zemes in Empfang nahmen, sie brachen, den Zemes darboten, dann aber die so geweihten Stücke unter die Familienhäupter als Zaubermittel gegen alle schädlichen Einflüsse vertheilten. Wie nun die ganze Prozession im Tempel war, stellte sich jeder vor den Hauptgötzen und reizte sich durch einen in den Hals gesteckten Stock zum Brechen, zu einem deutlichen, wenn auch nicht gerade ästhetischen Zeichen, daß man vor der Gottheit reines Herzens erscheinen und das Herz auf der Zunge haben müsse. Darauf begannen die Weiber einen Tanz (Areitos) unter dem Klange von Schellen, die an ihre Arme und Beine gebunden waren, und sangen die Loblieder zu Ehren der Zemes und die Heldenlieder der Fürsten und Caziken. Nach Peter Martyr wurden diese Lieder bloß von den königlichen Kindern gelernt und an den Festtagen vorgesungen. Den Schluß des Festes machten die Anrufungen an die Zemes um Schutz und Beistand. Peter Mathr 334. bes. 512. Arnold 975 nach Roß, deutsch 228. Picard 142. 143. nach de Bry und Purchas. Baumgarten II, 625. Reisen XIII, 238. Irving IV, 98 ff. nach Charlevoix. Majer 1813. 39 ff. Las Casas, Ind. devast.

Dritter Abſchnitt.

Die Religion der Karaiben.

§. 37—48.

§. 37. Die Quellen. — §. 38. Namen, Wohnſitze und Ausdehnung der Karaiben. — §. 39. Geſchichtliche Verhältniſſe, Herkunft und Abſtammung. — §. 40. Kulturverhältniſſe. — §. 41. Die Religion im Allgemeinen. — §. 42. Der Geiſterglaube und der Fetiſchismus. — §. 43. Der Kultus. — §. 44. Die Zauberer. — §. 45. Der höhere Naturdienſt. — §. 46. Die Unſterblichkeitsvorſtellungen. — §. 47. Der Große Geiſt, der erſte Menſch, und das Schickſal oder die Mutter Gottes. — §. 48. Der oberſte böſe Geiſt.

§. 37. Die Quellen.

Das Volk der Karaiben hatte gleich bei der Entdeckung Westindiens eine vorzügliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Ihr wildes, kannibalisches Wesen sowohl, als ihre edleren Gesichtszüge, größere athletische Körpergestalt und Tapferkeit zeichneten sie vor den Columbusindianern aus, denen sie damals ein Schrecken waren. Bei allen ersten Schriftstellern über die großen Antillen, bei jener ganzen Umgebung des Entdeckers, die wir im vorigen Abschnitte kennen lernten, ist daher auch vielfach von den Karaiben die Rede. Ihre Berichte verdienen neben den neuern um so mehr Berücksichtigung, je ungetrübter sie den reinen Urzustand dieser Indianer darstellen. Indessen sind damals die Karaiben doch nicht in dem Maße bekannt geworden, wie die Columbusindianer, denn sie lebten mit den Europäern in beständigem Kriege. Da sie aber nicht wie diese ausstarben, sondern sich bis in unsere Zeiten erhalten haben, so fließen daneben auch noch die späteren Quellen um so viel reichhaltiger, da sie fortwährend der Gegenstand erneuerter Beobachtungen und genauer Untersuchungen sein konnten.

Die ausführlichsten Nachrichten namentlich über die Religion dieses Volkes verdanken wir den Männern, welche unter ihnen viele Jahre lang als Missionäre sich aufhielten. Es sind zunächst Franzosen. An ihrer Spitze steht Du Tertre, welcher Dominikaner 1640 als Missionär nach den westindischen Inseln geschickt wurde. Dort hielt er sich achtzehn Jahre lang auf und sammelte den Stoff zu seinem Werke **histoire générale des Antilles habitées par les François. Paris 1667. 71.** in vier Quartbänden. Diese Geschichte gilt für vortrefflich, scheint aber selten zu sein. Dagegen ist sie vielfach von Spätern benutzt worden, deren Darstellungen sie zu Grunde liegt. So zunächst derjenigen des reformirten Franzosen César de Rochefort, dessen **histoire naturelle et morale des îles Antilles** großentheils aus obigem Werke gezogen ist. Doch finden sich auch eigenthümliche Angaben. Rochefort's Werk kam heraus 1658, Ed. II 1665, dann 1667; und in deutscher

Ueberſetzung 1688. Es wurde ſogleich von Chriſtoph Arnold benutzt S. 963 ff. Manche Neuern achten die Erzählungen Rocheforts als unkritiſche Fabeln geringer. Allein es iſt kein geringes Verdienſt, die Fabeln und Mythen der Karaiben aufbewahrt zu haben. Zudem muß auch hier wieder in Erinnerung gebracht werden als Reſultat meiner langen Beſchäftigung mit den Ueberlieferungen über die Amerikaniſchen Religionen, daß dieſe Ueberlieferungen älterer Schriftſteller im Allgemeinen den Stempel hiſtoriſcher Glaubwürdigkeit an ſich tragen, was ſchon aus dem Zuſammenſtimmen mehrerer von einander unabhängiger Berichterſtatter, aus ihrer Beſtätigung durch Neuere, aus der allgemeinen Analogie hervorgeht. Anders verhält es ſich allerdings mit der Beurtheilung der Religionen durch dieſe Männer. Du Tertre und Rochefort wurden wieder von Lafiteau in ſeinem Werke sur les mœurs ꝛc. benutzt. Doch kam noch hinzu eine umſtändliche Handſchrift von Breton, einem Miſſionär auf der Inſel St. Vincent, ebenſo Biet, Neuville u. a. m. Lafiteau ſelbſt fand wieder, wie wir ſchon vorher geſehen haben, ſeine Benutzung in Baumgartens Geſchichte von Amerika, in welcher von den Karaiben handeln Th. II, S. 844 ff. Damit zu vergleichen iſt auch die Darſtellung in der Reiſeſammlung, Th. XVII, 475 ff.

Als Originalſchriftſteller dagegen der damaligen Zeit, die ich unmittelbar benutzen konnte, ſind Labat und de la Borde zu nennen. Der Pater Jean Baptiſte Labat trat ebenfalls in den Dominikanerorden, und hielt ſich von 1693 zwölf Jahre lang auf den Antillen auf. Sein Werk heißt: Nouveau voyage aux îles de l'Amérique, zuerſt 1722 und dann noch öfter gedruckt. Friedrich Schade lieferte eine ins Kurze gezogene deutſche Bearbeitung deſſelben in 7 Bänden, 1782—1788. Dieſes ſonſt gründliche Werk iſt in Beziehung auf die Religion nur von mittelmäßigem Werthe. Weit mehr leiſtet der ebenfalls der deutſchen Ueberſetzung, Bd. I, beigegebene Bericht über die Karaiben von de la Borde. Er iſt ein älterer Miſſionär, der von den Spätern vielfach zu Rathe gezogen worden iſt. Der franzöſiſche Text erſchien ſchon 1684 in dem in Paris gedruckten Recueil de divers voyages etc., und iſt der Leidner Ausgabe von Hennepin 1704 angehängt. Nach dem Urtheile Majers enthält ſogar de la Borde die beſten Nachrichten über die Religion der Karaiben. Unter den Compilatoren, die brauchbar ſind, iſt auch hier wieder Picard, oder vielmehr das Werk

von Picard zu nennen. Es ſchöpfte aus Rochefort, Labat, de la Borde und Purchas. In der zweiten Edition von Picard iſt auch hier Laſiteau's Werk fleißig zugezogen worden.

Unter den deutſchen Gelehrten ſind zunächſt auch hier wieder die beiden Werke von Meiners in Erinnerung zu bringen. Außer obigen Werken benutzte er auch noch hinſichtlich der Karaiben am Orenoko die Schrift von Gumilla: Histoire de l'Orenoque, Avignon 1758. 3 Bde. Neben dieſem letztern kommt auch noch für die Karaiben des Feſtlandes in Betracht die Schrift von Gilii: Saggio di storia Americana, Roma 1784. Deutſch: Nachrichten vom Lande Guiana, dem Orenokofluß und den dortigen Wilden, Hamburg 1785. Davon findet ſich ein verdankenswerther Auszug in den Aufſätzen zur Kunde ungebildeter Völker, Weimar 1789 S. 94 ff. Auf Rochefort beruhen die Darſtellungen von Oldendorf, Geſchichte der Miſſion auf den karaibiſchen Inſeln, 1777, — und diejenigen im zweiten Theile der Sitten der Wilden, 1778, wo ausführlich von den Karaiben gehandelt iſt. Daſſelbe iſt auch der Fall mit Lindemann, der im dritten Theile ſeiner Geſchichte der Meinungen u. ſ. w. 1786 die Karaiben behandelte, — mit Lavayſſé's Reiſe nach Trinidad u. ſ. w., überſetzt von Zimmermann 1816, in Bertuchs Neuer Bibliothek der Reiſebeſchreibungen, Bd. V, — und mit Vollmers mythologiſchem Lexikon, welche beide ihre Quellen nicht genauer angeben, aber doch bei aller Oberflächlichkeit bei der Seltenheit der Originalwerke nicht unbrauchbar ſind.

Bei anderen zum großen Theil kritiſchern Schriftſtellern iſt zwar manche gute Nachleſe zu halten, doch tritt die Berückſichtigung der Religion zurück. So iſt es mit Robertſon, ſo ſelbſt mit der auch hinſichtlich der Karaiben klaſſiſchen Reiſe A. v. Humboldts in die Aequinoktialgegenden Amerikas, in deren viertem und fünftem Bande Deutſcher Ueberſetzung dieſem Volke ſonſt viele Aufmerkſamkeit geſchenkt iſt. So iſt es auch mit Vater im Mithridates, Pöppig in Erſchs Encyclopädie, Artikel Indier, und Aſſal in ſeinen Nachrichten über die frühern Einwohner von Nordamerika, deſſen Notizen über die Karaiben auf Sheldon beruhen. In demſelben Sinn behandeln die Karaiben W. Irwing im Leben des Columbus, ein Aufſatz im Ausland 1829. I, 141 ff. nach Sheldon, Humboldt und Aſſal, Braunſchweig in ſeiner Schrift über die Amerikaniſchen Denkmäler, die Ethnographen Martin, Berghaus und Prichard, ſowie das *Univers* pittoresque,

in deſſen viertem Bande von Amerika Famin bei Guiana, und im fünften Regnault bei den Antillen die Karaiben beſprechen. Ergiebiger für unſern Zweck ſind die histoire des Indes occidentales von Bryan Edouard 1801, aus dem Engliſchen überſetzt liv. I, ch. 2 und appendice zu liv. I; — ferner die Beſchreibung der Religion der Karaiben in Majers mythologiſchem Taſchenbuch von 1813. Endlich hat Klemm in ſeiner Kulturgeſchichte da und dort im zweiten Bande bei Darſtellung der Nordamerikaniſchen Indianer die Religion der Karaiben mitberückſichtigt, wobei er ſich auf gute Quellen ſtützte.

§. 38. Namen, Wohnſitze und Ausdehnung der Karaiben.

Von den verſchiedenen Namen, welche dieſes Volk bezeichnen, ſoll der der Karaiben der von ihnen ſelbſt am häufigſten gebrauchte ſein. Und ſo iſt er denn auch mit Recht der in der Wiſſenſchaft angenommene. Zuerſt findet ſich derſelbe in einem Briefe Peter Martyrs ad Pomponium Letum. Die Bedeutung deſſelben wird verſchieden angegeben, nach den einen bezeichnet er weiſe Männer, nach andern, durch Tapferkeit, Kraft und Geiſtesüberlegenheit ausgezeichnete Menſchen, oder überhaupt Krieger, oder wieder tapfere Fremdlinge, oder Abtrünnige. Wiederum ſoll er die Macht Wunder zu thun andeuten, aus welchem Grunde auch die Portugieſen und andere Europäer mit demſelben belegt worden ſeien. Sehr populär war in Europa der ſynonyme Ausdruck Kannibalen geworden, der zunächſt bloß dieſes Volk bezeichnete, bald aber die allgemeine Appellativbedeutung Menſchenfreſſer erhielt. Schon Chriſtoph Columbus nämlich gab in dem Tagebuche ſeiner erſten Reiſe (15. Januar 1493) als ſynonym mit Carib den Namen Caniba an, welcher ſpäter von ihm ſelbſt in Cannibales latiniſirt wurde. Dieſer Name fand ſich auf der Inſel Hayti. Andere Formen deſſelben Namens ſind Carina, wie ſich die Karaiben des Feſtlandes nannten, Caripuna wurden ſie von andern Völkern genannt. Statt Carina ſagte man auch Calina, Galibi, Caribi, Carini, Guarini, Guaroni, Carios. In den Wörtern Carinago, Callinago, oder Gallinago, wie ſie in der Sprache der Männer heißen, Calliponam, wie in der Sprache der Weiber, bezeichnet Calli oder Cal den Namen des ganzen Volkes, die übrigen Formen ſind nur Stammerweiterungen. Vgl. Buellius Catalonus in ſeiner

navigatio in Americam fol. 35. de Laet ad lib. VIII Marcgravii, cap. 11. Chr. Arnold 970. Baumgarten II, 844. Reiſen XVII, 474 nach du Tertre, Sitten I, 415. II, 11. A. v. Humboldts Reiſe V, 18. 23. 30. Kritiſche Unterſuchungen, überſ. von Ideler, I, 429. II, 189. Berghaus Erdball I, 361 ff. 391.

Die genauere Beſtimmung des Begriffs und Umfangs des Karaibiſchen Volkes iſt gleich am Anfang der Entdeckung verwirrt worden. Denn die Beſtimmung der alten Conquiſtadores, welche Stämme zu dem Karaibenvolke gehören, welche nicht, beruhen auf ſehr willkührlichen und unwiſſenſchaftlichen Grundlagen. König Ferdinand V. 1511, und Cardinal Ximenes machten zwiſchen den übrigen Indianern und den Karaiben den Unterſchied, daß ſie jene von der Sklaverei befreiten, dieſe dagegen als Menſchenfreſſer und Feinde der Chriſten, als Menſchen, die zu nichts als zur Arbeit geſchaffen, zu Sklaven erklärten. Im Jahre 1520 erhielt der Licentiat Rodrigo de Figueroa von der Spaniſchen Regierung den Auftrag, einen Bericht darüber einzugeben, welche ſüdamerikaniſchen Völkerſtämme man zu den karaibiſchen oder kannibaliſchen zählen ſollte, welche zu den Guatiaos oder den befreundeten Indianern. Allein er machte ſich die Unterſuchung ſehr leicht und zählte zu den Karaiben alle diejenigen, bei denen ſich Spuren von Anthropophagie vorfanden, A. Humboldts Reiſe V, 32 ff. Herrera dec. I, B. 9. Cap. 5. J. A. Llorente, œuvres de Las Casas, T. I, p. XVII. Zu dieſem einen Anlaß der Unſicherheit in Beſtimmung des Begriffs der Karaiben kam noch ein anderer, indem dieſes Volk überall hin großen Einfluß ausübte, Einfälle machte, Eroberungen erwarb, ſeine Sprache auf fremde Stämme verpflanzte, und wiederum von anderen mancherlei Kulturelemente aufnahm. Humboldt Reiſe V, 13.

Es war daher ſehr nöthig, daß Alexander von Humboldt am Anfange unſers Jahrhunderts genauere Beſtimmungen über den Begriff des karaibiſchen Volksſtammes zu gewinnen bemüht war. Vor allem iſt nun als Reſultat der bisherigen Unterſuchungen feſtzuhalten, daß die Karaiben, wenn auch in viele Aeſte zerſplittert, doch einen zuſammengehörigen großen Volksſtamm ausmachen, der weit verbreitet iſt, und deſſen verſchiedene Sprachen ſich nur wie Dialekte zu einander verhalten. Ueber die Sprache vgl. Vater, Mithr. III, 2. 674 ff. Prichard IV, 535. Heckenwelder 176. Baumgarten II. 846 ff. Reiſen XVII, 479. Was die Ausdehnung ihrer Wohnſitze betrifft, ſo fanden ſie ſich am

Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts zunächſt auf den kleinen Antillen. Doch waren nicht alle in ihrem ausſchließlichen Beſitze wie Trinidad, ſondern auf einigen waren ſie die Herrſcher, auf andere erſtreckte ſich bloß ihr räuberiſcher Einfluß. Guadeloupe ſoll gewißermaßen ihren Centralpunkt gebildet haben, von wo aus ſie ihre Streifzüge unternahmen, und weit und breit den Schrecken ihres Namens verbreiteten. Aber auch auf dem öſtlichen Feſtlande Südamerikas waren ſie weithin zu finden, und ſie theilten ſich ſelbſt in Bewohner der Inſeln, Oubao Bonon, und Bewohner des Feſtlandes, Balove Bonon. Auf dem nördlichen Feſtlande Südamerikas erſtreckten ſie ſich weſtlich bis über Venezuela hinaus bis St. Martha, ſogar nach einer Angabe bis gen Darien. Stephens Centralamerica II, 286. 293 erwähnt ſogar Caribs, die ſich jetzt noch in Chiapa unfern von Palenque vorfinden und die ſich durch ihre Wildheit und Feindſchaft gegen die Europäer auszeichneten. An und für ſich hat es nichts Unwahrſcheinliches, daß die ſeefahrenden Karaiben nach Zerſtörung Palenque's auch hieher vorgedrungen ſein ſollen. Auch in Nicaragua fand ſich die Karibiſche Sprache nach Oviedo, Herrera, Gomara, Squier Nicaragua, (deutſch) S. 473. 475. 480. Auch hier fanden ſie ſich als Wilde in den Küſtenebenen neben den gebildeteren Urbewohnern, die ihre Wohnſitze in den Gebirgen, Hochebenen und an den Binnenſeen hatten. Vgl. auch Buſchmann, über die aztekiſchen Ortsnamen. 1853. I, S. 133. Beſonders aber waren die Karaiben auf Terra firma überall, ähnlich den Phöniziern, Hellenen, Normannen, Malayen, in andere Stämme eingedrungen, und hatten ſich an Meerbuſen, Strommündungen, doch auch bisweilen bis tief ins Land hinein feſtgeſetzt, namentlich waren ſie mächtig am obern Orenoko ſo gut wie am untern. Gewöhnlich unterſchieden ſie ſich ſcharf von den fremden Stämmen nicht bloß in der Sprache, ſondern auch in ihrem ganzen körperlichen und geiſtigen Weſen. Gegen Süden findet man ſie ſogar jetzt noch bis zum Aequator. Früher reichten ſie ſelbſt bis nach Braſilien hinein. Vgl. A. Humboldt Reiſe IV, 183. V, 21. 22. 25. 31. 32. 319. 320. 322. 349. Azara I, S. 52 ff. de Laet 646 ff. Irwing VI, Cap. 3. Baumgarten II, 855. Reiſen XVII, 474. 488. Anm. Sitten II, 15. Braunſchweig 7. 8. Kottencamp I, 483. Dieſe Verbreitung der Karaiben in Braſilien iſt ſehr bemerkenswerth. Viele andere braſilianiſche Stämme nannten ihre Zauberer oder Schamanen geradezu Karaiben. Und wirklich ſtimmen dieſe braſilianiſchen

Karaiben mit den Zauberern der übrigen Karaiben in der eigenthümlichen Sitte überein, die Kranken und überhaupt alle diejenigen, auf die ſie geiſtigen Einfluß ausüben wollen, mit Tabakrauch anzublaſen. Wegen dieſes religiöſen Einfluſſes vergleicht daher Humboldt dieſe braſilianiſchen Karaiben mit den Chaldäern im alten Römiſchen Reiche. Aber ſogar die Karaibiſchen Bezeichnungen der Zauberer Boies, Piajes, Piacés, Pagés, Paygi, Pajé, Payé ſind in andere braſilianiſche Sprachen übergegangen. Vgl. de Laet 543. Benzoni II, cap. 6. Dobrizhofer II, 81. Lery 268. Picard 17. Coreal I, 227. Baumgarten II, 407. Sitten I, 345. Prinz Max über Braſilien II, 221. Spix und Martius III, 1211. Denis 19. Humboldt Reiſe V, 23.

§. 39. Geſchichtliche Verhältniſſe, Herkunft und Abſtammung der Karaiben.

Die weite Verbreitung der Karaiben veranlaßt die Verſuchung, die Karaiben des einen Landes von denen des andern abzuleiten und ein einziges Land zu ihrer Urheimat zu machen. Die Karaiben ſelbſt ſind auch weit davon entfernt, ſich, wie das ſo viele andere Völker thun, für Ureinwohner auszugeben, ſondern ſie halten ſich ſelber für anderswoher Gekommene. So nennen ſie ſich auf den kleinen Antillen Benaree, d. h. Leute von jenſeits des Meeres her. Labat VI, 131. V, 223. Robertſon I, 574. Dazu kommt noch, daß ſie ſich überall wie Eindringlinge ausnehmen, erobernd, beutemachend, menſchenraubend, die Bevölkerung zurückdrängend oder unterjochend, überall von der See herkommend und an der See oder an den Ufern der großen Flüſſe wohnend. Da ſie nun aber überall ſo als Eindringlinge erſcheinen oder doch zu erſcheinen ſcheinen, ſo iſt natürlich die Frage nach ihrer Herkunft eine ſchwierige, gerade deßwegen weil ſie ſo leicht ſcheint.

Wir müſſen uns hier über die verſchiedenen Verſuche der Ableitung dieſes eigenthümlichen Volkes ein wenig verbreiten, nicht als ob wir dieſelben in hiſtoriſcher Beziehung für ſo ernſtlich hielten, ſondern weil ſie Gelegenheit geben, die wirklichen geſchichtlichen und ethnographiſchen Verhältniſſe ſich zu veranſchaulichen, auch darum, weil die geſchichtlichen Verſuche gewiſſermaßen mit zu der Geſchichte gehören.

Wir wollen zuerſt von den Ableitungen aus dem Norden reden. Sehr verbreitet iſt die Anſicht, welche die Karaiben aus Florida ableitet, und zwar bringen die einen ſie mit den Rothhäuten, die andern mit den Alligheyi in Verbindung. Mit den Rothhäuten fand man Anknüpfungspunkte in der größern Thatkraft und Wildheit, der ſchlanken, hohen Geſtalt, der weißern Geſichtsfarbe, und ſelbſt der Sprache. Vgl. Robertſon I, 574 nach Labat 128 (oder V, 220. 222). Herrera dec. I, 9 cap. 4. Humboldt Reiſe V, 323. Braunſchweig 8. 9. Auf dieſe Gründe geſtützt bringt man nun die Hypotheſe einer Ableitung aus Florida und zwar von den Rothhäuten daſelbſt mit einer inländiſchen Sage der Halbinſel in Verbindung. Es ſei nämlich einmal, lautet die Sage, zwiſchen den Apalachiten und den Cofachiten ein Religionskrieg entſtanden, da ein Theil der letztern den Sonnendienſt nicht annehmen wollte und deßwegen aus dem Lande vertrieben worden ſei. Dieſe Cofachiten macht man nun zu den Karaiben, denen man über die lukayiſchen Inſeln den Weg nach den kleinen Antillen und dem Feſtlande Südamerikas anweiſt. So groß iſt die Zuverſicht in die Richtigkeit dieſer Hypotheſe, daß man ſogar dieſes Ereigniß ziemlich genau um das Jahr 1100 unſerer Zeitrechnung glaubt anſetzen zu können, und überall ſtatt Cofachiten geradezu bei der ziemlich ausführlichen Erzählung den Namen Karaiben gebraucht. Schon früher war der Engländer Briſtok in dieſer Anſicht vorangegangen, welcher ſogar behauptete, daß hinter Carolina und Georgien eine Völkerſchaft ſich Karaiben genannt hätte. Humboldt Reiſe V, 26. Lavayſſé V, 149. Reiſen XVII, 475. Auch Peter Martyr und andere alte Schriftſteller hatten die Karaiben ſchon aus Nordamerika abgeleitet. Vater Mithr. III, 3. 679 ff. Obige Hypotheſe iſt aber beſonders von Rochefort II, cap. 7 ausgebildet worden, und viele haben ſie bis auf den heutigen Tag nacherzählt. Vgl. Baumgarten I, 27. II, 570. 844., Vater a. a. O., Sitten II, 12. Oldendorp I, 14 ff. Humboldt Reiſe V, 26. 323. Prichard IV, 545. Auch W. Irwing VI, 3 iſt hieher zu zählen, der die Karaiben von den apalachitiſchen Gebirgen herkommen läßt. Eine etwas verſchiedene Benutzung jener Sage findet ſich in einem Aufſatze im Ausland 1829. I, 141, nach welchem die Karaiben Verbündete der Apalachiten geweſen wären, die ſich ſpäter von ihnen getrennt hätten. Gegen dieſe Identifizirung der Karaiben mit Rothhäuten und namentlich mit den Cofachiten ſpricht Folgendes. Erſtens ſpricht dafür weder eine floridaniſche

Ueberlieferung oder Anſicht, in Florida kannte man die Karaiben nicht, noch wiſſen die Karaiben etwas von Florida, die Winde und Strömungen wären ihnen für eine Fahrt von dorther entgegen geweſen. Lavayſſé 148. Wären ſie zudem von Florida gekommen, ſo begriffe man nicht, warum auf den lukayiſchen Inſeln und den großen Antillen ſich keine Karaiben vorfanden, welche im Gegentheil auch noch zur Zeit der Entdeckung von Süden und Südoſten her drängten. Zudem ſind die angeführten Gründe für die Ableitung von den Rothhäuten ſehr ſchwach. Die Aehnlichkeit zwiſchen beiden iſt eine ſehr allgemeine. Die Karaiben ſind aber ſchlanker und von ſchönerer Geſichtsbildung, ſie zeichnen ſich nicht bloß als kühne, ſondern auch als äußerſt geſchickte und wohldisciplinirte Seeleute aus, die unter allen Uramerikanern einzig weite Meerfahrten zu unternehmen im Stand waren. Was dann die Sprachenverwandtſchaft betrifft, ſo hat man mit Mühe drei Worte beibringen können, die eine zweifelhafte Aehnlichkeit haben, ſo daß auch Humboldt Reiſe V, 21 dieſen Grund abweiſt. So zweifelhaft wird auch der Name jenes Stammes hinter Carolina und Georgien gelautet haben. Wenigſtens weiß kein Späterer mehr etwas von Karaiben in dieſem Binnenlande. Was endlich die weißere Farbe anbelangt, ſo hatte ſchon Ferdinand Columbus behauptet, die Stämme der Pariaküſte ſeien weißer als andere Amerikaner, und auch Humboldt fand, daß Horden am Orenoko ihr ganzes Leben hindurch eine weißliche Hautfarbe beibehielten. Braunſchweig 9. Pöppig, Indier 371. b. Prichard IV, 540. 541. Lavayſſé, deutſch, S. 186. Neulich fand man auch nördlich von Californien jenſeits der Sierra Nevada weiße Indianer. Atlantiſche Studien 1853. I. 65. Und da nun zu dieſen weißern Stämmen auch ſolche gehören, die den Karaiben fremd ſind, überhaupt die Frage über die Farbe der Amerikaner noch nicht auf dem Standpunkt angelangt iſt, daß man mit ihr einen Beweis führen könnte, vgl. unten §§. 67. 88., ſo iſt auch dieſer Umſtand bei der ſonſtigen Verſchiedenheit der Karaiben von den Rothhäuten als nichtsſagend abzuweiſen. Prichard IV, 561.

Eine andere Herleitung der Karaiben aus Florida ſchließt ſich an eine andere Sage an, die wir ſchon früher kennen lernten, nämlich an die Ueberlieferung von den durch die Rothhäute vertriebenen Alligheyi. Humboldt macht letztere zu Karaiben. Reiſe V, 317. 319. Wir haben aber bereits früher geſehen, wie die Alligheyi mit dem kleinern Geſchlechte der älteſten Urbewohner Mittelamerikas und der Antillen

zusammengehören. Humboldt Reise V, 15. vgl. 10, verweist auf die Tausende von Feingerippen in den alten Grabhügeln, die seinen Satz unterstützen.

Viel mehr Wahrscheinlichkeit scheinen diejenigen für sich zu haben, welche die Karaiben aus einem Lande herleiten, in welchem sie sich nachweisen lassen. Und wirklich machte man auch alle diejenigen Gegenden, wo solche wohnten, zu ihrer Urheimat. Sogar die kleinen Antillen, wo sie sich doch selbst als Fremdlinge bezeichneten, sind nicht ausgenommen. Denn der gelehrte Pater Gilii stellte die Meinung auf, daß die Karaiben des Festlandes von den Antillen hergekommen seien. Saggio T. III, S. 204. Humboldt Reise V, 26. Gegen die kleinen Antillen als Heimat der Karaiben spricht auch noch das, was von der doppelten Sprache der karaibischen Männer und Weiber auf diesen Inseln überliefert wird. Es redeten nämlich die Weiber daselbst eine andere Sprache als die Männer. Die Karaiben tödteten die besiegten Männer der Urbewohner auf vielen Inseln und behielten die Weiber für sich. Die Verschiedenheit der beiden Sprachen erhielt sich aber durch die Sitte, daß beide Geschlechter sammt den Kindern weitaus den größern Theil des Jahres für sich getrennt lebten. Christ. Col. navig. bei Grynæus S. 96. cap. 92. Peter Martyr dec. III, 9. du Tertre 361. Robertson I, 574. Humboldt Reise V, 20. 25. 319. Braunschweig 11. Sitten II, 12. 34. Mit Unrecht hält Lavaysse (vgl. Bertuchs Neue Bibl. der Reisebeschr. V, 148. 150.) diese gutverbürgte Nachricht für eine absurde, denn sie ist außer der Glaubwürdigkeit der Gewährsmänner auch noch durch die äußern Verhältnisse, die Lebensart und innere Gemüthsart der Karaiben vollkommen gegründet.

Die älteste Ansicht läßt die Karaiben der kleinen Antillen von Süden herkommen. Das ist die Ansicht der Karaiben selbst, die auch der bedeutende Gewährsmann du Tertre traité 7, ch. 1, §. 2 verficht. Baumgarten I, 27. Zur Zeit der Entdeckung waren die Karaiben noch ganz neu auf den kleinen Antillen, einige Inseln waren noch nicht in ihrer Gewalt, und sie hatten noch das völlig frische Bewußtsein ihrer Einwanderung von anderswoher.

Schwieriger aber ist die genauere Bestimmung ihres südlichen Heimatlandes. Manche von ihnen behaupteten von dem Galibi in Guiana abzustammen. Vgl. du Tertre 361. Rochefort 348. Robertson I, 574. Besonders waren dieser Ansicht die Karaiben auf Dominique. Sitten II,

12. Wir haben geſehen, daß Galibi und Caribi daſſelbe Wort iſt, und die Galibi in Guiana ſprechen auch wirklich nur einen karaibiſchen Dialekt. Humboldt Reiſe V, 18 ff. Es giebt auf Trinidad und anderen karaibiſchen Inſeln viele Lokalnamen von Flüſſen, Inſeln und Vorgebirgen, welche der Sprache des guianiſch-karaibiſchen Stammes der Carabisce angehören. Prichard IV, 541. Die Karaiben auf St. Vincent erzählten, daß ihre Vorfahren in Guiana von den Arouakas unterjocht geweſen, ſich aber frei gemacht und nach Tabago und den übrigen kleinen Antillen gezogen wären. Die zurückgebliebenen Galibis hätten ſpäter auch das Joch abgeſchüttelt und ſich mit den Karaiben der Inſeln am Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts genau verbündet. Lavayſſé bei Bertuch V, 147. Auch mit den Caberen in Guiana leben die Karaiben in beſtändigem Kampfe. Famin, Univ. Amérique, I, 1. p. 30. Guianes. Es können aber dieſelben auch hier Eindringlinge ſein, und wenn die Zuſammengehörigkeit der Caribi und Galibi und das Herkommen der erſteren von Süden als unzweifelhaft anzunehmen ſind, ſo folgt noch nicht daraus ihre Herkunft aus Guiana. Die Verbindung beider im ſiebzehnten Jahrhundert und die Beobachtung ihrer Verwandtſchaft kann leicht damals die Sage von der Herkunft von dort veranlaßt haben. Doch hat ſie nichts Unwahrſcheinliches an ſich. Daſſelbe gilt auch von der Anſicht der Karaiben am Orenoko, daß die Antillenindianer aus ihrem Lande abſtammen. Sie führen als Beweis für ihre Anſicht an, daß die Sprache der karaibiſchen Weiber am meiſten mit der des Urbewohnerſtammes der Araucas in ihrem Lande zuſammenſtimme. Humboldt Reiſe V, 25. Lavayſſé 150. Vgl. noch oben §. 30 F. Allein dieſe Thatſache beweiſt nur die Zuſammengehörigkeit der Antillenindianer mit den Urbewohnern des Feſtlandes von Centralamerika, beſonders mit dem Stamme der Araucas, und dann, daß letztere und die karaibiſchen Weiber am längſten die ältere Geſtaltung ihrer Sprache bewahrt haben. Gerade dieſer innere Grund aus dem Zuſammenſtimmen jener beiden Sprachen ſcheint auch hier die Anſicht von einer Herkunft der Antillenkaraiben vom Orenoko veranlaßt zu haben, und weniger eine hiſtoriſche Ueberlieferung. Ebenfalls war die Anſicht von einer Herkunft der Karaiben der kleinen Antillen von Darien her ſehr verbreitet, die ſich ſchon bei Peter Martyr findet. Allein auch dieſe Anſicht beruht auf keinem andern Grunde als auf dem Vorfinden von Karaiben auch in den dortigen Gegenden, wie das auch Peter Martyr von einem

Neffen des Amerigo Vespucci erfahren hatte. Peter Martyr dec. II, B. 1. pag. 26. dec. III, l. V. p. 54. Humboldt Reiſe V, 22.

Die meiſte Wahrſcheinlichkeit, wenn auch nicht Sicherheit, hat die Herleitung der Karaiben aus den weiten Land- und Waſſerflächen Braſiliens. Dieſer Anſicht ſind auch Manche zugethan. Vgl. Quandt Nachrichten von Surinam und ſeinen Einwohnern, 1807. Irwing Bch. VI, cap. 3. Prichard IV, 534. Letzterer iſt zu der Vermuthung geneigt, daß die dortigen rohern Stämme der Cari, Caripunas oder Caripuras Verwandte der Karaiben ſein dürften. Namensähnlichkeiten oder Gleichheiten haben allerdings nur dann Bedeutung, wenn ſie durch die ganze übrige Sachlage geſtützt werden. Das iſt aber hier der Fall. Es iſt eine geſchichtliche Thatſache, daß Karaiben in Braſilien wohnten. Dazu kommen noch viele auffallende Aehnlichkeiten der Sitten mit dortigen Stämmen. So die in ganz Braſilien, bei gebildetern und bei rohern Stämmen verbreitete Sitte, daß bei der Geburt eines Kindes ſtatt der Mutter der Vater mehrere Wochen lang ſich in die Hängematte legt, die Pflege der Wöchnerin genießt, und die Kindbetterinbeſuche der Nachbarn annimmt. Gondavo 117. Eſchewege Journal I, 193. Spix III, 1339. Andere auffallende Sitten haben ſie entweder mit den dortigen rohern Stämmen gemein, wie das Unterbinden der Waden und Oberarme, Eſchewege I, 107. Spix II, 822. III, 1236; oder mit den gebildetern. Zu den letztern gehört das Plattdrücken der Köpfe der Neugebornen, Prichard IV, 521. Ueber die plattgedrückten Stirnen der Karaiben vgl. de la Borde 434. Labat III, 89 ff. Humboldt Reiſe V, 29 ff. Aſſal 113. Ausland 1841. 709. b. 1829. 151. a. Martin 336. 346 ff. Beſonders aber iſt Gewicht auf den Umſtand zu legen, daß mehrere der dortigen gebildetern Stämme, wie die Tupinambas, Omaguas, Umanas als geſchickte Seefahrer gerühmt werden, ſo daß man die Omaguas ſogar mit dem Namen der Braſiliſchen Phönizier beehren zu können glaubte. Max Braſilien I, 83. Prichard IV, 519. Spix III, 1255. Auch ſogar einige rohere Stämme, für die ſonſt ein Strom, wenn ſie auch ſchwimmen können, ein unüberſteigliches Hinderniß iſt, Max II. 42, haben von den kultivirtern die Schifffahrt erlernt, wie z. B. die Gez. Spix II, 824. Auf Verwandtſchaft der Karaiben mit ſolchen Stämmen iſt deßwegen allerdings nicht zu ſchließen, wenigſtens nicht mit den gebildeteren, wohl aber auf Berührung. Sie ſind nicht verwandt mit den kultivirtern Tupi Guaraniſtämmen, wie

Berghaus Erdball I, 305 ff. annimmt, denn dieſe gehören, wie wir dieß ſpäter bei Braſilien ſelbſt ſehen werden, jenem Urkulturvolk kleinerer Art an, wohin wir auch die Alligheyi zählten, und das ſehr geneigt zum Ackerbau und jeglicher Kultur war. Die Karaiben ſind grundſätzliche Feinde des Ackerbaus, den ſie auch anderen Indianern auszureden bemüht waren. de Laet 543. Arnold 978. Sie gehören den größern, wildern Stämmen an, wie ſolche auch ſonſt noch im Binnenlande Südamerikas ſich finden, dem Ackerbau feind, aber beſſer begabt von Natur ſind als die Waldindianer, und von denen manche, wie die Moxos, ſchon durch die Natur ihres Landes auf die Schifffahrt gewieſen ſind. In dieſe Völkergruppe dürften wir ſie am beſten einreihen, ohne ſie deßwegen mit anderen Stämmen zu identifiziren. Auch Prichard und die Meiſten unterſcheiden die Karaiben beſtimmt von allen übrigen Indianern. Ein eigenthümliches Volk von guten Anlagen, das aber Wilde blieb aus Grundſatz, Kulturelemente von anderen annahm ſo viel zur Ausbreitung ihrer Macht diente, beſonders das Seeweſen; Abenteurer weit und breit wie die Normannen, Handelsleute wie die Phönizier, Magier wie die Chaldäer, aber kein Kulturvolk wie dieſe, ſondern ſie ſcheinen den religiöſen Einfluß auf andere Indianer hauptſächlich dazu benutzt zu haben, um die Religion der Wilden, das Schamanenweſen bei ihnen zu verbreiten. Von anderen nahmen ſie außer kriegeriſchen und nautiſchen Kulturelementen auch noch religiöſe auf, Götter und Mythen, wie wir ſehen werden. Zudem ſuchten ſie andere Völker mit ſich zu verſchmelzen, gaben ihnen ihre Sprachen, raubten ihre Weiber, vergrößerten ſich ſo, vielleicht von ganz kleinen Anfängen ausgehend, durch einen eigenthümlichen Geiſt der Kühnheit und den Schrecken ihres Namens.

---

§. 40. Kulturverhältniſſe der Karaiben.

Auch hier finden wir, wie aus Obigem erhellt, Miſchung von Kulturelementen mit den Zuſtänden der Wilden, wie bei den bisher behandelten Völkern. Die Grundlage ihres Lebens iſt aber bei ihnen die der Wilden, Kulturelemente ſind äußerlich zur Erreichung äußerer Zwecke angenommen.

Sie waren vorherrſchend Wilde und Gegner des Ackerbaus. Denn daß auch ſie da und dort dem Europäiſchen Einfluſſe nachgaben, den Boden bebauten, Mais, Kohl, Erbſen und Bohnen pflanzten, de Laet 649. Baumgarten II, 848. 852. 853, das geht uns hier nichts an. Die alten Karaiben lebten von Wild, Fiſchen, Krebſen und Eiern, de la Borde 408. Baumgarten II, 848, 853. Wie alle Wilde waren ſie dem Müſſiggange ergeben, führten ein herumziehendes Leben, ſammelten keine Vorräthe und waren Kinder des Augenblicks. Baumgarten a. a. O. de la Borde 403. 416 ff. 406. Labat V, 215. Die Arbeit auf dem Felde oder in der Hütte liegt auch hier auf den Weibern. de la Borde 419. Labat V, 217. Aſſal 112. Das Recht liegt nicht in den Händen der Häuptlinge oder des Staates, ſondern iſt wenigſtens beim Mord noch Sache der Privatrache. de la Borde 411. Baumgarten II, 849. 855. Im Kriege zogen ſie trotz aller Tapferkeit Ueberfälle offenen Kämpfen bei weitem vor. Labat V, 228. Baumgarten II, 855. Auch bedienen ſie ſich, was ſelbſt in Amerika kein Kulturvolk that, vergifteter Pfeile. Peter Martyr dec. I, l. II. Hist. del Almirante c. 47. Las Casas hist. Ind. c. 85 Ms. Labat III, 100. de la Borde 430. Aſſal 123. 137. Klemm II, 16. Irwing Bch. VI, c. 13. Sie gehen faſt ganz nackt, bloß mit der Leibbinde bedeckt. Humboldt Reiſe V, 10. de Laet, 649. Baumgarten II, 845. Als Wilde charakteriſirt ſie auch der faſt völlige Mangel einer Nationaltradition, die an irgend welche äußere Zeichen geknüpft wäre. Vor allem aber waren ſie als Menſchenfreſſer bekannt, und ihr Volksname Kannibalen wurde bald eine Appellativbenennung für Menſchenfreſſer. Man hat auch hier wie bei den Rothhäuten den Bericht der alten Entdecker aus philanthropiſchen Gründen beſeitigen zu müſſen geglaubt. Labat V, 209 ff. Aſſal 142. 143. 148. Ausland 1829. I, 151. Lavayſſé, deutſch, S. 176. Allein die nach neuern Forſchungen, wie wir geſehen haben, allgemein bezeugte Thatſache hat auch für dieſen ſpeziellen Fall gewichtige Zeugniſſe genug, unter denen die einſtimmige Ausſage der Columbusindianer oben anſteht. Vgl. Peter Martyr dec. I, B. 2. S. 147. 249. 254. Hist. del Almirante c. 46. Brief des Chanra. Benzoni (deutſch) 110. 3. Christ. Columbi navig. bei Grynæus c 88. 92. S. 92 ff. 96. cap. III. Rochefort II, 21. de la Borde 428. 438. 447. Munnoz 242 nach der Erzählung des Columbus ſelbſt, A. Humboldt Reiſe V, 31. Baumgarten II, 856. Sitten II, 101. Bryan Edouard hist. des Indes occid. p. 13. Irwing VI, 2. Klemm II, 27. Die Ka-

raiben ſelbſt gaben die Thatſache zu, leugneten nur, daß Menſchenfleiſch bei ihnen eine gewöhnliche Nahrung ſei, ſie äßen es bloß aus Rache. Baumgarten II, 848. Das muß man ihnen im Ganzen auch zugeben, doch mit der Einſchränkung, daß ſie nach der Nachricht von Munnoz nicht bloß die im Kriege gefangenen Männer auffraßen, ſondern bisweilen auch die von gefangenen Weibern gebornen Knaben entmannten, mäſteten und an ihren Feſten verzehrten. Wir werden ſpäter in Braſilien Aehnlichem begegnen. Alle Indianer bezeichneten die Karaiben und verwandte Völker als Menſchenfreſſer. Peter Martyr 493. Benzoni 145. 137. 140. 58. 45. 49. Irwing VI, 3. Humboldt Reiſe IV, 183. V, 321. Hingegen bewirkte auch hier wie bei den Rothhäuten der ſo beſtimmt ausgeſprochene Abſcheu der Europäer das allmälige Verſchwinden dieſes Gebrauchs.

Uebrigens ſind die Karaiben von ſtarkem und großem Körperbau, regelmäßigen Geſichtszügen, nicht unedlem Ausdruck, ſtolzen, kühnen und unternehmenden Geiſtes, aber wie andere Amerikaner ernſt und verſchloſſen. Humb. Reiſe V, 10 ff. de Laet 647. Baumgarten II, 844. de la Borde 434. Labat, III, 89. Sitten II, 17. Rochefort II, 9. und die Ethnographen Berghaus, Prichard u. ſ. w. Sie wollen durchaus nicht für Wilde gelten, da dieſer Name bloß den Thieren in den Wäldern zukomme. Baumgarten II, 848. Ja ſie haben ſogar ihren Kulturmythus. Ehedem, erzählen ſie, ſeien ſie allerdings Wilde geweſen und hätten wie die Thiere gelebt, nichts als Fiſche gegeſſen. Dieſes Zuſtandes jammerte einen alten Mann unter ihnen, der nach einem Berichte Louguo oder der erſte Menſch ſelber war. Als er nun ſein Gebet um Hülfe gen Himmel gerichtet habe, ſei ihm ein weiſer Mann erſchienen. Der habe ihn gelehrt die ſpitzen Steine des Meeresufers als Aexte gebrauchen und Hütten zu bauen, die man mit den Palmblättern bedeckte. Vom Himmel herab brachte er eine Wurzel Manioc, die anfänglich drei Monate, nachher ſechs, zuletzt neun zur Reife nöthig hatte. Dieſe lehrte er ihn verpflanzen, behandeln, Brot daraus verfertigen. Rochefort II, 14. Baumgarten II, 815. Sitten II, 29. Majer 1813. 7 ff. Labat I, 380. Aber in den alten Zeiten bezog ſich das bloß auf das Wenig Gartenbau der Weiber, die Männer waren aus Grundſatz gegen den Ackerbau. Auch iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſer Mythus wie anderes von einem andern Volksſtamm angenommen wurde, dem ſie auch andere vereinzelte Kulturelemente verdankten. Wir haben

gesehen, daß sie besonders gern solche Kulturelemente entlehnten, die ihren kriegerischen Einfluß begünstigten. Daher finden wir bei ihnen eine größere Concentration als sonst bei Wilden gewöhnlich ist. Sie vereinigten ihre Horden zu einer großen Kampfgenossenschaft, welche unter sich Friede hielt und keine Beraubung oder Diebstahl duldete. Humboldt Reise V, 38. Baumgarten II, 849. Ebenso entsprach ihrem abenteuerlichen und kriegerischen Sinn die Ausbildung des Seewesens. Dasselbe fördert aber, besonders in dem Maßstabe getrieben wie von den Karaiben, immer einigermaßen die Kultur. Einmal bemeistert es durch menschliches Nachdenken und Kraftanstrengung die Naturgewalt; dann gewöhnt es die Menschen massenhaft und mit Unterordnung des Einzelwillens zu wirken und zusammenzuhalten. Die Karaiben sollen die geschicktesten Ruderer gewesen sein und die muthigsten, sie zeigten besonders eine außerordentliche Geschicklichkeit im Zusammenwirken bei der Ueberwindung der stürmischen Brandung. Ihre größeren Schiffe waren mit acht bis neun Ruderbänken versehen, vierzig und mehr Fuß lang, vier bis fünf breit, und hatten an zwei bis drei Masten ihre Segel; hinten stand mit einem größern Ruder der Steuermann. Oefter zogen sie mit einer Flotte von dreißig bis vierzig Schiffen aus, und durchsegelten ganz Westindien, die Nord- und Ostküsten von Südamerika, überall die Ufer und die Flüsse besuchend. de la Borde 426. Labat III, 111 ff. 159 ff. Assal 138 ff. Ausland 1829. 149. Als Seevolk waren sie natürlich auch auf eine genauere Beobachtung des Sternenhimmels angewiesen, von dem sie einige Kenntniß besaßen. Während sogar die Ureinwohner, d. h. der großen Antillen, keine anderen Zeiteintheilungen kannten, als diejenigen, welche der sinnlichen Wahrnehmung unmittelbar vorliegen, Tag und Nacht, Sonnenjahr und Mondenmonat, berechneten die Karaiben nach den Sternen die Zeiten bestimmter. Historia del Almir. cap. 62. de la Borde 386. W. Irving VI, 3. Diese Neigung zum Seewesen hat sie auch, besonders seit der Entdeckung, zu einem Handelsvolke gemacht, sie führten ihre Waaren von Guiana bis an den Amazonenstrom, und traten mit den Europäern in vielfachen Handelsverkehr. Aber auch schon früher waren sie ein Handelsvolk, obschon sie damals weit mehr durch ihre kriegerischen Abenteuer und Raubzüge sich auszeichneten. Vgl. Humboldt Reise V, 13. 36. IV, 312. III, 312. Reisen XVII, 485 ff. Die Rohheit ihres Handels zeigte sich auch darin, daß sie ihre eigenen Kinder verhandelten. Lavaysse, *deutsch* S. 85 nach Raleigh.

Manche vereinzelte Kulturelemente mögen ſogar einzelne Karaiben oder einzelne Schaaren derſelben aus den Kulturſtaaten von Centralamerika, namentlich Guatemala und Yucatan, ſich angeeignet haben. So fand man bei den Caramis, die nach ihrer eigenen Ausſage zu den Karaiben gehörten, Spuren einer dem Volke von außen her zugeführten Bildung. Ebenſo bei den Karaiben von Uraba. Man bemerkte gleich in den erſten Zeiten ein Individuum, welches einige Begriffe von Büchern und Schriftzeichen hatte, von ſogenannten hieroglyphiſchen Malereien. Humboldt kritiſche Unterſ. I, 345. Reiſe V, 322. nach Peter Martyr S. 65. Aber alle dieſe Kulturelemente waren wie geſagt vereinzelt und geſtalteten das Leben der Karaiben nicht zu dem eines Kulturvolkes.

§. 41. Blick auf die Religion der Karaiben im Allgemeinen.

Die Religion der Karaiben entſpricht den Hauptgrundzügen nach ihrem Kulturſtandpunkt, es iſt die Religion von Wilden, Geiſterglaube und Fetiſchismus. Dieſem gemäß iſt ihre Vorſtellung von der Unſterblichkeit und ihr Kultus. Sie haben weder Tempel, noch feſte Feſte, noch Prieſter, ſondern bloß Zauberer. Sie opfern ſelber. Von Kulturvölkern, beſonders von den Antillenindianern haben ſie die Verehrung von ſolchen Naturgegenſtänden angenommen, in welchen ſich große Naturgeſetze offenbaren, Sonnendienſt, Verehrung der Geſtirne, der Thiere, auch der Elemente. Es findet ſich ſogar das Bewußtſein bei ihnen, daß die Götter der Antillenindianer ihnen etwas Fremdartiges, wenn auch von ihnen Angenommenes ſeien. In Martinique nämlich verſicherten die Karaiben, baumwollene Götter in Höhlen gefunden zu haben, welche Menſchengeſtalt gehabt hätten, und das ſeien die Götter der Ignerier, die vor ihnen die Inſel bewohnten, — es wagte aber kein Karaibe in dieſe Höhlen zu gehen. Reiſen XVII, 488 nach du Tertre II, 370, deſſen Angabe wiederum auf du Parquet, Generallieutenant auf Martinique, beruht. Wie namentlich die Schutzgötter der Antillenindianer bei den Karaiben ſich als Schutzgötter der Weiber wieder finden, werden wir ſpäter ſehen. Es iſt überhaupt hier eine Miſchung zwiſchen Wilden-Religion und Elementen von Kulturreligion wie bei den früher dargeſtellten Völkern. Eigenthümlich bei den Karaiben iſt aber das beſtimmtere und ſchärfer-

Wir wollen zuerſt von den Ableitungen aus dem Norden reden. Sehr verbreitet iſt die Anſicht, welche die Karaiben aus Florida ableitet, und zwar bringen die einen ſie mit den Rothhäuten, die andern mit den Alligheni in Verbindung. Mit den Rothhäuten fand man Anknüpfungspunkte in der größern Thatkraft und Wildheit, der ſchlanken, hohen Geſtalt, der weißern Geſichtsfarbe, und ſelbſt der Sprache. Vgl. Robertſon I, 574 nach Labat 128 (oder V, 220. 222). Herrera dec. I, 9 cap. 4. Humboldt Reiſe V, 323. Braunſchweig 8. 9. Auf dieſe Gründe geſtützt bringt man nun die Hypotheſe einer Ableitung aus Florida und zwar von den Rothhäuten daſelbſt mit einer inländiſchen Sage der Halbinſel in Verbindung. Es ſei nämlich einmal, lautet die Sage, zwiſchen den Apalachiten und den Cofachiten ein Religionskrieg entſtanden, da ein Theil der letztern den Sonnendienſt nicht annehmen wollte und deßwegen aus dem Lande vertrieben worden ſei. Dieſe Cofachiten macht man nun zu den Karaiben, denen man über die lukayiſchen Inſeln den Weg nach den kleinen Antillen und dem Feſtlande Südamerikas anweist. So groß iſt die Zuverſicht in die Richtigkeit dieſer Hypotheſe, daß man ſogar dieſes Ereigniß ziemlich genau um das Jahr 1100 unſerer Zeitrechnung glaubt anſetzen zu können, und überall ſtatt Cofachiten geradezu bei der ziemlich ausführlichen Erzählung den Namen Karaiben gebraucht. Schon früher war der Engländer Briſtok in dieſer Anſicht vorangegangen, welcher ſogar behauptete, daß hinter Carolina und Georgien eine Völkerſchaft ſich Karaiben genannt hätte. Humboldt Reiſe V, 26. Lavayſſé V, 149. Reiſen XVII, 475. Auch Peter Martyr und andere alte Schriftſteller hatten die Karaiben ſchon aus Nordamerika abgeleitet. Vater Mithr. III, 3. 679 ff. Obige Hypotheſe iſt aber beſonders von Rochefort II, cap. 7 ausgebildet worden, und viele haben ſie bis auf den heutigen Tag nacherzählt. Vgl. Baumgarten I, 27. II, 570. 844., Vater a. a. O., Sitten II, 12. Oldendorp I, 14 ff. Humboldt Reiſe V, 26. 323. Prichard IV, 545. Auch W. Irwing VI, 3 iſt hieher zu zählen, der die Karaiben von den apalachitiſchen Gebirgen herkommen läßt. Eine etwas verſchiedene Benutzung jener Sage findet ſich in einem Aufſatze im Ausland 1829. I, 141, nach welchem die Karaiben Verbündete der Apalachiten geweſen wären, die ſich ſpäter von ihnen getrennt hätten. Gegen dieſe Identifizirung der Karaiben mit Rothhäuten und namentlich mit den Cofachiten ſpricht Folgendes. Erſtens ſpricht dafür weder eine floridaniſche

Ueberlieferung oder Anſicht, in Florida kannte man die Karaiben nicht, noch wiſſen die Karaiben etwas von Florida, die Winde und Strömungen wären ihnen für eine Fahrt von dorther entgegen geweſen. Lavayſſé 148. Wären ſie zudem von Florida gekommen, ſo begriffe man nicht, warum auf den lukayiſchen Inſeln und den großen Antillen ſich keine Karaiben vorfanden, welche im Gegentheil auch noch zur Zeit der Entdeckung von Süden und Südoſten her drängten. Zudem ſind die angeführten Gründe für die Ableitung von den Rothhäuten ſehr ſchwach. Die Aehnlichkeit zwiſchen beiden iſt eine ſehr allgemeine. Die Karaiben ſind aber ſchlanker und von ſchönerer Geſichtsbildung, ſie zeichnen ſich nicht bloß als kühne, ſondern auch als äußerſt geſchickte und wohldisciplinirte Seeleute aus, die unter allen Uramerikanern einzig weite Meerfahrten zu unternehmen im Stand waren. Was dann die Sprachenverwandtſchaft betrifft, ſo hat man mit Mühe drei Worte beibringen können, die eine zweifelhafte Aehnlichkeit haben, ſo daß auch Humboldt Reiſe V, 21 dieſen Grund abweiſt. So zweifelhaft wird auch der Name jenes Stammes hinter Carolina und Georgien gelautet haben. Wenigſtens weiß kein Späterer mehr etwas von Karaiben in dieſem Binnenlande. Was endlich die weißere Farbe anbelangt, ſo hatte ſchon Ferdinand Columbus behauptet, die Stämme der Pariaküſte ſeien weißer als andere Amerikaner, und auch Humboldt fand, daß Horden am Orenoko ihr ganzes Leben hindurch eine weißliche Hautfarbe beibehielten. Braunſchweig 9. Pöppig, Indier 371. b. Prichard IV, 540. 541. Lavayſſé, deutſch, S. 186. Neulich fand man auch nördlich von Californien jenſeits der Sierra Nevada weiße Indianer. Atlantiſche Studien 1853. I. 65. Und da nun zu dieſen weißern Stämmen auch ſolche gehören, die den Karaiben fremd ſind, überhaupt die Frage über die Farbe der Amerikaner noch nicht auf dem Standpunkt angelangt iſt, daß man mit ihr einen Beweis führen könnte, vgl. unten §§. 67. 88., ſo iſt auch dieſer Umſtand bei der ſonſtigen Verſchiedenheit der Karaiben von den Rothhäuten als nichtsſagend abzuweiſen. Prichard IV, 561.

Eine andere Herleitung der Karaiben aus Florida ſchließt ſich an eine andere Sage an, die wir ſchon früher kennen lernten, nämlich an die Ueberlieferung von den durch die Rothhäute vertriebenen Alligheyi. Humboldt macht letztere zu Karaiben. Reiſe V, 317. 319. Wir haben aber bereits früher geſehen, wie die Alligheyi mit dem kleinern Geſchlechte der älteſten Urbewohner Mittelamerikas und der Antillen

zuſammengehören. Humboldt Reiſe V, 15. vgl. 10, verweist auf die Tauſende von Beingerippen in den alten Grabhügeln, die ſeinen Satz umſtoßen.

Viel mehr Wahrſcheinlichkeit ſcheinen diejenigen für ſich zu haben, welche die Karaiben aus einem Lande herleiten, in welchem ſie ſich nachweiſen laſſen. Und wirklich machte man auch alle diejenigen Gegenden, wo ſolche wohnten, zu ihrer Urheimat. Sogar die kleinen Antillen, wo ſie ſich doch ſelbſt als Fremdlinge bezeichneten, ſind nicht ausgenommen. Denn der gelehrte Pater Gilii ſtellte die Meinung auf, daß die Karaiben des Feſtlandes von den Antillen hergekommen ſeien. Saggio T. III, S. 204. Humboldt Reiſe V, 26, Gegen die kleinen Antillen als Heimat der Karaiben ſpricht auch noch das, was von der doppelten Sprache der karaibiſchen Männer und Weiber auf dieſen Inſeln überliefert wird. Es redeten nämlich die Weiber daſelbſt eine andere Sprache als die Männer. Die Karaiben tödteten die beſiegten Männer der Urbewohner auf vielen Inſeln und behielten die Weiber für ſich. Die Verſchiedenheit der beiden Sprachen erhielt ſich aber durch die Sitte, daß beide Geſchlechter ſammt den Kindern weitaus den größern Theil des Jahres für ſich getrennt lebten. Christ. Col. navig. bei Grynæus S. 96. cap. 92. Peter Martyr dec. III, 9. du Tertre 361. Robertſon I, 574. Humboldt Reiſe V, 20. 25. 319. Braunſchweig 11. Sitten II, 12. 34. Mit Unrecht hält Lavayſſé (vgl. Bertuchs Neue Bibl. der Reiſebeſchr. V, 148. 150.) dieſe gutverbürgte Nachricht für eine abſurde, denn ſie iſt außer der Glaubwürdigkeit der Gewährsmänner auch noch durch die äußern Verhältniſſe, die Lebensart und innere Gemüthsart der Karaiben vollkommen gegründet.

Die älteſte Anſicht läßt die Karaiben der kleinen Antillen von Süden herkommen. Das iſt die Anſicht der Karaiben ſelbſt, die auch der bedeutende Gewährsmann du Tertre traité 7, ch. 1, §. 2 verficht. Baumgarten I, 27. Zur Zeit der Entdeckung waren die Karaiben noch ganz neu auf den kleinen Antillen, einige Inſeln waren noch nicht in ihrer Gewalt, und ſie hatten noch das völlig friſche Bewußtſein ihrer Einwanderung von anderswoher.

Schwieriger aber iſt die genauere Beſtimmung ihres ſüdlichen Heimatlandes. Manche von ihnen behaupteten von dem Galibi in Guiana abzuſtammen. Vgl. du Tertre 361. Rochefort 348. Robertſon I, 574. Beſonders waren dieſer Anſicht die Karaiben auf Dominique. Sitten II,

12. Wir haben geſehen, daß Galibi und Caribi daſſelbe Wort iſt, und die Galibi in Guiana ſprechen auch wirklich nur einen karaibiſchen Dialekt. Humboldt Reiſe V, 18 ff. Es giebt auf Trinidad und anderen karaibiſchen Inſeln viele Lokalnamen von Flüſſen, Inſeln und Vorgebirgen, welche der Sprache des guianiſch-karaibiſchen Stammes der Carabisce angehören. Prichard IV, 541. Die Karaiben auf St. Vincent erzählten, daß ihre Vorfahren in Guiana von den Arouakas unterjocht geweſen, ſich aber frei gemacht und nach Tabago und den übrigen kleinen Antillen gezogen wären. Die zurückgebliebenen Galibis hätten ſpäter auch das Joch abgeſchüttelt und ſich mit den Karaiben der Inſeln am Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts genau verbündet. Lavayſſé bei Bertuch V, 147. Auch mit den Caberen in Guiana leben die Karaiben in beſtändigem Kampfe. Famin, Univ. Amérique, I, 1. p. 30. Guianes. Es können aber dieſelben auch hier Eindringlinge ſein, und wenn die Zuſammengehörigkeit der Caribi und Galibi und das Herkommen der erſteren von Süden als unzweifelhaft anzunehmen ſind, ſo folgt noch nicht daraus ihre Herkunft aus Guiana. Die Verbindung beider im ſiebzehnten Jahrhundert und die Beobachtung ihrer Verwandtſchaft kann leicht damals die Sage von der Herkunft von dort veranlaßt haben. Doch hat ſie nichts Unwahrſcheinliches an ſich. Daſſelbe gilt auch von der Anſicht der Karaiben am Orenoko, daß die Antillenindianer aus ihrem Lande abſtammen. Sie führen als Beweis für ihre Anſicht an, daß die Sprache der karaibiſchen Weiber am meiſten mit der des Urbewohnerſtammes der Araucas in ihrem Lande zuſammenſtimme. Humboldt Reiſe V, 25. Lavayſſé 150. Vgl. noch oben §. 30 F. Allein dieſe Thatſache beweiſt nur die Zuſammengehörigkeit der Antillenindianer mit den Urbewohnern des Feſtlandes von Centralamerika, beſonders mit dem Stamme der Araucas, und dann, daß letztere und die karaibiſchen Weiber am längſten die ältere Geſtaltung ihrer Sprache bewahrt haben. Gerade dieſer innere Grund aus dem Zuſammenſtimmen jener beiden Sprachen ſcheint auch hier die Anſicht von einer Herkunft der Antillenkaraiben vom Orenoko veranlaßt zu haben, und weniger eine hiſtoriſche Ueberlieferung. Ebenfalls war die Anſicht von einer Herkunft der Karaiben der kleinen Antillen von Darien her ſehr verbreitet, die ſich ſchon bei Peter Martyr findet. Allein auch dieſe Anſicht beruht auf keinem andern Grunde als auf dem Vorfinden von Karaiben auch in den dortigen Gegenden, wie das auch Peter Martyr von einem

Neffen des Amerigo Vespucci erfahren hatte. Peter Martyr dec. II, B. 1. pag. 26. dec. III, l. V. p. 54. Humboldt Reiſe V, 22.

Die meiſte Wahrſcheinlichkeit, wenn auch nicht Sicherheit, hat die Herleitung der Karaiben aus den weiten Land- und Waſſerflächen Braſiliens. Dieſer Anſicht ſind auch Manche zugethan. Vgl. Quandt Nachrichten von Surinam und ſeinen Einwohnern, 1807. Irwing Bch. VI, cap. 3. Prichard IV, 534. Letzterer iſt zu der Vermuthung geneigt, daß die dortigen rohern Stämme der Cari, Caripunas oder Caripuras Verwandte der Karaiben ſein dürften. Namensähnlichkeiten oder Gleichheiten haben allerdings nur dann Bedeutung, wenn ſie durch die ganze übrige Sachlage geſtützt werden. Das iſt aber hier der Fall. Es iſt eine geſchichtliche Thatſache, daß Karaiben in Braſilien wohnten. Dazu kommen noch viele auffallende Aehnlichkeiten der Sitten mit dortigen Stämmen. So die in ganz Braſilien, bei gebildetern und bei rohern Stämmen verbreitete Sitte, daß bei der Geburt eines Kindes ſtatt der Mutter der Vater mehrere Wochen lang ſich in die Hängematte legt, die Pflege der Wöchnerin genießt, und die Kindbetterinbeſuche der Nachbarn annimmt. Gondavo 117. Eſchewege Journal I, 193. Spix III, 1339. Andere auffallende Sitten haben ſie entweder mit den dortigen rohern Stämmen gemein, wie das Unterbinden der Waden und Oberarme, Eſchewege I, 107. Spix II, 822. III, 1236; oder mit den gebildetern. Zu den letztern gehört das Plattdrücken der Köpfe der Neugebornen, Prichard IV, 521. Ueber die plattgedrückten Stirnen der Karaiben vgl. de la Borde 434. Labat III, 89 ff. Humboldt Reiſe V, 29 ff. Aſſal 113. Ausland 1841. 709. b. 1829. 151. a. Martin 336. 346 ff. Beſonders aber iſt Gewicht auf den Umſtand zu legen, daß mehrere der dortigen gebildetern Stämme, wie die Tupinambas, Omaguas, Umanas als geſchickte Seefahrer gerühmt werden, ſo daß man die Omaguas ſogar mit dem Namen der Braſiliſchen Phönizier beehren zu können glaubte. Max Braſilien I, 83. Prichard IV, 519. Spix III, 1255. Auch ſogar einige rohere Stämme, für die ſonſt ein Strom, wenn ſie auch ſchwimmen können, ein unüberſteigliches Hinderniß iſt, Max II. 42, haben von den kultivirtern die Schifffahrt erlernt, wie z. B. die Gez. Spix II, 824. Auf Verwandtſchaft der Karaiben mit ſolchen Stämmen iſt deßwegen allerdings nicht zu ſchließen, wenigſtens nicht mit den gebildeteren, wohl aber auf Berührung. Sie ſind nicht verwandt mit den kultivirtern Tupi Guaraniſtämmen, wie

Berghaus Erdball I, 305 ff. annimmt, denn dieſe gehören, wie wir dieß ſpäter bei Braſilien ſelbſt ſehen werden, jenem Urkulturvolk kleinerer Art an, wohin wir auch die Alligheví zählten, und das ſehr geneigt zum Ackerbau und jeglicher Kultur war. Die Karaiben ſind grundſätzliche Feinde des Ackerbaus, den ſie auch anderen Indianern auszureden bemüht waren. de Laet 543. Arnold 978. Sie gehören den größern, wildern Stämmen an, wie ſolche auch ſonſt noch im Binnenlande Südamerikas ſich finden, dem Ackerbau feind, aber beſſer begabt von Natur ſind als die Waldindianer, und von denen manche, wie die Moxos, ſchon durch die Natur ihres Landes auf die Schifffahrt gewieſen ſind. In dieſe Völkergruppe dürften wir ſie am beſten einreihen, ohne ſie deßwegen mit anderen Stämmen zu identifiziren. Auch Prichard und die Meiſten unterſcheiden die Karaiben beſtimmt von allen übrigen Indianern. Ein eigenthümliches Volk von guten Anlagen, das aber Wilde blieb aus Grundſatz, Kulturelemente von anderen annahm ſo viel zur Ausbreitung ihrer Macht diente, beſonders das Seeweſen; Abenteurer weit und breit wie die Normannen, Handelsleute wie die Phönizier, Magier wie die Chaldäer, aber kein Kulturvolk wie dieſe, ſondern ſie ſcheinen den religiöſen Einfluß auf andere Indianer hauptſächlich dazu benutzt zu haben, um die Religion der Wilden, das Schamanenweſen bei ihnen zu verbreiten. Von anderen nahmen ſie außer kriegeriſchen und nautiſchen Kulturelementen auch noch religiöſe auf, Götter und Mythen, wie wir ſehen werden. Zudem ſuchten ſie andere Völker mit ſich zu verſchmelzen, gaben ihnen ihre Sprachen, raubten ihre Weiber, vergrößerten ſich ſo, vielleicht von ganz kleinen Anfängen ausgehend, durch einen eigenthümlichen Geiſt der Kühnheit und den Schrecken ihres Namens.

---

§. 40. Kulturverhältniſſe der Karaiben.

Auch hier finden wir, wie aus Obigem erhellt, Miſchung von Kulturelementen mit den Zuſtänden der Wilden, wie bei den bisher behandelten Völkern. Die Grundlage ihres Lebens iſt aber bei ihnen die der Wilden, Kulturelemente ſind äußerlich zur Erreichung äußerer Zwecke angenommen.

Sie waren vorherrſchend Wilde und Gegner des Ackerbaus. Denn daß auch ſie da und dort dem Europäiſchen Einfluſſe nachgaben, den Boden bebauten, Mais, Kohl, Erbſen und Bohnen pflanzten, de Laet 649. Baumgarten II, 848. 852. 853, das geht uns hier nichts an. Die alten Karaiben lebten von Wild, Fiſchen, Krebſen und Eiern, de la Borde 408. Baumgarten II, 848, 853. Wie alle Wilde waren ſie dem Müſſiggange ergeben, führten ein herumziehendes Leben, ſammelten keine Vorräthe und waren Kinder des Augenblicks. Baumgarten a. a. O. de la Borde 403. 416 ff. 406. Labat V, 215. Die Arbeit auf dem Felde oder in der Hütte liegt auch hier auf den Weibern. de la Borde 419. Labat V, 217. Aſſal 112. Das Recht liegt nicht in den Händen der Häuptlinge oder des Staates, ſondern iſt wenigſtens beim Mord noch Sache der Privatrache. de la Borde 411. Baumgarten II, 849. 855. Im Kriege zogen ſie trotz aller Tapferkeit Ueberfälle offenen Kämpfen bei weitem vor. Labat V, 228. Baumgarten II, 855. Auch bedienen ſie ſich, was ſelbſt in Amerika kein Kulturvolk that, vergifteter Pfeile. Peter Martyr dec. I, l. II. Hist. del Almirante c. 47. Las Casas hist. Ind. c. 85 Ms. Labat III, 100. de la Borde 430. Aſſal 123. 137. Klemm II, 16. Irwing Bch. VI, c. 13. Sie gehen faſt ganz nackt, bloß mit der Leibbinde bedeckt. Humboldt Reiſe V, 10. de Laet, 649. Baumgarten II, 845. Als Wilde charakteriſirt ſie auch der faſt völlige Mangel einer Nationaltradition, die an irgend welche äußere Zeichen geknüpft wäre. Vor allem aber waren ſie als Menſchenfreſſer bekannt, und ihr Volksname Kannibalen wurde bald eine Appellativbenennung für Menſchenfreſſer. Man hat auch hier wie bei den Rothhäuten den Bericht der alten Entdecker aus philanthropiſchen Gründen beſeitigen zu müſſen geglaubt. Labat V, 209 ff. Aſſal 142. 143. 148. Ausland 1829. I, 151. Lavayſſé, deutſch, S. 176. Allein die nach neuern Forſchungen, wie wir geſehen haben, allgemein bezeugte Thatſache hat auch für dieſen ſpeziellen Fall gewichtige Zeugniſſe genug, unter denen die einſtimmige Ausſage der Columbusindianer oben anſteht. Vgl. Peter Martyr dec. I, B. 2. S. 147. 249. 254. Hist. del Almirante c. 46. Brief des Chanra. Benzoni (deutſch) 110. 3. Christ. Columbi navig. bei Grynæus c 88. 92. S. 92 ff. 96. cap. III. Rochefort II, 21. de la Borde 428. 438. 447. Munnoz 242 nach der Erzählung des Columbus ſelbſt, A. Humboldt Reiſe V, 31. Baumgarten II, 856. Sitten II, 101. Bryan Edouard hist. des Indes occid. p. 13. Irwing VI, 2. Klemm II, 27. Die Ka-

raiben ſelbſt gaben die Thatſache zu, leugneten nur, daß Menſchenfleiſch bei ihnen eine gewöhnliche Nahrung ſei, ſie äßen es bloß aus Rache. Baumgarten II, 848. Das muß man ihnen im Ganzen auch zugeben, doch mit der Einſchränkung, daß ſie nach der Nachricht von Munnoz nicht bloß die im Kriege gefangenen Männer auffraßen, ſondern bisweilen auch die von gefangenen Weibern gebornen Knaben entmannten, mäſteten und an ihren Feſten verzehrten. Wir werden ſpäter in Braſilien Aehnlichem begegnen. Alle Indianer bezeichneten die Karaiben und verwandte Völker als Menſchenfreſſer. Peter Martyr 493. Benzoni 145. 137. 140. 58. 45. 49. Irwing VI, 3. Humboldt Reiſe IV, 183. V, 321. Hingegen bewirkte auch hier wie bei den Rothhäuten der ſo beſtimmt ausgeſprochene Abſcheu der Europäer das allmälige Verſchwinden dieſes Gebrauchs.

Uebrigens ſind die Karaiben von ſtarkem und großem Körperbau, regelmäßigen Geſichtszügen, nicht unedlem Ausdruck, ſtolzen, kühnen und unternehmenden Geiſtes, aber wie andere Amerikaner ernſt und verſchloſſen. Humb. Reiſe V, 10 ff. de Lact 647. Baumgarten II, 844. de la Borde 434. Labat, III, 89. Sitten II, 17. Rochefort II, 9. und die Ethnographen Berghaus, Prichard u. ſ. w. Sie wollen durchaus nicht für Wilde gelten, da dieſer Name bloß den Thieren in den Wäldern zukomme. Baumgarten II, 848. Ja ſie haben ſogar ihren Kulturmythus. Ehedem, erzählen ſie, ſeien ſie allerdings Wilde geweſen und hätten wie die Thiere gelebt, nichts als Fiſche gegeſſen. Dieſes Zuſtandes jammerte einen alten Mann unter ihnen, der nach einem Berichte Louguo oder der erſte Menſch ſelber war. Als er nun ſein Gebet um Hülfe gen Himmel gerichtet habe, ſei ihm ein weiſer Mann erſchienen. Der habe ihn gelehrt die ſpitzen Steine des Meeresufers als Aexte gebrauchen und Hütten zu bauen, die man mit den Palmblättern bedeckte. Vom Himmel herab brachte er eine Wurzel Manioc, die anfänglich drei Monate, nachher ſechs, zuletzt neun zur Reife nöthig hatte. Dieſe lehrte er ihn verpflanzen, behandeln, Brot daraus verfertigen. Rochefort II, 14. Baumgarten II, 815. Sitten II, 29. Majer 1813. 7 ff. Labat I, 380. Aber in den alten Zeiten bezog ſich das bloß auf das Wenig Gartenbau der Weiber, die Männer waren aus Grundſatz gegen den Ackerbau. Auch iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſer Mythus wie anderes von einem andern Volksſtamm angenommen wurde, dem ſie auch andere vereinzelte Kulturelemente verdankten. Wir haben

geſehen, daß ſie beſonders gern ſolche Kulturelemente entlehnten, die ihren kriegeriſchen Einfluß begünſtigten. Daher finden wir bei ihnen eine größere Concentration als ſonſt bei Wilden gewöhnlich iſt. Sie vereinigten ihre Horden zu einer großen Kampfgenoſſenſchaft, welche unter ſich Friede hielt und keine Beraubung oder Diebſtahl duldete. Humboldt Reiſe V, 38. Baumgarten II, 849. Ebenſo entſprach ihrem abenteuerlichen und kriegeriſchen Sinn die Ausbildung des Seeweſens. Daſſelbe fördert aber, beſonders in dem Maßſtabe getrieben wie von den Karaiben, immer einigermaßen die Kultur. Einmal bemeiſtert es durch menſchliches Nachdenken und Kraftanſtrengung die Naturgewalt; dann gewöhnt es die Menſchen maſſenhaft und mit Unterordnung des Einzelwillens zu wirken und zuſammenzuhalten. Die Karaiben ſollen die geſchickteſten Ruderer geweſen ſein und die muthigſten, ſie zeigten beſonders eine außerordentliche Geſchicklichkeit im Zuſammenwirken bei der Ueberwindung der ſtürmiſchen Brandung. Ihre größeren Schiffe waren mit acht bis neun Ruderbänken verſehen, vierzig und mehr Fuß lang, vier bis fünf breit, und hatten an zwei bis drei Maſten ihre Segel; hinten ſtand mit einem größern Ruder der Steuermann. Oefter zogen ſie mit einer Flotte von dreißig bis vierzig Schiffen aus, und durchſegelten ganz Weſtindien, die Nord- und Oſtküſten von Südamerika, überall die Ufer und die Flüſſe beſuchend. de la Borde 426. Labat III, 111 ff. 159 ff. Aſſal 138 ff. Ausland 1829. 149. Als Seevolk waren ſie natürlich auch auf eine genauere Beobachtung des Sternenhimmels angewieſen, von dem ſie einige Kenntniß beſaßen. Während ſogar die Ureinwohner, d. h. der großen Antillen, keine anderen Zeiteintheilungen kannten, als diejenigen, welche der ſinnlichen Wahrnehmung unmittelbar vorliegen, Tag und Nacht, Sonnenjahr und Mondenmonat, berechneten die Karaiben nach den Sternen die Zeiten beſtimmter. Historia del Almir. cap. 62. de la Borde 386. W. Irwing VI, 3. Dieſe Neigung zum Seeweſen hat ſie auch, beſonders ſeit der Entdeckung, zu einem Handelsvolke gemacht, ſie führten ihre Waaren von Guiana bis an den Amazonenſtrom, und traten mit den Europäern in vielfachen Handelsverkehr. Aber auch ſchon früher waren ſie ein Handelsvolk, obſchon ſie damals weit mehr durch ihre kriegeriſchen Abenteuer und Raubzüge ſich auszeichneten. Vgl. Humboldt Reiſe V, 13. 36. IV, 312. III, 312. Reiſen XVII, 485 ff. Die Rohheit ihres Handels zeigte ſich auch darin, daß ſie ihre eigenen Kinder verhandelten. Lavayſſé, *deutſch* S. 85 nach Raleigh.

Manche vereinzelte Kulturelemente mögen ſogar einzelne Karaiben oder einzelne Schaaren derſelben aus den Kulturſtaaten von Centralamerika, namentlich Guatemala und Yucatan, ſich angeeignet haben. So fand man bei den Caramis, die nach ihrer eigenen Ausſage zu den Karaiben gehörten, Spuren einer dem Volke von außen her zugeführten Bildung. Ebenſo bei den Karaiben von Uraba. Man bemerkte gleich in den erſten Zeiten ein Individuum, welches einige Begriffe von Büchern und Schriftzeichen hatte, von ſogenannten hieroglyphiſchen Malereien. Humboldt kritiſche Unterſ. I, 345. Reiſe V, 322. nach Peter Martyr S. 65. Aber alle dieſe Kulturelemente waren wie geſagt vereinzelt und geſtalteten das Leben der Karaiben nicht zu dem eines Kulturvolkes.

§. 41. Blick auf die Religion der Karaiben im Allgemeinen.

Die Religion der Karaiben entſpricht den Hauptgrundzügen nach ihrem Kulturſtandpunkt, es iſt die Religion von Wilden, Geiſterglaube und Fetiſchismus. Dieſem gemäß iſt ihre Vorſtellung von der Unſterblichkeit und ihr Kultus. Sie haben weder Tempel, noch feſte Feſte, noch Prieſter, ſondern bloß Zauberer. Sie opfern ſelber. Von Kulturvölkern, beſonders von den Antillenindianern haben ſie die Verehrung von ſolchen Naturgegenſtänden angenommen, in welchen ſich große Naturgeſetze offenbaren, Sonnendienſt, Verehrung der Geſtirne, der Thiere, auch der Elemente. Es findet ſich ſogar das Bewußtſein bei ihnen, daß die Götter der Antillenindianer ihnen etwas Fremdartiges, wenn auch von ihnen Angenommenes ſeien. In Martinique nämlich verſicherten die Karaiben, baumwollene Götter in Höhlen gefunden zu haben, welche Menſchengeſtalt gehabt hätten, und das ſeien die Götter der Ignerier, die vor ihnen die Inſel bewohnten, — es wagte aber kein Karaibe in dieſe Höhlen zu gehen. Reiſen XVII, 488 nach du Tertre II, 370, deſſen Angabe wiederum auf du Parquet, Generallieutenant auf Martinique, beruht. Wie namentlich die Schutzgötter der Antillenindianer bei den Karaiben ſich als Schutzgötter der Weiber wieder finden, werden wir ſpäter ſehen. Es iſt überhaupt hier eine Miſchung zwiſchen Wilden-Religion und Elementen von Kulturreligion wie bei den früher dargeſtellten Völkern. Eigenthümlich bei den Karaiben iſt aber das beſtimmtere und ſchärfere

Hervortreten des Dualismus der guten und böſen Geiſter, und die innige Beziehung deſſelben zu ihren pſychologiſchen Anſchauungen von mehreren Seelen deſſelben Menſchen. Bei dem Element der höhern Religionsſtufe iſt das Vorherrſchen des Monddienſtes und die Verehrung eines oberſten böſen Geiſtes hervorzuheben. Hingegen geſtalteten ſich die Anſichten über den Sonnengott, die Geſtirne, Naturerſcheinungen, über den oberſten guten Gott, den erſten Menſchen, und die Mutter Gottes oder das Schickſal ganz auf analoge Weiſe wie bei den Rothhäuten, beſonders aber wie bei den Antillenindianern, von denen ſie zum Theil entnommen ſind.

Auch hier begegnen uns wieder dieſelben oberflächlichen allgemeinen Anſichten mancher Europäer über die Religion der Karaiben wie bei anderen Völkern. Während nämlich einige, wie wir geſehen haben, die wilde Rohheit, beſonders die Anthropophagie in Abrede ſtellen zu müſſen glaubten, rechnen andere wiederum die Karaiben nicht bloß zu den roheſten Menſchen, ſondern man darf ſogar ſagen, daß ſich in ihrer Sprache nicht einmal ein Wort finde, mit dem ſie die Gottheit oder irgend einen Geiſt auszudrücken im Stande wären; das höchſte Weſen müſſe man umſchreiben. Labat V, 257. de la Borde 379. Rochefort II, 13, und ihm nach Chriſtoph Arnold 963 und Picard 135. Lindemann III, 121. Und das thun zum Theil dieſelben Leute, die ſelber eine Maſſe Einzelnheiten und Namen über ihre Götter und ihr Religionsweſen anführen, und die wie Rochefort II, 14 zugeben, daß es dieſen wie allen Menſchen in die Seele gegraben iſt, daß es eine Gottheit gebe. Die folgende Darſtellung wird die einfachſte Widerlegung obiger Behauptung ſein.

---

§. 42. Der Geiſterglaube und der Fetiſchismus.

Der Geiſterglaube der Karaiben, den allgemeinen Grundzügen nach analog demjenigen aller Wilden, namentlich der Rothhäute und Braſilianer, und auch der Columbusindianer, zeichnet ſich alſo durch zwei Eigenthümlichkeiten aus, einmal durch den beſtimmtern Dualismus der guten und böſen Geiſter, und dann durch die Identifizirung dieſer Geiſter mit den verſchiedenen Seelen jedes einzelnen menſchlichen Individuums.

Die Geiſter, welche alle unter dem allgemeinen Namen Akambuó zuſammengefaßt werden, theilen ſich nach jenem Dualismus in gute, Opoyen oder Umeka, und in böſe, Mapoyen. Sitten II, 34 ff. Vollmer. Die guten ſind Schutzgeiſter ſowohl für ganze Gattungen als auch für Einzelne. So haben die Männer ihre beſondern Schutzgeiſter Jeheri oder Scheiri, die zugleich auch die Beſchützer der männlichen Beſchäftigungen der Jagd und des Fiſchfangs ſind. Lavayſſé V, 150. Sitten II, 34. 35. Wenn Arnold 964 nach Rochefort II, 13 die Akamboyó ebenfalls zu Schutzgeiſtern der Männer macht, andere dagegen wie gerade Rochefort dieſen Namen allgemein faſſen, ſo iſt das darum kein Widerſpruch, weil eben die allgemeinen Schutzgeiſter der Karaiben die der Männer ſind. Denn die weiblichen, die Chemyn, Chemen, Tſchemym, Tſcheminum, ſind urſprünglich keine karaibiſchen, ſondern nichts anderes als die Zemes der Columbusindianer, deren Geiſter ſammt den Weibern die Karaiben geraubt hatten. Daher de la Borde auch von den Chemyn ſagen kann, daß ſie überhaupt Schutzgeiſter ſeien. Ueber die weiblichen Schutzgeiſter vgl. Lavayſſé V, 150. Baumgarten II, 850. Picard 135 nach Rochefort; Majer 1813. 14. Die böſen Geiſter oder Mapoyen ſind die Urheber aller Uebel, beſonders derjenigen Krankheiten, die man dem Beſeſſenſein von denſelben zuſchrieb. Meiners Abriß 59. Oldendorp I, 29. Da von den Europäern den Karaiben viel Böſes zugefügt wurde, ſo ſind auch die Europäer nach der Anſicht mancher Karaiben nichts anders als böſe Geiſter. Majer 1813, 10 nach de la Borde S. 8. Auch Thiere ſind böſe Geiſter, und überhaupt dachte man ſich die böſen Geiſter gern in der Geſtalt von Thieren. Lindemann III, 125. Und nicht bloß ſtellt man ſie ſich in der Phantaſie als ſolche Geiſter vor, ſondern auch die lebendigen Thiere ſind Geiſter, welche wie z. B. die Fledermäuſe des Nachts Wache halten, de la Borde 399. Picard 136.

Merkwürdig ſind auch ihre Anſichten von den Seelen und deren Identität mit den Geiſtern. Im Allgemeinen fanden wir zwar dieſe Anſicht auch bei den früher behandelten Indianern. Die Karaiben aber theilen jedem einzelnen Menſchen mehrere Seelen zu. Auch dies findet ſich ähnlich noch anderswo, bei Grönländern, Tibetanern, Huronen, in der Edda — vgl. Kraft 316 ff. Meiners 175. Aber die Karaiben bildeten dieſe Anſicht einmal beſtimmter aus, und dann verbanden ſie dieſelbe auf eigenthümliche Weiſe mit ihrem Dualismus guter und böſer Geiſter. Sie wieſen demnach jedem Menſchen mehrere Seelen zu, ent-

weder drei, die des Herzens, die des Kopfes und die in den Armen, Meiners Abriß 175. kr. Geſchichte II, 754 nach du Tertre III, 370. 72. Wer denkt hier nicht an die dreigliedrige Abtheilung der Seelenkräfte bei den neuern Pſychologen in Erkenntniß, Gefühl, Willen? Ebenfalls an die Abtheilungen der Seelenkräfte bei den alten Philoſophen erinnert man ſich, deren ſcharfe Eintheilungen manche zu der Annahme bewog, als ob ſie mehrere Seelen dem Menſchen zugeſchrieben hätten. Lindemann V, 63. Auch die Manichäer nahmen zwei Seelen an, eine gute und eine böſe. Eine andere Anſchauungsweiſe der Karaiben nimmt aber für jeden Menſchen viel mehr Seelen an, und zwar geradezu ſo viele als Schläge ſind der Pulsader. de la Borde 402. Rochefort II, 14. Arnold 967. Baumgarten II, 851. Sitten II, 35. 36. Klemm II, 165 nach Davies hist. of the Caraibes 288. Wie alſo der uralte Römiſche Volksglaube für jeden Moment in der Entwicklung des Menſchen, von ſeiner Empfängniß bis zur Geburt, von der Geburt bis zum Mannesalter und von da wieder bis zum Grabe immer wieder beſondere Schutzgötter aufſtellte, ſo iſt hier jeder Pulsſchlag eine Seele, aus der ſpäter wieder ein Geiſt oder ein Schutzgeiſt wird. Die gewöhnliche oder gewöhnlich hervortretende Anſicht der Karaiben ſcheint aber doch die von den drei Seelen geweſen zu ſein. Vorzüglicher als die Seele des Kopfes oder die in den Armen und Gliedern iſt die Seele des Herzens, das iſt gleichſam die Seele an ſich, denn für Seele und Herz gebrauchen ſie daſſelbe Wort. de la Borde 402. Rochefort II, 14. Majer 1813. 24. Vollmer 1552. Aus dieſen Seelen nun, wenn ſie das Dieſſeits verlaſſen, entſtehen die Geiſter. Aus den Seelen des Herzens werden *gute Geiſter*, ſie erhalten einen ſchönen, jungen, ganz neuen Leib, und gelangen an den Ort der höhern Geiſter im Himmel. Aus den anderen Seelen des Menſchen, der des Kopfs und der der Glieder werden die *böſen Geiſter*, welche die Luft erfüllen, oder unwirthbare Gegenden wie die Dämonen bewohnen, oder die Ufer des Meeres und daſelbſt die Schiffbrüche verurſachen. Wieder andere leben in der Tiefe des Meeres, wo ſie ertrunken ſind, und die Vorüberfahrenden werfen ihnen Speiſe zu. de la Borde 433. Sitten II, 35 ff. Rochefort II, 14. Arnold 968. Meiners 57 ff. nach Gumilla, Dupuis I, 1. 114 ff. So ſind die *Seelen ihrer Vorfahren* die Geiſter, und wegen dieſer Verehrung der Vorfahren nennen ſie, ähnlich wie die Rothhäute und die ſibiriſchen Wilden, niemals deren Namen. de la Borde 391. vgl. 433. Meiners I,

303. 304. Aber diese Geister pflanzen sich auch wieder selbst fort und haben zweierlei Geschlecht, de la Borde 403. Majer 1813. 25 nach du Tertre II, 365 und Rochefort II, 13 pag. 472 ff. Es verdient bemerkt zu werden, daß bei den alten Persern, die ebenfalls den Dualismus stark entwickelten, die bösen Geister, die Devs oder Devas, die zum Theil auch die Geister der Todten sind, Schwencks Mythologie der Perser 7. 63. 314, sich jenseits ebenfalls geschlechtlich vermischen und fortpflanzen. Damit hängt auch die karaibische Vorstellung zusammen, daß jene geringern Seelen in Thiere verwandelt werden, was alles wieder mit den Vorstellungen von der Unsterblichkeit und Seelenwanderung aufs innigste zusammenhängt, wie wir später sehen werden, Majer 1813. 24. Vollmer, Kualina.

Auch der Geisterglaube der Karaiben ist kein nackter und abstrakter, sondern die Geister sehnen sich nach einem Leib, sie sind an gewisse Gegenstände gebunden, an Fetische, welche die Geister repräsentiren. Diese Verbindung von Geisterglaube und Fetischismus steht aber mit obigen Vorstellungen von dem Ursprunge der Geister in dem consequentesten Zusammenhange. Denn wenn die Karaiben die Geister von den Seelen ihrer Vorfahren herleiten, so ist es mit diesem Glauben nur folgerecht, wenn sie die irdischen Reste dieser ihrer Vorfahren sorgfältig bewahren und als die Wohnsitze der Geister religiös verehren. Daher sind denn auch bei ihnen die Haare, Knochen und Gebeine ihrer Vorfahren Fetische. Arnold 966. Rochefort II, 13. 14. Meiners II, 125 nach Gumilla I, 314. Picard 136. Meiners 43. Andreä Todtengebräuche 247. So war es auch im südlichen Amerika Gebrauch. Meiners I, 305. Darum geschah es auch, daß die Karaiben die Asche der verstorbenen Häuptlinge mischten und tranken. De la Borde 453 Meiners II, 731. Andreä 248. Dadurch wollten sie sich ihres Geistes und Wesens mit religiöser Innigkeit theilhaftig machen und zwar auf handgreifliche Weise, gerade wie auch die alten Franken die Asche ihrer Zauberer und Zauberinnen genossen. Andere Karaiben sicherten sich den ungestörten Besitz des Leibes ihrer Vorfahren durch ein im alten Amerika sehr verbreitetes Mittel, sie trockneten den Leib an der Luft aus, daß er die Unverweslichkeit einer einbalsamirten Mumie erhielt. Labat III, 183. Meiners 168. So war es auch in Peru.

Zeigt sich nun ohnehin schon gern auf jeder Stufe der Religionsentwicklung eine Neigung zum Anthropomorphismus, so ist es bei den

Karaiben doppelt erklärlich, daß sie die Fetische menschlich zu gestalten suchten, da ja dieselben doch Leiber von Geistern menschlichen Ursprungs sind. Entweder waren solche menschliche Bilder oder Fetische aus Stein, oder gebrannter Erde, aus Kreide, Holz, oder, wie wir gesehen haben, aus Baumwolle und baumwollenen Zeugen. Meiners I, 162. 163 nach du Tertre, Sitten II, 48 ff., Lindemann III, 125. Diese Menschenbilderfetische waren wie überall bei den Wilden häßlich, nicht um ihren schauerlichen Charakter oder ihre böse Natur auszudrücken, denn die guten Schutzgeister waren um kein Haar schöner und lieblicher, sondern weil auf dieser Kulturstufe man sie noch nicht besser zu machen verstand. Meiners 57 ff. nach Gumilla, Lindemann III, 125. Und doch thun diese Menschenbilder bereits einen Schritt vorwärts zu einer höhern Kulturstufe, und führen allmählig zu einem durchgeführtern Anthropomorphismus. Darum übt aber auch jede höhere Kulturstufe, die mit den Wilden in Berührung trat, auch in dieser Hinsicht einen fördernden Einfluß. Wir haben gesehen, wie die Karaiben mit Menschenbildern aus Baumwolle, welche die Antillenindianer verehrt hatten, bekannt wurden.

Wenn nun ferner ein Theil der Seelen der Verstorbenen in Thierleiber übergeht oder Thiere wird, so ist natürlich, daß Thierbilder und Thiertheile als Fetische und Wohnsitze der Geister verehrt werden. Ohnehin sind die Wilden zu dergleichen Fetischen, namentlich Thiertheilen, sehr geneigt. Und so finden wir denn auch bei den Karaiben Thierhäute, Gerippe, Klauen, Köpfe, Federn, so gut wie in Sibirien, wie bei den Negern, und im übrigen Ostamerika, als Fetische verehrt. Meiners 22 nach du Tertre II, 369. 370. Die künstlichen Thierbilder, die sich auch hier finden, nähern sich ebenfalls schon einer höhern Stufe. Die Karaiben hatten dergleichen von Kröten, Schildkröten, Schlangen und Caymanen. Sitten II, 48. Also wie die Columbusindianer. Wenn auf Guadeloupe die ersten Entdecker hölzerne Menschenbilder fanden, deren Füße mit Schlangen umwunden waren, Munnoz 240, so weist das schon auf eine Religionsstufe, auf welcher das Symbol vorherrscht, und wir werden solche Bilder überhaupt der Urbevölkerung der kleinen Antillen zuzuschreiben haben, von der sie in der Folge zu den Karaiben übergingen.

Sonst haben die Karaiben auch noch von den Brasilianern die Maraca oder Zauberflasche angenommen. Es ist eine Baumfrucht,

welche ſie aushöhlen, mit Steinchen, Körnchen und Stäbchen füllen, und mit ſchönen Vogelfedern zieren. Das ſind ihre Fetiſche, um die ſie an einem fünfzehntägigen Feſte herumtanzen und die ſie mit Opfern bewirthen. Arnold 970. Vgl. unten §. 54.

§. 43. Vom Kultus.

Wie leichtſinnig oft allgemeine Behauptungen, beſonders Verneinungen, über die Religion wilder Völker ausgeſprochen werden, zeigt unter anderm auch das Wort de la Borde's S. 379, vgl. Rochefort II, 13, daß die Karaiben ſich dadurch von allen andern heidniſchen Völkern auszeichnen, daß ſie weder Prieſter, noch Opfer, noch Altäre hätten. Dieſe Anſicht beruht auf einem doppelten Irrthum. Denn Opfer haben ſie auf jeden Fall, von Altären wenigſtens den Anfang, und hätten ſie auch keine, ſo würden ſie die meiſten Wilden hierin zu ihren Genoſſen haben. Prieſter haben ſie allerdings keine, ſondern bloß Zauberer, aber ſo iſt es bei allen Wilden gehalten.

Das Wegläugnen der karaibiſchen Opfer von de la Borde und Rochefort iſt um ſo unverzeihlicher, da ſie ſelber nur wenige Seiten nach jener Behauptung dieſe Opfer ziemlich ausführlich beſchreiben und bemerken, ſie heißen Uakri (nach Rochefort Anakri, oder nach andern Alakri). Der Mangel an Opfern wäre auch bei dieſem Volke um ſo unbegreiflicher, als noch kein heidniſches Volk keiner Zeit, keines Welttheils, keiner Kulturſtufe bekannt geworden iſt, das nicht ſein religiöſes Gefühl in Opfern ausgeſprochen, das nicht ſeine Verehrung der Gottheit im Verehren von Gaben kundgegeben hätte. Ausdrücklich nahmen die Karaiben, wie überhaupt alle Völker, die die Gebeine ihrer Vorfahren vergöttern, kaum je Speiſe oder Trank zu ſich, ohne davon den Geiſtern zu opfern, die um ihre alten Ueberreſte ſchweben. Gewöhnlich opferten ſie Früchte und Taback, Caſſave und Ouicou; auch werden die Erſtlinge der Früchte dargebracht, um von Krankheiten zu befreien. Meiners I, 305. Baumgarten II, 850. Sitten II, 36. Arnold 965 ff. Rochefort II, 13. 14. Majer 1813. 18. Nach der auch hier gewöhnlichen Vorſtellung verzehren die Geiſter die Opfer, darum warf man auch beim Fahren über das Meer die Lebensmittel den Geiſtern der ertrunkenen Vorfahren zu; ja die Karaiben glaubten ganz deutlich die

Gefäße, in denen die Opfer den Göttern dargebracht wurden, in ihren Hütten sich bewegen zu hören, und die Töne der Kinnladen der schmausenden Götter zu vernehmen. Arnold 966, Rochefort II, 13, Picard 136. Nachdenklichere Leute dagegen hatten die Ansicht, daß die Geister die Opfer nur geistig genössen, während sie die Nacht über vor ihnen gestanden, und nachher von den Zauberern genossen würden. Picard 137. Sicher nicht die ursprüngliche Ansicht!

Es kann auffallen, daß sowohl bei den Columbusindianern als bei den Karaiben so wenig von Menschenopfern die Rede ist, während doch einerseits alle diejenigen Völker Mittel- und Südamerikas, welche als zusammengehörig mit den Columbusindianern anzusehen sind, Menschenopfer in zahlreicher Menge darbrachten, anderseits die Karaiben der Anthropophagie ergeben waren, einer der natürlichsten Grundlagen der Menschenopfer. Man behauptet sogar, daß die vorzugsweise thierische Nahrung genießenden Karaiben niemals Opfer von Fleisch oder von Thieren gebracht hätten. Majer 1813. 19. Allein auch hierin werden wir nicht den ursprünglichen Gebrauch der alten Karaiben erblicken dürfen. Denn wenn der oberste Gott Juluka, wie wir später sehen werden, Fische, Eidechsen, Tauben und Kolibris als Nahrung genießt, so weist das doch auf thierische Opfer. Und ebenso geht aus verschiedenen Umständen hervor, daß bei den Karaiben in den frühern Zeiten Menschenopfer stattgefunden haben. So wenn sie von ihrer obersten bösen Gottheit Maboja sagen, daß sie der Sonne und dem Monde das Blut kleiner Kinder zu trinken gebe, de la Borde 382, Vollmer Maboja, so weist das auf Menschenopfer, welche hier wie anderswo in Amerika an Sonne und Mond entrichtet wurden; daß dieselben aber dem Maboja zugeschrieben wurden, zeigt allerdings, daß sie als etwas Schlimmes angesehen waren, wenn auch erst in der mythisch ausgesprochenen Ansicht einer spätern Zeit. Auf frühere Menschenopfer weisen auch die Surrogate für die Menschenopfer, als welche auch hier wie bei den Rothhäuten und den Spartanern jene Verwundungen und Verstümmelungen der Jünglinge anzusehen sind, die bei den Karaiben so sehr gebräuchlich sind. Schon bei der Geburt des Erstgebornen wird sein Vater vielfachen Verwundungen ausgesetzt, und der Erstgeborne wird gleichsam mit dem Blute seines Vaters getauft. Die mannbar gewordenen Knaben und Mädchen werden selber verwundet, besonders die erstern bei ihrer Wehrhaftmachung, später auch die Männer,

wenn einer zum Anführer erhoben, besonders wenn einer zum Zauberer aufgenommen wird. Vgl. de la Borde 444. 442. Baumgarten I, 137 ff. 123 nach Biet, Rochefort und Neuville, Meiners II, 161 nach Biet, Abriß 128. 130. Bryan Edouard 15. Das sind nichts anderes als Menschenblutopfer, wie sie noch vielfach in Amerika vorkommen, besonders in Centralamerika. Als Menschenopfer sind aber anzusehen die Tödtungen der Sklaven auf den Gräbern der Todten, die ja göttliche Geister sind. Denn ob nun die Opfer genossen werden oder zu anderem Dienste jenseits bestimmt sind, das begründet im Wesen des Menschenopfers keinen wesentlichen Unterschied. Vgl. Rochefort II, 14. 24. Baumgarten II, 851. De la Borde 452. Menschenopfer fand man übrigens auch noch am Orenoko, wo Karaiben wohnten, wie wir früher gesehen haben. Meiners 80 nach Gumilla I, 333. 335. Namentlich aber wird den Karaiben in Brasilien die dortige Sitte, Kriegsgefangene für gewisse Feste zu füttern, dann zu opfern und zu verspeisen, ebenfalls zugeschrieben, in welcher sich der Zusammenhang der Anthropophagie und der Menschenopfer deutlich zeigt. Christ. Arnold 971 nach Buellius Catalonus. Diese Sitte fand sich aber auch sonstwo bei den Karaiben. Rochefort II, 21. Immerhin aber traten bei den Karaiben die Menschenopfer verhältnißmäßig zu ähnlichen Wilden sehr zurück, sei es nun wegen innern Gründen oder wegen äußeren gewesen.

Die Opfer bringen die Karaiben auf den Opfertischen dar. So wenig der Wilde gewöhnlich einen Tisch zur Mahlzeit nöthig hat, so wenig sein Opfer einen Altar. Es ist daher unpassend, bei Wilden auf das Fehlen des letztern irgend welches Gewicht zu legen. Im Gegentheil ist das Vorkommen desselben bei den Karaiben als etwas Besonderes zu bemerken, das schon der Kultur zuneigt. Diese Opfertische werden Matutu, Matoutou, Mitoutous genannt, eigentlich heißen alle Tische bei ihnen so. Vgl. Arnold 965, Rochefort II, 13. Picard 136 nach Rochefort, Sitten II, 36. Labat III, 129. Baumgarten II, 853. I, 86, und de la Borde selbst S. 398.

Von Tempeln werden bloß Höhlentempel für Maboja erwähnt, die wohl von den Antillenbewohnern aufgenommen worden sind. Lavayssé V, 150. Vgl. unten §. 48 g. E.

Die Opfer der Karaiben richten sich so wenig als ihre gewöhnlichen Mahlzeiten nach einer regelmäßigen Zeitbestimmung, Sitten II, 54. Lindemann III, 126. Eben so wenig ihre Feste, die eigentlich nur

geſehen, daß ſie beſonders gern ſolche Kulturelemente entlehnten, die ihrem kriegeriſchen Einfluß begünſtigten. Daher finden wir bei ihnen eine größere Concentration als ſonſt bei Wilden gewöhnlich iſt. Sie vereinigten ihre Herden zu einer großen Kampfgenoſſenſchaft, welche unter ſich Friede hielt und keine Beraubung oder Diebſtahl duldete. Humboldt Reiſe V, 33. Baumgarten II, 849. Ebenſo entſprach ihrem abenteuerlichen und kriegeriſchen Sinn die Ausbildung des Seeweſens. Daſſelbe fördert aber, beſonders in dem Maßſtabe getrieben wie von den Karaiben, immer einigermaßen die Kultur. Einmal bemeiſtert es durch menſchliches Nachdenken und Kraftanſtrengung die Naturgewalt; dann gewöhnt es die Menſchen maſſenhaft und mit Unterordnung des Einzelwillens zu wirken und zuſammenzuhalten. Die Karaiben ſollen die geſchickteſten Ruderer geweſen ſein und die muthigſten, ſie zeigten beſonders eine außerordentliche Geſchicklichkeit im Zuſammenwirken bei der Ueberwindung der ſtürmiſchen Brandung. Ihre größeren Schiffe waren mit acht bis neun Ruderbänken verſehen, vierzig und mehr Fuß lang, vier bis fünf breit, und hatten an zwei bis drei Maſten ihre Segel; hinten ſtand mit einem größern Ruder der Steuermann. Oefter zogen ſie mit einer Flotte von dreißig bis vierzig Schiffen aus, und durchſegelten ganz Weſtindien, die Nord- und Oſtküſten von Südamerika, überall die Ufer und die Flüſſe beſuchend. de la Borde 426. Labat III, 111 ff. 139 ff. Aſſal 138 ff. Ausland 1829. 149. Als Seevolk waren ſie natürlich auch auf eine genauere Beobachtung des Sternenhimmels angewieſen, von dem ſie einige Kenntniß beſaßen. Während ſogar die Ureinwohner, d. h. der großen Antillen, keine anderen Zeiteintheilungen kannten, als diejenigen, welche der ſinnlichen Wahrnehmung unmittelbar vorliegen, Tag und Nacht, Sonnenjahr und Mondenmonat, berechneten die Karaiben nach den Sternen die Zeiten beſtimmter. Historia del Almir. cap. 62. de la Borde 386. W. Irwing VI, 3. Dieſe Neigung zum Seeweſen hat ſie auch, beſonders ſeit der Entdeckung, zu einem Handelsvolke gemacht, ſie führten ihre Waaren von Guiana bis an den Amazonenſtrom, und traten mit den Europäern in vielfachen Handelsverkehr. Aber auch ſchon früher waren ſie ein Handelsvolk, obſchon ſie damals weit mehr durch ihre kriegeriſchen Abenteuer und Raubzüge ſich auszeichneten. Vgl. Humboldt Reiſe V, 13. 36. IV, 312. III, 312. Reiſen XVII, 485 ff. Die Rohheit ihres Handels zeigte ſich auch darin, daß ſie ihre eigenen Kinder verhandelten. Lavayſſé, deutſch S. 85 nach Raleigh.

Manche vereinzelte Kulturelemente mögen ſogar einzelne Karaiben oder einzelne Schaaren derſelben aus den Kulturſtaaten von Centralamerika, namentlich Guatemala und Yucatan, ſich angeeignet haben. So fand man bei den Caramis, die nach ihrer eigenen Ausſage zu den Karaiben gehörten, Spuren einer dem Volke von außen her zugeführten Bildung. Ebenſo bei den Karaiben von Uraba. Man bemerkte gleich in den erſten Zeiten ein Individuum, welches einige Begriffe von Büchern und Schriftzeichen hatte, von ſogenannten hieroglyphiſchen Malereien. Humboldt kritiſche Unterſ. I, 345. Reiſe V, 322. nach Peter Martyr S. 65. Aber alle dieſe Kulturelemente waren wie geſagt vereinzelt und geſtalteten das Leben der Karaiben nicht zu dem eines Kulturvolkes.

§. 41. Blick auf die Religion der Karaiben im Allgemeinen.

Die Religion der Karaiben entſpricht den Hauptgrundzügen nach ihrem Kulturſtandpunkt, es iſt die Religion von Wilden, Geiſterglaube und Fetiſchismus. Dieſem gemäß iſt ihre Vorſtellung von der Unſterblichkeit und ihr Kultus. Sie haben weder Tempel, noch feſte Feſte, noch Prieſter, ſondern bloß Zauberer. Sie opfern ſelber. Von Kulturvölkern, beſonders von den Antillenindianern haben ſie die Verehrung von ſolchen Naturgegenſtänden angenommen, in welchen ſich große Naturgeſetze offenbaren, Sonnendienſt, Verehrung der Geſtirne, der Thiere, auch der Elemente. Es findet ſich ſogar das Bewußtſein bei ihnen, daß die Götter der Antillenindianer ihnen etwas Fremdartiges, wenn auch von ihnen Angenommenes ſeien. In Martinique nämlich verſicherten die Karaiben, baumwollene Götter in Höhlen gefunden zu haben, welche Menſchengeſtalt gehabt hätten, und das ſeien die Götter der Ignerier, die vor ihnen die Inſel bewohnten, — es wagte aber kein Karaibe in dieſe Höhlen zu gehen. Reiſen XVII, 488 nach du Tertre II, 370, deſſen Angabe wiederum auf du Parquet, Generallieutenant auf Martinique, beruht. Wie namentlich die Schutzgötter der Antillenindianer bei den Karaiben ſich als Schutzgötter der Weiber wieder finden, werden wir ſpäter ſehen. Es iſt überhaupt hier eine Miſchung zwiſchen Wilden-Religion und Elementen von Kulturreligion wie bei den früher dargeſtellten Völkern. Eigenthümlich bei den Karaiben iſt aber das beſtimmtere und ſchärfere

Hervortreten des Dualismus der guten und bösen Geister, und die innige Beziehung desselben zu ihren psychologischen Anschauungen von mehreren Seelen desselben Menschen. Bei dem Element der höhern Religionsstufe ist das Vorherrschen des Monddienstes und die Verehrung eines obersten bösen Geistes hervorzuheben. Hingegen gestalteten sich die Ansichten über den Sonnengott, die Gestirne, Naturerscheinungen, über den obersten guten Gott, den ersten Menschen, und die Mutter Gottes oder das Schicksal ganz auf analoge Weise wie bei den Rothhäuten, besonders aber wie bei den Antillenindianern, von denen sie zum Theil entnommen sind.

Auch hier begegnen uns wieder dieselben oberflächlichen allgemeinen Ansichten mancher Europäer über die Religion der Karaiben wie bei anderen Völkern. Während nämlich einige, wie wir gesehen haben, die wilde Rohheit, besonders die Anthropophagie in Abrede stellen zu müssen glaubten, rechnen andere wiederum die Karaiben nicht bloß zu den rohesten Menschen, sondern man darf sogar sagen, daß sich in ihrer Sprache nicht einmal ein Wort finde, mit dem sie die Gottheit oder irgend einen Geist auszudrücken im Stande wären; das höchste Wesen müsse man umschreiben. Labat V, 257. de la Borde 379. Rochefort II, 13, und ihm nach Christoph Arnold 963 und Picard 135. Lindemann III, 121. Und das thun zum Theil dieselben Leute, die selber eine Masse Einzelnheiten und Namen über ihre Götter und ihr Religionswesen anführen, und die wie Rochefort II, 14 zugeben, daß es diesen wie allen Menschen in die Seele gegraben ist, daß es eine Gottheit gebe. Die folgende Darstellung wird die einfachste Widerlegung obiger Behauptung sein.

---

§. 42. Der Geisterglaube und der Fetischismus.

Der Geisterglaube der Karaiben, den allgemeinen Grundzügen nach analog demjenigen aller Wilden, namentlich der Rothhäute und Brasilianer, und auch der Columbusindianer, zeichnet sich also durch zwei Eigenthümlichkeiten aus, einmal durch den bestimmtern Dualismus der guten und bösen Geister, und dann durch die Identifizirung dieser Geister mit den verschiedenen Seelen jedes einzelnen menschlichen Individuums.

Die Geiſter, welche alle unter dem allgemeinen Namen Akambus zuſammengefaßt werden, theilen ſich nach jenem Dualismus in gute, Opoyen oder Umeka, und in böſe, Mapoyen. Sitten II, 34 ff. Vollmer. Die guten ſind Schutzgeiſter ſowohl für ganze Gattungen als auch für Einzelne. So haben die Männer ihre beſondern Schutzgeiſter Jeheri oder Scheiri, die zugleich auch die Beſchützer der männlichen Beſchäftigungen der Jagd und des Fiſchfangs ſind. Lavayſſé V, 150. Sitten II, 34. 35. Wenn Arnold 964 nach Rochefort II, 13 die Akamboyé ebenfalls zu Schutzgeiſtern der Männer macht, andere dagegen wie gerade Rochefort dieſen Namen allgemein faſſen, ſo iſt das darum kein Widerſpruch, weil eben die allgemeinen Schutzgeiſter der Karaiben die der Männer ſind. Denn die weiblichen, die Chemyn, Chemen, Tſchemym, Tſcheminum, ſind urſprünglich keine karaibiſchen, ſondern nichts anderes als die Zemes der Columbusindianer, deren Geiſter ſammt den Weibern die Karaiben geraubt hatten. Daher de la Borde auch von den Chemyn ſagen kann, daß ſie überhaupt Schutzgeiſter ſeien. Ueber die weiblichen Schutzgeiſter vgl. Lavayſſé V, 150. Baumgarten II, 850. Picard 135 nach Rochefort; Majer 1813. 14. Die böſen Geiſter oder Mapoyen ſind die Urheber aller Uebel, beſonders derjenigen Krankheiten, die man dem Beſeſſenſein von denſelben zuſchrieb. Meiners Abriß 59. Oldendorp I, 29. Da von den Europäern den Karaiben viel Böſes zugefügt wurde, ſo ſind auch die Europäer nach der Anſicht mancher Karaiben nichts anders als böſe Geiſter. Majer 1813, 10 nach de la Borde S. 8. Auch Thiere ſind böſe Geiſter, und überhaupt dachte man ſich die böſen Geiſter gern in der Geſtalt von Thieren. Lindemann III, 125. Und nicht bloß ſtellt man ſie ſich in der Phantaſie als ſolche Geiſter vor, ſondern auch die lebendigen Thiere ſind Geiſter, welche wie z. B. die Fledermäuſe des Nachts Wache halten, de la Borde 399. Picard 136.

Merkwürdig ſind auch ihre Anſichten von den Seelen und deren Identität mit den Geiſtern. Im Allgemeinen fanden wir zwar dieſe Anſicht auch bei den früher behandelten Indianern. Die Karaiben aber theilen jedem einzelnen Menſchen mehrere Seelen zu. Auch dies findet ſich ähnlich noch anderswo, bei Grönländern, Tibetanern, Huronen, in der Edda — vgl. Kraft 316 ff. Meiners 175. Aber die Karaiben bildeten dieſe Anſicht einmal beſtimmter aus, und dann verbanden ſie dieſelbe auf eigenthümliche Weiſe mit ihrem Dualismus guter und böſer Geiſter. Sie wieſen demnach jedem Menſchen mehrere Seelen zu, ent-

Hervortreten des Dualismus der guten und bösen Geister, und die innige Beziehung desselben zu ihren psychologischen Anschauungen von mehreren Seelen desselben Menschen. Bei dem Element der höhern Religionsstufe ist das Vorherrschen des Mondddienstes und die Verehrung eines obersten bösen Geistes hervorzuheben. Hingegen gestalteten sich die Ansichten über den Sonnengott, die Gestirne, Naturerscheinungen, über den obersten guten Gott, den ersten Menschen, und die Mutter Gottes oder das Schicksal ganz auf analoge Weise wie bei den Rothhäuten, besonders aber wie bei den Antilleninbianern, von denen sie zum Theil entnommen sind.

Auch hier begegnen uns wieder dieselben oberflächlichen allgemeinen Ansichten mancher Europäer über die Religion der Karaiben wie bei anderen Völkern. Während nämlich einige, wie wir gesehen haben, die wilde Rohheit, besonders die Anthropophagie in Abrede stellen zu müssen glaubten, rechnen andere wiederum die Karaiben nicht bloß zu den rohesten Menschen, sondern man darf sogar sagen, daß sich in ihrer Sprache nicht einmal ein Wort finde, mit dem sie die Gottheit oder irgend einen Geist auszudrücken im Stande wären; das höchste Wesen müsse man umschreiben. Labat V, 257. de la Borde 379. Rochefort II, 13, und ihm nach Christoph Arnold 963 und Picard 135. Lindemann III, 121. Und das thun zum Theil dieselben Leute, die selber eine Masse Einzelnheiten und Namen über ihre Götter und ihr Religionswesen anführen, und die wie Rochefort II, 14 zugeben, daß es diesen wie allen Menschen in die Seele gegraben ist, daß es eine Gottheit gebe. Die folgende Darstellung wird die einfachste Widerlegung obiger Behauptung sein.

§. 42. Der Geisterglaube und der [illegible]

Der Geisterglaube der Karaiben [illegible] den allgemeinen Grundzügen [illegible] namentlich der Rothhäute und [illegible] indem [illegible] also durch [illegible]

Die Geiſter, welche alle unter dem allgemeinen Namen Akambus zuſammengefaßt werden, theilen ſich nach jenem Dualismus in gute, Opoyen oder Umeka, und in böſe, Mapoyen. Sitten II, 34 ff. Vollmer. Die guten ſind Schutzgeiſter ſowohl für ganze Gattungen als auch für Einzelne. So haben die Männer ihre beſondern Schutzgeiſter Jeheri oder Scheiri, die zugleich auch die Beſchützer der männlichen Beſchäftigungen der Jagd und des Fiſchfangs ſind. Lavayſſé V, 150. Sitten II, 34. 35. Wenn Arnold 964 nach Rochefort II, 13 die Akamboyé ebenfalls zu Schutzgeiſtern der Männer macht, andere dagegen wie gerade Rochefort dieſen Namen allgemein faſſen, ſo iſt das darum kein Widerſpruch, weil eben die allgemeinen Schutzgeiſter der Karaiben die der Männer ſind. Denn die weiblichen, die Chemyn, Chemen, Tſchemym, Tſcheminum, ſind urſprünglich keine karaibiſchen, ſondern nichts anderes als die Zemes der Columbusindianer, deren Geiſter ſammt den Weibern die Karaiben geraubt hatten. Daher de la Borde auch von den Chemyn ſagen kann, daß ſie überhaupt Schutzgeiſter ſeien. Ueber die weiblichen Schutzgeiſter vgl. Lavayſſé V, 150. Baumgarten II, 850. Picard 135 nach Rochefort; Majer 1813. 14. Die böſen Geiſter oder Mapoyen ſind die Urheber aller Uebel, beſonders derjenigen Krankheiten, die man dem Beſeſſenſein von denſelben zuſchrieb. Meiners Abriß 59. Oldendorp I, 29. Da von den Europäern den Karaiben viel Böſes zugefügt wurde, ſo ſind auch die Europäer nach der Anſicht mancher Karaiben nichts anders als böſe Geiſter. Majer 1813, 10 nach de la Borde S. 8. Auch Thiere ſind böſe Geiſter, und überhaupt dachte man ſich die böſen Geiſter gern in der Geſtalt von Thieren. Lindemann III, 125. Und nicht bloß ſtellt man ſie ſich in der Phantaſie als ſolche Geiſter vor, ſondern auch die lebendigen Thiere ſind Geiſter, welche wie z. B. die Fledermäuſe des Nachts Wache halten, de la Borde 399. Picard 136.

Merkwürdig ſind auch ihre Anſichten von den Seelen und deren Identität mit den Geiſtern. Im Allgemeinen fanden wir zwar dieſe Anſicht auch bei den früher behandelten Indianern. Die Karaiben aber theilen jedem einzelnen Menſchen mehrere Seelen zu. Auch dies findet ſich ähnlich noch anderswo, bei Grönländern, Tibetanern, Huronen, in [illegible] vgl. Kraft 316 ff. Meiners 175. Aber die Karaiben bil-

einmal beſtimmter aus, und dann verbanden ſie die-

mliche Weiſe mit ihrem Dualismus guter und böſer

n demnach jedem Menſchen mehrere Seelen zu, ent-

weder drei, die des Herzens, die des Kopfes und die in den Armen, Meiners Abriß 175. kr. Geſchichte II, 754 nach du Tertre III, 370. 72. Wer denkt hier nicht an die dreigliedrige Abtheilung der Seelenkräfte bei den neuern Pſychologen in Erkenntniß, Gefühl, Willen? Ebenfalls an die Abtheilungen der Seelenkräfte bei den alten Philoſophen erinnert man ſich, deren ſcharfe Eintheilungen manche zu der Annahme bewog, als ob ſie mehrere Seelen dem Menſchen zugeſchrieben hätten. Lindemann V, 63. Auch die Manichäer nahmen zwei Seelen an, eine gute und eine böſe. Eine andere Anſchauungsweiſe der Karaiben nimmt aber für jeden Menſchen viel mehr Seelen an, und zwar geradezu ſo viele als Schläge ſind der Pulsader. de la Borde 402. Rochefort II, 14. Arnold 967. Baumgarten II, 851. Sitten II, 35. 36. Klemm II, 165 nach Davies hist. of the Caraibes 288. Wie alſo der uralte Römiſche Volksglaube für jeden Moment in der Entwicklung des Menſchen, von ſeiner Empfängniß bis zur Geburt, von der Geburt bis zum Mannesalter und von da wieder bis zum Grabe immer wieder beſondere Schutzgötter aufſtellte, ſo iſt hier jeder Pulsſchlag eine Seele, aus der ſpäter wieder ein Geiſt oder ein Schutzgeiſt wird. Die gewöhnliche oder gewöhnlich hervortretende Anſicht der Karaiben ſcheint aber doch die von den drei Seelen geweſen zu ſein. Vorzüglicher als die Seele des Kopfes oder die in den Armen und Gliedern iſt die Seele des Herzens, das iſt gleichſam die Seele an ſich, denn für Seele und Herz gebrauchen ſie daſſelbe Wort. de la Borde 402. Rochefort II, 14. Majer 1813. 24. Vollmer 1552. Aus dieſen Seelen nun, wenn ſie das Dieſſeits verlaſſen, entſtehen die Geiſter. Aus den Seelen des Herzens werden gute Geiſter, ſie erhalten einen ſchönen, jungen, ganz neuen Leib, und gelangen an den Ort der höhern Geiſter im Himmel. Aus den anderen Seelen des Menſchen, der des Kopfs und der der Glieder werden die böſen Geiſter, welche die Luft erfüllen, oder unwirthbare Gegenden wie die Dämonen bewohnen, oder die Ufer des Meeres und daſelbſt die Schiffbrüche verurſachen. Wieder andere leben in der Tiefe des Meeres, wo ſie ertrunken ſind, und die Vorüberfahrenden werfen ihnen Speiſe zu. de la Borde 433. Sitten II, 35 ff. Rochefort II, 14. Arnold 968. Meiners 57 ff. nach Gumilla, Dupuis I, 1. 114 ff. So ſind die Seelen ihrer Vorfahren die Geiſter, und wegen dieſer Verehrung der Vorfahren nennen ſie, ähnlich wie die Rothhäute und die ſibiriſchen Wilden, niemals deren Namen. de la Borde 391. vgl. 433. Meiners I,

303. 304. Aber diese Geister pflanzen sich auch wieder selbst fort und haben zweierlei Geschlecht, de la Borde 403. Majer 1813. 25 nach du Tertre II, 365 und Rochefort II, 13 pag. 472 ff. Es verdient bemerkt zu werden, daß bei den alten Persern, die ebenfalls den Dualismus stark entwickelten, die bösen Geister, die Devs oder Devas, die zum Theil auch die Geister der Todten sind, Schwencks Mythologie der Perser 7. 63. 314, sich jenseits ebenfalls geschlechtlich vermischen und fortpflanzen. Damit hängt auch die karaibische Vorstellung zusammen, daß jene geringern Seelen in Thiere verwandelt werden, was alles wieder mit den Vorstellungen von der Unsterblichkeit und Seelenwanderung aufs innigste zusammenhängt, wie wir später sehen werden, Majer 1813. 24. Vollmer, Kualina.

Auch der Geisterglaube der Karaiben ist kein nackter und abstrakter, sondern die Geister sehnen sich nach einem Leib, sie sind an gewisse Gegenstände gebunden, an Fetische, welche die Geister repräsentiren. Diese Verbindung von Geisterglaube und Fetischismus steht aber mit obigen Vorstellungen von dem Ursprunge der Geister in dem consequentesten Zusammenhange. Denn wenn die Karaiben die Geister von den Seelen ihrer Vorfahren herleiten, so ist es mit diesem Glauben nur folgerecht, wenn sie die irdischen Reste dieser ihrer Vorfahren sorgfältig bewahren und als die Wohnsitze der Geister religiös verehren. Daher sind denn auch bei ihnen die Haare, Knochen und Gebeine ihrer Vorfahren Fetische. Arnold 966. Rochefort II, 13. 14. Meiners II, 125 nach Gumilla I, 314. Picard 136. Meiners 43. Andreä Todtengebräuche 247. So war es auch im südlichen Amerika Gebrauch. Meiners I, 305. Darum geschah es auch, daß die Karaiben die Asche der verstorbenen Häuptlinge mischten und tranken. De la Borde 453 Meiners II, 731. Andreä 248. Dadurch wollten sie sich ihres Geistes und Wesens mit religiöser Innigkeit theilhaftig machen und zwar auf handgreifliche Weise, gerade wie auch die alten Franken die Asche ihrer Zauberer und Zauberinnen genossen. Andere Karaiben sicherten sich den ungestörten Besitz des Leibes ihrer Vorfahren durch ein im alten Amerika sehr verbreitetes Mittel, sie trockneten den Leib an der Luft aus, daß er die Unverweslichkeit einer einbalsamirten Mumie erhielt. Labat III, 183. Meiners 168. So war es auch in Peru.

Zeigt sich nun ohnehin schon gern auf jeder Stufe der Religionsentwicklung eine Neigung zum Anthropomorphismus, so ist es bei den

Karaiben doppelt erklärlich, daß ſie die Fetiſche menſchlich zu geſtalten ſuchten, da ja dieſelben doch Leiber von Geiſtern menſchlichen Urſprungs ſind. Entweder waren ſolche menſchliche Bilder oder Fetiſche aus Stein, oder gebrannter Erde, aus Kreide, Holz, oder, wie wir geſehen haben, aus Baumwolle und baumwollenen Zeugen. Meiners I, 162. 163 nach du Tertre, Sitten II, 48 ff., Lindemann III, 125. Dieſe Menſchenbilderfetiſche waren wie überall bei den Wilden häßlich, nicht um ihren ſchauerlichen Charakter oder ihre böſe Natur auszudrücken, denn die guten Schutzgeiſter waren um kein Haar ſchöner und lieblicher, ſondern weil auf dieſer Kulturſtufe man ſie noch nicht beſſer zu machen verſtand. Meiners 57 ff. nach Gumilla, Lindemann III, 125. Und doch thun dieſe Menſchenbilder bereits einen Schritt vorwärts zu einer höhern Kulturſtufe, und führen allmählig zu einem durchgeführtern Anthropomorphismus. Darum übt aber auch jede höhere Kulturſtufe, die mit den Wilden in Berührung trat, auch in dieſer Hinſicht einen fördernden Einfluß. Wir haben geſehen, wie die Karaiben mit Menſchenbildern aus Baumwolle, welche die Antillenindianer verehrt hatten, bekannt wurden.

Wenn nun ferner ein Theil der Seelen der Verſtorbenen in Thierleiber übergeht oder Thiere wird, ſo iſt natürlich, daß Thierbilder und Thiertheile als Fetiſche und Wohnſitze der Geiſter verehrt werden. Ohnehin ſind die Wilden zu dergleichen Fetiſchen, namentlich Thiertheilen, ſehr geneigt. Und ſo finden wir denn auch bei den Karaiben Thierhäute, Gerippe, Klauen, Köpfe, Federn, ſo gut wie in Sibirien, wie bei den Negern, und im übrigen Oſtamerika, als Fetiſche verehrt. Meiners 22 nach du Tertre II, 369. 370. Die künſtlichen Thierbilder, die ſich auch hier finden, nähern ſich ebenfalls ſchon einer höhern Stufe. Die Karaiben hatten dergleichen von Kröten, Schildkröten, Schlangen und Caymanen. Sitten II, 48. Alſo wie die Columbusindianer. Wenn auf Guadeloupe die erſten Entdecker hölzerne Menſchenbilder fanden, deren Füße mit Schlangen umwunden waren, Munnoz 240, ſo weiſt das ſchon auf eine Religionsſtufe, auf welcher das Symbol vorherrſcht, und wir werden ſolche Bilder überhaupt der Urbevölkerung der kleinen Antillen zuzuſchreiben haben, von der ſie in der Folge zu den Karaiben übergingen.

Sonſt haben die Karaiben auch noch von den Braſilianern die Maraca oder Zauberflaſche angenommen. Es iſt eine Baumfrucht,

welche ſie aushöhlen, mit Steinchen, Körnchen und Stäbchen füllen, und mit ſchönen Vogelfedern zieren. Das ſind ihre Fetiſche, um die ſie an einem fünfzehntägigen Feſte herumtanzen und die ſie mit Opfern bewirthen. Arnold 970. Vgl. unten §. 54.

§. 43. Vom Kultus.

Wie leichtſinnig oft allgemeine Behauptungen, beſonders Verneinungen, über die Religion wilder Völker ausgeſprochen werden, zeigt unter anderm auch das Wort de la Borde's S. 379, vgl. Rochefort II, 13, daß die Karaiben ſich dadurch von allen andern heidniſchen Völkern auszeichnen, daß ſie weder Prieſter, noch Opfer, noch Altäre hätten. Dieſe Anſicht beruht auf einem doppelten Irrthum. Denn Opfer haben ſie auf jeden Fall, von Altären wenigſtens den Anfang, und hätten ſie auch keine, ſo würden ſie die meiſten Wilden hierin zu ihren Genoſſen haben. Prieſter haben ſie allerdings keine, ſondern bloß Zauberer, aber ſo iſt es bei allen Wilden gehalten.

Das Wegläugnen der karaibiſchen Opfer von de la Borde und Rochefort iſt um ſo unverzeihlicher, da ſie ſelber nur wenige Seiten nach jener Behauptung dieſe Opfer ziemlich ausführlich beſchreiben und bemerken, ſie heißen Uakri (nach Rochefort Anakri, oder nach andern Alakri). Der Mangel an Opfern wäre auch bei dieſem Volke um ſo unbegreiflicher, als noch kein heidniſches Volk keiner Zeit, keines Welttheils, keiner Kulturſtufe bekannt geworden iſt, das nicht ſein religiöſes Gefühl in Opfern ausgeſprochen, das nicht ſeine Verehrung der Gottheit im Verehren von Gaben kundgegeben hätte. Ausdrücklich nahmen die Karaiben, wie überhaupt alle Völker, die die Gebeine ihrer Vorfahren vergöttern, kaum je Speiſe oder Trank zu ſich, ohne davon den Geiſtern zu opfern, die um ihre alten Ueberreſte ſchweben. Gewöhnlich opferten ſie Früchte und Taback, Caſſave und Ouicou; auch werden die Erſtlinge der Früchte dargebracht, um von Krankheiten zu befreien. Meiners I, 305. Baumgarten II, 850. Sitten II, 36. Arnold 965 ff. Rochefort II, 13. 14. Majer 1813. 18. Nach der auch hier gewöhnlichen Vorſtellung verzehren die Geiſter die Opfer, darum warf man auch beim Fahren über das Meer die Lebensmittel den Geiſtern der ertrunkenen Vorfahren zu; ja die Karaiben glaubten ganz deutlich die

Gefäße, in denen die Opfer den Göttern dargebracht wurden, in ihren Hütten sich bewegen zu hören, und die Töne der Kinnladen der schmausenden Götter zu vernehmen. Arnold 966, Rochefort II, 13, Picard 136. Nachdenklichere Leute dagegen hatten die Ansicht, daß die Geister die Opfer nur geistig genössen, während sie die Nacht über vor ihnen gestanden, und nachher von den Zauberern genossen würden. Picard 137. Sicher nicht die ursprüngliche Ansicht!

Es kann auffallen, daß sowohl bei den Columbusindianern als bei den Karaiben so wenig von Menschenopfern die Rede ist, während doch einerseits alle diejenigen Völker Mittel- und Südamerikas, welche als zusammengehörig mit den Columbusindianern anzusehen sind, Menschenopfer in zahlreicher Menge darbrachten, anderseits die Karaiben der Anthropophagie ergeben waren, einer der natürlichsten Grundlagen der Menschenopfer. Man behauptet sogar, daß die vorzugsweise thierische Nahrung genießenden Karaiben niemals Opfer von Fleisch oder von Thieren gebracht hätten. Majer 1813. 19. Allein auch hierin werden wir nicht den ursprünglichen Gebrauch der alten Karaiben erblicken dürfen. Denn wenn der oberste Gott Juluka, wie wir später sehen werden, Fische, Eidechsen, Tauben und Kolibris als Nahrung genießt, so weist das doch auf thierische Opfer. Und ebenso geht aus verschiedenen Umständen hervor, daß bei den Karaiben in den frühern Zeiten Menschenopfer stattgefunden haben. So wenn sie von ihrer obersten bösen Gottheit Maboja sagen, daß sie der Sonne und dem Monde das Blut kleiner Kinder zu trinken gebe, de la Borde 382, Vollmer Maboja, so weist das auf Menschenopfer, welche hier wie anderswo in Amerika an Sonne und Mond entrichtet wurden; daß dieselben aber dem Maboja zugeschrieben wurden, zeigt allerdings, daß sie als etwas Schlimmes angesehen waren, wenn auch erst in der mythisch ausgesprochenen Ansicht einer spätern Zeit. Auf frühere Menschenopfer weisen auch die Surrogate für die Menschenopfer, als welche auch hier wie bei den Rothhäuten und den Spartanern jene Verwundungen und Verstümmelungen der Jünglinge anzusehen sind, die bei den Karaiben so sehr gebräuchlich sind. Schon bei der Geburt des Erstgebornen wird sein Vater vielfachen Verwundungen ausgesetzt, und der Erstgeborne wird gleichsam mit dem Blute seines Vaters getauft. Die mannbar gewordenen Knaben und Mädchen werden selber verwundet, besonders die erstern bei ihrer Wehrhaftmachung, später auch die Männer,

wenn einer zum Anführer erhoben, besonders wenn einer zum Zauberer aufgenommen wird. Vgl. de la Borde 444. 442. Baumgarten I, 137 ff. 123 nach Biet, Rochefort und Neuville, Meiners II, 161 nach Biet, Abriß 128. 130. Bryan Edouard 15. Das sind nichts anderes als Menschenblutopfer, wie sie noch vielfach in Amerika vorkommen, besonders in Centralamerika. Als Menschenopfer sind aber anzusehen die Tödtungen der Sklaven auf den Gräbern der Todten, die ja göttliche Geister sind. Denn ob nun die Opfer genossen werden oder zu anderem Dienste jenseits bestimmt sind, das begründet im Wesen des Menschenopfers keinen wesentlichen Unterschied. Vgl. Rochefort II, 14. 24. Baumgarten II, 851. De la Borde 452. Menschenopfer fand man übrigens auch noch am Orenoko, wo Karaiben wohnten, wie wir früher gesehen haben. Meiners 80 nach Gumilla I, 333. 335. Namentlich aber wird den Karaiben in Brasilien die dortige Sitte, Kriegsgefangene für gewisse Feste zu füttern, dann zu opfern und zu verspeisen, ebenfalls zugeschrieben, in welcher sich der Zusammenhang der Anthropophagie und der Menschenopfer deutlich zeigt. Christ. Arnold 971 nach Buellius Catalonus. Diese Sitte fand sich aber auch sonstwo bei den Karaiben. Rochefort II, 21. Immerhin aber traten bei den Karaiben die Menschenopfer verhältnißmäßig zu ähnlichen Wilden sehr zurück, sei es nun wegen innern Gründen oder wegen äußeren gewesen.

Die Opfer bringen die Karaiben auf den Opfertischen dar. So wenig der Wilde gewöhnlich einen Tisch zur Mahlzeit nöthig hat, so wenig sein Opfer einen Altar. Es ist daher unpassend, bei Wilden auf das Fehlen des letztern irgend welches Gewicht zu legen. Im Gegentheil ist das Vorkommen desselben bei den Karaiben als etwas Besonderes zu bemerken, das schon der Kultur zuneigt. Diese Opfertische werden Matutu, Matoutou, Mitoutous genannt, eigentlich heißen alle Tische bei ihnen so. Vgl. Arnold 965, Rochefort II, 13. Picard 136 nach Rochefort, Sitten II, 36. Labat III, 129. Baumgarten II, 853. I, 86, und de la Borde selbst S. 398.

Von Tempeln werden bloß Höhlentempel für Maboja erwähnt, die wohl von den Antillenbewohnern aufgenommen worden sind. Lavayssé V, 150. Vgl. unten §. 48 g. E.

Die Opfer der Karaiben richten sich so wenig als ihre gewöhnlichen Mahlzeiten nach einer regelmäßigen Zeitbestimmung, Sitten II, 54. Lindemann III, 126. Eben so wenig ihre Feste, die eigentlich nur

geſehen, daß ſie beſonders gern ſolche Kulturelemente entlehnten, die ihren kriegeriſchen Einfluß begünſtigten. Daher finden wir bei ihnen eine größere Concentration als ſonſt bei Wilden gewöhnlich iſt. Sie vereinigten ihre Horden zu einer großen Kampfgenoſſenſchaft, welche unter ſich Friede hielt und keine Beraubung oder Diebſtahl duldete. Humboldt Reiſe V, 38. Baumgarten II, 849. Ebenſo entſprach ihrem abenteuerlichen und kriegeriſchen Sinn die Ausbildung des Seeweſens. Daſſelbe fördert aber, beſonders in dem Maßſtabe getrieben wie von den Karaiben, immer einigermaßen die Kultur. Einmal bemeiſtert es durch menſchliches Nachdenken und Kraftanſtrengung die Naturgewalt; dann gewöhnt es die Menſchen maſſenhaft und mit Unterordnung des Einzelwillens zu wirken und zuſammenzuhalten. Die Karaiben ſollen die geſchickteſten Ruderer geweſen ſein und die muthigſten, ſie zeigten beſonders eine außerordentliche Geſchicklichkeit im Zuſammenwirken bei der Ueberwindung der ſtürmiſchen Brandung. Ihre größeren Schiffe waren mit acht bis neun Ruderbänken verſehen, vierzig und mehr Fuß lang, vier bis fünf breit, und hatten an zwei bis drei Maſten ihre Segel; hinten ſtand mit einem größern Ruder der Steuermann. Oefter zogen ſie mit einer Flotte von dreißig bis vierzig Schiffen aus, und durchſegelten ganz Weſtindien, die Nord- und Oſtküſten von Südamerika, überall die Ufer und die Flüſſe beſuchend. de la Borde 426. Labat III, 111 ff. 159 ff. Aſſal 138 ff. Ausland 1829. 149. Als Seevolk waren ſie natürlich auch auf eine genauere Beobachtung des Sternenhimmels angewieſen, von dem ſie einige Kenntniß beſaßen. Während ſogar die Ureinwohner, d. h. der großen Antillen, keine anderen Zeiteintheilungen kannten, als diejenigen, welche der ſinnlichen Wahrnehmung unmittelbar vorliegen, Tag und Nacht, Sonnenjahr und Mondenmonat, berechneten die Karaiben nach den Sternen die Zeiten beſtimmter. Historia del Almir. cap. 62. de la Borde 386. W. Irwing VI, 3. Dieſe Neigung zum Seeweſen hat ſie auch, beſonders ſeit der Entdeckung, zu einem Handelsvolke gemacht, ſie führten ihre Waaren von Guiana bis an den Amazonenſtrom, und traten mit den Europäern in vielfachen Handelsverkehr. Aber auch ſchon früher waren ſie ein Handelsvolk, obſchon ſie damals weit mehr durch ihre kriegeriſchen Abenteuer und Raubzüge ſich auszeichneten. Vgl. Humboldt Reiſe V, 13. 36. IV, 312. III, 312. Reiſen XVII, 485 ff. Die Rohheit ihres Handels zeigte ſich auch darin, daß ſie ihre eigenen Kinder verhandelten. Lavayſſé, *deutſch* S. 85 nach Raleigh.

Manche vereinzelte Kulturelemente mögen ſogar einzelne Karaiben oder einzelne Schaaren derſelben aus den Kulturſtaaten von Centralamerika, namentlich Guatemala und Yucatan, ſich angeeignet haben. So fand man bei den Caramis, die nach ihrer eigenen Ausſage zu den Karaiben gehörten, Spuren einer dem Volke von außen her zugeführten Bildung. Ebenſo bei den Karaiben von Uraba. Man bemerkte gleich in den erſten Zeiten ein Individuum, welches einige Begriffe von Büchern und Schriftzeichen hatte, von ſogenannten hieroglyphiſchen Malereien. Humboldt kritiſche Unterſ. I, 345. Reiſe V, 322. nach Peter Martyr S. 65. Aber alle dieſe Kulturelemente waren wie geſagt vereinzelt und geſtalteten das Leben der Karaiben nicht zu dem eines Kulturvolkes.

§. 41. Blick auf die Religion der Karaiben im Allgemeinen.

Die Religion der Karaiben entſpricht den Hauptgrundzügen nach ihrem Kulturſtandpunkt, es iſt die Religion von Wilden, Geiſterglaube und Fetiſchismus. Dieſem gemäß iſt ihre Vorſtellung von der Unſterblichkeit und ihr Kultus. Sie haben weder Tempel, noch feſte Feſte, noch Prieſter, ſondern bloß Zauberer. Sie opfern ſelber. Von Kulturvölkern, beſonders von den Antillenindianern haben ſie die Verehrung von ſolchen Naturgegenſtänden angenommen, in welchen ſich große Naturgeſetze offenbaren, Sonnendienſt, Verehrung der Geſtirne, der Thiere, auch der Elemente. Es findet ſich ſogar das Bewußtſein bei ihnen, daß die Götter der Antillenindianer ihnen etwas Fremdartiges, wenn auch von ihnen Angenommenes ſeien. In Martinique nämlich verſicherten die Karaiben, baumwollene Götter in Höhlen gefunden zu haben, welche Menſchengeſtalt gehabt hätten, und das ſeien die Götter der Ignerier, die vor ihnen die Inſel bewohnten, — es wagte aber kein Karaibe in dieſe Höhlen zu gehen. Reiſen XVII, 488 nach du Tertre II, 370, deſſen Angabe wiederum auf du Parquet, Generallieutenant auf Martinique, beruht. Wie namentlich die Schutzgötter der Antillenindianer bei den Karaiben ſich als Schutzgötter der Weiber wieder finden, werden wir ſpäter ſehen. Es iſt überhaupt hier eine Miſchung zwiſchen Wilden-Religion und Elementen von Kulturreligion wie bei den früher dargeſtellten Völkern. Eigenthümlich bei den Karaiben iſt aber das beſtimmtere und ſchärfere

Hervortreten des Dualismus der guten und bösen Geister, und die innige Beziehung desselben zu ihren psychologischen Anschauungen von mehreren Seelen desselben Menschen. Bei dem Element der höhern Religionsstufe ist das Vorherrschen des Monddienstes und die Verehrung eines obersten bösen Geistes hervorzuheben. Hingegen gestalteten sich die Ansichten über den Sonnengott, die Gestirne, Naturerscheinungen, über den obersten guten Gott, den ersten Menschen, und die Mutter Gottes oder das Schicksal ganz auf analoge Weise wie bei den Rothhäuten, besonders aber wie bei den Antillenindianern, von denen sie zum Theil entnommen sind.

Auch hier begegnen uns wieder dieselben oberflächlichen allgemeinen Ansichten mancher Europäer über die Religion der Karaiben wie bei anderen Völkern. Während nämlich einige, wie wir gesehen haben, die wilde Rohheit, besonders die Anthropophagie in Abrede stellen zu müssen glaubten, rechnen andere wiederum die Karaiben nicht bloß zu den rohesten Menschen, sondern man darf sogar sagen, daß sich in ihrer Sprache nicht einmal ein Wort finde, mit dem sie die Gottheit oder irgend einen Geist auszudrücken im Stande wären; das höchste Wesen müsse man umschreiben. Labat V, 257. de la Borde 379. Rochefort II, 13, und ihm nach Christoph Arnold 963 und Picard 135. Lindemann III, 121. Und das thun zum Theil dieselben Leute, die selber eine Masse Einzelnheiten und Namen über ihre Götter und ihr Religionswesen anführen, und die wie Rochefort II, 14 zugeben, daß es diesen wie allen Menschen in die Seele gegraben ist, daß es eine Gottheit gebe. Die folgende Darstellung wird die einfachste Widerlegung obiger Behauptung sein.

---

§. 42. Der Geisterglaube und der Fetischismus.

Der Geisterglaube der Karaiben, den allgemeinen Grundzügen nach analog demjenigen aller Wilden, namentlich der Rothhäute und Brasilianer, und auch der Columbusindianer, zeichnet sich also durch zwei Eigenthümlichkeiten aus, einmal durch den bestimmtern Dualismus der guten und bösen Geister, und dann durch die Identifizirung dieser Geister mit den verschiedenen Seelen jedes einzelnen menschlichen Individuums.

Die Geiſter, welche alle unter dem allgemeinen Namen Akambus zuſammengefaßt werden, theilen ſich nach jenem Dualismus in gute, Opoyen oder Umeka, und in böſe, Mapoyen. Sitten II, 34 ff. Vollmer. Die guten ſind Schutzgeiſter ſowohl für ganze Gattungen als auch für Einzelne. So haben die Männer ihre beſondern Schutzgeiſter Jeheri oder Scheiri, die zugleich auch die Beſchützer der männlichen Beſchäftigungen der Jagd und des Fiſchfangs ſind. Lavayſſé V, 150. Sitten II, 34. 35. Wenn Arnold 964 nach Rochefort II, 13 die Akamboyé ebenfalls zu Schutzgeiſtern der Männer macht, andere dagegen wie gerade Rochefort dieſen Namen allgemein faſſen, ſo iſt das darum kein Widerſpruch, weil eben die allgemeinen Schutzgeiſter der Karaiben die der Männer ſind. Denn die weiblichen, die Chemyn, Chemen, Tſchemym, Tſcheminum, ſind urſprünglich keine karaibiſchen, ſondern nichts anderes als die Zemes der Columbusindianer, deren Geiſter ſammt den Weibern die Karaiben geraubt hatten. Daher de la Borde auch von den Chemyn ſagen kann, daß ſie überhaupt Schutzgeiſter ſeien. Ueber die weiblichen Schutzgeiſter vgl. Lavayſſé V, 150. Baumgarten II, 850. Picard 135 nach Rochefort; Majer 1813. 14. Die böſen Geiſter oder Mapoyen ſind die Urheber aller Uebel, beſonders derjenigen Krankheiten, die man dem Beſeſſenſein von denſelben zuſchrieb. Meiners Abriß 59. Oldendorp I, 29. Da von den Europäern den Karaiben viel Böſes zugefügt wurde, ſo ſind auch die Europäer nach der Anſicht mancher Karaiben nichts anders als böſe Geiſter. Majer 1813, 10 nach de la Borde S. 8. Auch Thiere ſind böſe Geiſter, und überhaupt dachte man ſich die böſen Geiſter gern in der Geſtalt von Thieren. Lindemann III, 125. Und nicht bloß ſtellt man ſie ſich in der Phantaſie als ſolche Geiſter vor, ſondern auch die lebendigen Thiere ſind Geiſter, welche wie z. B. die Fledermäuſe des Nachts Wache halten, de la Borde 399. Picard 136.

Merkwürdig ſind auch ihre Anſichten von den Seelen und deren Identität mit den Geiſtern. Im Allgemeinen fanden wir zwar dieſe Anſicht auch bei den früher behandelten Indianern. Die Karaiben aber theilen jedem einzelnen Menſchen mehrere Seelen zu. Auch dies findet ſich ähnlich noch anderswo, bei Grönländern, Tibetanern, Huronen, in der Edda — vgl. Kraft 316 ff. Meiners 175. Aber die Karaiben bildeten dieſe Anſicht einmal beſtimmter aus, und dann verbanden ſie dieſelbe auf eigenthümliche Weiſe mit ihrem Dualismus guter und böſer Geiſter. Sie wieſen demnach jedem Menſchen mehrere Seelen zu, ent-

weder drei, die des Herzens, die des Kopfes und die in den Armen, Meiners Abriß 175. kr. Geschichte II, 754 nach du Tertre III, 370. 72. Wer denkt hier nicht an die dreigliedrige Abtheilung der Seelenkräfte bei den neuern Psychologen in Erkenntniß, Gefühl, Willen? Ebenfalls an die Abtheilungen der Seelenkräfte bei den alten Philosophen erinnert man sich, deren scharfe Eintheilungen manche zu der Annahme bewog, als ob sie mehrere Seelen dem Menschen zugeschrieben hätten. Lindemann V, 63. Auch die Manichäer nahmen zwei Seelen an, eine gute und eine böse. Eine andere Anschauungsweise der Karaiben nimmt aber für jeden Menschen viel mehr Seelen an, und zwar geradezu so viele als Schläge sind der Pulsader. de la Borde 402. Rochefort II, 14. Arnold 967. Baumgarten II, 851. Sitten II, 35. 36. Klemm II, 165 nach Davies hist. of the Caraibes 288. Wie also der uralte Römische Volksglaube für jeden Moment in der Entwicklung des Menschen, von seiner Empfängniß bis zur Geburt, von der Geburt bis zum Mannesalter und von da wieder bis zum Grabe immer wieder besondere Schutzgötter aufstellte, so ist hier jeder Pulsschlag eine Seele, aus der später wieder ein Geist oder ein Schutzgeist wird. Die gewöhnliche oder gewöhnlich hervortretende Ansicht der Karaiben scheint aber doch die von den drei Seelen gewesen zu sein. Vorzüglicher als die Seele des Kopfes oder die in den Armen und Gliedern ist die Seele des Herzens, das ist gleichsam die Seele an sich, denn für Seele und Herz gebrauchen sie dasselbe Wort. de la Borde 402. Rochefort II, 14. Majer 1813. 24. Vollmer 1552. Aus diesen Seelen nun, wenn sie das Diesseits verlassen, entstehen die Geister. Aus den Seelen des Herzens werden gute Geister, sie erhalten einen schönen, jungen, ganz neuen Leib, und gelangen an den Ort der höhern Geister im Himmel. Aus den anderen Seelen des Menschen, der des Kopfs und der der Glieder werden die bösen Geister, welche die Luft erfüllen, oder unwirthbare Gegenden wie die Dämonen bewohnen, oder die Ufer des Meeres und daselbst die Schiffbrüche verursachen. Wieder andere leben in der Tiefe des Meeres, wo sie ertrunken sind, und die Vorüberfahrenden werfen ihnen Speise zu. de la Borde 433. Sitten II, 35 ff. Rochefort II, 14. Arnold 968. Meiners 57 ff. nach Gumilla, Dupuis I, 1. 114 ff. So sind die Seelen ihrer Vorfahren die Geister, und wegen dieser Verehrung der Vorfahren nennen sie, ähnlich wie die Rothhäute und die sibirischen Wilden, niemals deren Namen. de la Borde 391. vgl. 433. Meiners I,

303. 304. Aber dieſe Geiſter pflanzen ſich auch wieder ſelbſt fort und haben zweierlei Geſchlecht, de la Borde 403. Majer 1813. 25 nach du Tertre II, 365 und Rochefort II, 13 pag. 472 ff. Es verdient bemerkt zu werden, daß bei den alten Perſern, die ebenfalls den Dualismus ſtark entwickelten, die böſen Geiſter, die Devs oder Devas, die zum Theil auch die Geiſter der Todten ſind, Schwencks Mythologie der Perſer 7. 63. 314, ſich jenſeits ebenfalls geſchlechtlich vermiſchen und fortpflanzen. Damit hängt auch die karaibiſche Vorſtellung zuſammen, daß jene geringern Seelen in Thiere verwandelt werden, was alles wieder mit den Vorſtellungen von der Unſterblichkeit und Seelenwanderung aufs innigſte zuſammenhängt, wie wir ſpäter ſehen werden, Majer 1813. 24. Vollmer, Kualina.

Auch der Geiſterglaube der Karaiben iſt kein nackter und abſtrakter, ſondern die Geiſter ſehnen ſich nach einem Leib, ſie ſind an gewiſſe Gegenſtände gebunden, an Fetiſche, welche die Geiſter repräſentiren. Dieſe Verbindung von Geiſterglaube und Fetiſchismus ſteht aber mit obigen Vorſtellungen von dem Urſprunge der Geiſter in dem conſequenteſten Zuſammenhange. Denn wenn die Karaiben die Geiſter von den Seelen ihrer Vorfahren herleiten, ſo iſt es mit dieſem Glauben nur folgerecht, wenn ſie die irdiſchen Reſte dieſer ihrer Vorfahren ſorgfältig bewahren und als die Wohnſitze der Geiſter religiös verehren. Daher ſind denn auch bei ihnen die Haare, Knochen und Gebeine ihrer Vorfahren Fetiſche. Arnold 966. Rochefort II, 13. 14. Meiners II, 125 nach Gumilla I, 314. Picard 136. Meiners 43. Andreä Todtengebräuche 247. So war es auch im ſüdlichen Amerika Gebrauch. Meiners I, 305. Darum geſchah es auch, daß die Karaiben die Aſche der verſtorbenen Häuptlinge miſchten und tranken. De la Borde 453 Meiners II, 731. Andreä 248. Dadurch wollten ſie ſich ihres Geiſtes und Weſens mit religiöſer Innigkeit theilhaftig machen und zwar auf handgreifliche Weiſe, gerade wie auch die alten Franken die Aſche ihrer Zauberer und Zauberinnen genoſſen. Andere Karaiben ſicherten ſich den ungeſtörten Beſitz des Leibes ihrer Vorfahren durch ein im alten Amerika ſehr verbreitetes Mittel, ſie trockneten den Leib an der Luft aus, daß er die Unverweslichkeit einer einbalſamirten Mumie erhielt. Labat III, 183. Meiners 168. So war es auch in Peru.

Zeigt ſich nun ohnehin ſchon gern auf jeder Stufe der Religionsentwicklung eine Neigung zum Anthropomorphismus, ſo iſt es bei den

Karaiben doppelt erklärlich, daß sie die Fetische menschlich zu gestalten suchten, da ja dieselben doch Leiber von Geistern menschlichen Ursprungs sind. Entweder waren solche menschliche Bilder oder Fetische aus Stein, oder gebrannter Erde, aus Kreide, Holz, oder, wie wir gesehen haben, aus Baumwolle und baumwollenen Zeugen. Meiners I, 162. 163 nach du Tertre, Sitten II, 48 ff., Lindemann III, 125. Diese Menschenbilderfetische waren wie überall bei den Wilden häßlich, nicht um ihren schauerlichen Charakter oder ihre böse Natur auszudrücken, denn die guten Schutzgeister waren um kein Haar schöner und lieblicher, sondern weil auf dieser Kulturstufe man sie noch nicht besser zu machen verstand. Meiners 57 ff. nach Gumilla, Lindemann III, 125. Und doch thun diese Menschenbilder bereits einen Schritt vorwärts zu einer höhern Kulturstufe, und führen allmählig zu einem durchgeführtern Anthropomorphismus. Darum übt aber auch jede höhere Kulturstufe, die mit den Wilden in Berührung trat, auch in dieser Hinsicht einen fördernden Einfluß. Wir haben gesehen, wie die Karaiben mit Menschenbildern aus Baumwolle, welche die Antillenindianer verehrt hatten, bekannt wurden.

Wenn nun ferner ein Theil der Seelen der Verstorbenen in Thierleiber übergeht oder Thiere wird, so ist natürlich, daß Thierbilder und Thiertheile als Fetische und Wohnsitze der Geister verehrt werden. Ohnehin sind die Wilden zu dergleichen Fetischen, namentlich Thiertheilen, sehr geneigt. Und so finden wir denn auch bei den Karaiben Thierhäute, Gerippe, Klauen, Köpfe, Federn, so gut wie in Sibirien, wie bei den Negern, und im übrigen Ostamerika, als Fetische verehrt. Meiners 22 nach du Tertre II, 369. 370. Die künstlichen Thierbilder, die sich auch hier finden, nähern sich ebenfalls schon einer höhern Stufe. Die Karaiben hatten dergleichen von Kröten, Schildkröten, Schlangen und Caymanen. Sitten II, 48. Also wie die Columbusindianer. Wenn auf Guadeloupe die ersten Entdecker hölzerne Menschenbilder fanden, deren Füße mit Schlangen umwunden waren, Munnoz 240, so weist das schon auf eine Religionsstufe, auf welcher das Symbol vorherrscht, und wir werden solche Bilder überhaupt der Urbevölkerung der kleinen Antillen zuzuschreiben haben, von der sie in der Folge zu den Karaiben übergingen.

Sonst haben die Karaiben auch noch von den Brasilianern die Maraca oder Zauberflasche angenommen. Es ist eine Baumfrucht,

welche ſie aushöhlen, mit Steinchen, Körnchen und Stäbchen füllen, und mit ſchönen Vogelfedern zieren. Das ſind ihre Fetiſche, um die ſie an einem fünfzehntägigen Feſte herumtanzen und die ſie mit Opfern bewirthen. Arnold 970. Vgl. unten §. 54.

§. 43. Vom Kultus.

Wie leichtſinnig oft allgemeine Behauptungen, beſonders Verneinungen, über die Religion wilder Völker ausgeſprochen werden, zeigt unter anderm auch das Wort de la Borde's S. 379, vgl. Rochefort II, 13, daß die Karaiben ſich dadurch von allen andern heidniſchen Völkern auszeichnen, daß ſie weder Prieſter, noch Opfer, noch Altäre hätten. Dieſe Anſicht beruht auf einem doppelten Irrthum. Denn Opfer haben ſie auf jeden Fall, von Altären wenigſtens den Anfang, und hätten ſie auch keine, ſo würden ſie die meiſten Wilden hierin zu ihren Genoſſen haben. Prieſter haben ſie allerdings keine, ſondern bloß Zauberer, aber ſo iſt es bei allen Wilden gehalten.

Das Wegläugnen der karaibiſchen Opfer von de la Borde und Rochefort iſt um ſo unverzeihlicher, da ſie ſelber nur wenige Seiten nach jener Behauptung dieſe Opfer ziemlich ausführlich beſchreiben und bemerken, ſie heißen Uakri (nach Rochefort Anakri, oder nach andern Alakri). Der Mangel an Opfern wäre auch bei dieſem Volke um ſo unbegreiflicher, als noch kein heidniſches Volk keiner Zeit, keines Welttheils, keiner Kulturſtufe bekannt geworden iſt, das nicht ſein religiöſes Gefühl in Opfern ausgeſprochen, das nicht ſeine Verehrung der Gottheit im Verehren von Gaben kundgegeben hätte. Ausdrücklich nahmen die Karaiben, wie überhaupt alle Völker, die die Gebeine ihrer Vorfahren vergöttern, kaum je Speiſe oder Trank zu ſich, ohne davon den Geiſtern zu opfern, die um ihre alten Ueberreſte ſchweben. Gewöhnlich opferten ſie Früchte und Taback, Caſſave und Ouicou; auch werden die Erſtlinge der Früchte dargebracht, um von Krankheiten zu befreien. Meiners I, 305. Baumgarten II, 850. Sitten II, 36. Arnold 965 ff. Rochefort II, 13. 14. Majer 1813. 18. Nach der auch hier gewöhnlichen Vorſtellung verzehren die Geiſter die Opfer, darum warf man auch beim Fahren über das Meer die Lebensmittel den Geiſtern der ertrunkenen Vorfahren zu; ja die Karaiben glaubten ganz deutlich die

Gefäße, in denen die Opfer den Göttern dargebracht wurden, in ihren Hütten sich bewegen zu hören, und die Töne der Kinnladen der schmausenden Götter zu vernehmen. Arnold 966, Rochefort II, 13, Picard 136. Nachdenklichere Leute dagegen hatten die Ansicht, daß die Geister die Opfer nur geistig genössen, während sie die Nacht über vor ihnen gestanden, und nachher von den Zauberern genossen würden. Picard 137. Sicher nicht die ursprüngliche Ansicht!

Es kann auffallen, daß sowohl bei den Columbusindianern als bei den Karaiben so wenig von Menschenopfern die Rede ist, während doch einerseits alle diejenigen Völker Mittel- und Südamerikas, welche als zusammengehörig mit den Columbusindianern anzusehen sind, Menschenopfer in zahlreicher Menge darbrachten, anderseits die Karaiben der Anthropophagie ergeben waren, einer der natürlichsten Grundlagen der Menschenopfer. Man behauptet sogar, daß die vorzugsweise thierische Nahrung genießenden Karaiben niemals Opfer von Fleisch oder von Thieren gebracht hätten. Majer 1813. 19. Allein auch hierin werden wir nicht den ursprünglichen Gebrauch der alten Karaiben erblicken dürfen. Denn wenn der oberste Gott Juluka, wie wir später sehen werden, Fische, Eidechsen, Tauben und Kolibris als Nahrung genießt, so weist das doch auf thierische Opfer. Und ebenso geht aus verschiedenen Umständen hervor, daß bei den Karaiben in den frühern Zeiten Menschenopfer stattgefunden haben. So wenn sie von ihrer obersten bösen Gottheit Maboja sagen, daß sie der Sonne und dem Monde das Blut kleiner Kinder zu trinken gebe, de la Borde 382, Vollmer Maboja, so weist das auf Menschenopfer, welche hier wie anderswo in Amerika an Sonne und Mond entrichtet wurden; daß dieselben aber dem Maboja zugeschrieben wurden, zeigt allerdings, daß sie als etwas Schlimmes angesehen waren, wenn auch erst in der mythisch ausgesprochenen Ansicht einer spätern Zeit. Auf frühere Menschenopfer weisen auch die Surrogate für die Menschenopfer, als welche auch hier wie bei den Rothhäuten und den Spartanern jene Verwundungen und Verstümmelungen der Jünglinge anzusehen sind, die bei den Karaiben so sehr gebräuchlich sind. Schon bei der Geburt des Erstgebornen wird sein Vater vielfachen Verwundungen ausgesetzt, und der Erstgeborne wird gleichsam mit dem Blute seines Vaters getauft. Die mannbar gewordenen Knaben und Mädchen werden selber verwundet, besonders die erstern bei ihrer Wehrhaftmachung, später auch die Männer,

wenn einer zum Anführer erhoben, besonders wenn einer zum Zauberer aufgenommen wird. Vgl. de la Borde 444. 442. Baumgarten I, 137 ff. 123 nach Biet, Rochefort und Neuville, Meiners II, 161 nach Biet, Abriß 128. 130. Bryan Edouard 15. Das sind nichts anderes als Menschenblutopfer, wie sie noch vielfach in Amerika vorkommen, besonders in Centralamerika. Als Menschenopfer sind aber anzusehen die Tödtungen der Sklaven auf den Gräbern der Todten, die ja göttliche Geister sind. Denn ob nun die Opfer genossen werden oder zu anderem Dienste jenseits bestimmt sind, das begründet im Wesen des Menschenopfers keinen wesentlichen Unterschied. Vgl. Rochefort II, 14. 24. Baumgarten II, 851. De la Borde 452. Menschenopfer fand man übrigens auch noch am Orenoko, wo Karaiben wohnten, wie wir früher gesehen haben. Meiners 80 nach Gumilla I, 333. 335. Namentlich aber wird den Karaiben in Brasilien die dortige Sitte, Kriegsgefangene für gewisse Feste zu füttern, dann zu opfern und zu verspeisen, ebenfalls zugeschrieben, in welcher sich der Zusammenhang der Anthropophagie und der Menschenopfer deutlich zeigt. Christ. Arnold 971 nach Buellius Catalonus. Diese Sitte fand sich aber auch sonstwo bei den Karaiben. Rochefort II, 21. Immerhin aber traten bei den Karaiben die Menschenopfer verhältnißmäßig zu ähnlichen Wilden sehr zurück, sei es nun wegen innern Gründen oder wegen äußeren gewesen.

Die Opfer bringen die Karaiben auf den Opfertischen dar. So wenig der Wilde gewöhnlich einen Tisch zur Mahlzeit nöthig hat, so wenig sein Opfer einen Altar. Es ist daher unpassend, bei Wilden auf das Fehlen des letztern irgend welches Gewicht zu legen. Im Gegentheil ist das Vorkommen desselben bei den Karaiben als etwas Besonderes zu bemerken, das schon der Kultur zuneigt. Diese Opfertische werden Matutu, Matoutou, Mitoutous genannt, eigentlich heißen alle Tische bei ihnen so. Vgl. Arnold 965, Rochefort II, 13. Picard 136 nach Rochefort, Sitten II, 36. Labat III, 129. Baumgarten II, 853. I, 86, und de la Borde selbst S. 398.

Von Tempeln werden bloß Höhlentempel für Maboja erwähnt, die wohl von den Antillenbewohnern aufgenommen worden sind. Lavayssé V, 150. Vgl. unten §. 48 g. E.

Die Opfer der Karaiben richten sich so wenig als ihre gewöhnlichen Mahlzeiten nach einer regelmäßigen Zeitbestimmung, Sitten II, 54. Lindemann III, 126. Eben so wenig ihre Feste, die eigentlich nur

größere Opfer sind und nur gelegentlich stattfinden, bei der Geburt eines Kindes, bei der Genesung eines Kranken, bei der Rückkehr von einer Unternehmung u. dgl., wie das eben in dem vereinzelten Charakter des Lebens der Wilden seinen Grund hat. De la Borde 399. Meiners II, 309. Abriß 108. Picard 138.

Auch der Umstand entspricht ganz dieser Religionsstufe, daß die Gebete, d. h. die in Worten sich bewußt werdenden andächtigen Gefühle so sehr zurücktreten bei ihren gewöhnlichen Opfern und Festen, daß sie Manchen ganz zu fehlen scheinen. De la Borde 399. Arnold 965, Rochefort II, 13. Picard 136 nach Rochefort, Sitten II, 53. Hingegen werden wie bei allen Wilden, besonders in Amerika, bei ihren festlichen Gelegenheiten, Tänze als Ausdruck ihrer religiösen Stimmung aufgeführt. Baumgarten II, 854. Als Empfehlung für die Gottheit gelten die Fasten, ein nüchterner Mensch ist dem Gotte angenehmer, durch Fasten sühnt einer so gut als durch ein Opfer. So fastet man am Orenoko, um den Zorn der Götter zu besänftigen. Meiners 92. Gumilla I, 259. 261. Der karaibische Vater beobachtet nach der Geburt des Erstgebornen ein langes und strenges Fasten. Baumgarten I, 122 ff. nach Biet III, 13. du Tertre VII, 1. §. 4. Wer in den Stand eines Zauberers treten will, bereitet sich zum Eintritt durch Fasten vor. Meiners II, 143 ff. Und so finden Fasten statt beim Austritt des jungen Menschen aus seiner Kindheit und bei seiner Wehrhaftmachung, bei der Erhebung des Karaiben zum Häuptling, bei der Erlegung des ersten Feindes, beim Tode eines nahen Angehörigen. Picard 138. Meiners II, 143 ff. 151. Biet III, 10. S. 377 ff. Görres christliche Mystik III, 523 ff. Ueber die Todtengebräuche vgl. noch besonders Rochefort II, 24.

Das Grundgefühl, das sich im ganzen religiösen Leben der Heiden, besonders der Wilden, und so auch der Karaiben, vorherrschend ausdrückt, ist das der Furcht. Das Vernehmen der Gottheit erfüllt sie mit Schauer. Es ist ein ängstliches Traumleben bei wachem Zustande, das ihre Vorstellungen beherrscht. Daher spielt denn auch hier der eigentliche Traum eine große Rolle und steht in der bestimmtesten Beziehung zur Religiosität. Oefters haben die Karaiben angsthafte Träume, in denen ihnen der böse Geist erscheint und sie plagt, bis sie unter lautem Geschrei erwachen. De la Borde 402. Arnold 966. Rochefort II, 13. Sitten II, 39. Aber auch im wachen Zustande fürchten sie bei

jeder Gelegenheit bezaubert zu werden, in jedem Uebel ſehen ſie den böſen Einfluß eines Geiſtes, aus Furcht vor den Geiſtern ſcheuen ſie ſich eine Reiſe allein anzutreten, eine Menge böſer Vorbedeutungen ängſtigt ſie. De la Borde 391. 400. Schomburgh 118. Meiners 127. Vor nichts aber fürchten ſie ſich ſo ſehr wie vor dem Gewitter, vor Donner und Orkan. Wenn ſchwarze Wolken ſich aufthürmen, ſo laufen ſie ſchnell in ihre Hütten, erheben ein erbärmliches Geſchrei, bedecken mit den Händen das Geſicht und weinen, bis das Gewitter vorüber iſt. Rochefort II, 14 und nach ihm Baumgarten I, 61 und Arnold 968. Lindemann III, 123. Dieſe Gewitterfurcht verfolgt ſie auch noch ins Jenſeits, denn auch die Geiſter fürchten ſich vor dem Donner und ſuchen ſich vor ihm zu verbergen. De la Borde 388. Endlich lebt der tapfere Karaibe, der doch nach dem Tode zu den göttlichen Geiſtern eingeht, in einer beſtändigen Furcht vor dem Tode. De la Borde 391.

§. 44. Die Zauberer.

Auch dieſe Wilden bedienen ſich, um ſich dieſer Furcht zu entledigen, überhaupt um mit den Geiſtern noch fertiger in Verbindung zu treten, der Schamanen oder Zauberer. Zum Theil haben dieſelben hier dieſelben Namen wie bei den Antillenindianern, Piaches, Piayer, Piai, Boyer oder Bagoier, Butier, zum Theil andere, wie Sammeti und Mariri. Meiners II, 144. 515. Sitten II, 38. A. Humboldt Reiſe V, 39. Majer 1813. 20. Erſtere Namen, da ſie ſich auch wieder in Braſilien finden, ſcheinen ebenfalls wie die letztern den Karaiben anzugehören und ſich von ihnen den Antillenindianern mitgetheilt zu haben. Auch ſtimmen jene Namen ziemlich mit den Namen der karaibiſchen Geiſter, Opoyen und Mapoyen, zuſammen. Und wir wiſſen ſchon, daß Zauberer ſo gut wie Prieſter gern den Namen ihrer Götter annehmen.

Nach Humboldt ſind dieſe Zauberer der Karaiben zugleich Prieſter, Gaukler und Heilkünſtler. Wenn der Prieſter der Opferer iſt, sacerdos, ἱερεύς, ſo tritt, wie bei allen Wilden, ſo auch bei den Karaiben dieſer Charakter ihrer Zauberer wenigſtens ſehr zurück. Anders als in den Kulturreligionen opferte bei den Wilden jeder ſelbſt. Wenn er ißt oder trinkt, raucht oder ſchifft, bei jeder Gelegenheit giebt der

Karaibe ſelber ſeinem Schutzgeiſte oder dem Geiſte des Ortes, wo er ſich befindet, ſeine Gabe. Doch eine gewiſſe Annäherung zum Prieſter findet ſich allerdings auch beim karaibiſchen Zauberer, inſofern er für einen andern zaubernd opfert und dann das Opfer genießt, von dem nach der Anſicht Mancher nur der feinere und geiſtigere Theil den Geiſtern zu Theil wird. Aber auch hier opfert doch der Piaje zunächſt für ſich, um durch die Opfergabe ſeinen eigenen Schutzgeiſt herbeizulocken. Am eheſten kann man ihn noch mit dem Orakelprieſter vergleichen.

Hingegen Zauberer und Heilkünſtler iſt er auch hier ſo ſehr vereint, daß beides von einander gar nicht getrennt werden kann. So nennen ja auch die jetzigen Rothhäute ihre Zauberer geradezu Medicinenmänner. Allerdings befragt nun bisweilen der Karaibe ſeinen Schutzgeiſt ſelbſt, indem er die Haare und Gebeine ſeiner geſtorbenen Verwandten aufbewahrt, aus denen dann ein Geiſt derſelben redet und z. B. die Abſichten der Feinde verräth, de la Borde 402. Oder er bezaubert auch einmal einen andern, einen Feind, indem er etwas, das dieſem angehört, habhaft zu werden ſucht, dieß zu ſeinem Fetiſch legt, welcher dadurch jenen zu bezaubern in den Stand geſetzt wird, Sitten II, 47. Allein das weitaus gewöhnlichere und ſicherere Verfahren iſt auch hier die Herbeiziehung der Zauberer. Denn dieſe üben den ungemeſſenſten Einfluß auf das Volk aus, ohne ſie wagen ſogar die Karaiben ſelten, ihren eigenen Schutzgeiſt herbeizurufen, ſie ſind ohne dieſelben bei der Citation der Geiſter in völliger Todesangſt, bei der Anweſenheit der Zauberer verſchwindet aber die Angſt ſogleich, Sitten II, 39. Die Zauberer der Karaiben nähern ſich auch darin den Prieſtern, ſo ſehr ſie auch weſentlich von ihnen zu unterſcheiden ſind, daß ſie, wenn auch nicht eine Kaſte, ſo doch eine Art Orden oder Congregation bilden. Sie nehmen Novizen auf, halten dieſelben in ſtrenger Zucht, bereiten dieſelben durch viele Uebungen vor, namentlich durch Faſten, Einſamkeit, und zuletzt durch Einweihungen, durch welche letztere ſie zu förmlichen Piajern aufgenommen werden. Meiners II, 515. Baumgarten I, 85. 155. 161 nach du Tertre, Breton und der Voyage en Cayenne. Görres chriſtliche Myſtik III, 526 nach Lafiteau mœurs des sauvages americains.

Die Piajen werden nun bei allen wichtigen Angelegenheiten zugezogen. So namentlich bei Krankheiten, im Kriege, gegen Privatfeinde und ihren Zauber, durch ihre Verzauberungen glauben ſie ſogar die

Feinde tödten zu können, ſie können das Wetter machen, ſo gut wie die Schamanen in Sibirien, ſie helfen auf dem Meere zurecht, wenn man ſich verirrt hat, ſie ſtehen bei gegen die Quälereien des böſen Geiſtes, ſowie gegen die böſen Zaubereien der Hexen, welche letztere wie bei den Rothhäuten auf ſchreckliche Weiſe zu Tode gemartert werden. Rochefort II, 13. De la Borde 391. 395. Meiners II, 485. Schomburgh 58. Lindemann III, 123.

Wenn die Piajen die göttlichen Antworten zu erhalten ſich bemühen, welche ſie Echeiri nennen, de la Borde 396, ſo iſt im Ganzen ihr Benehmen wie das bereits bei den Rothhäuten und Columbusindianern beſchriebene. Die Fähigkeit, in die convulſiviſchen Zuſtände zu gerathen, wird nicht bloß durch jahrelange Vorbereitung geweckt und geſteigert, ſondern auch wieder jeder einzelne Fall bedarf dergleichen ſtundenlange Zwangsmittel, welche auf Körper und Geiſt erhitzend, erregend und ſchwächend einwirken. Sie blaſen Tabackrauch in die Höhe, murmeln ſeltſame und unverſtändliche Worte, ſtampfen mit den Füßen und treiben ihr Weſen nur des Nachts und zwar mit Entfernung alles Lichtes, alles muß das größte Stillſchweigen beobachten. Meiners Abriß 140. Kr. Geſch. II, 502 ff. Rochefort II, 13. De la Borde 396 ff. 400. Picard 137. du Tertre II, 366 ff. Biet 387. Gumilla II, 185. Sitten II, 38 ff. Majer 1813. 21. Görres chriſtliche Myſtik III, 526 nach Laſiteau.

Jeder Piaje hat ſeinen eigenen Geiſt, den er befragt, und dem er, um ihn herbeizulocken, Opfergaben auf den Opfertiſch Matutu hinlegt. Wenn der Geiſt erſcheint, ſo geſchieht es unter argem Gepolter, er erſchüttert den Gipfel der Hütte, iſt aber bloß dem Piajen ſichtbar. Bisweilen erſcheinen mehrere Geiſter, die ſich dann unter einander zanken. Wenn der Erfolg des Piajen Weiſſagung Lügen ſtraft, ſo wird er auch hier durchgeprügelt. Rochefort II, 13. Meiners II, 515. Sitten II, 38.

Was wir ſchon früher bei den Zauberern vorgefunden haben, das zeigt ſich bei den Piajen der Karaiben in einem ſehr ausgebildeten Grade, daß ſie nämlich bei Krankheiten den Kranken *Gegenſtände aus dem Leibe ziehen*, welche, wie ſie ſagen, den Schmerz verurſacht hätten und durch Zauber in den Leib hineingekommen ſeien. Dergleichen Gegenſtände ſind Dornen, Steine, Beine, Knochen, Holzſplitter, Haare, Fiſchgräten, Schlangenzähne, kleine Stücke Manioc und von Fellen u. dgl. m. Oefter ſaugen die Piajer an den ſchmerzhaften Stellen des kranken

Leibes, verlaſſen ſchnell die Hütte und geben vor, ſich fortbegeben zu haben, um das Gift auszuſpucken. Dieſe Erſcheinung findet ſich bei allen amerikaniſchen Zauberern, neben den Rothhäuten und Columbusindianern auch bei den Grönländern, Californiern, in Terrafirma und Neu-Andaluſien, Braſilien und bei den Patagoniern, beſonders aber bei den Karaiben. Vgl. de la Borde 396. 397. Meiners II, 510. 511. Sitten II, 42. I, 342. Majer 1813. 23. Nach Meiners trifft man dieſes Treiben nicht bei den ſibiriſchen Schamanen an. Wenn er es aber ebenfalls den Fetiſchirern der Neger abſpricht, ſo wird er durch einen Bericht im Basler Miſſionsmagazin 1851. I, 85 widerlegt. Auch bei den Kaffern kommt Aehnliches vor. Klemm III, 355. Selbſt Vögel ziehen ſie ſo aus dem Leibe der Kranken heraus. Auch vom modernen Europäiſchen Zauber- und Hexenweſen wird Aehnliches berichtet, daß Menſchen dergleichen Gegenſtände wie Haare, Hölzer, Steine, Metallſtückchen ausbrechen, oder daß dieſelben von ſelbſt, z. B. Nadeln, zur Haut hinauskämen. Görres chriſtliche Myſtik IV, 2. S. 394 ff. Vor noch nicht ſo gar langer Zeit habe ich ſelbſt einen ſolchen Fall aus dem Schwabenlande erzählen hören.

---

§. 45. Der höhere Naturdienſt.

Im Allgemeinen tritt der höhere Naturdienſt, die Stufe der Verehrung von Naturgeſetzen in Geſtirnen, Thieren und Elementen bei den Karaiben ſehr zurück, ſowohl im Vergleich mit den Columbusindianern, die einer größern Maſſe von Kulturvölkern mit Sonnendienſt angehörten, als auch mit den Rothhäuten, die ſich namentlich im Süden über den Schichten einer ſolchen kultivirtern Urbevölkerung gelagert hatten. Doch fehlt dieſer Naturdienſt auch den Karaiben nicht, ſie haben manches Einzelne aus demſelben da und dort, beſonders von den Urbewohnern der Antillen aufgenommen. Während indeſſen anderswo gewöhnlich der Sonnendienſt an der Spitze dieſer höhern Naturverehrung ſteht, herrſcht bei den Karaiben der Mond vor, ähnlich wie bei einzelnen nordiſchen Wilden und Grönländern, Kraft 221, überhaupt bei Jägern und kriegeriſchen Stämmen. Wie die Sonne wird auch der Mond ohne Tempel und ohne Bild verehrt, Dupuis I, 114, was auch wieder

die niedere Stufe der Karaiben anzeigt. Wie der Deus Lunus iſt auch hier der Mond männlichen Geſchlechtes, er heißt Nonun. De la Borde 381. Dem Monde zu Ehren zählen ſie die Zeit nach Nächten, halten die Neumonde heilig und haben Mondenmonate. De la Borde 381. 382. Vollmer, Nonum. Zur Kunde u. ſ. w. 131. So oft der Neumond, d. h. das erſte Viertel, eintritt, eilen ſie aus ihren Hütten und betrachten den Mond durch ein zuſammengerolltes Piſangblatt. Damit ſaugen ſie einige Thautropfen auf, um ſie ins Auge bringen zu laſſen, was ſie für ſtärkend halten. Vollmer. Wie bei den Muyscas und den Arkadiern iſt der Mond erſt nach der Erde geſchaffen worden. In der erſten Nacht ſeines Daſeins hielt er ſich für das Schönſte, was auf der Welt ſei. Als er aber des Morgens die Sonne erblickte, verbarg er ſich aus Scham, und ſeitdem zeigt er ſich in ſeinem vollen Glanze nur alsdann, wenn dieſe nicht mehr ſcheint. Majer 1813. 12. Vollmer. Bei Mondfinſterniſſen glauben ſie, daß er entweder krank ſei und ſterben wolle, oder Hunger habe, oder daß böſe Leute ihn verwundet hätten. De la Borde 382. Zur Kunde 133 nach Gilii. Auch beſorgen ſie alsdann, der böſe Geiſt Maboja wolle ihn verſchlingen. Dann tanzen Männer und Weiber, Junge und Alte die ganze Nacht, hüpfen mit zuſammengeſchlagenen Beinen und erfüllen die Luft mit einem kläglichen und fürchterlichen Geſchrei, und dieſer Tanz ſammt Geſchrei muß die ganze Nacht lang fortgeſetzt werden. Während der Zeit hält ein Mädchen einen hohlen Kürbis in der Hand, der mit Steinchen angefüllt iſt, dergleichen wir in Braſilien wieder finden werden, macht mit demſelben ein Getöſe und erhebt ebenfalls ſeine Stimme. Baumgarten I, 118. II, 849 nach du Tertre VII, 1. 1, Rochefort und Breton. Dieſer Lärm bei Mondsfinſterniſſen hat wie bei den Rothhäuten, Abiponern in Südamerika, Peruanern (unten §. 82), Griechen, italiſchen Völkern und Germanen, vgl. Wilh. Müller, Geſchichte der altdeutſchen Religion 159. Hartung Religion der Römer II, 83. Grotefend bei Pauly Enc. I, 178. den Zweck, entweder den böſen Geiſt zu verſcheuchen, oder den Mond zu bitten, nicht wegzuſcheiden, je nachdem man ſich nun die Urſache der Mondfinſterniß denkt. Der Kürbis iſt wie in Braſilien ein Fetiſch, mit dem der Mond oder ſein Feind bezaubert werden ſoll.

Wenn auch die Verehrung des Mondes über die der Sonne hervortritt, welches Hervortreten bei den alten Religionen die Hauptſache iſt, ſo zeigte doch ſchon der Mythus von dem Urſprunge des Mondes auch

wieder einen Vorrang der Sonne, den der größern Schönheit. Auf gleiche Weise sind die Sterne der Sonne als ihrem Regenten untergeordnet, vor dem sie unsichtbar werden, de la Borde 388. Auch wohnt der Sonnengott Houjou (Huju) viel näher dem Paradiese der Todten, er ist gewissermaßen selber dasselbe, das von ihm auch den Namen Hujukhu, Sonnenhaus, erhielt, — eine Stellung des Sonnengottes zu den gestorbenen Helden, die er in Amerika häufig einnimmt. Daß nun auch wirkliche Sonnenverehrung bei den Karaiben vorkam, bezeugt schon Christophori Columbi navigatio bei Grynäus Cap. 88 und wird von den Spätern bestätigt: de la Borde 388. Sitten II, 28. 32. Dupuis I, 1. 114. Daß aber diese Verehrung äußerlich von Anderen angenommen wurde, geht daraus hervor, daß sie ins Leben weit weniger eingriff als nur die Vorstellungen erweiterte. So ist ihr kosmogonischer Sonnenmythus völlig den Antillenindianern entnommen. Auch bei den Karaiben gingen Sonne und Mond aus zwei Höhlen hervor und befruchteten dann die Welt. Daher wallfahrten die Karaiben zu diesen Höhlen, welche inwendig mit Malereien geziert, auswendig aber nach ihrem Glauben von Geistern bewacht wurden, Lindemann III, 121. Das werden wohl die Höhlen mit den baumwollenen Götzen der Urbewohner sein, Reisen XVII, 488. Auch hier gingen die ersten Menschen aus Höhlen hervor, die Sonne, darüber aufgebracht, verwandelte die Hüter der Höhle in Steine, die Menschen selbst in Bäume und Thiere, Lindemann III, 121.

Alle Sterne sind Karaiben, de la Borde 381. Majer 1813. 6. Die Gattin des Mondes ist der Stern Venus, den man bald auf dieser Seite des Mondes sieht, bald auf jener, aber immer nahe bei ihm. Zur Kunde 133. Die Personifizirung der Gestirne hat auch hier zu den Mythen von Verwandlungen Anlaß gegeben. So wurden folgende berühmte Karaiben in Sterne verwandelt: Rakumon, einer der ersten seines Volkes, Sawaku, von dem Donner und Blitz herrühren, Achiuaon, der Gott des Regens und des Windes, Courumon oder Korumon, Kurumon, der Meergott, der die Stürme hervorbringt, Schiffe umstürzt und Ebbe und Fluth verursacht. De la Borde 385. 388. Majer 1813, 5 ff. Vollmer.

Wir sehen daraus, daß die Sterne religiöse Repräsentanten der Naturkräfte und Naturthätigkeiten sind, der Stern Rakumon bewirkt die fruchtbare Witterung, den befruchtenden Regen. Vollmer. Sawaku

iſt der Donnergott, dem wie dem Jupiter ein Stern geweiht iſt, ſeine Stimme iſt der Donner. Sitten II, 33. Achiuaons, des Gottes der Winde, Stimme iſt der Orkan. Sitten II, 34. Kurumon, der die Stürme auf dem Meere erregt, iſt ihr Poſeidon oder Neptunus. Eine andere Gottheit verſchaffte ſchwangern Weibern Geburten ohne Schmerzen, etwa wie die Juno Lucina. Sitten II, 53. So gab es Götter der Jagd, der Jahreszeiten, der Geſundheit, Fiſcherei u. dgl. Vgl. Vollmer: Attabeira. Und ſo haben ſie eine Gottheit, welche wie Ceres das geſäete Getreide im Wachsthum fördert. Und ebenſo iſt ihnen, wie den Griechen die Demeter, die Erde eine Mutter. Arnold 964 nach Rochefort II, 13. Lindemann III, 121. Bei einem Erdbeben ſoll die Erde ihren Kindern, den Karaiben, durch ihre eigene Bewegung zu wiſſen thun, daß ſie ſich ebenfalls Bewegung geben ſollen, weßhalb ſie ſich dann dem Tanz und der Freude hingeben. De la Borde 454. Majer 1813. 13. Ausland 1835. 760. Didaskalia 1851, Nro. 203, nach dem Verfaſſer der Feld- und Kreuzzüge nach Venezuela.

Wie die Verehrung der Gottheit in den Naturkräften an die Geſtirne geknüpft wird, ſo auch parallel damit an die Thiere. Wir haben ſchon geſehen, wie bei den Karaiben der Geiſterdienſt und der Fetiſchismus mit dem Thierdienſt zuſammenhange. Wie leicht ſich bei dieſem Volke Thieriſches in Menſchliches verwandle, ſieht man aus ihrer Furcht Schildkröten und Schweinefleiſch zu eſſen, damit ſie nicht etwa durch ihren Genuß eben ſo kleine Augen bekommen möchten, wie dieſe Thiere ſelbſt haben. Kraft 340 nach Rochefort II, 12. Die Verbindung der Thierverehrung aber mit den beſondern Naturgeſetzen, die ſymboliſche Auffaſſung derſelben zeigt ſich wie bei den Sternen in den Verwandlungen der Karaiben und göttlichen Geiſter in Thiere, inſofern dieſe Verwandlungen namhafte beſondere Individuen betreffen, wie wenn Rakumon, der befruchtende Regen, der ebenfalls in einen Stern verwandelt worden war, früher noch zu einer großen Schlange wurde, die einen großen Menſchenkopf hatte, beſtändig auf einem Fruchtbaum wohnte und von deſſen Früchten ſowohl ſelbſt lebte als anderen mittheilte. De la Borde 385. Majer 1813. 6. Der Stern und die Schlange ſind daſſelbe Symbol der fruchtbaren Witterung, der Stern bezeichnet durch ſeine Stellung die Jahreszeit, die Schlange die durch den befruchtenden Regen entſtandene Erneuerung der Pflanzenwelt. In dieſem Sinne werden wir bei der Kulturreligion noch viele Schlangengötter kennen

lernen. Ebenſo iſt Sawaku, der Donnergott, nicht nur ein Stern, ſondern auch wie der Große Geiſt der Rothhäute ein Vogel, der den Blitz ächt karaibiſch dadurch verurſacht, daß er das Feuer durch ein großes Rohr anbläst. De la Borde 385. 388. Majer 1813. 6. Ueberhaupt werden die Götter gerne in Thiere verwandelt. Dieß geſchieht, wenn ſie vor dem oberſten Gotte die Flucht ergreifen. Fallen ſie dann, was ſich gern ereignet, ſo verurſacht ihr Fall Donner und Erderſchütterungen. Die Geiſter, die ein ſolches Unglück trifft, werden in Thiere verwandelt, in einzelne Naturkräfte, die der oberſten Gottheit dienen und vor ihr ſich beugen. De la Borde 388. Majer 1813. 6.

---

§. 46. Die Unſterblichkeitsvorſtellungen.

Den zweierlei Religionsſtufen hinſichtlich der Vorſtellungen von den Göttern entſprechen auch hier zweierlei Unſterblichkeitsvorſtellungen, einmal die von einer Fortſetzung des Lebens jenſeits nach Art des Lebens dieſſeits, und dann die von einer Seelenwanderung. Jenes kommt der Stufe der Wilden zu, und es finden ſich auch hier wieder die Vorſtellungen wie bei andern Wilden. Meiners II, 767. Oldendorp I, 32. Die Seelenwanderung gehört dem höhern Naturdienſte an, dem Geſtirndienſt und der ſymboliſchen Thierverehrung. Beide Stufen haben zugleich ihre Lichtſeite und ihre Schattenwelt.

Was nun zuerſt die erſtere Art von Vorſtellungen anbetrifft, die der Wilden, die Unſterblichkeit jenſeits nach Art des Lebens dieſſeits, ſo gelangt nach karaibiſcher Vorſtellung die Seele in das Reich der Todten, ſobald kein Fleiſch mehr an den Knochen des Verſtorbenen iſt. Baumgarten I, 484. Da das Leben dort eine Fortſetzung des Lebens hier iſt, ſo werden, wie wir geſehen haben, die Sklaven zur jenſeitigen Bedienung der Häuptlinge auf deren Gräbern getödtet. Und aus demſelben Grunde werden Waffen und Hunde ins Grab gegeben. De la Borde 452. Rochefort II, 14. 24. Aſſal 138. Baumgarten II, 851. Die Lichtſeite dieſer Stufe zeigt ſich darin, daß die Tapfern dort noch angenehmer leben als hier. Sitten II, 59. Der Ort ihres Aufenthalts wird entweder gedacht als ſelige Inſeln, oder als eine große Ebene, welche mit einer Art Aprikoſen bedeckt iſt, die man im Ueberfluß ge-

nießt, daher sich auch die Lebendigen (ähnlich wie bei den Columbus-indianern) dieser Speise enthalten aus Furcht den Todten ihre Nahrung zu entziehen. Ueberhaupt trafen die Seelen der Tapfern alles nach Wunsch an, und ihre Feinde mußten ihre Sklaven sein. Hingegen müssen die Schwachen und Feigen jenseits der Berge in wüsten und unfruchtbaren Gegenden ihren Feinden als Sklaven dienen und ein mühseliges und beschwerliches Leben führen. Diese sind nach der einen Auffassung die Geister, welche in Feldern und Wäldern, in der Luft und am Meeresufer spuken, die Schiffe umwerfen, überall Schaden verüben, — nach der andern (§. 42) sind dieß ein Theil der Seelen jedes einzelnen Menschen. Das ist die Schattenseite der Unsterblichkeitsvorstellung der untern Stufe. Baumgarten II, 851 ff. Klemm II, 165. Sitten II, 35. 36. 59. 60. Arnold 968. Rochefort II, 14. Die Scheidung in diese beiden Seiten bildet sich erst im Anthropomorphismus vollständig aus. Hier bei den Karaiben tragen diese Vorstellungen auch darin die Anschauungsweise der Wilden an sich, daß beide Aufenthaltsorte der Todten auf dieser Erde zu suchen sind.

Durch die Verbindung des Fetischismus und Geisterglaubens mit dem höhern Naturdienst, namentlich mit der Verehrung der Gestirne und Thiere haben die karaibischen Unsterblichkeitsvorstellungen eine weitere Ausbildung erhalten, und zwar in der Vorstellung von der Seelenwanderung. Ohnehin entspricht letztere überall dem Naturdienst und spaltet sich in zwei Seiten, indem die eine, die gute, die Lichtseite, an die Gestirne sich anschließt, die andere, die böse, die Schattenseite, an die Thiere. Diese Vorstellungen mußten sich deßwegen bei den Karaiben bestimmter gestalten als es vielleicht ihrer sonstigen Religionsstufe nach zu erwarten gewesen wäre, weil sie erstens ohnehin dem Dualismus geneigt gewesen sind, und dann, weil ihnen Gestirne und Thiere nichts andres waren als verwandelte Karaiben.

Demnach gelangen die Seelen der Tapfern in das Sonnenhaus Hujukhu (Vollmer), wie anderswo auch, wo Sonnendienst herrscht, oder sie werden in Sterne verwandelt, wie wir gesehen haben. Die schwachen oder bösen werden Thiere. Wir haben ebenfalls gesehen, daß der Gegensatz zwischen gut und bös auch noch anders gefaßt wird als der zwischen Tapfern und Feigen, nämlich als ein Gegensatz der Seele des Herzens einerseits und der des Kopfes und der Glieder anderseits. Auch nach diesem Gegensatze kann man sich den künftigen Aufenthalt

der Seelen entweder nach Art der Wilden als Oerter auf der Erde und Inſeln der Seligen denken, wo die Geiſter es entweder gut oder ſchlimm haben, oder nach der Anſchauung des Naturdienſtes, ſo daß die Seele des Herzens in das Sonnenhaus gelangt, die des Kopfes und der Glieder in Thiere verwandelt wird. De la Borde 403. Rochefort II, 14. Baumgarten II, 851. Sitten II, 35 ff. Keine dieſer Vorſtellungen giebt aber dem Leben jenſeits eine ſittliche Bedeutung, nirgends iſt es eine Wiedervergeltung für Handlungen dieſſeits. Das Schickſal jenſeits iſt entweder durch eine unabänderliche Naturnothwendigkeit beſtimmt, indem die Seele des Herzens es auf jeden Fall gut bekommt, die andern ſchlecht. Oder richtet ſich der Zuſtand jenſeits nach dem Unterſchied von Tapfer und Feig, Stark und Schwach, ſo wird ihm eben jenſeits das Schickſal zu Theil, das er ſich ſelbſt dort zu verſchaffen im Stande iſt, wie ſich das alle Wilden ſo vorſtellen.

Neben dieſen verſchiedenen Vorſtellungen von der Unſterblichkeit ſtoßen wir noch auf eine andere am Orenoko, welche man die irdiſche Unſterblichkeitsvorſtellung nennen kann, und welche die Möglichkeit und urſprüngliche Beſtimmung der Menſchen annimmt, daß ſie niemals hätten ſollen den Tod ſchmecken, ſondern auf dieſer Erde unſterblich ſein konnten. Es erzählt nun der Mythus, daß der Große Geiſt ſich lange bei dem karaibiſchen Stamme der Tamanachier oder Tamanaca-Horden aufgehalten habe. Als er ſie nun endlich verließ, wandte er ſich noch einmal in ſeinem Kahne um und ſprach: Ihr werdet indeſſen die Haut verändern! Darunter verſtand er aber nach der Verſicherung der Tamanachier, daß ſie nicht ſterben ſollten, ſondern wie die Schlangen die Haut wechſeln würden. Da gab nun aber ein altes Weib ihren Unglauben an dieſe Verheißung zu verſtehen, und auf das hin nahm der Große Geiſt ſein Wort zurück mit dem Worte: Ihr ſollt ſterben! Hätte die alte Frau geglaubt, ſo würden die Karaiben nie ſterben. Zur Kunde S. 151 nach Gilii. Wir werden in Braſilien auf eine ähnliche Vorſtellung ſtoßen. Immerhin ein eigenes Zeugniß dieſer Kannibalen für die Kraft des Glaubens!

Verſchiedenartige Vorſtellungen von der Unſterblichkeit finden ſich oft parallel neben einander, ſo wenig verſchmolzen, daß ſie ſich eher widerſprechen als zuſammenlaufen. Und wenn ſie auch künſtlich zuſammengeleitet werden, ſo geſchieht es wie bei Flüſſen, die lange ihr Waſſer nicht miſchen. Dieſelben Götter werden Sterne und Thiere, und doch

ſind dieſe böſe, jene gut. Von den verſchiedenen Seelen deſſelben Menſchen wird eine eine ſelige, die andere nicht; und doch werden wiederum die Seelen der Starken ſelig, die der Schwachen unglücklich. Es giebt eben verſchiedene Vorſtellungsweiſen und Standpunkte auf dieſem Gebiete neben einander.

---

§. 47. Der Große Geiſt, der erſte Menſch und das Schickſal oder die Mutter Gottes.

An der Spitze der Geiſter ſteht auch hier ein Oberhaupt, und zwar nach dem ſehr ausgeprägten Dualismus der Karaiben, eines an der Spitze der guten, eins an der der böſen Geiſter. Wir haben es zunächſt mit dem erſtern zu thun. Derſelbe trägt verſchiedene Namen, die zum Theil wie bei den Rothhäuten von den verſchiedenen Stämmen herrühren mögen, zum Theil aber eben ſo gut auch von den verſchiedenen ſinnlichen Auffaſſungen des Göttlichen, deren eine ſo gut wie die andere an die Spitze geſtellt werden konnte, ohne daß in ſolchem Parallelismus (ähnlich wie bei den Unſterblichkeitsvorſtellungen) ein Widerſpruch gefunden worden wäre, — die Anſchauungen waren eben noch flüſſig und nicht zur Ausſchließlichkeit fixirt.

Daß der Sonnengott hier wie anderswo zum oberſten Gotte geworden, wird nicht behauptet. Doch waren die Elemente und Knospen dazu da, und wäre nicht bei den Karaiben der Sonnendienſt als etwas bloß Entlehntes im Hintergrund geblieben, ſo wäre ſehr leicht aus dem Regenten der auch hier ſo wichtigen Sterne oder Sterngeiſter und dem Todtengott der beſten und tapferſten Seelen auch ein oberſter Geiſt geworden. Hingegen kann nnter dem Chemun oder Chemeen an ſich, dem Geiſte an ſich, niemand anders, als wie unter dem Manitu der Rothhäute, der oberſte, der Große Geiſt gedacht werden. Ebenſo kann Kualina oder Kouotlna niemand anders ſein als der Große Geiſt, denn ſo ſehr ragt er über die anderen Geiſter hervor, daß ſie vor ihm fliehen, auf ihrer Flucht Donner und Erdbeben verurſachen und zuletzt in Thiere verwandelt werden. De la Borde 388. Vollmer. Amalivaca, der den Karaiben am Orenoko beinahe irdiſche Unſterblichkeit verliehen hätte, iſt eben denſelben Stämmen der oberſte Gott,

der alles von ſich in Abhängigkeit hält und erſchaffen hat. Zur Kunde 149. 150. Kurumon, der Meeresgott und Erreger der Seeſtürme, zeigt ſich dadurch als oberſter Gott, daß er Schöpfer der Männer iſt, vor Kulimina, dem Schöpfer der Weiber, den Vorzug hat, und weder Gutes noch Böſes ertheilt. Klemm II, 154. Am deutlichſten iſt das Weſen Juluka's als das des Großen Geiſtes ausgeprägt. Er iſt eine Perſonifikation des Regenbogens, der auch auf den Philippinen, in Sibirien, Peru verehrt wird. Meiners I, 397. Prescott's Peru I, 71. 75. Der Regenbogen iſt das Friedenszeichen des Indiſchen Himmelsgottes Indra; bei den Skandinaviern iſt der Regenbogen die Brücke, welche die Götter zwiſchen Himmel und Erde aufgebaut haben; dem Homer dient die Iris als Friedensbotin der Götter; dem Noah war der Regenbogen das Zeichen des göttlichen Bundes mit der Erde. Bohlens altes Indien I, 237. Roſenmüllers Morgenland I, 44. Aber nirgends iſt der Regenbogen ſo hoch geſtellt im All wie bei den Karaiben in der Perſon des Juluka. Daß er ein rieſig großer und ungeheurer Geiſt iſt, der über Länder und Meere ſchreitet, mit dem Haupte weit über die Wolken ragt, während der übrige Körper entweder im Meere verborgen iſt oder in den Tiefen der Erde, das liegt ſchon in der Natur des Regenbogens. Aber als Perſon erſcheint derſelbe anthropomorphirt, wenn er bisweilen neugierig aus dem Meere oder der Erde Tiefen hervorblickt, das Haupt geſchmückt mit Federn, die Stirn geziert mit dem prächtigen Schmucke einer breiten Binde. Dieſe Binde beſteht aus den in alle Farben ſpielenden Federn des Kolibri, und macht den oberſten Gott der Karaiben zu einem Verwandten des aztekiſchen Kolibrigottes Huitzilopochtli. Seinen Schmuck zeigt Juluka den Menſchen bloß Morgens und Abends; geſchieht das auf dem Meere, ſo iſt es eine glückliche Vorbedeutung, auf dem Lande dagegen ſchadet ſeine Erſcheinung. Im letztern Falle verbergen ſich daher auch vor ihm furchtſam die Karaiben, flüchten in ihre Hütten, und das nicht ohne Grund, denn wenn Juluka nicht genug Fiſche, Eidechſen, Tauben und Kolibris zu ſeiner Nahrung findet, ſo macht er die Menſchen krank. Vollmer. Majer 1813. 11 ff. De la Borde 389 bei Labat I, bei Hennepin 533. Dieſe gute und böſe Natur des Regenbogens zeigt ſich auch in der Iris, welche neben ihrer friedlichen Wohlgeſinntheit auch wiederum ein Zeichen des Winterſturmes und des Krieges iſt. Der Regenbogen ſelbſt hat ja auf der einen Seite ſchönes Wetter, auf der andern Regen.

Von dieſem oberſten Geiſte nun, der bald unter dieſem, bald unter jenem Namen genannt wird, wird behauptet, daß er zwar gut ſei, und auch inſofern dem oberſten böſen Geiſte entgegengeſetzt werde, daß er ſich aber der Regierung der Welt nicht annehme, kein ſittliches Intereſſe habe und auch keine äußere Verehrung genieße. In ſtiller Ruhe und Glückſeligkeit verbringe er ſeine Tage im Himmel, kümmere ſich im Geringſten nicht um die Menſchen, habe weder an ihren guten Handlungen ein Wohlgefallen, noch ein Mißfallen an ihren ſchlechten, er ſei mehr ein gutmüthiges als gutthätiges Weſen, das auch an ſeinen Feinden nicht die geringſte Rache nehme. Es ſei daher auch nicht nöthig, ihn zu verehren, dieſe Nachläſſigkeit ziehe keinerlei üble Folgen nach ſich. De la Borde 401. Labat V, 257. Chriſt. Arnold 964 nach Rochefort II, 13. Picard 136. Baumgarten II, 850. Sitten II, 32. Majer 1813. 11 ff.

Was nun zuerſt den ſittlichen Charakter deſſelben betrifft, ſo iſt es ganz in der Ordnung, daß ihm derſelbe abgeſprochen wird, er iſt eine Naturkraft, ein Regenbogen oder der Meeresſturm u. dgl. Und ſo iſt er ſeinem Grundweſen nach weder ſittlich noch unſittlich. Von anderswoher ſind aber auf dieſer Kulturſtufe noch keine ſittlichen Elemente auf die Gottheit übertragen worden.

Wenn ihm gar kein Einfluß auf das Leben zugeſchrieben wird, ſo iſt dagegen dieſe Behauptung einſeitig und zu allgemein. Es iſt ganz dieſer Kulturſtufe gemäß, daß dem Großen Geiſte bei den ackerbauhaſſenden Karaiben kein großer Einfluß zugeſchrieben wird, da das Leben der Natur nicht in einer Einheit erſcheint und die anderen Geiſter und Götter viel zu augenſcheinlich ihre Anſchauung erfüllen. Aber ganz ohne Einfluß wird er denn doch auch von den Karaiben nicht gedacht. Kurumon erregt ja die Seeſtürme und hat die Männer erſchaffen, Amalivaca hat Alles erſchaffen und hält Alles von ſich in Abhängigkeit. Als letzterer mit ſeinem Bruder Vocci den Orenoko ſchuf, wollten ſie ihn ſo einrichten, daß man eben ſo gut hinauf wie hinunter fahren könnte. Da es aber für ſie zu ſchwer war, ſtanden ſie von ihrem Vorhaben ab. Humboldt Reiſe IV, 519. Zur Kunde 150. Auch als Juluka übt der Große Geiſt Einfluß, einmal auf die Geiſter, die er in einer ſolchen Abhängigkeit von ſich zu halten weiß, daß ſie ſogar vor ihm fliehen, — dann auf die Menſchen, denen er bald Gutes bringt, ſo zur See, bald Böſes, daß ſie in ihren Hütten krank werden. Ehe-

meen endlich zeigte seine Einwirkung auf die Welt dadurch, daß er einst, als die Karaiben ihm zu wenig Opfergaben darboten, dieselben bis auf wenige Ausnahmen durch eine Fluth vertilgte. De la Borde 384. Picard 135. Zur Kunde 157. Majer 1813. 5.

Durch die gleichen so eben angeführten Thatsachen erleidet auch das, was über den Mangel einer Verehrung des Großen Geistes gesagt wird, seine wesentliche Beschränkung. Wenn nämlich Chemeen wegen Nachlässigkeit in den Opfern die Fluth sendet, so weist dieser Mythus doch wohl auf das Vorhandensein des Opferkultus für Chemeen in der Zeit hin, in welcher der Mythus entstand oder doch dieses Motiv erhielt. Dazu kommt noch, daß Chemeen als Orakelgott durch die Piajen pflegte befragt zu werden. De la Borde 395. Dergleichen Anfragen sind aber selbst schon eine Art Verehrung, und geschehen zudem nie ohne Opfer für denjenigen Gott, bei dem man das Orakel holt. So ist es auch mit Juluka. Daß er die Menschen krank macht, wenn er nicht genug Nahrung findet, das weist deutlich auf eine Opferforderung von seiner Seite hin, und zwar auf eine sehr bestimmte von Fischen, Eidechsen, Tauben und Kolibris. Daß Amalivaca einen Kultus hatte, sieht man daraus, daß es einen heiligen Ort gab, der seinen Namen trug und Haus Amalivaca's genannt wurde. Zur Kunde 150.

Ich habe nicht angestanden, alle diese verschiedenen Namen auf das höchste Wesen zu beziehen, da denselben Eigenschaften zugeschrieben werden, welche überall nur einem solchen zukommen. Mit Ausnahme von Chemeen bezeichnet der Name oder Grundbegriff allerdings nicht schon von vorneherein den Großen Geist, — aber jene verschiedenen Grundbegriffe sind alle geeignet, bis zum Begriff des Großen Geistes gesteigert zu werden, in welchem sie dann zusammenfallen. So hat auch der Große Geist der Rothhäute, und zwar in noch viel höherm Maße, vielerlei sinnliche Grundlagen.

Auch der erste Mensch ist hier seinem Wesen und Ursprunge nach wie bei den Rothhäuten und Grönländern der Große Geist. Bei den Karaiben darf man sich über diesen Zusammenhang der beiden Begriffe noch um so weniger verwundern, da alle Geister und Götter Karaiben sind. So weit ist der Anthropomorphismus auf dieser untersten Stufe festgehalten im Begriffe, wenn auch nicht in den Formen ausgebildet. Der erste Mensch oder erste Karaibe trägt nun hier den Namen Loguo oder Louguo. Daß er der oberste Gott sei und nur durch Anthropomorphi-

rung zum erſten Menſchen geworden, zeigt ſein Urſprung und ſeine Wirkſamkeit. Er iſt nämlich von Niemand geſchaffen, ſondern ging aus dem Himmel hervor, welcher ewig iſt. Sogleich ſchuf er aus einer weichen, formloſen Maſſe die Erde, nach ihr den Mond. Aus Nabel und Schenkeln entſtanden die Menſchen, denen Loguo den Manioc hinterließ; einer der erſten dieſer Menſchen war Rakumon. Aus allerlei Abgang und Stücken Manioc ſchuf er die Fiſche. Die vielen obſcönen Mythen, die von ihm erzählt werden ſollen, weiſen auf ſeine kosmogoniſche Bedeutung hin, deren Einzelnheiten durch den Anthropomorphismus ausgemalt und von der Phantaſie ausgeſponnen überall zu obſcönen Mythen Veranlaſſung gegeben haben. Nachdem Loguo eine Zeitlang auf der Erde gelebt hatte, ſtarb er, aber drei Tage nach ſeinem Tode ſoll er wieder lebendig geworden ſein, worauf er in den Himmel zurückkehrte. De la Borde 373. 379 ff. Picard 135. Majer 1813. 4. Vollmer.

Dieſer erſte Menſch iſt Niemand anders als jener einzige Menſch, welcher nach dem ſüdamerikaniſchen Karaibenſtamme der Macuſis die allgemeine Ueberſchwemmung überlebte und die Erde dadurch wieder bevölkerte, daß er die Steine in Menſchen verwandelte. Nach dem kosmogoniſchen Charakter ſolcher Fluthmythen iſt hier vom Schöpfer und erſten Menſchen die Rede. So wurde nach den Crows, Mandans und Möntarris ebenfalls der erſte Menſch bei der Fluth gerettet. Oben §. 25 Anf. Ein anderer Karaibenſtamm am Orenoko, die Tamanaken, erzählt, daß ſich ein Mann und eine Frau bei der Fluth auf den Gipfel des hohen Berges Tamanacu gerettet, und dann die Früchte der Maurittapalme über ihre Köpfe hinter ſich geworfen hätten, aus deren Kernen Männer und Weiber entſprangen, welche die Erde wieder bevölkerten. A. Humboldt zu Schomburghs Reiſe S. 35 ff. Beide Erzählungen erinnern an Deucalion und Pyrrha, welche aus rückwärts geworfenen Steinen Menſchen entſtehen ließen. Die Analogie ſolcher Vorſtellungen zeigt, daß ſolche Anſchauung weder hauptſächlich auf einer griechiſchen Etymologie, noch auf der Härte der Menſchen beruht, da von beidem die Karaiben nichts wiſſen, ſondern auf derſelben ſo oft vorkommenden Anſchauung einer Schöpfung der Menſchen aus Thon, Stein oder Erde, und dann auch aus Bäumen. Vgl. Baur Symbolik II, 1. 367. 368. Oben §. 19. 35. Wir haben oben (§. 19) geſehen, daß die Oneidas von einem Steine abzuſtammen behaupten, Onia d. h. Stein, und ſich Oniota=ung, Steinſprößlinge, nennen.

Das Vorhandenſein verſchiedener Schöpfer kann ſo wenig auffallen als die verſchiedenen Großen Geiſter unter verſchiedenen Namen. Wenn neben Loguo auch noch Kurumon und Amalivaca Schöpfer ſind, ſo hat eben dieſe Mehrheit der Schöpfer einmal die Faſſung des einen als erſten Menſchen, und dann die Annahme einer zweiten Schöpfung nach der Fluth begünſtigt.

Der oberſte Geiſt, wenn er auch von Niemand erſchaffen wurde, hat doch eine Mutter, wie bei den Eskimo's, oder wie bei den Rothhäuten eine Großmutter. Das iſt kein Widerſpruch. Denn dieſe Mutter iſt nichts andres als das Schickſal. Ihr gewöhnlicher Name bei den Karaiben iſt Attabeira. Daneben finden ſich auch noch vier andere Namen, die wir ſo ziemlich gleichlautend bereits bei den Columbusindianern vorgefunden haben: Mamoria, Guararita oder Guaracarita, Tiella und Guamaouonocan. Auch bei den Karaiben genießt ſie keine Verehrung unter irgend einem dieſer Namen bei den Menſchen (der Sache nach ſind alle Heiden Fataliſten), hingegen ſind die Schutzgeiſter der Jahreszeiten, der Jagd, der Geſundheit, der Fiſcherei u. ſ. w. ihre Diener. Es wird von ihr ſo wenig als von der Alten, die nie ſtirbt, bei den Mandans und Mönitarris, behauptet, daß ſie böſe ſei. Der Begriff des Böſen verbindet ſich zwar ſehr leicht mit dem des Schickſals, das zuletzt allem Sichtbaren den Untergang bringt, und ſo war auch die Großmutter des Großen Geiſtes der Rothhäute vorzugsweiſe böſe. Aber urſprünglich und nothwendig weſentlich iſt der Begriff des Böſen doch nicht dem Weſen des Schickſals, bei den Karaiben um ſo weniger, da ſie einen beſondern oberſten böſen Gott haben, den ſie nach ihrem Dualismus an die Spitze der böſen Götter ſtellen. Da ein abſoluter Dualismus ſich nicht halten kann, iſt der abſolute Urgrund aller Dinge bei den Dualiſten weder gut noch böſe. Ueber die Attabeira der Karaiben vgl. Sitten II, 47 ff. Lindemann III, 125. Nach aller Wahrſcheinlichkeit haben die Karaiben auch dieſe Gottheit von den Antillenindianern angenommen.

---

§. 48. Der oberſte böſe Geiſt.

Wie die Karaiben den oberſten guten Gott Geiſt nennen, Chemeen, ſo den oberſten böſen Geiſt gewöhnlich Maboja, d. h. böſer Geiſt. Am

Orenoko hat dieſer Feind des Menſchengeſchlechtes den Namen Kahaima. Schomburgh 160.

Der Begriff des Böſen iſt auch hier, ſo wenig als beim oberſten guten Geiſte der des Guten, moraliſch zu faſſen, der böſe Geiſt treibt ſo wenig als die anderen böſen Geiſter zur Sünde an, auch rührt die Sünde nicht von ihm her, um das ſittliche Verhalten der Menſchen an ſich und gegen einander kümmert er ſich ſo wenig als andere Geiſter, gute oder böſe.

Hingegen iſt er der Böſe, weil er das Unheil ſchickt. Denn ihm vorzugsweiſe ſchreiben ſie die Unglücksfälle ihres Volkes zu, wie denn namentlich auch ihre Vertreibung durch die Europäer u. dgl. Sitten II, 46. Riecht etwas übel, ſo ſagen ſie, Maboja ſei daſelbſt, und ſie geben daher ſeinen Namen geradezu gewiſſen Kräutern und Erdſchwämmen, die übel riechen, und überhaupt allem dem, was ihre Furcht und ihren Abſcheu erregt. Chr. Arnold 963 nach Rochefort II, 12. Daher haben ſie auch vor ihm mehr Furcht als vor allem andern in der Welt. Sie ſehen ihn in den fürchterlichſten Geſtalten, in denen er ſie auf alle mögliche Weiſe plagt und ſchlägt. Sie zittern vor ihm oft am ganzen Leibe, ſo daß ſogar einige ſchon aus Angſt und Furcht vor ihm geſtorben ſind. De la Borde 401. Sitten II, 39. Picard 136 nach de la Borde, Labat und Rochefort. Diejenigen, die Chriſten geworden waren, verloren dieſe Furcht und mit ihr die Erſcheinungen.

Er iſt es vorzüglich, der die Krankheiten verurſacht, er ſteckt, wie die Karaiben ſagen, in den Krankheiten. Picard 137. Oldendorp I, 31. Majer 1813. 17 nach du Tertre II, 365. Rochefort II, 13. 471. Barrère, Neue Beſchreibung von Guiana. Ferner zeigt er ſeine mißgünſtige und böſe Natur darin, daß er der Sonne und dem Monde nach dem Leben trachtet, und ſie dadurch krank macht, daß er ihnen das Blut kleiner Kinder zu trinken gibt, de la Borde 382. Vollmer. Dadurch verfinſtert er Sonne und Mond bei den Sonnen- und Mondfinſterniſſen. De la Borde 381. Picard 136. Arnold 963 nach Rochefort II, 12. Majer 1813. 13. Man denkt ſich alsdann, daß dieſer Feind des Lichtes, Baumgarten I, 161, Sonne und Mond verſchlingen wolle. Daher tanzen junge und alte Männer ſammt den Weibern die ganze Nacht und verſuchen durch einen ungeheuern Lärm den Maboja zu verſcheuchen. Du Tertre Traité 7. Baumgarten I, 118 ff. II, 849. Vgl. oben §. 45.

Manche Schriftſteller behaupten, daß die Karaiben dem Maboja keine Verehrung bezeigten, ihm keine Opfer und Gebete darbrächten.

De la Borde 379. Rochefort II, 13. Baumgarten II, 567. 850. Allein eben dieselben führen doch wiederum manche Züge von seinem Kultus an, zu dem die Karaiben durch die große Furcht vor ihm hingetrieben werden. Daher verdienen denn auch die Angaben derer mehr Glauben, nach welchen dieses Volk vorzugsweise den Maboja anbetet. Diese Verehrung geschieht im Allgemeinen wie die der andern Götter ohne Regel, ohne Bestimmung von Ort und Zeit, ohne Liebe zu ihm, sondern um der augenblicklichen Furcht vor ihm los zu werden und die von ihm drohenden Uebel abzuwenden. Picard 136. Majer 1813. 18, beide nach Labat V, 257. So suchen sie ihn durch allerlei Ceremonien zu ehren und zu gewinnen, daß er ihnen keinen Schaden zufüge. Oldendorp I, 31. Wird ein Kranker durch einen Bojen geheilt, so bereitet man dem Maboja ein Fest und stellt ihm auf dem Matutu Speiseopfer und Trankopfer hin. Er genießt es aber nur geistig, gleichsam nur den Opfergeruch; denn nachdem es über Nacht dagestanden, ißt und trinkt es der Boje. Picard 137. Aehnliches geschieht auch bei den Einweihungen der Zauberer, zu denen Maboja eingeladen wird. Mit der Heftigkeit des Donners oder des Blitzes fährt er durch das Dach in die Hütte, erhält die Huldigung des einweihenden und der einzuweihenden Bojen, sowie aller Anwesenden, läßt sich mit ersterm in ein Gespräch ein und empfängt das Opfer. Dabei hört man das Schmatzen und Zähnefletschen, aber die Speise wird von ihm nicht irdisch genossen, denn man findet nachher das Brot und das Trinkgefäß unberührt. Darauf wird er um die Ertheilung eines Schutzgeistes für die einzuweihenden Bojen angefleht, den er auch wirklich sendet. Vgl. die ausführliche Beschreibung bei Baumgarten I, 161 ff. und Görres christliche Mystik III, 527. Beide schöpften aus Lafiteau und dieser aus du Tertre und Breton. Dagegen leugnet Rochefort II, 13, daß dieser böse Geist jemals von den Karaiben hercitirt werde. Seine Versicherung wird sich wohl auf die Befragungen beziehen, — während seine Gegenwart zum Opfergenuß nach Obigem allerdings angenommen wurde. Außer den Opfern zeigt sich auch seine Verehrung in dem Umstande, daß die Karaiben sein Bildniß am Halse tragen und auf das Vordertheil ihrer Schiffe hinmalen oder einschneiden. De la Borde 101. Picard 136. Rochefort II, 13. Es giebt noch jetzt Orte seiner Verehrung, welche den Namen Maboja führen und zwar gewisse Berge auf der Insel St. Lucia, wo man ihm in Höhlen opferte. Lavaysse V, 150.

Vierter Abſchnitt.

Die Religion der Indianer im Oſten Südamerikas.

§. 49—59.

§. 49. Die Quellen. — §. 50. Kultur und Bildung. — §. 51. Geſchichtliche Verhältniſſe. — §. 52. Religionscharakter im Allgemeinen. — §. 53. Die Verehrung der Naturgeſetze. — §. 54. Geiſterglaube, Fetiſchismus und Bilderdienſt. — §. 55. Der Schöpfer und oberſte (gute) Gott. — §. 56. Der oberſte böſe Geiſt. — §. 57. Das Zauberweſen. — §. 58. Der Kultus. — §. 59. Die Unſterblichkeit.

§. 49. Die Quellen.

Wir faſſen hier alle die vielfachen Stämme öſtlich der Cordillieren, ſüdlich vom Amazonenſtrom bis und mit den Patagoniern und Araukanern zuſammen. Nicht als ob ſie alle nach einer innigern ethniſchen oder politiſchen Einheit zuſammengehörten, als andere Amerikaner. Es iſt das ſo wenig der Fall als mit allen den Stämmen der Rothhäute zwiſchen dem atlantiſchen und ſtillen Meere. Aber wie dort hatten ſich auch hier die Kulturverhältniſſe und das religiöſe Leben ſo geſtaltet, daß nach der einmal von uns eingeſchlagenen Behandlungsart alle dieſe beſagten Stämme zuſammengefaßt werden müſſen.

Ueber dieſelben ſind ſowohl in den erſten Zeiten der Entdeckung, beſonders ſeit der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, als auch in den ſpätern Zeiten nicht wenige genaue Beobachtungen angeſtellt und ſchätzbare Darſtellungen gegeben worden. Namentlich iſt auch die Religion dieſer Indianer inſoweit hinlänglich überliefert worden, daß das Weſen derſelben in den verſchiedenen Aeußerungen erkannt werden mag. Unendlich Vieles iſt allerdings in dieſen unüberſehbaren Länderſtrecken noch ununterſucht, aber die bisherigen reichhaltigen Unterſuchungen zeigen, daß überall dieſelben Zuſtände ſich wieder finden und bei noch weitergehenden Unterſuchungen ſich wieder finden werden. Ueberall ſind edlere Stämme mit den kümmerlichen Reſten einer verkommenen Kultur von den rohſten und niedrigſten aller Menſchen durchzogen und umgeben. So genügen die nicht ſeltenen Berichte aus den verſchiedenſten Gegenden für die Ueberzeugung, daß im Allgemeinen dieſelben Verhältniſſe vor drei- und vierhundert Jahren hier waren wie im übrigen Oſten Amerika's. Daneben fehlt es aber auch wiederum nicht an einer Maſſe von Einzelnheiten, durch die das eigenthümliche Leben der braſilianiſchen Stämme und alles deſſen, was daran hängt, anſchaulich werden kann.

Aus dem ſechszehnten Jahrhundert ſind fünf Originalſchriftſteller herauszuheben: Stade, Gandavo, Lery, Vasconcellos und Lescarbot, von denen ich die drei erſten unmittelbar, die beiden anderen nur mittelbar

benutzen konnte. Hans Stade aus Heſſen reiste 1547—1555 in Braſilien und war neun Monate lang bei den menſchenfreſſenden Tupinambas gefangen. Er beſchrieb die Sitten und die Religion dieſer Indianer nebſt ſeinen eigenen Erlebniſſen auf eine ſehr ſchlichte und anziehende Weiſe. Sein Bericht erſchien 1557 (1556?) in deutſcher Sprache, welche deutſche Originalausgabe aber ſchon in ihrem eigenen Jahrhundert ſelten wurde. Hingegen findet ſich eine lateiniſche Ueberſetzung dieſes Berichtes im dreizehnten Bande des Sammelwerkes aus jenem Jahrhundert von de Bry (1590—1630), von dem damals Hugen wiederum eine deutſche Ueberſetzung verfertigt hat. Mir ſtand Stade in dem dritten Theile des Werkes von Ternaux-Compans zu Gebote. Stade's anſchauliche Darſtellung iſt ſeit Lery von vielen zu Rathe gezogen worden, beſonders in unſerer Zeit vom Prinzen Maximilian von Neuwied und von Denis. Im zweiten Bande deſſelben Werkes von Ternaux findet ſich ebenfalls die vom Portugieſen Pero de Magalhaens de Gandavo zuerſt in Liſſabon 1576 herausgekommene Geſchichte von Braſilien. Der Verfaſſer lebte mehrere Jahre im Anfange der Siebzigerjahre in Braſilien. Dieſes Werk iſt vor Ternaux wenig bekannt und benutzt worden. Eigentlich noch vor ihm, nämlich ſchon 1560, machte der Franzoſe Jean de Lery ſeine Reiſe nach Braſilien. Aber ſeine histoire d'un voyage fait en la terre de Brésil erſchien gedruckt erſt in La Rochelle 1578 und zwei Jahre nachher in Genf, ſo daß er noch den von ihm als ſehr glaubwürdig erfundenen Hans Stade benutzen konnte, auf welchen ihn in Baſel Felix Platter aufmerkſam gemacht hatte. Lerys reichhaltiges Werk galt lange für das beſte über die Urbewohner und iſt daher von den Spätern vielfach zu Rathe gezogen worden. Ich gebrauchte die la Rocheller Ausgabe. Es giebt auch noch lateiniſche Ueberſetzungen von 1586 und 1694, und Auszüge in den Reiſen XVI, 242 ff. Nach Lery erſchienen 1589 die Noticias curiosas do Brasil vom Jeſuiten S. Vasconcellos, welche von Spix wegen des in ihnen waltenden herodotiſchen Geiſtes gelobt werden. Bei ihm ſind namentlich die Ueberlieferungen der braſilianiſchen Indianer über die große Fluth verzeichnet. Später erſchien (1594) von dem ſchon bei den Rothhäuten genannten Lescarbot die historia navigationis in Brasiliam, aus der Picard Manches gezogen hat.

Das ſiebzehnte Jahrhundert giebt uns mehr gelehrte Bearbeitungen und Forſchungen, wenn auch ſehr gründliche und brauchbare,

als Originalberichte. Doch benutzten die erstern auch Schriften letzterer Art, die für uns kaum oder doch schwer zugänglich sind. Zunächst gehört hieher das schon früher genannte Englische Sammelwerk von Purchas. Der gelehrte de Laet behandelte Brasilien im fünfzehnten Buche seiner historia occidentalis Indiæ. Die Quellen, die er berieth, giebt er selbst an. Bloß Brasilien faßte ins Auge Barläus in seiner historia rerum in Brasilia gestarum, 2 Thle. 1647. Dieselbe wurde 1659 ins Deutsche übersetzt, nach welcher deutschen Uebersetzung meine Citate gegeben sind. In diese Zeit gehören auch die schon früher angeführten Alexander Roß und Christoph Arnold. Der letztere benutzte auch des Marcgravius Buch: de Brasiliæ regionibus et incolis, oder Historia naturalis Brasiliæ. Amst. 1658. Correal war allerdings ein Reisender, der im Lande selber gewesen war. Aber seine Aussagen über die Indianer sind großentheils die gleichen mit denen Lerys. Sein Werk führt den Titel: Fr. Correal, voyage aux Indes occidentales depuis 1666—1697, und kam heraus in Amsterdam 1722 in drei Bändchen. Auszüge finden sich in den Reisen XVI, 254 ff. Hingegen ist schon mehr zu den Originalschriftstellern zu zählen, wenn er auch seine Hauptaufmerksamkeit auf etwas Andres als auf die Religion gerichtet hat, Christoph d'Acuna (d'Acunja, d'Acugna, auch d'Acunha geschrieben). Nachdem dieser zuerst in Peru und Chili als jesuitischer Missionär sich aufgehalten hatte, untersuchte er 1639 auf königlichen Befehl den Amazonenstrom und gab 1640 das Ergebniß seiner Untersuchungen heraus. Sein Buch wurde zwar der Portugiesen wegen unterdrückt. Später aber im Jahr 1682 kam in Paris eine französische Uebersetzung desselben heraus durch Marin le Roi de Gamberville unter dem Titel: Relation de la rivière des Amazones, 4 vol. Vgl. Reisen XVI, 8 ff. Mit ihm ist nicht zu verwechseln Francisco da Cunha, welchen Denis für den Verfasser der reichhaltigen und kostbaren Chronik von Brasilien hält, die unter dem Namen Roteiro in der königlichen Bibliothek (Nro. 609) in Paris sich befindet. Die Missionsgeschichte von Hazart endlich stimmt hinsichtlich der Religion der Urbevölkerung Brasiliens meist mit den Vorgängern zusammen, doch standen ihm auch hier noch manche andere Berichte, besonders von Jesuiten, zu Gebote.

Auch das achtzehnte Jahrhundert hat uns schätzbare Bearbeitungen der südamerikanischen Urzustände geliefert. Vor allen sind herauszuheben

die Jesuiten-Missionäre Falkner, Charlevoix, Dobrizhofer und Molina. Dazu kommen die schon früher überall angeführten Werke von Lafiteau, Picard, Baumgarten, Meiners, die Sitten und Meinungen der Wilden, von den Reisen der sechszehnte Band.

Falkners description of Patagonia, welche in London 1774 erschien, ist ein sehr zuverlässiges, wenn auch kurzes Buch, das besonders von Picard und Meiners zu Rathe gezogen wurde, und nach Prichard IV, 501 nicht bloß die besten Nachrichten, sondern völlig die einzigen über die Patagonier mittheilt. Der Verfasser lebte vierzig Jahre unter den südlichen Völkerstämmen der Moluchen und Puelchen, zu welchen letztern die Patagonier gehören. Von diesem Buche erschien in Gotha 1775 eine deutsche Uebersetzung. Charlevoix und Dobrizhofer hielten sich beide in Paraguay auf. Ersterer schrieb eine Geschichte von diesem Lande, die zuerst in Paris 1756 in drei Quartbänden, und dann deutsch in Nürnberg 1768 verkürzt in einem Quartbande herauskam, nach welchem letztern sich gewöhnlich meine Citate richten. Dobrizhofer lebte achtzehn Jahre in diesem Lande und erforschte das Volk der Abiponer. Sein Werk wurde in Wien 1783 in 3 Bänden mit Kupfern deutsch, und 1784 lateinisch in drei Oktavbänden gedruckt, nach welcher letztern ich citire, und enthält vielen verdankenswerthen Inhalt. Dahin rechnen wir auch den Joh. Ignatius Molina, der in seiner Geschichte von Chili (Bologna 1782, deutsch Leipzig 1791) in einem besondern Capitel die Religion der Araukaner darstellt.

Von Lafiteau gehört zunächst hieher das früher genannte Werk über die mœurs des Sauvages etc., das vielfach benutzt wurde. Ein andres, histoire des découvertes et conquestes des Portugais dans le nouveau monde. Paris 1736. 2 vol., enthält zwar einen Auszug aus ältern unbekanntern Werken, vgl. Baumgarten I, Vorrede S. 2, handelt aber nicht von der Religion der Indianer. Picard hielt sich in der ersten Ausgabe, die ich benutzte, an Acunha, Correal und die Schriftsteller bei Purchas, in der zweiten namentlich auch an Lafiteau's ersteres Werk. Die Benutzung dieses letztern stand mir dagegen offen in dem ersten Bande von Baumgarten. Es sind hier außer Lery und de Laet noch zugezogen Thevet, die lettres édifiantes, der Pater Anton Ruis über Paraguay. Damit ist auch noch Bd. XVI der Reisen S. 8. 11. 242 ff. 251 zu vergleichen. Das Buch von den Sitten der Wilden in Amerika behandelt die Brasilianer im ersten Theile

die Patagonier im vierten. Es sind Correal, Lery, Charlevoix und de la Condamine benutzt. Auch hier ist auf die Schriften von Meiners hinzuweisen, der den Acugna, Charlevoix, Correal, Dobrizhofer, Falkner, Lafiteau (mœurs etc.), Lery, Marcgravius zu Rathe zog.

Unser Jahrhundert ist in Erforschung der Brasilianischen Indianer und ihrer Umgebung nichts weniger als hinter den frühern zurückgeblieben, im Gegentheil lieferte dasselbe einige deutsche Werke, die zu dem Besten gehören, was über Brasilien geschrieben wurde, und die viele neue Beobachtungen enthalten. Dahin sind vor allen zu zählen die deutschen Reisenden Prinz Max von Neuwied, die Bayerischen Naturforscher Spix und Martius, ferner Eschewege, dann der Franzose St. Hilaire. Unter denjenigen, die mehr die Aussagen der Quellen zusammenstellten und bearbeiteten, heben wir heraus die Franzosen Denis und Famin, den Deutschen Klemm, den Engländer Prichard, — vor allen aber das französische Sammelwerk von Ternaux Compans.

Prinz Max von Wied-Neuwied bereiste Brasilien in den Jahren 1815—1817. Die Reisebeschreibung kam heraus Frankfurt a. M. in zwei Bänden 1820. 21. Dazu kamen 1850 neue Beiträge. Der wissenschaftliche Werth dieses Buchs ist bekannt, und bewährt sich auch in dem, was über die Indianer und ihre Religion gesagt ist. Dasselbe gilt auch von den Bayerischen Reisenden Spix und Martius, welche im Auftrage ihres Königs 1817—1820 Brasilien bereisten, und ihre Reisebeschreibung in drei Bänden 1823—1831 herausgaben. Martius hat noch in einer besondern Abhandlung den Rechtszustand der Urbewohner Brasiliens dargestellt. Würdig reihen sich an die obigen Darstellungen die von Eschewege an, zunächst zwei Hefte Journal von Brasilien, 1818, die sich in Bd. 14 und 15 von Bertuchs neuer Bibliothek der Reisebeschreibungen befinden. Nur im ersten Hefte ist von den Indianern die Rede. Dazu gesellte sich 1830 eine ausführliche Darstellung Brasiliens in zwei Bänden. Der französische Reisende St. Hilaire unternahm zwei Reisen nach Brasilien, die von seinem Landsmanne Denis benutzt worden sind. Letzterer gab nämlich die Bearbeitung Brasiliens für das Univers pittoresque im ersten Band von Amerika 1837. Das ist eine treffliche und reichhaltige Arbeit, die mit gründlicher Benutzung vieler und guter Quellen abgefaßt ist. Chili und die Araukaner sind im dritten Bande desselben Werkes von Famin, — und ebendaselbst die Patagonier von Lacroix bearbeitet. Von ersterm gilt ein ähnliches

Lob, letzterer ist in religiösen Dingen sehr oberflächlich. Im ersten Theile seiner Kulturgeschichte (1843) hat Klemm die Indianer Brasiliens, besonders die Waldindianer und ihre Religion, einer ausführlichen Behandlung gewürdigt, die sich ebenfalls auf gute Quellen stützt. Der Engländer Prichard spricht im vierten Bande seiner Naturgeschichte des Menschengeschlechtes ausführlich von den Brasilianern und bringt auch über ihre Religion gelegentlich interessante Notizen aus guten Quellen an. Ich benutzte die deutsche Uebersetzung, welche in Leipzig 1848 von Wagner und Will erschien. Wie für die Entdeckung und die Urgeschichte Amerikas überhaupt, so ist auch für Brasilien insbesondre die Sammlung alter Originalquellen von Ternaux von größter Wichtigkeit, da Vieles darin Enthaltene sonst schwer, oder gar nicht, aufzutreiben ist. Das Werk erschien in Paris seit 1837 und führt den Titel: **Voyages, relations et mémoires originaux pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique.** Gleich der zweite Band enthält in französischer Uebertragung die Geschichte der Provinz Sancta-Cruz (Brasilien) von Gandavo, und der dritte den Bericht von Hans Stade, welchen deutschen trefflichen Originalschriftsteller der Deutsche fast gezwungen ist, in der französischen Uebersetzung zu lesen.

Neben diesen Schriftstellern leisteten mir auch hier wieder Dienste Pöppig, Strahlheim, Vollmer, Andree im Westland. Manches über die Sitten, Weniges über die Religion bietet das in Schaffhausen 1836 erschienene Werk: Das Merkwürdigste aus der malerischen Reise in Brasilien von Moritz Rugendas. Das Werk von *Castelnau* **(François de) Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud, de 1843 à 1847. Paris 1850. 6 vol.** habe ich nicht unmittelbar, bloß in Mittheilungen aus demselben, benutzen können.

---

§. 50. Kulturverhältnisse und Bildungsstufe.

Der ganze östliche Theil von Südamerika war schon zur Zeit seiner Entdeckung durch Cabral, und ist noch, so weit nicht Europäer das Land bewohnen, von zahlreichen und sehr verschiedenartigen Stämmen der Urbewohner bevölkert. Und wenn auch einige eine weitere Verbreitung zeigten, in Verwandtschaft zu einander standen, Dialekte

derſelben Sprache redeten, ſo waren wiederum ſo viele fremdartige Horden zwiſchen ſie eingekeilt, daß im Ganzen daſſelbe bunte Hordengemenge mit ihrer Unzahl von Sprachen und Feindſchaften unſeren Blicken ſich darbietet wie in Nordamerika, ſelbſt in den Mexikaniſchen Ländern und in Peru vor den Centraliſirungsunternehmungen der Azteken und der Inkas. Nirgends zeigte ſich hier auch nur ein Verſuch, Staaten etwas größern Umfangs zu bilden und fremdartige Stämme zu verſchmelzen.

Die Jeſuiten, und unter ihnen namentlich ſchon Vasconcellos, theilten mit Recht alle Stämme der Braſilianiſchen Indianer zunächſt in zwei Hauptklaſſen. Die eine bewohnte vorzugsweiſe die Küſten und zeigte ſich auch der europäiſchen Bildung empfänglich. Das ſind die Indios mansos. Die anderen, die Indios da matto, die Waldindianer, bewohnen als die roheſten der Wilden die unzugänglichen Urwälder und Wildniſſe. Max I, 4. Prichard a. a. O. Mit dieſer Eintheilung ſoll aber kein ethnographiſcher Begriff verbunden werden, er bezieht ſich nicht auf Racenverwandtſchaft, ſondern bloß auf die Verſchiedenheit des Kulturſtandpunktes und der natürlichen geiſtigen Fähigkeiten.

Die roheren Stämme, die Indios da matto oder Waldindianer bezeichnete man auch mit dem allgemeinen Namen der Tapuyas. Sie ſind wie geſagt von den rohſten Menſchen, die ſogar von Manchen den Thieren gleichgeſtellt werden. Pöppig Indier 367. b. Richtiger weist ihnen Klemm die unterſte Stufe unter den Menſchen an, bei denen er ſeine Kulturgeſchichte beginnt. Aehnlicher Anſicht ſind Spix (beſ. III, 1268), Prichard IV, 530, und andere mehr. Dieſe Indianer waren in einem fortwährenden Kriege aller gegen alle begriffen, der keinen andern Grund und keine andere Idee hatte als die, die früher Getödteten zu rächen. Kottencamp II, 10 nach Herrera IV, 8. 3. Gandavo Cap. 10. Unter dieſen Waldindianern hob man beſonders hervor die Aimores oder Botokuden, welche für die wildeſten und rohſten der dortigen Indianer gehalten werden. Spix II, 480. Schon Gandavo 145 erkannte die Verwandtſchaft der Botokuden mit den Tapuyas. Zu ihnen gehören die von Spix und Martius geſchilderten Miranhas-Indianer. Den portugieſiſchen Namen der Botokuden erhielten ſie von den Holzpflöcken, mit denen ſie Ohren und Lippen auseinander dehnen und verunſtalten. Max II, 2. Alle Wilden ſuchen auf barocke Weiſe den Körper auszuzeichnen, mit Federn oder anderen Thiertheilen zu ſchmücken, ihn zu tätowiren oder mit rother Farbe zu bemalen. Aber Nichts iſt fratzenhafter und entſtellt

den menſchlichen Körper gründlicher als die Stäbe und Scheiben, welche von den Botokuden in Ohren und Lippen eingezwängt werden. Dieſe Unſitte findet ſich zwar auch bei Wilden anderer Welttheile, aber nirgends tritt ſie ſo ſtark hervor wie hier. Und doch lieben ſie den Namen Holzpflockmänner, Botokuden, gar nicht, der Name ſcheint ihnen doch ihre Geſchmackloſigkeit etwas zum Bewußtſein zu bringen. Sie nennen ſich ſelber Aimores, Engeräckmung, Grens, Arari, Aimbores, Ambures, Freres, Monos. Max II, 2. vgl. 1. Eſchewege Journal I, 77. 78. 88. Prichard IV, 524. 531. Es werden eben mehrere Stämme ſolcher Holzpflockmänner ſein. Man kann ihren Geſchmack nicht als etwas Zufälliges anſehen, im Aeußern ſpiegelt ſich eine zerriſſene Seelenſtimmung, die, wie ſie überall zur Furcht gedrängt wird, ſo ſelbſt überall Furcht zu erregen ſucht. Wird doch auch ihr wachendes Leben als ein dumpfer Traum bezeichnet, aus dem ſie faſt nie erwachen! Spix II, 495. Eine Folge und eine Urſache dieſer Dumpfheit iſt ihre Denkträgheit und ihr Mangel an abſtrakten Ausdrücken. Spix I, 384 ff. Die Einerleiheit des Lebens im Urwald mag Vieles zu dieſer Seelenſtimmung beitragen. Klemm I, 275. Die Natur wirkt hier allerdings in ihrer gigantiſchen Urkraft und erregt bei dem Europäer große Gefühle und Gedanken, aber bei demjenigen, der nie aus dem Dunkel dieſer Wälder hinaustrat, hält ſie Licht, Geſichtskreis, Ueberblick mit Allem dem ab, was daran hängt. Wenn irgendwo, ſo fehlt in dieſem wirren und wilden Leben der ganz vereinzelt ſcheinenden Naturthätigkeit die Hand ihres irdiſchen Herrn, ohne die auch Gottes Schöpfung unvollendet iſt.

Die Nahrung dieſer Waldindianer iſt, wie überall die der Wilden, Wild und Fiſche, wild wachſende Pflanzen, und ſogar eine Art grünen Thons. Spix III, 1081. Klemm I, 239. 242 ff. Dieſe roheren Stämme ſind ganz vorzüglich der Anthropophagie ergeben. Man hat zwar auch hier wie anderswo die Thatſache in Abrede ſtellen zu müſſen geglaubt. So ſchon Acunja (Reiſen XVI, 13); — über andere vgl. Picard 181, Pöppig 378. b. Strahlheim 485. Allein auch hier iſt die Sache ſchon bei den Aeltern ſattſam bezeugt. Vgl. Stade 291, 299 ff bei Ternaux, oder in der Edition von 1556. I. c. 28. 32. 39. 43. II, 28. Gandavo 145. Barlaeus 71. 629. 694. 704. 710. Coreal I, 184. Reiſen XVI, 106. Die Neuern haben die Sache auch hier noch genauer unterſucht, wobei ſie allerdings fanden, daß die Indianer die Sache ſehr oft leugnen, da ſie durch ihre Berührung mit den Europäern die Unmenſchlichkeit derſelben

einzuſehen beginnen, — anderſeits aber dieſes Leugnen der Unterſuchung nicht Stich halten könne. Beſonders hat Prinz Max genaue Unterſuchungen über dieſen Punkt angeſtellt, vgl. I, 138 ff. 159 ff. 161. 165. 195 ff. II, 44. 50 ff. 63. Beiträge 1850. S. 101. Mit ihm ſind zu vergleichen Spix I, 392. II, 480 ff. III, 1094 ff. 1243. 1249 ff. 1255. 1302. 1319. 1349. Eſchewege Journal I, 77. 81. 89. 90. 93. 191. 201. Klemm I, 244. 265. 274. Denis 9. 27. 210 ff. beſ. 219. Berghaus Erdball I, 407. Ausland 1848. 812. Kottencamp I, 484. Ternaux zu Gandavo 145. Wuttke 170. 173. Aus allem dem gehthervor, daß die Botokuden dem Getödteten zuerſt das Blut ausſaugen, dann das Fleiſch kochen und eſſen, daß andere Stämme ähnliches thun, bei manchen Stämmen jeder Mann für einen gefreſſenen Menſchen ſich einen Schnitt auf die Bruſt macht, dergleichen Schnitte ein Häuptling mehr als hundert hatte. Oft geſchiehts aus Rache, oft aus Hunger; nur die roheſten verzehren ihre eigenen alten Leute, die ſich aber freiwillig dazu anbieten. Gegenwärtig hauſen auch noch öſtlich der Cordillieren viele Stämme, welche der Anthropophagie ergeben ſind. Unter den Cachibos kommt es vor, daß Greiſe von ihren Kindern mit Keulen todtgeſchlagen und gefreſſen werden; die nicht verzehrten Ueberreſte des Leichnams zu Aſche verbrannt dienen zum Beſtreuen der Speiſen. Die Chiriguanos am Pilcomayo brechen den Sterbenden das Genick mit dem Beil. Eine Camacanindianerin fraß ihr eben geſtorbenes Kind, um es in ihren Leib zurückkehren und nicht den Würmern zur Beute werden zu laſſen. A. Allg. Zeitung 1851. Beilage S. 3643. Expedition von Caſtelnau im ſüdlichen Amerika IV, 382.

Wie andere Wilde bedienen ſie ſich auch gegen Thiere und Menſchen vergifteter Pfeile. Spix I, 1209. 1237. 1238. II, 807. 824. Max I, 207. Klemm I, 239. Wie ſchon bei Homer (Odyſſee I, 261. II. 829) mit Abſcheu von dieſer Sitte geſprochen wird, ſo fehlt ſie allen amerikaniſchen Kulturvölkern. Auch die ſehr lockern Bande der Ehe haben die Braſilianer mit den Wilden der unterſten Stufe gemein. Spix I, 380.

Zu dieſen reinen Wilden ſind aber nicht bloß die rohen Stämme der Botokuden und anderer Waldindianer zu zählen, ſondern auch beſſer begabte Indianer des Binnenlandes, wie namentlich die Abiponer. In geiſtiger wie in körperlicher Hinſicht ſtehen ſie höher als die Indios da matto, aber ſie ſind doch reine Wilde, die nie einen Verſuch machen, das Land zu bebauen. So iſt mit es den Yuracares in Bolivia, welche

zwar auch Waldindianer und reine Jäger und Fiſcher der wildeſten und indolenteſten Art ſind, aber wohlgeſtaltet, kräftig, gewandt, von feinern, ausdrucksvollen, ſelbſt heitern Geſichtszügen. Andree Weſtland I, 116. Dahin gehören ferner auch die ſchon früher behandelten Karaiben, die dem Ackerbau grundſätzlich entgegen ſind, dann die ihnen verwandten Stämme der Cari, Caripunas oder Caripuras (oben §. 39), die vom Fiſchfang lebenden roheren Abtheilungen der Moxos, die durch die Natur ihres Landes auf Schifffahrt angewieſen ſind. Vgl. Prichard a. a. O. Ganz entgegen dieſer unſerer Anſicht zählt Berghaus Erdball I, 361 ff. die Karaiben zu den kultivirtern ſogleich zu behandelnden Stämmen der Guarani, und auch d'Orbigny und Rochefort ſtellen beide wenigſtens unter dem Geſichtspunkte zuſammen, daß ſie ſie mit den Mongolen vergleichen. Prichard IV, 517. 518. Doch unterſcheidet ſchon mehr d'Orbigny die Karaiben von den Guarani, und noch beſtimmter mit Recht Prichard IV, 475. Denn ſchon körperlich gehören ſie nicht zuſammen. Die Karaiben nämlich ſind groß und ſtark wie die Rothhäute und die Tapuyas, wenn auch ſchöner und edler; — die Guarani dagegen ſind kleiner als die Europäer, wie die Alligheni, Antillenindianer, Peruaner und Muyscas. Sie ſind ruhiger Art, friedlich, leutſelig, gutmüthig, der Kultur und dem Ackerbau nicht abgeneigt, gelehrig und für den europäiſchen Einfluß empfänglich. Wenn wir daher auch allerdings mit Prichard die Karaiben und ihre nächſten Verwandten von allen andern Indianern unterſcheiden, ſo ſtehen wir doch nicht an, ſie ſowohl in phyſiſcher wie kulturgeſchichtlicher Hinſicht mit der hier zuerſt aufgeſtellten Hauptmaſſe grobkörniger Wilden des öſtlichen Südamerikas zuſammenzuſtellen.

Die zweite Hauptmaſſe dagegen, zu der eben jene Guarani gehören, bilden die Indios da mansos oder Tupi-Guarani-Stämme. Die Europäer fanden ſie zunächſt an den Küſten, wenn auch etwas kleine, doch gewandte, muthige Leute, rüſtig zum Kriege ſowohl zu Land als auf dem Waſſer, wo ſie oft größere Reiſen unternahmen und Seetreffen lieferten. Spix III, 1095. Prichard IV, 518 ff. 524. Sie wohnten aber nicht bloß an den Küſten, wo man ſie zuerſt antraf, ſondern ſie waren weit über Südamerika ausgedehnt zwiſchen dem Amazonenſtrom und La Plata, zwiſchen dem Atlantiſchen Meere und den Cordillieren; und obgleich ſie, wie ſo viele andere halbciviliſirte Indianer Amerikas in vielerlei Stämme getheilt ſind, die durch die fremdartigen Horden der Waldindianer getrennt wurden, ſo reden ſie doch alle Dialekte einer

und derſelben gemeinſchaftlichen Sprache. Prichard IV, 519. 523 ff. 527 ff. nach Azara u. a. Kottencamp I, 484. Dieſe gemeinſchaftliche Sprache iſt in Amerika nicht etwas, das ſich von ſelber verſteht, und weist ſowohl auf Verwandtſchaft der Stämme als auf eine hiſtoriſche Gemeinſchaftlichkeit ihrer Kultur. Mit dieſen Tupi-Guarani haben aber auch noch andere Stämme von anderer Sprache einige Verwandtſchaft, da ſie zu ihrer Kultur hinneigen. So die Guayanas, die mehr nördlich hauſenden Stämme von Chaco, die uferbewohnenden Moxos, die hügelanſäßigen Chiquitos, die alle etwas Landbau treiben. Auch bei Stämmen gegen Peru hin, aber öſtlich der Cordillieren, wird Kultur erwähnt. Monteſinos 194. 216. Beſonders ſtehen in der Kultur höher als die Waldindianer die ſüdlichen Andesvölker, Patagonier, Araukaner u. dgl., und ſind in Sachen der Religion mit den halbciviliſirten Stämmen Braſiliens zuſammenzuſtellen.

Alle dieſe Indianer nämlich der zweiten Abtheilung haben wie die Columbusindianer und die ſüdlichen Rothhäute manche Eigenthümlichkeiten einer gewiſſen Halbkultur, ohne daß die Leute deßwegen zu den Kulturvölkern zu zählen wären, wie wir dergleichen im Weſten Amerikas und in den Cordillieren finden. Sie hatten weder Städte noch große Staaten, wenn auch befeſtigte Orte an lichten Plätzen, Kottencamp I, 384. Sie trieben neben Jagd und Fiſchfang auch etwas Ackerbau, verſtanden auch das Baumwollenſpinnen und Weben. Spix III, 1095 nach Vasconcellos, Kottencamp I, 384. II, 11. Denis 10. Aber ſie bildeten keine dichte Bevölkerung, wie die Kulturvölker. Der Ackerbau iſt bloße Nebenſache und gewöhnlich den Weibern überlaſſen. Andree Weſtland 222. Sie unterſcheiden ſich zwar von den abſoluten Wilden dadurch, daß ſie ſich keiner vergifteten Pfeile bedienten. Spix III, 1314. Max I, 137. Wenn ſie aber manche Berichterſtatter von der Anthropophagie freiſprechen, Eſchewege Journal I, 191, ſo iſt dieſe Behauptung auf die Küſtenbewohner ſpäterer Zeit zu beſchränken, welche durch den europäiſchen Einfluß zum Aufgeben dieſer Unſitte ſich bewegen ließen. Denn im Innern des Landes fand man ſogar bei den Tupi und Guarani den Gebrauch, Gefangene zu füttern, und dann zum Zeichen der Wuth zu verzehren. Noch im Jahr 1846 traf der franzöſiſche Reiſende Caſtelnau bei den ackerbautreibenden Apiacas ſüdlich von den Quellen des Paraguayfluſſes die Sitte an, die getödteten Feinde zu röſten und zu verzehren, die gefangenen Kinder aber aufzufüttern und bei einem

Feste zu verspeisen. Nach Lery waren alle Brasilianer Menschenfresser. Freilich fand der Unterschied statt, daß die einen gegen den Hunger ganz gewöhnlich Menschenfleisch aßen, die anderen bloß entweder aus augenblicklicher Rache, oder am Feste, immerhin in der religiösen Stimmung des Wilden. Stade 299 ff. Gandavo 133 ff. Lery Cap. 8. Reisen XVI, 243. Spix III, 1095. Berghaus Erdball I, 378 vgl. 407. Max II, 50 ff. Kottencamp I, 384. Andree Westland III, 222.

Wenn von unnatürlicher Wollust einiger Stämme in Brasilien erzählt wird, Spix I, 380, so haben sie dieselbe mit den uralten Kulturvölkern in Louisiana, Florida, Centralamerika und den Antillen gemein, auch die Inkas hatten viel damit zu kämpfen. Dahin zählen wir auch die unverheiratheten Zauberer in weiblicher Tracht bei den Patagoniern, welche Tracht in Amerika gern auf Unnatur hinweist, Meiners II, 489. Prichard IV, 511 nach Falkner. Es mag sich damit ähnlich verhalten haben wie mit den Wahrsagern der Skythen, den Enareern. Vgl. Herod. I, 105. IV, 67. Auch bei den Tartaren kommt eine ähnliche Entartung des Mannes in das Weibliche vor. K. W. Stark de *νούσῳ θηλείᾳ* apud Herodotum. 1827. K. B. Stark Gaza. 1852. S. 314. Umgekehrt fanden sich auch nach Gandavo S. 116 ff. brasilianische Weiber, die mit keinen Männern verheirathet waren, dagegen in Allem sich wie Männer geberdeten und mit Indianerinen als mit ihren Eheweibern lebten. Wenn auch die anderen Schriftsteller von dieser Sache nichts erwähnen, so erzählt ihr guter Gewährsmann dieselbe doch zu unbefangen und unschuldig, als daß er Mißtrauen verdiente in einer nichts weniger als unerhörten Unnatur.

---

§. 51. Die geschichtlichen Verhältnisse.

Diese Völker haben wie alle ostamerikanischen keine geschichtlichen Aufzeichnungen, keine Geschichte. Ihre Ueberlieferungen in Sagen und Liedern sind entweder Mythen oder sie beziehen sich auf die allernächste Vergangenheit der vereinzelten Stämme. Auf die für den Forscher bedeutenden Fragen über das Verhältniß der Gegenwart zur Vergangenheit wissen sie selber keine Antworten zu ertheilen, und der Forscher sieht sich genöthigt, aus der Zusammenstellung der Bruchstücke einer vergangenen Welt nach Art der Geologen die Geschichte zu erschließen.

In einem Aufſatze der deutſchen Vierteljahrsſchrift (1839. II, 235—270) über Vergangenheit und Zukunft der amerikaniſchen Menſchheit, ſpricht Martius die Anſicht aus, die braſilianiſchen Indianer ſeien in frühern, der Entdeckung vorangegangenen Zeiten, meiſtentheils ganz anders und kultivirter geweſen als ſpäter; im Verlaufe dunkler Jahrhunderte ſeien manche Kataſtrophen über ſie hereingebrochen, durch die ſie in den jetzigen Zuſtand der Verkümmerung und Entartung herabgekommen wären. Vgl. Pöppig a. a. O. 369. Andree N. A. 318 ff. Derſelben Anſicht muß auch Pöppig 365. b. ſein, wenn er behauptet, daß die in der Urzeit erfolgte Auflöſung großer Völker Südamerikas in nach allen Richtungen wandernde Horden eben ſo wenig dem Zweifel unterliege, als die vom ſiebenten bis zum dreizehnten Jahrhundert in Nordamerika dauernde Strömung der Nationen aus dem Norden nach dem Süden.

In ſofern dieſe Anſicht ihre geſchichtsphiloſophiſche Seite hat, haben wir dieſelbe ſchon in der Einleitung beſprochen. Mag man auch mit A. W. Schlegel u. a. m. annehmen, daß das Menſchengeſchlecht in den vorhiſtoriſchen Urzeiten auf einer viel höhern Stufe geiſtiger Entwicklung geſtanden habe, von der es von Geſchlecht zu Geſchlecht immer mehr heruntergeſunken ſei, ſo viel wird man zugeben, daß bei einem einzelnen Falle wie dem unſrigen von dieſer Annahme kein Gebrauch gemacht werden darf, da in der Geſchichte eben auch da und dort der umgekehrte Fall eingetroffen iſt, daß Völker ſich zu höherer Kultur gehoben haben.

Von dem allgemeinen geſchichtsphiloſophiſchen Standpunkt ziehen wir uns daher auf den engern Geſichtskreis oſtamerikaniſcher Verhältniſſe überhaupt zurück. Finden wir hier durchgehends in Nordamerika, im Mexikaniſchen, in Centralamerika, den Antillen, dem Norden Südamerikas, Peru, eine uralte Kultur, von der ſich bei den halbwilden Stämmen oder auch den civiliſirten Völkern überall Reſte zeigten, ſo liegt bei den gemiſchten Kulturverhältniſſen Braſiliens ein Schluß auf eine ähnliche Urkultur nicht fern. Um aber dieſelbe gehörig zu würdigen und nicht zu überſchätzen, ſo haben wir uns nach den Ueberreſten der ältern Kultur umzuſehen. So viel man bis jetzt unterſucht hat, iſt in ganz Braſilien noch nichts von Ueberreſten eines Kulturvolkes, wie ein ſolches in Centralamerika vor den Zeiten der Tolteken lebte, entdeckt worden, — keine großen Bildſäulen, keine Reſte von Tempeln oder Städten und

Straßen. Humboldt Reise II, 16. So ist auch keine Spur da eines größern Staates, wie etwa des Peruanischen oder Mexikanischen. Große Staaten und Völker entstehen nicht von Natur, sondern durch die Geschichte, und der Mangel an Einheit bei den brasilianischen Stämmen ist nicht als eine Zerbröckelung anzusehen, sondern als ein vorgeschichtlicher Zustand. Außer der schon bemerkten, wenn auch schwachen Neigung zum Ackerbau und den menschlichern, aber auch entarteten Sitten einer gewissen Halbkultur bei den Tupi-Guarani, findet man bloß noch als Reste einer ältern Kultur vertiefte Sculpturen von Hieroglyphen, Schlangen, Kröten, Unzenköpfen, Sonne, Mond, und Andeutungen menschlicher Figuren. A. Humboldt Reise III, 408. IV, 315. 516. Derselbe zu Schomburgh 38. Schomburg 147. 183. 212. 296. 311. Spix II, 741. 752. III, 1272. 1257 ff. Denis 279, Tab. 30 nach St. Hilaire, Koster und besonders Debret. Allein dergleichen Sculpturen finden sich auch bei den Rothhäuten, und namentlich werden die brasilischen mit den symbolischen Zeichnungen in Guiana, am Orenoko und in Sibirien verglichen. Auch Spix III, 1273 will daher aus ihnen nicht auf eine höhere Kultur schließen. Ja, Martius (III, 1284) will sogar nicht einmal etwas Symbolisches oder Religiöses in denselben erblicken. Darin geht er aber zu weit. Einmal spricht gegen ihn die allgemeine Analogie, nach welcher gewöhnlich solche alte Monumente symbolischer und religiöser Art sind, — und dann die Aussage der Indianer selbst, die diese Sculpturen wenigstens theilweise für Bezeichnungen des Donnergottes Tupan ausgeben. Mit dem Abweisen einer frühern höhern Kultur in Brasilien, die etwa mit der Peruanischen zu vergleichen wäre, fällt auch der Peruanische Kultureinfluß weg, den Dobrizhofer (II, 103) annehmen zu müssen glaubt. Auch Spix II, 103 will nichts von einem regelmäßigen Verkehr mit Peru und Bogota wissen. Hätte auch wirklich ein solcher bestanden, so würden sich in Brasilien ganz andere Kulturelemente, wenn auch nur in Bruchstücken, geltend gemacht und erhalten haben. Hingegen zeigen Völker, welche schon gegen die Quellen der brasilianischen Flüsse hin wohnen, wie die Yuracares Bekanntschaft mit Peru in Ansichten, wie sie andere von den Inkas nicht unterworfene oder vorinkaische Völker hatten. Sie sind aber Wilde und zwar von der rohern Gruppe, wenn auch von besseren Anlagen als die Botokuden.

Sehen wir also ab von der mehr als problematischen Annahme einer solchen höhern Kultur, worin mit uns auch Andree N. A. I, 321 ff.

übereinſtimmt, halten wir uns dagegen an das, was vorliegt, ſo erinnern wir uns an die beiden Gruppen braſilianiſcher Völkerſtämme, einerſeits an die halbkultivirten, die Tupi-Guarani, denen natürlich jene Sculpturen angehören, Denis 280. a, anderſeits an die Waldindianer, Tapuyas, die der unterſten Stufe des menſchlichen Bewußtſeins zufallen. Hier begegnet uns nun eine zweite hiſtoriſche Frage, die uns näher liegt, nämlich die nach den Aborigînern oder frühern Bewohnern des Landes. Die Verhältniſſe des Wohnens ſind nämlich der Art, daß nach der allgemeinen Anſicht die eine der beiden Stämmegruppen ſpäter als die andere in das Land gekommen und in die andere ſich hineingekeilt haben muß.

Es iſt nun eine ſehr verbreitete Anſicht, wo nicht die gewöhnliche, daß die Waldindianer die frühern Einwohner ſeien. Schon Azara ſieht in der Verſchiedenheit der Guarani von den anderen Stämmen in Paraguay einen Grund für die Annahme, daß ſie nicht einheimiſch ſeien. Prichard IV, 529. vgl. 472. 530. Spix III, 1095. Pöppig 368. Denis 10. Ueberhaupt nahm man ſolche Tupi-Guarani-Wanderungen an, um ihr Vorkommen in den verſchiedenſten Gegenden zu erklären, alſo aus ähnlichem Grunde, aus dem man früher von Pelasgerwanderungen erzählte. Allerdings kamen im ſechszehnten Jahrhundert ſolche Wanderungen der Tupi-Guarani vor, allein das ſind ſolche wie die im Jahr 1541, als ſie ſich vor den Portugieſen zurückzogen. Prichard IV, 520. 526. Denis 11. Sie haben alſo nichts mit frühern gemein; und überhaupt könnte Azaras Grund eben ſo gut umgekehrt und für die entgegengeſetzte Anſicht aufgeführt werden, da ja auch die Waldindianer überall verbreitet ſind. Dagegen hat eben dieſe letztere Anſicht, die ſchon Acunna ausgeſprochen hat, beſſere Gründe für ſich, nach welcher alſo die Waldindianer die ſpätern Eindringlinge ſind. Spix III, 1096. Prichard IV, 525. Einmal ſpricht dafür die Sage der Küſtenbewohner ſelber, nach der letztere die älteſten Bewohner des Landes ſind, das ſie unbewohnt angetroffen hätten. Denis 10. b. nach Vasconcellos. Dann rühren ja jene alten Sculpturen von den Tupi-Guarani her. Ferner, je mehr man von Süden gegen den Aequator kommt, deſto mehr nimmt die Bildung zu. Spix II, 825. Es iſt daher auch hier anzunehmen, daß, wie im Norden überall und immerfort Einwanderungen roherer Stämme gegen den Aequator zu in kultivirtere Länder vorkommen, ſo auch hier die roheren Stämme die Richtung gegen den Aequator nahmen, und ſich

wie am Orenoko und auf den Antillen die Karaiben in die civiliſirtere Bevölkerung einkeilten. Das iſt wenigſtens der Gang der Dinge in Amerika, und im Allgemeinen entſpricht ihm auch derjenige des alten Europas und Aſiens. Auch in Afrika haben ſich im ſechszehnten Jahrhundert die ſchwarzen und wilden Gallashorden und andere Neger in civiliſirtere Völker des Oſtens und Weſtens von Afrika eingedrängt. Wenn dagegen, was allerdings auch geſchieht, kultivirtere Völker rohere überziehen und ihre Herrſchaft über ſie ausdehnen, wie in Peru geſchah, ſo erhält ſich in der Regel von dieſem Verhältniſſe bei den erſtern ein hiſtoriſches Bewußtſein. Von dem iſt aber in Braſilien nichts zu bemerken, im Gegentheil erſcheinen in den älteſten Mythen und nach den alten Denkmälern die Tupi-Guarani als die frühere Bevölkerung.

In dieſem beſchränkten Sinn nähert ſich nun unſere Anſicht wieder der im Eingang des Paragraphen beſprochenen von Martius über das frühere Vorherrſchen der Kultur im Oſten Südamerikas, nur daß wir eben dieſe Kultur nicht ſo hoch anſchlagen wie die in Peru, Mexiko, Centralamerika und der Muyscas, ſondern ſie höchſtens vergleichen mit der frühern Urkultur auf den Antillen, in Florida und Louiſiana, im Miſſiſippithale. Darin ſtimmt auch Kottencamp I, 483 mit uns überein. Die mit den Tupi-Guarani in einer gewiſſen allgemeinen Verwandtſchaft geweſenen Bewohner der Antillen mögen auch in Verbindung mit ihnen geſtanden haben. Wenigſtens bedienten ſie ſich zur Verfertigung ihrer Baumſtammſchiffe eines grünen Steins, der ſich in ihrem Lande gar nicht, wohl aber am Amazonenſtrom findet. Baumgarten II, 621. Dieſelbe Verbindung zwiſchen Antillen und Braſilien ſehen wir in den jüngern Zeiten durch die unternehmenden Karaiben fortgeſetzt, welche ſüdamerikaniſche Stoffe und Anſichten, Waaren und Fetiſch-Religion nach den Antillen verbreiteten. Denn wie ſie in Braſilien als wahre Freibeuter, ähnlich den Normannen, mit den Tupi-Guarani in Gegenſatz traten, ſo auch auf den Antillen, raubend, Kultur ſich aneignend, Anſchauungen der Wilden mittheilend.

§. 52. Der Charakter der Religion im Allgemeinen bei dieſen Stämmen.

Wenn uns auch hier wieder die Behauptung eines völligen Mangels an Religion in den Weg tritt, ſo mag der Ueberdruß einigermaßen durch ein angenehmes Gefühl der Leichtigkeit entſchädigt werden, mit der ſich ſolche Oberflächlichkeit widerlegen läßt. Wir wollen gern zugeben, daß, wenn die Behauptung ganz allgemein aufgeſtellt wird, die Braſilianer wüßten nichts von Gottheit und Göttern und hätten keinen Namen für dieſelben, Gandavo 110. Barläus 69. de Laet 543. Rochefort histoire des Antilles, II, 13. Baumgarten II, 406 ff. Lindemann III, 111. Eſchewege Journal I, 129, man zunächſt bloß die rohen Stämme der Waldindianer, der Botokuden und dergleichen im Auge hatte, und ſich dann von dieſen den gewöhnlichen Schluß erlaubte. Und wirklich werden auch von denen, welche ſich in dieſer Sache etwas genauer ausdrücken, ſolche rohere Stämme genannt, wie von Azara die Puris, von Joao Baptiſta die Coroados. Vgl. Max I, 144. So neulich noch Dr. Hermann Burmeiſter Reiſe nach Braſilien, Berlin 1853, nach welchem bei den Coroados nicht einmal das Bedürfniß nach Religion vorhanden ſcheint. Wenn indeſſen von Lery 259. 281. dieſen die Touoapinanamboults beigeſellt werden, ſo dürften unter dieſen wohl ſchwerlich andere zu denken ſein, als der Tupiſtamm der Tupinambas. Immerhin iſt aber die Allgemeinheit der Behauptung zu rügen, und das um ſo mehr, da hier wie anderswo auch die roheſten Stämme der Wilden der Religion ſo wenig als der Sprache entbehren.

Nach den eigenen Ausſagen derer, welche den Braſilianern die Religion abſprechen, glauben die Indianer an die Unſterblichkeit, an den Donnergott Tupan, an einen böſen Geiſt, an die Kraft ihrer Zauberer. Die Bemerkung machte auch der deutſche Ueberſetzer von Azaras Reiſebeſchreibung Valkenaer, daß dieſer Schriftſteller ſelbſt manche Umſtände anführe, die auf Religion hinführen, wenn auch auf eine ſehr rohe und ungebildete. Daß dieſe Indianer nichts von einer Schöpfung wiſſen, iſt noch kein Grund, ihnen keine Religion zuzugeſtehen. Uebrigens haben ſie erſt noch Schöpfungsmythen angenommen. Ihr Mangel an Tempeln und Abſtraktionen iſt eine Eigenthümlichkeit aller Wilden. Ein

gebildeter Deutſcher, der die Braſilianer vielfältig und unbefangen beobachtete, Prinz Max von Wied I, 144. II, 58, macht die Bemerkung, daß er ſelbſt bei allen rohen Stämmen ſprechende Beweiſe eines bei ihnen vorhandenen religiöſen Glaubens gefunden habe.

Fragen wir nun nach dieſer Religion, ſo zeigt ſich der Hauptcharakter dem ſonſtigen Bildungszuſtand dieſer Indianer angemeſſen. Da dieſe Stämme Wilde ſind, ſo fehlen auch diejenigen religiöſen Elemente, welche den eigentlichen Kulturvölkern eigen ſind, wodurch denn auch unſere Behauptung über den geringen Grad der Kulturreſte beſtätigt wird. Es fehlen nämlich die Prieſter, die Tempel, die regelmäßigen Feſte, jede Prieſterlitteratur. Dagegen herrſchen hier alle diejenigen Religionselemente vor, die wir auch ſonſt bei den Wilden finden, Geiſterdienſt, Fetiſchismus, Zauberei. Inſofern aber die eine Maſſe der Völkerhorden vor der andern durch eine gewiſſe Halbkultur ſich kenntlich macht, durch Kulturreſte und Kulturreligionstrümmer, die aber ihrer natürlichen Grundlage entbehren, ſo finden wir auch hier Theile des höhern Naturdienſtes und vereinzelte Mythen und Vorſtellungen, die demſelben entſprechen. Aber nicht immer vertheilen ſich dieſe beiderlei Religionselemente ſcharf nach den beiden Hauptgruppen der Stämme. Denn die untereinander wohnenden Horden ſind ſowohl überhaupt in vielfache Berührung mit einander gekommen und haben gegenſeitigen Einfluß ausgeübt, als auch namentlich von einander religiöſe Vorſtellungen und Gebräuche angenommen. Nicht nur war der Einfluß der Tupi auf die anderen Stämme bedeutend (Denis 295. b.), ſo daß ihr Hauptgott Tupan ſelbſt von den Botokuden angenommen worden iſt, — ſondern auch umgekehrt gingen ſogar viele Beſtandtheile der Wildenreligion von den roheren Stämmen auf die civiliſirtern über, die wir ja überhaupt in einem ſtetigen Zurückſinken begriffen ſehen. Als beſonders thätige Träger des letztern Einfluſſes haben wir uns die Karaiben zu denken, welche mit ihrem Gegenſatz gegen den Ackerbau auch ihr Schamanenthum und andere Theile des geiſterhaften Fetiſchismus weiter verbreiteten. Und ſo iſt es denn auch hier geſchehen, daß unter allen Stämmen ein Gemiſch ſich bildete von geiſterhaftem Fetiſchismus und Verehrung der Naturgeſetze, wie wir ein ſolches bereits in allen anderen Theilen des öſtlichen Amerika gefunden haben.

Was nun zunächſt den Naturdienſt anbelangt, ſo tritt auch hier wie bei den Karaiben die Mondverehrung vor den Sonnendienſt. Da-

neben steht die Verehrung der Elemente in ihren gewaltigen Wirkungen, des Donners als Gottes Tupan, der Luft, wenn sie als Sturm ihre Macht zeigt, des Wassers, des Waldes. Auch die Beschäftigungen des menschlichen Lebens haben ihre religiösen Auffassungen, wie denn der Ackerbau von Tupan erfunden ist. Arnold 977. de Laet 543. Und so haben Jagd, Fischerei, Krieg ihre besondern Götter. Unter den Thieren genießen vorzüglich die Vögel, dann der Tiger und die Abgottschlange göttliche Verehrung. Mit derselben stehen auch hier Mythen von Verwandlungen im Zusammenhange. Der Geisterdienst schließt sich hier wie bei den Karaiben und anderen Wilden an die Verehrung der Gestorbenen. Besonders ähnlich mit den Karaiben haben auch die übrigen Brasilianer den Dualismus zwischen guten und bösen Geistern, beide mit einem obersten Gotte an der Spitze. Der Geisterdienst hält sich auch hier an die Versinnlichung des Fetischismus, der sich auf eine eigenthümliche Weise in der Verehrung der Zauberflasche Maraca gestaltet, die wir übrigens schon vorläufig bei den Karaiben kennen gelernt haben. Wiewohl der Anthropomorphismus hier noch sehr schwach ist, werden die Götter doch auch in Menschengestalt abgebildet und verehrt; Geisterglaube und Naturdienst verschmolzen sich aber auch hier, insofern Mond, Sonne, Sterne und Donner selbst Geister sind, und Geister dem Sturm, dem Wasser, dem Walde vorstehen; selbst die Blattern sind böse Götter. Auch in den Thieren wohnen göttliche Geister nach der Vorstellung von der Seelenwanderung und der Verwandlung der Seelen in Götter.

Der Charakter der Verehrung ist sehr roh und tief stehend. Alle Kultustheile, in denen sich mehr das Bewußtsein ausspricht, wie z. B. das Gebet, treten sehr zurück. Dagegen herrschen vor das Zauberwesen, der Tanz und die Menschenopfer. Furcht ist auch hier das überwiegende Gefühl dieses religiösen Traumlebens, welche spezifisch als Gespensterfurcht zu bezeichnen ist. Spix III, 1109. Aus Furcht vor den Geistern gehen die Indianer nicht gern des Nachts allein, sondern suchen Gesellschaft. Max II, 58. Ueberhaupt hat sie die Phantasie von allen Seiten mit furchtbaren Gestalten umgeben, von deren Einfluß sich das eingeschüchterte Gemüth nie befreien kann, und bei allen Handlungen sind Furcht und Schrecken stete Begleiter. Spix III, 110. Taucht allerdings nach einem psychologischen Gesetze der Ausgleichung der Extreme bei ihren religiösen Festen, Tänzen, Schmausereien und Trinkge-

lagen ein Uebermaaß der Fröhlichkeit bis zur Bewußtloſigkeit auf, ſo iſt doch auch dieſe von dem Schauer der anweſenden Geiſter durchdrungen, die mit verſiebenfachter Gewalt wieder in das Gemüth zurückkehren.

---

§. 53. Die Verehrung der Naturgeſetze.

Vor allem machen die Himmelskörper mit ihrer Anordnung der Zeiten den Eindruck einer göttlichen Geſetzmäßigkeit. Wie bei den Karaiben genießt aber auch hier der Mond eine vorherrſchende Verehrung. Wir haben ſchon oben bemerkt, daß er auf Sculpturen abgebildet ſei. Während häufig bei den Ackerbauern, beſonders in Amerika, der Sonnendienſt vorherrſcht, denn der Ackerbau iſt durch die Einflüſſe der Sonne bedingt, halten ſich Jägervölker, wenn ſie von andern Geſtirndienſt angenommen haben, eher an den Mond, der ihnen im Mythus ſelbſt als Jäger oder Jägerin erſcheint. Des Nachts leuchtet er ja dem Jäger bei der Verfolgung des Wildes. Aber er leuchtet auch vielem Andern, der König der Nacht, und wie er Gutes ſpendet, ſo ſchickt er auch Böſes. Dem Wilden erſcheint die Sonne immer auf dieſelbe Weiſe, ihre Veränderung beſteht in ihrer veränderten Stellung zum Ganzen. Der Mond aber zeigt ſich bald bei Tag, bald bei Nacht, bald da, bald dort und, was eine Hauptſache iſt, immer in andrer Geſtalt. So iſt er geeignet, an der Spitze des Wechſels der Dinge zu ſtehen. Nach Spix I, 381 war eben deßwegen bei den Braſilianern ſeine Verehrung ſo vorherrſchend, weil man ſowohl Gutes als Böſes von ihm ableitete. Voll Verwunderung halten ſie die Hände gegen ihn auf und rufen: Teh, Teh! wie wunderbar! Correal I, 223. Lery 261. Da der Mond Krankheiten verurſacht, ſo werden die neugebornen Kinder durch Anrauchen von den Zauberern gegen ihn geſchützt, oder die Weiber halten jene dem Monde ſelber dar. Spix I, 381. Sitten I, 336. Die Botokuden leiten die meiſten Naturerſcheinungen vom Monde her, und daher findet man auch ſeinen Namen Taru in vielen Benennungen der Himmelserſcheinungen wieder. So heißt die Sonne Tarupido, der Donner Tarubecuwong, der Blitz Tarutemerang, der Wind Tarucuhu, die Nacht Tarutatu u. ſ. w. Nach ihrer Vorſtellung verurſacht der Mond Donner, Blitz und andere gefürchtete Naturereigniſſe. Zuweilen ſoll er

auf die Erde herabfallen, wodurch alsdann ſehr viele Menſchen umkommen. Von ihm rührt der Mißwachs gewiſſer Früchte, dem indeſſen durch gewiſſe abergläubiſche Zeichen vorgebeugt werden kann. Max II, 58. 59. Denis 221 b. Bei den Abiponern und Chiquiten finden wir bei Mondfinſterniſſen ein ähnliches Jammern wie bei den Karaiben. Dobrizhofer II, 93. Die Araukaner halten Mondfinſterniſſe für den Tod des Mondes. Molina 79 ff.

Einzelne Reſte eines alten Sonnendienſtes ſind bei allen dieſen Indianern zerſtreut, ſelbſt bei den rohern. Auch bei der Sonne rufen ſie Teh! Auch die Sonne findet ſich auf Sculpturen abgebildet, auch bei Sonnenfinſterniſſen benehmen ſich die Chiquiten wie bei Mondfinſterniſſen. Sonnenfinſterniſſe werden von den Araukanern ebenfalls für den Tod der Sonne gehalten. Molina a. a. O. Sie ſind der einzige ſeltene Wechſel, den ſie an dieſem Tagesgeſtirne wahrnehmen. Ueberall fand man Verehrung der Sonne, Picard 180. 184. 185, ſelbſt bei den Botokuden, Denis 221 a. Die Aucaer zeigen ihre Verehrung gegen die Sonne darin, daß ſie Blut vom erlegten Wilde gegen dieſelbe ſprengen, Sitten I, 335. Die Puelchen und Moluchen verehren ſogar deßwegen die Sonne, weil ſie ihr alles Gute zuſchreiben, Dobrizhofer II, 100. Die Digniten in Paraguay opferten ihr Vogelfedern, die ſie nachher von Zeit zu Zeit um ſie ſchmackhafter zu machen mit dem Blute verſchiedener Thiere benetzten. Charlevoix Paraguay 303 (deutſch). Daß in ſolchen Kultushandlungen gegen die Sonne Reſte eines alten Sonnendienſtes zu ſehen ſind, ſieht man auch aus dem Sonnentempel, welchen letzteres Volk gebaut hatte. Denn Tempel finden ſich anderswo bei den Braſilianiſchen Indianern keine, und wo wir ſie ſonſt im Oſten Amerika's bei den Wilden antrafen, war ihr Zuſammenhang mit dem alten Sonnendienſte leicht erkenntlich. Auf dieſen alten Sonnendienſt weiſt uns auch der kosmogoniſche Sonnenmythus der Manjacicuer in Paraguay. Dieſe erzählten nämlich, daß einmal ein ſchönes Weib ohne Zuthun eines Mannes ein ſchönes Kind geboren habe. Nachdem daſſelbe viele Wunder verrichtet, habe es ſich in die Luft erhoben und ſei in die Sonne verwandelt worden. Seitdem beleuchte es den Erdboden. Sitten II, 337. Vielleicht iſt das der Zauberer Ata, von welchem Thevet cosmogr. univ. 21, 6 erzählt, daß er von einer Jungfrau geboren wurde und viele Wunder verrichtet habe. Baumgarten I, 118. Verwandt ſcheint auch der Mythus der Guarani vom Gotte Tamoï, ihrem

Großvater, dem Alten vom Himmel. Nachdem derſelbe unter den Guarani gelebt und ſie den Ackerbau gelehrt hatte, entſchwand er von ihnen gen Himmel mit dem Verſprechen, ihnen fortan auf Erden behülflich zu ſein und ſie in ein andres Leben zu führen, wo ſie Ueberfluß an Jagd und alle ihre Brüder wieder finden ſollten. Berghaus Erdball I, 379 nach d'Orbigny.

Die Sterne werden ebenfalls verehrt, Picard 185, wenn auch nur einige wenige. Spix I, 379. Nach der Anſicht der Patagonier ſind wie bei den Karaiben die Sterne alte Indianer, die Milchſtraße der Pfad, auf dem dieſelben Strauße jagen, nach andern der Pfad eines Jägers, der dem Strauß folgt, und das Sternbild der drei Könige waren einſt Wurfkugeln, welche er nach dieſem Vogel warf, deſſen Füße das ſüdliche Kreuz bilden. Die ſüdlichen Nebelflecken, welche die Milchſtraße begleiten, die ſogenannten Magellaniſchen Wolken, ſind Anhäufungen von Straußenfedern, welche entweder jener Jäger, oder jene alten Patagonier geſammelt haben. Prichard IV, 509 nach Falkner 143, Andree Weſtland II, 1. 8. Von den Araukanern wird die Milchſtraße die fabelhafte Straße genannt. Molina 79 ff. Den Abiponern und Tapuyas ſind die Plejaden das Bild des böſen Geiſtes. Dobr. II, 77. 101. 104. Meiners I, 484. Erſtere glauben, wenn ihnen im Mai die Plejaden wieder ſichtbar werden, ihr Großvater ſei nach wiederhergeſtellter Geſundheit wieder zurückgekehrt. Klemm II, 153. Dobr. II, 87. Auch der große Bär oder Wagen genießt göttliche Verehrung. Strahlheim 484. Wenn die Tapuyas denſelben anſichtig werden, ſo zeigen ſie ihre Freude und Verehrung mit Singen, Springen und Tanzen. Barläus 707. Arnold 983. Sie haben einen Mythus, nach welchem einmal ein Fuchs ſie bei dieſem Geſtirne in Ungnade gebracht habe. Vorher hätten ſie ein gar bequemes Leben geführt und nicht nöthig gehabt für die Nahrung zu ſorgen. Von nun aber müßten ſie ihr Leben in Mühe und Anſtrengung zubringen. Barläus 711. Die Abiponer fürchten ſich vor Unglücksſternen, beſonders vor den Kometen. Dobr. II, 94. 95. Die Digniten glauben, daß die Seelen ihrer geſtorbenen Häuptlinge in Kometen verwandelt würden, die der übrigen Menſchen in andere Sterne. Charlevoix Paraguay 303. Nach der Anſicht der Yuracares werden Thiere unter die Geſtirne verſetzt. Andree Weſtland I, 127.

Dieſe letztere Anſicht zeigt, wie mit der Geſtirnverehrung auch hier der Thierdienſt parallel läuft. Wir [illegible] Thiere auf

Sculpturen dargestellt sind, Schlangen, Unzenköpfe, Kröten. Spix III, 258. 1272. Die Thiere sind Wohnungen göttlicher Kräfte und Geister, die zu Göttern verwandelten Seelen der Abgeschiedenen impft der Vogel Caracari (eine Habichtsart) gleichsam den Thieren ein. Besonders kommen die Todten gern als Unzen wieder. Spix III, 1084 ff. II, 695. Max II, 222. Wie andere höhere Mächte bringen auch die Thiere Schlimmes und Gutes. So glauben die Lulle und ihre Zauberer, daß alle Krankheiten von einem bösen Thiere herrühren. Sitten I, 344. Umgekehrt werden auch wiederum Thiertheile, wie die Eckzähne der Unzen, Affen, und andres der Art als Schutzmittel gegen wilde Thiere und Krankheiten getragen. Spix I, 379. Klemm I, 277. Unter den Thieren werden besonders die Vögel als die Vermittler des Jenseits gedacht, als Boten der Verstorbenen und der Götter. Klemm I, 278. Hoch verehrt sind deßwegen gewisse Ziegenmelker und klagende Geierarten, Caracari und Caoha. Spix I, 379. Klemm I, 277. Denis 323 b. Der Caracari besonders wird als Unglücksvogel angesehen, vielleicht seines kläglichen Geschreis wegen. Aus seinem Rufe können die Zauberer vernehmen, wer von der Horde sterben werde. Er wird vom bösen Geiste abgeschickt, um die Leute zu belauschen, daher er so dreist in ihrer Nähe sich niedersetzt. Spix III, 1084. Der prophetische Vogel der Tupinambos, der Bote der Seelen, trägt den Namen Macauhan. Ihn fragen und auf ihn hören die Zauberer. Denis 323 b. Ueberhaupt weissagen die Zauberer der Tupi-Guarani aus dem Gesange der Vögel. Arnold 982. Charlevoix 272. Neben den Vögeln werden wie überall in Amerika, Kraft 234, so in Brasilien und besonders am La Plata, die Tiger verehrt. Picard 184. Baumgarten I, 156. 157. Der böse Geist selbst wird als Tiger gedacht. Dobr. II, 99. Daher können auch die Zauberer der Abiponer die Tigergestalt des allgewaltigen Bösen annehmen. Dobr. II, 80. 87. 99 [1]). Die Zauberer der Moxen haben die Probe zu bestehen, daß sie von einem Tiger verwundet und seinen Klauen entgangen sind. Man hält dann dafür, daß sie von dem unsichtbaren Tiger geliebt werden, der sie vor dem sichtbaren beschützt habe. Aehnlich ist es am La Plata. Baumgarten I, 156. 157 nach den lettres

[1]) Also wie die Wärwölfe, von denen §. 8 die Rede war. Der dort angeführten Litteratur ist noch beizufügen: Welcker über die Lykanthropie, Kl. Schriften Th. III, 157—184 Schwenck Myth. der Slaven, S. 288 ff.

édifiantes und nach Correal. Das Thier, das nach der Anſicht der Yuracares an den Himmel verſetzt wurde, war ein Jaguar; er wurde vom Monde umfangen. Andree Weſtland I, 127. Daß auch Schlangen bei den Braſilianern verehrt wurden, zeigt ſchon ihre Abbildung auf Sculpturen. Von der dreißig Fuß langen Abgottſchlange wird berichtet, daß ſie wie von den Negern, ſo auch von den Wilden im Innern von Südamerika angebetet worden ſei. Man hat dieſe Nachricht ohne Grund bezweifeln wollen. An und für ſich iſt die Sache ſelbſt gar nicht auffallend oder abnorm, und dann iſt ſie hinlänglich bezeugt. Charlevoix 131 erzählt von dieſer Verehrung einer lebendigen Schlange bei denjenigen Stämmen, die gegen die Grenzen Peru's hin leben. In einem Tempel, der pyramidenförmig errichtet war, befand ſich eine ungeheure Schlange, welche von den Indianern angebetet und mit Menſchenfleiſch gefüttert wurde. Alſo wie in Mexiko, im Norden von Mexiko und bei den Zacatecas, wie wir ſpäter ſehen werden. Die Schlange in Südamerika war eine Orakelſchlange, ein Python, welche göttliche Antworten ertheilte. Nach anderen Berichten wird der Volksſtamm, bei dem ſich dieſer Dienſt vorfand, noch beſtimmter als der der Guaycurus angegeben, Lindemann III, 111, Sitten I, 334, und der Name des Schlangengottes als Anaconda. Vollmer. Einiges von dieſer Thierverehrung gehört allerdings dem Fetiſchismus an, wie der Gebrauch von Thiertheilen als Zaubermittel. Aber im Ganzen zeigt ſich doch auch hier der Thierdienſt durch ſeine Beziehung zum Geſtirndienſte, zu obern Göttern, und ſogar zum Tempeldienſte als ein Theil des Naturdienſtes, die Thiere ſymboliſiren Naturwirkungen.

Dieſe Naturwirkungen, Kräfte und Geſetze, die in Geſtirnen und Thieren ſich offenbaren, ſind auch der Gegenſtand der Naturreligion, in wiefern ſie in den Elementen erſcheinen und die Beſchäftigungen des Lebens unter ihrer Obhut haben. Darum heißt es bei Acunha, daß dieſe Götter der Elemente und Lebensbeſchäftigungen vom Himmel geſtiegen ſeien. Picard 179. Der Gott der Luft heißt Pilla. Vollmer. Er wird aber bloß nach ſeiner gewaltigen Thätigkeit im Sturme verehrt und bei den Abiponern mit Aſche beſchwichtigt. Dobrizh. II, 95. Das Waſſer wird in beſondern Waſſergeiſtern verehrt, die man ſich mit einem Fiſche in der Hand vorſtellt. Picard 179 nach Acunha. In Paraguay bei den Manjacicaern werden die Waſſergötter zur Zeit der Fiſcherei angerufen und erhalten Opfer von Tabackrauch. Sitten I, 339.

Es kommen natürlich nach der Natur des Landes die Flüſſe vorzüglich und ihre Geiſter in Betracht. Picard 185. Wir werden unten §. 55 Spuren der Verehrung des Feuers in einem Feuergotte Comaruru bei dem Stamme der Coboculo antreffen. Daß man dem Donnergotte Tupaṅ, nach andern dem Tamoi, den Ackerbau verdanke, iſt ſchon bemerkt. Wir werden von der hohen Stellung Tupans noch weiter zu reden bekommen. Ueberhaupt haben die Saaten, die Jagd und Fiſcherei, der Krieg ihre beſondern Schutzgeiſter. Picard 179 nach Acunha, Sitten I, 339. Molina 69. Famin 12. Krankheiten werden bei den Yuracares häufig dem Regenbogen oder der Abendröthe untergeordnet und beigeſchrieben. Andree Weſtland I, 2. 124. Die Blattern ſind aber ſelbſt unverſöhnliche Götter und werden als ſolche gefürchtet. Meiners I, 277 ff.

§. 54. Der Geiſterglaube, Fetiſchismus und Bilderdienſt.

Wie bei allen Wilden, ſo iſt auch bei allen Braſilianiſchen Völkerſtämmen der Geiſterglaube der vorherrſchende. Der Glaube an Geiſter und ſpukende Unholde, ſagt daher Spix III, 1107, iſt der allgemeinſte, und faſt alle Indianerſtämme haben denſelben. Daher kann man auch annehmen, daß er bei den rohſten Horden, die von andern ſich am meiſten abſchließen, einheimiſch ſei, und bei anderen von einer höhern Stufe niemals verdrängt werden konnte. Spix unterſcheidet zunächſt drei Arten von Geiſtern, namentlich von böſen, die ſich faſt überall bei ſämmtlichen Braſilianiſchen Indianern wieder finden ſollen. Die erſten ſind die Jurupari, die bei den gebildeteren Stämmen, welche die allgemeine Sprache reden, alſo den Tupi-Guarani, insgemein angenommen werden. Jurupari bezeichnet überhaupt den Geiſt, auch den des Menſchen. Die zweite Art ſind die Gurupira. Das ſind neckiſche, ſchadenfrohe Waldgeiſter, die den Indianern unter allen Formen begegnen, ſich auch einmal in ein Geſpräch mit ihnen einlaſſen, auch Feindſchaften zwiſchen einzelnen Perſonen erregen und erhalten. Bei den Botokuden heißen die Waldgeiſter, die größer oder kleiner gedacht werden, Janchon, welche ebenfalls die Leute beunruhigen. Sonſt gehört auch zu den Waldgeiſtern Uaiuara, bald ein kleines Männchen, bald ein gewaltiger Hund mit langen, klappernden Ohren. Er läßt ſich wie

das Deutſche wilde Heer am furchtbarſten um Mitternacht vernehmen. Ein anderer berühmter Waldgeiſt iſt der Caypora der Küſtenbewohner, der Kinder und junge Leute raubt, ſie in hohle Bäume verbirgt und dort füttert. Die dritte Ordnung von Geiſtern wird von den Ipupiara gebildet, den Herren des Gewäſſers. Es ſind die Unholde der großen Flüſſe, ungeſtalte Unthiere, denen man nur um ſo näher kommt, je weiter man ſich von ihnen zu entfernen wünſcht und glaubt, und die am Ende den Wanderer erdroſſeln. Wenn ein ſchlafender Indianer von einem Krokodil aus dem Kahne ins Waſſer gezogen wird und verſchwindet, ſo iſt dieß das Werk des Ipupiara. Vgl. Spix III, 1108 bis 1110. 1092. Max II, 58. 59. Denis 221 b. 295.

Man ſieht, daß auch hier das Schauerliche und Furchterregende vorherrſcht; Furcht iſt ja das Grundgefühl, das durch das Vernehmen des Göttlichen auch bei dieſen Naturmenſchen erregt wird; die ganze Natur iſt von einer Unzahl von Geiſtern erfüllt, die bei Tag und bei Nacht, beim Schlafen und beim Wachen Welt und Seele mit Angſt und Schauder erfüllen. Das Walten der Gottheit wird in einem beſtändigen Geſpenſterſpuk vernommen. Die Vernunft vernimmt die Gottheit, aber die Vorſtellung iſt in dem Traumleben der Natur ängſtlich und fieberhaft befangen. Doch giebt es neben den böſen und tückiſchen Geiſtern auch gute und wohlwollende. Den böſen Geiſtern Uiaupia ſetzen die Tupi die guten Geiſter entgegen, die Apoiaucue. Strahlheim 481. Als ein ſolcher guter Schutzgeiſt, der die Reiſenden begleitet und gute Botſchaft bringt, wird Macachora genannt. Arnold 978. Die Araukaner, welche übrigens zwiſchen männlichen Geiſtern, Gen, und weiblichen, Amci-malghen (alſo wie die Karaiben, §. 42) unterſcheiden, haben ebenfalls ihre guten Schutzgeiſter oder Hausgeiſter, deren einen jeder Araukaner zu beſitzen ſich rühmt. Wenn einem etwas wohl geräth, ſo ſagt er: Ich habe meinen Amci-malghon nahe. Molina 70. Famin 13. Letzterer nimmt bei ihnen alſo eine ähnliche Stelle ein wie bei den Römern der Genius. Auch die Patagonier verehren neben den böſen Geiſtern auch gute. Dobr. II, 100. Prichard IV, 508 nach Falkner. Es herrſcht hier im ganzen Oſten Südamerikas, wie bei den Karaiben, ein Dualismus zwiſchen guten und böſen Geiſtern, der ſich in der Aufſtellung eines oberſten guten und böſen Geiſtes zuſpitzt und abſchließt. Im Ganzen zieht die Berückſichtigung der böſen Geiſter vor. Neben den ſchon früher angeführten werden noch genannt die Curupira,

Taguin, Taignat, Marangigoana, Pigtangua, Aukanga. Manche dieſer böſen Geiſter werden von den Indianern ſo ſehr gefürchtet, daß ſie bisweilen aus Furcht vor ihnen ſterben. de Laet 543. Arnold 977. Um ſo ſonderbarer klingt es, wie de Laet ſagen kann, ſie bezeigten dieſen böſen Geiſtern keine Verehrung, da er doch mit demſelben Federſtrich beifügt, daß ſie ſie durch Gaben beſänftigten. Beſonders wird der Tod durch dieſe böſen Geiſter verurſacht, Spix III, 321. Meiners 60 nach Gumilla. Sie ſuchen daher den Regen zurückzuhalten und lieben Orte, die an den Tod erinnern, als Aufenthalt, Begräbnißplätze und verödete Dörfer. Strahlheim 481. Alſo wie die Dämonen.

Dieſer Geiſterglaube hängt nun auch hier mit dem Glauben an das Erſcheinen der Todten zuſammen, der ſich in Braſilien überall findet. Eſchewege Journal I, 130. Solche Seelen, die durch ihr Erſcheinen den nahen Tod verkündigen, heißen Marangigoana. Arnold 978. Bei den Araukanern erſcheinen Geiſter, die ihre Gräber verlaſſen haben, auf den Gipfeln der Berge oder tanzen auf den Wieſen. Famin 13. Daher die Nekromantie, nach welcher die Zauberer Todte citiren, wie z. B. bei den Coroatos. Gewöhnlich beſchwören ſie einen Geiſt aus der Verwandtſchaft; ziehen ſie aber gegen ihre Feinde, die Puris, zu Felde, ſo citiren ſie den Geiſt eines Puri, der dann zum Verrath ſeiner Landsleute gezwungen wird. Eſchewege Journal 131. Dergleichen Nekromantie findet ſich auch bei den Abiponern. Dobr. II, 84. 85. Die Seelen der Verſtorbenen ſind alſo ſelbſt Geiſter, und, wie bei den Karaiben, Götter. Denn auch in Braſilien verwandeln ſich die Seelen der Geſtorbenen in Geiſter. de Laet 543. So berichtet namentlich Max II, 222 von den Camancans, daß ſie die Seelen ihrer Verſtorbenen für ihre Götter halten, ſie anbeten und ihnen die Gewitter zuſchreiben. Damit hängt ihr Glaube zuſammen, daß ihre Verſtorbenen, wenn ſie im Leben nicht gut behandelt worden ſeien, nach dem Tode als Unzen wiederkehren, um zu ſchaden. Die Seele, die vor dem Tode An hieß, bekommt nach der Trennung vom Leibe den Namen Anguera. Strahlheim 482. Nach dem Glauben der Patagonier ſind dieſe Geiſter der Verſtorbenen böſe Geiſter, Valichu (larvæ, maniæ), denen man jedes Uebel und unangenehme Ereigniß zuſchreibt, beſonders gilt dieß auch von den Seelen der Zauberer. Prichard IV, 509. 511 nach Falkner. Meiners 40.

An und für ſich ſind dieſe Geiſter alle unſichtbare Weſen, aber ſie können jeweilen in ſichtbarer Geſtalt erſcheinen. So behaupteten viele

der Abiponer, die beſchwornen Geiſter geſehen zu haben, und beſchrieben ihre Geſtalt mit den lebhafteſten Farben. Dobr. II, 84. Meiners II, 582. Denn auch hier ſuchen die Geiſter eine bleibende Behauſung, einen Leib, ſo daß der Geiſterglaube auch Fetiſchismus iſt. So werden die Eckzähne gewiſſer Thiere, von Unzen und Affen, gewiſſe Wurzeln, Früchte, Muſcheln, Steine, namentlich Amazonenſteine, als Schutzmittel gegen Thiere und Krankheiten um den Hals getragen. Spix I, 379. Klemm I, 278. II, 172. Es ſind das die Fetiſche, in denen die Götter mit ihrer Wirkſamkeit gegenwärtig ſind. Dahin gehören auch die größeren Steine oder Felſen, welche von den Tapuyas, wenn ſie ſie im ebenen Lande antreffen, durch Opfer begütigt werden, damit ſie ſie nicht etwa beißen mögen. Barläus 712. Da die Vorfahren Geiſter ſind, ſo werden natürlich, wie bei den Karaiben, die Reſte der Vorfahren als Fetiſche verehrt und mitgetragen. So namentlich die Knochen, vorzugsweiſe gern die der Zauberer. Dobr. II, 85. Charlevoix 269. Picard 179. Der Indianerſtamm der Jumanas hat die nach obigem nicht ſo ſchwer zu begreifende Sitte, die Gebeine ihrer Todten zu verbrennen und die Aſche in ihren Getränken zu genießen. Sie glauben nämlich, daß die Seelen in den Knochen wohnen und daß durch den Genuß dieſer Aſche die Verſtorbenen in denen wieder aufleben, welche die Knochen getrunken hätten. Spix II, 1207 nach Monteiro. Vor allen Fetiſchen ſind für die Braſilianiſchen Indianer hervorzuheben die Zauberflaſchen, Maraca oder Tammaraca. Wir haben ſie ſchon vorläufig bei den Karaiben beſprochen, §. 42. Auch hat damit das Siſtrum und der Rhombus der Alten Aehnlichkeit. Aber nirgends treten ſie ſo ſehr hervor wie hier. Stade und Arnold nennen ſie geradezu ihre Götterbilder, erſterer meint ſogar, daß ihre Verehrung die einzige Religion dieſer Indianer ſei. Wenigſtens ſind ſie allerdings der Sitz eines Geiſtes. Ein Maraca iſt eine Art Flaſche, in die ein Stock geſteckt iſt, ein Loch ſoll einen Mund vorſtellen. In dieſe Calabaſche werden Steine gethan, Cehuterah, und Früchte, Titſcheyouh, mit denen bei Geſang und Tanz ein Getöſe gemacht wird. Jeder Indianer hat eine ſolche Tammaraka. Die Zauberer erhalten alljährlich von einem fremden Geiſte in der Ferne die Fähigkeit mit dem Tammaraka zu reden. Dieſer Geiſt giebt nämlich jedem Zauberer die Gewalt, ſelbſt wiederum dem Tammaraka die Fähigkeit zu verleihen, alles zu geben, um das man bittet. Jeder Indianer bemüht ſich natürlich, ſeinem Tammaraka dieſe Eigenſchaft mittheilen zu

lassen. Das geschieht nun am Tammarakafest. An demselben werden die Zauberer zuerst beschenkt, dann beräuchern sie die Tammarakas, reden mit ihnen und machen sie reden. Jeder Indianer nennt nun seinen Tammaraka seinen Sohn, giebt ihm zu essen und ruft ihn an. Zum Schluß des Festes überreden die Zauberer das Volk, in den Krieg zu ziehen und Gefangene zu machen, denn die Geister in den Tammarakas haben Begierde nach Menschenfleisch. Vgl. Stade 283 ff. Correal I, 189. 226. 227. 229. Lery 118. 274. 279. Barläus 703. Arnold 970. Baumgarten I, 101. Sitten I, 351. Denis 8. 367. Strahlheim 484.

In diesen und ähnlichen Fetischen zeigen sich die rohen Anfänge des Bilderdienstes bei den Indianern. Man kann auch hieher zählen die Pfähle, welche die Brasilianer in die Erde stecken und an ihren Fuß einige Opfer hinlegen. Sie stellen ihre Götter vor. Ebenso heben die Patagonier vom Flusse hergeschwemmte Holzscheiter als böse Fetische auf. Arnold 978. de Laet XV, 2. Baumgarten I, 72. Lacroix 30 a nach d'Orbigny. Aber menschenähnliche Bilder finden sich im Ganzen sehr wenige, Klemm II, 172. Ueberhaupt tritt der Anthropomorphismus hier sehr zurück. Nichts desto weniger ist er dem Keime nach auch hier gesetzt und treibt seine vereinzelten Knospen. So haben wir gesehen, daß man dem Maraka einen Mund giebt, daß der Waldgeist Uaiuara in der Gestalt eines kleinen Männchens erscheint, daß die Wassergeister einen Fisch in der Hand haben. Ebenso beruht die Ansicht, daß die Geister aus den Seelen der Verstorbenen entstehen, auf einer anthropomorphischen Grundanschauung. Und so giebt es denn auch wirklich, wenn auch nicht bei den rohen Tapuyas und Botokuden, so doch bei den Tupistämmen der Tupinambas und am Amazonenstrom menschenähnliche Götterbilder, die aus Wachs gebildet oder aus Holz geschnitzt sind, bald kleiner, bald größer, doch so, daß die größten nicht über eine Elle lang sind. Sie sind vom Himmel herabgestiegen, um Gutes zu thun, wie das Reichsfähnchen der Mexikaner, und die Bilder der Artemis und Pallas bei den Griechen, die Ancilien der Römer. Solche menschenähnliche Bilder wurden von jenen Indianern in abgelegenen Stellen des Waldes und in den Palmhütten aufgestellt. Picard 179. 185, und Meiners I, 163, beide nach Acunha. Max I, 145. Denis 20 a. Strahlheim 483, beide nach Ives d'Evreux. Folgende Erzählung der Yuracares in Bolivia, welche Andree im Westland I, 125

Großvater, dem Alten vom Himmel. Nachdem derselbe unter den Guarani gelebt und sie den Ackerbau gelehrt hatte, entschwand er von ihnen gen Himmel mit dem Versprechen, ihnen fortan auf Erden behülflich zu sein und sie in ein andres Leben zu führen, wo sie Ueberfluß an Jagd und alle ihre Brüder wieder finden sollten. Berghaus Erdball I, 379 nach d'Orbigny.

Die Sterne werden ebenfalls verehrt, Picard 185, wenn auch nur einige wenige. Spix I, 379. Nach der Ansicht der Patagonier sind wie bei den Karaiben die Sterne alte Indianer, die Milchstraße der Pfad, auf dem dieselben Strauße jagen, nach andern der Pfad eines Jägers, der dem Strauß folgt, und das Sternbild der drei Könige waren einst Wurfkugeln, welche er nach diesem Vogel warf, dessen Füße das südliche Kreuz bilden. Die südlichen Nebelflecken, welche die Milchstraße begleiten, die sogenannten Magellanischen Wolken, sind Anhäufungen von Straußenfedern, welche entweder jener Jäger, oder jene alten Patagonier gesammelt haben. Prichard IV, 509 nach Falkner 143, Andree Westland II, 1. 8. Von den Araukanern wird die Milchstraße die fabelhafte Straße genannt. Molina 79 ff. Den Abiponern und Tapuyas sind die Plejaden das Bild des bösen Geistes. Dobr. II, 77. 101. 104. Meiners I, 484. Erstere glauben, wenn ihnen im Mai die Plejaden wieder sichtbar werden, ihr Großvater sei nach wiederhergestellter Gesundheit wieder zurückgekehrt. Klemm II, 153. Dobr. II, 87. Auch der große Bär oder Wagen genießt göttliche Verehrung. Strahlheim 484. Wenn die Tapuyas denselben ansichtig werden, so zeigen sie ihre Freude und Verehrung mit Singen, Springen und Tanzen. Barläus 707. Arnold 983. Sie haben einen Mythus, nach welchem einmal ein Fuchs sie bei diesem Gestirne in Ungnade gebracht habe. Vorher hätten sie ein gar bequemes Leben geführt und nicht nöthig gehabt für die Nahrung zu sorgen. Von nun aber müßten sie ihr Leben in Mühe und Anstrengung zubringen. Barläus 711. Die Abiponer fürchten sich vor Unglückssternen, besonders vor den Kometen. Dobr. II, 94. 95. Die Digniten glauben, daß die Seelen ihrer gestorbenen Häuptlinge in Kometen verwandelt würden, die der übrigen Menschen in andere Sterne. Charlevoix Paraguay 303. Nach der Ansicht der Guracares werden Thiere unter die Gestirne versetzt. Andree Westland I, 127.

Diese letztere Ansicht zeigt, wie mit der Gestirnverehrung auch hier der Thierdienst parallel läuft. Wir haben gesehen, wie Thiere auf

Sculpturen dargeſtellt ſind, Schlangen, Unzenköpfe, Kröten. Spix III, 258. 1272. Die Thiere ſind Wohnungen göttlicher Kräfte und Geiſter, die zu Göttern verwandelten Seelen der Abgeſchiedenen impft der Vogel Caracari (eine Habichtsart) gleichſam den Thieren ein. Beſonders kommen die Todten gern als Unzen wieder. Spix III, 1084 ff. II, 695. Max II, 222. Wie andere höhere Mächte bringen auch die Thiere Schlimmes und Gutes. So glauben die Luller und ihre Zauberer, daß alle Krankheiten von einem böſen Thiere herrühren. Sitten I, 344. Umgekehrt werden auch wiederum Thiertheile, wie die Eckzähne der Unzen, Affen, und andres der Art als Schutzmittel gegen wilde Thiere und Krankheiten getragen. Spix I, 379. Klemm I, 277. Unter den Thieren werden beſonders die Vögel als die Vermittler des Jenſeits gedacht, als Boten der Verſtorbenen und der Götter. Klemm I, 278. Hoch verehrt ſind deßwegen gewiſſe Ziegenmelker und klagende Geierarten, Caracari und Caoha. Spix I, 379. Klemm I, 277. Denis 323 b. Der Caracari beſonders wird als Unglücksvogel angeſehen, vielleicht ſeines kläglichen Geſchreis wegen. Aus ſeinem Rufe können die Zauberer vernehmen, wer von der Horde ſterben werde. Er wird vom böſen Geiſte abgeſchickt, um die Leute zu belauſchen, daher er ſo dreiſt in ihrer Nähe ſich niederſetzt. Spix III, 1084. Der prophetiſche Vogel der Tupinambos, der Bote der Seelen, trägt den Namen Macauhan. Ihn fragen und auf ihn hören die Zauberer. Denis 323 b. Ueberhaupt weiſſagen die Zauberer der Tupi-Guarani aus dem Geſange der Vögel. Arnold 982. Charlevoix 272. Neben den Vögeln werden wie überall in Amerika, Kraft 234, ſo in Braſilien und beſonders am La Plata, die Tiger verehrt. Picard 184. Baumgarten I, 156. 157. Der böſe Geiſt ſelbſt wird als Tiger gedacht. Dobr. II, 99. Daher können auch die Zauberer der Abiponer die Tigergeſtalt des allgewaltigen Böſen annehmen. Dobr. II, 80. 87. 99 [1]). Die Zauberer der Moxen haben die Probe zu beſtehen, daß ſie von einem Tiger verwundet und ſeinen Klauen entgangen ſind. Man hält dann dafür, daß ſie von dem unſichtbaren Tiger geliebt werden, der ſie vor dem ſichtbaren beſchützt habe. Aehnlich iſt es am La Plata. Baumgarten I, 156. 157 nach den lettres

[1]) Alſo wie die Wärwölfe, von denen §. 8 die Rede war. Der dort angeführten Litteratur iſt noch beizufügen: Welcker über die Lykanthropie, Kl. Schriften Th. III, 157—184 Schwenck Myth. der Slaven, S. 288 ff.

édifiantes und nach Correal. Das Thier, das nach der Anſicht der Yuracares an den Himmel verſetzt wurde, war ein Jaguar; er wurde vom Monde umfangen. Andree Weſtland I, 127. Daß auch Schlangen bei den Braſilianern verehrt wurden, zeigt ſchon ihre Abbildung auf Sculpturen. Von der dreißig Fuß langen Abgottſchlange wird berichtet, daß ſie wie von den Negern, ſo auch von den Wilden im Innern von Südamerika angebetet worden ſei. Man hat dieſe Nachricht ohne Grund bezweifeln wollen. An und für ſich iſt die Sache ſelbſt gar nicht auffallend oder abnorm, und dann iſt ſie hinlänglich bezeugt. Charlevoix 131 erzählt von dieſer Verehrung einer lebendigen Schlange bei denjenigen Stämmen, die gegen die Grenzen Peru's hin leben. In einem Tempel, der pyramidenförmig errichtet war, befand ſich eine ungeheure Schlange, welche von den Indianern angebetet und mit Menſchenfleiſch gefüttert wurde. Alſo wie in Mexiko, im Norden von Mexiko und bei den Zacatecas, wie wir ſpäter ſehen werden. Die Schlange in Südamerika war eine Orakelſchlange, ein Python, welche göttliche Antworten ertheilte. Nach anderen Berichten wird der Volksſtamm, bei dem ſich dieſer Dienſt vorfand, noch beſtimmter als der der Guaycurus angegeben, Lindemann III, 111, Sitten I, 334, und der Name des Schlangengottes als Anaconda. Vollmer. Einiges von dieſer Thierverehrung gehört allerdings dem Fetiſchismus an, wie der Gebrauch von Thiertheilen als Zaubermittel. Aber im Ganzen zeigt ſich doch auch hier der Thierdienſt durch ſeine Beziehung zum Geſtirndienſte, zu obern Göttern, und ſogar zum Tempeldienſte als ein Theil des Naturdienſtes, die Thiere ſymboliſiren Naturwirkungen.

Dieſe Naturwirkungen, Kräfte und Geſetze, die in Geſtirnen und Thieren ſich offenbaren, ſind auch der Gegenſtand der Naturreligion, in wiefern ſie in den Elementen erſcheinen und die Beſchäftigungen des Lebens unter ihrer Obhut haben. Darum heißt es bei Acunha, daß dieſe Götter der Elemente und Lebensbeſchäftigungen vom Himmel geſtiegen ſeien. Picard 179. Der Gott der Luft heißt Pilla. Vollmer. Er wird aber bloß nach ſeiner gewaltigen Thätigkeit im Sturme verehrt und bei den Abiponern mit Aſche beſchwichtigt. Dobrizh. II, 95. Das Waſſer wird in beſondern Waſſergeiſtern verehrt, die man ſich mit einem Fiſche in der Hand vorſtellt. Picard 179 nach Acunha. In Paraguay bei den Manjacicaern werden die Waſſergötter zur Zeit der Fiſcherei angerufen und erhalten Opfer von Tabackrauch. Sitten I, 339.

Es kommen natürlich nach der Natur des Landes die Flüsse vorzüglich und ihre Geister in Betracht. Picard 185. Wir werden unten §. 55 Spuren der Verehrung des Feuers in einem Feuergotte Comaruru bei dem Stamme der Coboculo antreffen. Daß man dem Donnergotte Tupan, nach andern dem Tamoi, den Ackerbau verdanke, ist schon bemerkt. Wir werden von der hohen Stellung Tupans noch weiter zu reden bekommen. Ueberhaupt haben die Saaten, die Jagd und Fischerei, der Krieg ihre besondern Schutzgeister. Picard 179 nach Acunha, Sitten I, 339. Molina 69. Famin 12. Krankheiten werden bei den Yuracares häufig dem Regenbogen oder der Abendröthe untergeordnet und beigeschrieben. Andree Westland I, 2. 124. Die Blattern sind aber selbst unversöhnliche Götter und werden als solche gefürchtet. Meiners I, 277 ff.

---

§. 54. Der Geisterglaube, Fetischismus und Bilderdienst.

Wie bei allen Wilden, so ist auch bei allen Brasilianischen Völkerstämmen der Geisterglaube der vorherrschende. Der Glaube an Geister und spukende Unholde, sagt daher Spix III, 1107, ist der allgemeinste, und fast alle Indianerstämme haben denselben. Daher kann man auch annehmen, daß er bei den rohsten Horden, die von andern sich am meisten abschließen, einheimisch sei, und bei anderen von einer höhern Stufe niemals verdrängt werden konnte. Spix unterscheidet zunächst drei Arten von Geistern, namentlich von bösen, die sich fast überall bei sämmtlichen Brasilianischen Indianern wieder finden sollen. Die ersten sind die Jurupari, die bei den gebildeteren Stämmen, welche die allgemeine Sprache reden, also den Tupi-Guarani, insgemein angenommen werden. Jurupari bezeichnet überhaupt den Geist, auch den des Menschen. Die zweite Art sind die Gurupira. Das sind neckische, schadenfrohe Waldgeister, die den Indianern unter allen Formen begegnen, sich auch einmal in ein Gespräch mit ihnen einlassen, auch Feindschaften zwischen einzelnen Personen erregen und erhalten. Bei den Botokuden heißen die Waldgeister, die größer oder kleiner gedacht werden, Janchon, welche ebenfalls die Leute beunruhigen. Sonst gehört auch zu den Waldgeistern Uaiuara, bald ein kleines Männchen, bald ein gewaltiger Hund mit langen, klappernden Ohren. Er läßt sich wie

das Deutſche wilde Heer am furchtbarſten um Mitternacht vernehmen. Ein anderer berühmter Waldgeiſt iſt der Caypora der Küſtenbewohner, der Kinder und junge Leute raubt, ſie in hohle Bäume verbirgt und dort füttert. Die dritte Ordnung von Geiſtern wird von den Ipupiara gebildet, den Herren des Gewäſſers. Es ſind die Unholde der großen Flüſſe, ungeſtalte Unthiere, denen man nur um ſo näher kommt, je weiter man ſich von ihnen zu entfernen wünſcht und glaubt, und die am Ende den Wanderer erdroſſeln. Wenn ein ſchlafender Indianer von einem Krokodil aus dem Kahne ins Waſſer gezogen wird und verſchwindet, ſo iſt dieß das Werk des Ipupiara. Vgl. Spix III, 1108 bis 1110. 1092. Max II, 58. 59. Denis 221 b. 295.

Man ſieht, daß auch hier das Schauerliche und Furchterregende vorherrſcht; Furcht iſt ja das Grundgefühl, das durch das Vernehmen des Göttlichen auch bei dieſen Naturmenſchen erregt wird; die ganze Natur iſt von einer Unzahl von Geiſtern erfüllt, die bei Tag und bei Nacht, beim Schlafen und beim Wachen Welt und Seele mit Angſt und Schauder erfüllen. Das Walten der Gottheit wird in einem beſtändigen Geſpenſterſpuk vernommen. Die Vernunft vernimmt die Gottheit, aber die Vorſtellung iſt in dem Traumleben der Natur ängſtlich und fieberhaft befangen. Doch giebt es neben den böſen und tückiſchen Geiſtern auch gute und wohlwollende. Den böſen Geiſtern Uiaupia ſetzen die Tupi die guten Geiſter entgegen, die Apoiaucue. Strahlheim 481. Als ein ſolcher guter Schutzgeiſt, der die Reiſenden begleitet und gute Botſchaft bringt, wird Macachora genannt. Arnold 978. Die Araukaner, welche übrigens zwiſchen männlichen Geiſtern, Gen, und weiblichen, Amci-malghen (alſo wie die Karaiben, §. 42) unterſcheiden, haben ebenfalls ihre guten Schutzgeiſter oder Hausgeiſter, deren einen jeder Araukaner zu beſitzen ſich rühmt. Wenn einem etwas wohl geräth, ſo ſagt er: Ich habe meinen Amci-malghon nahe. Molina 70. Famin 13. Letzterer nimmt bei ihnen alſo eine ähnliche Stelle ein wie bei den Römern der Genius. Auch die Patagonier verehren neben den böſen Geiſtern auch gute. Dobr. II, 100. Prichard IV, 508 nach Falkner. Es herrſcht hier im ganzen Oſten Südamerikas, wie bei den Karaiben, ein Dualismus zwiſchen guten und böſen Geiſtern, der ſich in der Aufſtellung eines oberſten guten und böſen Geiſtes zuſpitzt und abſchließt. Im Ganzen zieht die Berückſichtigung der böſen Geiſter vor. Neben den ſchon früher angeführten werden noch genannt die Curupira,

Taguin, Taignai, Marangigoana, Pigtangua, Aukanga. Manche dieſer böſen Geiſter werden von den Indianern ſo ſehr gefürchtet, daß ſie bisweilen aus Furcht vor ihnen ſterben. de Laet 543. Arnold 977. Um ſo ſonderbarer klingt es, wie de Laet ſagen kann, ſie bezeigten dieſen böſen Geiſtern keine Verehrung, da er doch mit demſelben Federſtrich beifügt, daß ſie ſie durch Gaben beſänftigten. Beſonders wird der Tod durch dieſe böſen Geiſter verurſacht, Spix III, 321. Meiners 60 nach Gumilla. Sie ſuchen daher den Regen zurückzuhalten und lieben Orte, die an den Tod erinnern, als Aufenthalt, Begräbnißplätze und verödete Dörfer. Strahlheim 481. Alſo wie die Dämonen.

Dieſer Geiſterglaube hängt nun auch hier mit dem Glauben an das Erſcheinen der Todten zuſammen, der ſich in Braſilien überall findet. Eſchewege Journal I, 130. Solche Seelen, die durch ihr Erſcheinen den nahen Tod verkündigen, heißen Marangigoana. Arnold 978. Bei den Araukanern erſcheinen Geiſter, die ihre Gräber verlaſſen haben, auf den Gipfeln der Berge oder tanzen auf den Wieſen. Famin 13. Daher die Nekromantie, nach welcher die Zauberer Todte citiren, wie z. B. bei den Coroatos. Gewöhnlich beſchwören ſie einen Geiſt aus der Verwandtſchaft; ziehen ſie aber gegen ihre Feinde, die Puris, zu Felde, ſo citiren ſie den Geiſt eines Puri, der dann zum Verrath ſeiner Landsleute gezwungen wird. Eſchewege Journal 131. Dergleichen Nekromantie findet ſich auch bei den Abiponern. Dobr. II, 84. 85. Die Seelen der Verſtorbenen ſind alſo ſelbſt Geiſter, und, wie bei den Karaiben, Götter. Denn auch in Braſilien verwandeln ſich die Seelen der Geſtorbenen in Geiſter. de Laet 543. So berichtet namentlich Max II, 222 von den Camancans, daß ſie die Seelen ihrer Verſtorbenen für ihre Götter halten, ſie anbeten und ihnen die Gewitter zuſchreiben. Damit hängt ihr Glaube zuſammen, daß ihre Verſtorbenen, wenn ſie im Leben nicht gut behandelt worden ſeien, nach dem Tode als Unzen wiederkehren, um zu ſchaden. Die Seele, die vor dem Tode An hieß, bekommt nach der Trennung vom Leibe den Namen Anguera. Strahlheim 482. Nach dem Glauben der Patagonier ſind dieſe Geiſter der Verſtorbenen böſe Geiſter, Valichu (larvæ, maniæ), denen man jedes Uebel und unangenehme Ereigniß zuſchreibt, beſonders gilt dieß auch von den Seelen der Zauberer. Prichard IV, 509. 511 nach Falkner. Meiners 40.

An und für ſich ſind dieſe Geiſter alle unſichtbare Weſen, aber ſie können jeweilen in ſichtbarer Geſtalt erſcheinen. So behaupteten viele

der Abiponer, die beſchwornen Geiſter geſehen zu haben, und beſchrieben ihre Geſtalt mit den lebhafteſten Farben. Dobr. II, 84. Meiners II, 582. Denn auch hier ſuchen die Geiſter eine bleibende Behauſung, einen Leib, ſo daß der Geiſterglaube auch Fetiſchismus iſt. So werden die Eckzähne gewiſſer Thiere, von Unzen und Affen, gewiſſe Wurzeln, Früchte, Muſcheln, Steine, namentlich Amazonenſteine, als Schutzmittel gegen Thiere und Krankheiten um den Hals getragen. Spix I, 379. Klemm I, 278. II, 172. Es ſind das die Fetiſche, in denen die Götter mit ihrer Wirkſamkeit gegenwärtig ſind. Dahin gehören auch die größeren Steine oder Felſen, welche von den Tapuyas, wenn ſie ſie im ebenen Lande antreffen, durch Opfer begütigt werden, damit ſie ſie nicht etwa beißen mögen. Barläus 712. Da die Vorfahren Geiſter ſind, ſo werden natürlich, wie bei den Karaiben, die Reſte der Vorfahren als Fetiſche verehrt und mitgetragen. So namentlich die Knochen, vorzugsweiſe gern die der Zauberer. Dobr. II, 85. Charlevoix 269. Picard 179. Der Indianerſtamm der Jumanas hat die nach obigem nicht ſo ſchwer zu begreifende Sitte, die Gebeine ihrer Todten zu verbrennen und die Aſche in ihren Getränken zu genießen. Sie glauben nämlich, daß die Seelen in den Knochen wohnen und daß durch den Genuß dieſer Aſche die Verſtorbenen in denen wieder aufleben, welche die Knochen getrunken hätten. Spix II, 1207 nach Monteiro. Vor allen Fetiſchen ſind für die Braſilianiſchen Indianer hervorzuheben die Zauberflaſchen, Maraca oder Tammaraca. Wir haben ſie ſchon vorläufig bei den Karaiben beſprochen, §. 42. Auch hat damit das Siſtrum und der Rhombus der Alten Aehnlichkeit. Aber nirgends treten ſie ſo ſehr hervor wie hier. Stade und Arnold nennen ſie geradezu ihre Götterbilder, erſterer meint ſogar, daß ihre Verehrung die einzige Religion dieſer Indianer ſei. Wenigſtens ſind ſie allerdings der Sitz eines Geiſtes. Ein Maraca iſt eine Art Flaſche, in die ein Stock geſteckt iſt, ein Loch ſoll einen Mund vorſtellen. In dieſe Calabaſche werden Steine gethan, Cehuterah, und Früchte, Titſcheyouh, mit denen bei Geſang und Tanz ein Getöſe gemacht wird. Jeder Indianer hat eine ſolche Tammaraka. Die Zauberer erhalten alljährlich von einem fremden Geiſte in der Ferne die Fähigkeit mit dem Tammaraka zu reden. Dieſer Geiſt giebt nämlich jedem Zauberer die Gewalt, ſelbſt wiederum dem Tammaraka die Fähigkeit zu verleihen, alles zu geben, um das man bittet. Jeder Indianer bemüht ſich natürlich, ſeinem Tammaraka dieſe Eigenſchaft mittheilen zu

lassen. Das geschieht nun am Tammarakafest. An demselben werden die Zauberer zuerst beschenkt, dann beräuchern sie die Tammarakas, reden mit ihnen und machen sie reden. Jeder Indianer nennt nun seinen Tammaraka seinen Sohn, giebt ihm zu essen und ruft ihn an. Zum Schluß des Festes überreden die Zauberer das Volk, in den Krieg zu ziehen und Gefangene zu machen, denn die Geister in den Tammarakas haben Begierde nach Menschenfleisch. Vgl. Stade 283 ff. Correal I, 189. 226. 227. 229. Lery 118. 274. 279. Barläus 703. Arnold 970. Baumgarten I, 101. Sitten I, 351. Denis 8. 367. Strahlheim 484.

In diesen und ähnlichen Fetischen zeigen sich die rohen Anfänge des Bilderdienstes bei den Indianern. Man kann auch hieher zählen die Pfähle, welche die Brasilianer in die Erde stecken und an ihren Fuß einige Opfer hinlegen. Sie stellen ihre Götter vor. Ebenso heben die Patagonier vom Flusse hergeschwemmte Holzscheiter als böse Fetische auf. Arnold 978. de Laet XV, 2. Baumgarten I, 72. Lacroix 30 a nach d'Orbigny. Aber menschenähnliche Bilder finden sich im Ganzen sehr wenige, Klemm II, 172. Ueberhaupt tritt der Anthropomorphismus hier sehr zurück. Nichts desto weniger ist er dem Keime nach auch hier gesetzt und treibt seine vereinzelten Knospen. So haben wir gesehen, daß man dem Maraka einen Mund giebt, daß der Waldgeist Uaiuara in der Gestalt eines kleinen Männchens erscheint, daß die Wassergeister einen Fisch in der Hand haben. Ebenso beruht die Ansicht, daß die Geister aus den Seelen der Verstorbenen entstehen, auf einer anthropomorphischen Grundanschauung. Und so giebt es denn auch wirklich, wenn auch nicht bei den rohen Tapuyas und Botokuden, so doch bei den Tupistämmen der Tupinambas und am Amazonenstrom menschenähnliche Götterbilder, die aus Wachs gebildet oder aus Holz geschnitzt sind, bald kleiner, bald größer, doch so, daß die größten nicht über eine Elle lang sind. Sie sind vom Himmel herabgestiegen, um Gutes zu thun, wie das Reichsfähnchen der Mexikaner, und die Bilder der Artemis und Pallas bei den Griechen, die Ancilien der Römer. Solche menschenähnliche Bilder wurden von jenen Indianern in abgelegenen Stellen des Waldes und in den Palmhütten aufgestellt. Picard 179. 185, und Meiners I, 163, beide nach Acunha. Max I, 145. Denis 20 a. Strahlheim 483, beide nach Ives d'Evreux. Folgende Erzählung der Yuracares in Bolivia, welche Andree im Westland I, 125

mittheilt, zeigt noch am meiſten einen epiſchen Anthropomorphismus, wie er auch ſonſt gern bei Verwandlungsmythen ſich kundgiebt. Eine Jungfrau klagte in einem Walde über ihre Einſamkeit. Da ſah ſie an einem Bache den ſchönen Baum Ule, der mit purpurrothen Blüthen prangte. Um ihn noch ſchöner zu machen, bemalte ſie ihn mit Rocu. Da verwandelte ſich der Baum in einen Mann, der bei ihr blieb bis am Morgen, wo er zugleich mit dem Morgenroth wieder verſchwand. Auf den Rath ihrer Mutter hin band ſie ihren Geliebten feſt, als er am Abend wieder erſchien. Doch auf ſein Verſprechen, fortan bei ihr zu verharren, nimmt ſie ihm die Feſſeln wieder ab. Sie waren glücklich, bis einſt Ule von einem Jaguar zerriſſen wurde. Aber die Gattin fand die zerſtreuten Glieder, legte ſie zuſammen, und ſie belebten ſich wieder. Ule ſagt: Es ſcheint mir als habe ich recht gut geſchlafen. Beim Heimgehen ſieht er aber in einem Bache, daß ihm noch ein Stück in der Wange fehle. So verunſtaltet will er ſeine Frau nicht weiter begleiten und verläßt ſie für immer. Wir haben hier offenbar einen kosmologiſchen Mythus vor uns, bei deſſen poetiſcher Ausführung nur zu wiſſen wäre, wie viel den Indianern, wie viel den Europäiſchen Berichterſtattern gebühre. Der erſte Theil des Mythus hat ſeine zahlreichen Analogien an den Verwandlungen von Menſchen in Bäume bei den Alten, wie ſie z. B. in den Metamorphoſen Ovids vorliegen. Der zweite Theil erinnert ſehr ſtark an des Oſiris Zerſtücklung durch Typhon und die Vereinigung von deſſen Gliedern mit Ausnahme eines einzigen durch Iſis. Ueberhaupt kommt die Zerſtückelung des göttlichen Leibes und deſſen Verjüngung oft in der Mythologie vor. So wird Apſyrtus von ſeiner Schweſter Medea zerſtückelt, — ebenſo erging es dem Pelias, dem Aeſon und dem Jaſon. Beſonders iſt aber an Dionyſos zu denken. Auch gehört hieher die Zerſtückelung des Sonnenſtieres im Mithrasopfer.

Merkwürdig iſt auch, was über einen andern vereinzelten Verſuch der Erhebung zu einer höhern Stufe erzählt wird. Ich meine die Verehrung einer Göttertrias bei den Manjacicaern, einem Volksſtamme in Paraguay, nur ſchade, daß der Charakter dieſer Götter nicht näher bezeichnet iſt. In einer Art Tempel, heißt es, werden drei Götter, die den Collectiv-Namen Tinianiacos führen, gemeinſchaftlich verehrt; der erſte hat zwei Namen Omequaturigni und Uragoſoriſo, der zweite heißt Uraſana, der dritte wird Urapo genannt. Sie erſcheinen am gemeinſchaftlichen Feſte hinter einem Vorhange, geben Befehle, erhalten Speiſe-

und Trankopfer, die nachgehends von den Zauberern genossen werden. Sitten I, 337 ff. Drei Götter beisammen als oberste Stadtgötter in Einem Tempel kommen auch in Aegypten und in Rom vor. Für uns liegt noch näher das Vorkommen derselben in Peru.

---

§. 55. Der Schöpfer und oberste (gute) Gott.

An der Spitze der Götter, namentlich der guten, steht aber viel häufiger Ein oberstes Wesen, wie bisweilen auch eines an der Spitze der bösen. Doch ist dieser Dualismus nichts weniger als streng durchgeführt, denn auch die guten Götter wirken mehr Böses als Gutes, Furcht ist das vorherrschende Religionsgefühl. Dazu kommt noch häufig die einseitige Auffassung Europäischer Berichterstatter, die bei jeder schreckhaften Verehrung eines Geistes, bei jedem grausenerregenden Bilde geneigt sind, sie bösen Geistern zuzutheilen, und gleich an den Teufel denken. Indessen machen doch die Brasilianer gar zu oft jenen dualistischen Unterschied wie die Karaiben, und somit ist es ganz natürlich und folgerecht, wenn sie an die Spitze der guten sowohl als der bösen Geister als Haupt einen obersten Gott setzten.

Von manchen Stämmen wird nur ins Allgemeine berichtet, daß sie an einen höchsten Gott und Schöpfer glaubten. Dieser Glaube, der mit dem anderer ostamerikanischer Indianer mehr zusammenstimmt, ist eben so verbreitet als die karaibische Bezeichnung dieses obersten Gottes als eines guten. So ist der oberste Gott der Patagonier sowohl gut als böse, er heißt Toquichen, der Regent des Volkes, oder Soychu, der im Lande des starken Getränkes, d. h. im Lande der Todten, herrscht, Guayara-Cunny, Herr des Todes, Gualichu, der als heiliger Baum in der Wüste verehrt wird, Achecenat-Kanet ist auch ein Name dieses obersten Gottes. Falkner 142. Andree Westland II, 1. 3. 6. 14 ff. Die Araukaner nennen den obersten Gott Pillum, Vilvemvos, Quecubu, und halten ihn für den Schöpfer aller Dinge. Molina 69. Famin 12. Andree Westl. II, 1. 6. Die Pampas bezeichneten auch mit einigen Wor-
4 höchste Wesen, Sitten I, 335, und die Guaycuras sollen an
glauben, Denis 323. Aber der Glaube beider, wird
keiner Verehrung verbunden. In letzterem Falle könn-

ten wir ſicher ſchließen, daß dieſer Glaube nicht dem religiöſen Boden entſproß, ſondern der Reflexion durch einen oberflächlichen fremden Einfluß zukam. Wir wiſſen, daß wenigſtens die Idee einer Schöpfung und eines Schöpfers den chaotiſchen Vorſtellungskreiſen der Wilden an ſich fremd iſt. Daher berichten denn auch von den Braſilianern alte Schriftſteller, daß ihnen im Allgemeinen der Gedanke an eine Schöpfung fehle, und zwar nicht etwa bloß den roheren Stämmen, ſondern auch denen der etwas gebildetern Gruppe. Stade 286. Lery 259. Coreal I, 223. Mit ihnen ſtimmt Spix I, 377 überein, der den Braſilianern alle Reflexion auf das Ganze der Schöpfung, auf Urſache und Wirkung abſpricht. Doch iſt auch dieſe Behauptung nicht ohne Einſchränkung aufzunehmen, und gegen das Abſprechen des Kultus ſind wir bereits aus Erfahrung mißtrauiſch. Dazu kommt, daß wir bei dieſen Indianern mancherlei wenn auch vereinzelte Bildungselemente wahrnahmen, die der Stufe reiner Wilden nicht angehören, ſondern nur bei ſolchen Wilden ſich finden, auf welche eine andere Bildung, namentlich eine ältere Aboriginerbildung, Einfluß ausgeübt hat. So darf es uns denn nicht wundern, wenn wir auch in dieſer Beziehung hier Vorſtellungen begegnen, wie ſie auch die Rothhäute und Karaiben von alten Kulturvölkern erhalten hatten. So ſollen die Coerunnas am Yapura aus dem Daſein der Welt auch das Daſein eines Schöpfers entnehmen, der Fluß, Wald, Luft, Sonne, Sterne, der Alles gemacht habe, und obſchon ſie ihn nie ſahen, beten ſie ihn doch an, erzeigen ihm alſo eine Verehrung. Martius III, 1202. Klemm I, 277. Wenn ferner die Moluchen die Sonne verehrten und ihr alles Gute zuſchrieben, Dobr. II, 100, ſo mußten ſie in ihr den oberſten Gott und Schöpfer ſehen, ſo gut wie andere Amerikaner. Andere Braſilianiſche Stämme machten, wie wir ſpäter ſehen werden, den oberſten böſen Gott zum Schöpfer, und namentlich zum Schöpfer der Menſchen.

Die kosmogoniſchen Vorſtellungen beziehen ſich nun allerdings nicht auf ein Univerſum, auf die Idee eines organiſchen Ganzen, auf eine Welt, ſondern auf die ſichtbaren wichtigſten Dinge in der Nähe, auf Land und Leute. Die Patagonier ſchreiben die Schöpfung guten Göttern zu, welche am Anfange in großen Höhlen unter der Erde lebten. Dort ſchufen ſie zuerſt die Indianer, denen ſie Lanze, Bogen und Pfeile ſchenkten. Dann ſchufen ſie die Rinder und ſchafften alles auf die Erde, wo ſie ſich ſelbſt helfen ſollten. Mit den Spaniern verfuhren die Götter

auf dieselbe Weise, nur daß sie ihnen Flinten und Schwerter gaben. Als die Rinder aus den Höhlen herauskamen, wurden die Indianer durch den Anblick ihrer Hörner so sehr erschreckt, daß sie die Ausgänge der Höhlen mit großen Steinen verstopften. Daher kam es, daß sie ursprünglich keine Rinder hatten, bevor die Spanier sie brachten, die so klug waren, dieselben aus den Höhlen herauszulassen. Prichard VI, 509 nach Falkner 142 ff. Also auch hier wieder das Hervorkommen der Menschen aus der Erde und Höhlen! Eine eigenthümliche Ansicht der Patagonier von der Schöpfung, die ihrem Verstande keine Unehre macht, ist die einer fortdauernden Schöpfung; die Schöpfung ist noch nicht vollendet und noch ist nicht alles an das Tageslicht der Oberwelt gekommen. Prichard a. a. O., Andree Westl. II, 1. 7 ff.

Auch hier finden wir Fluthsagen mit einer sekundären kosmogonischen Bedeutung, indem aus ihnen das Entstehen oder Wiederentstehen des Landes aus dem Wasser erklärt werden soll. Man vereinigt auf diese Weise gewöhnlich zweierlei Kosmogonien. Die Indianer Brasiliens, wo alljährlich die Ebenen von großen Ueberschwemmungen heimgesucht und neu belebt werden, haben überall in ihren Gedichten Erzählungen aufbewahrt von einer Fluth, aus der nach Vertilgung des frühern Menschengeschlechtes ein neues hervorging. Eine einzige Familie war nach einer solchen Erzählung nach der Fluth übrig geblieben, die des weisen Greises Tamanduare oder Temendare. Dieser war von dem höchsten Geiste angewiesen worden, nach den einen auf einem Palmbaum, nach den andern auf einem Kahne die Fluth abzuwarten. Seine Familie bestand bloß aus zwei Personen, aber seine Schwester, die zugleich seine Gattin war, wurde schwanger. Von dieser kleinen Familie stammt das ganze jetzige Menschengeschlecht, offenbar von mythischen Personen, wie der erste Mensch in Amerika nichts anders ist als der große Geist, und wie Schwester und Gattin in der Mythologie dasselbe Band der Zusammengehörigkeit bezeichnen. Wir werden dieß §. 61 bei Peru sehr deutlich sehen. Vgl. Stade 286. Vasconcellos p. 52. Lery 277 ff. Coreal I, 223. de Laet 543. Hazart 366 a. Charlevoix 274. Picard 180. Sitten I, 352. Pöppig 377 b. Max I, 145. II, 59. Strahlheim 481. Wir haben oben (§. 47) bei Darstellung der Fluthmythen der Brasilianischen Karaiben dieselben Bemerkungen machen können. Wir erinnern uns, daß der erste Mensch nach der Fluth Steine oder Früchte in Menschen verwandelte. Auch die Araukaner haben ihren Fluthmythus,

nach welchem wenige Menſchen ſich auf einen dreiſpitzigen Berg retteten, der bei ihnen der Lärmende oder Blitzende genannt wird und der auf dem Waſſer ſchwimmen ſoll. Die Fluth ſtand in Verbindung mit Erdbeben und Feuerſpeien. Sobald daher jetzt noch dieſes Volk Erdbeben verſpürt, begeben ſie ſich auf einen Berg aus Furcht vor einer Wiederholung der Fluth. Von einer ſolchen beſorgen ſie aber erſt noch, daß ſie den Berg gegen die Sonne hinauftreiben könnte. Molina 76. Famin 12. Dieſes vulkaniſche Element bei der Zerſtörung der alten Welt und der Schöpfung einer neuen zeigt ſich in der Sage von einem Sinbrand bei den Yuracares. Dieſer Alles zerſtörende Brand wurde durch den Geiſt Sararuma oder Aima Sunne verurſacht. Ein einziger Mann rettete ſich vor demſelben in eine Höhle. Um zu wiſſen, ob das Feuer noch brenne, ſteckte er aus der Höhle eine Ruthe hinaus, die zuerſt angebrannt wurde, ſpäter aber unverſehrt blieb. Nun half ihm Sararuma ſelber und gab ihm Samen, wodurch die Erde wieder bewachſen und fruchtbar wurde. Andree Weſtl. I, 1. 125. Dieſer Mythus beruht eben ſo ſehr auf einer kosmologiſchen Anſchauung wie die Fluthſagen, ein alljährlicher Sonnenbrand ertödtet in dieſen tropiſchen Ländern die Natur, die Pflanzenwelt und einen großen Theil der Thierwelt und muß aus dem Schlafe wieder erneuert werden. Wir werden bei den Mexikaniſchen Religionen ſehen, wie nach den Vorſtellungen der uralten Völker von Centralamerika die alte Welt viermal zu Grunde ging, und zwar jedesmal durch ein anderes der vier Elemente. Auch die Stoiker wußten von einem Weltuntergang durchs Feuer, und Andere mehr.

Was nun aber weiter den Urſprung der Menſchen anbetrifft, ſo machen die Guaycuras wie die Rothhäute ein Thier zu ihrem Ahnen. Nach ihrer Stammſage nämlich ſind ſie von der Habichtsart der Caracara geſchaffen worden. Dieſe haben ihnen Waffen gegeben und zu ihnen geſagt, daß ſie mit denſelben andern Völkern den Krieg machen und Gefangene abnehmen könnten. Spix III, 1085. Verſchiedene Abſtammungsmythen knüpfen ſich auch an den ſchon früher erzählten Mythus der Yuracares vom Baum Ule, der ſich in einen Mann verwandelt hatte. Der Sohn deſſelben hieß Tiri, der von einer Jaguarmutter aufgezogen wurde, deren eines Kind, wie wir ebenfalls früher erzählten, an den Himmel verſetzt und vom Monde umfangen worden war. Tiri wurde nun mit übernatürlicher Kraft ausgeſtattet und Gebieter der ganzen Natur. Da er keinen Freund hatte, verwandelte er den Nagel ſei-

ner großen Zehe in einen Menſchen, den er Caru nannte. Beide erzeugten mit einem Pospovogel (Hokko) Kinder beiderlei Geſchlechtes. Carus Sohn ſtarb und ſein Vater begrub ihn. Als dieſer ſpäter einen Manibuſch (Erdpiſtazie), der auf dem Grabe gewachſen war, verzehrte, entſtand plötzlich ein großes Geräuſch und Tiri ſprach: „Du biſt ungehorſam geweſen und haſt deinen Sohn verſchlungen. Zur Strafe dafür ſollſt du, und ſollen alle Menſchen ſterblich ſein, ſollen Leiden erdulden und arbeiten.“ Tiri hatte nämlich dem Caru geſagt, ſein Sohn ſei wieder ins Leben gerufen, aber er ſolle ſich ja hüten, ihn aufzueſſen. Es iſt eine Art Sündenfall, welchen Ausdruck man jedoch nur uneigentlicher Weiſe auf ähnliche heidniſche Erzählungen überträgt. Die Naturvölker kennen eigentlich keinen Sündenfall, ſondern nur einen urſprünglichen Unglücksfall, d. h. nicht durch eine bewußte Uebertretung eines göttlichen Gebotes, ſondern durch ein zufälliges Ereigniß beginnt das in nothwendigem Verhältniß begründete Unglück des Menſchengeſchlechtes. Nachher aß nun derſelbe Caru auf Befehl Tiris eine Ente, die von einem Baum gefallen war. Da wurde ihm unwohl, daß er alles Genoſſene wieder von ſich geben mußte. Nun kamen aus ſeinem Munde Papageien, Tukans und andere Vögel ſelbigen Landes. Nachher zogen aus einer Höhle die verſchiedenen Völker der Erde hervor, die Manſinnos, Soloſtos, Quichuas, Chiriguanos u. ſ. f. Als ein Mann aus der Höhle hervorkam, der Herr aller dieſer Völker ſein wollte, ſchloß Tiri das Loch. Letzteres liegt bei einem großen Felſen Mamore, den Niemand beſteigen kann und den eine große Schlange bewacht. Tiri ſprach aber zu den Völkern: „Ihr müßt euch theilen und alle Gegenden der Erde bevölkern; deßhalb ſäe ich Zwietracht unter euch und ihr ſollt Feinde ſein.“ Da fielen Pfeile von der Sonne herab, mit denen ſie ſich bewaffneten. Doch waren die Manſinnos, von denen die Yuracares abſtammen, bereits mit Bogen, Pfeilen und Flöten aus der Höhle hervorgekommen. Zuletzt verſchwand Tiri gegen den Weſten und nahm mehrere Menſchen mit, die wie er unſterblich waren. Andree Weſtland I, 125 ff. Das Verſchwinden gegen Weſten und das Herabfallen von Pfeilen aus der Sonne weist auf einen urſprünglichen Sonnenmythus hin, an welche in Amerika gern ſich Kosmogonien anſchließen. Auch das Hinkommen unſterblicher Menſchen zum Sonnengott haben wir ſchon vielfach kennen gelernt. — Eine andere alte Sage der Acroas erklärt die Verſchiedenheit der Völker ſowohl als der Thiere. Nach derſelben

das Deutſche wilde Heer am furchtbarſten um Mitternacht vernehmen. Ein anderer berühmter Waldgeiſt iſt der Caypora der Küſtenbewohner, der Kinder und junge Leute raubt, ſie in hohle Bäume verbirgt und dort füttert. Die dritte Ordnung von Geiſtern wird von den Ipupiara gebildet, den Herren des Gewäſſers. Es ſind die Unholde der großen Flüſſe, ungeſtalte Unthiere, denen man nur um ſo näher kommt, je weiter man ſich von ihnen zu entfernen wünſcht und glaubt, und die am Ende den Wanderer erdroſſeln. Wenn ein ſchlafender Indianer von einem Krokodil aus dem Kahne ins Waſſer gezogen wird und verſchwindet, ſo iſt dieß das Werk des Ipupiara. Vgl. Spix III, 1108 bis 1110. 1092. Max II, 58. 59. Denis 221 b. 295.

Man ſieht, daß auch hier das Schauerliche und Furchterregende vorherrſcht; Furcht iſt ja das Grundgefühl, das durch das Vernehmen des Göttlichen auch bei dieſen Naturmenſchen erregt wird; die ganze Natur iſt von einer Unzahl von Geiſtern erfüllt, die bei Tag und bei Nacht, beim Schlafen und beim Wachen Welt und Seele mit Angſt und Schauder erfüllen. Das Walten der Gottheit wird in einem beſtändigen Geſpenſterſpuk vernommen. Die Vernunft vernimmt die Gottheit, aber die Vorſtellung iſt in dem Traumleben der Natur ängſtlich und fieberhaft befangen. Doch giebt es neben den böſen und tückiſchen Geiſtern auch gute und wohlwollende. Den böſen Geiſtern Uiaupia ſetzen die Tupi die guten Geiſter entgegen, die Apoiaucue. Strahlheim 481. Als ein ſolcher guter Schutzgeiſt, der die Reiſenden begleitet und gute Botſchaft bringt, wird Macachora genannt. Arnold 978. Die Araukaner, welche übrigens zwiſchen männlichen Geiſtern, Gen, und weiblichen, Amci-malghen (alſo wie die Karaiben, §. 42) unterſcheiden, haben ebenfalls ihre guten Schutzgeiſter oder Hausgeiſter, deren einen jeder Araukaner zu beſitzen ſich rühmt. Wenn einem etwas wohl geräth, ſo ſagt er: Ich habe meinen Amci-malghon nahe. Molina 70. Famin 13. Letzterer nimmt bei ihnen alſo eine ähnliche Stelle ein wie bei den Römern der Genius. Auch die Patagonier verehren neben den böſen Geiſtern auch gute. Dobr. II, 100. Prichard IV, 508 nach Falkner. Es herrſcht hier im ganzen Oſten Südamerikas, wie bei den Karaiben, ein Dualismus zwiſchen guten und böſen Geiſtern, der ſich in der Aufſtellung eines oberſten guten und böſen Geiſtes zuſpitzt und abſchließt. Im Ganzen zieht die Berückſichtigung der böſen Geiſter vor. Neben den ſchon früher angeführten werden noch genannt die Curupira,

Taguin, Taignat, Marangigoana, Pigtangua, Aukanga. Manche dieſer böſen Geiſter werden von den Indianern ſo ſehr gefürchtet, daß ſie bisweilen aus Furcht vor ihnen ſterben. de Laet 543. Arnold 977. Um ſo ſonderbarer klingt es, wie de Laet ſagen kann, ſie bezeigten dieſen böſen Geiſtern keine Verehrung, da er doch mit demſelben Federſtrich beifügt, daß ſie ſie durch Gaben beſänftigten. Beſonders wird der Tod durch dieſe böſen Geiſter verurſacht, Spix III, 321. Meiners 60 nach Gumilla. Sie ſuchen daher den Regen zurückzuhalten und lieben Orte, die an den Tod erinnern, als Aufenthalt, Begräbnißplätze und verödete Dörfer. Strahlheim 481. Alſo wie die Dämonen.

Dieſer Geiſterglaube hängt nun auch hier mit dem Glauben an das Erſcheinen der Todten zuſammen, der ſich in Braſilien überall findet. Eſchewege Journal I, 130. Solche Seelen, die durch ihr Erſcheinen den nahen Tod verkündigen, heißen Marangigoana. Arnold 978. Bei den Araukanern erſcheinen Geiſter, die ihre Gräber verlaſſen haben, auf den Gipfeln der Berge oder tanzen auf den Wieſen. Famin 13. Daher die Nekromantie, nach welcher die Zauberer Todte citiren, wie z. B. bei den Goroatos. Gewöhnlich beſchwören ſie einen Geiſt aus der Verwandtſchaft; ziehen ſie aber gegen ihre Feinde, die Puris, zu Felde, ſo citiren ſie den Geiſt eines Puri, der dann zum Verrath ſeiner Landsleute gezwungen wird. Eſchewege Journal 131. Dergleichen Nekromantie findet ſich auch bei den Abiponern. Dobr. II, 84. 85. Die Seelen der Verſtorbenen ſind alſo ſelbſt Geiſter, und, wie bei den Karaiben, Götter. Denn auch in Braſilien verwandeln ſich die Seelen der Geſtorbenen in Geiſter. de Laet 543. So berichtet namentlich Mar II, 222 von den Camacans, daß ſie die Seelen ihrer Verſtorbenen für ihre Götter halten, ſie anbeten und ihnen die Gewitter zuſchreiben. Damit hängt ihr Glaube zuſammen, daß ihre Verſtorbenen, wenn ſie im Leben nicht gut behandelt worden ſeien, nach dem Tode als Unzen wiederkehren, um zu ſchaden. Die Seele, die vor dem Tode Ai hieß, bekommt nach der Trennung vom Leibe den Namen Anguera. Strahlheim 482. Nach dem Glauben der Patagonier ſind dieſe Geiſter der Verſtorbenen böſe Geiſter, Valichu (larvæ, manes), denen man jedes Uebel und unangenehme Ereigniß zuſchreibt, beſonders gilt dieß auch von den Seelen der Zauberer. Prichard IV, 509. 511 nach Falkner. Meiners 40.

An und für ſich ſind dieſe Geiſter alle unſichtbare Weſen, aber ſie können zuweilen in ſichtbarer Geſtalt erſcheinen. So behaupteten viele

der Abiponer, die beschwornen Geister gesehen zu haben, und beschrieben ihre Gestalt mit den lebhaftesten Farben. Dobr. II, 84. Meiners II, 582. Denn auch hier suchen die Geister eine bleibende Behausung, einen Leib, so daß der Geisterglaube auch Fetischismus ist. So werden die Eckzähne gewisser Thiere, von Unzen und Affen, gewisse Wurzeln, Früchte, Muscheln, Steine, namentlich Amazonensteine, als Schutzmittel gegen Thiere und Krankheiten um den Hals getragen. Spix I, 379. Klemm I, 278. II, 172. Es sind das die Fetische, in denen die Götter mit ihrer Wirksamkeit gegenwärtig sind. Dahin gehören auch die größeren Steine oder Felsen, welche von den Tapuyas, wenn sie sie im ebenen Lande antreffen, durch Opfer begütigt werden, damit sie sie nicht etwa beißen mögen. Barläus 712. Da die Vorfahren Geister sind, so werden natürlich, wie bei den Karaiben, die Reste der Vorfahren als Fetische verehrt und mitgetragen. So namentlich die Knochen, vorzugsweise gern die der Zauberer. Dobr. II, 85. Charlevoix 269. Picard 179. Der Indianerstamm der Jumanas hat die nach obigem nicht so schwer zu begreifende Sitte, die Gebeine ihrer Todten zu verbrennen und die Asche in ihren Getränken zu genießen. Sie glauben nämlich, daß die Seelen in den Knochen wohnen und daß durch den Genuß dieser Asche die Verstorbenen in denen wieder aufleben, welche die Knochen getrunken hätten. Spix II, 1207 nach Monteiro. Vor allen Fetischen sind für die Brasilianischen Indianer hervorzuheben die Zauberflaschen, Maraca oder Tammaraca. Wir haben sie schon vorläufig bei den Karaiben besprochen, §. 42. Auch hat damit das Sistrum und der Rhombus der Alten Aehnlichkeit. Aber nirgends treten sie so sehr hervor wie hier. Stade und Arnold nennen sie geradezu ihre Götterbilder, ersterer meint sogar, daß ihre Verehrung die einzige Religion dieser Indianer sei. Wenigstens sind sie allerdings der Sitz eines Geistes. Ein Maraca ist eine Art Flasche, in die ein Stock gesteckt ist, ein Loch soll einen Mund vorstellen. In diese Calabasche werden Steine gethan, Cehuterah, und Früchte, Titscheyouh, mit denen bei Gesang und Tanz ein Getöse gemacht wird. Jeder Indianer hat eine solche Tammaraka. Die Zauberer erhalten alljährlich von einem fremden Geiste in der Ferne die Fähigkeit mit dem Tammaraka zu reden. Dieser Geist giebt nämlich jedem Zauberer die Gewalt, selbst wiederum dem Tammaraka die Fähigkeit zu verleihen, alles zu geben, um das man bittet. Jeder Indianer bemüht sich natürlich, seinem Tammaraka diese Eigenschaft mittheilen zu

laſſen. Das geſchieht nun am Tammarakafeſt. An demſelben werden die Zauberer zuerſt beſchenkt, dann beräuchern ſie die Tammarakas, reden mit ihnen und machen ſie reden. Jeder Indianer nennt nun ſeinen Tammaraka ſeinen Sohn, giebt ihm zu eſſen und ruft ihn an. Zum Schluß des Feſtes überreden die Zauberer das Volk, in den Krieg zu ziehen und Gefangene zu machen, denn die Geiſter in den Tammarakas haben Begierde nach Menſchenfleiſch. Vgl. Stade 283 ff. Correal I, 189. 226. 227. 229. Lery 118. 274. 279. Barläus 703. Arnold 970. Baumgarten I, 101. Sitten I, 351. Denis 8. 367. Strahlheim 484.

In dieſen und ähnlichen Fetiſchen zeigen ſich die rohen Anfänge des Bilderdienſtes bei den Indianern. Man kann auch hieher zählen die Pfähle, welche die Braſilianer in die Erde ſtecken und an ihren Fuß einige Opfer hinlegen. Sie ſtellen ihre Götter vor. Ebenſo heben die Patagonier vom Fluſſe hergeſchwemmte Holzſcheiter als böſe Fetiſche auf. Arnold 978. de Laet XV, 2. Baumgarten I, 72. Lacroix 30 a nach d'Orbigny. Aber menſchenähnliche Bilder finden ſich im Ganzen ſehr wenige, Klemm II, 172. Ueberhaupt tritt der Anthropomorphismus hier ſehr zurück. Nichts deſto weniger iſt er dem Keime nach auch hier geſetzt und treibt ſeine vereinzelten Knoſpen. So haben wir geſehen, daß man dem Maraka einen Mund giebt, daß der Waldgeiſt Uaiuara in der Geſtalt eines kleinen Männchens erſcheint, daß die Waſſergeiſter einen Fiſch in der Hand haben. Ebenſo beruht die Anſicht, daß die Geiſter aus den Seelen der Verſtorbenen entſtehen, auf einer anthropomorphiſchen Grundanſchauung. Und ſo giebt es denn auch wirklich, wenn auch nicht bei den rohen Tapuyas und Botokuden, ſo doch bei den Tupiſtämmen der Tupinambas und am Amazonenſtrom menſchenähnliche Götterbilder, die aus Wachs gebildet oder aus Holz geſchnitzt ſind, bald kleiner, bald größer, doch ſo, daß die größten nicht über eine Elle lang ſind. Sie ſind vom Himmel herabgeſtiegen, um Gutes zu thun, wie das Reichsfähnchen der Mexikaner, und die Bilder der Artemis und Pallas bei den Griechen, die Ancilien der Römer. Solche menſchenähnliche Bilder wurden von jenen Indianern in abgelegenen Stellen des Waldes und in den Palmhütten aufgeſtellt. Picard 179. 185, und Meiners I, 163, beide nach Acunha. Max I, 145. Denis 20 a. Strahlheim 483, beide nach Ives d'Evreux. Folgende Erzählung der Yuracares in Bolivia, welche Andree im Weſtland I, 125

mittheilt, zeigt noch am meiſten einen epiſchen Anthropomorphismus, wie er auch ſonſt gern bei Verwandlungsmythen ſich kundgiebt. Eine Jungfrau klagte in einem Walde über ihre Einſamkeit. Da ſah ſie an einem Bache den ſchönen Baum Ule, der mit purpurrothen Blüthen prangte. Um ihn noch ſchöner zu machen, bemalte ſie ihn mit Rocu. Da verwandelte ſich der Baum in einen Mann, der bei ihr blieb bis am Morgen, wo er zugleich mit dem Morgenroth wieder verſchwand. Auf den Rath ihrer Mutter hin band ſie ihren Geliebten feſt, als er am Abend wieder erſchien. Doch auf ſein Verſprechen, fortan bei ihr zu verharren, nimmt ſie ihm die Feſſeln wieder ab. Sie waren glücklich, bis einſt Ule von einem Jaguar zerriſſen wurde. Aber die Gattin fand die zerſtreuten Glieder, legte ſie zuſammen, und ſie belebten ſich wieder. Ule ſagt: Es ſcheint mir als habe ich recht gut geſchlafen. Beim Heimgehen ſieht er aber in einem Bache, daß ihm noch ein Stück in der Wange fehle. So verunſtaltet will er ſeine Frau nicht weiter begleiten und verläßt ſie für immer. Wir haben hier offenbar einen kosmologiſchen Mythus vor uns, bei deſſen poetiſcher Ausführung nur zu wiſſen wäre, wie viel den Indianern, wie viel den Europäiſchen Berichterſtattern gebühre. Der erſte Theil des Mythus hat ſeine zahlreichen Analogien an den Verwandlungen von Menſchen in Bäume bei den Alten, wie ſie z. B. in den Metamorphoſen Ovids vorliegen. Der zweite Theil erinnert ſehr ſtark an des Oſiris Zerſtücklung durch Typhon und die Vereinigung von deſſen Gliedern mit Ausnahme eines einzigen durch Iſis. Ueberhaupt kommt die Zerſtückelung des göttlichen Leibes und deſſen Verjüngung oft in der Mythologie vor. So wird Apſyrtus von ſeiner Schweſter Medea zerſtückelt, — ebenſo erging es dem Pelias, dem Aeſon und dem Jaſon. Beſonders iſt aber an Dionyſos zu denken. Auch gehört hieher die Zerſtückelung des Sonnenſtieres im Mithrasopfer.

Merkwürdig iſt auch, was über einen andern vereinzelten Verſuch der Erhebung zu einer höhern Stufe erzählt wird. Ich meine die Verehrung einer Göttertrias bei den Manjacicaern, einem Volksſtamme in Paraguay, nur ſchade, daß der Charakter dieſer Götter nicht näher bezeichnet iſt. In einer Art Tempel, heißt es, werden drei Götter, die den Collectiv-Namen Tinianiacos führen, gemeinſchaftlich verehrt; der erſte hat zwei Namen Omequaturigni und Uragoſoriſo, der zweite heißt Uraſana, der dritte wird Urapo genannt. Sie erſcheinen am gemeinſchaftlichen Feſte hinter einem Vorhange, geben Befehle, erhalten Speiſe-

und Trankopfer, die nachgehends von den Zauberern genossen werden. Sitten I, 337 ff. Drei Götter beisammen als oberste Stadtgötter in Einem Tempel kommen auch in Aegypten und in Rom vor. Für uns liegt noch näher das Vorkommen derselben in Peru.

---

§. 55. Der Schöpfer und oberste (gute) Gott.

An der Spitze der Götter, namentlich der guten, steht aber viel häufiger Ein oberstes Wesen, wie bisweilen auch eines an der Spitze der bösen. Doch ist dieser Dualismus nichts weniger als streng durchgeführt, denn auch die guten Götter wirken mehr Böses als Gutes, Furcht ist das vorherrschende Religionsgefühl. Dazu kommt noch häufig die einseitige Auffassung Europäischer Berichterstatter, die bei jeder schreckhaften Verehrung eines Geistes, bei jedem grausenerregenden Bilde geneigt sind, sie bösen Geistern zuzutheilen, und gleich an den Teufel denken. Indessen machen doch die Brasilianer gar zu oft jenen dualistischen Unterschied wie die Karaiben, und somit ist es ganz natürlich und folgerecht, wenn sie an die Spitze der guten sowohl als der bösen Geister als Haupt einen obersten Gott setzten.

Von manchen Stämmen wird nur ins Allgemeine berichtet, daß sie an einen höchsten Gott und Schöpfer glaubten. Dieser Glaube, der mit dem anderer ostamerikanischer Indianer mehr zusammenstimmt, ist eben so verbreitet als die karaibische Bezeichnung dieses obersten Gottes als eines guten. So ist der oberste Gott der Patagonier sowohl gut als böse, er heißt Toquichen, der Regent des Volkes, oder Soychu, der im Lande des starken Getränkes, d. h. im Lande der Todten, herrscht, Guayara-Cunny, Herr des Todes, Gualichu, der als heiliger Baum in der Wüste verehrt wird, Achecenat-Kanet ist auch ein Name dieses obersten Gottes. Falkner 142. Andree Westland II, 1. 3. 6. 14 ff. Die Araukaner nennen den obersten Gott Pillum, Vilvemvoë, Quecubu, und halten ihn für den Schöpfer aller Dinge. Molina 69. Famin 12. Andree Westl. II, 1. 6. Die Pampas bezeichneten auch mit einigen Worten das höchste Wesen, Sitten I, 335, und die Guaycuras sollen an einen Schöpfer glauben, Denis 323. Aber der Glaube beider, wird beigefügt, sei mit keiner Verehrung verbunden. In letzterem Falle könn-

ten wir ſicher ſchließen, daß dieſer Glaube nicht dem religiöſen Boden entſproß, ſondern der Reflexion durch einen oberflächlichen fremden Einfluß zukam. Wir wiſſen, daß wenigſtens die Idee einer Schöpfung und eines Schöpfers den chaotiſchen Vorſtellungskreiſen der Wilden an ſich fremd iſt. Daher berichten denn auch von den Braſilianern alte Schriftſteller, daß ihnen im Allgemeinen der Gedanke an eine Schöpfung fehle, und zwar nicht etwa bloß den roheren Stämmen, ſondern auch denen der etwas gebildetern Gruppe. Stade 286. Lery 259. Coreal I, 223. Mit ihnen ſtimmt Spix I, 377 überein, der den Braſilianern alle Reflexion auf das Ganze der Schöpfung, auf Urſache und Wirkung abſpricht. Doch iſt auch dieſe Behauptung nicht ohne Einſchränkung aufzunehmen, und gegen das Abſprechen des Kultus ſind wir bereits aus Erfahrung mißtrauiſch. Dazu kommt, daß wir bei dieſen Indianern mancherlei wenn auch vereinzelte Bildungselemente wahrnahmen, die der Stufe reiner Wilden nicht angehören, ſondern nur bei ſolchen Wilden ſich finden, auf welche eine andere Bildung, namentlich eine ältere Aboriginerbildung, Einfluß ausgeübt hat. So darf es uns denn nicht wundern, wenn wir auch in dieſer Beziehung hier Vorſtellungen begegnen, wie ſie auch die Rothhäute und Karaiben von alten Kulturvölkern erhalten hatten. So ſollen die Coerunnas am Yapura aus dem Daſein der Welt auch das Daſein eines Schöpfers entnehmen, der Fluß, Wald, Luft, Sonne, Sterne, der Alles gemacht habe, und obſchon ſie ihn nie ſahen, beten ſie ihn doch an, erzeigen ihm alſo eine Verehrung. Martius III, 1202. Klemm I, 277. Wenn ferner die Moluchen die Sonne verehrten und ihr alles Gute zuſchrieben, Dobr. II, 100, ſo mußten ſie in ihr den oberſten Gott und Schöpfer ſehen, ſo gut wie andere Amerikaner. Andere Braſilianiſche Stämme machten, wie wir ſpäter ſehen werden, den oberſten böſen Gott zum Schöpfer, und namentlich zum Schöpfer der Menſchen.

Die kosmogoniſchen Vorſtellungen beziehen ſich nun allerdings nicht auf ein Univerſum, auf die Idee eines organiſchen Ganzen, auf eine Welt, ſondern auf die ſichtbaren wichtigſten Dinge in der Nähe, auf Land und Leute. Die Patagonier ſchreiben die Schöpfung guten Göttern zu, welche am Anfange in großen Höhlen unter der Erde lebten. Dort ſchufen ſie zuerſt die Indianer, denen ſie Lanze, Bogen und Pfeile ſchenkten. Dann ſchufen ſie die Rinder und ſchafften alles auf die Erde, wo ſie ſich ſelbſt helfen ſollten. Mit den Spaniern verfuhren die Götter

auf dieſelbe Weiſe, nur daß ſie ihnen Flinten und Schwerter gaben. Als die Rinder aus den Höhlen herauskamen, wurden die Indianer durch den Anblick ihrer Hörner ſo ſehr erſchreckt, daß ſie die Ausgänge der Höhlen mit großen Steinen verſtopften. Daher kam es, daß ſie urſprünglich keine Rinder hatten, bevor die Spanier ſie brachten, die ſo klug waren, dieſelben aus den Höhlen herauszulaſſen. Prichard VI, 509 nach Falkner 142 ff. Alſo auch hier wieder das Hervorkommen der Menſchen aus der Erde und Höhlen! Eine eigenthümliche Anſicht der Patagonier von der Schöpfung, die ihrem Verſtande keine Unehre macht, iſt die einer fortdauernden Schöpfung; die Schöpfung iſt noch nicht vollendet und noch iſt nicht alles an das Tageslicht der Oberwelt gekommen. Prichard a. a. O., Andree Weſtl. II, 1. 7 ff.

Auch hier finden wir Fluthſagen mit einer ſekundären kosmogoniſchen Bedeutung, indem aus ihnen das Entſtehen oder Wiederentſtehen des Landes aus dem Waſſer erklärt werden ſoll. Man vereinigt auf dieſe Weiſe gewöhnlich zweierlei Kosmogonien. Die Indianer Braſiliens, wo alljährlich die Ebenen von großen Ueberſchwemmungen heimgeſucht und neu belebt werden, haben überall in ihren Gedichten Erzählungen aufbewahrt von einer Fluth, aus der nach Vertilgung des frühern Menſchengeſchlechtes ein neues hervorging. Eine einzige Familie war nach einer ſolchen Erzählung nach der Fluth übrig geblieben, die des weiſen Greiſes Tamanduare oder Temendare. Dieſer war von dem höchſten Geiſte angewieſen worden, nach den einen auf einem Palmbaum, nach den andern auf einem Kahne die Fluth abzuwarten. Seine Familie beſtand bloß aus zwei Perſonen, aber ſeine Schweſter, die zugleich ſeine Gattin war, wurde ſchwanger. Von dieſer kleinen Familie ſtammt das ganze jetzige Menſchengeſchlecht, offenbar von mythiſchen Perſonen, wie der erſte Menſch in Amerika nichts anders iſt als der große Geiſt, und wie Schweſter und Gattin in der Mythologie daſſelbe Band der Zuſammengehörigkeit bezeichnen. Wir werden dieß §. 61 bei Peru ſehr deutlich ſehen. Vgl. Stade 286. Vasconcellos p. 52. Lery 277 ff. Coreal I, 223. de Laet 543. Hazart 366 a. Charlevoix 274. Picard 180. Sitten I, 352. Pöppig 377 b. Max I, 145. II, 59. Strahlheim 481. Wir haben oben (§. 47) bei Darſtellung der Fluthmythen der Braſilianiſchen Karaiben dieſelben Bemerkungen machen können. Wir erinnern uns, daß der erſte Menſch nach der Fluth Steine oder Früchte in Menſchen verwandelte. Auch die Araukaner haben ihren Fluthmythus,

nach welchem wenige Menſchen ſich auf einen dreiſpitzigen Berg retteten, der bei ihnen der Lärmende oder Blitzende genannt wird und der auf dem Waſſer ſchwimmen ſoll. Die Fluth ſtand in Verbindung mit Erdbeben und Feuerſpeien. Sobald daher jetzt noch dieſes Volk Erdbeben verſpürt, begeben ſie ſich auf einen Berg aus Furcht vor einer Wiederholung der Fluth. Von einer ſolchen beſorgen ſie aber erſt noch, daß ſie den Berg gegen die Sonne hinauftreiben könnte. Molina 76. Famin 12. Dieſes vulkaniſche Element bei der Zerſtörung der alten Welt und der Schöpfung einer neuen zeigt ſich in der Sage von einem Sinbrand bei den Yuracares. Dieſer Alles zerſtörende Brand wurde durch den Geiſt Sararuma oder Aïma Sunne verurſacht. Ein einziger Mann rettete ſich vor demſelben in eine Höhle. Um zu wiſſen, ob das Feuer noch brenne, ſteckte er aus der Höhle eine Ruthe hinaus, die zuerſt angebrannt wurde, ſpäter aber unverſehrt blieb. Nun half ihm Sararuma ſelber und gab ihm Samen, wodurch die Erde wieder bewachſen und fruchtbar wurde. Andree Weſtl. I, 1. 125. Dieſer Mythus beruht eben ſo ſehr auf einer kosmologiſchen Anſchauung wie die Fluthſagen, ein alljährlicher Sonnenbrand ertödtet in dieſen tropiſchen Ländern die Natur, die Pflanzenwelt und einen großen Theil der Thierwelt und muß aus dem Schlafe wieder erneuert werden. Wir werden bei den Mexikaniſchen Religionen ſehen, wie nach den Vorſtellungen der uralten Völker von Centralamerika die alte Welt viermal zu Grunde ging, und zwar jedesmal durch ein anderes der vier Elemente. Auch die Stoiker wußten von einem Weltuntergang durchs Feuer, und Andere mehr.

Was nun aber weiter den Urſprung der Menſchen anbetrifft, ſo machen die Guaycuras wie die Rothhäute ein Thier zu ihrem Ahnen. Nach ihrer Stammſage nämlich ſind ſie von der Habichtsart der Caracara geſchaffen worden. Dieſe haben ihnen Waffen gegeben und zu ihnen geſagt, daß ſie mit denſelben andern Völkern den Krieg machen und Gefangene abnehmen könnten. Spix III, 1085. Verſchiedene Abſtammungsmythen knüpfen ſich auch an den ſchon früher erzählten Mythus der Yuracares vom Baum Ule, der ſich in einen Mann verwandelt hatte. Der Sohn deſſelben hieß Tiri, der von einer Jaguarmutter aufgezogen wurde, deren eines Kind, wie wir ebenfalls früher erzählten, an den Himmel verſetzt und vom Monde umfangen worden war. Tiri wurde nun mit übernatürlicher Kraft ausgeſtattet und Gebieter der ganzen Natur. Da er keinen Freund hatte, verwandelte er den Nagel ſei-

ner großen Zehe in einen Menſchen, den er Caru nannte. Beide erzeugten mit einem Pospovogel (Hokko) Kinder beiderlei Geſchlechtes. Carus Sohn ſtarb und ſein Vater begrub ihn. Als dieſer ſpäter einen Manibuſch (Erdpiſtazie), der auf dem Grabe gewachſen war, verzehrte, entſtand plötzlich ein großes Geräuſch und Tiri ſprach: „Du biſt ungehorſam geweſen und haſt deinen Sohn verſchlungen. Zur Strafe dafür ſollſt du, und ſollen alle Menſchen ſterblich ſein, ſollen Leiden erdulden und arbeiten.“ Tiri hatte nämlich dem Caru geſagt, ſein Sohn ſei wieder ins Leben gerufen, aber er ſolle ſich ja hüten, ihn aufzueſſen. Es iſt eine Art Sündenfall, welchen Ausdruck man jedoch nur uneigentlicher Weiſe auf ähnliche heidniſche Erzählungen überträgt. Die Naturvölker kennen eigentlich keinen Sündenfall, ſondern nur einen urſprünglichen Unglücksfall, d. h. nicht durch eine bewußte Uebertretung eines göttlichen Gebotes, ſondern durch ein zufälliges Ereigniß beginnt das in nothwendigem Verhältniß begründete Unglück des Menſchengeſchlechtes. Nachher aß nun derſelbe Caru auf Befehl Tiris eine Ente, die von einem Baum gefallen war. Da wurde ihm unwohl, daß er alles Genoſſene wieder von ſich geben mußte. Nun kamen aus ſeinem Munde Papageien, Tukans und andere Vögel ſelbigen Landes. Nachher zogen aus einer Höhle die verſchiedenen Völker der Erde hervor, die Manſinnos, Soloſtos, Quichuas, Chiriguanos u. ſ. f. Als ein Mann aus der Höhle hervorkam, der Herr aller dieſer Völker ſein wollte, ſchloß Tiri das Loch. Letzteres liegt bei einem großen Felſen Mamore, den Niemand beſteigen kann und den eine große Schlange bewacht. Tiri ſprach aber zu den Völkern: „Ihr müßt euch theilen und alle Gegenden der Erde bevölkern; deßhalb ſäe ich Zwietracht unter euch und ihr ſollt Feinde ſein.“ Da fielen Pfeile von der Sonne herab, mit denen ſie ſich bewaffneten. Doch waren die Manſinnos, von denen die Yuracares abſtammen, bereits mit Bogen, Pfeilen und Flöten aus der Höhle hervorgekommen. Zuletzt verſchwand Tiri gegen den Weſten und nahm mehrere Menſchen mit, die wie er unſterblich waren. Andree Weſtland I, 125 ff. Das Verſchwinden gegen Weſten und das Herabfallen von Pfeilen aus der Sonne weiſt auf einen urſprünglichen Sonnenmythus hin, an welche in Amerika gern ſich Kosmogonien anſchließen. Auch das Hinkommen unſterblicher Menſchen zum Sonnengott haben wir ſchon vielfach kennen gelernt. — Eine andere alte Sage der Acroas erklärt die Verſchiedenheit der Völker ſowohl als der Thiere. Nach derſelben

das Deutſche wilde Heer am furchtbarſten um Mitternacht vernehmen. Ein anderer berühmter Waldgeiſt iſt der Caypora der Küſtenbewohner, der Kinder und junge Leute raubt, ſie in hohle Bäume verbirgt und dort füttert. Die dritte Ordnung von Geiſtern wird von den Ipupiara gebildet, den Herren des Gewäſſers. Es ſind die Unholde der großen Flüſſe, ungeſtalte Unthiere, denen man nur um ſo näher kommt, je weiter man ſich von ihnen zu entfernen wünſcht und glaubt, und die am Ende den Wanderer erdroſſeln. Wenn ein ſchlafender Indianer von einem Krokodil aus dem Kahne ins Waſſer gezogen wird und verſchwindet, ſo iſt dieß das Werk des Ipupiara. Vgl. Spix III, 1108 bis 1110. 1092. Max II, 58. 59. Denis 221 b. 295.

Man ſieht, daß auch hier das Schauerliche und Furchterregende vorherrſcht; Furcht iſt ja das Grundgefühl, das durch das Vernehmen des Göttlichen auch bei dieſen Naturmenſchen erregt wird; die ganze Natur iſt von einer Unzahl von Geiſtern erfüllt, die bei Tag und bei Nacht, beim Schlafen und beim Wachen Welt und Seele mit Angſt und Schauder erfüllen. Das Walten der Gottheit wird in einem beſtändigen Geſpenſterſpuk vernommen. Die Vernunft vernimmt die Gottheit, aber die Vorſtellung iſt in dem Traumleben der Natur ängſtlich und fieberhaft befangen. Doch giebt es neben den böſen und tückiſchen Geiſtern auch gute und wohlwollende. Den böſen Geiſtern Uiaupia ſetzen die Tupi die guten Geiſter entgegen, die Apoiaucue. Strahlheim 481. Als ein ſolcher guter Schutzgeiſt, der die Reiſenden begleitet und gute Botſchaft bringt, wird Macachora genannt. Arnold 978. Die Araukaner, welche übrigens zwiſchen männlichen Geiſtern, Gen, und weiblichen, Amci-malghen (alſo wie die Karaiben, §. 42) unterſcheiden, haben ebenfalls ihre guten Schutzgeiſter oder Hausgeiſter, deren einen jeder Araukaner zu beſitzen ſich rühmt. Wenn einem etwas wohl geräth, ſo ſagt er: Ich habe meinen Amci-malghon nahe. Molina 70. Famin 13. Letzterer nimmt bei ihnen alſo eine ähnliche Stelle ein wie bei den Römern der Genius. Auch die Patagonier verehren neben den böſen Geiſtern auch gute. Dobr. II, 100. Prichard IV, 508 nach Falkner. Es herrſcht hier im ganzen Oſten Südamerikas, wie bei den Karaiben, ein Dualismus zwiſchen guten und böſen Geiſtern, der ſich in der Aufſtellung eines oberſten guten und böſen Geiſtes zuſpitzt und abſchließt. Im Ganzen zieht die Berückſichtigung der böſen Geiſter vor. Neben den ſchon früher angeführten werden noch genannt die Curupira,

Taguin, Taignat, Marangigoana, Pigtangua, Aukanga. Manche dieſer böſen Geiſter werden von den Indianern ſo ſehr gefürchtet, daß ſie bisweilen aus Furcht vor ihnen ſterben. de Laet 543. Arnold 977. Um ſo ſonderbarer klingt es, wie de Laet ſagen kann, ſie bezeigten dieſen böſen Geiſtern keine Verehrung, da er doch mit demſelben Federſtrich beifügt, daß ſie ſie durch Gaben beſänftigten. Beſonders wird der Tod durch dieſe böſen Geiſter verurſacht, Spix III, 321. Meiners 60 nach Gumilla. Sie ſuchen daher den Regen zurückzuhalten und lieben Orte, die an den Tod erinnern, als Aufenthalt, Begräbnißplätze und verödete Dörfer. Strahlheim 481. Alſo wie die Dämonen.

Dieſer Geiſterglaube hängt nun auch hier mit dem Glauben an das Erſcheinen der Todten zuſammen, der ſich in Braſilien überall findet. Eſchewege Journal I, 130. Solche Seelen, die durch ihr Erſcheinen den nahen Tod verkündigen, heißen Marangigoana. Arnold 978. Bei den Araukanern erſcheinen Geiſter, die ihre Gräber verlaſſen haben, auf den Gipfeln der Berge oder tanzen auf den Wieſen. Famin 13. Daher die Nekromantie, nach welcher die Zauberer Todte citiren, wie z. B. bei den Coroatos. Gewöhnlich beſchwören ſie einen Geiſt aus der Verwandtſchaft; ziehen ſie aber gegen ihre Feinde, die Puris, zu Felde, ſo citiren ſie den Geiſt eines Puri, der dann zum Verrath ſeiner Landsleute gezwungen wird. Eſchewege Journal 131. Dergleichen Nekromantie findet ſich auch bei den Abiponern. Dobr. II, 84. 85. Die Seelen der Verſtorbenen ſind alſo ſelbſt Geiſter, und, wie bei den Karaiben, Götter. Denn auch in Braſilien verwandeln ſich die Seelen der Geſtorbenen in Geiſter. de Laet 543. So berichtet namentlich Max II, 222 von den Camancans, daß ſie die Seelen ihrer Verſtorbenen für ihre Götter halten, ſie anbeten und ihnen die Gewitter zuſchreiben. Damit hängt ihr Glaube zuſammen, daß ihre Verſtorbenen, wenn ſie im Leben nicht gut behandelt worden ſeien, nach dem Tode als Unzen wiederkehren, um zu ſchaden. Die Seele, die vor dem Tode An hieß, bekommt nach der Trennung vom Leibe den Namen Anguera. Strahlheim 482. Nach dem Glauben der Patagonier ſind dieſe Geiſter der Verſtorbenen böſe Geiſter, Valichu (larvæ, maniæ), denen man jedes Uebel und unangenehme Ereigniß zuſchreibt, beſonders gilt dieß auch von den Seelen der Zauberer. Prichard IV, 509. 511 nach Falkner. Meiners 40.

An und für ſich ſind dieſe Geiſter alle unſichtbare Weſen, aber ſie können jeweilen in ſichtbarer Geſtalt erſcheinen. So behaupteten viele

der Abiponer, die beschwornen Geister gesehen zu haben, und beschrieben ihre Gestalt mit den lebhaftesten Farben. Dobr. II, 84. Meiners II, 582. Denn auch hier suchen die Geister eine bleibende Behausung, einen Leib, so daß der Geisterglaube auch Fetischismus ist. So werden die Eckzähne gewisser Thiere, von Unzen und Affen, gewisse Wurzeln, Früchte, Muscheln, Steine, namentlich Amazonensteine, als Schutzmittel gegen Thiere und Krankheiten um den Hals getragen. Spix I, 379. Klemm I, 278. II, 172. Es sind das die Fetische, in denen die Götter mit ihrer Wirksamkeit gegenwärtig sind. Dahin gehören auch die größeren Steine oder Felsen, welche von den Tapuyas, wenn sie sie im ebenen Lande antreffen, durch Opfer begütigt werden, damit sie sie nicht etwa beißen mögen. Barläus 712. Da die Vorfahren Geister sind, so werden natürlich, wie bei den Karaiben, die Reste der Vorfahren als Fetische verehrt und mitgetragen. So namentlich die Knochen, vorzugsweise gern die der Zauberer. Dobr. II, 85. Charlevoix 269. Picard 179. Der Indianerstamm der Jumanas hat die nach obigem nicht so schwer zu begreifende Sitte, die Gebeine ihrer Todten zu verbrennen und die Asche in ihren Getränken zu genießen. Sie glauben nämlich, daß die Seelen in den Knochen wohnen und daß durch den Genuß dieser Asche die Verstorbenen in denen wieder aufleben, welche die Knochen getrunken hätten. Spix II, 1207 nach Monteiro. Vor allen Fetischen sind für die Brasilianischen Indianer hervorzuheben die Zauberflaschen, Maraca oder Tammaraca. Wir haben sie schon vorläufig bei den Karaiben besprochen, §. 42. Auch hat damit das Sistrum und der Rhombus der Alten Aehnlichkeit. Aber nirgends treten sie so sehr hervor wie hier. Stade und Arnold nennen sie geradezu ihre Götterbilder, ersterer meint sogar, daß ihre Verehrung die einzige Religion dieser Indianer sei. Wenigstens sind sie allerdings der Sitz eines Geistes. Ein Maraca ist eine Art Flasche, in die ein Stock gesteckt ist, ein Loch soll einen Mund vorstellen. In diese Calabasche werden Steine gethan, Cehuterah, und Früchte, Titscheyouh, mit denen bei Gesang und Tanz ein Getöse gemacht wird. Jeder Indianer hat eine solche Tammaraka. Die Zauberer erhalten alljährlich von einem fremden Geiste in der Ferne die Fähigkeit mit dem Tammaraka zu reden. Dieser Geist giebt nämlich jedem Zauberer die Gewalt, selbst wiederum dem Tammaraka die Fähigkeit zu verleihen, alles zu geben, um das man bittet. Jeder Indianer bemüht sich natürlich, seinem Tammaraka diese Eigenschaft mittheilen zu

laſſen. Das geſchieht nun am Tammarakafeſt. An demſelben werden die Zauberer zuerſt beſchenkt, dann beräuchern ſie die Tammarakas, reden mit ihnen und machen ſie reden. Jeder Indianer nennt nun ſeinen Tammaraka ſeinen Sohn, giebt ihm zu eſſen und ruft ihn an. Zum Schluß des Feſtes überreden die Zauberer das Volk, in den Krieg zu ziehen und Gefangene zu machen, denn die Geiſter in den Tammarakas haben Begierde nach Menſchenfleiſch. Vgl. Stade 283 ff. Correal I, 189. 226. 227. 229. Lery 118. 274. 279. Barläus 703. Arnold 970. Baumgarten I, 101. Sitten I, 351. Denis 8. 367. Strahlheim 484.

In dieſen und ähnlichen Fetiſchen zeigen ſich die rohen Anfänge des Bilderdienſtes bei den Indianern. Man kann auch hieher zählen die Pfähle, welche die Braſilianer in die Erde ſtecken und an ihren Fuß einige Opfer hinlegen. Sie ſtellen ihre Götter vor. Ebenſo heben die Patagonier vom Fluſſe hergeſchwemmte Holzſcheiter als böſe Fetiſche auf. Arnold 978. de Laet XV, 2. Baumgarten I, 72. Lacroix 30 a nach d'Orbigny. Aber menſchenähnliche Bilder finden ſich im Ganzen ſehr wenige, Klemm II, 172. Ueberhaupt tritt der Anthropomorphismus hier ſehr zurück. Nichts deſto weniger iſt er dem Keime nach auch hier geſetzt und treibt ſeine vereinzelten Knoſpen. So haben wir geſehen, daß man dem Maraka einen Mund giebt, daß der Waldgeiſt Uaiuara in der Geſtalt eines kleinen Männchens erſcheint, daß die Waſſergeiſter einen Fiſch in der Hand haben. Ebenſo beruht die Anſicht, daß die Geiſter aus den Seelen der Verſtorbenen entſtehen, auf einer anthropomorphiſchen Grundanſchauung. Und ſo giebt es denn auch wirklich, wenn auch nicht bei den rohen Tapuyas und Botokuden, ſo doch bei den Tupiſtämmen der Tupinambas und am Amazonenſtrom menſchenähnliche Götterbilder, die aus Wachs gebildet oder aus Holz geſchnitzt ſind, bald kleiner, bald größer, doch ſo, daß die größten nicht über eine Elle lang ſind. Sie ſind vom Himmel herabgeſtiegen, um Gutes zu thun, wie das Reichsfähnchen der Mexikaner, und die Bilder der Artemis und Pallas bei den Griechen, die Ancilien der Römer. Solche menſchenähnliche Bilder wurden von jenen Indianern in abgelegenen Stellen des Waldes und in den Palmhütten aufgeſtellt. Picard 179. 185, und Meiners I, 163, beide nach Acunha. Max I, 145. Denis 20 a. Strahlheim 483, beide nach Ives d'Evreux. Folgende Erzählung der Yuracares in Bolivia, welche Andree im Weſtland I, 125

mittheilt, zeigt noch am meiſten einen epiſchen Anthropomorphismus, wie er auch ſonſt gern bei Verwandlungsmythen ſich kundgiebt. Eine Jungfrau klagte in einem Walde über ihre Einſamkeit. Da ſah ſie an einem Bache den ſchönen Baum Ule, der mit purpurrothen Blüthen prangte. Um ihn noch ſchöner zu machen, bemalte ſie ihn mit Rocu. Da verwandelte ſich der Baum in einen Mann, der bei ihr blieb bis am Morgen, wo er zugleich mit dem Morgenroth wieder verſchwand. Auf den Rath ihrer Mutter hin band ſie ihren Geliebten feſt, als er am Abend wieder erſchien. Doch auf ſein Verſprechen, fortan bei ihr zu verharren, nimmt ſie ihm die Feſſeln wieder ab. Sie waren glücklich, bis einſt Ule von einem Jaguar zerriſſen wurde. Aber die Gattin fand die zerſtreuten Glieder, legte ſie zuſammen, und ſie belebten ſich wieder. Ule ſagt: Es ſcheint mir als habe ich recht gut geſchlafen. Beim Heimgehen ſieht er aber in einem Bache, daß ihm noch ein Stück in der Wange fehle. So verunſtaltet will er ſeine Frau nicht weiter begleiten und verläßt ſie für immer. Wir haben hier offenbar einen kosmologiſchen Mythus vor uns, bei deſſen poetiſcher Ausführung nur zu wiſſen wäre, wie viel den Indianern, wie viel den Europäiſchen Berichterſtattern gebühre. Der erſte Theil des Mythus hat ſeine zahlreichen Analogien an den Verwandlungen von Menſchen in Bäume bei den Alten, wie ſie z. B. in den Metamorphoſen Ovids vorliegen. Der zweite Theil erinnert ſehr ſtark an des Oſiris Zerſtücklung durch Typhon und die Vereinigung von deſſen Gliedern mit Ausnahme eines einzigen durch Iſis. Ueberhaupt kommt die Zerſtückelung des göttlichen Leibes und deſſen Verjüngung oft in der Mythologie vor. So wird Apſyrtus von ſeiner Schweſter Medea zerſtückelt, — ebenſo erging es dem Pelias, dem Aeſon und dem Jaſon. Beſonders iſt aber an Dionyſos zu denken. Auch gehört hieher die Zerſtückelung des Sonnenſtieres im Mithrasopfer.

Merkwürdig iſt auch, was über einen andern vereinzelten Verſuch der Erhebung zu einer höhern Stufe erzählt wird. Ich meine die Verehrung einer Göttertrias bei den Manjacicaern, einem Volksſtamme in Paraguay, nur ſchade, daß der Charakter dieſer Götter nicht näher bezeichnet iſt. In einer Art Tempel, heißt es, werden drei Götter, die den Collectiv-Namen Tinianiacos führen, gemeinſchaftlich verehrt; der erſte hat zwei Namen Omequaturigni und Uragoſoriſo, der zweite heißt Uraſana, der dritte wird Urapo genannt. Sie erſcheinen am gemeinſchaftlichen Feſte hinter einem Vorhange, geben Befehle, erhalten Speiſe-

und Trankopfer, die nachgehends von den Zauberern genoſſen werden. Sitten I, 337 ff. Drei Götter beiſammen als oberſte Stadtgötter in Einem Tempel kommen auch in Aegypten und in Rom vor. Für uns liegt noch näher das Vorkommen derſelben in Peru.

---

§. 55. Der Schöpfer und oberſte (gute) Gott.

An der Spitze der Götter, namentlich der guten, ſteht aber viel häufiger Ein oberſtes Weſen, wie bisweilen auch eines an der Spitze der böſen. Doch iſt dieſer Dualismus nichts weniger als ſtreng durchgeführt, denn auch die guten Götter wirken mehr Böſes als Gutes, Furcht iſt das vorherrſchende Religionsgefühl. Dazu kommt noch häufig die einſeitige Auffaſſung Europäiſcher Berichterſtatter, die bei jeder ſchreckhaften Verehrung eines Geiſtes, bei jedem grauſenerregenden Bilde geneigt ſind, ſie böſen Geiſtern zuzutheilen, und gleich an den Teufel denken. Indeſſen machen doch die Braſilianer gar zu oft jenen dualiſtiſchen Unterſchied wie die Karaiben, und ſomit iſt es ganz natürlich und folgerecht, wenn ſie an die Spitze der guten ſowohl als der böſen Geiſter als Haupt einen oberſten Gott ſetzten.

Von manchen Stämmen wird nur ins Allgemeine berichtet, daß ſie an einen höchſten Gott und Schöpfer glaubten. Dieſer Glaube, der mit dem anderer oſtamerikaniſcher Indianer mehr zuſammenſtimmt, iſt eben ſo verbreitet als die karaibiſche Bezeichnung dieſes oberſten Gottes als eines guten. So iſt der oberſte Gott der Patagonier ſowohl gut als böſe, er heißt Toquichen, der Regent des Volkes, oder Soychu, der im Lande des ſtarken Getränkes, d. h. im Lande der Todten, herrſcht, Guayara-Cunny, Herr des Todes, Gualichu, der als heiliger Baum in der Wüſte verehrt wird, Achecenat-Kanet iſt auch ein Name dieſes oberſten Gottes. Falkner 142. Andree Weſtland II, 1. 3. 6. 14 ff. Die Araukaner nennen den oberſten Gott Pilluw, Vilvemvoë, Quecubu, und halten ihn für den Schöpfer aller Dinge. Molina 69. Famin 12. Andree Weſtl. II, 1. 6. Die Pampas bezeichneten auch mit einigen Worten das höchſte Weſen, Sitten I, 335, und die Guaycuras ſollen an einen Schöpfer glauben, Denis 323. Aber der Glaube beider, wird beigefügt, ſei mit keiner Verehrung verbunden. In letzterem Falle könn-

ten wir ſicher ſchließen, daß dieſer Glaube nicht dem religiöſen Boden entſproß, ſondern der Reflexion durch einen oberflächlichen fremden Einfluß zukam. Wir wiſſen, daß wenigſtens die Idee einer Schöpfung und eines Schöpfers den chaotiſchen Vorſtellungskreiſen der Wilden an ſich fremd iſt. Daher berichten denn auch von den Braſilianern alte Schriftſteller, daß ihnen im Allgemeinen der Gedanke an eine Schöpfung fehle, und zwar nicht etwa bloß den roheren Stämmen, ſondern auch denen der etwas gebildetern Gruppe. Stade 286. Lery 259. Coreal I, 223. Mit ihnen ſtimmt Spix I, 377 überein, der den Braſilianern alle Reflexion auf das Ganze der Schöpfung, auf Urſache und Wirkung abſpricht. Doch iſt auch dieſe Behauptung nicht ohne Einſchränkung aufzunehmen, und gegen das Abſprechen des Kultus ſind wir bereits aus Erfahrung mißtrauiſch. Dazu kommt, daß wir bei dieſen Indianern mancherlei wenn auch vereinzelte Bildungselemente wahrnahmen, die der Stufe reiner Wilden nicht angehören, ſondern nur bei ſolchen Wilden ſich finden, auf welche eine andere Bildung, namentlich eine ältere Aboriginerbildung, Einfluß ausgeübt hat. So darf es uns denn nicht wundern, wenn wir auch in dieſer Beziehung hier Vorſtellungen begegnen, wie ſie auch die Rothhäute und Karaiben von alten Kulturvölkern erhalten hatten. So ſollen die Coerunnas am Yapura aus dem Daſein der Welt auch das Daſein eines Schöpfers entnehmen, der Fluß, Wald, Luft, Sonne, Sterne, der Alles gemacht habe, und obſchon ſie ihn nie ſahen, beten ſie ihn doch an, erzeigen ihm alſo eine Verehrung. Martius III, 1202. Klemm I, 277. Wenn ferner die Moluchen die Sonne verehrten und ihr alles Gute zuſchrieben, Dobr. II, 100, ſo mußten ſie in ihr den oberſten Gott und Schöpfer ſehen, ſo gut wie andere Amerikaner. Andere Braſilianiſche Stämme machten, wie wir ſpäter ſehen werden, den oberſten böſen Gott zum Schöpfer, und namentlich zum Schöpfer der Menſchen.

Die kosmogoniſchen Vorſtellungen beziehen ſich nun allerdings nicht auf ein Univerſum, auf die Idee eines organiſchen Ganzen, auf eine Welt, ſondern auf die ſichtbaren wichtigſten Dinge in der Nähe, auf Land und Leute. Die Patagonier ſchreiben die Schöpfung guten Göttern zu, welche am Anfange in großen Höhlen unter der Erde lebten. Dort ſchufen ſie zuerſt die Indianer, denen ſie Lanze, Bogen und Pfeile ſchenkten. Dann ſchufen ſie die Rinder und ſchafften alles auf die Erde, wo ſie ſich ſelbſt helfen ſollten. Mit den Spaniern verfuhren die Götter

auf dieselbe Weise, nur daß sie ihnen Flinten und Schwerter gaben. Als die Rinder aus den Höhlen herauskamen, wurden die Indianer durch den Anblick ihrer Hörner so sehr erschreckt, daß sie die Ausgänge der Höhlen mit großen Steinen verstopften. Daher kam es, daß sie ursprünglich keine Rinder hatten, bevor die Spanier sie brachten, die so klug waren, dieselben aus den Höhlen herauszulassen. Prichard VI, 509 nach Falkner 142 ff. Also auch hier wieder das Hervorkommen der Menschen aus der Erde und Höhlen! Eine eigenthümliche Ansicht der Patagonier von der Schöpfung, die ihrem Verstande keine Unehre macht, ist die einer fortdauernden Schöpfung; die Schöpfung ist noch nicht vollendet und noch ist nicht alles an das Tageslicht der Oberwelt gekommen. Prichard a. a. O., Andree Westl. II, 1. 7 ff.

Auch hier finden wir Fluthsagen mit einer sekundären kosmogonischen Bedeutung, indem aus ihnen das Entstehen oder Wiederentstehen des Landes aus dem Wasser erklärt werden soll. Man vereinigt auf diese Weise gewöhnlich zweierlei Kosmogonien. Die Indianer Brasiliens, wo alljährlich die Ebenen von großen Ueberschwemmungen heimgesucht und neu belebt werden, haben überall in ihren Gedichten Erzählungen aufbewahrt von einer Fluth, aus der nach Vertilgung des frühern Menschengeschlechtes ein neues hervorging. Eine einzige Familie war nach einer solchen Erzählung nach der Fluth übrig geblieben, die des weisen Greises Tamanduare oder Temendare. Dieser war von dem höchsten Geiste angewiesen worden, nach den einen auf einem Palmbaum, nach den andern auf einem Kahne die Fluth abzuwarten. Seine Familie bestand bloß aus zwei Personen, aber seine Schwester, die zugleich seine Gattin war, wurde schwanger. Von dieser kleinen Familie stammt das ganze jetzige Menschengeschlecht, offenbar von mythischen Personen, wie der erste Mensch in Amerika nichts anders ist als der große Geist, und wie Schwester und Gattin in der Mythologie dasselbe Band der Zusammengehörigkeit bezeichnen. Wir werden dieß §. 61 bei Peru sehr deutlich sehen. Vgl. Stade 286. Vasconcellos p. 52. Lery 277 ff. Coreal I, 223. de Laet 543. Hazart 366 a. Charlevoix 274. Picard 180. Sitten I, 352. Pöppig 377 b. Max I, 145. II, 59. Strahlheim 481. Wir haben oben (§. 47) bei Darstellung der Fluthmythen der Brasilianischen Karaiben dieselben Bemerkungen machen können. Wir erinnern uns, daß der erste Mensch nach der Fluth Steine oder Früchte in Menschen verwandelte. Auch die Araukaner haben ihren Fluthmythus,

nach welchem wenige Menſchen ſich auf einen dreiſpitzigen Berg retteten, der bei ihnen der Lärmende oder Blitzende genannt wird und der auf dem Waſſer ſchwimmen ſoll. Die Fluth ſtand in Verbindung mit Erdbeben und Feuerſpeien. Sobald daher jetzt noch dieſes Volk Erdbeben verſpürt, begeben ſie ſich auf einen Berg aus Furcht vor einer Wiederholung der Fluth. Von einer ſolchen beſorgen ſie aber erſt noch, daß ſie den Berg gegen die Sonne hinauftreiben könnte. Molina 76. Famin 12. Dieſes vulkaniſche Element bei der Zerſtörung der alten Welt und der Schöpfung einer neuen zeigt ſich in der Sage von einem Sinbrand bei den Yuracares. Dieſer Alles zerſtörende Brand wurde durch den Geiſt Sararuma oder Aima Sunne verurſacht. Ein einziger Mann rettete ſich vor demſelben in eine Höhle. Um zu wiſſen, ob das Feuer noch brenne, ſteckte er aus der Höhle eine Ruthe hinaus, die zuerſt angebrannt wurde, ſpäter aber unverſehrt blieb. Nun half ihm Sararuma ſelber und gab ihm Samen, wodurch die Erde wieder bewachſen und fruchtbar wurde. Andree Weſtl. I, 1. 125. Dieſer Mythus beruht eben ſo ſehr auf einer kosmologiſchen Anſchauung wie die Fluthſagen, ein alljährlicher Sonnenbrand ertödtet in dieſen tropiſchen Ländern die Natur, die Pflanzenwelt und einen großen Theil der Thierwelt und muß aus dem Schlafe wieder erneuert werden. Wir werden bei den Mexikaniſchen Religionen ſehen, wie nach den Vorſtellungen der uralten Völker von Centralamerika die alte Welt viermal zu Grunde ging, und zwar jedesmal durch ein anderes der vier Elemente. Auch die Stoiker wußten von einem Weltuntergang durchs Feuer, und Andere mehr.

Was nun aber weiter den Urſprung der Menſchen anbetrifft, ſo machen die Guaycuras wie die Rothhäute ein Thier zu ihrem Ahnen. Nach ihrer Stammſage nämlich ſind ſie von der Habichtsart der Caracara geſchaffen worden. Dieſe haben ihnen Waffen gegeben und zu ihnen geſagt, daß ſie mit denſelben andern Völkern den Krieg machen und Gefangene abnehmen könnten. Spix III, 1085. Verſchiedene Abſtammungsmythen knüpfen ſich auch an den ſchon früher erzählten Mythus der Yuracares vom Baum Ule, der ſich in einen Mann verwandelt hatte. Der Sohn deſſelben hieß Tiri, der von einer Jaguarmutter aufgezogen wurde, deren eines Kind, wie wir ebenfalls früher erzählten, an den Himmel verſetzt und vom Monde umfangen worden war. Tiri wurde nun mit übernatürlicher Kraft ausgeſtattet und Gebieter der ganzen Natur. Da er keinen Freund hatte, verwandelte er den Nagel ſei-

ner großen Zehe in einen Menſchen, den er Caru nannte. Beide erzeugten mit einem Pospovogel (Hokko) Kinder beiderlei Geſchlechtes. Carus Sohn ſtarb und ſein Vater begrub ihn. Als dieſer ſpäter einen Manibuſch (Erdpiſtazie), der auf dem Grabe gewachſen war, verzehrte, entſtand plötzlich ein großes Geräuſch und Tiri ſprach: „Du biſt ungehorſam geweſen und haſt deinen Sohn verſchlungen. Zur Strafe dafür ſollſt du, und ſollen alle Menſchen ſterblich ſein, ſollen Leiden erdulden und arbeiten.“ Tiri hatte nämlich dem Caru geſagt, ſein Sohn ſei wieder ins Leben gerufen, aber er ſolle ſich ja hüten, ihn aufzueſſen. Es iſt eine Art Sündenfall, welchen Ausdruck man jedoch nur uneigentlicher Weiſe auf ähnliche heidniſche Erzählungen überträgt. Die Naturvölker kennen eigentlich keinen Sündenfall, ſondern nur einen urſprünglichen Unglücksfall, d. h. nicht durch eine bewußte Uebertretung eines göttlichen Gebotes, ſondern durch ein zufälliges Ereigniß beginnt das in nothwendigem Verhältniß begründete Unglück des Menſchengeſchlechtes. Nachher aß nun derſelbe Caru auf Befehl Tiris eine Ente, die von einem Baum gefallen war. Da wurde ihm unwohl, daß er alles Genoſſene wieder von ſich geben mußte. Nun kamen aus ſeinem Munde Papageien, Tukans und andere Vögel ſelbigen Landes. Nachher zogen aus einer Höhle die verſchiedenen Völker der Erde hervor, die Manſinnos, Soloſtos, Quichuas, Chiriguanos u. ſ. f. Als ein Mann aus der Höhle hervorkam, der Herr aller dieſer Völker ſein wollte, ſchloß Tiri das Loch. Letzteres liegt bei einem großen Felſen Mamore, den Niemand beſteigen kann und den eine große Schlange bewacht. Tiri ſprach aber zu den Völkern: „Ihr müßt euch theilen und alle Gegenden der Erde bevölkern; deßhalb ſäe ich Zwietracht unter euch und ihr ſollt Feinde ſein.“ Da fielen Pfeile von der Sonne herab, mit denen ſie ſich bewaffneten. Doch waren die Manſinnos, von denen die Yuracares abſtammen, bereits mit Bogen, Pfeilen und Flöten aus der Höhle hervorgekommen. Zuletzt verſchwand Tiri gegen den Weſten und nahm mehrere Menſchen mit, die wie er unſterblich waren. Andree Weſtland I, 125 ff. Das Verſchwinden gegen Weſten und das Herabfallen von Pfeilen aus der Sonne weiſt auf einen urſprünglichen Sonnenmythus hin, an welche in Amerika gern ſich Kosmogonien anſchließen. Auch das Hinkommen unſterblicher Menſchen zum Sonnengott haben wir ſchon vielfach kennen gelernt. — Eine andere alte Sage der Acroas erklärt die Verſchiedenheit der Völker ſowohl als der Thiere. Nach derſelben

baute der höchste Geist am Anfang der Dinge ein hohes Haus gen Himmel, durch dessen Einsturz die Verschiedenheit der Völker und der Thiere entstand. Spix II, 807 nach Marcellino. Eine anthropologisch-kosmogonische Bedeutung hat auch die schon oben erwähnte Sage von dem Fuchse, der die Menschen bei ihrem Gotte, dem großen Bären am Himmel, verleumdete. Als nun dieser ihnen sein bisheriges Wohlwollen entzog, gingen sie des müheloſen Lebens verlustig.

Ist nun der große gute Gott der Schöpfer, und stellt man sich den Akt der Schöpfung auf die eben angeführten Weisen vor, so fragt es sich ferner, in welcher sinnlich wahrnehmbaren Naturkraft oder welchem sichtbaren Naturgegenstande dieser Schöpfer und oberste Gott geschaut wurde? Der verbreitetste und gewöhnlichste Name ist Tupa, Tupan, Tupana. Der Name dieses Gottes wird zunächst bei den Stämmen am Meere verehrt, bei den Tupi, mit deren Volksnamen er wohl in Beziehung stehen wird. Von den Tupi ging nun aber seine Verehrung mit noch so manchen andern Kultus- und Kulturelementen zu den rohern Stämmen der Tapuyas, und namentlich zu den Botokuden über. Picard 180. Max I, 144. II, 302. Spix III, 1211. Denis 221 a. vgl. 295. Klemm I, 276. Sonst stand bei den Tapuyas an der Spitze ihrer Geister und war bei ihnen einheimisch Hucha, ein Orakelgott, der sehr geheimnißvoll angebetet wurde, der aber doch nicht sehr hervortritt. Denis 7. 8. Strahlheim 484. 485. Fragt man nun weiter nach dem Grundbegriff von Tupa, so könnte man nach einer in Amerika sehr verbreiteten Analogie an den Sonnengott denken. So war offenbar der obere Gott und Schöpfer der Yuraraces, jener Tiri, der im Westen verschwand, unsterbliche Menschen mit sich nehmend und Pfeile von der Sonne sendend, der Sonnengott. Ja Tupa selbst wird in den Sculpturen mit der Hieroglyphe des Sonnengottes dargestellt, ein Kopf mit einer Strahlenbinde, oder auch wie Dionysos mit zwei Hörnern. Spix III, 1257. Allein das zeigt bloß, daß der Begriff des Sonnengottes auf Tupa übergetragen sein kann. Sein wesentlicher und ursprünglicher ist der des Donnergottes. An und für sich kann der Donnerer und Luftgott eben so gut der höchste Gott sein als der Sonnengott. Einer regiert so gut wie der andere das Jahr der Kulturvölker. So ist es mit dem Aztekengott Huitzilopochtli, mit Zeus, Jupiter und vielen Andern. Auf Wilde macht ohnehin der plötzlich und mit seinem furchterregenden Krachen sich offenbarende Donnergott leichter Eindruck

als das für ihn gleichförmige Erscheinen der Sonne. Auch der Brasilianer fürchtet wie jeder Wilde außerordentlich den Donner, Coreal I, 224. Und so ist denn bei ihnen nach den einstimmigen Berichten der Gewährsmänner Tupa der Donnergott, der Donner seine Stimme oder auch das Geräusch seiner Flügel. Der Donner heißt von ihm Tupa oder Tupaconungo, von Acanung, das Getöse, und der durch seinen Abglanz verursachte Blitz Tupaberaba, von Aberab, Glanz. Lery 261. Arnold 977. de Laet a. a. O. Baumgarten I, 60. Robertson I, 570. Strahlheim 481. Nach einer andern Vorstellung freilich ist der Donner das Getöse gewisser verstorbener Menschen als Geister. Aber solche Doppelvorstellungen fallen uns nicht mehr auf. Noch weniger, wenn der Donner das Rauschen eines außerordentlichen Vogels ist, denn in derselben Gestalt wird auch bei den Rothhäuten der Große Geist gedacht. Wenn nun dieser Tupan, dieser Donnergott, den Ackerbau erfand, Arnold 977. de Laet 543, so paßt auch diese Eigenschaft zum Donnerer, der, weil er die wärmere Jahreszeit herbeiführt, dadurch gern zum Kulturgott wird. Auch in dieser Hinsicht ist an Huitzilopochtli zu denken und an die so lehrreiche Auseinandersetzung Uhlands über Thor. Warum hingegen die Coroados das Zuckerrohr, und andere Stämme die Pisangfrucht Tupan nennen, Spix I, 385. 386, ist mir nicht klar.

Hingegen finden wir ein sehr naheliegendes Analogon zu Tupan an dem obersten Gott der Araukaner Pillan. Dieses Wort heißt eigentlich bloß Geist, es wird aber mit demselben auch der Donnerer bezeichnet, Thalcave, oder der Geist des Himmels, Guenu-Pillan. Es tritt aber auch bei ihm der Begriff des guten Gottes so zurück, daß noch ein besonderer guter Gott, Meulen, unter ihm steht. Molina 69. Arnold 996 nach Barläus 453 ff. und Marcgravius VIII, 3. Famin 12.

Auf einen Feuergott Camaruru als obersten Kulturgott weist auch eine Indianische Erzählung aus Rio de Janeiro, welche Stevenson I, 263, freilich mit andrer Erklärung, mittheilt. Nach derselben war jener Camaruru ein schiffbrüchiger Engländer, dessen Flinte ihm jenen Namen verschaffte, der Mann des Feuers bedeutet. Dieser lehrte die Indianer Vieles, was sie nicht wußten. Zur Zeit der Entdeckung lebte er noch, und er wurde vom König Emanuel mit der Oberhoheit der Gegend beschenkt. Es gibt noch jetzt Eingeborne, die von Camaruru abzustammen behaupten. Abgesehen davon, daß die Portugiesischen Berichte nichts von jenem Geschenke wissen, sieht jeder, daß die Erzählung

ein für die ſpätern Verhältniſſe zurechtgelegter alter Mythus iſt von einem Kulturgott, von dem der hohe Adel der Gegend wie ſonſtwo abzuſtammen behauptet. Ueber den Engländer vgl. §. 61.

Welches phyſiſche Subſtrat zwei andere oberſte Kulturgötter hatten, iſt nicht geſagt. Der eine iſt Tamoï, welcher wohlthätige Gott den Ackerbau erfand und dann in den Himmel ſtieg, um den Menſchen ferner behülflich zu ſein. Der andere, Sumé, lehrte die Braſilianer den Bau des Manioc und ſchied dann von der Erde. Noch bei ſeinem Scheiden hatte er das Gepräge ſeiner Fußtapfen in einen Felſen eingedrückt. Man zeigte daſſelbe dem Peter Ives d'Evreux und dem Vasconcellos. Denis 19. Strahlheim 481.

Dagegen wird bei den Patagoniern der oberſte Gott in einem Baume geſchaut und mit reichen Geſchenken verehrt. Dieſer Baum befindet ſich einzeln in der Wüſte und macht gerade hier die wunderbar thätige Naturkraft recht anſchaulich. Lacroix 32 a nach d'Orbigny.

---

§. 56. Der oberſte böſe Geiſt.

Der oberſte Gott der Braſilianer hat ſo ſtarke böſe Elemente und die Verehrung des böſen oberſten Gottes derſelben iſt ſo ſtark, daß ſogar Spix I, 379 die Meinung ausſpricht, als ob ſie nur ein böſes Princip anerkennten. Und allerdings zeigt ſich ein Vorherrſchen deſſelben, ſo gut wie der Furcht. Und wenn wir früher geſehen haben, daß hier der Mond eine vorherrſchende Verehrung genieße, und wir nun ferner erfahren, daß derſelbe hier wie bei vielen Rothhäuten böſe ſei, wenigſtens bei den Botokuden, Denis 221 b, ſo iſt auch dieſer Umſtand geeignet, für die ſtärkere Macht des Böſen zu ſprechen.

Daher iſt es denn auch nicht zu verwundern, wenn der böſe Geiſt unter vielen Namen vorkommt, denn bei vielen Stämmen und Zungen iſt ſein Dienſt verbreitet. Er heißt ſogar oft nur der Gott oder der Geiſt, Jurupari oder Curupari, der unter den meiſten dortigen Völkern verehrt wird. Spix III, 1108. Er wird auch unter dem Namen Geropary als Oberhaupt der böſen Geiſter dem Tupan entgegengeſetzt, Strahlheim 481. Vielleicht noch häufiger verbreitet, wenigſtens häufiger erwähnt iſt der Name Aygnan, nach den Dialekten modifizirt als Agnian, Ananga, Anonga, Anaka, Anchanga, Achanga. Unter

dieſen Namen wird der böſe Geiſt unter den Stämmen der Tupi erwähnt, beſonders der Tupinambas. Lery 263. Coreal I, 225. Dobrizhofer II, 101. Picard 180 nach Purchas. Sitten I, 344. 345. Max II, 58. Strahlheim 481. Vollmer. Die Abiponer nennen ihn entweder Keebet oder Quevet, Dobr. II, 76, Vollmer, oder Aharaigichi, Achuraigiſchi, Elel, Dobr. II, 16. 76. 100. Vollmer. Der oberſte böſe Gott der Patagonier iſt Huecuvoe oder Huecuvu, d. i. der Wanderer draußen, oder auch Atskannakanath oder Valichu, welch letzterer Name überhaupt für jeden böſen Geiſt gebraucht wird. Prichard IV, 508 nach Falkner. Bei den Araukanern iſt der Urheber alles Böſen Guencubu. Molina 69. Famin 12. Sonſt werden noch als oberſte böſe Götter bei dieſen Indianern des Oſtens von Südamerika genannt Kaagerre. Baumgarten II, 407, Lery 263, Päa, Spix III, 1211, Taguaiba, Temoli, Taubimama, Arnold 977 nach Marcgravius VIII, 2.

Dieſer böſe Gott, nenne man ihn nun wie man wolle, iſt der Urheber alles einzelnen Uebels, da er die Menſchen auf alle Weiſe irre zu führen ſucht, er neckt ſie allenthalben, bringt ihnen Schaden und Gefahr, tödtet ſie und giebt ſich ihnen überhaupt in den ungünſtigſten Schickſalen kund, denen ſie ausgeſetzt ſind. Spix I, 379. III, 1108. Wenn er erſcheint und die Hütten durcheilt, ſo müſſen alle diejenigen ſterben, welche ihn ſahen. Oft ſterben ſo mehrere. Er kommt, ſetzt ſich ans Feuer, ſchläft ein und geht dann wieder fort. Findet er auf den Gräbern kein Feuer, ſo gräbt er die Todten aus. Oft ergreift er auch ein Stück Holz und ſchlägt damit die Hunde todt. Auch die Kinder, die ausgeſchickt werden Waſſer zu holen, ſoll er zuweilen tödten, man findet alsdann das Waſſer ringsumher verſchüttet. Max II, 58. Ermüdet ein Pferd, ſo heißt es bei den Araukanern, der Guencubu hockt ihm auf dem Rücken; bebt die Erde, ſo hat dieſer Geiſt ihr einen Stoß verſetzt; wer ſtirbt, iſt von ihm erdroſſelt worden. Molina 70. Ueberall fürchtet man daher den böſen Geiſt mehr als alles andere. Lery 264. Am beſten kann man ſich vor ihm noch mit Feuer ſchützen, das man mit ſich nimmt, denn er hat, wie der böſe Geiſt der Karaiben das Licht haßt, Furcht vor demſelben, und wagt ſich deßhalb nicht an die Gräber, auf denen Feuer brennt. Arnold 977 nach Roß 156 (deutſch 219) und Max a. a. O.

Mit dieſer Eigenſchaft als eines Gottes des Uebels, der allem Lebenden den Untergang bringt und der ſich ſelbſt vor dem Licht und

Feuer fürchtet, ſtimmt auch gut zuſammen, daß er der Todtengott iſt, und zwar der Gott der Unterwelt, der Schattenſeite der Unſterblichkeit. Lery 263. Coreal I, 225. Dobr. II, 77. Baumgarten II, 407. Davon wird noch weiter bei der Darſtellung der Unſterblichkeitsvorſtellungen die Rede ſein müſſen.

Andere Eigenſchaften hat dieſer Gott weniger als böſer Gott als vielmehr vermöge ſeiner Stellung als eines obern Gottes, — ein Beweis mehr, daß der Dualismus hier nichts weniger als ſtreng und urſprünglich, weniger als bei den Karaiben, feſtgehalten wird. So wenn er ein Orakelgott iſt, mit dem die Zauberer in beſtändiger Verbindung ſtehen und ihn befragen. Beſonders geſchieht dieß bei den Abiponern. Dobr. II, 89. 99. Oder wenn er als Kriegsgott durch die Zauberer den Kriegern Muth und Kraft verleiht, — ebenſo wenn er mit Hülfe der Zauberer den Früchten Wachsthum verleiht. Coreal I, 225 ff. Verſchiedene Stämme, zu denen ebenfalls die Abiponer gehören, machen den in den Plejaden thronenden, im Mai nach wiedererlangter Geſundheit zurückkehrenden Keebet zu ihrem Großvater. Dobr. II, 87. Klemm II, 153. Oben §. 53. Damit bezeugen ſie einmal ihre göttliche Abſtammung, und dann, daß ſie, wie die Gallier, aus der Unterwelt herkommen. Dobr. II, 77. So iſt auch Tamai, der Großvater der Guarani, ein Gott der Unterwelt, der ſeinen Großkindern verſprach, ſie in ein anderes Leben zu führen, wo ſie Ueberfluß an Jagd haben und ihre Brüder wieder finden würden. Aus der Erde Schooß ging der Menſch hervor, in denſelben kehrt er wieder zurück.

Fragen wir zuletzt noch: Wie ſtellte man ſich dieſen böſen Gott vor? unſichtbar? oder mit einer Geſtalt? und wenn letzteres, unter welcher? Was von den Geiſtern überhaupt bemerkt wurde, daß ſie eigentlich unſichtbare Mächte ſeien, aber doch wieder in ſichtbarer Geſtalt erſcheinen und in ſolcher gedacht werden, das gilt ebenfalls von den beiden obern Geiſtern, und ausdrücklich wird es von den böſen berichtet. So ſagt Spix III, 1108, daß wenn die Zauberer den Jurupari heraufbeſchwören, derſelbe nicht in menſchlicher Geſtalt erſcheine, und überhaupt nur flüchtig und geſpenſterhaft die Schickſale der Menſchen berühre. Aber ebenſo gut haben wir auch geſehen, daß bei ſolchen Beſchwörungen der böſe Geiſt von manchen geſehen wurde, die in Folge davon ſterben mußten. So wird von dem Geiſte Kaagerre erwähnt, daß er oft in leiblicher Geſtalt erſcheine. Baumgarten II, 407. Und Spix bemerkt an derſelben

oben angeführten Stelle über Jurupari, daß Seuchen, reißende Thiere, schädliche elementarische Einflüsse von dem Indianer nicht etwa bloß als durch den bösen Geist gesendet, sondern als dieser selbst in concreter Erscheinung gedacht werden. Und wieder an einem andern Orte (I. 379) sagt derselbe Schriftsteller, daß der böse Geist bald als Eidechse erscheine, oder als Mann mit Hirschfüßen, als Krokodil, Onze, daß er sich sogar mitunter in einen Sumpf verwandle. Wilde Thiere und Vögel sind nach Lery 263 die gewöhnliche Erscheinungsform Aygnans. Die Zauberer der Abiponer stellen den bösen Geist dar, indem sie das Gebrüll eines Tigers nachahmen. Dobr. II, 99. Wann bei ebendenselben der Mond böse ist, dessen Verehrung so sehr vorherrscht, Denis 221, so wird er wohl als die sichtbare Erscheinungsform des bösen Geistes aufgefaßt worden sein. Von den Plejaden haben wir gesehen, daß sie als das Bild des bösen Geistes, ihres Vorfahrs, gelten. Dobr. II, 77. 87. Klemm II, 153.

§. 57. Das Zauberwesen.

Da alle hier in Betracht kommenden Völkerstämme vorzugsweise Wilde sind, so herrscht bei ihnen das Zauberwesen vor, Zauberer sind die Vermittler zwischen Menschen und Göttern.

Daß diese Zauberer bei den Brasilianern häufig geradezu Karaiben genannt werden, ist schon früher bemerkt worden. Ebenso, daß sich bei ihnen dieselben Namen für die Zauberer wieder finden, wie bei den Karaiben, nämlich Payé, Pajé, Puygi, Piajé, Piaccé, Pagés, Boiés. Dagegen benannten die Abiponer ihre Zauberer auch noch mit dem Namen ihres bösen Geistes Keebet oder Queevet. Dobr. II, 79. Wir haben gesehen, daß bei den Rothhäuten und den Karaiben da und dort die Zauberer den Namen ihres Orakelgottes trugen, bei den mexikanischen Priestern werden wir wieder dieselbe Erscheinung zu beobachten Gelegenheit haben. Und nicht nur die Namen haben die Zauberer mit den Fetischen gemein, sondern auch die Behandlungsart, so daß die einen wie die andern, wenn sie nicht leisten was man wünscht oder was sie versprochen haben, gelegentlich durchgeprügelt werden. Barläus 699. Es thun dieß übrigens die Wilden sehr gewöhnlich. Bei den Pata-

goniern trifft es sich gar nicht so selten, daß, wenn ein Häuptling stirbt, einige Zauberer getödtet werden, besonders wenn sie mit dem Häuptling kurz vor seinem Tode Streit hatten. Es geschieht solches nicht etwa aus Mangel an Glauben, sondern aus Zweifel an dem guten Willen der Zauberer, denen und deren Geistern der Tod des Häuptlings zugeschrieben wird. Darum haben auch bei Seuchen und ansteckenden Krankheiten, wenn viele Menschen sterben, die Zauberer viel auszustehen. Wegen der Blattern, die einen Stamm fast ganz vertilgten, ließ einmal ein Häuptling alle Zauberer tödten. Meiners II, 486. Prichard IV, 510 nach Falkner 145, Lacroix 31 b.

Neben den Zauberern gab es auch Zauberinnen oder Hexen, die um Rath gefragt wurden. Dergleichen waren bei den Abiponern, Dobr. II, 82. 83, bei den Patagoniern, Falkner 146, und am Amazonenstrome hörten Spix und Martius (III, 1108) von Hexen und Klapperbüchsen-Schwingerinnen. Diese Hexen fügen meistens Böses zu, es setzt daher oft Streit zwischen ihnen und den Zauberern, und wir begegnen hier schon einer Art von Hexenprozessen. Ueberhaupt, wie man sich vor den Geistern fürchtet und an böse Geister glaubt, so herrscht auch Furcht vor den Zauberern und der Glaube an böse Zauberer und Zauberinnen oder Hexen. „Wo der Indianer, sagt Spix III, 1108, von lang-„sam wirkenden feindlichen Kräften ergriffen und überwältigt wird, wo „das Uebel nicht plötzlich, gleichsam elementarisch und geisterhaft wirkend „hereinbricht, da hat eher die schwarze Kunst eines erzürnten Pajé ge-„wirkt.“ Wie der vor dem Feinde muthigste Araukaner beim Anblick einer Eule oder eines Todtenvogels zittert, so fürchtet er sich und noch mehr vor den Hexen und den bösen Zauberern Ivunce, d. h. den Thiermenschen oder Wärwölfen, die mit ihren Lehrlingen bei Tage Höhlen bewohnen, des Nachts sich in Nachtvögel verwandeln und die Lüfte durchfliegen, aus denen sie ihre unsichtbaren Pfeile auf ihre Feinde abschießen. Molina 71. 72. Die Zauberer der Brasilianer vermögen sich in Tiger zu verwandeln, wie wir sogleich sehen werden. Wir haben diese Vorstellung bereits bei den Rothhäuten besprochen (oben §. 8).

Auch hier besteht die allgemeine Kraft der Zauberer, die alle anderen in sich faßt, in der Fähigkeit, mit den Geistern in Verbindung zu treten, mit ihnen zu reden und sie heraufzubeschwören. Letzteres geschieht immer mehr oder weniger mit einem gewissen Zwang, den der Zauberer auf den Geist ausübt. Dobr. II, 89. 96. Picard 17. Arnold

979 ff. Meiners 140. Spix und Martius I, 379. Martius Rechtszuſtand 50. Pöppig 381 b. Die Braſilianiſche Auffaſſungsweiſe hat aber in dieſer Sache das Eigenthümliche, daß eigentlich der Geiſt bloß die Kraft gibt, mit dem Tammaraka zu reden, erſterer alſo letzterm untergeordnet iſt. Stade 384. Mit Hülfe dieſer Geiſter nun und der in dem Tammaraka wohnenden Zauberkraft ſind die Zauberer allmächtig, ſie geben den Früchten Wachsthum, Lery 268 ff., rufen Wolken, Hagel, Gewitter herbei, beſchwören und befragen Todte, nehmen die Geſtalt von Tigern an. Dobr. II, 79. 80. 87. 88. Meiners II, 578, oder, wie wir geſehen haben, von pfeilabſchießenden Nachtvögeln. Auch beſchwören ſie die Schlangen. Spix III, 1210. Den Menſchen blaſen ſie ſowohl Muth ein, Picard 180, als auch nehmen ſie ihnen den Lebenshauch. Dobr. II, 79. 240 ff. Meiners II, 574. Sitten I, 343. Da ſie Glück im Kriege und auf der Jagd geben, nimmt man ſie mit zu beidem. Dobr. II, 86. Die Zauberer der Araukaner können regnen laſſen, den Krankheiten gebieten, durch Würmer das Getreide zerſtören. Molina 72. 84. 86.

Die Mittel, deren ſich die Zauberer bedienen, ſind mehrfach, aber weſentlich dieſelben wie anderswo. Um ſich mit den Geiſtern in Verbindung zu ſetzen, ſuchen ſie jene ekſtatiſchen, bewußtloſen oder traumbewußten, convulſiviſchen Zuſtände hervorzubringen, in denen ſie die Geiſter ſehen. Dadurch daß ſie den Körper verdrehen und ein Geſchrei erheben, gerathen ſie in Verzuckung. Meiners II, 492. Prichard IV, 510. Strahlheim 483. Leute, die von Natur zur Epilepſie, fallenden Sucht, Veitstanz geneigt ſind, halten ſie zum Voraus für Inſpirirte und von Geiſtern Beſeſſene. Meiners II, 488. Prichard IV, 511. nach Falkner, Andree Weſtland II, 1. 6 ff. Man ſchaut eine andere Kraft in ihnen als diejenige, die in dem Dienſte des individuellen Willens eines Einzelnen ſteht. Um nun dieſe Zuſtände hervorzubringen, wo ſie nicht natürlich ſind und von ſelbſt kommen, und wo das Körperverdrehen und das Geſchrei nicht ausreicht, bedienen ſie ſich aller möglichen die Phantaſie erhitzenden Mittel. Nicht bloß bedecken ſie das Geſicht mit einer Maske, Strahlheim 485, ſondern wählen, beſonders zu ihren Geiſterbeſchwörungen, ſtürmiſche finſtere Nächte, Barläus 698. Klemm I, 277. Ein Hauptmittel, ſich zu betäuben und in Ekſtaſe zu verſetzen, iſt hier wie bei den Karaiben der Tabackrauch. Eſchewege Journal I, 131. Sitten I, 347. 351. Strahlheim 485. Die Behauptung Tiedemanns (Geſchichte des Tabacks. 1854. A. A. Zeitg. 1853. Beilage zu Nr. 317. S. 5065. b.),

daß der Taback erſt durch die Europäer nach Südamerika gekommen, iſt alſo auf den Weſten Südamerikas zu beſchränken. Vgl. auch oben §. 53. a. E., §. 54. g. d. E., und in dieſem §. A. u. E. §. 58. Mitte. Wie die Ekſtaſe, ſo ſetzt auch der Traum in Verbindung mit den Geiſtern, und aus ihm wahrſagen ſie. Barläus 699. Picard 181. Daneben zeigen aber auch hier die Götter ihren Willen an durch den Flug und das Geſchrei der Vögel. Barläus 699. Molina 71. Sitten I, 342. Spix III, 1084. Arnold 982. Charlevoix 272. Der Geſang der Vögel bringt ja auch Botſchaft von den Seelen jenſeits. Strahlheim 482.

Wenn die Zauberer auf andere Menſchen Einfluß ausüben wollen, ſo bedienen ſie ſich, wie wir zum Theil ſchon geſehen haben, des Anrauchens durch Taback. Das geſchieht namentlich bei den Kranken. Spix I, 379. III, 1211. 1281. Wenn ſie anderen auf dieſe Weiſe an den Feſten Muth einblaſen, ſagen ſie: Empfanget alle den Geiſt der Tapferkeit, durch den ihr euere Feinde beſiegen werdet. Lery 276. Coreal I, 227. Eben dieſelben ertheilen dem Kinde nach der Geburt die Weihe durch Tabackrauch. Spix I, 381.

Sie ſuchen zwar auch bisweilen den Kranken auf natürliche Weiſe durch Heilkräuter zu helfen. Klemm I, 277. Barläus 698. Häufiger aber geſchieht es durch ein Mittel, das wir ſchon bei den Rothhäuten, beſonders aber bei den Karaiben kennen gelernt haben. Nachdem ſie die Glieder des Kranken geſtreichelt und geknetet haben, ſaugen ſie an ihnen und ſpucken aus, Andree Weſtland II, 1. 8. Namentlich aber ziehen ſie Dinge aus ihnen heraus, die als die Urſache und der Stoff der Krankheit angeſehen werden, Thiere, Steine, Wurzeln. Barläus 704. Arnold 979. Meiners II, 520. Sitten I, 342. Auch die Zauberinnen oder Hexen der Patagonier ziehen gern ein Inſekt oder ein anderes Thier aus dem Leibe des Kranken, welches als Körper eines böſen Geiſtes der Urheber der Krankheit geweſen ſei. Lacroix 31 a. Und dieſes ihr Geſchäft der Krankenheilung treiben alle dieſe Zauberer mit einer ſo dumpfen Hingebung in die Wirkſamkeit ihrer Mittel, und ſogar ohne alle freiere Beurtheilung der Umſtände, daß auch Spix III, 1211. 1281 die Ueberzeugung ausſpricht, ſie betrögen nur, indem ſie ſelbſt von ihrem Vorurtheile betrogen ſeien.

Auch hier findet man häufig, daß die Zauberer durch Vorbereitungen, Peinigungen und Einweihungen oder Initiationen zu ihrem Beruf und Geſchäft tauglich gemacht und erklärt werden. Sie wohnen

während der Zeit dieſer ihrer Vorbereitung gewöhnlich in abgeſonderten dunkeln Hütten im Walde, und üben ſtrenge Faſten. Es geſchieht alles ſo ziemlich wie bei den Karaiben. Dobrizh. II, 80. Picard 184 ff. Baumgarten I, 156 ff. Meiners II, 161. Strahlheim 482. 483.

---

§. 58. Der Kultus.

Wenn die Zauberei den nächſten Zweck verfolgt, daß die Götter den Menſchen dienen, ſo iſt dagegen das Weſen des Kultus, daß er den Göttern dient, die Verehrung gegen ſie an den Tag legt, ihnen einen Gefallen erweist. Allerdings hat der Kultus ſehr oft die Abſicht, die Götter für der Menſchen Willen zu ſtimmen, ſo daß dann die Götter auch den Menſchen dienen. Aber einmal iſt dieß nicht der einzige Zweck des Kultus, deſſen Weſen eigentlich im Dienſte der Gottheit, in einer Hingabe an ſie, in dem Ausdruck des religiöſen Gefühles beſteht, das ſich in vielen Kultustheilen auch als das der Dankbarkeit ausſpricht. Und dann zeigt ſich ein ſehr großer und weſentlicher Unterſchied zwiſchen Zauberei und Kultus darin, daß erſtere durch magiſche Kräfte die Geiſter zwingt, während der Kultus mit ſeinen Geſchenken und anderen der Gottheit angenehmen Handlungen ſich an den freien Willen derſelben wendet. Bei der Zauberei erſcheinen alſo die Geiſter unter dem Zwange geheimer und fataliſtiſcher Kräfte, beim Kultus als freie Weſen und Perſönlichkeiten. Jedermann ſieht ein, daß letzterer alſo eine höhere Stufe des religiöſen Bewußtſeins repräſentirt. Und wirklich machen wir auch die Wahrnehmung, daß bei den Wilden überall die Zauberei vorherrſcht, — bei der Verehrung erkannter Naturkräfte, die durch Perſonification und Anthropomorphirung Perſönlichkeiten werden, der Kultus, und mit ihm ein Verhältniß des Gemüthes zum Gemüthe.

Da die Braſilianiſchen Völkerſtämme ſammt allen denen, die wir mit ihnen vereint behandeln, vorherrſchend Wilde ſind, ſo tritt in demſelben Maaße bei ihnen der Kultus zurück, in welchem das Zauberweſen im Vordergrund ſteht. Dieß gilt natürlich doppelt für diejenigen Kultustheile, welche eigentlich bloß den Kulturvölkern angehören und nur als Reſte älterer Kultur oder als vereinzelte äußere Einflüſſe

einer gleichzeitigen Kultur anzuſehen ſind, Prieſterthum und Tempelweſen.

In Braſilien finden ſich auch da und dort, wie andere Kulturelemente, Spuren von Prieſtern. Aber ſie ſchließen ſich inſofern an die Zauberer an, als ſie vorzugsweiſe Orakelprieſter ſind. Bei den Moxen unterſchied man gar wohl zwiſchen Zauberern und Prieſtern. Die Prieſter verſöhnten die Götter, und ſtanden hier wie überall höher als die Zauberer. Erſt wenn einer ein Jahr lang Zauberer geweſen war, wurde er durch ſtrenges Faſten des eigentlichen Prieſterthums fähig. Es wird einem ſolchen nach einer ſonderbaren und unangenehmen Symbolik ein beißender Saft in die Augen geſpritzt, von dem ſie den Namen erhalten Tiharauqui, d. h. der helle Augen hat. Baumgarten I, 156 (Laſiteau) nach den lettres édifiantes. An anderen Orten zeigt ſich der Prieſtercharakter darin, daß die Prieſter in Verbindung mit einem Tempel ſtehen. So iſt es mit den Mapanos in Paraguay, Sitten I, 337. 340, und anderen Prieſtern am Amazonenſtrome, Picard 179. Letztere freilich ſtanden auf einer ſehr niedern Kulturſtufe, denn ſie verfertigten das Gift für die Pfeile, was ſich anderwärts weder Prieſter, noch ſolche Wilde zu Schulden kommen ließen, die etwas Sinn für Kultur zeigten. Selbſt bei den barbariſchſten Kulturvölkern findet man die vergifteten Pfeile nicht.

Auch das Tempelweſen iſt wie das Prieſterthum ſehr unbedeutend, ſo daß man es dem Coreal nicht groß verargen kann, wenn er ſagt, die Braſilianer hätten gar keine Tempel. Picard 180. So iſt es allerdings gewöhnlich, — der Wilde trägt ſeine Fetiſche entweder an ſeinem Leibe, oder er ſtellt ſie in ſeiner Hütte auf, allgemeine befinden ſich unter freiem Himmel, wie es ſich trifft. Aber außer den ſo eben in Verbindung mit den Prieſtern erwähnten Tempeln in Paraguay und am Amazonenſtrome kommen denn doch auch noch andere Tempel da und dort vor. Wir haben früher geſehen, wie in einem pyramidenförmigen Tempel ſich die große Abgottſchlange befand. Charlevoix 131. Die Diagnites hatten der Sonne einen Tempel erbaut, Charlevoix 303. Auch Stade ſpricht von einem Tempel oder Tabernakel des Tupan bei den Tupinambas. Dieſer Tempel ſtand in der Mitte des Dorfes, und Stade ſaß in ihm als Gefangener. Denis 20 a. Strahlheim 482. Nach Acunha hatten die Indianer am Amazonenſtrom ein beſonderes Haus für die Ausübung des Kultus und die Ertheilung der Orakel.

Picard 139. Auch das Orakel des böſen Agnian wird in einer Hütte befragt, die zu dieſem Zwecke erbaut iſt. Picard 181. Am La Plata endlich wird die Haut der Feinde als Tempelſchmuck in beſondern Häuſern aufbewahrt. Picard 184.

Wenn Prieſter und Tempel hier zurücktreten, ſo iſt ſichs aus den angeführten Gründen nicht darüber zu wundern. Es iſt bei den andern Wilden und Halbwilden nicht anders. Aber ein noch bedeutenderes Zeichen der Wildheit und niedern Stufe iſt das Zurücktreten auch ſolcher Kultusformen, die überall auch bei den Wilden einheimiſch ſind, ich meine das Gebet und das Opfer. Das Gebet, ſonſt der natürlichſte Ausdruck der religiöſen Stimmung, tritt allerdings bei allen Wilden zurück. Das Gefühl wird ſich hier ſchon in Worten und Gedanken bewußt. Doch ſcheint dieß bei den Braſilianern noch mehr der Fall zu ſein als bei anderen. Man hat nichts von einer äußeren Form des Gebetes, von Niederfallen, Knieen, Händeausſtrecken oder dergleichen bei ihnen bemerkt, ſelbſt nicht einmal bei den Tupinambas. Lery 259. 281. Doch darf man daraus nicht auf den völligen Mangel eines Gebetes ſchließen. Schon das Beſchwören der Geiſter iſt ein Reden mit ihnen, und mithin eine Art von Gebet. Aber es iſt doch nicht die religiöſe Gebetſtimmung, ſo wenig als wenn der Wilde ſeinen Fetiſch ähnlich dem Zauberer ausſchimpft, durchprügelt und ihn überhaupt wie Seinesgleichen behandelt.

Noch auffallender und bezeichnender iſt es aber, wie wenig die doch in allen Naturreligionen ſo häufigen Opfer hier herrſchen. Wenn auch Lery 259 zu voreilig den Braſilianern die Opfer ganz und gar abſpricht, ſo iſt doch richtig, daß ſie nicht ſo zahlreich ſind wie anderswo. Picard 185. Am meiſten opfern noch Zauberer, die in abgelegenen Wohnungen des Waldes ſich aufhalten. Dieſe opfern an gewiſſen Tagen den Fetiſchen Opfer von Fleiſch, Fiſchen, Mehl, Mais, Hülſenfrüchten, verbrennen wohlriechenden Gummi und beſchenken die Götzenbilder mit ſchönen Federn und Blumen. Denis 27 ff. Strahlheim 483 nach Ives d'Evreux. Daneben ſuchen manche Braſilianiſche Stämme ihre Götter dadurch zu beſänftigen, daß ſie einen Pfahl in die Erde ſchlagen und am Fuße deſſelben einige Opfer hinlegen. de Laet XV, 2. Baumgarten I, 72. Auch die Patagonier haben ihre, wenn auch nicht ſehr bedeutenden Opfer. Lacroix 30 b. 32 a. Doch verläßt des Morgens keiner ſein Zelt ohne etwas Waſſer in die Luft geſprengt zu haben, damit der Tag ein glück-

licher werde. Auch opfern sie dem heiligen Baume Gualichu und den Flüssen. Andree Westland II, 1. 3. 6. 15. vgl. 8. Und so ist es mit den Araukanern, die bei Kriegserklärungen und Friedensschlüssen Thiere opfern, sonst aber die Tabackopfer für den Göttern besonders angenehm halten, §. 53, §. 54 E., 55. Am zahlreichsten sind in Brasilien die Todtenopfer, die um so eher hieher zu zählen sind, weil die Seelen der Todten, denen sie gebracht werden, wie bei den Karaiben mit vieler Bestimmtheit als Geister und gewordene Götter angesehen und verehrt werden. Meiners I, 321.

Wie bei den Karaiben fällt es auf, daß die Menschenopfer zurückzutreten scheinen, da gerade auch hier wie dort die Anthropophagie so sehr vorherrscht. Freilich sind die Abschlachtungen der Kriegsgefangenen eigentlich für Menschenopfer zu halten, Coreal und Picard 181 u. a. bei Purchas, denn sie geschehen zur Sühne der im Kriege gefallenen Angehörigen, die jetzt zu Göttern geworden nach dem Blut und Fleisch ihrer Feinde lüstern sind und gerächt werden müssen. Stade 291 u. o. Aber die religiöse Beziehung dieser Tödtungen ist oft sehr unkenntlich, und ob ihres eigenen Antheils an Menschenfleisch tritt bei ihrer Rohheit der den Göttern gegebene Opfertheil in den Hintergrund. Auch das weiter unten noch zu erwähnende Mitbegraben von Gefährten des Häuptlings oder des Kindes mit der Mutter hat eine gewisse Verwandtschaft mit dem Menschenopfer. Doch herrscht auch hier die menschliche Rücksicht vor.

Den meisten religiösen Charakter tragen noch ihre Menschenopfer, die sie an den Festen selbst als Opfermahlzeiten verzehren. Wir müssen hier von diesen Festen überhaupt reden. Wie die Feste der Wilden gewöhnlich, so werden auch die der Brasilianer in jeder Zeit gehalten, sie sind nicht stehend. Die Veranlassung wird genommen von dem jeweiligen Reifen der Früchte, dem Einbringen reicher Jagdbeute, von Heirathen, bevorstehenden Kriegen, errungenen Siegen und anderen dergleichen Anläßen mehr. Max II, 219. Klemm I, 257. Spix II, 824. Die Feste sind bald ausgelassener, bald ceremonieller und ernsthafter, bestehen immerhin aber vorzugsweise im Trinken. Spix I, 372. 374 ff. III, 1117. 1265. 1319. 1340. Denis 24 ff. Dabei werden sonderbare Lieder gesungen, namentlich auch Heldenlieder. Es giebt sogar besondere Sänger und Dichter. Vgl. außer den obigen noch Arnold 971. Coreal I, 228. Molina 83. Eine der gewöhnlichsten Aeußerungen ihres

religiösen Gefühls ist der Tanz, welcher bei ihren Festen erwähnt und beschrieben wird, der ebenfalls einen bald fröhlichen, bald finstern Charakter trägt. Coreal I, 226. Hazart 367. Picard 181. Sitten I, 346 ff. Spix III, 1227 ff. Denis 366 ff. Die eine Stimmung wechselt überhaupt sehr gern mit der andern, und selbst das Beweinen der Todten verändert sich sehr schnell in Tanz und Gelage, wobei es die Sitte mit sich bringt, sich zu berauschen. Sitten I, 389. Die Schwelgerei ist keine nordische Eigenthümlichkeit, sondern ein Zeichen der Rohheit eines Volkes. Auch die Siegesfeste werden in lärmenden Tänzen und Gesängen gefeiert, die Coroados pflegen an denselben die erbeuteten Gliedmaßen ihrer Feinde, der Puris, mit Pfeilen zu durchbohren, bei den Einzelnen herumgehen zu lassen und daran zu saugen. Spix I, 382. Ein Hauptfest war aber namentlich bei den Tupinambos das Fest des Auffressens der gemästeten Gefangenen. Auch sie suchten nämlich wo möglich den Feind nicht zu tödten, sondern als Gefangenen für Rache und Marter aufzubewahren. Wird nun ein solcher in ein Dorf gebracht, so zieht ihm die Bevölkerung mit Pfeifen entgegen, die aus den Knochen früherer Gefangener verfertigt sind, empfängt ihn anfänglich mit Beleidigungen, die aber bald aufhören, so daß er fortan im Gegentheil gut und ehrenvoll behandelt wird. Man füttert ihn nämlich fett, und ein schönes Mädchen steht ihm als eine dienende Gattin ein volles Jahr lang zur Seite und zu Gebote. Vor dem Tage des Festes, das seine Herrlichkeit beendigen soll, darf er noch im Kampfe mit seinen Feinden sich messen. Ist nun der Festtag da, so wird er mit Federn geschmückt, festlich aufgeführt und erschlagen. Gleich nach dem Tode wird der Leib in Stücke geschnitten, und jeder Häuptling nimmt eines derselben für seine Leute. Ist jenes Mädchen von ihm schwanger geworden, so wird das Kind ebenfalls als ein Gegenstand der Rache verspeist, und zwar von seinen eigenen Verwandten am gierigsten. Diese ganze Sache leugnete Acunja (Cap. 42), vgl. Reisen XVI, 13, der überhaupt meinte, es gebe in Brasilien nur wenige Menschenfresser! Abgesehen von letzterer Behauptung, die schon in dem früher Gemeldeten (oben §. 50) ihre vollkommene Widerlegung findet, so ist dieser spezielle Fall des Auffütterns einmal durch viele andere Analogien in Amerika, wie wir noch später sehen werden, gestützt, und dann gründet er sich selbst für sich auf zu gute und viele Zeugen, um bezweifelt werden zu können. Vgl. Stade 299 ff. Gandavo 133 ff. Hazart 366.

Lery 237. Arnold 971. Picard 181. Reiſen XVI, 251 ff. Max I, 54. II, 50. Bei gefangenen Weibern findet einzig die Ausnahme ſtatt, daß wenn ein Häuptling eine ſolche heirathen will, dieſelbe dann verſchont wird.

Neben dieſen unregelmäßigen Feſten, die die gewöhnlichen ſind, giebt es aber allerdings auch noch einige jährlich regelmäßig wiederkehrende. So iſt es mit dem jährlichen Feſte des böſen Geiſtes bei den Abiponern. Dobr. II, 77. Am La Plata wird alljährlich im Monat Juni das Feſt des Siebengeſtirns mit Verſtümmelungen und Trinkgelagen gefeiert. Dobr. II, 87. Klemm II, 153. Strahlheim 487. Das iſt alſo für die ſüdliche Hemiſphäre ein Feſt der Erneuerung des Jahres, wie ſie in der nördlichen, in der alten Welt wie in Amerika als Geburtsfeſte der Götter im December gefeiert wurden. Müller Huitzilopochtli 32. Die Abiponer glauben wenigſtens, wenn ihnen das Siebengeſtirn wieder ſichtbar wird, ihr Schöpfer ſei nach wiederhergeſtellter Geſundheit zurückgekehrt. Klemm II, 153. Anderſeits feiern die Tapuyas jeweilen ein Frühlingsfeſt. Barläus 705. Die Feſte der Gez werden zur Zeit der Fruchtleſe gehalten. Spix II, 824. Auch die feſtlichen Tänze der Uainumas finden zu beſtimmten Zeiten ſtatt, zwei derſelben, wenn die Früchte der Palme reif werden, und acht, wenn ſich der Reiher auf ſeinen Wechſelzügen in ihren Gewäſſern zeigt und zu Tauſenden erlegt, gedörrt und aufbewahrt wird. Spix III, 1208. Alle Jahre wird in Braſilien im Sommer das Feſt des Geſtirnes und Gottes des großen Bären oder Wagens gefeiert. Drei Tage werden alsdann mit Tanzen und Spielen zugebracht, die Spieler erſcheinen mit bunten Federn geputzt, Kopf und Leib mit Farben beſtrichen, an die Arme die Flügel des Vogels Kohituh gebunden. Barläus 708. Arnold 983. Bei den Tupinambos kehrte alle drei Jahre ein regelmäßiges Kriegerfeſt mit Tänzen und Wechſelgeſängen wieder. Denis 23 b ff. nach Lery. Wahrſcheinlich iſt damit einerlei das Feſt, deſſen Hazart 368 erwähnt, welches ebenfalls drei Tage und drei Nächte ohne Unterbrechung dauerte. Geſang, Tanz, Trinkgelage wechſelten, und den Schluß machte ein Wettkampf, bei dem einer des andern Eheweib raubte. Vielleicht waren dieſe Feſte bloß ähnlich den Römiſchen Conſualia, an denen Wettkämpfe ſtattfanden und durch Rauben der Weiber der Urſprung der Ehen gefeiert wurde, — wovon als Reſt das Tragen der Braut über die Schwelle anzuſehen iſt. Auch bei den Griechen beſtand die älteſte

Art der Verehelichung bekanntlich unter der Form des Raubes, welche Form wenigſtens die Spartaner beibehalten hatten. Plutarchi Lycurgus cap. 15. Eine ähnliche Art die Ehen einzugehen findet ſich auch bei einzelnen Stämmen der heidniſchen Slawen. Schwenck VII, 4 nach Neſtor.

Endlich bemerken wir noch als eine beſonders bei den Wilden in Amerika ſehr vorherrſchende Kultusform das Faſten. Es ſteht in ſehr beſtimmter Beziehung zu dem Zauberweſen und Geiſterdienſt. Durch Faſten ſucht man ſich in die gehörige Seelenverfaſſung zu ſetzen, um die Erſcheinungen des Schutzgeiſtes zu erhalten. Wir haben geſehen, daß die Zauberer ſelbſt durch Faſten zu ihrem Geſchäfte ſich vorbereiteten. Aber auch andere Leute faſteten bei gewiſſen religiös gehaltenen Gelegenheiten. So die Väter bei der Geburt ihrer Kinder, oder auch thun es Väter und Mütter zugleich. Meiners Geſch. I, 470. Abriß 130. Baumgarten I, 122 ff. Aber am befremdendſten erſcheint uns auch hier die karaibiſche Sitte, daß der Vater bei der Geburt des Kindes ſich einige Zeit lang wie ſonſt die Wöchnerin verpflegen läßt. Meiners 130. Denn der Vater wird als der alleinige Urheber des Kindes betrachtet, — die Mutter iſt bloß der Boden, in dem der Same aufgeht. Wenn das Kind geboren iſt, ſo geſchieht wie in Centralamerika eine Art Beſchneidung an den Ohren. Barläus 700. Sonſt findet man häufige Faſten und ſelbſt ſchmerzhafte Initiationen bei Verlobten, Meiners II, 472, alſo wie bei den Mexikanern; — oder bei der Wehrhaftmachung der Jünglinge, wie bei dem Karaibenſtamme der Tamanakas am Orenoko und auch ſonſtwo, Spix III, 1320, — ferner faſtet man bei der Schwangerſchaft der Frauen und dem Tode der Häuptlinge. Spix III, 1315. 1318. 1319. Auch angehende Jungfrauen ſind ſtrengen Faſten unterworfen. Meiners II, 472. Spix a. a. O. Eine weniger unangenehme Form der Weihe bei Jungfrauen beſtand darin, daß der Häuptling dieſelben mit der Hand ſtreichelte und mit einem Kränzchen krönte. Barläus 701.

§. 59. Von der Unſterblichkeit.

Es hat auch hier nicht an Schriftſtellern gefehlt, welche die Unſterblichkeitsvorſtellungen dieſen Indianern abſprachen. Vgl. Meiners

175. Spix III, 1203. 1268. Daß es aber wohl Individuen gebe, denen dieser Glaube abhanden gekommen worden ist, aber keine Völker, nicht einmal Horden, wird sich uns auch hier bestätigen.

Wie nach der Ansicht der Tamanaka-Karaiben der Verlust der irdischen Unsterblichkeit eigentlich bloß dem Unglauben eines alten Weibes zuzuschreiben ist, ohne welches die Menschen gar nicht gestorben wären, vgl. oben §. 46 E., — so sahen wir §. 55, daß nach einem Mythus der Yuraraces wegen des Ungehorsams des Carus der oberste Gott Tiri ihm und allen Menschen die Sterblichkeit gab.

Dafür leben aber die Menschen nach dem Tode fort. Die Vorstellungen, wie man sich diese Fortdauer nach dem Tode denkt, sind die der Wilden und entsprechen dem übrigen Bildungsstande dieser Indianer. Also ist auch ihnen das Jenseits in der Art der Existenz eine Fortdauer des Diesseits, ein belebtes Todtenreich. Die Menschen jenseits sind aber bloße Bilder der Menschen diesseits, Schatten und Schälle. Dobr. II, 295. Meiners II, 753. Aber sie werden doch nach diesseitiger körperlicher Analogie gedacht. Ein krummer Mensch ist dort wieder krumm, lahm wieder lahm, verwundet, krank oder gesund, jenseits wieder so. Gandavo 110. Hazart 366. Und so wird denn auch jenseits dasselbe getrieben was auf Erden, die Männer finden dieselben Weiber wieder, und die alten Leidenschaften herrschen dort wie hier. Hingegen gebären, wenigstens nach der Ansicht der Araukaner, die Weiber keine Kinder mehr, da sie ja dort nur Seelen sind. Molina 75. Und wie natürlicher Weise der Tod mit Schrecken umgeben ist, so auch die Vorstellung vom Todtenreiche, welcher Ort im Allgemeinen hier wie anderswo als ein unangenehmer und ängstlicher gedacht wird. Lery 263. 277. Coreal I, 225. Meiners 175. Die Todten sind irrende Schatten, Denis 323 b, die besonders vor der Bestattung keine Ruhe haben, Eschewege Journal I, 199. Dort herrscht als Gott der Unterwelt der böse Gott Aygnan. Lery und Coreal a. a. O. Baumgarten II, 407. Sitten I, 333. Auch der Weg in die Unterwelt ist beschwerlich, geht über Berge, Flüsse und durch Wälder bis zu einem großen Fluß, über welchen man entweder mittelst einer Brücke gelangt, Sitten I, 340, oder der Gott der Unterwelt schifft die hier versammelten Seelen auf einem Kahne hinüber. Barläus 711. Strahlheim 484. Nach der Vorstellung der Araukaner erscheint der Seele auf ihrem Wege zur Unterwelt ein altes Weib in der Gestalt eines Wallfisches, um sie hinüber

zu führen. Bevor ſie aber hinüber gekommen ſind, kommt eine zweite noch ärgere Alte, die einen Zoll einfordert. Weigert ſich die Seele denſelben zu bezahlen, ſo ſticht ihr die Alte ein Aug' aus. Molina 74. In dieſer Unterwelt, die man ſich in Braſilien gewöhnlich im Weſten denkt, werden die Seelen in drei Abtheilungen geſondert, in Ertrunkene, in den Wäldern Umgekommene, und in den Hütten Geſtorbene. Sitten I, 341. Wegen des rauhen und mühevollen Weges, der in die Unterwelt führt, begräbt man die Todten mit demjenigen, was ſie im Leben und deſſen Reiſen zu gebrauchen pflegen, und bemüht ſich dabei ſehr, ja nichts zu vergeſſen, damit ſie nur nicht mehr zurückkehren. Barläus 73. Picard 179. Sitten I, 336. Meiners II, 750. Spix II, 492. 695. Prichard IV, 512. Molina 74. Namentlich wird die nächſten Tage nach dem Tode Speiſe auf das Grab gelegt. Gandavo 111. Auch werden die Waffen beigefügt. Spix I, 383. 348. Max II, 222. Es iſt aber ein voreiliger Schluß, wenn Klemm I, 265 aus dem Umſtande, daß Prinz Max von Neuwied in den von ihm geöffneten Gräbern keine Spur von Speiſen, Waffen und Geräthen fand, ſchließt, daß ſolche von den Braſilianern nicht ins Grab gegeben worden ſeien. Es laſſen ſich viele Umſtände denken, warum ſolche ſich in jenen Gräbern nicht fanden. Solche Gegenſtände werden überhaupt nicht bloß der Reiſe wegen mitgegeben, ſondern auch für den fortwährenden Gebrauch jenſeits. Denn die dortigen Indianer glauben, daß die Seelen, wenn ſie in jener Welt vom Tanzen müde geworden, wieder zurück in die Gräber kämen, um auszuruhen und ſich durch Speiſe zu ſtärken. Deßwegen laſſen ſie fortwährend die Gräber offen und tragen Speiſe hinein, Hazart 366. Andere dagegen errichten deßwegen Feuer auf den Gräbern, um die Seelen zu verſcheuchen. Max II, 57. 58. 222. Ueberhaupt herrſcht eine beſtändige Furcht vor ihren Erſcheinungen. Spix I, 348. 383. Eſchewege Journal I, 130. Selbſt eine Erſcheinung eines Verſtorbenen, die einem im Traume zu Theil wird, wird für ein böſes Zeichen und für ein Anzeichen gehalten, daß der Verſtorbene an die Rückkehr denke. Sitten I, 336. Bei aller dieſer Furcht findet doch Nekromantie ſtatt, und die Zauberer citiren die Todten. Wir haben ſchon oben erwähnt, daß die Coroados gewöhnlich einen Verwandten heraufbeſchwören, wenn ſie aber gegen ihre Feinde, die Puris, zu Felde ziehen, beſchwören ſie den Geiſt eines Puri, der gezwungen wird, ſeine Landsleute zu verrathen. Eſchewege Journal I, 131. — Wie man jenſeits die dieſſeitigen Lebensmittel

nöthig hat, so auch die Waffen. Nach der Vorstellung der Araukaner schlagen sich die Geister in der Luft mit ihren Feinden. Daraus entstehen Ungewitter, Donner und Blitze. Dann denken sie sich ein Treffen zwischen den Geistern ihrer Vorfahren und deren der Spanier. Das Rollen des Donners rührt her von dem Stampfen der Pferde, der Wiederhall von dem Schalle der Trommeln, der Blitz vom Geschütz. Zieht das Gewitter den Spanischen Besitzungen zu, so rufen sie den siegreichen Ihrigen zu: Verfolgt sie, verfolgt sie, Freunde, erschlagt sie! Geschieht das Gegentheil, so rufen sie betrübt: Auf, Freunde, wehret euch! Molina 75. Famin 13. Außer Speisen und Waffen werden da und dort auch Menschen den Verstorbenen mitgegeben. Wenn bei den Guaycuruern ein Häuptling stirbt, so wird mit ihm eine Anzahl Männer und Weiber bestattet, die ihm jenseits zur Gesellschaft dienen sollen. Gewöhnlich meldet sich auch dazu eine hinlängliche Gesellschaft Freiwilliger. Sitten I, 387. Kraft 316 nach Charlevoix. So werden auch am La Plata kleine Kinder mit ihren gestorbenen Müttern begraben. Beide gehören zusammen, das Kind ohne die Mutter entbehrt aller Hülfe und Nahrung, und die Mutter ohne das Kind weiß ihre Milch und Mutterliebe nicht zu verwenden. Picard 186.

Neben dem Schattenreiche, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte der Gestorbenen, kommt auch hier ein Lichtreich für die Lieblinge der Götter vor, ein Paradies. Da wir dasselbe neben jenem schon öfter vorfanden, so brauchen wir uns darüber nicht mit Denis 323 b als etwas ganz besondres zu verwundern. Diese Lieblinge der Götter sind hier sowohl die Zauberer als die Häuptlinge und Helden, die viele Feinde getödtet und gefressen haben. Letztere werden vom Gotte der Unterwelt selbst zu ihren Vätern gebracht, deren Tod sie so wacker gerächt haben; und nun befinden sie sich wohl bei ihnen, und sie belustigen sich sämmtlich miteinander durch Tanz, Gesang und Lachen. Der Ort ihres Aufenthaltes sind lustige Gärten hinter den Bergen, klare Brunnen und Bäche bewässern sie, köstliche Fruchtbäume, besonders Feigenbäume, stehen da in Fülle, und eine Menge Wild, Fische und Honig ist Jedem zu Gebote. Barläus 712. Lery 262. Coreal I, 224. Arnold 977 nach Roß 156 (deutsch 219) und Marcgravius VIII, 2. Picard 14. Baumgarten II, 407. Sitten I, 333. 352. Hazart 366. Spix I, 383. 348. Denis 323. Strahlheim 482. 484. Molina 72 ff. Nach der Vorstellung der Patagonier wohnen zwar die Menschen nach dem Tode in Höhlen, aber

bei den guten Göttern und der oberste gute Gott ist der Todtengott. Prichard IV, 508. 509 nach Falkner 142. Die Glückseligkeit bei den Vätern besteht in ewiger Trunkenheit, und die Zauberer versichern, sie sähen, wenn sie auf ihrer Trommel schlügen und ihre Zauberbüchsen schüttelten, unter der Erde Menschen, Vieh und ganze Gewölbe voll Rhum und Branntwein. Falkner 143.

Man sieht auch hier aus der ganzen Fassung des Zustandes nach dem Tode, sowohl der Schattenwelt als des Paradieses, daß der Unterschied zwischen beiden keine moralische Bedeutung hat. Die Schrecken der Unterwelt sind die natürlichen Schrecken des Todes mit der Traumphantasie aufgefaßt. Auch das Paradies ist nicht etwa ein Ort der Belohnung, sondern bloß durch persönliche Befreundung mit den Geistern gelangen die Todten in dasselbe, die Zauberer wegen ihrer höhern Stellung schon im Leben und ihres zwingenden Einflusses auf die Götter, die Häuptlinge und Helden, weil sie den Tod ihrer Verwandten und Vorfahren, die Götter sind, gerächt haben, — alle aber, weil sie es bereits diesseits besser hatten und dort dieselben Verhältnisse fortdauern.

Daß endlich der Unsterblichkeitsglaube sich auch in der Vorstellung von der Seelenwanderung ausspricht, wird mehrfach bezeugt. Dieselbe knüpft sich auch hier zum Theil an Thiere an. So haben wir gesehen, daß die Camancas die Rückkehr ihrer Verstorbenen in der Gestalt von Unzen fürchten, die ihnen schaden wollen wegen schlechter Behandlung im Leben. Auch die Beziehung auf die Gestirne erblicken wir in dem Glauben der Patagonier, daß die Sterne alte Patagonier seien. Prichard IV, 509 nach Falkner. Freilich beruht diese Vorstellung ebenso sehr auf der Personification der Gestirne, und zwar zunächst, — aber sie hängt wieder sehr enge mit der Ansicht von der Seelenwanderung zusammen, beide begünstigen einander. Drittens hat die Seelenwanderung hier wie bei den Griechen einen anthropomorphischen Charakter, so daß man glaubt, Seelen früherer Menschen gehen in spätere Leiber über. Darum suchen sich die Brasilianer die Seelen ihrer Angehörigen dadurch anzueignen, daß sie die leiblichen Ueberreste derselben verzehren. Darum, und nicht aus Mitleid, haben einige Stämme die Gewohnheit, ihre verstorbenen Freunde, Kinder und Verwandte, besonders die Kriegsleute, aufzufressen. Und das geschieht nicht bloß mit dem Fleische, sondern auch mit den Knochen, falls sie dieselben nicht nach einer andern Gewohnheit ehrfurchtsvoll aufheben und mit sich in den Krieg nehmen.

Diejenigen Knochen aber, die man genießt, werden entweder zu Asche verbrannt oder zu Mehl verstoßen, dann wird die Asche oder das Mehl ins Getränk gemischt und getrunken. Sonr bemerkt dabei ausdrücklich, daß diese Sitte auf dem Glauben beruhe, die Seele wohne in den Knochen, und auf diese Art leben die Verstorbenen in denen wieder auf, welche die Knochen getrunken haben. Sonr III, 1207 nach Monteiro, Bartäus 710. Sitten I, 389. 390. Meiners Abriß 170. Kritische Geschichte II, 730. 736. Sonr II, 495. III, 1485. Max II, 222. Kraft 325 nach Charlevoix.

Zweiter Haupttheil.

Die Kulturvölker.

Erſter Abſchnitt.

Die Peruaner.

§. 60—84.

§. 60. Die Quellen. — §. 61. Die Sage von Manco-Capac. — §. 62. Die Sage von den vier erſten Brüdern. — §. 63. Der Mythus von Viracocha. — §. 64. Der Mythus von Pachacamac. Pachacamac-Viracocha. — §. 65. Die Sage von Inca Roca. — §. 66. Noch andere Schöpfer und Kosmogonien. — §. 67. Kritik der Mythen. Ihre hiſtoriſche Bedeutung. — §. 68. Kritik der Peruaniſchen Geſchichte. — §. 69. Die Kulturverhältniſſe. — §. 70. Wiſſenſchaft und Litteratur. Die Quippus. — §. 71. Allgemeiner Religionscharakter. — §. 72. Der Sonnengott mit Gefolge. — §. 73. Thiergötter und Pflanzenverehrung. — §. 74. Die Elemente und ihre Wirkungen. — §. 75. Die Guacas und der Fetiſchismus. — §. 76. Der Kultus. Weihgeſchenke und Opfer. — §. 77. Menſchenopfer. — §. 78. Götterſitze, Opferplätze und Altäre, Säulen und Tempel. — §. 79. Gebet, Geſang, Muſik, Tanz. — §. 80. Prieſterſchaft. — §. 81. Feſte. — §. 82. Offenbarung der Gottheit. — §. 83. Unſterblichkeitsglaube. — §. 84. Verhältniß der Sittlichkeit zur Religion.

§. 60. Die Quellen.

Es ist eine ganz natürliche Sache, daß die großen Staaten und Kulturvölker der Eingebornen Amerikas sammt ihren Religionen die Aufmerksamkeit der Europäer schon in viel früherer Zeit auf sich gezogen haben als die Wilden. Schon die bloße in den äußern Sinn fallende Größe und Ausdehnung zwingt sich Anerkennung, Notiznahme und Verwunderung ab. Dazu kam aber auch noch die Beschaffenheit dieser Kulturreligionen selbst, welche schon von Anfang an den Europäern viel näher standen, und mit ihrem ausgebildeten Kultus und ihren zusammenhangenden Mythen den auch nur oberflächlich mit unserm eigenen heidnischen Alterthume vertrauten Europäern ungleich mehr Anhaltspunkte boten urd begreiflicher waren als die halbbewußten Erscheinungsformen der Wildenreligion. So unverständlich erschienen letztere einer großen Zahl von Berichterstattern, daß man den Wilden häufig alle Religion absprach, wie wir so oft sehen mußten, während man doch ihre Erscheinungsformen selbst darlegte. Denn erst die letzten Jahrhunderte haben sich um eine wissenschaftliche Erforschung der Wildenreligion bemüht. Dazu kommt noch der Umstand, den eine billige Geschichtschreibung immer mehr anerkennt, daß die Spanier, welche fast einzig mit diesen Kulturvölkern in Berührung traten, trotz aller Beschränktheit der Mönche und trotz der Grausamkeiten geldgieriger Freischaaren, sich um die Indianer und die Erforschung ihrer Eigenthümlichkeiten weit mehr bekümmerten, als alle anderen Europäer des sechszehnten Jahrhunderts zusammengenommen.

Daher stehen uns denn auch über die altperuanische Religion schon aus der ältern Zeit viele gute Werke zu Gebote. Die Eroberer schrieben häufig selber über die Zeitgeschichte und flochten gelegentlich ein, was sie über die Religion in Erfahrung gebracht hatten. Noch bessere und namentlich reichhaltigere Ausbeute finden wir bei Regierungsbeamten und Geistlichen, die mit dem Leben der Indianer in eine innige und

nöthig hat, ſo auch die Waffen. Nach der Vorſtellung der Araukaner ſchlagen ſich die Geiſter in der Luft mit ihren Feinden. Daraus entſtehen Ungewitter, Donner und Blitze. Dann denken ſie ſich ein Treffen zwiſchen den Geiſtern ihrer Vorfahren und deren der Spanier. Das Rollen des Donners rührt her von dem Stampfen der Pferde, der Wiederhall von dem Schalle der Trommeln, der Blitz vom Geſchütz. Zieht das Gewitter den Spaniſchen Beſitzungen zu, ſo rufen ſie den ſiegreichen Ihrigen zu: Verfolgt ſie, verfolgt ſie, Freunde, erſchlagt ſie! Geſchieht das Gegentheil, ſo rufen ſie betrübt: Auf, Freunde, wehret euch! Molina 75. Famin 13. Außer Speiſen und Waffen werden da und dort auch Menſchen den Verſtorbenen mitgegeben. Wenn bei den Guaycuruern ein Häuptling ſtirbt, ſo wird mit ihm eine Anzahl Männer und Weiber beſtattet, die ihm jenſeits zur Geſellſchaft dienen ſollen. Gewöhnlich meldet ſich auch dazu eine hinlängliche Geſellſchaft Freiwilliger. Sitten I, 387. Kraft 316 nach Charlevoix. So werden auch am La Plata kleine Kinder mit ihren geſtorbenen Müttern begraben. Beide gehören zuſammen, das Kind ohne die Mutter entbehrt aller Hülfe und Nahrung, und die Mutter ohne das Kind weiß ihre Milch und Mutterliebe nicht zu verwenden. Picard 186.

Neben dem Schattenreiche, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte der Geſtorbenen, kommt auch hier ein Lichtreich für die Lieblinge der Götter vor, ein Paradies. Da wir daſſelbe neben jenem ſchon öfter vorfanden, ſo brauchen wir uns darüber nicht mit Denis 323 b als etwas ganz beſondres zu verwundern. Dieſe Lieblinge der Götter ſind hier ſowohl die Zauberer als die Häuptlinge und Helden, die viele Feinde getödtet und gefreſſen haben. Letztere werden vom Gotte der Unterwelt ſelbſt zu ihren Vätern gebracht, deren Tod ſie ſo wacker gerächt haben; und nun befinden ſie ſich wohl bei ihnen, und ſie beluſtigen ſich ſämmtlich miteinander durch Tanz, Geſang und Lachen. Der Ort ihres Aufenthaltes ſind luſtige Gärten hinter den Bergen, klare Brunnen und Bäche bewäſſern ſie, köſtliche Fruchtbäume, beſonders Feigenbäume, ſtehen da in Fülle, und eine Menge Wild, Fiſche und Honig iſt Jedem zu Gebote. Barläus 712. Lery 262. Coreal I, 224. Arnold 977 nach Roß 156 (deutſch 219) und Marcgravius VIII, 2. Picard 14. Baumgarten II, 407. Sitten I, 333. 352. Hazart 366. Spix I, 383. 348. Denis 323. Strahlheim 482. 484. Molina 72 ff. Nach der Vorſtellung der Patagonier wohnen zwar die Menſchen nach dem Tode in Höhlen, aber

bei den guten Göttern und der oberſte gute Gott iſt der Todtengott. Prichard IV, 508. 509 nach Falkner 142. Die Glückſeligkeit bei den Vätern beſteht in ewiger Trunkenheit, und die Zauberer verſichern, ſie ſähen, wenn ſie auf ihrer Trommel ſchlügen und ihre Zauberbüchſen ſchüttelten, unter der Erde Menſchen, Vieh und ganze Gewölbe voll Rhum und Branntwein. Falkner 143.

Man ſieht auch hier aus der ganzen Faſſung des Zuſtandes nach dem Tode, ſowohl der Schattenwelt als des Paradieſes, daß der Unterſchied zwiſchen beiden keine moraliſche Bedeutung hat. Die Schrecken der Unterwelt ſind die natürlichen Schrecken des Todes mit der Traumphantaſie aufgefaßt. Auch das Paradies iſt nicht etwa ein Ort der Belohnung, ſondern bloß durch perſönliche Befreundung mit den Geiſtern gelangen die Todten in daſſelbe, die Zauberer wegen ihrer höhern Stellung ſchon im Leben und ihres zwingenden Einfluſſes auf die Götter, die Häuptlinge und Helden, weil ſie den Tod ihrer Verwandten und Vorfahren, die Götter ſind, gerächt haben, — alle aber, weil ſie es bereits dieſſeits beſſer hatten und dort dieſelben Verhältniſſe fortdauern.

Daß endlich der Unſterblichkeitsglaube ſich auch in der Vorſtellung von der Seelenwanderung ausſpricht, wird mehrfach bezeugt. Dieſelbe knüpft ſich auch hier zum Theil an Thiere an. So haben wir geſehen, daß die Camancas die Rückkehr ihrer Verſtorbenen in der Geſtalt von Unzen fürchten, die ihnen ſchaden wollen wegen ſchlechter Behandlung im Leben. Auch die Beziehung auf die Geſtirne erblicken wir in dem Glauben der Patagonier, daß die Sterne alte Patagonier ſeien. Prichard IV, 509 nach Falkner. Freilich beruht dieſe Vorſtellung ebenſo ſehr auf der Perſonification der Geſtirne, und zwar zunächſt, — aber ſie hängt wieder ſehr enge mit der Anſicht von der Seelenwanderung zuſammen, beide begünſtigen einander. Drittens hat die Seelenwanderung hier wie bei den Griechen einen anthropomorphiſchen Charakter, ſo daß man glaubt, Seelen früherer Menſchen gehen in ſpätere Leiber über. Darum ſuchen ſich die Braſilianer die Seelen ihrer Angehörigen dadurch anzueignen, daß ſie die leiblichen Ueberreſte derſelben verzehren. Darum, und nicht aus Mitleid, haben einige Stämme die Gewohnheit, ihre verſtorbenen Freunde, Kinder und Verwandte, beſonders die Kriegsleute, aufzufreſſen. Und das geſchieht nicht bloß mit dem Fleiſche, ſondern auch mit den Knochen, falls ſie dieſelben nicht nach einer andern Gewohnheit ehrfurchtsvoll aufheben und mit ſich in den Krieg nehmen.

Diejenigen Knochen aber, die man genießt, werden entweder zu Aſche verbrannt oder zu Mehl verſtoßen, dann wird die Aſche oder das Mehl ins Getränk gemiſcht und getrunken. Spix bemerkt dabei ausdrücklich, daß dieſe Sitte auf dem Glauben beruhe, die Seele wohne in den Knochen, und auf dieſe Art leben die Verſtorbenen in denen wieder auf, welche die Knochen getrunken haben. Spix III, 1207 nach Monteiro, Barläus 710. Sitten I, 389. 390. Meiners Abriß 170. Kritiſche Geſchichte II, 730. 795. Spix II, 695. III, 1085. Max II, 222. Kraft 325 nach Charlevoix.

Zweiter Haupttheil.

Die Kulturvölker.

Erſter Abſchnitt.

Die Peruaner.

§. 60—84.

§. 60. Die Quellen. — §. 61. Die Sage von Manco-Capac. — §. 62. Die Sage von den vier erſten Brüdern. — §. 63. Der Mythus von Viracocha. — §. 64. Der Mythus von Pachacamac. Pachacamac-Viracocha. — §. 65. Die Sage von Inca Roca. — §. 66. Noch andere Schöpfer und Kosmogonien. — §. 67. Kritik der Mythen. Ihre hiſtoriſche Bedeutung. — §. 68. Kritik der Peruaniſchen Geſchichte. — §. 69. Die Kulturverhältniſſe. — §. 70. Wiſſenſchaft und Litteratur. Die Quippus. — §. 71. Allgemeiner Religionscharakter. — §. 72. Der Sonnengott mit Gefolge. — §. 73. Thiergötter und Pflanzenverehrung. — §. 74. Die Elemente und ihre Wirkungen. — §. 75. Die Guacas und der Fetiſchismus. — §. 76. Der Kultus. Weihgeſchenke und Opfer. — §. 77. Menſchenopfer. — §. 78. Götterſitze, Opferplätze und Altäre, Säulen und Tempel. — §. 79. Gebet, Geſang, Muſik, Tanz. — §. 80. Prieſterſchaft. — §. 81. Feſte. — §. 82. Offenbarung der Gottheit. — §. 83. Unſterblichkeitsglaube. — §. 84. Verhältniß der Sittlichkeit zur Religion.

§. 60. Die Quellen.

Es ist eine ganz natürliche Sache, daß die großen Staaten und Kulturvölker der Eingebornen Amerikas sammt ihren Religionen die Aufmerksamkeit der Europäer schon in viel früherer Zeit auf sich gezogen haben als die Wilden. Schon die bloße in den äußern Sinn fallende Größe und Ausdehnung zwingt sich Anerkennung, Notiznahme und Verwunderung ab. Dazu kam aber auch noch die Beschaffenheit dieser Kulturreligionen selbst, welche schon von Anfang an den Europäern viel näher standen, und mit ihrem ausgebildeten Kultus und ihren zusammenhangenden Mythen den auch nur oberflächlich mit unserm eigenen heidnischen Alterthume vertrauten Europäern ungleich mehr Anhaltspunkte boten urd begreiflicher waren als die halbbewußten Erscheinungsformen der Wildenreligion. So unverständlich erschienen letztere einer großen Zahl von Berichterstattern, daß man den Wilden häufig alle Religion absprach, wie wir so oft sehen mußten, während man doch ihre Erscheinungsformen selbst darlegte. Denn erst die letzten Jahrhunderte haben sich um eine wissenschaftliche Erforschung der Wildenreligion bemüht. Dazu kommt noch der Umstand, den eine billige Geschichtschreibung immer mehr anerkennt, daß die Spanier, welche fast einzig mit diesen Kulturvölkern in Berührung traten, trotz aller Beschränktheit der Mönche und trotz der Grausamkeiten geldgieriger Freischaaren, sich um die Indianer und die Erforschung ihrer Eigenthümlichkeiten weit mehr bekümmerten, als alle anderen Europäer des sechszehnten Jahrhunderts zusammengenommen.

Daher stehen uns denn auch über die altperuanische Religion schon aus der ältern Zeit viele gute Werke zu Gebote. Die Eroberer schrieben häufig selber über die Zeitgeschichte und flochten gelegentlich ein, was sie über die Religion in Erfahrung gebracht hatten. Noch bessere und namentlich reichhaltigere Ausbeute finden wir bei Regierungsbeamten und Geistlichen, die mit dem Leben der Indianer in eine innige und

175. Spix III, 1203. 1268. Daß es aber wohl Individuen gebe, denen dieser Glaube abhanden gekommen worden ist, aber keine Völker, nicht einmal Horden, wird sich uns auch hier bestätigen.

Wie nach der Ansicht der Tamanaka-Karaiben der Verlust der irdischen Unsterblichkeit eigentlich bloß dem Unglauben eines alten Weibes zuzuschreiben ist, ohne welches die Menschen gar nicht gestorben wären, vgl. oben §. 46 E., — so sahen wir §. 55, daß nach einem Mythus der Yuraraces wegen des Ungehorsams des Carus der oberste Gott Tiri ihm und allen Menschen die Sterblichkeit gab.

Dafür leben aber die Menschen nach dem Tode fort. Die Vorstellungen, wie man sich diese Fortdauer nach dem Tode denkt, sind die der Wilden und entsprechen dem übrigen Bildungsstande dieser Indianer. Also ist auch ihnen das Jenseits in der Art der Existenz eine Fortdauer des Diesseits, ein belebtes Todtenreich. Die Menschen jenseits sind aber bloße Bilder der Menschen diesseits, Schatten und Schälle. Dobr. II, 295. Meiners II, 753. Aber sie werden doch nach diesseitiger körperlicher Analogie gedacht. Ein krummer Mensch ist dort wieder krumm, lahm wieder lahm, verwundet, krank oder gesund, jenseits wieder so. Gandavo 110. Hazart 366. Und so wird denn auch jenseits dasselbe getrieben was auf Erden, die Männer finden dieselben Weiber wieder, und die alten Leidenschaften herrschen dort wie hier. Hingegen gebären, wenigstens nach der Ansicht der Araukaner, die Weiber keine Kinder mehr, da sie ja dort nur Seelen sind. Molina 75. Und wie natürlicher Weise der Tod mit Schrecken umgeben ist, so auch die Vorstellung vom Todtenreiche, welcher Ort im Allgemeinen hier wie anderswo als ein unangenehmer und ängstlicher gedacht wird. Lery 263. 277. Coreal I, 225. Meiners 175. Die Todten sind irrende Schatten, Denis 323 b, die besonders vor der Bestattung keine Ruhe haben, Eschewege Journal I, 199. Dort herrscht als Gott der Unterwelt der böse Gott Aygnan. Lery und Coreal a. a. O. Baumgarten II, 407. Sitten I, 333. Auch der Weg in die Unterwelt ist beschwerlich, geht über Berge, Flüsse und durch Wälder bis zu einem großen Fluß, über welchen man entweder mittelst einer Brücke gelangt, Sitten I, 340, oder der Gott der Unterwelt schifft die hier versammelten Seelen auf einem Kahne hinüber. Barläus 711. Strahlheim 484. Nach der Vorstellung der Araukaner erscheint der Seele auf ihrem Wege zur Unterwelt ein altes Weib in der Gestalt eines Wallfisches, um sie hinüber

zu führen. Bevor ſie aber hinüber gekommen ſind, kommt eine zweite noch ärgere Alte, die einen Zoll einfordert. Weigert ſich die Seele denſelben zu bezahlen, ſo ſticht ihr die Alte ein Aug' aus. Molina 74. In dieſer Unterwelt, die man ſich in Braſilien gewöhnlich im Weſten denkt, werden die Seelen in drei Abtheilungen geſondert, in Ertrunkene, in den Wäldern Umgekommene, und in den Hütten Geſtorbene. Sitten I, 341. Wegen des rauhen und mühevollen Weges, der in die Unterwelt führt, begräbt man die Todten mit demjenigen, was ſie im Leben und deſſen Reiſen zu gebrauchen pflegen, und bemüht ſich dabei ſehr, ja nichts zu vergeſſen, damit ſie nur nicht mehr zurückkehren. Barläus 73. Picard 179. Sitten I, 336. Meiners II, 750. Spix II, 492. 695. Prichard IV, 512. Molina 74. Namentlich wird die nächſten Tage nach dem Tode Speiſe auf das Grab gelegt. Gandavo 111. Auch werden die Waffen beigefügt. Spix I, 383. 348. Max II, 222. Es iſt aber ein voreiliger Schluß, wenn Klemm I, 265 aus dem Umſtande, daß Prinz Max von Neuwied in den von ihm geöffneten Gräbern keine Spur von Speiſen, Waffen und Geräthen fand, ſchließt, daß ſolche von den Braſilianern nicht ins Grab gegeben worden ſeien. Es laſſen ſich viele Umſtände denken, warum ſolche ſich in jenen Gräbern nicht fanden. Solche Gegenſtände werden überhaupt nicht bloß der Reiſe wegen mitgegeben, ſondern auch für den fortwährenden Gebrauch jenſeits. Denn die dortigen Indianer glauben, daß die Seelen, wenn ſie in jener Welt vom Tanzen müde geworden, wieder zurück in die Gräber kämen, um auszuruhen und ſich durch Speiſe zu ſtärken. Deßwegen laſſen ſie fortwährend die Gräber offen und tragen Speiſe hinein, Hazart 366. Andere dagegen errichten deßwegen Feuer auf den Gräbern, um die Seelen zu verſcheuchen. Max II, 57. 58. 222. Ueberhaupt herrſcht eine beſtändige Furcht vor ihren Erſcheinungen. Spix I, 348. 383. Eſchewege Journal I, 130. Selbſt eine Erſcheinung eines Verſtorbenen, die einem im Traume zu Theil wird, wird für ein böſes Zeichen und für ein Anzeichen gehalten, daß der Verſtorbene an die Rückkehr denke. Sitten I, 336. Bei aller dieſer Furcht findet doch Nekromantie ſtatt, und die Zauberer citiren die Todten. Wir haben ſchon oben erwähnt, daß die Coroados gewöhnlich einen Verwandten heraufbeſchwören, wenn ſie aber gegen ihre Feinde, die Puris, zu Felde ziehen, beſchwören ſie den Geiſt eines Puri, der gezwungen wird, ſeine Landsleute zu verrathen. Eſchewege Journal I, 131. — Wie man jenſeits die dieſſeitigen Lebensmittel

nöthig hat, so auch die Waffen. Nach der Vorstellung der Araukaner schlagen sich die Geister in der Luft mit ihren Feinden. Daraus entstehen Ungewitter, Donner und Blitze. Dann denken sie sich ein Treffen zwischen den Geistern ihrer Vorfahren und deren der Spanier. Das Rollen des Donners rührt her von dem Stampfen der Pferde, der Wiederhall von dem Schalle der Trommeln, der Blitz vom Geschütz. Zieht das Gewitter den Spanischen Besitzungen zu, so rufen sie den siegreichen Ihrigen zu: Verfolgt sie, verfolgt sie, Freunde, erschlagt sie! Geschieht das Gegentheil, so rufen sie betrübt: Auf, Freunde, wehret euch! Molina 75. Famin 13. Außer Speisen und Waffen werden da und dort auch Menschen den Verstorbenen mitgegeben. Wenn bei den Guaycuruern ein Häuptling stirbt, so wird mit ihm eine Anzahl Männer und Weiber bestattet, die ihm jenseits zur Gesellschaft dienen sollen. Gewöhnlich meldet sich auch dazu eine hinlängliche Gesellschaft Freiwilliger. Sitten I, 387. Kraft 316 nach Charlevoix. So werden auch am La Plata kleine Kinder mit ihren gestorbenen Müttern begraben. Beide gehören zusammen, das Kind ohne die Mutter entbehrt aller Hülfe und Nahrung, und die Mutter ohne das Kind weiß ihre Milch und Mutterliebe nicht zu verwenden. Picard 186.

Neben dem Schattenreiche, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte der Gestorbenen, kommt auch hier ein Lichtreich für die Lieblinge der Götter vor, ein Paradies. Da wir dasselbe neben jenem schon öfter vorfanden, so brauchen wir uns darüber nicht mit Denis 323 b als etwas ganz besondres zu verwundern. Diese Lieblinge der Götter sind hier sowohl die Zauberer als die Häuptlinge und Helden, die viele Feinde getödtet und gefressen haben. Letztere werden vom Gotte der Unterwelt selbst zu ihren Vätern gebracht, deren Tod sie so wacker gerächt haben; und nun befinden sie sich wohl bei ihnen, und sie belustigen sich sämmtlich miteinander durch Tanz, Gesang und Lachen. Der Ort ihres Aufenthaltes sind lustige Gärten hinter den Bergen, klare Brunnen und Bäche bewässern sie, köstliche Fruchtbäume, besonders Feigenbäume, stehen da in Fülle, und eine Menge Wild, Fische und Honig ist Jedem zu Gebote. Barläus 712. Lery 262. Coreal I, 224. Arnold 977 nach Roß 156 (deutsch 219) und Marcgravius VIII, 2. Picard 14. Baumgarten II, 407. Sitten I, 333. 352. Hazart 366. Spix I, 383. 348. Denis 323. Strahlheim 482. 484. Molina 72 ff. Nach der Vorstellung der Patagonier wohnen zwar die Menschen nach dem Tode in Höhlen, aber

bei den guten Göttern und der oberſte gute Gott iſt der Todtengott. Prichard IV, 508. 509 nach Falkner 142. Die Glückſeligkeit bei den Vätern beſteht in ewiger Trunkenheit, und die Zauberer verſichern, ſie ſähen, wenn ſie auf ihrer Trommel ſchlügen und ihre Zauberbüchſen ſchüttelten, unter der Erde Menſchen, Vieh und ganze Gewölbe voll Rhum und Branntwein. Falkner 143.

Man ſieht auch hier aus der ganzen Faſſung des Zuſtandes nach dem Tode, ſowohl der Schattenwelt als des Paradieſes, daß der Unterſchied zwiſchen beiden keine moraliſche Bedeutung hat. Die Schrecken der Unterwelt ſind die natürlichen Schrecken des Todes mit der Traumphantaſie aufgefaßt. Auch das Paradies iſt nicht etwa ein Ort der Belohnung, ſondern bloß durch perſönliche Befreundung mit den Geiſtern gelangen die Todten in daſſelbe, die Zauberer wegen ihrer höhern Stellung ſchon im Leben und ihres zwingenden Einfluſſes auf die Götter, die Häuptlinge und Helden, weil ſie den Tod ihrer Verwandten und Vorfahren, die Götter ſind, gerächt haben, — alle aber, weil ſie es bereits dieſſeits beſſer hatten und dort dieſelben Verhältniſſe fortdauern.

Daß endlich der Unſterblichkeitsglaube ſich auch in der Vorſtellung von der Seelenwanderung ausſpricht, wird mehrfach bezeugt. Dieſelbe knüpft ſich auch hier zum Theil an Thiere an. So haben wir geſehen, daß die Camancas die Rückkehr ihrer Verſtorbenen in der Geſtalt von Unzen fürchten, die ihnen ſchaden wollen wegen ſchlechter Behandlung im Leben. Auch die Beziehung auf die Geſtirne erblicken wir in dem Glauben der Patagonier, daß die Sterne alte Patagonier ſeien. Prichard IV, 509 nach Falkner. Freilich beruht dieſe Vorſtellung ebenſo ſehr auf der Perſonification der Geſtirne, und zwar zunächſt, — aber ſie hängt wieder ſehr enge mit der Anſicht von der Seelenwanderung zuſammen, beide begünſtigen einander. Drittens hat die Seelenwanderung hier wie bei den Griechen einen anthropomorphiſchen Charakter, ſo daß man glaubt, Seelen früherer Menſchen gehen in ſpätere Leiber über. Darum ſuchen ſich die Braſilianer die Seelen ihrer Angehörigen dadurch anzueignen, daß ſie die leiblichen Ueberreſte derſelben verzehren. Darum, und nicht aus Mitleid, haben einige Stämme die Gewohnheit, ihre verſtorbenen Freunde, Kinder und Verwandte, beſonders die Kriegsleute, aufzufreſſen. Und das geſchieht nicht bloß mit dem Fleiſche, ſondern auch mit den Knochen, falls ſie dieſelben nicht nach einer andern Gewohnheit ehrfurchtsvoll aufheben und mit ſich in den Krieg nehmen.

Diejenigen Knochen aber, die man genießt, werden entweder zu Aſche verbrannt oder zu Mehl verſtoßen, dann wird die Aſche oder das Mehl ins Getränk gemiſcht und getrunken. Spix bemerkt dabei ausdrücklich, daß dieſe Sitte auf dem Glauben beruhe, die Seele wohne in den Knochen, und auf dieſe Art leben die Verſtorbenen in denen wieder auf, welche die Knochen getrunken haben. Spix III, 1207 nach Monteiro, Barläus 710. Sitten I, 389. 390. Meiners Abriß 170. Kritiſche Geſchichte II, 730. 795. Spix II, 695. III, 1085. Max II, 222. Kraft 325 nach Charlevoix.

Zweiter Haupttheil.

Die Kulturvölker.

Erſter Abſchnitt.

Die Peruaner.

§. 60—84.

§. 60. Die Quellen. — §. 61. Die Sage von Manco-Capac. — §. 62. Die Sage von den vier erſten Brüdern. — §. 63. Der Mythus von Viracocha. — §. 64. Der Mythus von Pachacamac. Pachacamac-Viracocha. — §. 65. Die Sage von Inca Roca. — §. 66. Noch andere Schöpfer und Kosmogonien. — §. 67. Kritik der Mythen. Ihre hiſtoriſche Bedeutung. — §. 68. Kritik der Peruaniſchen Geſchichte. — §. 69. Die Kulturverhältniſſe. — §. 70. Wiſſenſchaft und Litteratur. Die Quippus. — §. 71. Allgemeiner Religionscharakter. — §. 72. Der Sonnengott mit Gefolge. — §. 73. Thiergötter und Pflanzenverehrung. — §. 74. Die Elemente und ihre Wirkungen. — §. 75. Die Guacas und der Fetiſchismus. — §. 76. Der Kultus. Weihgeſchenke und Opfer. — §. 77. Menſchenopfer. — §. 78. Götterſitze, Opferplätze und Altäre, Säulen und Tempel. — §. 79. Gebet, Geſang, Muſik, Tanz. — §. 80. Prieſterſchaft. — §. 81. Feſte. — §. 82. Offenbarung der Gottheit. — §. 83. Unſterblichkeitsglaube. — §. 84. Verhältniß der Sittlichkeit zur Religion.

§. 60. Die Quellen.

Es ist eine ganz natürliche Sache, daß die großen Staaten und Kulturvölker der Eingebornen Amerikas sammt ihren Religionen die Aufmerksamkeit der Europäer schon in viel früherer Zeit auf sich gezogen haben als die Wilden. Schon die bloße in den äußern Sinn fallende Größe und Ausdehnung zwingt sich Anerkennung, Notiznahme und Verwunderung ab. Dazu kam aber auch noch die Beschaffenheit dieser Kulturreligionen selbst, welche schon von Anfang an den Europäern viel näher standen, und mit ihrem ausgebildeten Kultus und ihren zusammenhangenden Mythen den auch nur oberflächlich mit unserm eigenen heidnischen Alterthume vertrauten Europäern ungleich mehr Anhaltspunkte boten urd begreiflicher waren als die halbbewußten Erscheinungsformen der Wildenreligion. So unverständlich erschienen letztere einer großen Zahl von Berichterstattern, daß man den Wilden häufig alle Religion absprach, wie wir so oft sehen mußten, während man doch ihre Erscheinungsformen selbst darlegte. Denn erst die letzten Jahrhunderte haben sich um eine wissenschaftliche Erforschung der Wildenreligion bemüht. Dazu kommt noch der Umstand, den eine billige Geschichtschreibung immer mehr anerkennt, daß die Spanier, welche fast einzig mit diesen Kulturvölkern in Berührung traten, trotz aller Beschränktheit der Mönche und trotz der Grausamkeiten geldgieriger Freischaaren, sich um die Indianer und die Erforschung ihrer Eigenthümlichkeiten weit mehr bekümmerten, als alle anderen Europäer des sechszehnten Jahrhunderts zusammengenommen.

Daher stehen uns denn auch über die altperuanische Religion schon aus der ältern Zeit viele gute Werke zu Gebote. Die Eroberer schrieben häufig selber über die Zeitgeschichte und flochten gelegentlich ein, was sie über die Religion in Erfahrung gebracht hatten. Noch bessere und namentlich reichhaltigere Ausbeute finden wir bei Regierungsbeamten und Geistlichen, die mit dem Leben der Indianer in eine innige und

anbauernde Berührung getreten waren. Wer da weiß, welche Ausbeute J. Grimm aus dem Aberglauben des christlichen Deutschlands zur Aufhellung von dessen altheidnischer Religion noch in der Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts hat gewinnen können, den wird es nicht befremden, daß jene Beamten und Geistlichen auch noch mehrere Generationen nach der Eroberung ganz zuverlässige Nachrichten über die Religion der alten Peruaner sich zu verschaffen wußten. An die Bestrebungen dieser Männer schlossen sich gelehrte spanische Geschichtschreiber an. Die verschiedenartigsten Vorzüge von Seiten der persönlichen Stellung vereinigt Garcilasso de la Vega, der lange Zeit die anderen Berichterstatter nur allzusehr in den Schatten gestellt hat. Von andern Europäern oder Amerikanern mit alteuropäischem Blute gehören die gründlichen Arbeiten erst unserm Jahrhnndert an.

Der älteste spanische Bericht über Peru ist verfaßt von Francisco de Xeres, dem Geheimschreiber von Franz Pizarro. Er enthält eine Geschichte der Entdeckung und Eroberung, aber nur kurze beiläufige Notizen über die Religion. Er erschien schon 1534 in Sevilla, dann 1547 in Salamanca. Das Buch ist früher wenig oder gar nicht benutzt worden. Doch findet es sich in der Sammlung der Historiadores primitivos de las Indias von Barcia. Eine französische Uebersetzung gab Ternaux Compans im vierten Bande seines Sammelwerkes, — und Külb schenkte uns eine deutsche Uebersetzung im Jahr 1843.

Als eine Fortsetzung von obigem Werke ist anzusehen die Historia del descubrimiento y conquista del Peru, Antwerpen 1555. Verfasser ist Augustin Zarate, der von der Regierung nach Peru geschickt worden war, um die dortigen Finanzverhältnisse zu untersuchen. Sein Werk beginnt ebenfalls bei der Entdeckung; man rühmt seine Wahrheitsliebe. Eine französische Uebersetzung erschien 1700 und 1717.

An diese beiden reihen sich zunächst drei Soldaten an. Pedro Pizarro schrieb ebenfalls einen Bericht über die Entdeckung und Eroberung, der zwar bloß handschriftlich existirt, aber von Herrera und Prescott benutzt worden ist. Der Verfasser folgte seit seinem fünfzehnten Jahre der Fahne seines Verwandten Franz Pizarro. — Auch Diego Fernandez Palentino war zuerst gemeiner Soldat, wurde aber vom Vizekönig Mendoza zum Geschichtschreiber von Peru ernannt, und schrieb die Zeitgeschichte sehr ausführlich. Seine Historia del Peru erschien 1571 in Sevilla in zwei Theilen, wird wegen ihrer Genauigkeit sehr gelobt

und iſt vielfach benutzt worden, aber ſehr ſelten zu finden. Der dritte, Petro Cieza de Leon war ſiebzehn Jahre lang Soldat in Peru, ſchrieb eine chronica del Peru, welche aus vier Theilen beſtehen ſollte, von denen aber bloß der erſte 1553 zu Sevilla herauskam. Aber dieſer enthält gerade dasjenige, was für uns am wichtigſten iſt, Schilderungen von Land und Leuten. Das Buch iſt mit vieler Anſchaulichkeit und Mäßigung geſchrieben.

Ergiebiger noch für unſern Zweck ſind die Schriften zweier Beamten aus dieſer Zeit, Sarmiento und Ondegardo.

Juan de Sarmiento bereiste Peru mit dem Vorſatze, eine Geſchichte der alten peruaniſchen Staatseinrichtungen zu ſchreiben, erkundigte ſich überall bei den Inkaedelleuten, und ſammelte ihre Ueberlieferungen, die vielleicht ohne dieſe Bemühungen unter dem damaligen Geſchlechte ſo ziemlich ausgeſtorben wären. Obſchon er für ſeinen Gegenſtand ſehr begeiſtert war, ſchrieb er ſehr ruhig und beſonnen. Sein Werk führt den Titel Relacion de la succession y govierno de las Yngas, iſt trotz ſeines Werthes nicht gedruckt, noch weniger überſetzt, und faſt bloß von Prescott benutzt worden. — Polo de Ondegardo oder Indegardo war Rechtsgelehrter und Licentiat, Corregidor von Cuzco. Als Richter lernte er die alten Einrichtungen vielfach kennen. Seine beiden Relaciones ſind 1561 und 1571 geſchrieben, und verbreiten ſich über ſämmtliche ältern Verhältniſſe. Man rühmt an ihm ſeine Beſonnenheit und ſeinen kritiſchen Takt. Auch dieſes Werk iſt zwar nicht gedruckt, aber von Herrera und Prescott ausgebeutet. Mit Unrecht ſchreibt es Munnoz dem Ritter Gabriel de Rojas zu.

Aus dieſer Zeit kommen noch zwei Geiſtliche in Betracht, die über Peru geſchrieben haben. Der eine, deſſen Name nicht genannt iſt, iſt ein Auguſtinermönch, der um 1555 über Peru ſchrieb, von Ternaux mitgetheilt (Superstitions du Pérou, par un religieux Augustin), und aus dem Lacroix höchſt intereſſante Mittheilungen gibt, die ſonſt wenig bekannte Thatſachen über die Religion enthalten. — Der andere iſt Miguel Cavello Balboa, von dem 1586 eine Geſchichte Perus verfertigt wurde, die aber bis auf die neueſte Zeit ein Ineditum blieb. Erſt Ternaux hat Tom. XV. aus dieſer allgemeinen Geſchichte dasjenige ausgezogen, was ſich auf Amerika bezieht. Balboa lebte ſeit 1566 zwanzig Jahre in jenem Welttheile, und ſein Bericht enthält viele eigenthümliche Züge, welche von den allbekannten abweichen. Hieher können wir auch

zählen den Francisco Lopez de Gomara, von dem bei Mexico wieder die Rede sein wird. Von seinen Werken betrifft die allgemeine Geschichte von Indien auch Peru, in welcher einige eigenthümliche und wichtige Züge über die alte Religion mitgetheilt sind. Der Verfasser stand mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit in Verbindung, die seine Erkundigungen und Forschungen begünstigten.

Die Reihe der Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts schließt glanzvoll der Jesuit Joseph Acosta mit seiner in spanischer Sprache abgefaßten natürlichen und Sittengeschichte von Westindien, 1589. Sevilla, 2. Ausg., 1591 Barcelona. Französisch 1600 und 1606. Englisch 1604. Eine deutsche Uebersetzung, die wenig bekannt ist, findet sich schon in Bd. IV von de Bry's deutscher Uebersetzung, welcher Band 1601 von Hugen übersetzt wurde. Er übertraf nicht bloß seine Vorgänger und Zeitgenossen in kritischer Umsicht und Urtheil, sondern auch seine Nachfolger auf eine geraume Zeit. Seine Genauigkeit ist durch später eröffnete alte Quellen erprobt worden. Wie in seinem Werke nach A. v. Humboldts competentem Urtheile (Kosmos II, 298, vgl. 328) die Grundlage zur physikalischen Erdbeschreibung enthalten ist, so hat auch seine Belesenheit in den Klassikern und Kirchenvätern seinen Scharfsinn befähigt, die erste wissenschaftliche Bearbeitung altamerikanischer Religionen zu liefern. Es hat der richtigen historischen Einsicht in die altperuanischen Verhältnisse sehr viel geschadet, ihn neben Garcilasso de la Vega lange so sehr vernachläßigt zu haben.

An der Spitze der Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts steht Antonio de Herrera (1565—1625). Er schrieb eine allgemeine Geschichte von Indien in acht Dekaden, vier Folianten: Historia general de las Indias occidentales. Die vier ersten Dekaden erschienen 1601, die übrigen 1615. Sie enthalten die Ereignisse in Amerika von 1492 bis 1554. Als königlich spanischem Historiographen standen ihm seit 1596 die Archive Philipps II offen. Ueberhaupt schöpfte er eine Masse Nachrichten über die Gebräuche der amerikanischen Völker aus zuverläßigen spanischen Quellen. Er ist ein fleißiger Sammler, mühsamer Forscher, vielseitiger Gelehrter, den die Spanier für den Fürsten der amerikanischen Geschichtschreiber hielten. Seine Sprache ist rein, einfach, würdig, — aber der Stoff ist nicht gefällig geordnet und das Werk mühsam zu lesen. In der Kritik und in der Benutzung indianischer Quellen steht er unter Acosta. Er ist von den Spätern, besonders von Robertson, vielfach benutzt worden.

In Beziehung auf die Benutzung inländiſcher Quellen iſt er von Garcilaſſo de la Vega weit übertroffen worden, der für das Peruaniſche Alterthum viel wichtiger iſt. Sein Werk liegt den meiſten und gewöhnlichen Darſtellungen deſſelben zu Grunde. Es ſind zwei Theile, von denen der erſte über das Land Peru und den Staat der Inkas handelt, und unter dem Titel Commentarios reales 1609 erſchien, der zweite, der die Geſchichte der Eroberung und der Bürgerkriege der Spanier in Peru enthält, heißt Historia general del Peru 1617. Dieſe erſte ſpaniſche Edition iſt ſehr ſelten geworden. Eine zweite kam heraus 1730, eine engliſche Ueberſetzung 1688, eine franzöſiſche von Baudouin 1706. 1737. Einen kurzen Auszug ins Deutſche, der die uns intereſſirenden Gegenſtände betrifft, hat Külb ſeiner Bearbeitung des Xeres beigefügt. — Garcilaſſo war geboren 1540, ſein Vater war ein Europäer von berühmtem Geſchlechte, ſeine Mutter eine Nuſta, d. h. ſie war aus dem Geſchlechte der Inkas entſproſſen, eine Enkelin des berühmten Inka Yupanqui. Daher unterſchrieb ſich unſer Geſchichtſchreiber immer Garcilaſſo Inca de la Vega, obſchon eigentlich nach alter Sitte nur die direkten männlichen Nachkommen den Titel Inka führten. Nachdem der Knabe eine europäiſche Erziehung erhalten hatte, begab ſich der Jüngling nach Spanien. Erſt in ſeinem Alter ſchrieb er obiges Werk. Schon in ſeiner Jugend hatte er von ſeiner Mutter viele Erzählungen von der ehemaligen Herrlichkeit ihres Volkes vernommen, er hatte die alten Sitten zum Theil noch mitangeſehen, kannte die peruaniſchen Quipus und Ueberlieferungen, und wurde ſpäter in ſeinem Unternehmen von ſeinen Verwandten, beſonders von einem Oheim mütterlicher Seits, vielfach unterſtützt; und zudem benutzte er ſeine Vorgänger Cieza, Acoſta, Zarate, Diego Fernandez. Mit Begeiſterung ſchrieb er die Geſchichte ſeiner Vorfahren in ununterbrochener Reihenfolge, mit größerer Ausführlichkeit als alle anderen, aber zugleich mit der leicht begreiflichen Vorliebe eines Sachwalters, der manche roheren Sitten und Zuſtände, die ihm von den Seinigen vorenthalten wurden, überging. Strenger urtheilen über ihn Rivero und Tſchudi, im dritten Kapitel. Vgl. Ausland 1852. Nr. 230. S. 918. Namentlich tadelt man an ihm ſeine rückſichtsloſe Parteilichkeit für ſeine indiſchen Verwandten. Weniger darf dem Darſteller der alten Religion ſein Sinn für das Wunderbare vorgeworfen werden. Ueberhaupt iſt ſeine Darſtellung eine glänzende und lebensvolle, und wenn ſie auch oft durch andere Berichterſtatter be-

ſchränkt werden muß, bleibt ſie doch immer eine der bedeutendſten Quellen des alten Peruanerreiches.

Zwei andere wichtige Quellenſchriftſteller des ſiebzehnten Jahrhunderts ſind erſt durch Ternaux gehörig ans Licht gezogen worden, Arriaga und Monteſinos. Joſeph de Arriaga ſchrieb **Exstirpation de la idolatria de los Indios del Peru**, welche in Lima 1621 erſchien. Aus dieſer ſehr ſelten gewordenen Edition hat Ternaux **Tom. XVII** Auszüge mitgetheilt. Der Verfaſſer war vom Erzbiſchof von Lima beauftragt worden, Peru zu durchreiſen und Nachforſchungen über die Reſte von Aberglauben anzuſtellen, die ſich noch unter den Indianern erhalten hätten. — Fernando Monteſinos verlebte fünfzehn Jahre aus der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts in Peru, das er in jeder Beziehung durchforſchte. Seine ausgedehnte Bekanntſchaft mit den Häuptlingen der Indianer war ihm zu ſeinem Zwecke ſehr förderlich. Er hatte den Zutritt zu den Urkundenſammlungen und litterariſchen Schätzen des Landes, und wußte ſich mehrere unter der Leitung von Ludwig Lopez, der als Biſchof von Quito 1588 ſtarb, verfaßte Manuſcripte zu verſchaffen. Er wird für einen der erſten Kenner der peruaniſchen Alterthümer gehalten. Deſto mehr verdient von der Geſchichtforſchung ſeine bedeutende Abweichung von Garcilaſſo Berückſichtigung, den er auch da und dort direkt beſtreitet. Mit Recht führt er die peruaniſche Kultur in eine viel frühere Zeit hinauf als das Reich der Inkas, conſtruirt aber aus vereinzelten Ueberlieferungen aus jener Zeit ein uraltes bis faſt in die Tage Noah's zurückgehendes Reich, deſſen Urſprung bloß in der Combination des Monteſinos zu ſuchen iſt. Sein Werk, vorher noch Ineditum, iſt erſt durch Ternaux **Tom. XVII**, 1840 mitgetheilt. Das Original führt den Titel **Memorias antiguas historiales del Peru**. Ein Hauptverdienſt deſſelben beſteht in dem, was ihm Prescott zum Vorwurf macht, daß er nämlich die unſinnigſten Sagen mittheilt. Vgl. über ihn auch Tſchudi's Reiſe **II**, 373. Paul Chair **I**, 1. 176 ff.

In dieſem Jahrhundert haben auch zwei Holländer ſich den Schriftſtellern über Peru beigeſellt, die übrigens beide ſchon früher genannt worden ſind, ein Proteſtant und ein Jeſuit, de Laet und Hazart. De Laet hat in ſeinem eilften Buche der **descriptio Indiæ** die Geſchichte und Religion der alten Peruaner dargeſtellt, beſonders nach Acoſta und Garcilaſſo; doch benutzte er auch den Cieza de Leon, Herrera, Zarate und Diego Fernandez. Auch Hazart bediente ſich des Acoſta und an-

derer bekannter Quellen; doch ſtanden ihm noch als Jeſuiten eigenthümliche Quellen und Nachrichten zu Gebote.

Die Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts haben im Allgemeinen den wenigſten Quellenwerth von allen miteinander. Sie hielten ſich an ihre Vorgänger. So folgt Picard (1723) bei der Darſtellung der Peruaner meiſt dem Garcilaſſo. Ebenſo Raynal in ſeiner berühmt gewordenen histoire philosophique et politique des établissemens des Européens dans les deux Indes. Weit mehr eigene Anſchauung und gründliche Kenntniß beſitzt der Spanier Don Antonio de Ulloa, der überhaupt als ſehr zuverläſſiger Schriftſteller gelobt wird. Er ſchrieb eine hiſtoriſche Reiſe in das mittägliche Amerika 1748, von der 1752 eine Franzöſiſche Ueberſetzung in zwei Quartbänden erſchien. Im zweiten Theil iſt eine Geſchichte der Inkas meiſt nach Garcilaſſo gegeben. Auch von dem die Peruaniſche Religion ſehr einläßlich behandelnden zweiten Werke haben wir eine Franzöſiſche Ueberſetzung: Mémoires philosophiques sur l'Amérique, 2 Bde. 1787. Schon früher 1781 lieferte Diez eine deutſche Bearbeitung aus dem Spaniſchen, mit gelehrten Beilagen von Schneider. Letztere ſind vom Franzöſiſchen Ueberſetzer Lefèvre ſeiner Ueberſetzung einverleibt, und noch vermehrt worden.

Andere Schriften, wie die Geſchichte von Amerika von Baumgarten, Robertſon, Reiſen Bd. XV, 376 ff. 493 ff. 575 ff., das Werk von Lindemann, das über die Sitten u. ſ. w., die von Meiners und Vater ſind ſchon früher genannt worden.

Ein glänzendes Werk iſt: Les Incas ou la destruction de l'empire de Perou von Marmontel, 1777. Die Schilderungen ſind zwar nach dem Geiſte der damaligen Zeit ſehr idealiſirend gehalten, und Garcilaſſo iſt Führer. Doch hält ſich der Verfaſſer ſo ziemlich an ſeine hiſtoriſche Quelle. Ausgezeichnet ſind in ſprachlicher Hinſicht die Feſtbeſchreibungen, — aber genau iſt nichts, nichts ächt und antik, die Geſänge namentlich ſind erſonnen.

Ein wichtiger Schriftſteller, der in ſeiner Art ſich mehr an die der frühern Jahrhunderte anreiht, iſt der Jeſuit Don Juan de Velasco, der eine Geſchichte des Königreichs Quito ſchrieb. Er war in Quito geboren, zog ſich aber nach Aufhebung ſeines Ordens nach Italien zurück, wo er dieſes Werk 1789 vollendete. Es blieb aber ein Ineditum, bis Ternaux Tom. XVIII, XIX zweckmäßige Auszüge aus demſelben mittheilte. Er benutzte ältere, nicht nur hier ſchon genannte und im Druck

erſchienene, ſondern auch unbekanntere, für uns unzugängliche Werke, deren Verzeichniß in der Vorrede bei Ternaux angegeben iſt. Weniger bedeutend iſt für uns, was er über Quito ſagt, als ſeine Angaben über das alte Peru und deſſen Religion, welche viele eigenthümliche Züge enthalten.

Unſer Jahrhundert hat auch hier ſowohl genauere Quellen eröffnet als auch genauere Forſchungen angeſtellt als das vorige. Beſonders hat der ſchon oft genannte Ternaux durch ſein Sammelwerk und die eingeſtreuten belehrenden Bemerkungen die Forſchung ſehr gefördert. Unter Bearbeitern des Peruaniſchen Alterthums iſt ſein Landsmann Lacroix herauszuheben, der im vierten Bande des Univers pittoresque über Amerika Peru darſtellte, und ſchätzbare Beiträge über die alte Religion beibrachte. Ebenſo enthält die neueſte Bearbeitung des alten Peru: Histoire de l'Amérique méridionale au seizième siècle par *Paul Chaix*, première partie: Perou. Genève 1853 (Paris), — eine gefällige Darſtellung des Ganzen ſowohl als manche Einzelnheiten aus alten und ganz neuen Schriftſtellern, die nicht immer Jedermann zugänglich ſind. Er citirt ſorgfältig ſeine Gewährsmänner am Ende der Kapitel. Mit beſonderer Sorgfalt ſind die geographiſchen Punkte behandelt, wozu die verdankenswerthen Landkarten zu rechnen ſind. Aber noch viel wichtiger iſt in dieſer Hinſicht das Werk des Nordamerikaners Prescott über die Geſchichte der Eroberung von Peru, von dem 1848 eine deutſche Ueberſetzung in zwei Bänden erſchienen iſt. Die Unterſtützung durch Munnoz, Navarette, Ternaux mit einer Maſſe von Quellen hat dieſes Werk für uns zu einer Hauptfundgrube gemacht. Schätzenswerth ſind auch die gründlichen Auskünfte über die Quellenſchriftſteller. Die Urtheile über religiöſe Dinge, ähnlich den deutſchen im vorigen Jahrhundert, bilden nicht gerade die ſtarke Seite des Buchs.

Die Reiſe in Arauco, Chile, Peru und Columbia von Stephenſon, deutſch 1826, als 42. Band der in Weimar erſchienenen Neueſten Bibliothek der Reiſebeſchreibungen, enthält manche brauchbare Beobachtungen über die Indianer. In den Reiſeſkizzen nach Peru von dem Schweizer J. J. Tſchudi, 2 Bde. 1846, ſind intereſſante Mittheilungen über die alten Einwohner gemacht, die ſich zum Theil auf Selbſtanſchauung gründen, zum Theil auf die Kenntniß alter Quellen. Ein noch bedeutenderes Werk ſind die Antiquidades Peruanas, por Mariano de Rivero y Juan Diego de Tschudi. Wien 1852. Rivero iſt Direktor

des Nationalmuseums in Lima. Das Werk enthält 328 Seiten mit einem Atlas von 80 Blättern. Der Text handelt im ersten Kapitel über die vorcolumbische Verbindung Amerikas mit der alten Welt, über Normannen, Israeliten, Votan, Buddhismus; — das zweite Kapitel von der Unterscheidung dreier Stämme in Peru nach der Schädelbildung; das dritte von der vorspanischen Geschichte Perus; das vierte behandelt die Verfassung; das fünfte Sprache und Schrift; das sechste wissenschaftliche Zustände; das siebente und achte Religion; das neunte Künste; das zehnte Baudenkmäler. Vgl. A. Allg. Zeitung, Beilage vom 9. Juni 1852. Ausland 1852 Nro. 229 ff. Schade, daß von diesem Werke noch keine deutsche Uebersetzung erschienen ist. Wir schließen mit zwei Deutschen. Pöppig, der selbst in Vielem als Augenzeuge spricht, hat wichtigen Stoff aus alten Spanischen und neuern Schriftstellern gesammelt. Er handelt von den Peruanern in verschiedenen Artikeln in Erschs und Grubers Encyclopädie: Indier, Inkas, Pachacamac. Besonders aber ist zu empfehlen, weniger wegen der reichhaltigen Quellen (der Verfasser hält sich vorzüglich an Garcilasso und Prescott) als wegen der Auffassung und Darstellung, Wuttke's Geschichte des Heidenthums 1852, in deren erstem Bande auch die alten Peruaner behandelt sind. Es ist hier eigentlich der einzige Versuch gemacht das Peruanische Wesen auf eine Weise zu erschließen, welche dem gegenwärtigen Geiste Deutscher Wissenschaftlichkeit entspricht. Meine Uebereinstimmung in den Grundanschauungen mit dem Verfasser spreche ich hier um so freudiger aus, da ich in manchen nicht unwichtigen Einzelnheiten von ihm abweichen mußte.

---

§. 61. Die Sage von Manco Capac. Lokalsage von Cuzco.

Wir schicken unserer Darstellung nicht bloß der Peruanischen Religion, sondern auch ihrer Kultur und Geschichte, die eigenen Peruanischen Ueberlieferungen über den Ursprung ihrer Kultur und Religion voraus. Sie werden uns eine Grundlage für die Kritik der Sache selbst geben, und machen zugleich als Kulturmythen einen wichtigen Theil ihrer religiösen Anschauungen aus.

Es gibt mehrere solcher Kulturmythen. Der bekannteste ist die Inkaüberlieferung oder die Sage der Quichuas, der eigentlichen Perua-

ner, von Manco Capac, die wir in der vollſtändigſten Geſtalt der Mittheilung Garcilaſſo's de la Vega (lib. II, Cap. 9—17) verdanken, wie er ſie ſelbſt aus dem Munde ſeines Oheims vernommen hatte.

Anfänglich lebten die Menſchen als rohe Wilde, ohne Kleider, ohne Geſetze und geſellſchaftliche Ordnung, von dem, was die Natur von ſelbſt und ohne der Menſchen Zuthun darbot. Dieſem Zuſtande gemäß war auch ihre Religion. Indem ſie ſelbſt in dem Grade der Menſchenfreſſerei ergeben waren, daß ſie ſowohl die Kriegsgefangenen, als auch ihre eigenen Kinder verzehrten, brachten ſie auch den Göttern zahlreiche Menſchenopfer. Aus ausgeriſſenem Herz und Lungen erforſchten ſie den Willen der Götter. Als ſolche Götter verehrten ſie eine Unzahl für alle möglichen Dinge, Kraut und Gras, Blumen und Bäume, Berge, Felſen und Steine, Höhlen und Abgründe, Erde und Mais, Luft und Feuer, Quellen, Flüſſe und Meer, namentlich auch Thiere, beſonders Vögel, vor allem den Condor, dann Schlangen, Tiger, Löwen, Bären, Hämmel, Affen, Füchſe, Luchſe, Hunde und Fiſche.

Da erbarmte ſich die Sonne der Menſchen in dieſem ihrem kläglichen Zuſtande, und ſchickte zwei ihrer Kinder, den Manco Capac und ſeine Schweſter und Gattin Mama Oello (Ocello, Ocollo, Oolle) Huasco, um bei ihnen Kultur und den Sonnendienſt einzuführen. Dieſe gingen von dem See Titicaca, achtzig Meilen ſüdlich von Cuzco, aus. Eine goldene Ruthe ſollte dort von ſelbſt in den Boden dringen, wo ihr künftiger Aufenthaltsort ſein würde, alſo eine Wünſchelruthe. Auch die nordamerikaniſchen Rothhäute ſollen auf ihren Wanderungen eine Ruthe mit ſich geführt haben, welche ſie über Nacht in den Boden ſteckten; trieb ſie Knospen, ſo war dieß ein Zeichen, daß ſie ſich länger daſelbſt aufhalten ſollten. Basler Miſſionsmagazin 1834 S. 499. Anderswo, wie bei den Azteken, wieſen Thiere. Die Ruthe wies nun den Sonnenkindern die Gegend von Cuzco, einen Ort, der Nabel bedeutet. Als Nabel der Erde waren auch in der alten Welt gewiſſe Centralpunkte der Bildung bezeichnet, Babylon, Delphi, Athen, Paphos, Jeruſalem. (Andere Etymologien von Cuzco ſiehe bei Monteſinos S. 6. 36.) Allmälig wurde auch wirklich Cuzco der Nabel und Mittelpunkt des großen Reiches. Denn von hier gingen nun Manco Capac und Mama Oello Huasco nach allen Seiten aus, verkündigten den Sonnendienſt, ſchafften Anthropophagie und Menſchenopfer ab und überredeten die wilden Horden zur Annahme der Geſittung und Kultur, zu Ackerbau

und Gewerben, zur Pflege von Kunst und Wissenschaft, zum Eingehen der Ehe, zur Aufstellung von Gesetzen, Errichtung von Städten und Dörfern, Kunststraßen und Wasserleitungen. Ihr Reich erstreckte sich aber anfänglich nicht über acht Meilen über Cuzco hinaus. Doch hatte Manco Capac bereits nach den ersten sechs Jahren ein starkes in den Waffen geübtes Heer.

Von diesen verehelichten Sonnenkindern stammen nun der Sage nach die übrigen Könige von Peru, die Inkas, nicht anders als wie die Könige von Sparta vom Sonnengotte Herakles, oder wie Orpheus, der die Wilden aus den Wäldern zur Kultur rief, ein Sohn der Sonne war, — oder auch wie die ältesten Kolchischen Könige den Helios für ihren Stammvater hielten, und ebenso die ältesten Indischen und Egyptischen Könige und der Indische Gesetzgeber Vaivasaouta Söhne der Sonne gewesen sind. Vgl. Paullinus system. brahm. p. 141. Stuhr Untersuchungen über die Sternkunde bei den Chinesen u. s. w. S. 93 ff. Humboldt Monumente 112. Bunsen Egypten II, 9 ff. Ueberhaupt ist keine Ansicht im Naturstaate verbreiteter, als daß die Herrscher von einem Gotte abstammen, wie z. B. auch noch von den Persern und Phrygiern bekannt ist. Selbst bei den Griechen hatte sich bis tief in die historische Zeit des Hellenenthums die Ansicht von der göttlichen Herkunft ihrer adelichen Geschlechter zu erhalten gewußt. So stammten bei den Römern die Fabier von Herkules, die Julier von Aeneas u. s. w. So auch wurden die Inkas als Sonnenkinder verehrt, so daß ihr Geschlecht als göttlich und fehlerfrei galt, das sich nie täuschen könne. Ein Vergehen gegen sie ist eine Sünde gegen die höchste Gottheit der Sonne gewesen.

Wir haben hier einen Kulturmythus vor uns, wie sie in der alten und in der neuen Welt oft vorkommen, und sich gern an den Sonnendienst anschließen. Wie die Sonne die Natur und den Gang des Jahres regelt, ebenso das Menschenleben und den Ackerbau, und im Gefolge des Sonnendienstes verbreitete sich Kultur und ein humanerer Gottesdienst. Als solche Kulturheroen stehen da Herakles, Orpheus, Apollo u. v. A. Und so sind auch Manco Capac und Mama Oello, die Kinder der Sonne und des Mondes, nichts andres als Sonne und Mond selbst, die durch die überall und nothwendig anthropomorphirende Sage zu Menschen gestaltet sind. Daher kehren beide nach Vollendung ihres irdischen Werkes wieder zu Sonne und Mond zurück. Darum

ſagt die älteſte Form des Mythus bloß, die Sonne ſei nach langer Finſterniß aus dem Titicacaſee hervorgegangen und fortan als das höchſte Weſen verehrt worden. Cieza p. 180. Pöppig Incas S. 389.

Wie nun in der Mythologie öfters die Begriffe von Gattin und Schweſter collidiren, ſo auch hier. Der Mythus bezeichnet durch beide Begriffe daſſelbe Verwandtſchaftsverhältniß einer männlichen und weiblichen zuſammengehörigen Naturkraft. In der urſprünglichen Geſtalt wurde nun die weibliche vergötterte und anthropomorphirte Naturkraft bald als Schweſter aufgefaßt, von andern wieder als Gattin, wieder andere, die beide Vorſtellungen vorfanden, verſchmolzen ſie zu der von verehelichten Geſchwiſtern. So ſind nach Peruaniſcher Vorſtellung Sonne und Mond Geſchwiſter und Gatten, darum auch ihre Kinder Manco Capac und Mama Oello, darum auch heirathen, wie wir ſpäter ſehen werden, die Inkas ihre Schweſtern. Auch im folgenden Mythus (§. 62) heirathet der Bruder ſeine Schweſter. Die beiden nach einem braſilianiſchen Fluthmythus geretteten Menſchen waren ebenfalls Gatten und Geſchwiſter, §. 55. So hat Zeus ſeine Schweſter Here zur Gattin, Faunus die Fauna, Saturnus die Ops, Oceanus die Tethys, die ſechs Söhne des Aeolus ihre ſechs Schweſtern. So iſt bei den Egyptern Iſis nicht bloß die Gattin des Oſiris, ſondern auch ſeine Schweſter, dann heißt ſie aber auch wieder ſeine Tochter und wieder ſeine Mutter. Bunſen Egypten I, 489. 490. 491. 494.

Andere Eigenthümlichkeiten dieſes Mythus von Manco Capac werden noch im Verlauf zur Sprache kommen.

Einer rationaliſirenden Auffaſſung deſſelben, wie er jetzt noch unter den Indianern Perus erzählt wird, erwähnt Stevenſon I, 261 ff., im engliſchen Original I, 394. Es zeigt ſich hier derſelbe Rationalismus, wie bei der Sage von Inca Roca, §. 65, nur daß hier bei dem Engliſchen Erzähler der Kulturheros Engliſches Geblüt in ſich hat. Wir ſind oben §. 55 auf einen ähnlichen in den Mythus hinein erklärten Engländer bei den Braſilianiſchen Indianern, und zwar ebenfalls nach Stevenſon, geſtoßen. Was nun unſere Erzählung anbetrifft, ſo erzählt ſie unſer Gewährsmann folgendermaßen: „Ein weißer Mann ward von einem gewiſſen Cocapac, einem Häuptling, auf der Küſte angetroffen; er befragte den Weißen vermittelſt Zeichen, wo er her ſei, und erhielt zur Antwort, er wäre ein Engländer. Er nahm ihn mit ſich nach Hauſe, wo er eine Tochter hatte; der Fremdling blieb bei

ihnen, bis die letztere ihm einen Sohn und eine Tochter geboren, worauf er ſtarb. Der alte Mann nannte den Knaben Ingasman Cocapac und das Mädchen Mama Oelle; ſie hatten eine ſchöne weiße Geſichtsfarbe und blondes Haar, und eine eigenthümliche, von der der Indianer verſchiedene Tracht. Durch die Erzählungen jenes Fremdlings von der Lebensweiſe und Regierung anderer Völker wurde Cocapac veranlaßt, den Plan zur Erhebung ſeiner Familie zu faſſen. Er unterrichtete ſeine Enkel, wie ſie ſich zu benehmen hätten, und begab ſich mit ihnen zuerſt in das Thal von Cuzco, woſelbſt einer der bedeutendſten Stämme der Indianer wohnte. Dieſen that er kund, daß die Sonne, ihr Gott, ihnen zwei ihrer Kinder geſendet habe, um ſie glücklich zu machen und zu regieren; ſie ſollten nur am folgenden Morgen beim Sonnenaufgang auf einen gewiſſen Berg Condor Urco gehen und jene aufſuchen; zugleich ſagte er ihnen, daß die Viracochas, Sonnenkinder, Haare gleich den Strahlen, und Augen gleich der Farbe der Sonne hätten. Die Indianer begaben ſich auch zur anberaumten Zeit nach jenem Berg und fanden den Jüngling und das Mädchen, hielten aber beide ihrer Farbe und Geſtalt wegen für einen Zauberer und eine Hexe, und ſchickten ſie nach dem ſogenannten Hexenthal Rimac Malca, woſelbſt jetzt Lima ſteht. Cocapac war ſeinen Enkeln aber gefolgt und brachte ſie in die Nähe des Sees Titicaca, wo ein anderer mächtiger Stamm der Indianer ſeinen Wohnſitz hatte, denen er das nämliche Märchen erzählte, und die Viracochas beim Sonnenaufgang an dem einen Ende des Sees aufzuſuchen gebot. Dieß thaten ſie, fanden jene an der bezeichneten Stelle und erkannten ſie als die Kinder ihres Gottes und als ihre Regenten an. Durch dieſen glücklichen Erfolg ermuthigt beſchloß Cocapac, ſich an den ungläubigen Indianern von Cuzco zu rächen, und nachdem er ſeine Enkel von ſeinem Vorhaben in Kenntniß geſetzt, erklärt er den Indianern, daß der Viracocha Ingasman Cocapac (Inca Manco-Capac) beſchloſſen habe, ſich einen Reſidenzort auszuſuchen; ſie ſollten demſelben mit ihren Waffen verſehen bis zu der Stelle folgen, wo er ſeinen goldenen Stab oder Scepter in den Boden ſtecken würde; dieß würde der gewählte Ort ſein. Die Sonnenkinder zogen nun mit ihrem Volk in die Ebene von Cuzco, deſſen Bewohner über ihre Wiedererſcheinung beſtürzt und von der Ueberzahl ihrer Begleiter überwältigt, ſie jetzt als die Kinder ihres Gottes und als ihre Gebieter anerkannten. Auf dieſe Weiſe ward das Reich der Incas gegründet." So weit lautet die Er-

fühlung bei Stevenſon, die er von den Indianern aus verſchiedenen Gegenden gehört zu haben behauptet. Jener Sage, daß wir hier eine ganz junge Form des alten Mythus vor uns haben, von der nicht immer unterſchieden werden kann, wie Vieles den Indianern, wie Vieles den Creolen und chriſtlichen Geiſtlichen angehört. Eins aber iſt ſicher, daß die guten Indianer nicht ſelber darauf kamen, ihren Inca Manco Capac von einem Engländer, Inglesman (d. h. Engländmann) und einem ihnen ſonſt ganz unbekannten Cacapac durch andere Wortabtheilung und Mythenetymologie abzuleiten. Von einer andern rationaliſirenden Auffaſſung unſres Mythus bei Peralta wird unten §. 65 die Rede ſein.

---

§. 62. Die Sage von den vier erſten Brüdern und ihren vier Schweſtern. Lokalſage von Pacari-Tambo.

Neben der ſo eben erzählten Sage läuft eine andere, die Garcilaſſo auch beiläufig erwähnt, die aber ausführlicher von ältern Schriftſtellern, beſonders von Monteſinos, überliefert iſt. Es iſt die Ueberlieferung der Collas oder Gebirgsbewohner von Pacari-Tambo, öſtlich von Cuzco. Anfänglich gleich nach der Fluth waren vier Brüder: Ayar Manco Topa, Ayar Chachi Topa, Ayar Auca Topa, Ayar Uchu Topa, und vier Schweſtern: Mama Cora, Hipa Huacun, Mama Huacun und Pilco Acum. Nach Hazart 253 a waren es nur drei Geſchwiſterpaare. Monteſinos läßt ſeine vier Paare nach Peru einwandern. Das geſchieht aber nur ſeiner Lieblingshypotheſe zu gefallen, um ſeine Helden mit Noah in Verbindung zu bringen. Die alte Peruaniſche Ueberlieferung verſetzt ihren Urſprung in das eigene Land. Und zwar berichten die meiſten, wie Molina, Balboa, Acoſta und Garcilaſſo, daß die Geſchwiſter der Erde entſtiegen, d. h. aus den Fenſterhäuſern oder Höhlen von Pacari-Tambo, — alſo wie ſo viele kosmogoniſche Mythen die erſten Menſchen aus der Erde und Höhlen hervorgehen laſſen. Andere, wie Calancha, und wie Acoſta und Garcilaſſo ebenfalls erwähnen, geben dieſen Geſchwiſtern den Gott Viracocha zum Vater, der gleich nach der Fluth aus dem Titicaca-See herausgeſtiegen war. Von ihm hätten ſie die Herrſchaft erlangt. Dieſe letztere Faſſung der Sage iſt darum nicht für die urſprüngliche zu halten, weil ſie unſere Sage von den vier Ge-

ſchwiſterpaaren mit der ſogleich (§. 63) zu erwähnenden Sage von Viracocha zu verbinden ſucht, die eine für ſich beſtehende Sage iſt mit beſonderer Lokalität. — Nachdem nun alſo jene Paare aus den Höhlen hervorgegangen waren, trug es ſich zuerſt zu, daß der älteſte Bruder auf einen Berg ſtieg, nach den vier Himmelsgegenden einen Stein warf, und auf dieſe Weiſe Beſitz von dem Lande ergriff. Dieß erregte aber die Eiferſucht ſeiner Brüder. Der jüngſte, Ayar Uchu Topa, von allen der liſtigſte, beſchloß, ſich nicht bloß ſeines ältern Bruders, ſondern auch der übrigen zu entledigen, und ſo in den alleinigen Beſitz der Herrſchaft zu gelangen. Er wurde aber durch folgende Liſt der erſte König im Lande. Den älteſten Bruder überredete er, in eine Höhle zu gehen und daſelbſt ſeine Gebete an den höchſten Gott Illatici Huiracocha zu richten. Kaum war aber jener drinnen, als er ihm den Rückweg mit Felsſtücken ſo gut verſperrte, daß der Bruder ewig gefangen war. Nach Hazart wußte der älteſte Bruder, den er Ayrache nennt, ſich mit Flügeln aus der Höhle zu erheben, worauf er ſeine künftige Verehrung und die Errichtung eines Sonnentempels in Cuzco befahl, zuletzt in eine ſteinerne Bildſäule verwandelt wurde in der Geſtalt, die er früher gehabt hatte. Nun überredete Ayar Uchu Topa den zweiten Bruder, mit ihm den verlornen Bruder zu ſuchen und den Gipfel eines hohen Berges zu beſteigen. Dort angelangt ſtieß er ihn plötzlich in den Abgrund hinunter. Den andern Brüdern gab er vor, der Bruder ſei in einen Stein verwandelt worden. Nach Balboa und Hazart, welch letzterer indeſſen auch hier den Bruder anders nennt, nämlich Aranca, geſchah die Verwandlung in einen Stein wirklich, und zwar durch einen Zauberer. Dieſe Faſſung iſt auch als die ältere anzuſehen. Der Zauberer verwandelte ihn ſo ſchnell und ließ ihm ſo wenig Zeit, daß die Verwandlung ſchon angefangen hatte, als der Verwandelte noch ſchnell ſich von ſeinen Brüdern göttliche Verehrung erbat. Dieſe Verehrung fand auch nachher bei einem beſondern Feſte ſtatt, das man Quarochiqui hieß. Nach Balboa zeigte man dieſen verwandelten Stein ſpäter noch an Ort und Stelle, nach dem rationaliſirenden Monteſinos dagegen brachte man einen unterſchobenen Stein nach Cuzco, wo er verehrt wurde. — Auf ſolche Vorgänge hin flüchtete ſich nun der dritte Bruder. Da gab Ayar Uchu Topa vor, dieſer ſei in den Himmel aufgenommen worden. So am Ziele ſeines Strebens angelangt, erbaute er Cuzco, ließ ſich als Sohn der Sonne verehren, nahm den Namen Pirrhua Manco an, und heira-

thete ſeine älteſte Schweſter. Unter ſeiner Regierung wurden mehrere Städte nach dem Muſter von Cuzco erbaut, und die nächſt wohnenden Völker unterworfen. Aber auch er wurde zuletzt in einen Stein verwandelt.

Dieſer Mythus ſtimmt nicht recht zu dem von Manco Capac, nach welchem die Menſchen vorher wie Wilde lebten und erſt durch die beiden Geſchwiſter zur Kultur gebracht wurden, während hier die vier Geſchwiſterpaare ſogleich, wie ſie aus den Höhlen hervortraten, Kultur und Sonnendienſt einführten. Es ſind eben Mythen von unabhängigem Urſprunge. Aber ſchon die Peruaner und dann die ihre Combinationen nachſchreibenden Spanier haben beide Mythen mit einander zu verbinden geſucht. Dieſe Combination geſchieht daher nicht überall auf dieſelbe Weiſe. Denn nach einer Faſſung derſelben, welche Hazart überliefert hat, führte der älteſte Bruder den Sonnendienſt ein; nach Monteſinos der jüngſte, der ſich auch als Sohn der Sonne verehren ließ. Und wie im vorigen Mythus Manco Capac ſeine Schweſter geheirathet hatte, ſo that nun hier daſſelbe Ayar Uchu Topa. Aber nicht bloß einzelne Züge, ſondern Manco Capac ſelbſt wird in den Kreis des Mythus der vier Geſchwiſter gezogen, und zwar auch wieder auf ganz verſchiedene Weiſe. Denn Monteſinos und mit ihm die eine Relation Acoſta's (I, 25) machen den Manco Capac zum Sohne des jüngſten jener Brüder, während nach eben demſelben Monteſinos (S. 12) Illatici ihn zum unmittelbaren Sohne der Sonne erklärte, was wohl geſchehen mußte, wenn nicht der Mythus von Manco Capac einer ſeiner weſentlichſten Eigenſchaften ſollte beraubt werden. Auf der andern Seite machen Balboa und Garcilaſſo, vgl. auch Baumgarten II, 246, den Manco Capac geradezu zum älteſten jener Brüder und laſſen ihn ſo ziemlich die Rolle ſpielen, die Monteſinos dem jüngſten zugedacht hat, der aber bei ihm ſein Vater iſt. Balboa fügt noch den Umſtand bei, daß die Veranlaſſung zur brüderlichen Zwietracht der Anſtoß war wegen der Vermählung Manco Capac's mit ſeiner Schweſter, — ein ſicher viel ſpäter hineingetragener Zug. Die alten Peruaner nahmen gewiß an dieſer Vermählung keinen Anſtoß. Uebrigens ſtimmt der Hauptſache nach mit Balboa und Garcilaſſo auch die andere Relation bei Acoſta (VI, 20) überein, nach welcher Manco Capac gleich nach der Fluth aus der Höhle von Tampo hervorging. Bei Acoſta I, 25 und Baumgarten II, 244 ſind beide Mythen ſo vereinigt, daß Manco Capac mit ſeiner Schweſter

vom Titicacasee aus zuerst nach Pacarec Tompu oder Pacari-Tambo kam, welches durch Schlafstätte der Morgenröthe erklärt wird, und dann erst später Cuzco erreichte. Nach Balboa war es ferner Manco Capac, der durch den Fluch des in der Höhle eingeschlossenen Bruders in einen Stein verwandelt wurde. Die Namen der übrigen Brüder sind bei Balboa und dem einen Berichte bei Garcilasso dieselben wie bei Montesinos, nur daß Ayar Auca es ist, der eingesperrt wird, und zwar nachdem ihn sein Bruder überredet hatte, goldene Schätze in der Höhle zu holen. Auch wird Ayar Cacha in einen Fels verwandelt. Nach dem andern Berichte bei Garcilasso sind auch die Namen der Brüder ganz verschieden von jenen. Alle diese Verschiedenheiten zeigen eine große Verzweigung des Mythus und die Ursprünglichkeit seiner einfachen Züge.

Den Schlüssel zum Verständniß dieser ursprünglichen Züge geben uns die in demselben erzählten Verwandlungen in Steine und Felsen. Das sind eben die ursprünglichen Züge selbst. Wir wissen ja schon, daß solche mythischen Verwandlungen auf eine frühere Verehrung des durch die Verwandlung entstandenen Gegenstandes hinweisen, der später personifizirt wurde. Wenn nun in unserm Mythus immer wieder bei aller Verschiedenheit der Rollen der Brüder die Verwandlungen in Stein gleichmäßig sich wiederholen, so weist das auf frühern Steinkultus, dessen Steingötter allmälig anthropomorphirt und sogar durch die Sage soweit euhemerisirt wurden, daß man nach gewohnter Art versucht wurde, hier wirkliche Geschichte zu finden.

Der frühere Steinkultus der Peruaner wird nun aber vielfach bezeugt, besonders von Garcilasso, Balboa 2, Acosta V, 4, 5. Schneider zu Ulloa's Mémoires II, 420. Wir haben schon oben bei dem Mythus von Manco Capac desselben erwähnt, und wir werden weiter unten aus Anlaß der Guacas oder Fetische noch ausführlicher auf denselben zu sprechen kommen. Sei es nun, daß im Mythus verwandelte und im Kultus verehrte Steine durch die Inkas nach Cuzco geschafft wurden, wie dieß mit den Göttern der bezwungenen Völker zu geschehen pflegte, Prescott Peru I, 59, — sei es, daß Felsen an Ort und Stelle verehrt wurden, — sei es endlich, daß beides, bald das eine, bald das andere, und dieses letztere ist auch wirklich der Fall, anzunehmen ist, immerhin beweist es den Zusammenhang des Mythus mit diesem Steindienste.

Damit stehen auch die Abgründe und Höhlen in Verbindung, die früher ebenfalls verehrt wurden. Darum wollten einzelne Stämme

der Collas aus Felſenklüften, Gräbern und Brunnen herſtammen. Baumgarten II, 253. Namentlich ſpringt die Beziehung des Mythus auf den Höhlendienſt in die Augen. Wie bei andern amerikaniſchen Stämmen Höhlen die älteſten Tempel waren, ſo auch in Peru. Balboa 3. Beſonders verehrte man unter dem Namen Paracinas diejenigen Orte, aus denen die erſten Voreltern aus der Erde hervorgingen. Ternaux XVII, 13. Wie wir ſchon ſo oft dem kosmogoniſchen Mythus vom Hervorgehen der Menſchen aus Höhlen begegneten, ſo werden wir auch noch bei den Mexikanern auf einen ſolchen ſtoßen, nach welchem die ſieben erſten Azteken aus ſieben Höhlen kamen. Wenn unſer Peruaniſcher Mythus in die Zeit der großen Fluth gerückt wird, ſo daß die in Höhlen ſich flüchtenden Menſchen dieſelben verſtopften, vom Ablauf der Gewäſſer aber durch die beſchmutzten Pfoten der Hunde Kunde erhielten, Zarate Cap. 10, ſo iſt das auch nur der Vereinigung eines kosmogoniſchen Mythus mit einem andern zuzuſchreiben. Dergleichen Höhlen, alte Kultusſtätten, werden dann als Orte des Mythus gezeigt und heilig gehalten. In Peru waren in dieſer Hinſicht beſonders berühmt die fünf Meilen von Cuzco ſich befindenden Gebäude Pacari-Tambo oder Tambo Coco, Pacarec Tompu, welche Ausdrücke erklärt werden durch Haus des Morgens, Schlafſtätte der Morgenröthe, Haus des Fenſters, oder nach Garcia Haus der Zeugung. Dieſe Gebäude galten für uralt und hatten ihre Namen von den alten Höhlen. Auch der Hain in der Nähe wurde verehrt. Der ganze heilige Ort ſoll ehedem in Zeiten der Peſt und des Erdbebens allein verſchont worden ſein. Dort hatten ſogar die Inkas bisweilen ihren Thron aufgeſchlagen, auch eine Kriegsſchule daſelbſt gegründet. Balboa 4. Monteſinos 112. 119 ff. Baumgarten II, 244.

Wenn der Mythus den dritten Bruder in den Himmel entrückt, ſo weist dieſer Zug auf ſeine Verehrung als eines Himmelsgottes.

Die Vierzahl der Paare, die gewöhnlich angegeben wird, bezieht ſich nicht ſo ſehr oder bloß auf die Viertheiligkeit der Weltgegenden, als beſonders auf die Viertheiligkeit des Peruaniſchen Volks, die Viertheiligkeit der Hauptſtadt Cuzco und der nach ihrem Muſter erbauten anderen Städte. Wie der Sonnendienſt, wie ſelbſt Manco Capac und Mama Oello von den Inkaperuanern in den Mythus gezogen wurden, ſo auch die Vierzahl, oder ſie wurde wenigſtens von verſchiedenen vorgefundenen Zahlen vorzugsweiſe feſtgehalten. Dabei gewinnt nun die-

jenige Ueberlieferung, die sich bei Hazart 253 a findet, nach welcher es nur drei Paare waren, eine besondere Bedeutung, indem sie jedenfalls in die vorinkaische Zeit gehört. Wie die Vierzahl von den Inkas aufgegriffen wurde, ergiebt sich auch noch aus folgendem Mythus, der eigentlich nach Tiahuacanu am Titicacasee, südlich von Cuzco, gehört, der aber nur noch in der inkaischen Gestalt überliefert ist. Ein Mensch, der in besagtem Orte erschien, war so mächtig, daß er die Welt in vier Theile theilte und an vier Personen verschenkte, den nördlichen dem Manco Capac, den südlichen dem Colla, den östlichen dem Tokay, den westlichen dem Pinahua, alle vier erhielten den Königstitel. Daher rühre die Viertheiligkeit des Reiches und der Hauptstadt der Inkas. Vgl. Baumgarten II, 246. Jener mächtige Mensch, der vom Titicacasee aus die Herrschaft der Welt vertheilte, ist Niemand anders als Viracocha, wie wir sogleich sehen werden.

§. 63. Mythus von Viracocha. Lokalmythus vom Titicacasee, Mythus der Aymaras.

Die Sage von Manco Capac hängt mit dem Mythus von Viracocha auf verschiedene Weise zusammen. Einmal wird Manco Capac selber ein Viracocha genannt; dann zieht Viracocha mit den belebten Steinbildern nach Cuzco, Velasco I, 80. Gomara hist. gen. 119; endlich geht Manco Capac vom Titicacasee aus. Prichard IV, 487 nach d'Orbigny, Prescott I, 10 u. s. w. Denn noch jünger ist offenbar die Angabe, daß letzterer übers Meer kam, Velasco I, 80. Gomara hist. gen. 119. Diese Angabe ist so gut erst seit der Bekanntschaft mit den Europäern entstanden als jene, welche sich jetzt noch bei den Indianern in Peru vorfindet, daß nämlich Cocapak und Mama Oolle von einem Engländer abstammen. Stevenson travels in South America I, 394, deutsch I, 261, oben §. 61. Klemm V, 172. Dagegen hat die Annahme einer Herkunft vom Titicacasee ihre gute Berechtigung in der Kultur am besagten See, die dem Inkareich voranging. Und so ist denn ganz natürlich der am Schlusse des vorigen Paragraphen erwähnte Mann, von dem Manco Capac die Herrschaft erhielt, Viracocha.

ſagt die älteſte Form des Mythus bloß, die Sonne ſei nach langer Finſterniß aus dem Titicacaſee hervorgegangen und fortan als das höchſte Weſen verehrt worden. Cieza p. 180. Pöppig Incas S. 389.

Wie nun in der Mythologie öfters die Begriffe von Gattin und Schweſter collidiren, ſo auch hier. Der Mythus bezeichnet durch beide Begriffe daſſelbe Verwandtſchaftsverhältniß einer männlichen und weiblichen zuſammengehörigen Naturkraft. In der urſprünglichen Geſtalt wurde nun die weibliche vergötterte und anthropomorphirte Naturkraft bald als Schweſter aufgefaßt, von andern wieder als Gattin, wieder andere, die beide Vorſtellungen vorfanden, verſchmolzen ſie zu der von verehelichten Geſchwiſtern. So ſind nach Peruaniſcher Vorſtellung Sonne und Mond Geſchwiſter und Gatten, darum auch ihre Kinder Manco Capac und Mama Oello, darum auch heirathen, wie wir ſpäter ſehen werden, die Inkas ihre Schweſtern. Auch im folgenden Mythus (§. 62) heirathet der Bruder ſeine Schweſter. Die beiden nach einem braſilianiſchen Fluthmythus geretteten Menſchen waren ebenfalls Gatten und Geſchwiſter, §. 55. So hat Zeus ſeine Schweſter Here zur Gattin, Faunus die Fauna, Saturnus die Ops, Oceanus die Tethys, die ſechs Söhne des Aeolus ihre ſechs Schweſtern. So iſt bei den Egyptern Iſis nicht bloß die Gattin des Oſiris, ſondern auch ſeine Schweſter, dann heißt ſie aber auch wieder ſeine Tochter und wieder ſeine Mutter. Bunſen Egypten I, 489. 490. 491. 494.

Andere Eigenthümlichkeiten dieſes Mythus von Manco Capac werden noch im Verlauf zur Sprache kommen.

Einer rationaliſirenden Auffaſſung deſſelben, wie er jetzt noch unter den Indianern Perus erzählt wird, erwähnt Stevenſon I, 261 ff., im engliſchen Original I, 394. Es zeigt ſich hier derſelbe Rationalismus, wie bei der Sage von Inca Roca, §. 65, nur daß hier bei dem Engliſchen Erzähler der Kulturheros Engliſches Geblüt in ſich hat. Wir ſind oben §. 55 auf einen ähnlichen in den Mythus hinein erklärten Engländer bei den Braſilianiſchen Indianern, und zwar ebenfalls nach Stevenſon, geſtoßen. Was nun unſere Erzählung anbetrifft, ſo erzählt ſie unſer Gewährsmann folgendermaßen: „Ein weißer Mann ward von einem gewiſſen Cocapac, einem Häuptling, auf der Küſte angetroffen; er befragte den Weißen vermittelſt Zeichen, wo er her ſei, und erhielt zur Antwort, er wäre ein Engländer. Er nahm ihn mit ſich nach Hauſe, wo er eine Tochter hatte; der Fremdling blieb bei

ihnen, bis die letztere ihm einen Sohn und eine Tochter geboren, worauf er ſtarb. Der alte Mann nannte den Knaben Ingasman Cocapac und das Mädchen Mama Oelle; ſie hatten eine ſchöne weiße Geſichtsfarbe und blondes Haar, und eine eigenthümliche, von der der Indianer verſchiedene Tracht. Durch die Erzählungen jenes Fremdlings von der Lebensweiſe und Regierung anderer Völker wurde Cocapac veranlaßt, den Plan zur Erhebung ſeiner Familie zu faſſen. Er unterrichtete ſeine Enkel, wie ſie ſich zu benehmen hätten, und begab ſich mit ihnen zuerſt in das Thal von Cuzco, woſelbſt einer der bedeutendſten Stämme der Indianer wohnte. Dieſen that er kund, daß die Sonne, ihr Gott, ihnen zwei ihrer Kinder geſendet habe, um ſie glücklich zu machen und zu regieren; ſie ſollten nur am folgenden Morgen beim Sonnenaufgang auf einen gewiſſen Berg Condor Urco gehen und jene aufſuchen; zugleich ſagte er ihnen, daß die Viracochas, Sonnenkinder, Haare gleich den Strahlen, und Augen gleich der Farbe der Sonne hätten. Die Indianer begaben ſich auch zur anberaumten Zeit nach jenem Berg und fanden den Jüngling und das Mädchen, hielten aber beide ihrer Farbe und Geſtalt wegen für einen Zauberer und eine Hexe, und ſchickten ſie nach dem ſogenannten Hexenthal Rimac Malca, woſelbſt jetzt Lima ſteht. Cocapac war ſeinen Enkeln aber gefolgt und brachte ſie in die Nähe des Sees Titicaca, wo ein anderer mächtiger Stamm der Indianer ſeinen Wohnſitz hatte, denen er das nämliche Märchen erzählte, und die Viracochas beim Sonnenaufgang an dem einen Ende des Sees aufzuſuchen gebot. Dieß thaten ſie, fanden jene an der bezeichneten Stelle und erkannten ſie als die Kinder ihres Gottes und als ihre Regenten an. Durch dieſen glücklichen Erfolg ermuthigt beſchloß Cocapac, ſich an den ungläubigen Indianern von Cuzco zu rächen, und nachdem er ſeine Enkel von ſeinem Vorhaben in Kenntniß geſetzt, erklärt er den Indianern, daß der Viracocha Ingasman Cocapac (Inca Manco-Capac) beſchloſſen habe, ſich einen Reſidenzort auszuſuchen; ſie ſollten demſelben mit ihren Waffen verſehen bis zu der Stelle folgen, wo er ſeinen goldenen Stab oder Scepter in den Boden ſtecken würde; dieß würde der gewählte Ort ſein. Die Sonnenkinder zogen nun mit ihrem Volk in die Ebene von Cuzco, deſſen Bewohner über ihre Wiedererſcheinung beſtürzt und von der Ueberzahl ihrer Begleiter überwältigt, ſie jetzt als die Kinder ihres Gottes und als ihre Gebieter anerkannten. Auf dieſe Weiſe ward das Reich der Incas gegründet.“ So weit lautet die Er-

zählung bei Stevenſon, die er von den Indianern aus verſchiedenen Gegenden gehört zu haben behauptet. Jeder ſieht, daß wir hier eine ganz junge Form des alten Mythus vor uns haben, von der nicht immer unterſchieden werden kann, wie Vieles den Indianern, wie Vieles den Creolen und chriſtlichen Geiſtlichen angehöre. Eins aber iſt ſicher, daß die guten Indianer nicht ſelber darauf kamen, ihren Inca Manco Capac von einem Engländer, Ingasman (d. h. Engliſhman) und einem ihnen ſonſt ganz unbekannten Cocapac durch andere Wortabtheilung und Mythenetymologie abzuleiten. Von einer andern rationaliſirenden Auffaſſung unſres Mythus bei Peralta wird unten §. 65 die Rede ſein.

---

§. 62. Die Sage von den vier erſten Brüdern und ihren vier Schweſtern. Lokalſage von Pacari-Tambo.

Neben der ſo eben erzählten Sage läuft eine andere, die Garcilaſſo auch beiläufig erwähnt, die aber ausführlicher von ältern Schriftſtellern, beſonders von Monteſinos, überliefert iſt. Es iſt die Ueberlieferung der Collas oder Gebirgsbewohner von Pacari-Tambo, öſtlich von Cuzco. Anfänglich gleich nach der Fluth waren vier Brüder: Ayar Manco Topa, Ayar Chachi Topa, Ayar Auca Topa, Ayar Uchu Topa, und vier Schweſtern: Mama Cora, Hipa Huacun, Mama Huacun und Pilco Acum. Nach Hazart 253 a waren es nur drei Geſchwiſterpaare. Monteſinos läßt ſeine vier Paare nach Peru einwandern. Das geſchieht aber nur ſeiner Lieblingshypotheſe zu gefallen, um ſeine Helden mit Noah in Verbindung zu bringen. Die alte Peruaniſche Ueberlieferung verſetzt ihren Urſprung in das eigene Land. Und zwar berichten die meiſten, wie Molina, Balboa, Acoſta und Garcilaſſo, daß die Geſchwiſter der Erde entſtiegen, d. h. aus den Fenſterhäuſern oder Höhlen von Pacari-Tambo, — alſo wie ſo viele kosmogoniſche Mythen die erſten Menſchen aus der Erde und Höhlen hervorgehen laſſen. Andere, wie Calancha, und wie Acoſta und Garcilaſſo ebenfalls erwähnen, geben dieſen Geſchwiſtern den Gott Viracocha zum Vater, der gleich nach der Fluth aus dem Titicaca-See herausgeſtiegen war. Von ihm hätten ſie die Herrſchaft erlangt. Dieſe letztere Faſſung der Sage iſt darum nicht für die urſprüngliche zu halten, weil ſie unſere Sage von den vier Ge-

ſchwiſterpaaren mit der ſogleich (§. 63) zu erwähnenden Sage von Viracocha zu verbinden ſucht, die eine für ſich beſtehende Sage iſt mit beſonderer Lokalität. — Nachdem nun alſo jene Paare aus den Höhlen hervorgegangen waren, trug es ſich zuerſt zu, daß der älteſte Bruder auf einen Berg ſtieg, nach den vier Himmelsgegenden einen Stein warf, und auf dieſe Weiſe Beſitz von dem Lande ergriff. Dieß erregte aber die Eiferſucht ſeiner Brüder. Der jüngſte, Ayar Uchu Topa, von allen der liſtigſte, beſchloß, ſich nicht bloß ſeines ältern Bruders, ſondern auch der übrigen zu entledigen, und ſo in den alleinigen Beſitz der Herrſchaft zu gelangen. Er wurde aber durch folgende Liſt der erſte König im Lande. Den älteſten Bruder überredete er, in eine Höhle zu gehen und daſelbſt ſeine Gebete an den höchſten Gott Illatici Huiracocha zu richten. Kaum war aber jener drinnen, als er ihm den Rückweg mit Felsſtücken ſo gut verſperrte, daß der Bruder ewig gefangen war. Nach Hazart wußte der älteſte Bruder, den er Ayrache nennt, ſich mit Flügeln aus der Höhle zu erheben, worauf er ſeine künftige Verehrung und die Errichtung eines Sonnentempels in Cuzco befahl, zuletzt in eine ſteinerne Bildſäule verwandelt wurde in der Geſtalt, die er früher gehabt hatte. Nun überredete Ayar Uchu Topa den zweiten Bruder, mit ihm den verlornen Bruder zu ſuchen und den Gipfel eines hohen Berges zu beſteigen. Dort angelangt ſtieß er ihn plötzlich in den Abgrund hinunter. Den andern Brüdern gab er vor, der Bruder ſei in einen Stein verwandelt worden. Nach Balboa und Hazart, welch letzterer indeſſen auch hier den Bruder anders nennt, nämlich Aranca, geſchah die Verwandlung in einen Stein wirklich, und zwar durch einen Zauberer. Dieſe Faſſung iſt auch als die ältere anzuſehen. Der Zauberer verwandelte ihn ſo ſchnell und ließ ihm ſo wenig Zeit, daß die Verwandlung ſchon angefangen hatte, als der Verwandelte noch ſchnell ſich von ſeinen Brüdern göttliche Verehrung erbat. Dieſe Verehrung fand auch nachher bei einem beſondern Feſte ſtatt, das man Quarochiqui hieß. Nach Balboa zeigte man dieſen verwandelten Stein ſpäter noch an Ort und Stelle, nach dem rationaliſirenden Monteſinos dagegen brachte man einen unterſchobenen Stein nach Cuzco, wo er verehrt wurde. — Auf ſolche Vorgänge hin flüchtete ſich nun der dritte Bruder. Da gab Ayar Uchu Topa vor, dieſer ſei in den Himmel aufgenommen worden. So am Ziele ſeines Strebens angelangt, erbaute er Cuzco, ließ ſich als Sohn der Sonne verehren, nahm den Namen Pirrhua Manco an, und heira-

thete ſeine älteſte Schweſter. Unter ſeiner Regierung wurden mehrere Städte nach dem Muſter von Cuzco erbaut, und die nächſt wohnenden Völker unterworfen. Aber auch er wurde zuletzt in einen Stein verwandelt.

Dieſer Mythus ſtimmt nicht recht zu dem von Manco Capac, nach welchem die Menſchen vorher wie Wilde lebten und erſt durch die beiden Geſchwiſter zur Kultur gebracht wurden, während hier die vier Geſchwiſterpaare ſogleich, wie ſie aus den Höhlen hervortraten, Kultur und Sonnendienſt einführten. Es ſind eben Mythen von unabhängigem Urſprunge. Aber ſchon die Peruaner und dann die ihre Combinationen nachſchreibenden Spanier haben beide Mythen mit einander zu verbinden geſucht. Dieſe Combination geſchieht daher nicht überall auf dieſelbe Weiſe. Denn nach einer Faſſung derſelben, welche Hazart überliefert hat, führte der älteſte Bruder den Sonnendienſt ein; nach Monteſinos der jüngſte, der ſich auch als Sohn der Sonne verehren ließ. Und wie im vorigen Mythus Manco Capac ſeine Schweſter geheirathet hatte, ſo that nun hier daſſelbe Ayar Uchu Topa. Aber nicht bloß einzelne Züge, ſondern Manco Capac ſelbſt wird in den Kreis des Mythus der vier Geſchwiſter gezogen, und zwar auch wieder auf ganz verſchiedene Weiſe. Denn Monteſinos und mit ihm die eine Relation Acoſta's (I, 25) machen den Manco Capac zum Sohne des jüngſten jener Brüder, während nach eben demſelben Monteſinos (S. 12) Illatici ihn zum unmittelbaren Sohne der Sonne erklärte, was wohl geſchehen mußte, wenn nicht der Mythus von Manco Capac einer ſeiner weſentlichſten Eigenſchaften ſollte beraubt werden. Auf der andern Seite machen Balboa und Garcilaſſo, vgl. auch Baumgarten II, 246, den Manco Capac geradezu zum älteſten jener Brüder und laſſen ihn ſo ziemlich die Rolle ſpielen, die Monteſinos dem jüngſten zugedacht hat, der aber bei ihm ſein Vater iſt. Balboa fügt noch den Umſtand bei, daß die Veranlaſſung zur brüderlichen Zwietracht der Anſtoß war wegen der Vermählung Manco Capac's mit ſeiner Schweſter, — ein ſicher viel ſpäter hineingetragener Zug. Die alten Peruaner nahmen gewiß an dieſer Vermählung keinen Anſtoß. Uebrigens ſtimmt der Hauptſache nach mit Balboa und Garcilaſſo auch die andere Relation bei Acoſta (VI, 20) überein, nach welcher Manco Capac gleich nach der Fluth aus der Höhle von Tampo hervorging. Bei Acoſta I, 25 und Baumgarten II, 244 ſind beide Mythen ſo vereinigt, daß Manco Capac mit ſeiner Schweſter

vom Titicacasee aus zuerst nach Pacarec Tompu oder Pacari-Tambo kam, welches durch Schlafstätte der Morgenröthe erklärt wird, und dann erst später Cuzco erreichte. Nach Balboa war es ferner Manco Capac, der durch den Fluch des in der Höhle eingeschlossenen Bruders in einen Stein verwandelt wurde. Die Namen der übrigen Brüder sind bei Balboa und dem einen Berichte bei Garcilasso dieselben wie bei Montesinos, nur daß Ayar Auca es ist, der eingesperrt wird, und zwar nachdem ihn sein Bruder überredet hatte, goldene Schätze in der Höhle zu holen. Auch wird Ayar Cacha in einen Fels verwandelt. Nach dem andern Berichte bei Garcilasso sind auch die Namen der Brüder ganz verschieden von jenen. Alle diese Verschiedenheiten zeigen eine große Verzweigung des Mythus und die Ursprünglichkeit seiner einfachen Züge.

Den Schlüssel zum Verständniß dieser ursprünglichen Züge geben uns die in demselben erzählten Verwandlungen in Steine und Felsen. Das sind eben die ursprünglichen Züge selbst. Wir wissen ja schon, daß solche mythischen Verwandlungen auf eine frühere Verehrung des durch die Verwandlung entstandenen Gegenstandes hinweisen, der später personifizirt wurde. Wenn nun in unserm Mythus immer wieder bei aller Verschiedenheit der Rollen der Brüder die Verwandlungen in Stein gleichmäßig sich wiederholen, so weist das auf frühern Steinkultus, dessen Steingötter allmälig anthropomorphirt und sogar durch die Sage soweit euhemerisirt wurden, daß man nach gewohnter Art versucht wurde, hier wirkliche Geschichte zu finden.

Der frühere Steinkultus der Peruaner wird nun aber vielfach bezeugt, besonders von Garcilasso, Balboa 2, Acosta V, 4, 5. Schneider zu Ulloa's Mémoires II, 420. Wir haben schon oben bei dem Mythus von Manco Capac desselben erwähnt, und wir werden weiter unten aus Anlaß der Guacas oder Fetische noch ausführlicher auf denselben zu sprechen kommen. Sei es nun, daß im Mythus verwandelte und im Kultus verehrte Steine durch die Inkas nach Cuzco geschafft wurden, wie dieß mit den Göttern der bezwungenen Völker zu geschehen pflegte, Prescott Peru I, 59, — sei es, daß Felsen an Ort und Stelle verehrt wurden, — sei es endlich, daß beides, bald das eine, bald das andere, und dieses letztere ist auch wirklich der Fall, anzunehmen ist, immerhin beweist es den Zusammenhang des Mythus mit diesem Steindienste.

Damit stehen auch die Abgründe und Höhlen in Verbindung, die früher ebenfalls verehrt wurden. Darum wollten einzelne Stämme

der Collas aus Felſenklüften, Gräbern und Brunnen herſtammen. Baumgarten II, 253. Namentlich ſpringt die Beziehung des Mythus auf den Höhlendienſt in die Augen. Wie bei andern amerikaniſchen Stämmen Höhlen die älteſten Tempel waren, ſo auch in Peru. Balboa 3. Beſonders verehrte man unter dem Namen Paracinas diejenigen Orte, aus denen die erſten Voreltern aus der Erde hervorgingen. Ternaux XVII, 13. Wie wir ſchon ſo oft dem kosmogoniſchen Mythus vom Hervorgehen der Menſchen aus Höhlen begegneten, ſo werden wir auch noch bei den Mexikanern auf einen ſolchen ſtoßen, nach welchem die ſieben erſten Azteken aus ſieben Höhlen kamen. Wenn unſer Peruaniſcher Mythus in die Zeit der großen Fluth gerückt wird, ſo daß die in Höhlen ſich flüchtenden Menſchen dieſelben verſtopften, vom Ablauf der Gewäſſer aber durch die beſchmutzten Pfoten der Hunde Kunde erhielten, Zarate Cap. 10, ſo iſt das auch nur der Vereinigung eines kosmogoniſchen Mythus mit einem andern zuzuſchreiben. Dergleichen Höhlen, alte Kultusſtätten, werden dann als Orte des Mythus gezeigt und heilig gehalten. In Peru waren in dieſer Hinſicht beſonders berühmt die fünf Meilen von Cuzco ſich befindenden Gebäude Pacari-Tambo oder Tambo Coco, Pacarec Tompu, welche Ausdrücke erklärt werden durch Haus des Morgens, Schlafſtätte der Morgenröthe, Haus des Fenſters, oder nach Garcia Haus der Zeugung. Dieſe Gebäude galten für uralt und hatten ihre Namen von den alten Höhlen. Auch der Hain in der Nähe wurde verehrt. Der ganze heilige Ort ſoll ehedem in Zeiten der Peſt und des Erdbebens allein verſchont worden ſein. Dort hatten ſogar die Inkas bisweilen ihren Thron aufgeſchlagen, auch eine Kriegsſchule daſelbſt gegründet. Balboa 4. Monteſinos 112. 119 ff. Baumgarten II, 244.

Wenn der Mythus den dritten Bruder in den Himmel entrückt, ſo weist dieſer Zug auf ſeine Verehrung als eines Himmelsgottes.

Die Vierzahl der Paare, die gewöhnlich angegeben wird, bezieht ſich nicht ſo ſehr oder bloß auf die Viertheiligkeit der Weltgegenden, als beſonders auf die Viertheiligkeit des Peruaniſchen Volks, die Viertheiligkeit der Hauptſtadt Cuzco und der nach ihrem Muſter erbauten anderen Städte. Wie der Sonnendienſt, wie ſelbſt Manco Capac und Mama Oello von den Inkaperuanern in den Mythus gezogen wurden, ſo auch die Vierzahl, oder ſie wurde wenigſtens von verſchiedenen vorgefundenen Zahlen vorzugsweiſe feſtgehalten. Dabei gewinnt nun die-

jenige Ueberlieferung, die ſich bei Hazart 253 a findet, nach welcher es nur drei Paare waren, eine beſondere Bedeutung, indem ſie jedenfalls in die vorinkaiſche Zeit gehört. Wie die Vierzahl von den Inkas aufgegriffen wurde, ergiebt ſich auch noch aus folgendem Mythus, der eigentlich nach Tiahuacanu am Titicacaſee, ſüdlich von Cuzco, gehört, der aber nur noch in der inkaiſchen Geſtalt überliefert iſt. Ein Menſch, der in beſagtem Orte erſchien, war ſo mächtig, daß er die Welt in vier Theile theilte und an vier Perſonen verſchenkte, den nördlichen dem Manco Capac, den ſüdlichen dem Colla, den öſtlichen dem Tokay, den weſtlichen dem Pinahua, alle vier erhielten den Königstitel. Daher rühre die Viertheiligkeit des Reiches und der Hauptſtadt der Inkas. Vgl. Baumgarten II, 246. Jener mächtige Menſch, der vom Titicacaſee aus die Herrſchaft der Welt vertheilte, iſt Niemand anders als Viracocha, wie wir ſogleich ſehen werden.

§. 63. Mythus von Viracocha. Lokalmythus vom Titicacaſee, Mythus der Aymaras.

Die Sage von Manco Capac hängt mit dem Mythus von Viracocha auf verſchiedene Weiſe zuſammen. Einmal wird Manco Capac ſelber ein Viracocha genannt; dann zieht Viracocha mit den belebten Steinbildern nach Cuzco, Velasco I, 80. Gomara hist. gen. 119; endlich geht Manco Capac vom Titicacaſee aus. Prichard IV, 487 nach d'Orbigny, Prescott I, 10 u. ſ. w. Denn noch jünger iſt offenbar die Angabe, daß letzterer übers Meer kam, Velasco I, 80. Gomara hist. gen. 119. Dieſe Angabe iſt ſo gut erſt ſeit der Bekanntſchaft mit den Europäern entſtanden als jene, welche ſich jetzt noch bei den Indianern in Peru vorfindet, daß nämlich Cocapak und Mama Oolle von einem Engländer abſtammen. Stevenson travels in South America I, 394, deutſch I, 261, oben §. 61. Klemm V, 172. Dagegen hat die Annahme einer Herkunft vom Titicacaſee ihre gute Berechtigung in der Kultur am beſagten See, die dem Inkareich voranging. Und ſo iſt denn ganz natürlich der am Schluſſe des vorigen Paragraphen erwähnte Mann, von dem Manco Capac die Herrſchaft erhielt, Viracocha.

Ebenso besteht zwischen der Sage von Pacari Tambo und der vom Titicacasee eine Verbindung, und zwar eine doppelte. Einerseits stammen nämlich nach dem Berichte mehrerer Gewährsmänner jene vier Geschwisterpaare aus Pacari Tambo von Viracocha, dem Gotte von Titicaca, ab. Nachdem dieser gleich nach der Fluth aus dem Titicacasee herausgestiegen war, erlangten jene von ihm die Herrschaft und verehrten ihn fortan als Gott. Diese Verehrung blieb auch bei den Nachkommen. Viracocha soll es auch gewesen sein, der einen der Brüder in Stein verwandelte. Montesinos 5. 7. 20. 40. 45. 53. 66. 69. 74. 88. 93. 107. 118. 123. 128. 136. 151. 169. 173. 175. 208. 225. Anderseits schließen sich beide Mythen in dem Umstande aneinander, daß der jüngste der Brüder, sobald er göttlich verehrt sein wollte, den Namen Pirrhua annahm. Das ist aber nur eine andere Form statt Vira, Huira, Viracocha. Montesinos 93 ff. Auch diese Verbindungen des Mythus von Viracocha mit den beiden anderen sind erst allmälig gemacht worden.

Die Sage von Viracocha ist eine für sich bestehende, ursprüngliche und selbstständige. Außer den schon angeführten Namen Viracocha, Pirrhua, Huira oder Huiracocha, heißt dieser Lokalgott vom Titicacasee auch noch Illatici Viracocha, Contici Viracocha, Tici Viracocha, auch nur Choun, Con, Tuapaca, Arnava. Vgl. außer obigen Stellen noch Velasco I, 90. Ternaux XVIII, 92, vgl. 90. Herrera I, 3. 6. Pöppig Incas 389. Den Mythus von Viracocha erzählt am ursprünglichsten Garcia orig. de los Indios V, 3. 7 nach Betanços.

Vor der Erschaffung der Sonne, heißt es hier, war die Erde schon bewohnt, daher auch die Gebäude am Titicacasee, die Tempel Viracochas, älter sind als die Sonne. Prichard IV, 486. Plötzlich entstieg aus diesem See Contici Viracocha, vereinigte mehrere Menschen an dem Orte Tinguanuco an diesem See. Dann erst schuf er die Sonne, den Mond, die Sterne, und wies ihnen ihren Lauf an. Die Sonne beschien von allen Gegenständen zuerst den Titicacasee, Baumgarten II, 225. Dann bildete Viracocha mehrere Bilder von Stein, denen er, nachdem er sie beseelt hatte, aus verschiedenen Höhlen hervorzugehen befahl. Darauf zog er an ihrer Spitze nach Cuzco, setzte über dasselbe den Alica Vica, von welchem die Inkas abstammen. Nach Verrichtung dieser Werke auf Erden entfernte er sich wieder übers Meer. Ternaux XV, 5. XVIII, 91.

Es versteht sich von selbst, daß ein Mythus, der die Sonne von einem andern Gotte geschaffen sein läßt, nicht von den Sonnenkönigen

der Inkas herrühren kann, denen die Sonne der Schöpfer war. Balboa 57 ff. Lacroix 369 a. u. a. m. Der Urſprung des Mythus gehört dahin, wo ſowohl früher, als auch während der Oberherrſchaft der Inkas der alten Gottheit Viracocha eine gewiſſe ſelbſtſtändige Stellung angewieſen war. Und dieſe hatte ſie unter den Stämmen der Aymares am Titicacaſee, überhaupt den Collas, deren Vorfahren aus eben dieſem See entſtanden waren. Baumgarten II, 253. Viracocha war eine daſelbſt ſchon ſeit den älteſten Zeiten, lange ſchon vor dem Sonnendienſte in Cuzco, das heißt in der Sprache des Mythus, ſchon vor der Exiſtenz der Sonne, verehrte Gottheit, von der manche berichten, daß ſie über den Sonnengott geſetzt geweſen ſei. Letztere Anſicht beruht natürlich auf der Angabe der Aymares. Monteſinos 53 macht den Viracocha ſogar zum alleinigen wahren Gott, und ihm ähnlich ſpricht ſich Balboa 58. 62 aus, nur daß dieſer ſeine Verehrung jünger anſetzt. Viracocha wurde im peruaniſchen Sonnenreiche fortwährend noch verehrt, wie ſo viele andere ältere Götter ebenfalls, ſeine Verehrung ſtand aber im Syſtem der Inkas weit hinter der des Sonnengottes zurück.

Was iſt nun aber Viracocha für ein Gott? Was iſt ſein Grundweſen? Der eigentlichen Wortbedeutung nach bezeichnet ſein Name Meerſchaum, Garcilaſſo V, 21. Ternaux XVII, 94. Prescott I, 70, oder auch Seefett, Balboa 40, Ternaux XV, 40 nach Holguin, oder auch Sohn des Meeres, Pöppig Incas 387, oder Sohn des Meerſchaums, Zarate I, 10. Es findet alſo hier dieſelbe Naturanſchauung ſtatt, wie bei der indiſchen Göttin Lackſchmi, der Gattin Viſchnus, und der griechiſchen Aphrodite, die beide aus dem Schaume des Meeres geboren waren. Das verſchiedene Geſchlecht begründet keinen weſentlichen Unterſchied, auch die Griechen hatten einen männlichen Aphroditos, eine Venus barbata. Als die griechiſche Aphrodite oder Schaumgeborne, daher auch ἀφρογενὴς, ἀφρογένεια, erſchien, da ſproßten unter ihren Füßen die Pflanzen auf. Heſiods Theog. 187 ff. Es wird mit dem Worte Aphrodite ſowohl als mit Viracocha die aus dem Waſſer hervorgehende Zeugungskraft der Natur als Saame oder Schaum bezeichnet. Denn den Griechen war der thieriſche Saame ein Schaum. Vgl. meinen Commentar zu Philos Weltſchöpfung §. 22. Es iſt alſo kein Grund da, die gewöhnliche griechiſche Etymologie und Volksanſchauung vom Worte Aphrodite (Schaumgeborne) zu verlaſſen, und ſich nach einem Semitiſchen Stammworte umzuſehen, das doch nicht unter den vielen vorder-

aſiatiſchen Namen für weibliche Gottheiten im Sprachgebrauch ſich vorfindet. Wie Aphrodite (Orpheus hymn. 54), ſo ging auch Viracocha aus dem Waſſer hervor und wieder in das Waſſer zurück. Auch nach der Kosmogonie der buddhiſtiſchen Mongolen entſtand aus dem Meere zuerſt Schaum und aus dieſem die lebendigen Weſen. Aus keinem andern Grunde konnten auch Manco Capac und ſeine Brüder Viracochas genannt werden, als weil auch ſie aus dem Titicacaſee hervorgekommen waren. Velasco I, 80 nach Gomara hist. gen. c. 119, nicht weil ſie Sonnenkinder ſind, wie Stevenſon I, 262. II, 254 erklärt. Vgl. oben §. 61. Selbſt die zur See gekommenen Spanier wurden Viracochas genannt, und zwar wird ausdrücklich bemerkt, weil man ſie für Kinder des Meeres hielt. Benzoni III, 21. Und mit dieſem Namen werden auch jetzt noch die Europäer benannt. Stevenſon II, 254.

Wir haben früher geſehen, wie das Waſſer als ein der Schöpfung widerſtrebendes Element ſowohl in den Kosmogonien als in den Fluthſagen aufgefaßt wird. Aber eben ſo oft wird daſſelbe auch als eine kosmogoniſche Urkraft gedacht, und begegnet uns als befruchtendes Prinzip in unzähligen Mythen, gehört ſelbſt unter die erſten Sätze der alten Volksphyſik. Vgl. Völkers Japetiden 81. Beiderlei mythiſche Darſtellungen widerſprechen ſich gegenſeitig nicht mehr als die Natur ſelbſt. Sie beruhen auf den kosmologiſchen Anſchauungen, wie in den einen Gegenden, den nördlichen oder auch höhern, die ſchaffende Kraft der Natur ihre Thätigkeit nicht eher beginnen kann, als bis die Gewäſſer abgelaufen und die Erde getrocknet iſt, — in andern dagegen, den tropiſchen, oder doch überhaupt den heißern Landesſtrichen, erſt mit der reichlichſten Spende des Waſſers die lechzende Natur zum Leben erwacht. Daß Viracocha auf letztere Weiſe aufzufaſſen ſei, wird auch durch die Erklärung dieſes Gottes von Monteſinos S. 93. beſtätigt, den doch unſer Ideengang im geringſten nicht leitete, ſondern der bloße Sprachgebrauch und die Ueberlieferung der Peruaner. Nach Monteſinos iſt nämlich Viracocha der Urgrund aller Dinge, alſo eine Art Viſchnu, oder wie nach Thales das Waſſer die Urquelle alles Lebens iſt. Deutlich erſcheint auch Viracocha unter dem Namen Con als urſprünglicher Waſſergott, wenn es von ihm heißt, daß er ohne Knochen zu haben weit und ſchnell ging, die Wege abkürzte, indem er die Berge niedrig machte und die Thäler erhöhte. Ja ſogar zog er ſich aus Verdruß über die Menſchen im Flachlande von ihnen zurück, ſo daß es dort nie wieder geregnet

hatz doch ließ er ihnen aus Mitleid die Flüſſe, ſo daß ſie durch Bewäſſerung ſich erhalten konnten. Vgl. Pöppig, Pachacamac 28 nach Gomara S. 168, der dieſen Mythus zuerſt und am ausführlichſten erzählt. Hieher gehört auch, daß die Regengöttin, die wir ſpäter noch beſſer kennen lernen werden, Viracocha's Schweſter iſt. — Auch noch ein anderer Waſſergott hat bei den Peruanern kosmogoniſche Bedeutung, nämlich Mamacocha oder das Meer, das ſie für das Alles erzeugende Element halten, aus dem ſie ſelbſt entſtanden ſeien. Garcilaſſo VI, 30. Pöppig Indier 377. Pachacamac 28. Namentlich verehrte auch das Volk der Chinchas das Meer. Baumgarten II, 306.

Wenn berichtet wird, daß dieſe oberſte Gottheit weder Fleiſch noch Bein gehabt habe, wie die anderen Menſchen, Velasco I, 91, ſo beweist dieß nur, daß man ſich ihres Weſens als eines Waſſergottes und ihrer Perſonification noch wohl bewußt war. Aber im geringſten darf man daraus nicht auf eine rein geiſtige Perſönlichkeit und bildloſe Verehrung ſchließen. Vgl. Rivero und Tſchudi. Ausland 1852. Nr. 230. S. 919. Viracocha iſt, wie wir geſehen haben und noch weiter ſehen werden, eine perſonifizirte Naturkraft. Auch wird vielfach bezeugt, daß er in Bildern dargeſtellt wurde. Garcilaſſo I, 4. 21. V, 22. Balboa 101. Robertſon II, 535. Wie der Bochica der Muyscas, der Quetzalcoatl der Tolteken, Coxcox der Chichimeken erſchien auch Viracocha einmal mit einem Barte. Baumgarten II, 105. 107. 281. 289. Darum wurde er auch mit einem Barte in einem ſteinernen Bilde dargeſtellt. Baumgarten II, 290. Wir werden bei Bochica §. 88 Anlaß nehmen, über ſolche bärtige Götter in Amerika uns weiter auszulaſſen. Auch Opfer erhielt Viracocha, und ſogar Menſchenopfer, Acoſta V, 18. 19, ſo daß er alſo auch in dieſer Beziehung ganz in die Reihe der heidniſchen Naturgötter gehört.

---

§. 64. Der Mythus von Pachacamac. Lokalmythus von Pachacamac, Mythus der Chimus. Viracocha-Pachacamac.

Mit Viracocha wurde in der Folge der Gott Pachacamac ſo ſehr verſchmolzen, daß beide Namen ſogar für ein und daſſelbe Weſen gebraucht wurden. Acoſta V, 3. Balboa 62. 148. Prescott I, 70, u. a. m. So ſtehen z. B. beide Namen bei einander für denſelben Gott in dem

von Garcilaſſo, Herder, und noch genauer von Tſchudi, Reiſe II, 381, aufbewahrten altperuaniſchen Gedichte von dem Mädchen, welches als Regengöttin aus einem Kruge Waſſer und Schnee auf die Erde gießt, wobei, wenn der Bruder Viracocha Pachacamac den Krug zerſchlägt, Donner und Blitz erfolgen. Wir werden ſpäter (§. 74) dieſes Gedicht ſelbſt mittheilen. — Im Allgemeinen konnte die Doppelheit der Namen für Ein Weſen hier ſo wenig als ſonſt bei Gottheiten auffallen, da ja Viracocha ſelbſt, wie wir geſehen haben, mehrere Namen trägt. Für Pachacamac kommt auch noch, z. B. in eben jenem Gedichte, der Name Paccharurac vor, d. h. Erderbauer, oder Pachayachachic bei Acoſta V, 3, Pachachiat bei Balboa 62, d. h. Schöpfer des Himmels und der Erde. Auch andere Namen, wird dabei bemerkt, wurden ihm außerdem noch beigelegt.

Das Wort Pachacamac, das Tſchudi durch Weltbeleber überſetzt, wird auch von Garcilaſſo und de Laet X, 1 ſo erklärt; die Endſylben camac, Partic. Präſ., kommen von caman, das zugleich anima und animare heißt, Pachac, das auch in jenen andern Namen vorkommt, heißt Erde. So bezeichnet das Wort überhaupt den Schöpfer. Monteſinos 75. Lacroix 368. a. Wenn aber Tſchudi dieſen Namen noch beſtimmter faßt als Bezeichnung deſſen, der die Erde aus Nichts hervorbringt, indem caman, beleben, aus Nichts ſchaffen heißen ſoll, ſo überſieht er, was einer Sprache möglich iſt. Selbſt Völker, die nur eine Schöpfung aus Nichts von Anfang an kennen, haben doch kein Wort, das eine ſolche Thätigkeit ausdrückte. Jede Sprache bezeichnet geiſtige Verhältniſſe nur mit Bildern aus der ſichtbaren Welt. Dazu kommt noch, daß kein polytheiſtiſches Volk, und am wenigſten ein amerikaniſches, etwas von einer Schöpfung aus Nichts weiß, wie wir uns aus den früher dargeſtellten Kosmogonien erinnern, und wie wir an dieſelbe Wahrheit auch noch durch ſpäter vorkommende weiter erinnert werden. Die hier vorkommenden Schöpfer ſind Naturkräfte, welche einen von Ewigkeit her exiſtirenden und vorgefundenen Urſtoff beleben; ein Beleber, und weiter nichts, iſt auch Pachacamac, wie ſein Name auch von Tſchudi ſelbſt und den andern überſetzt wird; auch iſt er, wie wir gleich ſehen werden, ein entſtandener und erzeugter Gott. Ueberhaupt wird auch ſonſt in gewöhnlichen Vorkommenheiten des Lebens Pachacamac als der Beleber, d. h. der belebende Kraft dem Körper Mittheilende, aufgefaßt. Wenn z. B. der ermüdete Wanderer auf den

Höhen der Berge ihm Dankopfer brachte und Steine aufhäufte unter dem Aufrufe: Apachecta, d. h. dem der Kraft verleiht! so bezeichnete er damit den Pachacamac. de Laet X, 1. Lefèvre de Villebrüne bei Ulloa's Memoiren II, 424. Tſchudi's Reiſe II, 77.

Dem abſtrakten Grundbegriffe nach bezeichnet alſo Pachacamac ſo gut wie Viracocha den Schöpfer, die urſprüngliche belebende und formende Kraft. Und inſofern konnte man beide Begriffe vereinigen, und mit den vereinigten Namen den oberſten Gott und Schöpfer bezeichnen.

Aber an und für ſich und urſprünglich ſind beides, wie verſchiedene Namen, ſo verſchiedene Begriffe, verſchiedene Weſen und Götter. Während Viracocha der Gott am Titicacaſee iſt und dort ſeinen Tempel zu Tiaguanuco oder Tiahuanaco hat, ſtand der Tempel des Pachacamac zu Pachacamac im Thale Lerin, ſüdlich von Lima, weſtlich von Cuzco im Küſtenſtriche, welches Thal auch wieder von ihm den Namen Pachacamac führte. Viracocha war der Gott der Aymaras, die zu den Collas gehörten, deren von ihnen verehrte Vorfahren aus dem Titicacaſee hervorgegangen waren. Pachacamac war in der vorinkaiſchen Zeit der Gott des Volkes der Chimos von Pachacamac und Rimac, welches Volk auch Yngas hieß. Baumgarten II, 310. Die Inkas ließen nach der Eroberung des Pachacamac Tempel ſtehen und vereinigten allmälig ſeinen Begriff mit dem des andern alten Gottes, da beide in daſſelbe Verhältniß zum Sonnengotte und zur Inkareligion zu ſtehen kamen. Ternaux XVIII, 99. Garcilaſſo I, 6, 30. Velasco I, 98 ff. Prescott I, 9. 70. 338. 341 ff. Tſchudi Reiſe I, 290. Ausland. a. a. O. S. 919. Chaix I, 1. Cap. 8. So auch Rivero und Tſchudi.

Noch deutlicher wird Con oder Viracocha von Pachacamac in einer Sage geſchieden, nach welcher erſterer von Norden kommend lange Zeit als oberſter Gott verehrt wurde. Da erſchien von Süden her ein noch mächtigerer Gott, der ſich Pachacamac und Sonnenſohn nannte. Bei ſeinem Erſcheinen verſchwand Con, der beleidigt von den Bewohnern des Flachlandes denſelben den Regen nahm und es dürre legte. Pachacamac aber, der nun für Cons Sohn galt, erneuerte die Welt, nachdem er die frühere Menſchheit in Tigerkatzen oder Affen (im Original wird der Ausdruck Guatos gebraucht) verwandelt hatte. Dann ſchuf er neue Menſchen, die er in den Künſten und Handwerken unterwies. Ternaux XVIII, 92. nach Gomara und Levenus Apollonius, Zarate I, 12. Benzoni III, 20. Picard 198 nach Coreal, Purchas u. a., beſonders Pöppig: Pacha-

camac 29 nach Gomara, Velasco I, 93, ebenfalls nach Gomara, Ausland a. a. O. 919. nach Rivero und Tschudi.

Man darf in dieser Sage weder die Lehre von einem bösen Prinzipe finden, noch von einem Sündenfall, wie Rivero und Tschudi thun. Weder Con noch Pachacamac sind ein böses Prinzip, beides sind Naturgötter, die als solche bald schaden, bald nützen. Viracocha-Con ist, wie wir gesehen haben, das befruchtende Wasser, das sich als Regen dem Flachlande Perus entzieht. Auch hier fragen wir wieder, was denn Pachacamac sei, er, der dem Viracocha, dem Wassergott, entgegentritt, und doch auch wieder eine belebende Schöpferkraft ausübt, er, der Beleber? welches materielle Substrat gehört diesem Naturgotte? Wenn Picard 188. 192 ihn für das belebende Feuer hält, so sagt er das gewiß nicht aus sich, das ist nicht seine Art, sondern giebt eine Ueberlieferung aus guter Quelle. Zu dieser äußern Beglaubigung kommen noch innere Gründe, die für diese Erklärung sprechen. Ich will davon nicht sprechen, wie sehr die belebende Kraft, wie sehr der Umstand, daß er ein Sohn der Sonne sei, zu dieser Erklärung paßt; denn auch andere Erklärungen dieser Eigenschaften wären möglich. Aber gewiß paßt kein Gegensatz so gut zu dem Wassergott, und läßt sich wieder so gut mit jenem als Beleber und Schöpfer vereinigen, als der der befruchtenden Wärme und des Feuers. So haben schon die ältern Griechen den Feuergott Hephaistos mit der meerentsprossenen Aphrodite als Ehegatten vereinigt. Auch noch ein anderer Gegensatz des Pachacamac paßt zu unserer Erklärung, nämlich der von Supai, dem Gotte des kalten Todes und der finstern Unterwelt. Picard 188. Daß aber von Manchen das Feuer als die älteste Gottheit angesehen wurde, deren Dienst nie erlosch, werden wir unten sehen, §. 74.

Was zweitens die Verwandlung der Menschen in Thiere betrifft, von der in unserm Mythus die Rede war, so bezieht sich diese auf den Thierdienst der frühern Bewohner des Flachlandes, der Chimos. So faßten die Verehrer Pachacamac's die Sache auf. Doch muß dieser Thierdienst, wie so vieles Andere aus dem Dienste Viracochas auch auf Pachacamac übergegangen sein. Wenigstens fanden sich in dem Tempel des Letztern Fischgötter, ein Gott in Gestalt eines Fuchses, und eine fleckichte Waldschlange. Acosta V, 12. Baumgarten II, 310. Die Inkaperuaner dagegen machten den Pachacamac zum Gott der Riesen, der dieselben erschaffen, und dem sie deßwegen den Tempel zu Pachacamac

erbaut hätten. Monteſinos 75. 229 ff. Rieſen ſind auch hier wie öfter Urvölker, die zwar ſehr wild und Menſchenfreſſer geweſen, Monteſinos 123, denen man aber doch den Beſitz einer gewiſſen Kultur zuſchrieb. Man wies nicht bloß auf Rieſenknochen hin, Monteſ. 76, ſondern auch auf Rieſengräber, Huaris, und Rieſenbrunnen. Monteſ, 76. Ternaux XVII, 13. Man ſchrieb ihnen auch die bei verkommenen Kulturvölkern vorkommenden unnatürlichen Laſter zu, die ihren Göttern wohlgefällig geweſen ſeien. Külb 153. Da nun die eifrigſten orthodoxen Sonnenkönige der Peruaner die Reſte und das Wiederauftauchen dieſer Laſter fortwährend bekämpften, Monteſinos 118. 122 ff. 125 ff. 139. 143 ff. 160. 163, ſo läßt der Mythus der Sonnendiener die Rieſen durch die Sonne von der Erde vertilgt werden. Monteſ. 76 ff. Vgl. auch Baumgarten II, 341. Es waren aber dieß die Chimos, Yungas oder Yunkas, deren Reich mehr als zweihundert Stunden Länge hatte, das älter war als das der Inkas, und das den Pachacamac als oberſten Gott verehrte. Ternaux XV, 72. Monteſinos 78. 209. 212 ff. 230. Chaix I, 1. 213.

Die Peruaner, welche ſeinen Dienſt nicht ausrotteten, ſondern nur dem der Sonne unterordneten, vereinigten auf eine eigene Weiſe den Pachacamac mit dem Con und Manco Capac, aus welcher Vereinigung aber ebenfalls wieder die Verſchiedenheit Con's von Pachacamac in die Augen ſpringt. Manco Capac habe nämlich, erzählt die Sage, die Peruaner belehrt, daß die Sonne der größte Geiſt ſei. Deſſen Söhne ſeien Con, Pachacamac und Manco Capac. Bei der großen Fluth habe ihn ſein Vater, die Sonne, allein in der Höhle von Pacari-Tambo erhalten, damit er ſpäter den Menſchen den allerhöchſten Willen der Sonne offenbaren könnte. Velasco I, 95. Man mag nun in dieſer Vereinigung der Drei an die Analogie der Indiſchen Trimurti denken, ich habe nichts dagegen einzuwenden, im Gegentheil ſpricht dieſe Analogie für unſere Anſicht, einmal von der urſprünglichen Verſchiedenheit Cons und Pachacamac's, die wie Viſchnu und Schiwa auch urſprünglich ganz verſchiedenen Stämmen und Religionsparteien angehörten; — dann zweitens ſpricht dieſe Analogie auch für unſere Erklärung des Weſens Pachacamac's als des Feuergottes wie Schiwa, denn Con oder Viracocha entſpricht dem Waſſergott Viſchnu, und Manco Capac, der Sonnenſohn, nimmt in dem ſo eben erzählten Mythus ganz die Stelle von Brama ein. Aber die Analogie, ſo paſſend ſie iſt, führt doch nicht

auf eine hiſtoriſche Ableitung der einen Dreiheit von der andern. Es giebt eine Menge Dreiheiten von Göttern bei den verſchiedenen polytheiſtiſchen Völkern, die alle unabhängig von einander entſtanden ſind. Wir haben eine ſolche Göttertrias in Paraguay angetroffen. Vgl. §. 54 a. E. Wenn aber irgendwo eine derſelben einheimiſch iſt, ſo iſt es dieſe Peruaniſche, die, aus inländiſchen Namen alter Landesgötter zuſammengeſetzt, ganz aus der Entwicklung der Peruaniſchen Religionsgeſchichte hervorgegangen iſt. Es gab ſogar mehrere ſolcher Göttertriaden in Peru, alles von einander unabhängige Zuſammenſtellungen von drei obern Göttern. Wir werden unten §. 66 dieſelben vorfinden.

Auch von Pachacamac behauptet man, er ſei bildlos geweſen und als ſolchem reinem oberſtem Weſen habe man ihm weder Opfer gebracht, noch Tempel erbaut. Velasco I, 95. Ulloa Mém. II, 74. 97. Baumgarten II, 310. Garcilaſſo VI, 31. Pöppig Pachacamac 29. Auch dieß iſt nicht richtig, denn man verehrte ihn in einem hölzernen Bilde mit einem Menſchenkopfe, man opferte ihm Thiere und Menſchen, und befragte ihn als Orakelgott. Cieza C. 73. Gomara B. 122. Lefèvre bei Ulloa Mém. II, 430. Acoſta V, 12. Monteſinos 229. Picard 197. Baumgarten II, 310. Aus dieſen Stellen geht auch noch zum Ueberfluß hervor, daß Pachacamac ſeinen Tempel hatte, von dem wir übrigens ſpäter noch beſonders ſprechen werden. Es iſt unbegreiflich, wie Schriftſteller, wie z. B. Baumgarten a. a. O., auf einer und derſelben Seite behaupten können, dieſer Gott ſei ohne Tempel verehrt worden, und dann wieder ganz wohlgemuth vom Tempel des Pachacamac und allem was darin war, ſich vernehmen laſſen.

Vgl. noch über Pachacamac überhaupt: Garcilaſſo II, 2. VI, 18. 30. 31. IX, 14. 15. Zarate II, Cap. 5. Reiſen XV, 495. Chaix I, 1. 210 ff.

---

§. 65. Die Sage von Inca Roca. Lokalſage von Chingana. Jüngerer Mythus der Quichuas.

Monteſinos Cap. 16. 17 beginnt die Reihe der Inkas nicht nach der gewöhnlichen Darſtellung mit Manco Capac, ſondern mit Inca Roca, der gewöhnlich als der ſechste Inka, oder auch als ein noch früherer, aufgeführt wird. Den Manco Capac dagegen rückt er in eine

Urzeit von mehreren tausend Jahren zurück, und macht ihn zum Gründer eines uralten Reiches von Cuzco, von dem die anderen nichts wissen. Weil dieser eine mythische Person ist, läßt er sich solches ohne großes Widerstreben gefallen. Da nun aber Inca Roca als Gründer des Inkareiches an seine Stelle und an die Spitze der Inkas tritt, so kann und muß manches von dem, was man von Manco Capac erzählt, auf ihn übergetragen werden. So wird Inca Roca von einem Theile der Mythen überkleidet, die dem Manco Capac angehören, dem Stifter des Sonnenreichs, dem unmittelbaren Sonnensohne, der anthropomorphirten Sonne. Und doch scheint Inca Roca ein ganz gewöhnlicher Inka zu sein, der wie andere durch Klugheit und glückliche Feldzüge die Herrschaft der Sonne verbreitete. So nach den Darstellungen von Garcilasso, Balboa, Velasquez. Doch ist immer auffallend, wie wesentliche Gesetze des Inkareiches und weise Sprüche ihm auch bei diesen zugeschrieben werden. Montesinos 147 nach Arriaga, und Garcilasso über seine Regierung. Am nächsten dem Montesinos steht Acosta, der den Inca Roca unmittelbar auf Manco Capac folgen läßt und ihn zum Gründer eines besondern Zweiges der Inkas macht. Letzteres waren jedoch noch viele andere Inkas. Ternaux XV, 35 nach Fernandez, namentlich Manco Capac, Acosta I, 25. — Hazart 254 a setzt den Inca Roca noch weiter hinauf, da dieser nach ihm der Sohn und Nachfolger eines jener ältesten Steinkönige war, des ersten Königs im Lande, des Ayarmango.

Die Erzählung von ihm lautet nun nach Montesinos also. Der Zustand des alten Reiches war so sehr gesunken, alle Kultur und Sitte so sehr geschwunden, und das Volk war in einen Zustand derartiger Wildheit zurückgekehrt, gerade wie die Zeit vor Manco Capac geschildert wird. Besonders hatten durch fremde eingewanderte Völkerstämme Päderastie und Anthropophagie auf die schrecklichste Weise überhand genommen. Da stellte sich die Fürstin Mama Cibaco an die Spitze der Frauen und derjenigen Männer, welche Besserung und Reaktion wünschten. Unter letztern war vor allen berühmt und beliebt wegen seiner Schönheit und Tapferkeit ihr eigener Sohn Inca Roca. Als dritte zum Bunde wurde noch hinzugezogen Ciboca's Schwester, eine Zauberin, welche den göttlichen Beistand zu dem heilsamen Unternehmen versprach, das die alte Ordnung wieder herstellen sollte. Um nun diesen Zweck zu erreichen, sollen sie nach Montesinos (ob auch nach alter inländischer

Quelle?) glänzende Scheiben von Gold verfertigt und ein Kleid mit ſchillernden Edelſteinen geſchmückt haben, deren Glanz dem Sonnenſtrahle glich. In dieſen Schmuck gekleidet wurde Inca Roca in die Höhle Chingana oberhalb Cuzco geführt, wo auch noch ſpäter ein heiliger Ort war und ein Sonnentempel ſtand. Daſelbſt hielt er ſich einſtweilen verborgen. Unterdeſſen eröffnete Mama Ciboca dem Volke, ihr Sohn ſei auf einem Felſen vor ſeinem Hauſe eingeſchlafen, im Schlafe aber von der ſich herabſenkenden Sonne in ihre Strahlen gehüllt und zu ihr entrückt worden. Die Sonne habe aber ihr Wort darauf gegeben, ihr den Sohn wieder zu geben und ihn zum Könige von Cuzco zu beſtimmen. Er ſei ihr, der Sonne, Sohn, und ſie werde ihm ihre Befehle geben. Sechs Zeugen aus ihrer Familie bekräftigten dieſe Ausſage, und es wurde derſelben ohne weiters Glauben geſchenkt. Alsdann nach vier Tagen wurde das Volk verſammelt, und die Sonne durch ein Opfer um die Rückgabe Inca Roca's angegangen. Da trat mit der glänzenden Scheibe von Gold, im Kleide mit den ſchillernden Edelſteinen, deren Glanz dem Sonnenſtrahle gleichkam, der Sonnenſohn Inca Roca aus der Höhle Chingana, und ſein Schmuck gab das Licht der Sonne ſo herrlich wieder, daß es faſt ihren Neid erregte. Niemand zweifelte jetzt mehr, daß er der Sonnenſohn ſei, es wurde ihm die allgemeine Anerkennung zu Theil. Mehrere Wiederholungen dieſer Erſcheinung folgten. Endlich konnte man ſich nicht mehr enthalten, ihn aus der Höhle zu holen, die Mutter rieth ſelbſt dazu. Man führte ihn ſogleich in den Tempel, wo er der verſammelten Menge die Aufträge ſeines himmliſchen Vaters eröffnete. Dieſelben beſtanden in nichts anderm, als daß man die unnatürlichen Laſter ausreuten, die alte Ordnung und Sitte, den alten kriegeriſchen Geiſt wieder herſtellen ſollte. Es wurde die Drohung beigefügt, daß die Sonne im Falle des Ungehorſams die Menſchen tödten, und der Regen die Fluren zerſtören werde. Da kehrte an demſelben Tage das Volk von Cuzco und die meiſten Nachbarn zum Gehorſam gegen den Sonnenkönig zurück, Inca Roca heirathete ſeine Schweſter Mama Cora, und ihm folgten am folgenden Tage ſechstauſend Menſchen, die ſich verheiratheten. Gegen die Sodomiter wurde fortan die Strafe des Verbrennens ihrer eigenen Perſon und ihres ganzen Dorfes verhängt.

Noch iſt von dieſem Könige zu erwähnen, daß er bei der Beſiegung der benachbarten Völker ein Götzenbild zerſtörte, aus welchem ein großer

Papagei ſich entfernte, der in einen andern Stein flog, welcher noch ſpäter verehrt wurde.

Auf eine rationaliſirende Weiſe, welche den alten Mythus von Chingana und dem Sonnenſohne hiſtoriſiren und plauſibel machen ſoll, wird der alte ehrwürdige Volksglaube auf eine Weiberliſt zurückgeführt, und die Perſonifikation der Sonne iſt ein bloßer Wiederſchein derſelben in einem Spiegel und in dem Glanze von Edelſteinen. Aehnlich verdanken Manco Capac und Mama Oello ihre göttliche Verehrung nach jener Erzählung bei Stevenſon, oben §. 61, dem Entſchluß ihres Großvaters ſeine Familie zu erheben. Und ſo beruhte einſt in abgeſchwächten Jahrhunderten die Gottheit des Romulus auf nichts anderm mehr, als auf ſeiner Ermordung durch die Patrizier! Selbſt die ſechs Zeugen für die Entrückung Inca Roca's, die wohlweislich aus dem Geſchlechte der Mama Cibaco ſelbſt ſein mußten, ſpielen dieſelbe Rolle wie dort Julius Proculus. Die ganze Form, wie die Sache hier erzählt wird, iſt ſpaniſch. Wie viel davon alt und ächtperuaniſch ſei, iſt ſchwer zu ſagen, da bei allen dieſen Völkern, beſonders Kulturvölkern, der Euhemerismus ſo wenig fremd war, als bei den alten Vorderaſiaten, Egyptern, beſonders aber Kretenſern.

So viel iſt ſicher. Das Ganze beruht auf einem Sonnenmythus, der ſich an den Tempel und die Höhle von Chingana anſchloß, eine jener vielen Höhlen, aus denen Urmenſchen, Kulturheroen und Sonnengötter hervorgingen. Da die Höhle in der Nähe von Cuzco lag, ſo haben wir hier wohl nur eine Wiederholung des Lokalmythus von Cuzco, eine etwas andere Lokaliſirung deſſelben und Uebertragung von Manco Capac auf Inca Roca. Dieſe Anſicht der Sache wird dadurch beſtätigt, daß auch dieſelbe Liſt neben jener bei Stevenſon bereits dem Manco Capac zugeſchrieben wurde, wie aus dem Gedichte Peralta's zu erſehen iſt, Lima fundada, bei Ternaux XVII, 132. Nach der Analogie der Ehe Manco Capac's mit ſeiner Schweſter iſt auch die Verehlichung Inca Roca's mit ſeiner Schweſter zu erklären, während dagegen Monteſinos dieſelbe der Liſt der Mutter zuſchreibt, welche dadurch die Schweſter zum Verſchweigen des Betrugs zu verlocken wußte. Auch eine Erzählung des Sohns Manco Capac's erzählt man von dem Sohne Inca Roca's, der eine wie der andere weinte, als er geopfert werden ſollte, Blutthränen. Vgl. Monteſinos 31 mit Garcilaſſo IV, 16. Hazart 254 a. Auch die Erzählung vom Papagei wird von Manchen ebenfalls dem Manco

Capac zugeſchrieben. Sie bezieht ſich übrigens auf einen frühern Orakelgott und Thierdienſt ähnlich dem des Lateiniſchen Picus und des Aztekiſchen Huitziton. Dieſer Papageigott ſtand wieder in Verbindung mit dem alten Steinkultus.

Zu bemerken iſt der Widerſpruch, in den Monteſinos mit ſich ſelbſt geräth. Nach der obigen Erzählung ſtellte Inca Roca den alten Sonnendienſt wieder her, er erſcheint als ein Reformator deſſelben. Was er that, läßt ſich auch nur dann einigermaßen begreifen, wenn man annimmt, daß er beim Volke den alten Sonnenglauben, wenn auch unrein, noch vorgefunden habe. Und doch läßt derſelbe Schriftſteller (S. 152 ff.) den Sonnendienſt erſt mit Inca Roca beginnen, der zuerſt von allen die Sonne als oberſten Gott eingeſetzt habe. Vorher ſei Illatici-Viracocha als oberſter und alleiniger Gott verehrt worden. Auch Balboa ſpricht dieſe Beſchuldigung öfter gegen die Inkas aus, daß ſie den Monotheismus verdrängt, und dafür Sonnendienſt und Polytheismus eingeführt hätten. Nach Garcilaſſo dagegen verehrte Inca Roca ſelbſt in Pachacamac den oberſten Gott. Alle dieſe Widerſprüche weiſen darauf hin, daß die ſchlecht zuſammenſtimmenden Thatſachen nicht rein erſonnen worden, denn dann hätte man es ſich bequemer gemacht, ſondern daß ſie nur falſch und nach Lieblingsideen verbunden und gedeutet ſind. Was den vorinkaiſchen und inkaiſchen Monotheismus anbelangt, ſo wollen wir ſpäter (§. 67) weiter davon reden.

---

§. 66. Nachtrag von noch anderen Schöpfern und Kosmogonien.

Bei jedem großen Kulturvolke, das aus einer Maſſe zuſammengeſchmolzener kleinerer Stämme und Staaten beſteht, findet ſich eine Menge von kosmogoniſchen Mythen. Diejenigen, welche den einflußreichern Stämmen und den Centralpunkten der Bildung, des Staates und der Religion angehören, oder auch diejenigen, welchen eine ausgezeichnete Darſtellung widerfuhr, gelangen gewöhnlich zu größerm Anſehen, entwickeln ſich und werden berühmt. Aber daneben beſtehen, beſonders in den Urſtufen der Kulturreligionen, noch viele vereinzelte und noch unausgebildete kosmogoniſche Mythen, oder doch Anſchauungen, Anſätze und Knospen zu kosmogoniſchen Mythen, die zum Theil wenigſtens an

die Anfänge ſolcher Anſchauungen bei den Wilden erinnern. Von dergleichen ſprudelt das alte Oſtindien. So iſt es in Peru.

Es iſt ſchon früher bei Viracocha bemerkt worden, wie das Meer als Mamacocha kosmogoniſche Bedeutung gehabt habe. Man hielt es für das Alles erzeugende Element, aus dem die Menſchen, und namentlich das frühere Geſchlecht der Rieſen, entſtanden ſeien. Vgl. oben §. 63. §. 64.

Viele Stämme leiteten ſich nach Art der Wilden von Thieren ab, machten einen Thiergott zu ihrem Schöpfer und Urahn. So behaupteten mehrere Stämme vom Vogel Condor zu ſtammen, ſie ſchmückten ſich daher mit den Federn dieſes Vogels. Der Urſprung dieſes Glaubens gehört in die vorinkaiſche Zeit. Aber auch noch an den Sceptern der Inkas waren Condore. Picard 193. Külb 146. 190 nach Garcilaſſo, Tſchudi's Reiſe II, 397. Andere wieder wollten von Löwen, Tigern, Adlern, Geiern, Flüſſen, Quellen, Seen, Bergen u. dgl. herkommen. Garcilaſſo IV, 5. I, 18. 21. Ternaux XV, 42. Külb 190. Wuttke I, 309. Baumgarten II, 247.

Ein kosmogoniſcher Mythus hat ſowohl in der äußern Form als in der Tendenz eine ſtarke Analogie mit Hinduvorſtellungen. Nach demſelben fielen drei Eier vom Himmel, ein goldenes, ein ſilbernes, ein kupfernes. Aus dem erſten kamen die Curacas oder Fürſten, aus dem zweiten die Edelleute, aus dem dritten das gemeine Volk. Vgl. Ternaux XV, 6 nach Avendano. Das Ei ſpielt häufig als Weltei der Idealwelt (mundus in nuce) eine Rolle in den Kosmogonien. Daß der Mythus vorinkaiſch iſt, ſieht man daraus, daß er die alten Landesfürſten, die Curacas, oben an ſtellt. Zur Zeit der Inkaherrſchaft ſtanden ſie unter den Inkas, und daher hätte ein Peruaniſcher Inkamythus entweder das oberſte der drei Eier den Inkas zutheilen, oder aber vier Eier aufſtellen müſſen, aus deren allervorzüglichſtem, etwa einem diamantenen, die Inkas hervorgingen.

Als Schöpfer wurde von vielen der Donnergott Catequilla oder Catequil verehrt, der dem vorinkaiſchen Steindienſte angehört, ſpäter aber mit dem Sonnendienſte in vielfache Beziehung geſetzt wurde. Das war ein ſo ſehr gefürchteter Gott, daß Mancher, wenn er bei einſamer Wanderung durch das Gebirge von einem Gewitter überfallen wurde, aus Furcht vor ihm ſtarb. Er hieß auch Apocatequil, und hatte noch einen Bruder und einen Vater. Lacroix 376 b. Ternaux XVII, 13. Von den drei heiligen Felſen auf dem Gebirge, von denen früher die

Rede war, §. 62, soll einer den Catequil vorstellen. Er hatte auch die drei Namen Chuquilla, Catuilla und Intiallapa, Donner, Blitz und Wetterstrahl, die aber auch wieder mit dem Collektivnamen Illapa, Donner, zusammengefaßt wurden. Prescott I, 71. Vgl. unten §. 74. Man sieht, daß die Bildung von Göttertriaden auf verschiedene Weise möglich ist. Wir begegneten oben einer solchen von Manco Capac, Con und Pachacamac. Aber auch Catequil wird noch auf andere Weise außer der so eben angeführten mit anderen Göttern zu einer Trias zusammengestellt. So wurde er mit Viracocha und der Sonne als die oberste Göttertrias verehrt. Acosta V, 4. Die Inkareligion machte aber folgerechter, wenn diese Fassung nicht bloß dem Garcilasso zuzuschreiben ist, Donner und Blitz zu den gefürchteten Dienern der Sonne, die jedoch in eigenen Tempeln verehrt wurden. Prescott I, 71.

Ein anderer Schöpfer aller Dinge, an den sich ebenfalls eine Göttertrias anhängt, ist Ataguju. Es ist nicht weiter berichtet, was das für ein Gott war, nur daß ihm viele Tempel errichtet waren, und ihm zahlreiche blutige und unblutige Opfer dargebracht wurden. Da dieser Schöpfer aller Dinge sah, daß er allein sei, schuf er noch zwei andere Götter, die sich mit ihm in die Regierung der Welt theilten. Lacroix 375 ff. Unten §. 78.

Auch ein Gott Tangatanga soll als einer in Dreien und drei in Einem verehrt worden sein. Hazart 249 b. An dem Hauptsonnenfeste stellte man drei Sonnenbilder auf, die besondere Namen hatten, und die Sonne wohl in verschiedenen Beziehungen auffaßten. Auch eine Trias. Vgl. unten §. 81.

Der oben (§. 64) erwähnte Chincha Camac, der Schöpfer oder Beleber von Chincha, ist auch eine schöpferische Kraft gewesen, die die Chinchas als ihren Nationalgott, als den personifizirten Urtypus ihres Volkes verehrten.

---

§. 67. Kritik der Peruanischen Kulturmythen. Ihre historische Bedeutung.

Wir haben den Weg eingeschlagen, jeder Erörterung über die historischen Verhältnisse der peruanischen Urzeit die alten Sagen und Mythen vorauszuschicken. Es ist billig, ein großes Kulturvolk über seine

eigenen Urſprünge das erſte Wort reden zu laſſen, und das Zeugniß ſeines eigenen, wenn auch viel ſpätern, Bewußtſeins zuerſt anzuhören. Natürlich muß man ſeine Sprache kennen, die alte Sprache des Mythus und Symbols, wenn man ſein Zeugniß verſtehen ſoll. Aber unter dieſer Vorausſetzung werden auch viel ſichrere Reſultate gewonnen werden können für die mythiſche Urzeit, als für die ſpätere hiſtoriſche Königszeit. Und glücklicher Weiſe iſt gerade jene Urzeit für unſern Zweck das Wichtigſte, da gerade in den Urmythen die religiöſen Grundanſchauungen des Volkes ſich ausgeſprochen haben.

Dieſe Kritik iſt nun bereits halb vollzogen worden in den vorigen Paragraphen, in welchen auf der Grundlage der ältern Geſtalt der Mythen und der auf andern Gebieten durch die neuere deutſche wiſſenſchaftliche Mythologie entdeckten Geſetze der Mythenentwicklung der religiöſe Urſprung der Mythen aus dem Kultus und der kosmologiſchen Bedeutung der jeweiligen Gottheiten erklärt wurde. Die Erklärung einer Sache iſt ihre natürlichſte Kritik. Es bleibt nur übrig, da wir bisher nur jeden Mythus für ſich, und ſeine etwaigen Vermiſchungen mit den andern ins Auge faßten, hier noch die allgemeinen Reſultate und Geſichtspunkte, die allen gemeinſam ſind, zur Ueberſicht zuſammenzufaſſen und durchzuführen.

Vor Allem iſt der Satz feſtzuhalten, der aus allen jenen Sagen und Mythen am allgemeinſten ſich ergibt, daß dieſelben naturreligiöſe Mythen ſind, welche erſt allmälig, wenn überhaupt, die Form von Sagen angenommen haben. Die mythiſchen Perſonifikationen ſind immer mehr zu anthropomorphiſchen Göttern, bald ſogar manche zu menſchlichen Perſonen geworden. Das geſchah ſchon bei den Peruanern, vollendete ſich aber bei den an die Mythen der heidniſchen Religion ungläubigen Spaniern. Die Veränderung der Götter zu Menſchen fand ſchon bei den gläubigen Peruanern ſtatt, ſo gut wie in den übrigen Kulturreligionen Amerikas und der alten Welt. Es iſt die letzte Stufe religiöſer Entwicklung, auf welcher die religiöſe Anſchauung in die poetiſche übergeht, und der Mythus die Geſtalt der Sage annimmt. Wir können dieß Euhemerismus im weitern Sinne nennen, inſofern denn doch das Weſen des Euhemerismus in jener Umgeſtaltung der Götter nicht bloß in anthropomorphiſche Göttergeſtalten, ſondern in irdiſche Menſchen beſteht. Aber von dem Euhemerismus im weitern Sinne unterſcheidet ſich der im engern dadurch, daß erſterer mit gläubigem Gemüthe vollzogen

wird, ſelbſt eine Entwicklungsſtufe der Religion iſt, letzterer dagegen ſeinen Urſprung in dem Unglauben an die heidniſche Religion hat. Für dieſes Verfahren iſt Euhemerus ganz eigentlicher Repräſentant. Von ihm her iſt dann der ſogenannte Pragmatismus in die Geſchichte eingeführt worden, d. h. die Erweiterung und Bereicherung der Geſchichte aus den Mythen, wie dieſelbe z. B. bei Diodor von Sizilien, und namentlich vielen Franzoſen aus dem Ende des vorigen und dem Anfange dieſes Jahrhunderts vorliegt. Die Spanier wendeten nun, wie geſagt, die pragmatiſche und euhemeriſtiſche Auffaſſung auf die amerikaniſchen Mythen an, indem ſie dabei zunächſt dem Beiſpiele der Kirchenväter folgten. Jene peruaniſchen Mythen ſind aber naturreligiöſe Mythen, in denen Kosmogonien enthalten ſind. Die vier Geſchwiſter ſind am Anfange der Dinge der Erde entſtiegen. Viracocha und Pachacamac ſind ſelber Schöpfer mit leicht nachweisbarem Naturweſen. Kosmogoniſch ſind auch die Götter, die uns im vorigen Paragraphen nachträglich ſind vorgeführt worden. Manco Capac iſt nur ein Reflex des Schöpfers, der Sonne, und ihres Dienſtes, — und Inca Roca endlich gehört nur inſofern hieher, als weſentliche Eigenſchaften und Thaten Manco Capac's auf ihn übergetragen worden ſind, namentlich inſofern er, wie andere Sonnengötter, aus einer Höhle hervorgegangen war.

Dieſe kosmogoniſchen Mythen nun ſind auch Kulturmythen geworden. Von allen dieſen Göttern, beſonders aber von Manco Capac, ging nach der Ausſage ihrer Mythen die Kultur aus, die Sitte und Religion des Volkes, oder ſie wurde durch eine Reformation erneuert. Denn der Kultus jener Götter, der überall den Mythen zu Grunde liegt, war überall der Dienſt einer Kulturreligion, eines Kulturvolkes, der religiöſe Mittelpunkt ihrer Kultur. Darum mußten im Mythus die Götter ſelbſt die Kultur auf Erden gebracht haben, wie Ceres den Ackerbau, Bacchus den Wein u. ſ. w. Dieſes Verfahren, alte Naturgötter zu Menſchen, Königen, Städtegründern, Religionsſtiftern und Kulturhelden zu machen, das wir als Euhemerismus im weitern Sinne bezeichneten, iſt uralt und bei den Naturreligionen naturwüchſig. Schon Heſiod läßt in ſeiner Theogonie (478) den Zeus in Kreta geboren werden. In Babylon, Phönizien, Egypten, Italien ſind die alten Naturgötter Baal, Aſtarte, Oſiris, Saturnus, Faunus, Picus u. a. m. zu Königen geworden. So ſind die alten Aſagötter der ältern Edda mit dem Sonnengotte Odin an der Spitze in der jüngern Edda zu einwandernden Aſiaten unter der Anführung

eines Religionsſtifters geworden. Wir werden ſpäter bei den Muyscas, Majas, Tolteken, Chichimeken, Azteken dieſelben Geſetze der Naturreligion wirken ſehen.

Wenn ſich nun allerdings als Reſultat der Kritik ergab, daß die in dieſen Sagen vorgeführten Menſchen, Könige, Religionsſtifter und Kulturheroen keine hiſtoriſche Wirklichkeit in dieſer ihrer menſchlichen Exiſtenz anzuſprechen haben, das in der Sage Erzählte auch niemals in dieſer Beſonderheit als einzelne Thatſache ſich ereignete, — ſo haben dieſe Sagen dennoch eine hiſtoriſche Bedeutung und ſprechen ein hiſtoriſches Volksbewußtſein aus. Dieſes Bewußtſein weiß nun davon, daß die Kulturheroen, namentlich die des Sonnenmythus, in Gegenſatz traten zu einem alten Zuſtande roher Wildheit und Unſitte, — ebenſo gut ergibt ſich aber auch aus der Verſchmelzung der verſchiedenen Mythen, daß bereits vor dem Sonnendienſte Kultur und Kulturreligion in vielen Gegenden ſtatt fand, an die ſich der Sonnendienſt anſchloß, aber ſich über ſie ſtellte. Dieſe ſämmtlichen Mythen mit ihrer Kulturreligion geben ſich auch durchaus als ein inländiſches Produkt, und endlich als Naturreligion oder Polytheismus. Wir wollen dieſe hiſtoriſchen Beſtandtheile jener Mythen uns etwas genauer vergegenwärtigen.

Nach der Sage von Manco Capac bei Garcilaſſo bewohnten vor dem Auftreten des Sonnenſohnes Wilde das Land, und auch im Verlauf der Geſchichte der Inkas werden nicht nur von Garcilaſſo, ſondern auch von den andern Geſchichtſchreibern, namentlich von Monteſinos, Wilde den Sonnendienern entgegengeſetzt. Dieſe Erzählungen von Wilden in der Urzeit mögen allerdings einzelne unhiſtoriſche Züge enthalten, die im Intereſſe des Kulturmythus, um ihm eine paſſende Unterlage zu geben, geſchaffen worden ſind, Züge, die dann von den Spaniern und dem ſpaniſch gebildeten Garcilaſſo die Farbe ihrer Zeitphiloſophie erhielten. Aber deßwegen entbehrt die Sache doch nicht der hiſtoriſchen Grundlage, und die Kritik darf nicht nach dem Vorgange Niebuhrs (Römiſche Geſchichte I, 87 ff. 4 Ausg.) ſolche Sagen von früherer Wildheit ſpäter kultivirter Völker als rein aus der Luft gegriffene Spekulationen von der Hand weiſen, nach der aprioriſtiſchen Theorie, daß niemals wilde Völker zur Kultur übergehen, ohne zu Grunde zu gehen, daß alſo Kulturvölker von Anfang an Kulturvölker geweſen ſeien. Ueber letzteren Punkt haben wir aus Anlaß der braſiliſchen Indianer uns ſchon ausgeſprochen. Was aber das zu Grundegehen der Wilden be-

auf eine hiſtoriſche Ableitung der einen Dreiheit von der andern. Es giebt eine Menge Dreiheiten von Göttern bei den verſchiedenen polytheiſtiſchen Völkern, die alle unabhängig von einander entſtanden ſind. Wir haben eine ſolche Göttertrias in Paraguay angetroffen. Vgl. §. 54 a. E. Wenn aber irgendwo eine derſelben einheimiſch iſt, ſo iſt es dieſe Peruaniſche, die, aus inländiſchen Namen alter Landesgötter zuſammengeſetzt, ganz aus der Entwicklung der Peruaniſchen Religionsgeſchichte hervorgegangen iſt. Es gab ſogar mehrere ſolcher Göttertriaden in Peru, alles von einander unabhängige Zuſammenſtellungen von drei obern Göttern. Wir werden unten §. 66 dieſelben vorfinden.

Auch von Pachacamac behauptet man, er ſei bildlos geweſen und als ſolchem reinem oberſtem Weſen habe man ihm weder Opfer gebracht, noch Tempel erbaut. Velasco I, 95. Ulloa Mém. II, 74. 97. Baumgarten II, 310. Garcilaſſo VI, 31. Pöppig Pachacamac 29. Auch dieß iſt nicht richtig, denn man verehrte ihn in einem hölzernen Bilde mit einem Menſchenkopfe, man opferte ihm Thiere und Menſchen, und befragte ihn als Orakelgott. Cieza C. 73. Gomara B. 122. Lefèvre bei Ulloa Mém. II, 430. Acoſta V, 12. Monteſinos 229. Picard 197. Baumgarten II, 310. Aus dieſen Stellen geht auch noch zum Ueberfluß hervor, daß Pachacamac ſeinen Tempel hatte, von dem wir übrigens ſpäter noch beſonders ſprechen werden. Es iſt unbegreiflich, wie Schriftſteller, wie z. B. Baumgarten a. a. O., auf einer und derſelben Seite behaupten können, dieſer Gott ſei ohne Tempel verehrt worden, und dann wieder ganz wohlgemuth vom Tempel des Pachacamac und allem was darin war, ſich vernehmen laſſen.

Vgl. noch über Pachacamac überhaupt: Garcilaſſo II, 2. VI, 18. 30. 31. IX, 14. 15. Zarate II, Cap. 5. Reiſen XV, 495. Chaix I, 1. 210 ff.

---

§. 65. Die Sage von Inca Roca. Lokalſage von Chingana. Jüngerer Mythus der Quichuas.

Monteſinos Cap. 16. 17 beginnt die Reihe der Inkas nicht nach der gewöhnlichen Darſtellung mit Manco Capac, ſondern mit Inca Roca, der gewöhnlich als der ſechste Inka, oder auch als ein noch früherer, aufgeführt wird. Den Manco Capac dagegen rückt er in eine

Urzeit von mehreren tausend Jahren zurück, und macht ihn zum Gründer eines uralten Reiches von Cuzco, von dem die anderen nichts wissen. Weil dieser eine mythische Person ist, läßt er sich solches ohne großes Widerstreben gefallen. Da nun aber Inca Roca als Gründer des Inkareiches an seine Stelle und an die Spitze der Inkas tritt, so kann und muß manches von dem, was man von Manco Capac erzählt, auf ihn übergetragen werden. So wird Inca Roca von einem Theile der Mythen überkleidet, die dem Manco Capac angehören, dem Stifter des Sonnenreichs, dem unmittelbaren Sonnensohne, der anthropomorphirten Sonne. Und doch scheint Inca Roca ein ganz gewöhnlicher Inka zu sein, der wie andere durch Klugheit und glückliche Feldzüge die Herrschaft der Sonne verbreitete. So nach den Darstellungen von Garcilasso, Balboa, Velasquez. Doch ist immer auffallend, wie wesentliche Gesetze des Inkareiches und weise Sprüche ihm auch bei diesen zugeschrieben werden. Montesinos 147 nach Arriaga, und Garcilasso über seine Regierung. Am nächsten dem Montesinos steht Acosta, der den Inca Roca unmittelbar auf Manco Capac folgen läßt und ihn zum Gründer eines besondern Zweiges der Inkas macht. Letzteres waren jedoch noch viele andere Inkas. Ternaux XV, 35 nach Fernandez, namentlich Manco Capac, Acosta I, 25. — Hazart 254 a setzt den Inca Roca noch weiter hinauf, da dieser nach ihm der Sohn und Nachfolger eines jener ältesten Steinkönige war, des ersten Königs im Lande, des Ayarmango.

Die Erzählung von ihm lautet nun nach Montesinos also. Der Zustand des alten Reiches war so sehr gesunken, alle Kultur und Sitte so sehr geschwunden, und das Volk war in einen Zustand derartiger Wildheit zurückgekehrt, gerade wie die Zeit vor Manco Capac geschildert wird. Besonders hatten durch fremde eingewanderte Völkerstämme Päderastie und Anthropophagie auf die schrecklichste Weise überhand genommen. Da stellte sich die Fürstin Mama Cibaco an die Spitze der Frauen und derjenigen Männer, welche Besserung und Reaktion wünschten. Unter letztern war vor allen berühmt und beliebt wegen seiner Schönheit und Tapferkeit ihr eigener Sohn Inca Roca. Als dritte zum Bunde wurde noch hinzugezogen Ciboca's Schwester, eine Zauberin, welche den göttlichen Beistand zu dem heilsamen Unternehmen versprach, das die alte Ordnung wieder herstellen sollte. Um nun diesen Zweck zu erreichen, sollen sie nach Montesinos (ob auch nach alter inländischer

Quelle?) glänzende Scheiben von Gold verfertigt und ein Kleid mit ſchillernden Edelſteinen geſchmückt haben, deren Glanz dem Sonnenſtrahle glich. In dieſen Schmuck gekleidet wurde Inca Roca in die Höhle Chingana oberhalb Cuzco geführt, wo auch noch ſpäter ein heiliger Ort war und ein Sonnentempel ſtand. Daſelbſt hielt er ſich einſtweilen verborgen. Unterdeſſen eröffnete Mama Ciboca dem Volke, ihr Sohn ſei auf einem Felſen vor ſeinem Hauſe eingeſchlafen, im Schlafe aber von der ſich herabſenkenden Sonne in ihre Strahlen gehüllt und zu ihr entrückt worden. Die Sonne habe aber ihr Wort darauf gegeben, ihr den Sohn wieder zu geben und ihn zum Könige von Cuzco zu beſtimmen. Er ſei ihr, der Sonne, Sohn, und ſie werde ihm ihre Befehle geben. Sechs Zeugen aus ihrer Familie bekräftigten dieſe Ausſage, und es wurde derſelben ohne weiters Glauben geſchenkt. Alsdann nach vier Tagen wurde das Volk verſammelt, und die Sonne durch ein Opfer um die Rückgabe Inca Roca's angegangen. Da trat mit der glänzenden Scheibe von Gold, im Kleide mit den ſchillernden Edelſteinen, deren Glanz dem Sonnenſtrahle gleichkam, der Sonnenſohn Inca Roca aus der Höhle Chingana, und ſein Schmuck gab das Licht der Sonne ſo herrlich wieder, daß es faſt ihren Neid erregte. Niemand zweifelte jetzt mehr, daß er der Sonnenſohn ſei, es wurde ihm die allgemeine Anerkennung zu Theil. Mehrere Wiederholungen dieſer Erſcheinung folgten. Endlich konnte man ſich nicht mehr enthalten, ihn aus der Höhle zu holen, die Mutter rieth ſelbſt dazu. Man führte ihn ſogleich in den Tempel, wo er der verſammelten Menge die Aufträge ſeines himmliſchen Vaters eröffnete. Dieſelben beſtanden in nichts anderm, als daß man die unnatürlichen Laſter ausreuten, die alte Ordnung und Sitte, den alten kriegeriſchen Geiſt wieder herſtellen ſollte. Es wurde die Drohung beigefügt, daß die Sonne im Falle des Ungehorſams die Menſchen tödten, und der Regen die Fluren zerſtören werde. Da kehrte an demſelben Tage das Volk von Cuzco und die meiſten Nachbarn zum Gehorſam gegen den Sonnenkönig zurück, Inca Roca heirathete ſeine Schweſter Mama Cora, und ihm folgten am folgenden Tage ſechstauſend Menſchen, die ſich verheiratheten. Gegen die Sodomiter wurde fortan die Strafe des Verbrennens ihrer eigenen Perſon und ihres ganzen Dorfes verhängt.

Noch iſt von dieſem Könige zu erwähnen, daß er bei der Beſiegung der benachbarten Völker ein Götzenbild zerſtörte, aus welchem ein großer

Papagei sich entfernte, der in einen andern Stein flog, welcher noch später verehrt wurde.

Auf eine rationalisirende Weise, welche den alten Mythus von Chingana und dem Sonnensohne historisiren und plausibel machen soll, wird der alte ehrwürdige Volksglaube auf eine Weiberlist zurückgeführt, und die Personifikation der Sonne ist ein bloßer Wiederschein derselben in einem Spiegel und in dem Glanze von Edelsteinen. Aehnlich verdanken Manco Capac und Mama Oello ihre göttliche Verehrung nach jener Erzählung bei Stevenson, oben §. 61, dem Entschluß ihres Großvaters seine Familie zu erheben. Und so beruhte einst in abgeschwächten Jahrhunderten die Gottheit des Romulus auf nichts anderm mehr, als auf seiner Ermordung durch die Patrizier! Selbst die sechs Zeugen für die Entrückung Inca Roca's, die wohlweislich aus dem Geschlechte der Mama Cibaco selbst sein mußten, spielen dieselbe Rolle wie dort Julius Proculus. Die ganze Form, wie die Sache hier erzählt wird, ist spanisch. Wie viel davon alt und ächtperuanisch sei, ist schwer zu sagen, da bei allen diesen Völkern, besonders Kulturvölkern, der Euhemerismus so wenig fremd war, als bei den alten Vorderasiaten, Egyptern, besonders aber Kretensern.

So viel ist sicher. Das Ganze beruht auf einem Sonnenmythus, der sich an den Tempel und die Höhle von Chingana anschloß, eine jener vielen Höhlen, aus denen Urmenschen, Kulturheroen und Sonnengötter hervorgingen. Da die Höhle in der Nähe von Cuzco lag, so haben wir hier wohl nur eine Wiederholung des Lokalmythus von Cuzco, eine etwas andere Lokalisirung desselben und Uebertragung von Manco Capac auf Inca Roca. Diese Ansicht der Sache wird dadurch bestätigt, daß auch dieselbe List neben jener bei Stevenson bereits dem Manco Capac zugeschrieben wurde, wie aus dem Gedichte Peralta's zu ersehen ist, Lima fundada, bei Ternaux XVII, 132. Nach der Analogie der Ehe Manco Capac's mit seiner Schwester ist auch die Verehlichung Inca Roca's mit seiner Schwester zu erklären, während dagegen Montesinos dieselbe der List der Mutter zuschreibt, welche dadurch die Schwester zum Verschweigen des Betrugs zu verlocken wußte. Auch eine Erzählung des Sohns Manco Capac's erzählt man von dem Sohne Inca Roca's, der eine wie der andere weinte, als er geopfert werden sollte, Blutthränen. Vgl. Montesinos 31 mit Garcilasso IV, 16. Hazart 254 a. Auch die Erzählung vom Papagei wird von Manchen ebenfalls dem Manco

Capac zugeschrieben. Sie bezieht sich übrigens auf einen frühern Orakelgott und Thierdienst ähnlich dem des Lateinischen Picus und des Aztekischen Huitziton. Dieser Papageigott stand wieder in Verbindung mit dem alten Steinkultus.

Zu bemerken ist der Widerspruch, in den Montesinos mit sich selbst geräth. Nach der obigen Erzählung stellte Inca Roca den alten Sonnendienst wieder her, er erscheint als ein Reformator desselben. Was er that, läßt sich auch nur dann einigermaßen begreifen, wenn man annimmt, daß er beim Volke den alten Sonnenglauben, wenn auch unrein, noch vorgefunden habe. Und doch läßt derselbe Schriftsteller (S. 152 ff.) den Sonnendienst erst mit Inca Roca beginnen, der zuerst von allen die Sonne als obersten Gott eingesetzt habe. Vorher sei Illatici-Viracocha als oberster und alleiniger Gott verehrt worden. Auch Balboa spricht diese Beschuldigung öfter gegen die Inkas aus, daß sie den Monotheismus verdrängt, und dafür Sonnendienst und Polytheismus eingeführt hätten. Nach Garcilasso dagegen verehrte Inca Roca selbst in Pachacamac den obersten Gott. Alle diese Widersprüche weisen darauf hin, daß die schlecht zusammenstimmenden Thatsachen nicht rein ersonnen worden, denn dann hätte man es sich bequemer gemacht, sondern daß sie nur falsch und nach Lieblingsideen verbunden und gedeutet sind. Was den vorinkaischen und inkaischen Monotheismus anbelangt, so wollen wir später (§. 67) weiter davon reden.

---

§. 66. Nachtrag von noch anderen Schöpfern und Kosmogonien.

Bei jedem großen Kulturvolke, das aus einer Masse zusammengeschmolzener kleinerer Stämme und Staaten besteht, findet sich eine Menge von kosmogonischen Mythen. Diejenigen, welche den einflußreichern Stämmen und den Centralpunkten der Bildung, des Staates und der Religion angehören, oder auch diejenigen, welchen eine ausgezeichnete Darstellung widerfuhr, gelangen gewöhnlich zu größerm Ansehen, entwickeln sich und werden berühmt. Aber daneben bestehen, besonders in den Urstufen der Kulturreligionen, noch viele vereinzelte und noch unausgebildete kosmogonische Mythen, oder doch Anschauungen, Ansätze und Knospen zu kosmogonischen Mythen, die zum Theil wenigstens an

die Anfänge ſolcher Anſchauungen bei den Wilden erinnern. Von dergleichen ſprudelt das alte Oſtindien. So iſt es in Peru.

Es iſt ſchon früher bei Viracocha bemerkt worden, wie das Meer als Mamacocha kosmogoniſche Bedeutung gehabt habe. Man hielt es für das Alles erzeugende Element, aus dem die Menſchen, und namentlich das frühere Geſchlecht der Rieſen, entſtanden ſeien. Vgl. oben §. 63. §. 64.

Viele Stämme leiteten ſich nach Art der Wilden von Thieren ab, machten einen Thiergott zu ihrem Schöpfer und Urahn. So behaupteten mehrere Stämme vom Vogel Condor zu ſtammen, ſie ſchmückten ſich daher mit den Federn dieſes Vogels. Der Urſprung dieſes Glaubens gehört in die vorinkaiſche Zeit. Aber auch noch an den Sceptern der Inkas waren Condore. Picard 193. Külb 146. 190 nach Garcilaſſo, Tſchudi's Reiſe II, 397. Andere wieder wollten von Löwen, Tigern, Adlern, Geiern, Flüſſen, Quellen, Seen, Bergen u. dgl. herkommen. Garcilaſſo IV, 5. I, 18. 21. Ternaux XV, 42. Külb 190. Wuttke I, 309. Baumgarten II, 247.

Ein kosmogoniſcher Mythus hat ſowohl in der äußern Form als in der Tendenz eine ſtarke Analogie mit Hinduvorſtellungen. Nach demſelben fielen drei Eier vom Himmel, ein goldenes, ein ſilbernes, ein kupfernes. Aus dem erſten kamen die Curacas oder Fürſten, aus dem zweiten die Edelleute, aus dem dritten das gemeine Volk. Vgl. Ternaux XV, 6 nach Avendano. Das Ei ſpielt häufig als Weltei der Idealwelt (mundus in nuce) eine Rolle in den Kosmogonien. Daß der Mythus vorinkaiſch iſt, ſieht man daraus, daß er die alten Landesfürſten, die Curacas, oben an ſtellt. Zur Zeit der Inkaherrſchaft ſtanden ſie unter den Inkas, und daher hätte ein Peruaniſcher Inkamythus entweder das oberſte der drei Eier den Inkas zutheilen, oder aber vier Eier aufſtellen müſſen, aus deren allervorzüglichſtem, etwa einem diamantenen, die Inkas hervorgingen.

Als Schöpfer wurde von vielen der Donnergott Catequilla oder Catequil verehrt, der dem vorinkaiſchen Steindienſte angehört, ſpäter aber mit dem Sonnendienſte in vielfache Beziehung geſetzt wurde. Das war ein ſo ſehr gefürchteter Gott, daß Mancher, wenn er bei einſamer Wanderung durch das Gebirge von einem Gewitter überfallen wurde, aus Furcht vor ihm ſtarb. Er hieß auch Apocatequil, und hatte noch einen Bruder und einen Vater. Lacroix 376 b. Ternaux XVII, 13. Von den drei heiligen Felſen auf dem Gebirge, von denen früher die

Rede war, §. 62, soll einer den Catequil vorstellen. Er hatte auch die drei Namen Chuquilla, Catuilla und Intiallapa, Donner, Blitz und Wetterstrahl, die aber auch wieder mit dem Collektivnamen Illapa, Donner, zusammengefaßt wurden. Prescott I, 71. Vgl. unten §. 74. Man sieht, daß die Bildung von Göttertriaden auf verschiedene Weise möglich ist. Wir begegneten oben einer solchen von Manco Capac, Con und Pachacamac. Aber auch Catequil wird noch auf andere Weise außer der so eben angeführten mit anderen Göttern zu einer Trias zusammengestellt. So wurde er mit Viracocha und der Sonne als die oberste Göttertrias verehrt. Acosta V, 4. Die Inkareligion machte aber folgerechter, wenn diese Fassung nicht bloß dem Garcilasso zuzuschreiben ist, Donner und Blitz zu den gefürchteten Dienern der Sonne, die jedoch in eigenen Tempeln verehrt wurden. Prescott I, 71.

Ein anderer Schöpfer aller Dinge, an den sich ebenfalls eine Göttertrias anhängt, ist Ataguju. Es ist nicht weiter berichtet, was das für ein Gott war, nur daß ihm viele Tempel errichtet waren, und ihm zahlreiche blutige und unblutige Opfer dargebracht wurden. Da dieser Schöpfer aller Dinge sah, daß er allein sei, schuf er noch zwei andere Götter, die sich mit ihm in die Regierung der Welt theilten. Lacroix 375 ff. Unten §. 78.

Auch ein Gott Tangatanga soll als einer in Dreien und drei in Einem verehrt worden sein. Hazart 249 b. An dem Hauptsonnenfeste stellte man drei Sonnenbilder auf, die besondere Namen hatten, und die Sonne wohl in verschiedenen Beziehungen auffaßten. Auch eine Trias. Vgl. unten §. 81.

Der oben (§. 64) erwähnte Chincha Camac, der Schöpfer oder Beleber von Chincha, ist auch eine schöpferische Kraft gewesen, die die Chinchas als ihren Nationalgott, als den personifizirten Urtypus ihres Volkes verehrten.

---

§. 67. Kritik der Peruanischen Kulturmythen. Ihre historische Bedeutung.

Wir haben den Weg eingeschlagen, jeder Erörterung über die historischen Verhältnisse der peruanischen Urzeit die alten Sagen und Mythen vorauszuschicken. Es ist billig, ein großes Kulturvolk über seine

eigenen Urſprünge das erſte Wort reden zu laſſen, und das Zeugniß ſeines eigenen, wenn auch viel ſpätern, Bewußtſeins zuerſt anzuhören. Natürlich muß man ſeine Sprache kennen, die alte Sprache des Mythus und Symbols, wenn man ſein Zeugniß verſtehen ſoll. Aber unter dieſer Vorausſetzung werden auch viel ſichrere Reſultate gewonnen werden können für die mythiſche Urzeit, als für die ſpätere hiſtoriſche Königszeit. Und glücklicher Weiſe iſt gerade jene Urzeit für unſern Zweck das Wichtigſte, da gerade in den Urmythen die religiöſen Grundanſchauungen des Volkes ſich ausgeſprochen haben.

Dieſe Kritik iſt nun bereits halb vollzogen worden in den vorigen Paragraphen, in welchen auf der Grundlage der ältern Geſtalt der Mythen und der auf andern Gebieten durch die neuere deutſche wiſſenſchaftliche Mythologie entdeckten Geſetze der Mythenentwicklung der religiöſe Urſprung der Mythen aus dem Kultus und der kosmologiſchen Bedeutung der jeweiligen Gottheiten erklärt wurde. Die Erklärung einer Sache iſt ihre natürlichſte Kritik. Es bleibt nur übrig, da wir bisher nur jeden Mythus für ſich, und ſeine etwaigen Vermiſchungen mit den andern ins Auge faßten, hier noch die allgemeinen Reſultate und Geſichtspunkte, die allen gemeinſam ſind, zur Ueberſicht zuſammenzufaſſen und durchzuführen.

Vor Allem iſt der Satz feſtzuhalten, der aus allen jenen Sagen und Mythen am allgemeinſten ſich ergibt, daß dieſelben naturreligiöſe Mythen ſind, welche erſt allmälig, wenn überhaupt, die Form von Sagen angenommen haben. Die mythiſchen Perſonifikationen ſind immer mehr zu anthropomorphiſchen Göttern, bald ſogar manche zu menſchlichen Perſonen geworden. Das geſchah ſchon bei den Peruanern, vollendete ſich aber bei den an die Mythen der heidniſchen Religion ungläubigen Spaniern. Die Veränderung der Götter zu Menſchen fand ſchon bei den gläubigen Peruanern ſtatt, ſo gut wie in den übrigen Kulturreligionen Amerikas und der alten Welt. Es iſt die letzte Stufe religiöſer Entwicklung, auf welcher die religiöſe Anſchauung in die poetiſche übergeht, und der Mythus die Geſtalt der Sage annimmt. Wir können dieß Euhemerismus im weitern Sinne nennen, inſofern denn doch das Weſen des Euhemerismus in jener Umgeſtaltung der Götter nicht bloß in anthropomorphiſche Göttergeſtalten, ſondern in irdiſche Menſchen beſteht. Aber von dem Euhemerismus im weitern Sinne unterſcheidet ſich der im engern dadurch, daß erſterer mit gläubigem Gemüthe vollzogen

wird, selbst eine Entwicklungsstufe der Religion ist, letzterer dagegen seinen Ursprung in dem Unglauben an die heidnische Religion hat. Für dieses Verfahren ist Euhemerus ganz eigentlicher Repräsentant. Von ihm her ist dann der sogenannte Pragmatismus in die Geschichte eingeführt worden, d. h. die Erweiterung und Bereicherung der Geschichte aus den Mythen, wie dieselbe z. B. bei Diodor von Sizilien, und namentlich vielen Franzosen aus dem Ende des vorigen und dem Anfange dieses Jahrhunderts vorliegt. Die Spanier wendeten nun, wie gesagt, die pragmatische und euhemeristische Auffassung auf die amerikanischen Mythen an, indem sie dabei zunächst dem Beispiele der Kirchenväter folgten. Jene peruanischen Mythen sind aber naturreligiöse Mythen, in denen Kosmogonien enthalten sind. Die vier Geschwister sind am Anfange der Dinge der Erde entstiegen. Viracocha und Pachacamac sind selber Schöpfer mit leicht nachweisbarem Naturwesen. Kosmogonisch sind auch die Götter, die uns im vorigen Paragraphen nachträglich sind vorgeführt worden. Manco Capac ist nur ein Reflex des Schöpfers, der Sonne, und ihres Dienstes, — und Inca Roca endlich gehört nur insofern hieher, als wesentliche Eigenschaften und Thaten Manco Capac's auf ihn übergetragen worden sind, namentlich insofern er, wie andere Sonnengötter, aus einer Höhle hervorgegangen war.

Diese kosmogonischen Mythen nun sind auch **Kulturmythen** geworden. Von allen diesen Göttern, besonders aber von Manco Capac, ging nach der Aussage ihrer Mythen die Kultur aus, die Sitte und Religion des Volkes, oder sie wurde durch eine Reformation erneuert. Denn der Kultus jener Götter, der überall den Mythen zu Grunde liegt, war überall der Dienst einer Kulturreligion, eines Kulturvolkes, der religiöse Mittelpunkt ihrer Kultur. Darum mußten im Mythus die Götter selbst die Kultur auf Erden gebracht haben, wie Ceres den Ackerbau, Bachus den Wein u. s. w. Dieses Verfahren, alte Naturgötter zu Menschen, Königen, Städtegründern, Religionsstiftern und Kulturhelden zu machen, das wir als Euhemerismus im weitern Sinne bezeichneten, ist uralt und bei den Naturreligionen naturwüchsig. Schon Hesiod läßt in seiner Theogonie (478) den Zeus in Kreta geboren werden. In Babylon, Phönizien, Egypten, Italien sind die alten Naturgötter Baal, Astarte, Osiris, Saturnus, Faunus, Picus u. a. m. zu Königen geworden. So sind die alten Asagötter der ältern Edda mit dem Sonnengotte Odin an der Spitze in der jüngern Edda zu einwandernden Asiaten unter der Anführung

eines Religionsſtifters geworden. Wir werden ſpäter bei den Muyscas, Majas, Tolteken, Chichimeken, Azteken dieſelben Geſetze der Naturreligion wirken ſehen.

Wenn ſich nun allerdings als Reſultat der Kritik ergab, daß die in dieſen Sagen vorgeführten Menſchen, Könige, Religionsſtifter und Kulturheroen keine hiſtoriſche Wirklichkeit in dieſer ihrer menſchlichen Exiſtenz anzuſprechen haben, das in der Sage Erzählte auch niemals in dieſer Beſonderheit als einzelne Thatſache ſich ereignete, — ſo haben dieſe Sagen dennoch eine hiſtoriſche Bedeutung und ſprechen ein hiſtoriſches Volksbewußtſein aus. Dieſes Bewußtſein weiß nun davon, daß die Kulturheroen, namentlich die des Sonnenmythus, in Gegenſatz traten zu einem alten Zuſtande roher Wildheit und Unſitte, — ebenſo gut ergibt ſich aber auch aus der Verſchmelzung der verſchiedenen Mythen, daß bereits vor dem Sonnendienſte Kultur und Kulturreligion in vielen Gegenden ſtatt fand, an die ſich der Sonnendienſt anſchloß, aber ſich über ſie ſtellte. Dieſe ſämmtlichen Mythen mit ihrer Kulturreligion geben ſich auch durchaus als ein inländiſches Produkt, und endlich als Naturreligion oder Polytheismus. Wir wollen dieſe hiſtoriſchen Beſtandtheile jener Mythen uns etwas genauer vergegenwärtigen.

Nach der Sage von Manco Capac bei Garcilaſſo bewohnten vor dem Auftreten des Sonnenſohnes Wilde das Land, und auch im Verlauf der Geſchichte der Inkas werden nicht nur von Garcilaſſo, ſondern auch von den andern Geſchichtſchreibern, namentlich von Monteſinos, Wilde den Sonnendienern entgegengeſetzt. Dieſe Erzählungen von Wilden in der Urzeit mögen allerdings einzelne unhiſtoriſche Züge enthalten, die im Intereſſe des Kulturmythus, um ihm eine paſſende Unterlage zu geben, geſchaffen worden ſind, Züge, die dann von den Spaniern und dem ſpaniſch gebildeten Garcilaſſo die Farbe ihrer Zeitphiloſophie erhielten. Aber deßwegen entbehrt die Sache doch nicht der hiſtoriſchen Grundlage, und die Kritik darf nicht nach dem Vorgange Niebuhrs (Römiſche Geſchichte I, 87 ff. 4 Ausg.) ſolche Sagen von früherer Wildheit ſpäter kultivirter Völker als rein aus der Luft gegriffene Spekulationen von der Hand weiſen, nach der aprioriſtiſchen Theorie, daß niemals wilde Völker zur Kultur übergehen, ohne zu Grunde zu gehen, daß alſo Kulturvölker von Anfang an Kulturvölker geweſen ſeien. Ueber letzteren Punkt haben wir aus Anlaß der braſiliſchen Indianer uns ſchon ausgeſprochen. Was aber das zu Grundegehen der Wilden be-

trifft, wenn sie zur Kultur übergehen, so ist eine da und dort unter besondern Umständen vorkommende Erfahrung nicht sogleich zu einem unabänderlichen Gesetz zu erheben. Allerdings gehen Wilde zu Grunde, wenn sie zugleich mit der Bekanntschaft aller Laster der Kultur die alte vollkommene Freiheit behalten, sich in dieselben hineinzustürzen. Völker, die aus dem Stande der Wildheit in den der Kultur mit glücklichem Erfolg übergingen, thaten es mit Aufgeben ihrer alten ungebundenen Freiheit, und mit Annahme der strengsten Gesetze zur Handhabung einer geordneten Zucht. Germanische und slavische Völker liefern genug Beispiele. Und so sind auch Indianer, Neger und Malayen durch katholische und protestantische Missionäre, wie Eliot und Zeisberger unter den letzteren hervorzuheben sind, aus dem Zustande der Wildheit in den der Kultur versetzt worden. Wenn nun Ein Staat in der Welt mit der alten Freiheit schroff abgebrochen hat, so ist es der der Inkas. Ja, sein greller Gegensatz gegen alle individuelle Freiheit erklärt sich, wie wir das später noch bestimmter zeigen werden, weitaus am natürlichsten aus dem schroffen Uebergang aus der Wildheit in die Kultur, deren Gegensätze man um so schroffer halten mußte, je näher die Uebergänge lagen. Rivero und Tschudi führen noch einen andern Grund gegen die alte Wildheit im Lande Peru an, nämlich alle die Kulturreste aus der vorinkaischen Zeit. Allein dieselben beweisen bloß, daß die Darstellung Garcilasso's müsse eingeschränkt werden, daß in ältester Zeit nicht bloß Wilde da wohnten, sondern auch Kulturvölker. Daß aber neben letztern auch Wilde da waren, sieht man außer dem Zeugniß des in solchen Dingen gar nicht zu verachtenden Mythus auch noch aus der fortwährenden Erwähnung von Unterwerfung und Civilisirung wilder Horden in der historischen Zeit durch die Inkas. Dem ist noch beizufügen das Vorkommen von Wilden in solchen Gegenden, wo der Arm der Inkas früher noch nicht hinreichte, Menschen, die nicht einmal in Dörfern wohnen, die sich vergifteter Pfeile bedienen, Menschenfresser sind, und deren Religion der Geisterglaube und Fetischismus anderer Wilden ist, während dagegen die Inkaindianer ein ackerbautreibendes Volk bis auf den heutigen Tag geblieben sind. Vgl. beſ. Arriaga, dann Balboa c. 1. Herrera V, 3. 6. Garcia V, 8. Tschudi's Reise II, 222 ff. Andree Westl. I, 115 ff. Die oben erwähnten Mythen von Abstammung mancher Stämme vom Condor, von Löwen und anderen Thieren weisen ebenfalls auf den Anschauungskreis von Wilden hin.

Es ist vielleicht hier nicht überflüssig, an die schon bei der allgemeinen Einleitung §. 3 hingeworfene Bemerkung zu erinnern, daß wir beim Wort Wilde nicht an einen thierischen Zustand zu denken haben. Denn so wenig uns der Wilde ein Ideal der Unschuld ist, so widrig das Ebenbild Gottes in ihm durch grausenerregende Unnatur entstellt ist und die Menschheit zerrissen erscheint, — so ist und bleibt der Wilde doch ein Mensch schon von Geburt. Wie die Schwalbe, der Biber, die Biene, wie alle Thiere mit ihren Instinkten geboren werden, so der Mensch mit den seinigen, mit der Anlage zur Religion und Sprache, mit der Fertigkeit Werkzeuge und Waffen selbst zu verfertigen, das Feuer zu machen und zu gebrauchen, — ohne welche Instinkte keine menschlichen Stämme, Horden oder Familien angetroffen werden. Wilde sind nicht Thiermenschen, in die der Mensch erst hineingebildet werden müßte, sondern Menschen, die das Land nicht bebauen, und nur von dem leben, was die Natur ohne ihr Zuthun wachsen läßt. Es ist außerordentlich, was ihnen dadurch abgeht, Kultur, Gesittung, Unterordnung größerer Massen unter Gesetze, das Recht, und so vieles andere. Aber die Menschheit fehlt ihnen nicht, wenn auch die Menschlichkeit.

Die Peruanischen Kulturmythen setzen nun aber nicht bloß Wilde, sondern auch Kulturvölker und Kulturreligionen in der vorinkaischen Zeit voraus. Zwar scheint dem nicht so nach der Erzählung des Mythus von Manco Capac. Aber was er nicht erzählt, das verräth er doch durch seine vielfachen Verschmelzungen, wie wir gesehen haben, mit den andern Mythen. Bedeutsam ist besonders, daß er den Manco Capac vom Titicacasee ausgehen läßt, jenem uralten Kulturſitze, und daß erst nachher Cuzco zum Nabel der Bildung wird. Ueberhaupt sind ja alle jene Mythen Kulturmythen, ihre Götter sind Schöpfer, Kulturheroen, Reformatoren. Ihr Dienst war an Centralpunkte der Kultur geknüpft, an Tempel, die nicht von Wilden herrühren konnten. Die Göttertriaden zudem beruhen auf zusammengefaßter Tempelkultur, der Mythus von den drei Eiern auf einer Trennung des vorinkaischen Volkes in Stände oder Kasten, die uns bei den Wilden nirgends begegnen.

Was so die Verschmelzung verschiedener Kulturmythen aus verschiedenen Landestheilen auf eine alte vorinkaische Kultur und Kulturreligion schließen läßt, das wird durch vielfache Ruinen aus dieser vorinkaischen Zeit bestätigt. Sie tragen alle einen andern Charakter an sich als die Gebäude der Inkas, und sind Zeugen der alten Kul-

tur, die lange vor den Inkas im Lande verbreitet war. Dahin gehören vor allen die Bauwerke von Tiaguanaco (Tiahuanaco) am Titicacasee im Lande der Aymaras. Viele alten Schriftsteller sprechen von ihnen, und ihr Dasein ist so alt und ihr Ursprung so unbekannt, daß man von ihnen sagte, sie seien gebaut worden noch ehe die Sonne die Erde beschien. Das heißt aber, wie schon einmal bemerkt wurde, in der mythischen Sprache nichts andres, als daß vor der Herrschaft der Sonne im Sonnendienste bereits am Titicacasee Kultur und Tempel sich vorgefunden hätten. Selbst der Sonnenmythus muß den Manco Capac und die Mama Oello von diesem See ausgehen lassen. Und in gleichem Sinne heißt es auch im Mythus, daß schon vor der Sonne Menschen gewesen seien, und daß damals Viracocha dem Titicacasee entstieg. In einer Höhe von 12000 Fuß, aber unter dem Einfluß der tropischen Sonne, lebte schon in uralten Zeiten eine dichte Bevölkerung vom Landbau in diesem Gebirgsthal am See, — also wie in Anahuac und Cundinamarca. d'Orbigny hat die Gebäude dieser alten Kultur wieder aufgefunden, es sind 100 Fuß hohe Erdhügel, die mit Säulen umgeben sind, 300—600 Fuß lange Tempel, mit kolossalen eckigten Säulen geziert, Säulengänge mit Reliefs, welche symbolische Darstellungen geben, gewaltige Basaltstatuen mit Köpfen wie die Egyptischen, auch ein Palast, der aus zugehauenen Felsenstücken besteht. Prichard IV, 486. Prescott I, 9. 10. Kugler Kunstgeschichte, zweite Ausg. S. 17 ff. Paul Chair I, 1. 182 ff., der S. 197 noch andere Quellen anführt, besonders Beschreibungen von Weddell bei Castelnau III, 389—397, Cieza de Léon und d'Orbigny. Schon die Abbildungen im Univers pittoresque geben keine unvortheilhafte Idee von dem alten Stile. Ebenso stand schon vor der Unterwerfung des Thales Lerin durch die Inkas der Tempel des Pachacamac zu Pachacamac. Die Inkas hatten ihn stehen lassen, errichteten aber daneben noch einen Sonnentempel, oder richteten ihn, wie andere sagen, zu einem Sonnentempel ein. Die Augenzeugen Ulloa Mém. II, 78, W. B. Stevenson, Aufenthalt von zwanzig Jahren in Südamerika, 1804—24, französisch übersetzt 1826, 3 vol., — und Tschudi in seiner Reise I, 291 berichten von dessen Trümmern. Tschudi zählt sie zu den interessantesten der ganzen Küste. Nach Ulloa legen diese Ruinen selbst noch in ihrem jetzigen Aussehen Zeugniß von ihrer ehemaligen Pracht und Stärke ab. Und doch sind nur noch einige Säle, Nischen und Malereien übrig. Hieher gehören auch die Gebäude

von Tambo, Trurillo, Cuelap, Tea-Huanuco, die ſich alle von denen der Inkas unterſcheiden. Ueber dieſe und andere Ruinen vgl. Herrera hist. gen. VI, 6. 9. Garcilaſſo I, 3. 1. Prescott I, 9. Braunſchweig 40. Paul Chair I, 1 211 ff. Nach Cieza de Leon ſetzten die Peruaner ſelbſt ſie in eine vorinkaiſche Zeit. Vgl. Ausland 1853 S. 454 nach W. Bollaert's Abhandlung, die er über die Indianer von Südperu in der ethnographiſchen Geſellſchaft von London am 13. April 1853 vorlas. Beſonders vgl. aber das Werk von Rivero und Tſchudi S. 268 ff. 298. Ausland 1852 S. 920. Wir werden ſpäter bei Darſtellung des Kultus und Tempeldienſtes noch einige Bemerkungen über den Unterſchied zwiſchen inkaiſchen und vorinkaiſchen Gebäuden machen.

Zu den Zeugniſſen einer vorinkaiſchen Kultur zählen wir eine Art Hieroglyphen oder Schrift, welche von den Inkas nicht angenommen, ſondern als heterodox vertilgt wurde, während ſie ſich ſelbſt bloß der Quippu's in ihrem Reiche bedienten. Wir werden unten §. 70 weiter davon reden. Ebenſo führen auch hier wie anderswo die ſchon oben im Mythus von Inca Roca §. 64 erwähnten unnatürlichen Laſter, die von den Inkas beſtändig bekämpft wurden, auf eine frühere, aber bereits im Verkommen begriffene Kultur. Für Kultur ſpricht auch der in Amerika einzig daſtehende Umſtand, daß die Inkas die Lamas in den Gebirgen bereits in einem gezähmten Zuſtande vorfanden. Cieza Cap. 37. Pöppig Art. Inkas S. 382.

Ein ſehr beſtimmtes Zeugniß, weil aus einer ſpätern unbeſtrittenen hiſtoriſchen Zeit herrührend, für die vorinkaiſche Kultur iſt der Staat Quito, der erſt im Jahrhundert vor der Spaniſchen Eroberung den Inkas unterworfen wurde. Die Kultur in Quito iſt zwar geringer anzuſchlagen als die in Peru. Doch waren die Tempel mit nicht geringer Kunſt gebaut, und die Steine mit Kalk verbunden. Es gab hier ſchon vor den Inkas Sonnendienſt mit Tempeln für Sonne und Mond, Sonnenſäulen, goldene Bilder der Sonne und ſilberne des Mondes, zwölf ſteinerne Säulen zeigten die Monate an, man feierte die Neumonde und das Winterſolſtitium. Es wurde hier ebenfalls ein Gott der Geſundheit verehrt, in deſſen Tempel die Kranken durch Berührung des Götzenbildes geheilt wurden. Auch hatten ſie den Gott des Kriegs und der Rache, dem man urſprünglich die Kriegsgefangenen opferte. Daneben fand Opferung der menſchlichen Erſtgeburt ſtatt. Dieſe uralten Menſchenopfer wurden aber durch die Scyris, die letzte Königsdynaſtie

vor den Inkas in Quito, so viel in ihrer Macht stand, abgeschafft, so daß jene Könige hier dieselbe Stellung eingenommen hatten, welche die Inkas in Peru. Vgl. Velasco I, 18 ff. 106. 118 ff. 122. 124 ff. Chair I, 1. Ch. 16. S. 300 ff.

Im Ganzen muß der Grad dieser vorinkaischen Kultur nicht höher angeschlagen werden als der der inkaischen, wie schon aus dem Beispiel von Quito erhellt und aus den mancherlei Rohheiten, die von den Inkas auch bei Kulturstämmen bekämpft wurden. Im Einzelnen mag man früher weiter gewesen sein, wie z. B. in der Architektur und in der Schrift. Im Ganzen waren die uralten Kulturstaaten hier wie im übrigen Amerika nur klein im Vergleich zu dem Peruanischen und Mexikanischen.

Nach allen Mythen gehen die Peruanischen Kulturheroen aus dem Lande selber hervor, aus Seen, Höhlen, Felsen, oder stammen von anderen Landeskindern ab. Nach der Ansicht der Mythen ist also ihre Kultur und Kulturreligion eine einheimische. Es läßt sich nun freilich der Fall denken, daß eine fremde Kultur und Kulturreligion in einem neuen Lande sich akklimatisirt und lokasirt hätte. An und für sich ist dieß weder unmöglich, noch beispiellos. Allein in unserm gegenwärtigen Falle sind alle die Gottheiten sammt ihren Namen so rein peruanisch und eigenthümlich, tragen die Peruanische Denkungsart und die Beziehung zum eigenen Lande so deutlich an der Stirne, daß ein Blick nach außen nur zum unstäten Hin- und Herschweifen verurtheilt ist, während die Erklärung aus der eigenen Volksnatur nirgends auf die geringste Schwierigkeit stößt. Es hat nun allerdings Wuttke I, 305. 322 (vgl. auch Pöppig, Art. Inkas) seiner Hypothese von aktiven und passiven Rassen zu lieb angenommen, daß die Inkas ein ganz fremder Stamm seien, der der weißen bärtigen Rasse angehörte, welcher den Peruanern die Kultur von außen und künstlich aufgepfropft habe. Diese Annahme zerfällt schon durch das, was im Vorigen von einer weitverbreiteten vorinkaischen Kultur erzählt worden ist. Daher haben Rivero und Tschudi S. 17, vgl. Ausland 1852 S. 213, den Manco Capac nicht als einen Inka, sondern als einen viel frühern Kulturhelden, als einen Asiaten und Buddhisten angesehen. Noch bestimmter machte schon John Ranking in einer 1827 in London herausgegebenen Geschichte der Eroberung Peru's durch die Mongolen den Manco Capac zum Sohn des Großmogul Kublaï-Khan. Aber auch Tiedemann (Zeitschrift für

Physiologie, Bd. V) läßt die Inkas, die er von dem alten Kulturvolke am Titicaca wohl unterscheidet, aus Asien einwandern, und zwar in verschiedenen Einwanderungen, von denen die letzte in das zwölfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung fallen würde. Vgl. auch Prichard I, 373. Ueber die Ableitung derselben aus England vgl. oben §. 61. Ueber die Eintheilung des Menschengeschlechtes in aktive und passive Rassen haben wir schon in der Einleitung §. 2 uns ausgesprochen. Ueber die Herleitung amerikanischer Kulturheroen aus den Buddhisten wird bei dem vormexikanischen Kulturheros Votan der schicklichste Platz sein zur ausführlichern Besprechung. Hier sei nur so viel zum Voraus bemerkt, daß der Charakter keiner heidnischen Religion von den amerikanischen verschiedener ist als der des Buddhismus. Hier ist aber für uns die Hauptsache, daß wir Ursprung und Herkunft der Peruanischen, inkaischen und vorinkaischen, Kulturhelden bereits kennen gelernt haben. Ihr Ursprung ist die Personifikation, ihre Herkunft Naturgegenstände und Naturgesetze, in denen sich die Gottheit offenbart, ihr Wachsthum Anthropomorphirung, ihr Ende Menschwerdung. So beweist der Bart des Meergottes Viracocha nichts für solche Abkunft von Ostasiaten, die selber keinen Bart haben, §. 63. Aber eben so wenig beweist der Bart Manco Capacs für seine Herkunft aus England, Stephenson I, 265. Wir werden von diesem Barte, mit dem auch die Bilder anderer Kulturgötter, wie eines Quetzalcoatl, Coxcox, Bochica, geziert sind, weiter unten sprechen, §. 88. Hier kann die Bemerkung genügen, daß den Inkas der Bart noch mehr fehlte als anderen Indianern. Vgl. Prichard IV, 482. 488. Braunschweig 44. Anders ist es allerdings mit der weißern Farbe der Inkas. Prescott I, 8. Allein auch andere Völker in den Anden, namentlich vorinkaische Kulturvölker, waren von weißerer Farbe als die Masse der Amerikaner. Man nennt diese Stämme die antisischen, die aber trotz ihrer weißern Farbe doch zu der Amerikanischen Rasse gehören. Prichard IV, 491 ff. nach d'Orbigny, Ternaux XV, 181 nach Angelis, Pöppig Inkas 382 nach Cieza Cap. 37. Es ist natürlich, daß das aus den Gebirgen herkommende Geschlecht der Inkas, welches selbst das Land nicht bebaute, die hellere Farbe besser bewahrte als die arbeitenden Klassen. Ihr Schädel hat aber mit dem der Aymaras dieselbe Form. Prichard IV, 482 ff. Wir erinnern uns, auch in anderen Theilen Südamerika's Leute mit weißerer Hautfarbe kennen gelernt zu haben. Vgl. §. 39. Auch unter den Rothhäuten

heißen die Arcanzas oder Akasas die schönen weißen Leute, und südlich vom Missouri gab es weiße Panis. Vgl. Imlays Nachrichten von dem westlichen Lande der Nordam. Freistaaten. Deutsch 1793, S. 165. 166, und dazu Zimmermann.

Endlich geben sich diese Sagen als polytheistische aus, nicht als monotheistische. Allerdings haben wir gesehen, daß Spanische Berichterstatter, wie Montesinos, Balboa u. v. A. die vorinkaischen Hauptgötter zum wahren und alleinigen Gott machten, dessen Dienst erst durch den Sonnendienst der Inkas verdrängt worden sei, — ebenso wurde erwähnt, wie nach Garcilasso die Inkas selber fortwährend in dem Pachacamac den obersten alleinigen Gott verehrt hätten. Vgl. §. 65 a. E. Letzterer Ansicht sind auch Picard 188 und Pöppig. Wenn Tschudi, wie wir gesehen haben, in seiner Reise den Pachacamac die Welt aus Nichts schaffen läßt, so macht er ihn ebenfalls zum alleinigen Gott, denn eine solche Schöpfung ist ein spezifisches Unterscheidungszeichen des theistischen Monotheismus. Nach Rivero und Tschudi erhob sich die alte Religion zum Begriff eines höchsten Wesens bei Con, später bei Pachacamac, welcher letztere sogar Volksgott auch zur Inkazeit geblieben sei, während der Sonnengott eigentlich bloßer Hofgott gewesen. Vgl. S. 149. Ausland 1852. 919. Das mag eine Zeitlang bei den alten Verehrern des Pachacamac so stattgefunden haben, aber die Peruaner selbst nahmen den Pachacamac mit in den großen Kreis ihrer Götter auf, nach einem gegenseitigen Vertrag, wie angegeben wird. Baumgarten II, 311. Darum heißt auch Pachacamac ein Sohn der Sonne. Zarate I, 10. Aber sein Dienst trat so sehr zurück, daß man ihm wenig opferte, nicht weil man einen Gegensatz zwischen einem Gott des Herzens und einem Gotte des Kultus gemacht hätte. Solcher Gegensatz ist durchaus antiker Denkart fremd. Sondern weil Pachacamac als fremder, wenn auch hoher Gott, als unterworfener und besiegter Gott gegen den siegreichen Sonnengott zurücktreten mußte. — Während nun Montesinos die Kenntniß des wahren Gottes, nach ihm Viracocha's, direkt mit Noahs Nachkommen nach Peru kommen läßt, wird dieselbe von anderen dem Apostel Thomas zugeschrieben. Mit Einem Worte, wir stoßen hier wieder auf dieselbe Erscheinung, wie bei den Nordamerikanischen Rothhäuten und ihrem Großen Geist. Vgl. §. 17 und §. 3. Allein alle jene Götter der vorinkaischen Zeit sind Naturgötter, die in Bildern verehrt wurden oder in sichtbaren Naturgegenständen. Diese Bilder wurden nach Besiegung der

Völker nach Cuzco gebracht, Herrera V, 4. Garcilaſſo V, 12, auf ähnliche Weiſe, wie die Römer mit den Dii evocati der beſiegten Völker und Städte zu verfahren pflegten. In der Nähe von Cuzco war ein großer Tempel mit 78 Kapellen, in denen die Götterbilder aus dem ganzen Lande verſammelt waren; jede Landſchaft hatte ihren Weihtiſch, auf dem nach jedes Volkes Sitte Opfer gebracht wurden. Hazart 248 a. Baumgarten II, 232. Alle dieſe Götter duldeten einander nach Art des Polytheismus. Eine Anzahl mehr oder weniger ſchadet dem Prinzip nichts. Wenn der ſonſt ſo gründliche de Laet X, 1 ſagt, nur dem oberſten Gott ſei eine Anbetung (adoratio), nicht aber den Untergöttern zugekommen, welche ſich mit einer Verehrung (veneratio) hätten begnügen müſſen, ſo iſt dieſer Unterſchied den Peruanern nie in den Sinn gekommen. Alle waren Götter, die Opfer erhielten, und eine ſelbſtſtändige Exiſtenz und Wirkſamkeit hatten, wenn auch die ſiegreichen eine weitgreifendere als die beſiegten. War ihre Wirkſamkeit beſchränkt, ſo war ſie es durch die der anderen Götter, namentlich durch das über allen ſtehende böſe Verhängniß, dem alle heidniſchen Götter unterworfen ſind. Monteſinos 110, vgl. 17. Darum hat auch ſchon Acoſta V, 3. 4, der von allen ältern Spaniern mit der meiſten Kritik über Amerika ſchrieb, den Peruanern den Begriff des wahren Gottes abgeſprochen. Unter den Neuern hat dieß mit der meiſten philoſophiſchen Beſtimmtheit Wuttke 307 ff. gethan. Vgl. aber auch noch Schneider bei Ulloa Mém. II, 417. 429. Ternaux XVII, 13. 93 XVIII, 99. Balboa 58. Lacroix 377 b.

---

§. 68. Kritik der Peruaniſchen Geſchichte.

Es iſt nicht unſer Zweck, hier eine Kritik der geſammten Peruaniſchen Geſchichte zu geben. Dieß erfordert eine eigene Arbeit. Wir haben es hier bloß mit der Geſchichte der Religion zu thun, und darum richteten wir auch unſer Hauptaugenmerk auf die Peruaniſchen Urmythen, in welchen ſowohl die religiöſen Grundanſchauungen von dem Verhältniß der Gottheit zur Welt und zu den Menſchen ſich ausſprechen, als auch das Bewußtſein der Menſchen von ihren eigenen frühern Zuſtänden. Die weitere Geſchichte faſſen wir auch hier, wie wir es bei anderen Völkern gethan haben, nur inſofern ins Auge, als dieß für unſern

reißt, wenn ſie zur Kultur übergeben, ſo iſt eine da und dort unter beſondern Umſtänden vorkommende Erfahrung nicht ſogleich zu einem unabänderlichen Geſetz zu erheben. Allerdings geben Wilde zu Grunde, wenn ſie zugleich mit der Bekanntſchaft aller Laſter der Kultur die alte vollkommene Freiheit behalten, ſich in dieſelben hineinzuſtürzen. Völker, die aus dem Stande der Wildheit in den der Kultur mit glücklichem Erfolg übergingen, thaten es mit Aufgeben ihrer alten unumſchränkten Freiheit, und mit Annahme der ſtrengſten Geſetze zur Handhabung einer geordneten Zucht. Germaniſche und ſlaviſche Völker liefern genug Beiſpiele. Und ſo ſind auch Indianer, Neger und Malayen durch katholiſche und proteſtantiſche Miſſionäre, wie Eliot und Zeisberger unter den letzteren hervorzuheben ſind, aus dem Zuſtande der Wildheit in den der Kultur verſetzt worden. Wenn nun Ein Staat in der Welt mit der alten Freiheit ſchroff abgebrochen hat, ſo iſt es der der Inkas. Ja, ſein greller Gegenſatz gegen alle individuelle Freiheit erklärt ſich, wie wir das ſpäter noch beſtimmter zeigen werden, meiſtens am natürlichſten aus dem ſchroffen Uebergang aus der Wildheit in die Kultur, deren Gegenſätze man um ſo ſchroffer halten mußte, je näher die Uebergänge lagen. Rivero und Tſchudi führen noch einen andern Grund gegen die alte Wildheit im Lande Peru an, nämlich alle die Kulturreſte aus der vorinkaiſchen Zeit. Allein dieſelben beweiſen bloß, daß die Darſtellung Garcilaſſo's müſſe eingeſchränkt werden, daß in älterer Zeit nicht bloß Wilde da wohnten, ſondern auch Kulturvölker. Daß aber neben letztern auch Wilde da waren, ſieht man außer dem Zeugniß des in ſolchen Dingen gar nicht zu verachtenden Mythus auch noch aus der fortwährenden Erwähnung von Unterwerfung und Civiliſirung wilder Horden in der hiſtoriſchen Zeit durch die Inkas. Dem iſt noch beizufügen das Vorkommen von Wilden in ſolchen Gegenden, wo der Arm der Inkas früher noch nicht hinreichte, Menſchen, die nicht einmal in Dörfern wohnen, die ſich vergifteter Pfeile bedienen, Menſchenfreſſer ſind, und deren Religion der Geiſterglaube und Fetiſchismus anderer Wilden iſt, während dagegen die Inkaindianer ein ackerbautreibendes Volk bis auf den heutigen Tag geblieben ſind. Vgl. beſ. Arriaga, dann Balboa c. 1. Herrera V, 3. 6. Garcia V, 8. Tſchudi's Reiſe II, 222 ff. Andree Weſtl. I, 115 ff. Die oben erwähnten Mythen von Abſtammung mancher Stämme vom Condor, von Löwen und anderen Thieren weiſen ebenfalls auf den Anſchauungskreis von Wilden hin.

Es ist vielleicht hier nicht überflüssig, an die schon bei der allgemeinen Einleitung §. 3 hingeworfene Bemerkung zu erinnern, daß wir beim Wort Wilde nicht an einen thierischen Zustand zu denken haben. Denn so wenig uns der Wilde ein Ideal der Unschuld ist, so widrig das Ebenbild Gottes in ihm durch grausenerregende Unnatur entstellt ist und die Menschheit zerrissen erscheint, — so ist und bleibt der Wilde doch ein Mensch schon von Geburt. Wie die Schwalbe, der Biber, die Biene, wie alle Thiere mit ihren Instinkten geboren werden, so der Mensch mit den seinigen, mit der Anlage zur Religion und Sprache, mit der Fertigkeit Werkzeuge und Waffen selbst zu verfertigen, das Feuer zu machen und zu gebrauchen, — ohne welche Instinkte keine menschlichen Stämme, Horden oder Familien angetroffen werden. Wilde sind nicht Thiermenschen, in die der Mensch erst hineingebildet werden müßte, sondern Menschen, die das Land nicht bebauen, und nur von dem leben, was die Natur ohne ihr Zuthun wachsen läßt. Es ist außerordentlich, was ihnen dadurch abgeht, Kultur, Gesittung, Unterordnung größerer Massen unter Gesetze, das Recht, und so vieles andere. Aber die Menschheit fehlt ihnen nicht, wenn auch die Menschlichkeit.

Die Peruanischen Kulturmythen setzen nun aber nicht bloß Wilde, sondern auch Kulturvölker und Kulturreligionen in der vorinkaischen Zeit voraus. Zwar scheint dem nicht so nach der Erzählung des Mythus von Manco Capac. Aber was er nicht erzählt, das verräth er doch durch seine vielfachen Verschmelzungen, wie wir gesehen haben, mit den andern Mythen. Bedeutsam ist besonders, daß er den Manco Capac vom Titicacasee ausgehen läßt, jenem uralten Kultursitze, und daß erst nachher Cuzco zum Nabel der Bildung wird. Ueberhaupt sind ja alle jene Mythen Kulturmythen, ihre Götter sind Schöpfer, Kulturheroen, Reformatoren. Ihr Dienst war an Centralpunkte der Kultur geknüpft, an Tempel, die nicht von Wilden herrühren konnten. Die Göttertriaden zudem beruhen auf zusammengefaßter Tempelkultur, der Mythus von den drei Eiern auf einer Trennung des vorinkaischen Volkes in Stände oder Kasten, die uns bei den Wilden nirgends begegnen.

Was so die Verschmelzung verschiedener Kulturmythen aus verschiedenen Landestheilen auf eine alte vorinkaische Kultur und Kulturreligion schließen läßt, das wird durch vielfache Ruinen aus dieser vorinkaischen Zeit bestätigt. Sie tragen alle einen andern Charakter an sich als die Gebäude der Inkas, und sind Zeugen der alten Kul-

tur, die lange vor den Inkas im Lande verbreitet war. Dahin gehören vor allen die Bauwerke von Tiaguanaco (Tiahuanaco) am Titicacaſee im Lande der Aymaras. Viele alten Schriftſteller ſprechen von ihnen, und ihr Daſein iſt ſo alt und ihr Urſprung ſo unbekannt, daß man von ihnen ſagte, ſie ſeien gebaut worden noch ehe die Sonne die Erde beſchien. Das heißt aber, wie ſchon einmal bemerkt wurde, in der mythiſchen Sprache nichts andres, als daß vor der Herrſchaft der Sonne im Sonnendienſte bereits am Titicacaſee Kultur und Tempel ſich vorgefunden hätten. Selbſt der Sonnenmythus muß den Manco Capac und die Mama Oello von dieſem See ausgehen laſſen. Und in gleichem Sinne heißt es auch im Mythus, daß ſchon vor der Sonne Menſchen geweſen ſeien, und daß damals Viracocha dem Titicacaſee entſtieg. In einer Höhe von 12000 Fuß, aber unter dem Einfluß der tropiſchen Sonne, lebte ſchon in uralten Zeiten eine dichte Bevölkerung vom Landbau in dieſem Gebirgsthal am See, — alſo wie in Anahuac und Cundinamarca. d'Orbigny hat die Gebäude dieſer alten Kultur wieder aufgefunden, es ſind 100 Fuß hohe Erdhügel, die mit Säulen umgeben ſind, 300—600 Fuß lange Tempel, mit koloſſalen eckigten Säulen geziert, Säulengänge mit Reliefs, welche ſymboliſche Darſtellungen geben, gewaltige Baſaltſtatuen mit Köpfen wie die Egyptiſchen, auch ein Palaſt, der aus zugehauenen Felſenſtücken beſteht. Prichard IV, 486. Prescott I, 9. 10. Kugler Kunſtgeſchichte, zweite Ausg. S. 17 ff. Paul Chair I, 1. 182 ff., der S. 197 noch andere Quellen anführt, beſonders Beſchreibungen von Weddell bei Caſtelnau III, 389—397, Cieza de Léon und d'Orbigny. Schon die Abbildungen im Univers pittoresque geben keine unvortheilhafte Idee von dem alten Stile. Ebenſo ſtand ſchon vor der Unterwerfung des Thales Lerin durch die Inkas der Tempel des Pachacamac zu Pachacamac. Die Inkas hatten ihn ſtehen laſſen, errichteten aber daneben noch einen Sonnentempel, oder richteten ihn, wie andere ſagen, zu einem Sonnentempel ein. Die Augenzeugen Ulloa Mém. II, 78, W. B. Stevenſon, Aufenthalt von zwanzig Jahren in Südamerika, 1804—24, franzöſiſch überſetzt 1826, 3 vol., — und Tſchudi in ſeiner Reiſe I, 291 berichten von deſſen Trümmern. Tſchudi zählt ſie zu den intereſſanteſten der ganzen Küſte. Nach Ulloa legen dieſe Ruinen ſelbſt noch in ihrem jetzigen Ausſehen Zeugniß von ihrer ehemaligen Pracht und Stärke ab. Und doch ſind nur noch einige Säle, Niſchen und Malereien übrig. Hieher gehören auch die Gebäude

von Tambo, Truxillo, Cuelap, Tea-Huanuco, die ſich alle von denen der Inkas unterſcheiden. Ueber dieſe und andere Ruinen vgl. Herrera hist. gen. VI, 6. 9. Garcilaſſo I, 3. 1. Prescott I, 9. Braunſchweig 40. Paul Chaix I, 1 211 ff. Nach Cieza de Leon ſetzten die Peruaner ſelbſt ſie in eine vorinkaiſche Zeit. Vgl. Ausland 1853 S. 454 nach W. Bollaert's Abhandlung, die er über die Indianer von Südperu in der ethnographiſchen Geſellſchaft von London am 13. April 1853 vorlas. Beſonders vgl. aber das Werk von Rivero und Tſchudi S. 268 ff. 298. Ausland 1852 S. 920. Wir werden ſpäter bei Darſtellung des Kultus und Tempeldienſtes noch einige Bemerkungen über den Unterſchied zwiſchen inkaiſchen und vorinkaiſchen Gebäuden machen.

Zu den Zeugniſſen einer vorinkaiſchen Kultur zählen wir eine Art Hieroglyphen oder Schrift, welche von den Inkas nicht angenommen, ſondern als heterodox vertilgt wurde, während ſie ſich ſelbſt bloß der Quippu's in ihrem Reiche bedienten. Wir werden unten §. 70 weiter davon reden. Ebenſo führen auch hier wie anderswo die ſchon oben im Mythus von Inca Roca §. 64 erwähnten unnatürlichen Laſter, die von den Inkas beſtändig bekämpft wurden, auf eine frühere, aber bereits im Verkommen begriffene Kultur. Für Kultur ſpricht auch der in Amerika einzig daſtehende Umſtand, daß die Inkas die Lamas in den Gebirgen bereits in einem gezähmten Zuſtande vorfanden. Cieza Cap. 37. Pöppig Art. Inkas S. 382.

Ein ſehr beſtimmtes Zeugniß, weil aus einer ſpätern unbeſtrittenen hiſtoriſchen Zeit herrührend, für die vorinkaiſche Kultur iſt der Staat Quito, der erſt im Jahrhundert vor der Spaniſchen Eroberung den Inkas unterworfen wurde. Die Kultur in Quito iſt zwar geringer anzuſchlagen als die in Peru. Doch waren die Tempel mit nicht geringer Kunſt gebaut, und die Steine mit Kalk verbunden. Es gab hier ſchon vor den Inkas Sonnendienſt mit Tempeln für Sonne und Mond, Sonnenſäulen, goldene Bilder der Sonne und ſilberne des Mondes, zwölf ſteinerne Säulen zeigten die Monate an, man feierte die Neumonde und das Winterſolſtitium. Es wurde hier ebenfalls ein Gott der Geſundheit verehrt, in deſſen Tempel die Kranken durch Berührung des Götzenbildes geheilt wurden. Auch hatten ſie den Gott des Kriegs und der Rache, dem man urſprünglich die Kriegsgefangenen opferte. Daneben fand Opferung der menſchlichen Erſtgeburt ſtatt. Dieſe uralten Menſchenopfer wurden aber durch die Scyris, die letzte Königsdynaſtie

vor den Inkas in Quito, so viel in ihrer Macht stand, abgeschafft, so daß jene Könige hier dieselbe Stellung eingenommen hatten, welche die Inkas in Peru. Vgl. Velasco I, 18 ff. 106. 118 ff. 122. 124 ff. Chair I, 1. Ch. 16. S. 300 ff.

Im Ganzen muß der Grad dieser vorinkaischen Kultur nicht höher angeschlagen werden als der der inkaischen, wie schon aus dem Beispiel von Quito erhellt und aus den mancherlei Rohheiten, die von den Inkas auch bei Kulturstämmen bekämpft wurden. Im Einzelnen mag man früher weiter gewesen sein, wie z. B. in der Architektur und in der Schrift. Im Ganzen waren die uralten Kulturstaaten hier wie im übrigen Amerika nur klein im Vergleich zu dem Peruanischen und Mexikanischen.

Nach allen Mythen gehen die Peruanischen Kulturheroen aus dem Lande selber hervor, aus Seen, Höhlen, Felsen, oder stammen von anderen Landeskindern ab. Nach der Ansicht der Mythen ist also ihre Kultur und Kulturreligion eine einheimische. Es läßt sich nun freilich der Fall denken, daß eine fremde Kultur und Kulturreligion in einem neuen Lande sich akklimatisirt und lokasirt hätte. An und für sich ist dieß weder unmöglich, noch beispiellos. Allein in unserm gegenwärtigen Falle sind alle die Gottheiten sammt ihren Namen so rein peruanisch und eigenthümlich, tragen die Peruanische Denkungsart und die Beziehung zum eigenen Lande so deutlich an der Stirne, daß ein Blick nach außen nur zum unstäten Hin- und Herschweifen verurtheilt ist, während die Erklärung aus der eigenen Volksnatur nirgends auf die geringste Schwierigkeit stößt. Es hat nun allerdings Wuttke I, 305. 322 (vgl. auch Pöppig, Art. Inkas) seiner Hypothese von aktiven und passiven Rassen zu lieb angenommen, daß die Inkas ein ganz fremder Stamm seien, der der weißen bärtigen Rasse angehörte, welcher den Peruanern die Kultur von außen und künstlich aufgepfropft habe. Diese Annahme zerfällt schon durch das, was im Vorigen von einer weitverbreiteten vorinkaischen Kultur erzählt worden ist. Daher haben Rivero und Tschudi S. 17, vgl. Ausland 1852 S. 213, den Manco Capac nicht als einen Inka, sondern als einen viel frühern Kulturhelden, als einen Asiaten und Buddhisten angesehen. Noch bestimmter machte schon John Ranking in einer 1827 in London herausgegebenen Geschichte der Eroberung Peru's durch die Mongolen den Manco Capac zum Sohn des Großmogul Kublaï-Khan. Aber auch Tiedemann (Zeitschrift für

Physiologie, Bd. V) läßt die Inkas, die er von dem alten Kulturvolke am Titicaca wohl unterscheidet, aus Asien einwandern, und zwar in verschiedenen Einwanderungen, von denen die letzte in das zwölfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung fallen würde. Vgl. auch Prichard I, 373. Ueber die Ableitung derselben aus England vgl. oben §. 61. Ueber die Eintheilung des Menschengeschlechtes in aktive und passive Rassen haben wir schon in der Einleitung §. 2 uns ausgesprochen. Ueber die Herleitung amerikanischer Kulturheroen aus den Buddhisten wird bei dem vormexikanischen Kulturheros Votan der schicklichste Platz sein zur ausführlichern Besprechung. Hier sei nur so viel zum Voraus bemerkt, daß der Charakter keiner heidnischen Religion von den amerikanischen verschiedener ist als der des Buddhismus. Hier ist aber für uns die Hauptsache, daß wir Ursprung und Herkunft der Peruanischen, inkaischen und vorinkaischen, Kulturhelden bereits kennen gelernt haben. Ihr Ursprung ist die Personifikation, ihre Herkunft Naturgegenstände und Naturgesetze, in denen sich die Gottheit offenbart, ihr Wachsthum Anthropomorphirung, ihr Ende Menschwerdung. So beweist der Bart des Meergottes Viracocha nichts für solche Abkunft von Ostasiaten, die selber keinen Bart haben, §. 63. Aber eben so wenig beweist der Bart Manco Capacs für seine Herkunft aus England, Stephenson I, 265. Wir werden von diesem Barte, mit dem auch die Bilder anderer Kulturgötter, wie eines Quetzalcoatl, Coxcox, Bochica, geziert sind, weiter unten sprechen, §. 88. Hier kann die Bemerkung genügen, daß den Inkas der Bart noch mehr fehlte als anderen Indianern. Vgl. Prichard IV, 482. 488. Braunschweig 44. Anders ist es allerdings mit der weißern Farbe der Inkas. Prescott I, 8. Allein auch andere Völker in den Anden, namentlich vorinkaische Kulturvölker, waren von weißerer Farbe als die Masse der Amerikaner. Man nennt diese Stämme die antisischen, die aber trotz ihrer weißern Farbe doch zu der Amerikanischen Rasse gehören. Prichard IV, 491 ff. nach d'Orbigny, Ternaux XV, 181 nach Angelis, Pöppig Inkas 382 nach Cieza Cap. 37. Es ist natürlich, daß das aus den Gebirgen herkommende Geschlecht der Inkas, welches selbst das Land nicht bebaute, die hellere Farbe besser bewahrte als die arbeitenden Klassen. Ihr Schädel hat aber mit dem der Aymaras dieselbe Form. Prichard IV, 482 ff. Wir erinnern uns, auch in anderen Theilen Südamerika's Leute mit weißerer Hautfarbe kennen gelernt zu haben. Vgl. §. 39. Auch unter den Rothhäuten

heißen die Arcanzas oder Akaſas die ſchönen weißen Leute, und ſüdlich vom Miſſouri gab es weiße Panis. Vgl. Imlays Nachrichten von dem weſtlichen Lande der Nordam. Freiſtaaten. Deutſch 1793, S. 165. 166, und dazu Zimmermann.

Endlich geben ſich dieſe Sagen als polytheiſtiſche aus, nicht als monotheiſtiſche. Allerdings haben wir geſehen, daß Spaniſche Berichterſtatter, wie Monteſinos, Balboa u. v. A. die vorinkaiſchen Hauptgötter zum wahren und alleinigen Gott machten, deſſen Dienſt erſt durch den Sonnendienſt der Inkas verdrängt worden ſei, — ebenſo wurde erwähnt, wie nach Garcilaſſo die Inkas ſelber fortwährend in dem Pachacamac den oberſten alleinigen Gott verehrt hätten. Vgl. §. 65 a. E. Letzterer Anſicht ſind auch Picard 188 und Pöppig. Wenn Tſchudi, wie wir geſehen haben, in ſeiner Reiſe den Pachacamac die Welt aus Nichts ſchaffen läßt, ſo macht er ihn ebenfalls zum alleinigen Gott, denn eine ſolche Schöpfung iſt ein ſpezifiſches Unterſcheidungszeichen des theiſtiſchen Monotheismus. Nach Rivero und Tſchudi erhob ſich die alte Religion zum Begriff eines höchſten Weſens bei Con, ſpäter bei Pachacamac, welcher letztere ſogar Volksgott auch zur Inkazeit geblieben ſei, während der Sonnengott eigentlich bloßer Hofgott geweſen. Vgl. S. 149. Ausland 1852. 919. Das mag eine Zeitlang bei den alten Verehrern des Pachacamac ſo ſtattgefunden haben, aber die Peruaner ſelbſt nahmen den Pachacamac mit in den großen Kreis ihrer Götter auf, nach einem gegenſeitigen Vertrag, wie angegeben wird. Baumgarten II, 311. Darum heißt auch Pachacamac ein Sohn der Sonne. Zarate I, 10. Aber ſein Dienſt trat ſo ſehr zurück, daß man ihm wenig opferte, nicht weil man einen Gegenſatz zwiſchen einem Gott des Herzens und einem Gotte des Kultus gemacht hätte. Solcher Gegenſatz iſt durchaus antiker Denkart fremd. Sondern weil Pachacamac als fremder, wenn auch hoher Gott, als unterworfener und beſiegter Gott gegen den ſiegreichen Sonnengott zurücktreten mußte. — Während nun Monteſinos die Kenntniß des wahren Gottes, nach ihm Viracocha's, direkt mit Noahs Nachkommen nach Peru kommen läßt, wird dieſelbe von anderen dem Apoſtel Thomas zugeſchrieben. Mit Einem Worte, wir ſtoßen hier wieder auf dieſelbe Erſcheinung, wie bei den Nordamerikaniſchen Rothhäuten und ihrem Großen Geiſt. Vgl. §. 17 und §. 3. Allein alle jene Götter der vorinkaiſchen Zeit ſind Naturgötter, die in Bildern verehrt wurden oder in ſichtbaren Naturgegenſtänden. Dieſe Bilder wurden nach Beſiegung der

Völker nach Cuzco gebracht, Herrera V, 4. Garcilaſſo V, 12, auf ähnliche Weiſe, wie die Römer mit den Dii evocati der beſiegten Völker und Städte zu verfahren pflegten. In der Nähe von Cuzco war ein großer Tempel mit 78 Kapellen, in denen die Götterbilder aus dem ganzen Lande verſammelt waren; jede Landſchaft hatte ihren Weihtiſch, auf dem nach jedes Volkes Sitte Opfer gebracht wurden. Hazart 248 a. Baumgarten II, 232. Alle dieſe Götter duldeten einander nach Art des Polytheismus. Eine Anzahl mehr oder weniger ſchadet dem Prinzip nichts. Wenn der ſonſt ſo gründliche de Laet X, 1 ſagt, nur dem oberſten Gott ſei eine Anbetung (adoratio), nicht aber den Untergöttern zugekommen, welche ſich mit einer Verehrung (veneratio) hätten begnügen müſſen, ſo iſt dieſer Unterſchied den Peruanern nie in den Sinn gekommen. Alle waren Götter, die Opfer erhielten, und eine ſelbſtſtändige Exiſtenz und Wirkſamkeit hatten, wenn auch die ſiegreichen eine weitgreifendere als die beſiegten. War ihre Wirkſamkeit beſchränkt, ſo war ſie es durch die der anderen Götter, namentlich durch das über allen ſtehende böſe Verhängniß, dem alle heidniſchen Götter unterworfen ſind. Monteſinos 110, vgl. 17. Darum hat auch ſchon Acoſta V, 3. 4, der von allen ältern Spaniern mit der meiſten Kritik über Amerika ſchrieb, den Peruanern den Begriff des wahren Gottes abgeſprochen. Unter den Neuern hat dieß mit der meiſten philoſophiſchen Beſtimmtheit Wuttke 307 ff. gethan. Vgl. aber auch noch Schneider bei Ulloa Mém. II, 417. 429. Ternaux XVII, 13. 93 XVIII, 99. Balboa 58. Lacroix 377 b.

§. 68. Kritik der Peruaniſchen Geſchichte.

Es iſt nicht unſer Zweck, hier eine Kritik der geſammten Peruaniſchen Geſchichte zu geben. Dieß erfordert eine eigene Arbeit. Wir haben es hier bloß mit der Geſchichte der Religion zu thun, und darum richteten wir auch unſer Hauptaugenmerk auf die Peruaniſchen Urmythen, in welchen ſowohl die religiöſen Grundanſchauungen von dem Verhältniß der Gottheit zur Welt und zu den Menſchen ſich ausſprechen, als auch das Bewußtſein der Menſchen von ihren eigenen frühern Zuſtänden. Die weitere Geſchichte faſſen wir auch hier, wie wir es bei anderen Völkern gethan haben, nur inſofern ins Auge, als dieß für unſern

religiösen Zweck nöthig ist. Die Religion und ihre Geschichte entwickeln sich auch hier in Abhängigkeit von den menschlichen Verhältnissen, welche letztere aber auch wieder ihrerseits durch die Religion bedingt werden. Hier aber, in Peru, ist noch auf einen Umstand Rücksicht zu nehmen, der bei den bisherigen Völkermassen sich anders verhielt. Hier nämlich bietet der Kulturzustand wirklich Geschichte, er entwickelt sich selbst in einer Geschichte, und bewahrt diese Geschichte im Gedächtnisse und in Zeichen, die das Gedächtniß unterstützen. Die Wilden stellen bloß die unberührte wirkende Natur dar, so sehr ohne Geschichte, daß sie zu allen Zeiten und an allen Orten sich gleich sind.

Es sind zwei Hauptpunkte, die wir für die Kritik der Peruanischen Geschichte herauszuheben haben, die Inkaherrschaft in Cuzco, und das uralte vorinkaische Reich in Cuzco. Die anderen vorinkaischen Staaten Perus lassen wir unberührt, obschon Manches über sie überliefert ist. Wir begnügen uns bei ihnen mit dem, was über ihren Gottesdienst und ihre Mythen, die sich mit den inkaischen verschmolzen, im vorigen Paragraphen gesagt worden ist.

Was nun das Inkareich anbetrifft, so herrscht unter den Quellenschriftstellern, wie das bei solchen alten Naturstaaten, z. B. in Vorderasien, gern vorkommt, schon in den Regententafeln eine bedeutende Verschiedenheit. Dieselbe zeigt sich schon bei dem ersten Inka, Manco Capac. Während die anderen ihn zum ersten Könige machen, beginnt Montesinos die Reihe der Inkas mit Inca Roca, der gewöhnlich als der sechste gezählt wird. Diese Verschiedenheit ist jedoch von keiner großen historischen Wichtigkeit. Manco Capac ist, wie wir gesehen haben, eine mythische Gestalt. Als Repräsentant der Sonne gehört er an die Spitze der Sonnenkönige, der Inkas, als mystische Person gehört er, wie Montesinos und mit ihm Rivero und Tschudi die Sache ansehen, in eine viel frühere Zeit, nach Montesinos als Gründer des uralten ersten Reiches von Cuzco, nach Rivero und Tschudi, denen man auch Wuttke beigesellen kann, als Buddhist und Asiate, der in den Urzeiten die aktive Kultur den passiven rothen Menschen gebracht habe. Für uns macht Manco Capac nach allem dem, was oben über ihn bemerkt wurde, keine ernsthaften Schwierigkeiten. Hingegen wird nun von ihm an die Reihe und Zahl der Inkas verschieden angegeben. Bei Garcilasso und denen, die ihm folgen, ist eine Reihe von vierzehn Inkas aufgeführt, bei Acosta VI, 19—23 bloß zehn. Letzterer läßt gleich

auf Manco Capac den Inca Roca, den ſechsten König bei Garcilaſſo, folgen. Mit ihm ſtimmen Monteſinos und Rivero und Tſchudi inſofern überein, als ſie überhaupt die Reihe der Inkas mit Inca Roca anheben, da ſie ja den Manco Capac weiter hinaufrücken und von den Inkas ablöſen. Wir haben oben den Inca Roca bereits als Kulturheros kennen gelernt, halten ihn aber doch mit den anderen für eine hiſtoriſche Perſon, auf welche aber viele mythiſche Eigenſchaften des Manco Capac übergetragen worden ſind. Was nun die Reihe der Inkas von dieſem Inca Roca an abwärts betrifft, ſo herrſcht hier keine Verſchiedenheit mehr, die Namen und ihre Reihenfolge ſtimmen zuſammen. Hingegen die vier Inkas, die bei Garcilaſſo zwiſchen Manco Capac und Inca Roca ſtehen, fehlen einmal bei Acoſta u. ſ. w. und bei denen, die ſie haben, findet da und dort eine Verſchränkung der Namen und Thaten ſtatt, und viele Wiederholungen von denſelben Wundergeſchichten und andern Erzählungen kommen vor (Ternaux bei Monteſinos 218). Bei dieſer Lage der Dinge ſieht ſich Tſchudi (Reiſe II, 373) durch den Widerſpruch zwiſchen Garcilaſſo und Monteſinos zu der Alternative hingetrieben, nur dem einen von beiden Recht zu geben, da der Widerſpruch unauflöslich ſei. Die Entſcheidung iſt nun auch in dem Werke Riveros und Tſchudis auf die Seite des Monteſinos gefallen. Bevor wir uns ſelber entſcheiden, denn Monteſinos hat ſo gut wie Garcilaſſo vieles Verdächtige, wollen wir uns doch nach der Anzahl der Jahre umſehen, die den Inkas und ihrer Dynaſtie zufallen, — vielleicht legen ſie für die eine oder andere Partei ein Gewicht in die Wagſchale. Die gewöhnliche Zahl der Regierungsjahre der Inkas nach der Darſtellung Garcilaſſos iſt vierhundert. Andere gehen noch weiter und erhöhen die Zahl, Polo de Indegardo (bei Monteſinos 62) auf 450, Velasco auf 510, andere ſogar auf 550. Vgl. Prescott I, 9. Gegen die Zahl vierhundert, und noch mehr gegen die höhern, machte man ſchon früher die Einwendung, daß ſie für die Regierungszeit der Inkas zu hoch ſei, es kämen bei ihrer Annahme bei dreizehn Regenten (denn der letzte fiele hier weg) dreißig (bis drei und dreißig) Regierungsjahre auf jeden, — während doch nach Sir Iſaak Newton bloß zwanzig Jahre auf jeden Regenten durchſchnittlich zu fallen pflegen. So Robertſon II, 558. Prescott I, 9 u. a. m. Ich muß geſtehen, daß wenn die Zahl 400, oder auch eine höhere, eine wirklich überlieferte wäre, mir dieſe Einwendung kein ſo großes Bedenken machen würde. Denn einmal könnte

in Peru eine andere Mittelzahl die richtige ſein, und dann könnten, wie das bei ſolchen Regiſtern und Genealogien nicht ſelten geſchah, unbedeutende Mitglieder weggefallen ſein. Aber jene Zahlen beruhen weder auf mündlicher Ueberlieferung, noch auf den Quippus, nicht auf irgend einer inländiſchen Aera, ſondern auf Berechnung, auf Combination. Daher auch ihre Abweichungen. Da wir ſomit ebenfalls auf Berechnung angewieſen ſind, ſo gewinnt deßhalb die Annahme einer kleinern Zahl von Inkas die Wahrſcheinlichkeit für ſich. Dazu kommt nun aber noch, daß diejenige Ueberlieferung, welche ſchon äußerlich die meiſte Gewähr bietet, die Zahl der Regierungsjahre noch mehr hinunterdrückt. Es iſt das der Bericht der königlichen Audiencia von Peru, welcher bloß die Zahl von zweihundert Jahren der Inkadynaſtie zuſchreibt. Dec. de la Aud. Real, Ms. bei Prescott I, 9. Dieſe Angabe, welche die innere und die äußere Gewähr für ſich hat, ziehen wir der Zahl dreihundert bei Acoſta VI, 19 und Rivero und Tſchudi vor, ſtimmen aber im Weſentlichen und in der Hauptſache darin mit ihnen überein, daß wir der kleinern Zahl der Inkas mehr hiſtoriſches Zutrauen ſchenken. Nur möchte ich dabei nicht einzig auf Monteſinos fußen, ſondern dieſen durch die anderen ältern Gewährsmänner, beſonders den genauſten aller, den Acoſta, controlliren. Wenn nun ſo die vier Inkas Garcilaſſos zwiſchen Manco Capac und Inca Roca wegfallen, ſo fragt es ſich, woher ſie gekommen ſeien? woher Garcilaſſo ſie nahm? Wir werden bei der zweiten Hauptfrage dieſes Paragraphen über das vorinkaiſche Reich von Cuzco wiederum zu dieſer Frage hingedrängt werden, und verweiſen alſo für die hier zu ertheilende Antwort auf die dort vorkommende.

Was den allgemeinen geſchichtlichen Charakter des Inkareiches betrifft, ſo geht ſchon aus obigen Lokalmythen und ihrer Verſchmelzung hervor, und auch die Berichte der verſchiedenſten Schriftſteller ſtimmen darin überein, daß von Anfang an dieſes Reich durch glückliche Eroberungszüge ſich fortwährend vergrößerte. Die verſchiedenartigen Stämme des Landes, die vorher nichts weniger als Ein Volk von Einer Sprache ausmachten, werden, wie das von jeher ſo zu geſchehen pflegte, ſelbſt in den Naturſtaaten, auf der Grundlage eines kleinen Volkes und einer von Natur wenig verbreiteten Sprache, zu einem großen Weltvolke gleichſam chemiſch verbunden. Die Rolle der chemiſchen Syntheſis übernimmt an der Stelle der Natur die Geſchichte, welche, wie die Chemie, noch lieber verſchiedenartige Beſtandtheile zu großen Organismen verſchmelzt

als die gleichen Elemente. Aber wie in weltlicher Hinsicht, so herrscht auch in religiöser über den innern Zustand des Inkareiches verschiedene Ansicht. Während nach Garcilasso im Lande die glücklichste Ruhe herrschte und eine ungetrübte Glückseligkeit, werden von Montesinos und Sarmiento (Prescott I, 11) mancherlei Empörungen und deren harte Bestrafungen, viele Verschlechterungen der Sitte und Religion, und wiederum deren Reaktion und Reformation erzählt. Während in religiöser Hinsicht von Garcilasso den Inkas die Verehrung des einigen Gottes zugeschrieben wird, machen die anderen, wie wir gesehen haben, die Inkas zu Gegnern des Monotheismus, den sie den vorinkaischen Staaten zuschreiben. Wir haben aber die Unrichtigkeit der letztern Ansicht nachgewiesen. Als besonders wichtige Ereignisse in politischer wie religiöser Hinsicht sind herauszuheben die endliche Besiegung der Aymares am Titicacasee durch den Inka Yahuarhuacac, den dritten Inkas nach Acosta, den siebenten nach Garcilasso, in welcher Zeit also die Verschmelzung der fremden Ursagen mit den inkaischen beginnen konnte; — dann folgt unter dem fünften (neunten) im vierzehnten Jahrhundert, Pachacutec, die Vereinigung von Ort, Tempel und Gott Pachacamac mit dem Inkareiche, und die Besiegung des großen Chimu, — unter dem siebenten (eilften), Tupac Yupanki, in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Eroberung Chilis, — und unter seinem Sohne Huayna die Quito's. Die Geschichte der Entwicklung nach außen und innen ging ihren sichern regelfesten Gang, nach demselben Prinzip und Plan von Anfang bis gegen das Ende hin. Es verräth keinen großen historischen Sinn, eine so große Erscheinung wie das Inkareich sie uns darbietet, mitten unter den kleinen Staaten und zerrissenen Stämmen Südamerikas, gemeiner Schlauheit eines herrschsüchtigen Geschlechtes, das aus Eitelkeit sich zu Kindern der Sonne emporgelogen, zuzuschreiben. Wir gehören wahrlich nicht zu den idealistischen Bewunderern inkaischer Glückseligkeit, — die folgenden Paragraphen werden das hinlänglich zeigen, — aber anzuerkennen ist, daß die Inkas Jahrhunderte lang für eine Sache kämpften, für eine Idee arbeiteten, für etwas Großes begeistert waren, das sie mit wunderbarer Einheit des Gedankens durchführten, ein zahlreiches Volk unter den Wohlthaten ihres Sonnengottes zu gemeinnützigen Riesenwerken so zu einigen, daß kein einziger Mensch arm und als Proletarier geboren wurde, keiner ohne Antheil an ein Stück Erde. Der nächste Paragraph wird diese Behauptung durchführen. Am meisten trug vielleicht zum Un-

nahm ſie alſo anderswoher. Viele Geſchichten, die er dem alten Reiche zutheilte, nahm er aus der Inkaüberlieferung, Vieles aus der der anderen Staaten, vor allen den Hauptgott ſeines Reiches. So iſts auch mit jenen Namen. Viele der hervorragendſten Inkanamen ſind wieder die hervorragendſten Könige des alten Reiches, Manco Capac iſt bis zu einem Manco Capac IV vervielfältigt, — dann kommen die Inti Capac Yupangui, die Pachacuti, Huiracocha, Topa Yupangui. Aber auch die Ereigniſſe ſind keine anderen als wie ſie im Inkareiche vorkommen, dieſelben Eroberungen, Empörungen, gottesdienſtlichen Einrichtungen, Verſchlechterungen, Reformationen und Reaktionen, dieſelben Mythen endlich und Sagen, und Alles auf demſelben Schauplatze. Beſonders ſpringt in die Augen, wie eine ganze Maſſe notoriſcher Inkaeinrichtungen in dieſes alte Reich geſetzt wird.

Somit hat das Einzelne, das Monteſinos über dieſes alte Reich beigebracht hat, als Einzelnes wohl eine Bedeutung, es beruht auf alten Erzählungen, und iſt immerhiu zur Darlegung peruaniſcher Denkweiſe brauchbar. Aber die Conſtruktion des Ganzen, des alten Reiches von Cuzco, das der Inkaherrſchaft in dieſer Hauptſtadt vorangegangen wäre, entbehrt jeder ſowohl traditionellen als kritiſchen Grundlage. Es iſt ein moderner Bau aus antiken Bauſteinen. Alles Einzelne zu ſichten muß einer künftigen Geſchichtskritik überlaſſen werden. Wir haben den Schutt nur inſofern aufgeräumt als nöthig war, unſern Weg durch denſelben zu wandeln. Klar ſollte aber jedem geworden ſein, daß dem Monteſinos dem Garcilaſſo gegenüber nicht unbedingtes Zutrauen zu ſchenken iſt.

§. 69. Die Kulturverhältniſſe im Peruaniſchen Kulturſtaate.

Alljährlich pflügte der Inka, der Sonnenſohn, vor dem verſammelten Volke die Erde mit einem goldenen Pfluge, und legte ſo ein anſchauliches Zeugniß ab von der Bedeutung des Ackerbaus für den Kulturſtaat der Sonnendiener. Der höchſte Staatszweck war die dichteſte Bevölkerung und der möglichſt reiche Ertrag des Bodens, um immerfort die Zahl der Sonnendiener zu vermehren. Da gewinnt nun die Sache plötzlich weſtlich der Cordillieren ein ganz anderes Anſehen als bei den bisher uns vorgeführten Stämmen des Oſtens, bei denen, wenig-

ſtens der Männer Hauptgeſchäfte Jagd und zerſtörender Krieg ſind. Dieſe finden das Wild das ganze Jahr, und ſein Fang iſt bloß von einer Maſſe Einzelnheiten abhängig. Das Leben des Ackerbau treibenden Volkes iſt dagegen durch den Kreislauf der Sonne bedingt und durch den jährlichen Wechſel der Jahreszeiten. Dort lebt man vom Tage, hier vom Jahre. Dort herrſcht die Gottheit im Zufall, hier durch die Sonne, und nirgends iſt ihr Dienſt ſo ſehr zum Mittelpunkt der ganzen Religion geworden wie in Peru. Sie iſt die Letterin des Ackerbaus, und dieſer wiederum iſt die einfache und alleinige materielle Grundlage der Kultur.

In dieſem Sinne, wegen ihres Zuſammenhangs mit der Religion, haben wir hier einen flüchtigen Blick auf die Inkakultur zu werfen, wobei wir für das Einzelne und Genauere auf Garcilaſſo, Acoſta, Robertſon, Baumgarten, Ulloa, Braunſchweig, Pöppig, Prichard, Prescott, Kottencamp, Paul Chair, Tſchudi nebſt Rivero, und ſo viele andere (Klemm hat in ſeiner Kulturgeſchichte die Peruaner vergeſſen) verweiſen.

Schon die Natur des Landes nöthigte hier die Menſchen, falls ſie zur Kultur übergehen wollten, zu einer ſehr centraliſirten Einheit des Staatslebens. Das Land Peru iſt von Natur in drei ſcharf geſchiedene Regionen getheilt, welche alle drei dem Einzelnen das Kulturleben unmöglich gemacht haben würden. Das ebene, ſandige oder ſumpfige Küſtenland, wo es nie regnet, war größtentheils waſſerarm, von wenigen, dürftigen Flüſſen durchſchnitten, oder der Sumpf trat der Kultur entgegen. Die Abhänge des Gebirges waren zu ſteil, als daß nicht das vom Ackerbau aufgebrochene Erdreich bei der nächſten ſchlimmſten Gelegenheit weggeſchwemmt worden wäre. Auf den Hochebenen kann aber hier wie in Mittelaſien nur Gras gedeihen für das Vieh, welches überall im kulturloſen Zuſtande auf der Jagd erlegt wurde. Der Mittelzuſtand des Nomadenlebens und ſeiner Milchwirthſchaft war ohnehin in Amerika unbekannt (vgl. oben §. 3). Da bemächtigte ſich der Inka im Namen der Sonne der Arbeit der Menſchen, verband ſie zu einer Geſammtarbeit. In der Centraliſation gab der Einzelne ſeine Individualität auf und wurde ein Theil. Der Küſtenſtrich wurde durch Waſſerleitungen, durch Hinleitungs- und Abzugskanäle in die fruchtbarſten und angebauteſten Gegenden umgeſchaffen. Alles im großartigſten Styl, ſo daß manche Waſſerleitungen bei 500 Engliſche Meilen lang waren. Auf ſolchen künſtlichen Bewäſſerungsſyſtemen beruhte ja auch

die Kultur Egyptens, Meſopotamiens, der Gangesebene, ſo vieler Theile Chinas, und anderer Kulturebenen. Es leuchtet ein und die Erfahrung von Jahrtauſenden beſtätigt es, daß hier der Einzelne als ſolcher nichts ausrichten konnte. Die Geſammtheit allein vermochte dieſe Einrichtungen zu ſchaffen und zu erhalten, indem fortwährend ein Beamter des Inka die gehörige Vertheilung des Waſſers anordnete. Manche Theile düngte man mit dem Vogelmiſte Guano aus benachbarten Inſeln, deren ſtrenge Bewachung in den Händen des Staates war. In der Region aber der ſteilen Cordillieren-Abhänge wurden Erdſtufen oder Terraſſen angelegt, und zwar dermaßen mehrere übereinander, daß ſie nach ihrer verſchiedenen Höhe den verſchiedenartigſten Pflanzenwuchs darboten. Auch dieſe Arbeit konnte nur das Werk der Geſammtheit ſein. In dieſem zweiten Landestheile baute man Kartoffeln, Papas genannt, die jetzt noch nach alter Art am Titicacaſee gepflanzt werden. Im ganzen angebauten Lande war aber auch hier wie in dem Mexikaniſchen die Hauptfrucht der Mais, aus dem die Peruaner dreierlei Brot bucken. Andree Weſtland V, 1. 47 ff. Dazu kamen noch andere Wurzel- und Krautpflanzen, beſonders die Coca, aus welcher die Indianer das geiſtige Getränk Chicha verfertigten, das bei ihnen bei Arbeit und Strapazen ſehr beliebt war. Tſchudi's Reiſe II, 179. In den oberſten Landestheilen endlich weidete das Vieh, ſowohl Lamas, deren Fleiſch für die Opfer und die Inkafamilie beſtimmt war, als auch Schafe, von deren Wolle jeder Familie nach Bedarf mitgetheilt wurde, — die in dem heißen Strich erhielten Baumwolle. Aber weder wurde von den Thieren Gebrauch gemacht, daß man ihnen die Milch nahm, noch ſie Laſten tragen oder überhaupt an der menſchlichen Arbeit Theil nehmen ließ. Aber trotz aller dieſer Beſchränkung war die Nutznießung dieſer Thiere eine Sache von der ausgedehnteſten Wichtigkeit für das Geſammtvolk, die man unmöglich dem amerikaniſchen einzelnen Indianer überlaſſen konnte, der alles Vieh erlegt hätte. Dieſe auf angegebene Weiſe durch alle Landestheile folgerecht durchgeführte Centraliſation ließ dem Einzelnen zwar ſo viel als Nichts von Freiheit, ſorgte aber vielfach für ſeine Exiſtenz. Der ſchroffe Uebergang von der unbeſchränkteſten Freiheit des Gaunerlebens der Wilden zur größten Strenge und Unterordnung im Kulturleben war gerade das naturgemäße Verfahren. Mit der Schroffheit des Extrems wurde dem zu bekämpfenden Extreme entgegengetreten. So muß bei Vielen die Trunkſucht durch die ſchroffſten

Geſetze der Mäßigkeitsvereine beſiegt werden. So hat man bei rohern Völkern nur mit der Todesſtrafe dem Diebſtahl wehren können. Und auf dieſem Wege haben auch die Jeſuiten in Paraguay die Civiliſirung wilder Horden möglich gemacht. Sehr anſchaulich wird einem die Wahrheit dieſer Behauptung, wenn man in Stephens Centralamerika die Schilderung der ganz freien immer beſoffenen Indianer lieſt, und damit den ordentlichen Haushalt jener bei der Hacienda in der Nähe von Urmal vergleicht.

Zur Handhabung der ſo nothwendigen Verbindungen im centraliſirten Lande dienten Kunſtſtraßen mit Brücken und Poſteinrichtungen. Auch dieſe Werke des centraliſirten Volkes waren hier nothwendiger als anderswo. Denn überall iſt das Land hier durch die ſchroffſten Abgründe und Spalten, in die man den Veſuv hineinſtellen könnte, durchbrochen. Die Verbindung wurde bewerkſtelligt durch zwei parallele Hauptſtraßen, welche das Land der Länge nach von Chili bis Quito durchliefen, während viele kleinere dieſe durchkreuzten. Meiſtens waren ſie mit Sandſteinen gepflaſtert, bisweilen kam noch Mörtel dazu, die Breite war etwa zwanzig Schuh. Es waren die Kunſtſtraßen, beſonders die durch das Gebirge, eines der bewundrungswürdigſten Werke der alten Welt, und nur von den Gebirgsſtraßen des neunzehnten Jahrhunderts übertroffen. Die eine dieſer Hauptſtraßen nahm nämlich ihren Weg durch das Gebirge, über die Flüſſe führten Brücken entweder von Holz oder Stein, oder es waren Hängebrücken von Binſengeflecht, die Brücken hatten ihre Geländer. Die Bergſchluchten waren mit feſtem Mauerwerk überbrückt. Dagegen ging die Kunſtſtraße auf der Ebene des Küſtenlandes auf einem künſtlichen Erddamm, und war durch daneben gepflanzte Bäume und wohlriechende Geſträuche gegen die Sonnenhitze geſchirmt. An allen Straßen waren in mäßigen und regelmäßigen Entfernungen Tambos oder Hüttchen für die Läufer (Chasquis) angebracht, die ſich hier aufhielten, um einander die Befehle und Aufträge der Regierung abzunehmen und weiter zu fördern. Solche Aufträge konnten an einem einzigen Tage 150 engliſche Meilen weit gebracht werden. Es waren das Poſteinrichtungen für die Regierung, wie ſie ähnlich bei den Chineſen, Perſern und den kaiſerlichen Römern eingerichtet waren. Außer dieſen Tambos dienten größere Waffenplätze mit Magazinen den durchziehenden Inkaheeren.

Auch die Bearbeitung und Nutznießung des Landes war nach dem conſequenteſten Syſteme des antiken Sozialismus centraliſirt. Alles

Land zerfiel der Nutznießung nach in drei große Theile, Sonnenland, Inkaland, Volksland. Das erstere, das der Sonne gehörte, war für den Gottesdienst bestimmt; das des Inka für Hofstaat und Regierung; der dritte Theil wurde dem Einzelnen aus dem Volke zur Benutzung angewiesen. Dieser letztere Theil wurde alljährlich in so viele Theile getheilt als Haushaltungen waren. Aber die Loose waren nicht gleich groß, die Curacas und Edelleute bekamen größere und bessere Theile. Die im Uebrigen gleichen Theile der gemeinen Ackerbauer erhielten für jedes ihrer Kinder noch eine Beigabe. Keiner durfte seinen Antheil als sein absolutes Eigenthum ansehen, so daß eine Veräußerung desselben ihm gestattet worden wäre; er trug es vom Staate als Lehen, es war ihm nicht einmal erlaubt, nach eigenem Gutdünken es zu verlassen, zu reisen und herum zu schlendern. So war kein Müssiggänger, und kein geborner Armer im Lande, der Müssiggang wurde als schweres Verbrechen gestraft. Dieß war die Nutznießung des Landes. Was die Arbeit anbelangt, so wurde zuerst der Theil der Sonne besorgt, dann vom Theile der Einzelnen die Stücke der Greise, Kranken, Wittwen, Waisen und im Kriege Abwesenden; erst dann besorgte jeder seinen eigenen Theil, wobei man aber einander, namentlich beim Pflügen, gegenseitig unterstützte. Der Pflug war nämlich nichts andres als ein starker zugespitzter Pfahl, durch welchen einen Schuh oberhalb der Spitze ein Querholz ging, auf das der Pflüger den Fuß setzte, während sechs bis acht Mann sich an den Pflug spannten, und ihn unter Absingen von Liedern weiter zogen. Zuletzt von allem bestellte man die Ländereien des Inka im Feiergewande und unter Absingung der Heldenthaten desselben. Auf dieselbe Weise wurde auch die dem Inka zufallende Wolle von der Gesammtheit der Ackerbauer verarbeitet, während die für die Priester den Händen der Sonnenjungfrauen übergeben wurde. Also wurde jede Abgabe an den Staat durch persönliche Dienstleistung entrichtet. Geld gab es keines, weder geprägtes, noch wie im Mexikanischen Staate, ungeprägtes. Alles edle Metall floß in reicher Fülle entweder in die Tempel zum Schmuck und zur Zierde, oder an den Hof des Inka. Die für den Inka bestimmten Lebensmittel aber, und die Wolle, die nicht sogleich gebraucht wurde, speicherte man in den großen Magazinen auf, welche die flüssigen Schätze des Staates enthielten.

Die große Masse des Volkes waren Ackerbauer, und eine durchgeführte Trennung der Arbeit fand nicht statt. Der gemeine Mann

verfertigte alles das ſelbſt, was er für ſeinen Privatgebrauch nöthig hatte, Weib und Kinder, bisweilen auch er ſelbſt, woben die Wolle oder Baumwolle zu den Kleidern der Hausgenoſſen, die ſie ſelber verfertigten, für den Mann ein Hemd oder einen Rock, (wie man es nennen will) bis an die Kniee, für die Frau bis an die Ferſen, beide ohne Ermel. Zur Verfertigung der Kleider bedienten ſie ſich bloß der Dornen, Nadeln waren ihnen unbekannt. So baute auch jeder ſeine unanſehnliche Wohnung ſelber. Aber für die Staatsbedürfniſſe und alle öffentlichen Kunſtarbeiten und Verrichtungen mußte allerdings Trennung der Arbeit ſtattfinden, und in Folge davon hatte denn auch dieſer antike Kulturſtaat und Naturſtaat ſeine durch die Geburt kaſtenmäßig von einander geſchiedenen Stände.

Den erſten Stand bildet die große Inkafamilie, die von den Inkas abſtammenden Sonnenkinder. Dieſe pflügten weder, noch woben ſie, ſondern ſie waren im ausſchließlichen Beſitze der oberſten geiſtlichen und weltlichen Aemter, nämlich des Prieſterkollegiums mit den Oberprieſtern, der Statthalterſchaften in den Provinzen, der oberſten Feldherrnſtelle. Sie allein erhielten den gelehrten Unterricht in den Geſetzen, Religionsgebräuchen, Sagen, Quippus, in der Geſchichte und Kriegskunſt. Die Jünglinge dieſer Familie wurden im ſechszehnten Altersjahre nach beſtandener Prüfung, namentlich ihrer kriegeriſchen Tüchtigkeit, mit der Auszeichnung des Ohrgehänges geſchmückt. Darum nennen ſie die Spanier immer Orejones. Garcilaſſo I, 22. 23. Balboa 9.

Der zweite Stand war der der Curacas oder Abkömmlinge der unterworfenen Fürſten. Jeweilen nach Beſiegung eines Volkes wurden die Curacas nach Cuzco gebracht, daſelbſt der neuen Bildung angewöhnt und dann mit erblichen Civilämtern und Militärſtellen belehnt. Aus dieſen, ſowie aus dem Inkageſchlechte bedurfte man bei der durchgeführten Beamtenverwaltung eine Unzahl von Beamten, welche das ganze Leben bis ins Einzelne hinein beaufſichtigten, controllirten und nach Cuzco berichteten. Denn das Volk war zu dieſem Behufe in kleinere, größere und große Abtheilungen getheilt, in Gemeinden, Bezirke, Provinzen, deren jede unter einem Beamten der Regierung in Cuzco ſtand. So gab es auch verſchiedene Stufen von Gerichtshöfen, denen zur Entſcheidung höchſtens fünf Tage eingeräumt waren. Alles Wichtige, und dazu gehörte die für viele Fälle beſtimmte Todesſtrafe, kam zur Entſcheidung nach Cuzco.

Der dritte Stand war der der Ackerbauer, das eigentliche Volk der Plebejer. Daſſelbe beſtand aus verſchiedenen Volksſtämmen, wie ſie allmälig dem Inkareiche einverleibt worden waren. Den Mittelpunkt bildete Stamm und Sprache der Quichua, welche die anderen zuſammenhielt. Häufig brachte man das Verpflanzungsſyſtem in Anwendung, ſo daß ein friſch unterworfenes Volk in eine bereits centraliſirte, in das neue Leben hineingelebte Provinz verpflanzt wurde, während Leute aus dieſer in die leeren Wohnſitze jener einrückten und Inkaweiſe dort einrichteten.

Dieſer Klaſſe der Plebejer gehörten noch andere Leute an, die zwar nicht der Kaſte, aber doch der Arbeit nach von der großen Maſſe der Ackerbauer ſich unterſchieden. Es ſind wohl Stände im modernen, aber nicht im antiken Sinne des Wortes. Dahin gehören zuerſt die Gewerbsleute oder Handwerker, die Velasco als einen vierten Stand anſieht. Dieſe hatten aber als eigentliche Demiurgen bloß für den Staat zu arbeiten. Hieher gehörten die Metallſchmelzer, Goldſchmiede, Steinhauer, Baumeiſter. Sie ſtanden aber höher als die Ackerbauer, waren eine Art Beamter (Parlier, Ferger) und hatten den feinern Theil der öffentlichen Bauten zu beſorgen, während die Handlangerarbeit den Frohndienſten der Ackerbauer, oder auch einer noch andern Klaſſe von Menſchen zufiel, von welcher ſogleich die Rede ſein ſoll. Die Unvollkommenheit der Werkzeuge, die Unkenntniß der wiſſenſchaftlichen Mechanik, der Mangel an thieriſcher Hülfe nahm große Maſſen von Menſchen zur Ausführung jener Rieſenwerke in Anſpruch. Zudem fehlte das Eiſen, wie überall in Amerika. Die Mechanik lag ſo ſehr in den Windeln, daß ihnen Zange, Säge, Nägel, Scheere und alle Hebemaſchinen fehlten. Wie in den älteſten Zeiten unſres Feſtlandes waren die Werkzeuge meiſtens von Stein, doch gebrauchte man auch deren von Kupfer, welches durch eine Zuthat von Zinn gehärtet war. In den Bauwerken, deren Trümmer noch jetzt das Erſtaunen erregen, zeigt ſich aber neben Beſiegung der Maſſe feine Ausführung und Politur, ein einfacher, wenn auch einförmiger Stil. Die Straßen und Kanäle beurkunden eine wahre Liebe Naturſchwierigkeiten zu überwinden. In den jetzt noch zahlreich gefundenen Schmuckſachen bewundert man eine bedeutende Fertigkeit der Arbeiter in Thon und getriebenem Metall. In der Darſtellung der menſchlichen Figur wurde hier ſo wenig als ſonſtwo bei den Barbaren der Naturſtaaten ideale Schönheit oder Individualität

auch nur erſtrebt. Im Ganzen war der Kreis der Peruaniſchen Kunſt und Wiſſenſchaft beſchränkter als der Mexikaniſche, wenn auch in einzelnen Theilen, wie in den Straßen, die Peruaner höher ſtehen. Ein auch in den Urzeiten der Kultur mächtiger Hebel für jede Kultur, der Handel, fehlte in Peru; der Staat ſchloß ſich gegen außen ab, und das Privatintereſſe war zu ſehr beſchränkt. Geſchichte und Dichtung mit ihren Bühnenvorſtellungen waren kaum geſchieden. Die Sternkunde war viel unbedeutender als im Mexikaniſchen. Und auch die Quippus waren eine weit unvollkommnere Schreibart als die Hieroglyphen der Mexikaner. Von der Wiſſenſchaft der Peruaner werden wir übrigens im folgenden Paragraphen noch beſonders reden.

Eine eigene Klaſſe bildeten die Knechte, Yanaconas, welche ſowohl als Laſtträger, wie in Mexiko, als auch zu Hirten, Tempeldienern und Thürhüthern bei Paläſten gebraucht wurden. Velasco I, 133 proteſtirt dagegen, wenn Robertſon II, 363 nach Herrera dec. V, 3, 4.—10, 8 ſie für Sklaven hält, da ſie doch freiwillige Diener geweſen. Allein aus Balboa 120 erfahren wir, daß ſie ein unterworfenes Geſchlecht ſind, welches nach einer verunglückten Empörung zum Dienen verurtheilt wurde. Man weiß ohnehin, welche Bewandtniß es in den Naturſtaaten mit ſolchem freiwilligen Dienſte haben konnte, der ja mit allen Einrichtungen des Sonnenreiches, das dem freien Willen nichts überließ, in den ſchneidendſten Widerſpruch getreten wäre.

Daß in Peru die Stände anders geſtellt waren als die Kaſten in den orientaliſchen Naturſtaaten, wird auch durch den Mangel einer Prieſterkaſte und Kriegerkaſte anſchaulich. Die Prieſter der Peruaner fallen mit den übrigen Beamten des Sonnenſohnes zuſammen, ſie ſind ſeine von ihm angeſtellten Beamten, der Sonnenſohn iſt ſo gut geiſtlicher wie weltlicher Fürſt. Dieß die politiſche Stellung der Prieſter. Von ihrer religiöſen Bedeutung reden wir beim Kultus.

Einen beſondern Kriegerſtand gab es auch nicht, jeder war hier noch, wie im Stande der Wildheit und der höchſten Kulturſtufe, ein Krieger und konnte in den Krieg gerufen werden. Zu gewiſſen Zeiten, wenigſtens des Monats einmal, wurde die waffenfähige Mannſchaft in kleinern Abtheilungen in den Waffen geübt. Aber die praktiſche Uebung für dieſes Volksheer verſchafften beſtändige Kriege. Waren indeſſen auch alle Leute dienſtpflichtig, ſo brauchte man bei der zahlreichen Bevölkerung doch nicht immer alle aufzubieten. Oft wechſelte man, beſonders

bei anſtrengenden Feldzügen, die Mannſchaft; oft nahm man vorzugsweiſe bloß die Leute aus denjenigen Gegenden, die kühnere Krieger erzeugten, eher aus dem Gebirge als dem Flachlande; oft, und zwar gewöhnlich, beſchränkte man ſich auf einen Mittelſchlag von Männern um das dreißigſte Altersjahr. In den Zeiten der erſten Inkas, als ihre Herrſchaft ſich auf wenige Quadratmeilen beſchränkte, war die Zahl ihrer Truppen nur wenige Tauſende; ſpäter werden oft 40,000 bis 50,000 angegeben, zuletzt nach den Angaben der Zeitgenoſſen 200,000 Mann. Solche Maſſen bedurften nothwendig, ſollten ſie ſich nicht ſelbſt erdrücken, einer beſtimmten Gliederung, und es zeigte ſich hier dem organiſirenden Centraliſationstrieb dieſes Volkes die beſte Gelegenheit, ſeine Ueberlegenheit über die Nachbarvölker zu entwickeln. Wie das Volk, ſo war das Heer in kleinere und größere Abtheilungen mit ihren Führern und Fähnlein gegliedert. An der Spitze ſtand der Oberfeldherr aus dem Inkageſchlechte, oft ein königlicher Prinz, nicht ſelten der Inka ſelber. Auch die vielen Fähnlein fanden wie bei den Mexikanern ihren Mittelpunkt in der einen großen Reichsfahne für das geſammte Heer. Die Führer waren leicht kenntlich. Die höhern Feldherren führten goldene und ſilberne Waffen, die Hauptleute trugen hölzerne Helme oder von Thierhäuten, das gemeine Volk hatte den Kopf mit bunten Turbanen bedeckt, was auf dem Marſche ein gar munteres Ausſehen gewährte. Jeder Mann war durch das feſte dicke baumwollene Unterkleid und durch einen Schild geſchützt. Nach den Angriffswaffen zerfielen die verſchiedenen Abtheilungen in verſchiedene Truppengattungen. Voran zogen gewöhnlich, wie bei den ältern Römern, die Steinſchleuderer und Bogenſchützen, deren Geſchicklichkeit ſehr gerühmt wird. Dann kamen die Leute mit den Morgenſternen und hellebardenähnlichen Streitäxten, welche anderthalb Arm lang und mit metallenen Schneiden verſehen waren. Ihnen folgten die Lanzenträger. Deren gab es zweierlei, die einen trugen Wurfſpeere mit Spitzen von Knochen oder auch von Metall; — die anderen ſtritten mit dreißig Palmen langen Spießen. Letztere hatten den linken Arm mit dicker Baumwolle belegt, um die ſchwere Waffe darauf zu legen. Dieſe eigentlichen Schwerbewaffneten kamen zuletzt. Das war die Hauptwaffe für den Kern der Mannſchaft, und darum bezeichnete man auch das Grab des Kriegers mit einer Lanze (Pöppig Incas 391). Die ganze Taktik beruhte hier wie überall auf Ordnung, Zucht, Gliederung der Maſſen, auf zweckmäßiger in die Hände des

Oberbefehlshabers gelegter Anwendung der Waffengattungen, auf der entſchloſſenen Entſcheidung des Handgemengs durch den ſieggewohnten Kern des Fußvolks. Das Geheimniß der Strategie aber beruhte auch hier auf den Beinen des Fußvolks, auf der Raſchheit der Heeresbewegung, die durch die Poſtläufer, durch die Kunſtſtraßen, durch die überall angelegten Kriegsmagazine trefflich unterſtützt war. Der Sieg wurde mit Mäßigung und möglichſtem Wohlwollen gegen die Beſiegten benutzt. Während die Kriege der Wilden Ausplünderung, Rache und Vertilgung bezwecken, war die Triebfeder aller Inkakriege Erweiterung der Herrſchaft der Sonne und ihrer Kultur. So waren eigentlich alle Kriege Religionskriege, die Beſiegten wurden Gleichberechtigte.

Man könnte ſich darüber wundern, warum die ſo wohlorganiſirten Peruaniſchen Heere den Spaniern nicht denſelben hartnäckigen Widerſtand geleiſtet haben wie die Mexikaner. Man kann den Grund nicht in körperlicher Weichlichkeit oder Mangel an Muth finden. Die Peruaner waren zwar ein kleiner Menſchenſchlag, aber breitſchultrig wie viele kriegeriſchen Gebirgsvölker, abgehärtet durch Landbau, Staatsarbeiten und Kriege. An Muth kann es auch einem Heere nicht gefehlt haben, das zweihundert Jahre lang den Sieg an ſeine Fahnen gefeſſelt hatte. Der Hauptgrund liegt an der Defenſivſchwäche eines ſo durch und durch centraliſirten Staates, welcher einem kecken Feldherrnblick den ſichern Angriffspunkt bietet, der alles entſcheidet, ſobald einmal die individuelle Regſamkeit durch ſo abſoluten Centralismus ertödtet iſt. Bruderzwiſt machte das Nationalgefühl unſicher, und als der Inka fiel, hatte das Volk den Kopf verloren und gab den Kampf auf. Als dagegen die Spanier ſich ſowohl des Hauptes als der Hauptſtadt der Mexikaner bemächtigt hatten, da regte ſich erſt recht der Feudalgeiſt der Azteken, die erſt beſiegt waren, als Adel und Prieſterſchaft und je der Tapferſte den Tod gefunden hatte.

Im Inkareiche waren die beiden Centralpunkte, die Hauptſtadt und der Inka, entſcheidend für das Schickſal des Ganzen, wie Hirn und Herz für den Körper. In Cuzco reſidirte nicht bloß der Inka, ſondern auch der hohe Adel. In dieſer heiligen Stadt, ſo zu ſagen der einzigen des Landes, war der große Sonnentempel, hier die große Feſtung mit ihren gewaltigen Mauern und unterirdiſchen Felſengängen, hier der Palaſt des Inka. Hier liefen alle Fäden der Verwaltung zuſammen, hier ſprach die letzte Inſtanz des Obergerichts, hier blickte die allge-

meine Beaufsichtigung nach allen Seiten, von hier ging der Organismus des Heeres aus. Nach dem Vorbilde von Cuzco hatte jede Provinz ihren Hauptort mit Sonnentempel und Inkapalast. Aber das waren bloße Vorstädte und Filiale von Cuzco, bloße Stufen an der Reichspyramide. Ueber Cuzco vgl. Paul Chair I, 1. 225 ff.

Die oberste Spitze dieser Pyramide war der Inka in Cuzco, der absoluteste Herrscher, der noch je gewesen ist. Von ihm ging der Idee und der Wirklichkeit nach alle Macht und alle Würde aus, jedes Amt, jede Befugniß eines Beamten, jedes Strafrecht. Inka wurde einer durch Geburt, durch Abstammung von der Sonne. Dem gestorbenen Inka folgte der älteste Sohn der Coya oder Sonnentochter, der eigentlichen legitimen Königin, gewöhnlich Schwester und Gattin des Königs, so hoch erhaben über die Menge der Kebsweiber wie der Mond über die Sterne. Fehlte ein Sohn von ihr, so folgte des Inka Bruder. Ein so absoluter Herrscher der Inka auch war, so väterlich war er nach seiner Einsicht um das Gedeihen seines Bienenvolkes bedacht. Von Zeit zu Zeit durchreiste er das Land, versicherte sich von dem geregelten Zustande desselben, sprach mit den Unterthanen und hörte ihre Klagen, entschied selbst im Interesse der bestehenden Regierungsgrundsätze und der obersten Landesgottheit.

---

§. 70. Wissenschaft und Litteratur. Quippus.

Als Anhang zu dem Kulturzustande, in welchem der Zustand der praktischen Künste und Kenntnisse der Peruaner dargelegt wurde, haben wir noch einen Blick auf den Grad der wissenschaftlichen Einsicht und der Art ihrer Aufzeichnung oder Litteratur zu werfen. Wenn auch die Peruaner in einigen Punkten, was die feine oder auch großartige Ausführung ihrer Werke anbelangt, die Mexikaner und Tolteken zu übertreffen scheinen, so ist doch, wie schon bemerkt, der allgemeine Kulturgrad ein niedrigerer, was sich namentlich auch aus unserm Paragraphen herausstellen wird.

Von Wissenschaft im eigentlichen Sinne des Wortes, von Erforschung der natürlichen Ursachen der Erscheinungen aus Beobachtung, waren nur schwache Anfänge da. Der Körper, dessen Einwirkung auf

die Natur man erkannt hatte, wurde zur obersten Gottheit erhoben, anthropomorphirt, und so der wissenschaftlichen Auffassung entzogen. Ueberhaupt befand sich die Sternkunde auffallend mehr als bei den Mexikanern und Muyscas in den Wiegen. Die Tag- und Nachtgleichen und die Solstitien wurden durch Säulen und deren Schatten angegeben. Das alte populäre Jahr war das Mondjahr mit zwölf Mondmonaten und ihren Festen. Doch wurde dieses von den Inkas mit Hülfe der Sonnensäulen in ein Sonnenjahr berichtigt. Prescott I, 96. Rivero und Tschudi 124. Ausland 1852, 914 b. Garcilasso II, 22. S. 37. 41. Acosta VI, 3. Wuttke 316 ff. Eigentliche mathematische Kenntnisse fehlten, in der Naturkunde und Arznei zeigen sich bloß vereinzelte Erfahrungen und Beobachtungen. Garcilasso II, 24. 25. Wuttke 317.

Am meisten Fortschritte hatte noch diejenige Wissenschaft gemacht, die sich auf den Menschen bezieht, die Geschichte. Wie aber dieselbe mit Mythen und Sagen bis in späte Zeiten hinab verwoben war, so ist auch ihre Behandlung größtentheils eine dichterische. Nur eine sehr unvollkommene Aufzeichnung durch die Quippus fixirte Zahlen und hielt die Phantasie in Schranken. Und doch haben wir hier ein Volk mit historischem Bewußtsein vor uns, das in einer historischen Entwicklung begriffen war.

Wie bei allen kultivirten Naturstaaten war auch bei dem Peruanischen die Bearbeitung der Geschichte in den Händen des Staates. In allen bedeutenden Gemeinden waren Leute angestellt, welche die wichtigsten Ereignisse zu controlliren hatten. Den Amautas aber war aufgetragen, die Geschichte des Reiches und der Könige zusammenzustellen, den Schülern vorzutragen, und von Geschlecht zu Geschlecht zu überliefern. Die Ueberlieferung war zunächst eine mündliche. Aber das Gedächtniß wurde dabei doch unterstützt durch historische Gemälde, Lieder, besonders durch die Quippus, welche von den Amautas fleißig studirt und gelehrt wurden. Die historischen Gemälde, auf welchen die tapfern Thaten abgebildet waren, welche im Dienste der Sonne verrichtet wurden, sah man am großen Sonnenfeste zur Schau getragen. Acosta IV, 8. Külb 190. Prichard IV, 483. Verwandt damit sind die Landkarten, welche aus Thon, Steinchen und Stroh in halberhabener Arbeit verfertigt wurden, und in denen sich eine gute Kenntniß des großen Landes, seiner Eintheilung, der Lage der Orte u. dgl. kundgab. Garcilasso II, 26. Kottencamp I, 357. Mit diesen historischen

Gemälden werden die Bilderſchriften verwandt ſein, deren Vorhandenſein bei den Peruanern zwar Zarate leugnet, Acoſta aber behauptet. In neuerer Zeit hat Tſchudi (Reiſe II, 387) eine Probe ſolcher Peruaniſcher Bilderſchrift vorgefunden und mitgetheilt. Es iſt daher nicht mehr an der Ausſage Acoſtas zu zweifeln, um ſo weniger, da durch ganz Amerika, Süden wie Norden, und das bei noch viel ungebildetern Völkern, dergleichen angetroffen werden. Malen iſt überall der Anfang des Schreibens geweſen, auch in der Quichuaſprache wie in ſo vielen anderen wird beides mit demſelben Worte bezeichnet: Quellccanni. Andree Nordamerika 237. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe Bilderſchrift eine Art Hieroglyphen war, und mit demjenigen zuſammenhing, was die Geſchichtſchreiber von einer uralten Buchſtabenſchrift in Peru berichten. Es ſoll nämlich in den vorinkaiſchen Zeiten eine ſolche Schrift, welche die Spanier Buchſtabenſchrift nennen, im Gebrauch geweſen ſein, die ſich ſpäter verlor. Sie hing mit einer frühern Kultur und einem frühern Kultus zuſammen, und galt ſogar bei den Inkas, die ſie verboten, für ſo irreligiös, daß ihretwegen ein Amautas lebendig verbrannt wurde. Vgl. Monteſinos 33. 60. 100. 108. 113. 119. Ausland 1852 S. 918 b. An eine eigentliche Buchſtabenſchrift kann bei der völligen Unbekanntſchaft aller Amerikaniſchen Völker mit derſelben nicht gedacht werden. Aber es begreift ſich, wie die Spanier dieſe alte Schrift im Gegenſatz zu den Quippus als Schrift oder Buchſtabenſchrift bezeichnen konnten, und ebenſo, daß Zarate, der nur die normalen Zuſtände des Inkareiches im Auge hatte, die Bilderſchrift in Abrede ſtellte. Man malte oder ſchrieb ſolche Schrift auf die Blätter des Bananasbaumes, auf Pergament und auf Stein.

Die glänzendſten Thaten wurden aber auch in Liedern beſungen von den Dichtern und Sängern, den Haravicu's. Es geſchah dieß beſonders bei Feſten und an der königlichen Tafel. Es waren Erzählungen und Sagen, die ſich von Vater auf Sohn fortpflanzten und allgemein bekannt waren. Garcilaſſo I, 321. II, 56. 57. 145. Lacroix 381 ff. Prescott I, 94. Tſchudi Reiſe II, 380. Dergleichen Lieder haben wir übrigens bei ſämmtlichen Wilden, oder doch halbwilden Stämmen Oſtamerikas angetroffen. Hingegen wurden bei den Peruanern die Thaten der Könige in Tragödien und Komödien dargeſtellt. Lacroix 401 b. Prescott I, 96. Tſchudi's Reiſe II, 380 nach Garcilaſſo. Es werden die rohen Anfänge dramatiſcher Kunſt geweſen ſein, wie wir Aehnliches auch noch

bei den Muyscas und den Tolteken in Cholulu finden werden. Ueber religiöſe Geſänge zu Ehren der Sonne werden wir unten beim Kultus ſprechen, ſowie über die Muſik.

Das dritte und vorzüglichſte Mittel aber, deſſen ſich die Inkaperuaner zur Unterſtützung der geſchichtlichen Erinnerung bedienten, waren die Quippus. Das waren zuſammengeflochtene, ungefähr zwei Schuh lange Schnüre, von welchen Fäden wie Franſen herabhingen, und die in Knoten geſchürzt waren. Quippu heißt eigentlich Knoten. Dieſe Quippus hatten verſchiedene Farben, oder auch nur eine oder zwei, je nach Bedürfniß. Jede Farbe bedeutete nämlich etwas Andres, gelb Gold, weiß entweder Silber oder Frieden, roth Krieg, oder auch Kriegsvolk, grün das Getraide. Im täglichen Verkehr dienten die Quippus namentlich zu Rechnungsregiſtern, Steuerliſten, Verzeichniſſen des Kriegsvolks und der Bevölkerung. Zunächſt wurden damit Zahlen bezeichnet, daher man ſich ihrer auch zum Zählen beim Feldmeſſen bediente. Jeder einfache Knoten bedeutete 10, jeder doppelt verſchlungene 100, der dreifache 1000 u. ſ. w., zwei einfache neben einander 20, zwei doppelte 200. Die Rechnungsführer der Inkas hießen daher Quippubewahrer. Einer führte die Quippus über die königlichen Vorräthe, ein anderer die über die Geburten, und ſo über die Todesfälle, Heirathen, über die waffenfähige Mannſchaft u. ſ. f. Noch jetzt führen die Hirten auf den Cordillieren die Liſten ihrer zahlreichen Heerden auf dieſelbe Weiſe. Unter den Inkas aber wurden die von den Quippubewahrern geführten Quippus aus dem ganzen Reiche nach der Hauptſtadt geſchickt, wo ſie das Centralarchiv bildeten. Und da nun die Quippus auch noch beſondere Zeichen hatten, um Geſetze und Gebräuche, Aufträge, Ereigniſſe, Kriegserklärungen und Friedensſchlüſſe auszudrücken, ſo bilden ſie eine Art Urkunden und einen Halt für dokumentirte Geſchichte. Freilich nur ſehr unvollkommen, nur das Einzelne iſt überliefert, für den Zuſammenhang fehlt es an einer Chronologie, und daher die große Verwirrung. Gegenwärtig findet ſich noch eine große Maſſe ſolcher Quippus vor, aber ihre Enträthſelung iſt unbekannt. Nur einzelne Indianer ſind noch damit vertraut, halten aber ihre Kenntniß gegen Weiße geheim. Vgl. Acoſta IV, 8. VI, 11. Garcilaſſo II, 6 S. 27. 35, und aus ihm Picard 209, Monteſinos 119 ff. Prichard IV, 484. Prescott I, 91 ff. Tſchudi Reiſe II, 383. Kottencamp I, 356. Ausland 1852. S. 918 nach Rivero und Tſchudi.

Die Knotenſchnüre finden wir bei allen amerikaniſchen Völkern, zu denen einzelne Kulturelemente herübergekommen ſind, faſt überall wieder. In Chili hießen ſie nach Molina 21 Pron. Bei den Araucos waren die Landesgeſetze, Admopu, in ſolchen Zeichen abgefaßt. Am Orenoko werden Gürtel der Art bei Gilii und A. v. Humboldt erwähnt. Dann finden wir wieder die Knotenſchnüre in ganz Centralamerika, in Yucatan, Guatemala, Nicaragua, und im mexikaniſchen Reiche wurden dieſelben von der der toltekiſchen Einwanderung vorangehenden Urbevölkerung Nepehualtzitzin genannt; Boturini hatte ſich noch dergleichen aus dem Tlascalaniſchen zu verſchaffen gewußt. Bei den nordiſchen Rothhäuten hießen ſie Wampus. Vgl. überh. A. v. Humboldt Monumente 69 ff. 267. vgl. 25. 59. 318. Reiſe V, 36 (deutſch), Clavigero I, 556. Heckenwelder 143 ff. Loskiel 32. 155. Wald's Reiſen 397. Braunſchweig 125. Külb 229 ff. 239 ff. Prescott Mexiko I, 79. Andree N. A. I, 237 ff. Ausland 1830. 1200. Magazin der Litteratur des Auslandes 1837. 220 b.

In Quito verſahen Steinchen von verſchiedener Farbe, die man in Bretter ordnete, den Dienſt der Quippus, aber auf eine noch unvollkommnere Weiſe der Gedankenaufzeichnung. Velasco I, 21 bei Ternaux Compans XVIII.

Bei dem natürlichen Gebrauche der Knoten, Farben und Schnüre oder Kränze zu Zeichen der Erinnerung und Symbolik können wir uns darüber nicht verwundern, daß dieſelben eine ſo weite Verbreitung auch in der alten Welt haben. Sie erſcheinen überall wie in Amerika neben den Malereien als die älteſte Art der Aufzeichnung. So waren ſie in China in den älteſten Zeiten vor Einführung der Sylbenſchrift im Gebrauche. So in der Tartarei und ganz Oſtaſien. Dann finden wir ſie wieder auf den Südſeeinſeln, und ſelbſt im Innern von Afrika. Braunſchweig 125. Ritters Erdkunde IV, 505. Kotzebue's Reiſe II, 54. Klemm IV, 396. VI, 428. Kraft Sitten der Wilden 202 nach Frezier's Reiſe nach der Südſee. Abel Remusat sur les langues tartares. Paris. 1822. p. 66.

§. 71. Allgemeiner Charakter der peruaniſchen Religion.

Die Urmythen der älteſten Völker Perus, wie ſie uns durch die Inkaperuaner aufbewahrt worden ſind, haben uns bereits die berühm-

teſten Landesgötter vorgeführt, um welche ſich die Vorſtellungen von der Schöpfung der Welt und der Menſchen drehen. Es iſt vor allem die Sonne mit ihren irdiſchen Stellvertretern, den Inkas, Manco Capac voran; — es ſind die Gottheiten Con Illaticici Viracocha und Pachacamac, ſowohl in ihrer Geſondertheit als Landesgötter verſchiedener Staaten, als auch in ihrer durch die Inkaperuaner bewirkten Vereinigung, — es iſt ferner der Donnergott, es ſind Steingötter. Wenn wir nun fragen, welche Stellung dieſe alten Götter in dem neuen Reiche zu dem oberſten Inkagotte und den übrigen Gottheiten einnahmen, ſo haben wir bereits die Annahme jedes Monotheismus ſowohl in den vorinkaiſchen Staaten, als in den inkaiſchen abgewieſen. Alle dieſe Götter waren Naturgötter, und konnten daher in dem neuen Reiche neben dem Sonnengotte eine ſolche untergeordnete Stellung einnehmen, daß der Polytheismus durch ſie in ſeinem Prinzipe im geringſten nicht geſtört wurde. Der Polytheismus mußte auch hier innerhalb ſeines Prinzips Duldung üben. Daher brachte man nicht nur die Bilder der fremden Götter nach Cuzco in einen Tempel, ſondern man ließ auch in den Provinzen ihre Tempel und ihren Dienſt ſtehen als Theil des großen Polytheismus, dem das geſammte Volk ſammt den Inkas ergeben war. Natürlich wurden in jeder Provinz die frühern Götter fortverehrt, nicht aber in andern, und es kam bloß der Sonnendienſt als oberſter Gipfel zum Ganzen. Der Naturdienſt hat ja überhaupt den Sonnendienſt gern an ſeiner Spitze. So erſcheint als der Geſammtcharakter der peruaniſchen Religion ein unmittelbarer Naturdienſt als Grundlage. Derſelbe entwickelte bloß die erſten Anfänge zum Bilderdienſte und anthropomorphiſcher Perſonifikation. Damit verbinden ſich auch hier zahlreiche Reſte eines alten Geiſterglaubens, der ſich im Fetiſchismus eine körperliche Wohnung gefunden hatte. Meiſtens wurden ſolche Schutzgeiſter, Guacas, als Steinfetiſche angebetet. Dieſes letztere Religionselement rührte urſprünglich aus dem Zuſtande der Wildheit her, hatte aber bereits in vielen vorinkaiſchen Staaten, die wir uns als Kulturſtaaten zu denken haben, die Form einer höhern Religionsſtufe angenommen. Der Naturdienſt zeigte ſich auch hier vor allem als Geſtirndienſt, und zwar mit Sonnendienſt an der Spitze, mit ſolcher Beſtimmtheit wie nirgends, während in geringerm Grade auch ſchon in der vorinkaiſchen Zeit Sonnenverehrung in Peru ſtattgefunden hatte. Parallel mit dem Geſtirndienſt ſteht auch hier der Thierdienſt, dem Fetiſchismus die Hand rei-

chend. Wie in der vorinkaiſchen Zeit, ſo wurden auch unter den Inkas die Elemente und Elementarwirkungen verehrt, ſowohl unmittelbar als mittelbar in Bildern, welche die perſonifizirten Geiſter der Elementarwirkungen darſtellen. Das ſind z. Th. die großen Götter der alten Zeit. So vielgeſtaltig war auch hier der Polytheismus, daß ſchon Herrera V, 4. 4 bemerkt: „Irgend etwas Ungewöhnliches in der Natur, irgend etwas merkwürdig Scheinendes wurde ihnen ein Gegenſtand der „Anbetung; denn in ſolchen Dingen vermutheten ſie einen Gott. Schädlichen Thieren erwieſen ſie eine göttliche Verehrung, damit ſie ihnen „nicht ſchadeten, wohlthätige Einflüſſe beteten ſie an, um ihre Fortdauer „zu erlangen."

Den Objekten der Anbetung war auch die Art der Verehrung, der Kultus, angemeſſen. Neben vielerlei Pflanzenopfern finden wir ebenſo viele blutige von dem grauſamen Verfahren der älteſten heidniſchen Völker begleitete. Und wenn auch die Menſchenopfer der vorinkaiſchen Zeit vielfach durch die Inkas beſchränkt wurden, ſie konnten ſie weder ganz abſchaffen, noch wollten ſie es, ſo wenig als das Verbrennen der Wittwen. Der Sonnendienſt hatte hier ebenfalls wie überall die Sonnenſäulen im Gefolge. Bei den Tempeln findet zwiſchen der vorinkaiſchen Zeit und der inkaiſchen der bedeutende Unterſchied ſtatt, daß erſtere wie die mexikaniſchen künſtliche Opferhöhen ſind, die letzteren dagegen Gotteshäuſer. Die ausgebildete Hierarchie iſt ein Cäſaropapismus, und ſteht unter dem Inka. Eigenthümlich ausgebildet iſt das Inſtitut der Sonnenjungfrauen. Unter den Feſten ſind beſonders die ordentlichen herauszuheben, und unter dieſen die vier Kardinalfeſte des Sonnenjahres, das Feſt des Winters, des Frühlings, des Sommers und das der Erndte. In den Anſichten über die Offenbarung der Gottheit ſehen wir noch vieles Zaubermäßige nach Art der Wilden. Aber im Ganzen iſt die Erforſchung des Willens der Gottheit nach Art antiker Kulturreligionen geordnet. Die Zauberer werden zu ordentlichen Orakelprieſtern, Auguren und Opferſchauern, die nach gewiſſen Erſcheinungen Rhabdomantie anwenden, oder die Eingeweide und den Rauch der Opfer befragen. Finſterniſſe und Kometen zeigen aber auch hier den Zorn der Gottheit an. Die Vorſtellungen von der Unſterblichkeit ſind noch z. Th. die der Fetiſchdiener. Aber dem Naturdienſt entſpricht auch hier die Vorſtellung von der Seelenwanderung, und dem Anthropomorphismus die Idee einer Licht- und Schattenſeite, eines Himmels und einer Unter-

welt. Was endlich das Verhältniß der Sittlichkeit zur Religion betrifft, ſo ſind die großen Verdienſte nicht zu verkennen, welche der Sonnendienſt auch in dieſer Hinſicht ſich um die Peruaner erworben hat, indem er einerſeits ihr Leben aus dem Zuſtande der Wildheit in den der Kultur und des Wohlbehagens in verſtändiger Miſchung von Strenge und Milde umgewandelt hat, anderſeits ſtatt einer ältern entarteten und grauſamen Kultur eine neue humanere erſtrebte. Aber auch die Götter der Inkas geben keine ſittliche Anſchauung, können ſie nicht geben, und verſchmähen daher auch nicht unſittliche Kultusbeſtandtheile.

Dieſe hier leicht hingeworfene Skizze ſoll in den folgenden Paragraphen ihre Ausführung und Begründung erhalten.

---

§. 72. Der Sonnengott mit ſeinem Gefolge.

Wie die Sonne den Mittelpunkt des Kultus ausmachte, mit welchen Gaben, Feſten, Prieſtern und Tempeln ſie verehrt wurde, davon muß ſpäter bei der Darſtellung des Kultus beſonders die Rede ſein. Hier haben wir es mit der Vorſtellung zu thun, die man ſich von ihr als einem Gotte machte.

Die Sonne wurde von den Peruanern nicht bloß, wie man etwa ſagt, als die ſichtbare Offenbarung der Herrlichkeiten und Wohlthaten des unſichtbaren Gottes gedacht, ſondern ſelbſt als Gott und Perſon. Sie herrſcht und offenbart ſich, und die anderen Himmelskörper, ebenfalls als Perſonen gedacht, ſind ihre Diener und Dienerinnen. Der Sonnendienſt iſt ſpezifiſch in Peru derſelbe wie anderswo, in Peru iſt er nur am folgerechteſten ausgebildet, und ihm die überragendſte Stellung in der Mitte des übrigen Polytheismus angewieſen. Der Sonnengott war hier Herr der Welt und des Reichs, der Götter, der Inkas, des Gottesdienſtes. Alle Werke des Friedens und des Kriegs wurden für ihn und in ſeinem Namen unternommen. Von der Perſonification der Sonne als Manco Capac und ſeiner Wirkſamkeit als Kulturheros auf Erden iſt oben geſprochen worden. So unmittelbar war aber hier der Sonnendienſt, daß eine ſo ſtarke, irdiſche, heroenartige Perſonification ſich von dem Grundbegriff unter dem Begriffe eines Sohnes ſcheiden mußte.

Der Name für die Sonne war Inti, Indi oder Intip. Sie wurde theils unmittelbar verehrt, beſonders beim Sonnenaufgang; die Indianerdörfer ſtanden gern auf Anhöhen gegen Oſten gerichtet, ſo daß man den allgemeinen Nationalgott gleich bei ſeinem erſten Erſcheinen am Morgen ſehen und begrüßen konnte. Auch an Feſten und bei anderen Gelegenheiten richtete man die Verehrung unmittelbar an die Sonne ſelbſt. Der oberſte Sonnengott wurde aber auch im Bilde verehrt. Es iſt unbegreiflich, wie ein Gelehrter wie Ulloa dieß leugnen konnte. Das Peruaniſche Sonnenbild iſt bekannt genug, und war wie anderswo eine Scheibe von maſſivem Golde, welche ein männliches Angeſicht mit Strahlen und Flammen darſtellte. Es ſtand dem großen öſtlichen Thore des Sonnentempels ſo gegenüber, daß gleich bei Sonnenaufgang die Sonnenſtrahlen darauf fielen, welche auf den vielen goldenen Verzierungen der Wände und der Decke wiederſtrahlten. Es galt als ein Sonnenkuß, wie das Sonnenlicht, das am hohen Feſttage auf die Lippen des Serapisbildes in Alexandrien fiel. Das Gold wurde aber überhaupt vorzugsweiſe für den Sonnendienſt verwendet. Man ſah in ihm von der Sonne geweinte Thränen. So legte man nach Plinius Hist. Nat. VII, 56 die Erfindung des Goldſchmelzens dem Sol, des Oceanus Sohn, bei, der nach Diodor I, 13 Egyptiſcher König geweſen ſein ſoll.

Velasco I, 129. Ternaux XVII, 13. Schneider zu Ulloas Mémoires II, 418. Külb 198. 156. Prescott I, 71. 73. 74. Tſchudis Reiſe II, 392. Wuttke §. 164. 169. Baumgarten II, 221. Zarate I, 15. Meiners kr. Geſchichte I, 392.

Sonnendienſt fand auch ſchon in der vorinkaiſchen Zeit ſtatt, ſo gut in Peru als in dem übrigen uralten Amerika. So war es in Quito. Und ſo war ein uraltes Sonnenbild aus der Zeit vor den Inkas ein unverarbeiteter Stein. Lindemann VI, 48. Vielleicht war es eine Art Fetiſch, da es Wilde giebt, welche ſich die Sonne zu ihrem Fetiſch auserſehen. So ſtellten oft würfelförmige und kegelförmige Steine die Sonne dar. Meiners krit. Geſchichte I, 391. Dupuis origine III, 837 ff. Indeſſen iſt die Nachricht darüber zu unbeſtimmt, um eine ſichere Charakteriſtik zu verſuchen.

Die nächſte Stelle an dem Sonnengotte nimmt ſeine Schweſter und Gattin, der Mond, ein, Mama Quilla oder Killa, im Mythus der Sonnenkinder von Cuzco anthropomorphirt als Mama Oella, wie

wir geſehen haben. Das Bild des Mondes war eine Scheibe von Silber mit einem weiblichen Antlitz. Wie das Gold für die Sonne, ſo wurde das Silber für den Dienſt des Mondes verwendet. Man brachte dem Monde Gelübde, hingegen ſoll ihm nicht geopfert worden ſein, welch letzterer Umſtand ſich daher erklären würde, daß ſeine Bedeutung und ſein Dienſt im Verhältniß zu ihrem Gatten, der Sonne, ebenſo zurücktrat, wie im Peruaniſchen Leben überhaupt die Frau gegen den Mann. Indeſſen iſt dieſe Notiz immer mit einigem Mißtrauen aufzunehmen. Vgl. indeſſen Velasco I, 130. Prescott I, 75. Wuttke I §. 164.

Als Diener der Sonne, dem aber auch nicht geopfert worden ſein ſoll, [illegible] der Regenbogen, Cuycha, in großer Achtung. Ihm gehörte ein Tempel oder eine Abtheilung des Sonnentempels, in welchem ſein Bild in ſeinen verſchiedenen Farben auf Goldplatten ſo groß dargeſtellt war, daß es die eine Seite des Gebäudes faſt ganz einnahm. Wenn man aber den wirklichen Regenbogen erblickte, ſchloß man den Mund zu aus Furcht ſich die Zähne zu verderben. Velasco I, 130. Külb 186.

Wie in vielen Ländern der alten und der neuen Welt Sonnenkönige waren, Abkömmlinge der Sonne, denen der alte Glaube göttliche Ehre zuerkannte, ſo war im alten Peru Sohn und Stellvertreter der Sonne der Inka, der Erbe Manco Capacs, daher erhielt der Inka göttliche Verehrung und Opfer, und zwar nicht bloß nach ſeinem Tode, ſondern auch bei Lebzeiten. Nach dem Tode wurden die Leichname der Inkas mumifirt, und ſo ſaßen ſie an den Wänden des großen Sonnentempels in Cuzco auf goldenen Thronen, und an den hohen Feſttagen wurden ſie auf den Marktplatz gebracht. Aehnlich ſaßen in dem Tempel des Mondes die alten Königinnen. Während des Lebens aber ließ ſich der Inka in Bildern darſtellen und verehren, welche Guacigui oder Huacigui, Bruder, hießen. Dieſe Bilder nahm man mit in den Krieg, um Sieg, mit an die Prozeſſionen, um gutes Wetter zu erlangen. Acoſta V, 6. VI, 22. Garcilaſſo I, 15. 21. 26. 31. Külb 184. Schneider bei Ulloa's Mém. II, 442. Kottencamp I, 384.

Als Diener und Dienerinnen der Sonne werden die Sterne dargeſtellt. So iſt der Stern Venus, der hier Chosca oder Langhaar heißt, der Edelknappe der Sonne, der ihr bald voranleuchtet, bald nachfolgt. Die Pleiaden ſind nach dieſem die bedeutendſten. Die Kometen ſind Verkündiger und Boten des göttlichen Zorns. Die übrigen Sterne dagegen ſind die Hoffräulein des Mondes. Manche andere Sterne wur-

den noch nach Acoſta von den Hirten verehrt, von denen übrigens auch noch im folgenden Paragraphen die Rede ſein wird. Acoſta V, 4. Balboa 58. Monteſinos 67. 158. Velasco I, 130. Prescott I, 71. Külb 184.

§. 73. Die Thiergötter und die Pflanzen.

Auch bei den Peruanern wurden parallel mit den Geſtirnen die Thiere göttlich verehrt. Dieſer Parallelismus iſt beſonders bei der Seelenwanderung ſichtbar, von der ſpäter die Rede ſein wird. Aber ebenſo iſt derſelbe augenſcheinlich in der Vorſtellung himmliſcher Urbilder für die Thiere. Man nahm nämlich an, daß jede Thiergattung ein Individuum ihresgleichen am Himmel habe, welches ein Stern war und die Mutter der anderen Thiere genannt wurde, der Gattung. Das iſt die Idee des Dinges. Als ſolche Sterne werden die Namen der Mütter der Tiger, der Bären, der Löwen u. ſ. w. genannt. Von dem Sternbild Leier nahm man an, es ſei ein vielfarbiges Lama, und deßwegen wurde es von den Hirten verehrt. Von zwei anderen Sternen, die immer bei einander ſind, ſagten ſie, der eine ſei ein Schaf, der andere ein Lamm. Namentlich wird von den Fiſchen gemeldet, daß der erſte Fiſch jeder Gattung im Himmel lebe, von ihm gingen alle Nachkommen derſelben Gattung aus, und man glaubte, daß er zur beſtimmten Zeit eine Menge ſeiner Kinder zur Nahrung der Völker ausſende. Das Geſtirn der Schlange, Machacuay, wurde deßwegen verehrt, weil man in ihm ein Schutzmittel gegen den Biß ſchädlicher Thiere ſah. Dann wird auch erzählt, es ſeien einmal am Himmel zwei Kometen erſchienen, der eine in Geſtalt eines Löwen, der andere in Geſtalt einer Schlange, welche den Mond verſchlingen wollten. Acoſta V, 4. Monteſinos 67. Ternaux XV, 58. Hazart 249 a. Külb 147.

So nahmen die Irokeſen ein geiſtiges Urbild jeder Thiergattung an, und nichts anderes iſt der Manitu der Biſong, Bären u. ſ. w. bei anderen Rothhäuten. Meiners kr. Geſch. I, 145. de Broſſe's Fetiſchgötter 40 ff. (deutſch). Die Bewohner der Marqueſasinſeln ſtellen noch jetzt für jede Thiergattung eine beſondere Mutter auf neben der allgemeinen Mutter aller Dinge, doch wunderlicher Weiſe ſo, daß die Hennen und Schildkröten eine gemeinſchaftliche Mutter haben, und ebenſo

die Meerſchweinchen, Stachelrochen und Fliegen. Vgl. Magazin der Litteratur des Auslandes 1851, Nro. 120, nach den Mittheilungen eines Franzöſiſchen Marineoffiziers.

Die Zahl der verehrten Thiere war in Peru ſehr groß. Der Urſprung dieſer Verehrung iſt mit den meiſten Berichterſtattern als vorinkaiſch anzuſehen, indem ſie ſowohl bei den Wilden, als bei den Kulturſtaaten des vorinkaiſchen Peru ſich vorfand. Wenn aber behauptet wird (Monteſinos 48. Lacroix 377 b), daß die Inkas dieſelbe bekämpften, ſo iſt dieſe Behauptung, wo nicht ganz abzuweiſen, ſo doch mit mißtrauiſcher Beſchränkung aufzunehmen. Wir wiſſen ja ſchon aus dem Obigen, welche Bewandtniß es hat mit der Bekämpfung ſolcher alten Religionselemente in Peru ſowohl wie anderswo. Die Inkas konnten nur die Unterordnung dieſer Verehrung unter den Sonnendienſt in ihrer Hand behalten wollen. Der Widerwille gegen den Thierdienſt gehört einer ganz andern Stufe des Bewußtſeins und der Entwicklung an, als diejenige war, auf der ſich die Urbevölkerung Amerikas, Inkas ſo gut wie andere, befanden. Daher hat denn auch bei ihnen ſo wenig als in Mexiko der Thierdienſt je aufgehört. Hat doch ſelbſt Egypten denſelben in viel höhere Kulturſtufen hinein bewahrt! — In Peru war beſonders die Verehrung der Schlangen ſehr verbreitet. In allen Gebäuden, welche den Inkas angehörten (und hier herrſchte doch wohl nur ihr Wille!), waren große Waldſchlangen angemalt. Man ſagte, dieß ſeien die Waffen der alten Könige. Der Gott der Reichthümer wurde auch hier als eine Schlange gedacht. Er hieß Urcaguai, und man dachte ſich ihn mit goldenen Kettchen am Schwanze. So erſchien er einmal dem Oberfeldherrn der Peruaner als eine gewaltige Schlange, dicker als ein Schenkel, den Kopf ähnlich dem eines Hirſches. Als er das zweite Mal erſchien, zeigte er ſeine Rückkehr in den Himmel an, und das ganze Volk ſah ihn ſich emporwinden, bis er verſchwand. Ferner genoß eine ſteinerne Schlange bleibende Verehrung, welche ſich in einem Gebäude befand, das man das Schlangenhaus nannte. Xeres bei Külb 59. Garcilaſſo bei Külb 146. 199. Lacroix 377 b. Bei den Meer- und Flußbewohnern waren ſeit den älteſten Zeiten die Fiſche heilig, beſonders der bei den Chingas verehrte Wallfiſch, dann auch der Haifiſch. Die Collas betrachteten die Fiſche eines Fluſſes als ihre Brüder, weil ihre Vorfahren ehedem aus demſelben Fluſſe entſtanden ſeien. So waren auch Viracocha, Manco Capac, und ein Bruder deſſelben aus

dem Waſſer entſtanden. Fiſchgötter fanden ſich auch im Tempel des Pachacamac. Vgl. Velasco I, 104. Ternaux XV, 73. Baumgarten II, 253. 306. 310. 340. Külb 147.

Daneben wurden Papageien (oben §. 65), Füchſe, Hunde, Bären, Tiger, Löwen, Condore, letztere als Boten der Sonne und am Scepter des Inka (§. 66), und andere Thiere mehr verehrt. Prichard IV, 486 nach d'Orbigny. Monteſinos 147. Ternaux XV, 73. Lacroix 377 a und b. Acoſta V, 7. Hazart 249 a. Baumgarten II, 310. Külb 146 ff. Da man weiß, daß ein weißes Schaf angebetet wurde, Meiners I, 194. 220. Baumgarten II, 253, ſo befremdet es, daß die Lamas nicht auch unter der Zahl der göttlichen Thiere aufgezählt ſind. Aber das jetzige Benehmen der dortigen Indianer gegen dieſe Thiere weist doch mit aller Wahrſcheinlichkeit auf eine frühere göttliche Verehrung derſelben, die nur aus Zufall nicht überliefert wurde. Ulloa Mém. I, 159 ff.

Von der mit dem Thierdienſt zuſammenhängenden Anſicht einer Abſtammung von Thieren iſt ſchon früher geſprochen worden. §. 66.

Auch Pflanzen genoſſen einer göttlichen Verehrung und zwar hier vorzüglich in Hinſicht ihrer wohlthätigen Bedeutung für das Menſchenleben, doch auch wegen der Anſchauung einer unbeſchränkten Zeugungskraft, die ſie gewähren. Darum wurden die Bäume, Blumen, Blüthen und Früchte in beſonderen Gottheiten verehrt. So hatten die zwei hauptſächlichſten Nahrungsmittel, Mais und Kartoffeln, ihre beſonderen Gottheiten, Zarap Conopa und Papap Conopa. Bisweilen machten ſie ein Frauenbild von Mais oder Cocablättern, und verehrten es als die Mutter der Pflanzen, Zaramamas oder Cocamamas. Vgl. Acoſta V, 4. Velasco I, 104. Ternaux XVII, 13. 14.

---

§. 74. Die Elemente und ihre Wirkungen.

Wie die Geſtirne, Thiere und Pflanzen inſofern göttlich verehrt wurden, als ſich eine göttliche Naturkraft in ihnen offenbart und an ihnen zur Anſchauung kommt, ſo erſcheint die göttliche Perſönlichkeit auch in den Elementen und ihren gewaltigen Machtäußerungen. Wie die Sonne wirken ſie auf die Geſammtnatur ein, und ihre Verehrung gehört mit zur Kulturreligion, die ſich immer mehr anthropomorphirt.

Die zauberiſche Reinheit, Kraft und Schönheit des Feuers wies demſelben auch in der Peruaniſchen Religion ſeine hohe Stelle an. Schon ſeine Verwandtſchaft mit der Sonne forderte ſolche Ehre. Das Feuer war in Peru ſchon vor den Inkas eine alte Gottheit, es gehörte zu den alten Steingöttern, die Bildſäule des Feuers war von Stein, und ihr wurden Todtenopfer dargebracht. Bei der Thronbeſteigung Manco Capac's fragten die Zauberer nach der Darſtellung des Monteſinos das Feuer um Rath, welches damals die erſte Gottheit geweſen war. Damit paßt denn auch zuſammen, was früher (§. 64) über die Feuernatur des Pachacamac bemerkt worden iſt. Unter den Inkas blieb der Feuerdienſt, aber ſo, daß er mit dem Sonnendienſte in die engſte Verbindung gebracht wurde. Denn ſowohl im Sonnentempel, als in dem Hauſe der Sonnenjungfrauen brannte das ewige Feuer. An dem hohen Feſttage Raymi, dem Winterfeſte, wurde dieſes Feuer wie bei den Römern mit dem goldenen Hohlſpiegel angezündet. Bloß bei überzogenem Himmel ſuchte man das Feuer nach uralter Art durch Reibung zweier Hölzer zu gewinnen. Wenn im Verlauf des Jahres das heilige Feuer, das der Obhut der Sonnenjungfrauen anvertraut war, aus Verſehen oder Zufall auslöſchte, ſo galt es als ein dem Staate Unglück bringendes Vorzeichen. Monteſinos 15. 115. 12. 108. Prescott I, 72. 82. Külb 193. Plutarch Numa 9.

Die befruchtende Kraft des Waſſers, zumal in einem Tropenlande, iſt auch in Peru göttlich verehrt worden. So haben wir geſehen, daß Viracocha, der Meerſchaum, urſprünglich ein Waſſergott war. Ihm zur Seite ſteht Mama Cocha, das Meer, welche als oberſte Gottheit der Chinchas die Mutter aller Dinge genannt wurde. So genoſſen auch wegen dieſer befruchtenden Zeugungskraft die Flüſſe und Kanäle göttliche Verehrung. Ein Stamm der Collas behauptete von einem Fluſſe abzuſtammen, ein anderer von einem Brunnen. Man opferte den Brunnen und Quellen vielfach, beſonders Meermuſcheln, die man für Töchter des Meeres, der Mutter aller Gewäſſer, hielt. Vgl. Acoſta IV, 5. 18. Balboa 58. Ternaux XVII, 13. 93. Baumgarten II, 253. 306. Külb 147. Prescott I, 72. Oben §. 63.

Von der Regengöttin, welche aus einem Kruge Waſſer und Schnee auf die Erde gießt, iſt ſchon oben beim Mythus von Viracocha die Rede geweſen. Das ſie beſingende Gedicht lautet nach der Ueberſetzung und Recenſion von Tſchudi (Reiſe II, 381) alſo:

Schöne Fürſtin,
Deine Urne
Schlägt dein Bruder
Jetzt in Stücke.
Von dem Schlage
Donnerts, blitzts und
Wetterleuchtets.
Doch du Fürſtin,
Dein Gewäſſer
Gießend regneſt
Und mitunter
Hagel oder
Schnee entſendeſt.
Weltenbauer,
Weltbeleber,
Viracocha,
Zu dem Amte
Dich beſtimmte
Und dich weihte.

Vgl. noch Garcilasso de la Vega, Commentarios reales fol. 53. Herder Stimmen der Völker. Lacroix 402. Külb 241. Baumgarten II, 202.

Die Erde, aus deren Höhlen nach den Mythen die erſten Menſchen hervorgehen, iſt auch den Peruanern die Mutter der Menſchen, Pachamama, d. h. Mutter Erde. Daß ſie ſchon längſt als Gottheit verehrt wurde, ſieht man daraus, daß auch ſie bei der Thronbeſteigung Manco Capac's um Rath befragt worden war. Monteſinos 12. 108. Acoſta V, 4. Balboa 58. Ternaux XVII, 13. 93.

Der Himmelsgott war bei den Peruanern allerdings nicht der oberſte Gott wie ſo häufig anderswo, in Amerika namentlich bei den Azteken. Der Sonnengott hatte in Peru die oberſte Stelle eingenommen, man ſah die Urſache alles Lebens und Sterbens der Natur in der Sonne. Der Luftgott oder Himmelsgott war hier vorzugsweiſe der Donnerer. Wir haben dieſen Catequil bereits (§. 66) als Schöpfer kennen gelernt, der in einem Felſen verehrt wurde, vor welchem Gotte die Indianer oft aus Furcht ſtarben. Auch von ſeinen verſchiedenen anderen Namen und der Spaltung ſeines Begriffs in drei Theile, Donner, Blitz und Wetterſtrahl, iſt dort die Rede geweſen. Wir fügen dem dort Bemerkten hier noch bei, daß dieſer Gott eine Schleuder und eine Keule in der Hand hat, mit denen er Regen, Hagel und Donner ſchafft, und alles was aus der obern Luft herkommt. Nach der Ausſage der einen opferte man dem Donnergotte nicht, nach den andern dagegen allerdings, und zwar Kinder, und in Cuzco ſelbſt. Dieſe Opfer würden zu der großen Furcht vor ihm paſſen. Uebrigens muß der ungenannte Bruder der Regengöttin, wenn es nicht Catequil ſelbſt war, ebenfalls ein Donnergott in der Luft geweſen ſein, der durch das Zerſchlagen

jener Urne den Donner bewirkte. Was den Blitz noch besonders betrifft, so wurden unter dem Namen Libiac ihm zu Ehren die schönsten Maisstauden verbrannt. Zwillinge, sowohl der Menschen als der Lamas, wurden für Kinder des Blitzes gehalten. Wenn solche geboren wurden, so mußte gefastet und dem Gotte Acuchuccacpue geopfert werden. Starben solche Kinder jung, so wurden sie in großen Vasen aufbewahrt. Vgl. unten §. 83. Schlug aber der Blitz in ein Haus oder in einen Acker, so durften sie nicht mehr gebraucht werden. Acosta V, 4. Ternaux XVII, 13. 14. XVIII, 114 nach Arriaga. Velasco I, 30. Lacroix 376 b. 377 a. Prescott I, 71. 72.

§. 75. Die Guacas und der Fetischismus.

Bei den Geschichtschreibern über das alte Peru ist sehr oft neben den obigen Gottheiten auch noch von den Guacas, Huacas, Villcas die Rede. Der Begriff dieses Wortes ist aber so antik, daß er den Peruanern selbst nicht mehr einfach war. Und daher erklärt sich auch die Verschiedenheit der Auffassungen desselben. Die einen, wie Acosta, Garcilasso, de Laet, Lacroix, verstehen darunter überhaupt alles Göttliche, Götter; andere, wie Velasco, bloß sekundäre Götter; wieder andere, wie Balboa und zum Theil auch Montesinos, Tempel; Schneider, Bayer und Tschudi Gräber, woher die in ihnen gefundenen Gegenstände Huaqueros genannt worden seien. Acosta V, 2. 4. Picard 189 nach Garcilasso, de Laet X, 1. Lacroix 376 b. Velasco I, 103. Balboa 63. Montesinos 72. Schneider und Bayer bei Ulloa's Mém. II, 422 ff. 466. Tschudis Reise II, 397. Reisen XV, 495.

Keine von diesen verschiedenen Angaben ist ganz unrichtig. Guaca heißt alles Göttliche, der Gottheit Geweihte, Heilige, Religiöse, so daß außer Göttern auch noch Tempel und Gräber in diesen Begriff hineinfallen. Es ist etwa damit, wie mit dem Begriff des Tabu bei den Südseeinsulanern, oder dem des Fetisch bei den Negern, welche Fetischmachen sagen für opfern. So allgemein war in Peru der Gebrauch dieses Wortes, daß er selbst von der Sonne angewendet werden konnte; wenigstens trägt der Hoheprieſter in Cuzco den Namen Huacapvillao, d. h. der mit dem Huaca redet. Ternaux XVII, 15 nach Arriaga,

welcher überhaupt dieſen Ausdruck ganz allgemein für Gott gebraucht. Daneben beſchränkt aber doch wieder der Sprachgebrauch, wie es ſich beſonders oft bei Monteſinos zeigt, den Begriff dieſes Wortes auf alte und fremde Götter, und ſtellt ſie in Gegenſatz zu den Inkagöttern. Es ſind alſo Götter und Kultusgegenſtände, die den vorinkaiſchen Zuſtänden Perus angehörten, die aber deßwegen hier in Betracht kommen müſſen, weil ſie in die Religion der Inkaperuaner mit aufgenommen worden waren. Acoſta V, 12. 18. Monteſinos 146. 147. 149. 164. 187. 200.

Noch beſtimmter ergiebt ſich das Weſen der Guacas aus ihrer Geſtalt und Beſtimmung. Ihrer Geſtalt und dem Stoffe nach waren es Bilder von Metall und Holz, Velasco I, 103. Lacroix 376 a; meiſtens aber ſind es Steine, oft unbearbeitete, bisweilen Donnerſteine, oder auch Edelſteine. So verehrten die Mantas einen Smaragd, der die Größe eines Straußeneies hatte. Meiners I, 152. Baumgarten II, 340. Von einem Donnerſteine wird gleich unten die Rede ſein. Aus einem Steine, deſſen Verehrung durch einen Inka aufgehoben worden war, und der ein Guaca war, flog einſt ein Papagei, und begab ſich von da in einen andern Stein, deſſen Dienſt von den Inkas anerkannt wurde, Monteſinos 147. Wir ſind ſchon früher aus Anlaß des Mythus von den vier Brüdern (§. 62) dem Steinkultus als einer ältern Religionsform begegnet. Es waren dieß größere, feſtſtehende Felſen. So waren auch auf der Höhe eines Berges drei Felſen als drei Götter, als Mutter mit den beiden Söhnen, verehrt worden. Lacroix 376 b. Dieſe Steingötter gehören alſo der höhern Stufe, der Verehrung der Naturkräfte und des Symbols, an. Dergleichen waren außer jenen vier Brüdern auch noch der Feuergott, der Donnergott Catequil, ſelbſt Viracocha, und auch noch ein vorinkaiſcher Sonnengott. Nach Garcilaſſo I, 3, vgl. Chair I, 1. 256, verehrten die Inkas ſpäter noch ein Kreuz, das aus einem einzigen Kryſtalljaſpis beſtand. Es gehört daſſelbe ebenfalls zu dieſen Steingöttern früherer Zeit, die, wie wir bei Centralamerika ausführlicher ſehen werden, im ganzen Uramerika als Kreuze ſich finden, und als Regengötter verehrt wurden. So ſind alle dieſe Steingötter kosmogoniſche Weſen und oberſte Stammgötter, nach dem Mythus Urgötter und Urmenſchen.

Die Steingötter ſind aber urſprünglich Fetiſche, und gehören als ſolche der Stufe der Wilden an. Schon ihre Geſtalt zeigt dieß zum

Theil an, indem es gewöhnlich kleinere tragbare Steine sind. Die Steingötter bilden eine Art Uebergang von der Stufe der Wilden zur Kulturstufe. Solche Uebergangssteine wurden auch bei den ältesten Griechen verehrt. Pausanias VII, 22. Die ursprüngliche Fetischnatur der Steingötter zeigt sich aber in Peru bei den Guacas besonders an ihrem Auftreten, an ihrer Wirksamkeit und Bestimmung. Sie sind nichts andres als Bätylien oder Oelgötzen. Dieser Fetischismus hat sich sowohl höhern Stufen eben in jenen Uebergangssteinen genähert und angeschlossen, als auch hat er sich als solcher mitten in den höhern Stufen erhalten. Ja er weiß sich sogar in den Umgebungen der höhern Stufen frisch zu erzeugen. Wie nun im Allgemeinen dem Fetischismus der Glaube an Spukgeister, die Gespensterfurcht, zu Grunde liegt, so gab es auch bei den Peruanern Gespenster, welche Huaraellas hießen. Ternaux XVII, 13. Und auch diese Spukgeister sind an Fetische oder Zauberstücke, meistens Steinfetische, geknüpft worden. Während sie nun die einen mit ihren Erscheinungen schrecken, sind sie für andere wiederum Schutzgeister, Zaubergeister, Orakelgeister. Schutzgeister waren sie sowohl für größere, als kleinere Abtheilungen. Die ersten standen in den öffentlichen Tempeln als Penates publici, Velasco I, 103. Diese waren dadurch in eine höhere Kulturstufe und die ihr entsprechende Anschauungsweise übergegangen. Sie waren die Götter des Thales, des Stammes, des Nationalheiligthums, des Häuptlings geworden. Montesinos a. a. O. Lacroix 377 a. Außer den oben angeführten Steingöttern gehören auch noch in diese Klasse öffentlicher Schutzgeister die neun blauen Guacas, welche von den Bewohnern von Guamachuco oder Huamachuco in den Zeiten vor den Inkas verehrt wurden. Aber auch nachher noch besaß jeder dieser Guacas Heerden und eine Anzahl von Sachen, die ihnen der Inka geschenkt, oder vielmehr gelassen hatte. Baumgarten II, 301. Lacroix 376 b. Andere von ausgezeichneter Schönheit und Farbe waren als Schutzgeister über ein Dorf gesetzt, in dessen Mitte ein großer Stein aufgestellt war, der seinen Schutzgeist darstellte und Guachecoal hieß. Ternaux XVII, 14 nach Arriaga, Lacroix 377 a. Dann gab es wieder Guacas in den Häusern, Familiengötter, Penaten und Laren, ebenfalls von Stein, die man auch Conapas hieß, und welche je der Erstgeborne erbte. Ternaux XVII, 14. Auch die Schutzgeister für die Felder waren von Stein. Acosta V, 4. Der Schutzgeist für die Heerden trug den Namen Caullam. Ternaux XVIII, 13.

Dieſe Steine oder Guacas hatten wie andere Fetiſche oder Zauberklötze Zauberkraft. So bediente man ſich der Donnerſteine, die vom Himmel fielen, und die ausdrücklich Guacas genannt wurden, in Liebesangelegenheiten. Monteſ. 161. Sogar bei den älteſten Griechen oder Pelasgern ſtellten dergleichen Steine die verſchiedenen Liebesgötter dar. Meiners I, 151. Ueberhaupt vgl. über den Steindienſt der Alten: Creuzer Symb. 1. Ausg. Th. I, S. 182 ff. Baur Symb. I, 168. de Broſſes Fetiſchgötter S. 33. 39. 59. 80. 101. 123. Dupuis a. v. O. anderes bei Pauly: Bätylien. Oefter werden in den Schlachten der Peruaner Steine durch Zauber in Krieger verwandelt, kämpfen mit gegen den Feind, und kehren dann wieder in ihre Steinnatur zurück. Monteſ. 48. Baumgarten II, 286 u. a. m. Eine weſentliche Eigenſchaft der Guacas wie anderer Fetiſche iſt, daß ſie Orakelgötter ſind, die auf Befragen göttliche Antworten ertheilen. Monteſ. 146. 147. 149. 164. 187. 200. Wie ſehr der Dienſt der Guacas im Volke ſich erhalten hatte, und zwar mit dem Willen der Inkas, ſieht man aus den ihnen gebrachten Opfern, wobei ſie, wie bei den Römiſchen Lectiſternien geſchah, auf Polſter geſetzt wurden; ebenſo bei den ihnen mit Tanz und Trinkgelagen gefeierten Feſten. Solcher Dienſt hat ſich bis in die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts (wenn nicht noch länger) erhalten. Lacroix 375.

§. 76. Der Kultus. Weihgeſchenke und Opfer.

Der wahre Charakter der Religion tritt noch deutlicher als in den Vorſtellungen von den Göttern in ihrer Verehrung zu Tage, welche der Kritik noch den Vortheil bietet, daß ſie, weil weniger wandelbar und beweglich als die Vorſtellungen, weit ſicherer auf die ältere und urſprüngliche Weiſe hinweiſt.

Zahlreich waren in Peru und reichlich die Weihgeſchenke, die der begüterte Staat vor allem der Sonne darbrachte. Sie beſtanden in Muſcheln, Flaumfedern, Tüchern, Perlen, Edelſteinen, Silber und Gold. Von der gemachten Kriegsbeute wurde immer der dritte Theil der Sonne geweiht. An allen Sonnenfeſten erhielt der oberſte Nationalgott eine außerordentliche Maſſe Goldes zum Geſchenke, ſeine ſchweſterliche Gattin

Silber. Eine Menge Goldschmiede war beständig sowohl mit der Verzierung der Tempel beschäftigt, als mit Verfertigung von Tempelgeräthschaften, Töpfen, Vasen, Kohlbecken u. a. dgl., auch Thierbildern. Außer der Sonne erhielten die Tempel anderer Götter als herkömmliche Wallfahrtsorte bedeutende Geschenke. Acosta V, 18. Hazart 249 b. Külb 188.

An die Weihgeschenke schließen sich zunächst die unblutigen Opfer an, doch unterscheiden sich letztere von erstern dadurch, daß sie auf den Altar gelegt der Person des Gottes, letztere dem Tempel geschenkt werden. Der Unterschied, ohnehin fließend, tritt bei dem einen Gegenstande stärker hervor als bei dem andern. Opfer von wohlriechenden Blumen und Räucherungen von Coca sind kaum von den Weihgeschenken zu unterscheiden. Dagegen sind Nahrungsmittel, die den Göttern dargebracht werden, wesentlich wieder mit der Mehrzahl der blütigen Opfer verwandt. Die Götter genießen sie. Dergleichen unblutige Opfer bestehen aus Pflanzen, Kräutern, Früchten, besonders Mais und Coca, dann Trankopfern, die in goldenen Schalen dargereicht wurden, aus dem geistigen Getränk Chicha oder auch dem Maistrank. Von allen Früchten opferte man die Erstlinge. Bei gewissen Feierlichkeiten tauchte man die Fingerspitze in das Trankopfer und spritzte einige Tropfen der Sonne entgegen. So oft die Peruaner in einen Tempel gingen, zog der angesehenste der Gesellschaft ein Haar aus den Augenbrauen, blies es gegen das Götzenbild und weihte es ihm als Opfer, — einen Theil seiner selbst, wie auch die Griechen ein Büschel Haare dem Opferthiere abschnitten und ins Feuer warfen, und wie das Abschneiden einer Locke als Todesweihe galt. C. Friedr. Hermann gottesdienstliche Alterthümer §. 28. 12. Nach Virgil Aen. VI, 246 begann das Thieropfer mit dem Abschneiden der Stirnhaare, welche als Opfererstlinge ins Feuer geworfen wurden. Theodoret zu Levit. 27 erwähnt der heidnischen Sitte, den Knaben die Haare wachsen zu lassen und sie nachher den Dämonen (Göttern) zu weihen. Noch jetzt geben die Buddhapriester dem Dalai Lama die Haare zu eigen, und nach der Ansicht der Mongolen sind sie ein Eigenthum ihres Königs. Auch die heidnischen Russen opferten ihrem Gotte Perun zu Kiew ihre Haare. Sepp Mythologie II, 363. — Bei den Peruanern nun schenkte gewöhnlich derjenige unblutige Opfer oder Weihgeschenke, der von den Göttern Gesundheit oder Glücksgüter erflehen wollte. Acosta V, 6. 18. Garcilasso II, 8. VI, 21. Velasco I, 133.

Hazart 249. Ternaux XVII, 15. 16. Lacroix 375 b. Baumgarten II, 226. Dabei iſt aber die große Anzahl blutiger Opfer nicht zu überſehen, welche neben den unblutigen Gaben den Göttern im ganzen Lande zufielen. Ganz gewöhnlich wurden Lamas und Schafe geopfert, Lamas täglich eines in Cuzco, von Schafen bloß ſolche, welche nicht mehr trächtig waren, oder Hämmel. Vor einem Kriege wurde ein ſchwarzer Hammel geſchlachtet, den man vorher hatte hungern laſſen; die Feinde ſollten ſo ſchwach werden wie ſein Herz! Auch opferte man alsdann kleine Vögel, wenn auch nicht in ſolcher Unzahl wie die Mexikaner. Für die Sicherheit des Inka vor Vergiftung ſchützte das Opfer des ſchwarzen Hundes. Am Erndtefeſt opferten die Vornehmen Kaninchen. Wie von den Früchten, ſo wurden auch von den Thieren die Erſtlinge geopfert. Acoſta V, 18. Hazart 249. Ternaux XVII, 15. Baumgarten II, 233. Die eigentlichen für die Götter, namentlich als Speiſen beſtimmten Opfer, ſowohl unblutige als blutige, wurden zum Theil als Brandopfer dargebracht, d. h. die Opferſtücke wurden ganz verbrannt. So war es bei den Griechen, bei denen ſie daher Ganzverbrannte (ὁλοκαυτώματα) hießen. Sowohl bei dieſem Volke (vgl. Heſiods Theog. 535 ff.) als den Hebräern werden dieſe Brandopfer in die älteſte Zeit verſetzt. Das Feuer, welches bei den Peruanern die Opfer verzehrte, wurde durch einen Hohlſpiegel gewonnen, ähnlich wie am Feſte Raymi, oben S. 368. Prescott I, 71. nach M'Culloch researches p. 392.

Das Verfahren beim Opfern war dieſes. Der Opferer packte das Thier unter den rechten Arm, drehte ihm die Augen gegen die Sonne, und redete dann den Gott an, dem es geopfert werden ſollte. Dem noch lebendigen Thiere wurde der Leib aufgeſchnitten, Herz, Lunge, und andere Eingeweide herausgenommen. Dieſe wurden ſammt dem Blute dem Gotte geopfert, von dem man feſt überzeugt war, daß er (auch die Sonne nicht ausgenommen) dieſe Gaben eſſe und trinke. Man opferte daher auch nur ſolche Thiere, die den Menſchen zur Nahrung dienten. Velasco I, 133. Der genießende Gott lud den Inka mit ſeiner Familie ein, Beſcheid zu thun (beſonders nahm man dieß von der Sonne an). Dieſes Beſcheidthunlaſſen galt überhaupt für ein Zeichen der höchſten Gnade und Freundſchaft. Daher wurde das Fleiſch von den Opferern verzehrt, und zwar roh, außer bei den Brandopfern, — eine Sitte der Omophagie, die im Alterthume, ſelbſt bei den Griechen, ſehr verbreitet war, Preller bei Pauly II, 1067. C. Fr. Hermann, gottesdienſtl.

Alterth. 31, 10, und die ſich auch noch jetzt bei afrikaniſchen Völkern vorfindet. Roſenmüllers Morgenland I, 39. 309. Mit dem Opferblute wurden aber ſowohl die Götzenbilder, als auch die Pfoſten der Tempel beſtrichen, zunächſt um ihnen das Blut zukommen zu laſſen, daher auch um ſie zu beſänftigen. Acoſta V, 18. Hazart 250 a. Ternaux XVII, 15. 16. Külb 191, 192. Vgl. unten §. 82 g. d. E.

Es wurde faſt allen Göttern geopfert. Denn obſchon die Opfer für die Sonne, und ihren irdiſchen Stellvertreter, den Inka, den lebendigen ſowohl als die todten, vor allen andern herrlich waren und ſie überragten, ſo verſchlang doch der Mittelpunkt nicht alles andere, ſondern verſammelte es bloß um ſich, und zwang es wie nach einem Geſetze der Schwere nach ihm hinzuſtreben. Es iſt darum bei den einzelnen Göttern immer im Obigen bemerkt worden, wie ihre Opfer nicht eingegangen waren. So empfingen fortwährend unter den Inkas ihre Opfer ſowohl die hohen Götter Viracocha, Pachacamac, Catequil, Ataguju, als die geringern, die Götter der Thiere, Pflanzen, Brunnen, Quellen, Kanäle. So war es auch mit den verſchiedenen fremden Guacas, welche z. Th. an altem Ort und Stelle ihre Opfer empfingen, z. Th. in Cuzco, wohin ſie durch die Inkas gebracht worden waren. Vgl. Acoſta V, 18. Hazart 248. Kottencamp I, 349.

Wuttke I, 311 zählt auch noch zu den Opfern die Entſagung von Speiſe und die Keuſchheitsgelübde, welches Opfer man der Gottheit bringe. Allein ich zweifle, ob dieſe Auffaſſung der Sache richtig und antik ſei. Theilweiſe Faſten, und theilweiſe oder fortdauernde Entſagungen von der Geſchlechtsvermiſchung kommen wie bei allen alten Religionen, ſo auch bei der peruaniſchen vor. Beſonders iſt hier das Keuſchheitsverhältniß der Sonnenjungfrauen zu bemerken, von denen wir ſpäter ausführlicher reden werden. Vgl. Garcilaſſo VI, 20. VII, 6. Zarate C. 11. Aber ſolche Entſagungen ſind im Sinne des Alterthums noch keine Opfer, ſie ſind nur Zuſtände, die unter Umſtänden der Gottheit angenehmer ſind. Die Faſten machen göttlicher Erſcheinungen fähiger, wie wir das bei den Wilden und ihren Zauberern geſehen haben. Auch iſt der Beſuch eines Nüchternen anſtändiger als der eines Angefüllten. Das Gelübde der Keuſchheit aber, oder beſſer geſagt, die Verpflichtung, iſt deßhalb ſchon nothwendig für die Sonnenjungfrauen, weil dieſelben einziges Eigenthum der Sonne und des Inka ſind. Eine ſittliche Bedeutung haben dieſe Entſagungen nicht, ſondern eine bloße reli-

gióſe im engern Sinne des Wortes. Erſt das Chriſtenthum hat den tropiſchen Gebrauch der Wörter Opfer, Aufopferung und dgl. aufgebracht. Im Heidenthume geſchieht alles dieß wegen der Götter und ihres Bedarfes.

---

§. 77. Fortſetzung vom Kultus. Die Menſchenopfer.

Daß in der vorinkaiſchen Zeit und bei den andern kleinen Staaten dortiger Lande Menſchenopfer ſtattfanden, berichten die Quellenſchriftſteller einſtimmig. Es ſpricht ſich dieſe Anſicht ſowohl in den Kulturmythen aus, als in den verſchiedenen Berichten über die Sitten jener Völker in der hiſtoriſchen Zeit. Ueber dieſe Urzeit iſt hier nur noch beizufügen, daß man ſogar, wie z. B. bei einem Stamme in Quito, regelmäßig die menſchliche Erſtgeburt opferte. Velasco I, 106.

Was nun aber den Einfluß der Inkas anbetrifft, ſo hat Garcilaſſo die Anſicht ausgeſprochen (I, 11. II, 8. IV, 15. VI, 30. 31. IX, 4) und ihr Eingang zu verſchaffen gewußt, daß die Inkas überall, ſo weit ihr Einfluß ſich erſtreckte, die Menſchenopfer bei Todesſtrafe verboten und abgeſchafft hätten. Namentlich hätten nie dergleichen der Sonne zu lieb, oder im Sonnentempel ſtattgefunden. Ihm ſtimmen noch andere bei, wie Velasco I, 133. Nizza, Montenegro, und die neuern Benutzer Garcilaſſo's. Cieza ſchweigt wenigſtens. Dagegen berichtet nun aber eine große Maſſe der gewichtigſten Gewährsmänner auf das beſtimmteſte von fortdauernden und gar nicht unbedeutenden Menſchenopfern. So Acoſta V, 19. Balboa 109. Monteſinos I, 69. 158. Xeres 190 bei Külb 40, Zarate I, 4. Dieſen fügt Ternaux XVII, 69 noch folgende bei: Betanzos, Garcia, Levinus Apollonius, Tamara, Benzoni, Gomara, Herrera. Von Neuern ſind zu nennen Robertſon II, 559. Prescott I, 81, Kottencamp I, 349. Wuttke I, 312. Paul Chaix I, 1. 260. Indeſſen widerſprechen ſich dieſe verſchiedenen Angaben bei genauerer Betrachtung nicht abſolut, ſondern es geht aus den einzelnen Ueberlieferungen allerdings hervor, daß die Inkas, gerade wie die letzte Königsdynaſtie in Quito, und die Tolteken in Centralamerika, die Menſchenopfer zu verdrängen und einen menſchlichern Götterdienſt einzuführen ſich bemühten. Allein bei dem beibehaltenen alten Dienſte der fremden Götter, be-

ſonders demjenigen in der alten Heimat, konnten die Beſtrebungen der Inkas weder ſo durchgreifend, noch ſo glücklich ſein, wie ſich Garcilaſſo die Sache ſo gern dachte. Auch ſelbſt die eigene Inkareligion behielt noch bei den einen Inkas mehr als bei den andern von den frühern Menſchenopfern des Quichuaſtammes bei, wenn auch weniger bei der Verehrung der Sonne ſelber, als vielmehr bei dem Dienſte des Sonnenſohnes, des Inka. Die Religion der Peruaner ſtand noch auf einer viel zu primären und barbariſchen Kulturſtufe des Heidenthums, als daß ihr die Menſchenopfer ganz und gar hätten fehlen können. Es iſt auf dieſer Stufe kein Widerſpruch, wenn einem Kultus, wie z. B. dem des Saturns wie dem der Inkas einerſeits Menſchenopfer, anderſeits nicht bloß die Förderung der Kultur, ſondern ſogar mildere Sitten zugeſchrieben wird. Selbſt der Sonnendienſt geſtattete noch gewiſſe Ausnahmsfälle für die Menſchenopfer. Wenn ein Inka gefährlich krank wurde, opferte man einen ſeiner Söhne, und zwar dem Sonnengotte, mit der Bitte an letztern, den Tauſch anzunehmen. Monteſinos 68 bezieht dieſe Bitte auf den Illatici, allein offenbar in der Abſicht, in den älteſten Zeiten den Viracocha als oberſten Gott von Cuzco zu gewinnen. Auch noch andere Menſchenopfer für die Sonne werden erwähnt. So wurde bisweilen an dem Sonnenfeſte Raymi ein kleines Kind, oder ein ſchönes Mädchen geopfert. Prescott I, 80. Und daß dieſes nicht gar ſo ſelten vorkam, konnte man aus den großen irdenen Geſchirren abnehmen, die man im Sonnentempel fand, und die von trockenen geopferten Kindern ganz angefüllt waren. Zarate I, 4. Kottencamp I, 349. Auch am Titicacaſee wurden nach Acoſta I, 25 der Sonne Opfer dargebracht, weil ſie ſich dort bei der großen Fluth geborgen und erhalten habe. In den anderen Fällen galt das Opfer nicht der Sonne, ſondern dem Inka. So wenn man beim Regierungsantritt eines Inka Kinder vom vierten bis zum zehnten Jahre opferte, nach den einen tauſend, nach den anderen zweihundert. Man ertränkte die Kinder, und begrub ſie dann. Dieſe maſſenhaften Kinderopfer ſollen indeſſen nicht regelmäßig, ſondern nur einige Male vorgekommen ſein. Aber auch ſo beweiſen ſie, daß der Inka etwas thun konnte, was ſich bei den Römern auch kein Nero hätte erlauben dürfen. Acoſta V, 19. Hazart 249 b. Betanzos bei Monteſinos 121 und Garcia orig. p. 198. Zarate I, 11. Regelmäßige Kinderopfer wurden aber den anderen Göttern gebracht, und zwar alle Monate. Mit ihrem Blute wurden die Angeſichter der

Götzen und die Thüren ihrer Tempel bestrichen. Xeres I, 190. Kottencamp I, 349. Auch am Erndtefeste beschmierte man mit dem Opferblute entweder eines Menschen, oder eines Schafes ein Götzenbild. Zarate I, 4. Solches Bestreichen mit Blut werden wir in Centralamerika wieder finden.

Zu den Menschenopfern müssen wir auch zählen die Verbrennung von Frauen verstorbener Inkas und von Sonnenjungfrauen, welche Garcilasso selber berichtet. Die Inkas wurden ja göttlich verehrt. Bei dem Tode des Inka Hayna Capac sollen mehr als tausend Menschen ihr Leben auf diese Weise verloren haben. Allerdings kommen solche Wittwenverbrennungen bei andern Großen auch vor. Es ist dann in diesem Gebrauche ein Todtendienst zu sehen, der mit dem Glauben der Wilden noch zusammenhängt, daß ihre Verstorbenen göttliche Geister würden, die aber wie andere Götter die menschlichen Bedürfnisse jenseits auch noch hätten. Man gab Leute zur Bedienung jenseits, und die Gattinnen unterzogen sich gerne diesem Liebesdienste, dessen Verweigerung für Ehebruch gegolten hätte. Vgl. überhaupt Garcilasso VI, 5. Acosta V, 7. Herrera V, 4. 5. Montesinos 121. Velasco I, 114. Hazart 249 b. Prescott I, 25, wo noch andere Quellen genannt sind.

Das Bestreben der Inkas, die Menschenopfer zu verdrängen, sieht man aus den Ersatzmitteln oder Surrogaten für dieselben. Als solche haben wir anzusehen Bilder von Männern und Weibern, die man statt lebendiger Menschen beerdigte. Montes. 68. Nach Gomara S. 170. vgl. Pöppig Inkas 387. gab man die hölzernen Abbilder der Dienerschaft den Verstorbenen mit ins Grab, welche ebenfalls als Ersatzmittel die Stelle der Menschen zu versehen hatten. Zu solchen Surrogaten ist ebenfalls das in Amerika, besonders in Centralamerika, so häufig vorkommende Aderlassen zu zählen. Külb 149. Man gibt für das Leben doch das Blut, in dem das Leben und die Seele haftet. Auch hier war daher die Geißelung und Zerfleischung des Leibes, wie bei den Spartanern und Karaiben ein solches Surrogat. Oder wenn Priester in Wildnisse gingen und sich dort die Augen ausstachen, oder sich in Abgründe stürzten. Mit Recht zählt auch Wuttke I, 312 hieher die später noch ausführlicher zu erwähnende Sitte, bei hohen Festen das heilige Brot mit Kinderblut zu bereiten. Vgl. überh. Zarate I, 53. Garcilasso VII, 6. Meiners II, 164. Unten §. 81.

§. 78. Fortsetzung vom Kultus. Sitze der Götter. Opferplätze und Altäre, Säulen und Tempel.

Der unmittelbare Naturdienst bedarf an sich keines künstlichen Altares oder Tisches, und ebenso wenig einer Götterwohnung oder eines Tempels. Man opfert auf dieser Kulturstufe auf Höhen und freien Plätzen im Walde, und zwar der sichtbaren Naturgottheit selbst, der Sonne, dem Monde, dem Himmel, Donner, den Elementen u. s. w., welche als solche keine von Menschenhänden erbauten Wohnungen bedürfen oder vertragen. So ist es auch da, wo der Bilderdienst noch nicht aufgekommen ist, oder wo neben demselben auch noch der alte unmittelbare Naturdienst fortläuft. In letzterm Falle findet dann auch neben jenem unmittelbaren Kultus auch noch der zum Bilderdienst gehörige Tempeldienst statt. So war beides neben einander in dem beide Arten der Götterverehrung darstellenden Peru.

Was zunächst die Opferplätze betrifft, so opferte man, um nur die eine Art zu nennen, vor der Zeit der Inkas auf Opferhöhen, zur Zeit der Inkas auf dem großen freien Platze der Hauptstadt. Daneben gab es aber auch Altäre, mit denen das Götzenbild in unmittelbarer Verbindung war. So stand z. B. das Sonnenbild im großen Tempel zu Cuzco auf dem Altare. Külb 184. 187. Baumgarten II, 221.

Beim Sonnendienste pflegen überall die sogenannten Sonnensäulen die Aequinoktien und Solstitien nebst andern nothwendigen Bestimmungspunkten des Sonnenjahres durch ihren Schatten anzugeben. Dergleichen sind die Säulen des Sonnengottes Herkules, die Säulen in Vorderasien, in Centralamerika und auf den großen Antillen. Finden wir sie überall beim Sonnendienste, so können sie im Inkareiche nicht fehlen. Hier galten sie als Sitze der obersten Landesgottheit, und bei den Aequinoktien und Solstitien wurde der goldene Thron der Sonne darauf gesetzt. Daher wurden auch die Säulen in der Nähe des Aequators für heiliger gehalten als alle anderen, weil bei ihnen die Schatten kleiner waren. Man glaubte, die Sonne ziehe diese Sitze allen andern vor, indem sie sich senkrecht auf sie setzen könne. Vgl. Garcilasso II, 22 ff. Külb 233 ff. Prescott I, 97. Ein Kulturvolk, das mit solchen Mitteln vereinter Kraft ausgerüstet war wie das Peruanische, konnte

auch nicht bei der Götterverehrung die patriarchalische Einfachheit bewahren. War der Palast in Cuzco der politische Mittelpunkt des Reichs, so war der Sonnentempel der religiöse. Wo die Menschen in festen Gebäuden wohnen, da gibt schon der Anstand den Göttern Tempel. So entstand in Gemeinschaft mit dem vielgestaltigen Bilderwesen auch in Peru ein glänzender Tempeldienst. Die erste Stufe des Uebergangs erblicken wir bei den vorinkaischen Tempeln, welche, gerade wie auch in Centralamerika und im Mexikanischen, die natürliche Grundlage der Opferhöhe in der Architektur beibehalten hatten. Nur geschah es im Peruanischen auf eine etwas andere Art. Während nämlich der mexikanische Tempel nichts andres ist als eine künstliche Opferhöhe, eine oben abgestumpfte Pyramide, auf deren Höhe sich die Götterkapellen wie kleine Anhängsel befanden, umgaben in den vorinkaischen Zeiten die Kapellen die Opferhöhe, unter den Inkas den Tempel, der an die Stelle der alten Opferhöhe getreten war.

Wir finden dieses Verhältniß namentlich bei dem schon früher als Beweis uralter Kultur vorgeführten Tempel am Titicacasee, der in mancher Hinsicht für spätere Tempel die Grundform war, jene auch an Großartigkeit und Schönheit übertroffen haben soll. Der Mythus läßt auch deßwegen die Sonnenkinder von dort ausgehen. In der Mitte dieser Tempelgebäude befand sich nun ein nahezu an hundert Fuß hoher Erdhügel, der mit Kapellen, Säulen, Säulenhallen, sowie mit Basaltstatuen umgeben war. Als die Inkas hier Meister geworden, wurde von ihnen der Tempel der Sonne geweiht, weil das Land früher mit Finsterniß bedeckt war, da aber wurde es plötzlich von diesem ihrem Gotte erleuchtet und erquickt. Die Maisfelder, die zu diesem Tempel gehörten, waren auch zur Zeit der Inkas so heilig, daß von dem jährlichen Ertrag derselben überall hin in alle Speicher und in alle Haushaltungen Körner zur Heiligung des übrigen Vorraths vertheilt wurden. Auch als Wallfahrtsort besuchten die Peruaner diesen Tempel und überhäuften ihn mit Schätzen. Vgl. Garcilasso III, 24. 25. Prichard IV, 486 nach d'Orbigny, Prescott I, 9. 10. 73. Hazart 248. Baumgarten II, 225 ff. Pöppig Inkas, nach Cieza C. 106. Reisen XV, 583.

Auch der Tempel zu Pachacamac am Flusse Rimac bestand aus einer Anzahl von Gebäuden rings um und auf einem kegelförmigen Hügel. In einer Kapelle auf der einen Seite dieses Hügels befand sich das hölzerne Bild des gleichnamigen Gottes, und der Opferplatz. Der

Tempel war wie alle in der Ebene aus Ziegeln erbaut. Garcilaſſo VI, 29 a. E. Prescott I, 338. 341 ff. Pöppig: Pachacamac 30.

Ganz eigenthümlich und völlig andrer Art als die anderen Tempel waren die des Gottes Ataguju, die in bedeutender Anzahl im Lande zerſtreut waren. Die Einrichtung derſelben war folgende. Eine hohe Mauer umgab einen großen Hof, in deſſen Mitte war ein tiefer Graben, der mit Maſtbäumen bepflanzt war. Dieſe waren mit Stroh umgeben. Wer nun opfern wollte, beſtieg einen ſolchen Maſt, opferte dort das Thier, bot das Blut dem Ataguju dar, das Fleiſch aß er ſelbſt. Bei aller Verſchiedenheit ſpricht ſich doch auch hierin die Idee des Höhenopfers aus. Lacroix 375 b. Oben §. 66. a. E.

Unter den Inkas geſchieht nun mit den Tempeln der Sonne eine bedeutende und nicht unweſentliche Veränderung, zu der es in Mexiko nie gekommen war. Die neue Form ſchloß ſich allerdings an die alte an. Der Sonnentempel der Inkas iſt nämlich nicht mehr eine von Kapellen umgebene Opferhöhe, ſondern ein großer palaſtartiger Tempel, deſſen Inneres zugleich Opferſtätte für den Gott iſt. Vorbereitet war dieſe Einrichtung dadurch, daß bei den vorinkaiſchen Tempeln auf der Opferhöhe eine Kapelle ſtand, in der nicht bloß das Idol ſich befand, ſondern auch geopfert wurde, während bei den mexikaniſchen Tempeln auf der Plattform vor der Kapelle das Opfern verrichtet wurde. Bei den Inkas wurde nun aber ferner die Centralkapelle dermaßen vergrößert, daß ſie die Bedeutung der alten Opferhöhe ſchon durch ihre Größe einnehmen konnte. Einerſeits hatte man ja ſchon früher durch das Opfern in der Kapelle die Grundbedeutung der alten Opferhöhe verwiſcht; — anderſeits aber blieb doch noch bei den Inkas neben dem Opfer im Tempel auch das auf dem freien Platze, wahrſcheinlich das Brandopfer und Rauchopfer. Die Hauptveränderung war aber immer die, daß der Tempel jetzt nicht mehr ein Altar, ſondern eine Wohnung des Gottes war. Ein andrer Anſchluß dieſer Inkatempel an die alten Opferhöhen iſt in den Felſentempeln zu ſehen, die aus ausgehauenen Felſen beſtehen, wie in Indien. Ein ſolcher mit Steinbildern verſehener Tempel, im übrigen dem ſogleich zu beſchreibenden Sonnentempel in Cuzco ſo ziemlich ähnlich, ſoll ſich nach Garcilaſſo III, 1 an dem See Chucaytu befunden haben. Vgl. Reiſen XV, 576.

Der Hauptſonnentempel oder das Centralheiligthum der Inkareligion war der große Sonnentempel in Cuzco, der heiligen Stadt

des Reiches. Er galt wie Alles, was von dem Nabel des Landes herkam, für vorzüglicher als was die Provinzen boten. Dieser Tempel bestand aus dem Hauptbau und einigen Nebengebäuden. Ersterer war eine wahre Goldgrube, wurde auch wegen des reichen strahlenden Goldschmuckes Coricancha, d. h. Goldort genannt. Das Ganze war ein Viereck, dessen Mauern von Backsteinen aufgeführt auf der innern Seite mit Wänden von Goldplatten von unten bis oben bekleidet waren. An der westlichen Wand gegenüber dem östlichen Thore befand sich am Altar das goldene Antlitz der Sonne, und neben ihm saßen auf goldenen Thronen die gestorbenen Inkas. Das Dach war von kostbarem Holze verfertigt, inwendig ebenfalls mit Goldplatten vertäfelt, nach außen aber landesüblich mit Stroh bedeckt. Der ganze Bau war also sehr einfach, bloß auf den Sonnendienst berechnet, und zwar so, daß wenn am Morgen die Sonne das Sonnenbild bestrahlte und der ganze Tempel von den Strahlen des Gottes erglänzte, der unmittelbare und mittelbare Sonnendienst auf die einfachste Weise vereinigt waren. Neben diesem Hauptgebäude befanden sich mehrere kleine Tempel oder Kapellen für das Gefolge der Sonne, welche alle zusammen mit jenem Hauptgebäude einen großen Flächenraum in der Mitte der Stadt einnahmen, und durch eine steinerne Mauer eingefaßt waren. Eine solche Kapelle hatte des Sonnengottes Gattin, der Mond, mit der silbernen Mondscheibe und den alten Königinnen oder Coyas; dann die Sterne, unter ihnen der Stern Venus, hier Chaska oder Langhaar genannt; dann die Plejaden; auch Blitz, Donner und Wetterstrahl, der Regenbogen, und endlich eine Kapelle, oder mehrere für die Priester, welche den Tempeldienst versahen. In den Provinzen errichteten die Inkas überall Sonnentempel die Menge, die dem in Cuzco nachgebildet waren. Vgl. Prescott I, 73 ff. Garcilasso III, 20—24. IV, 3. Hazart 248. Baumgarten II, 221 ff. Kälb 184 ff. Reisen XV, 580 ff. Paul Chair I, 1. 249 ff. Wie ich aus der Illustration Nr. 531 S. 284 sehe, hat auch Squier sich mit diesen Bauwerken beschäftigt und Abbildungen derselben verfertigt.

---

§. 79. Fortsetzung des Kultus. Gebet, Gesang, Musik, Tanz.

Wir fassen hier die unmittelbaren Kundgebungen des religiösen Gefühls, welche durch und an dem eigenen Körper sich zeigen, zusammen.

Das Gebet, in dem ſich das religiöſe Gefühl auf eine ſehr bewußte Weiſe zeigt, tritt nicht nur bei der Religion der Wilden und Halbwilden, ſondern auch bei der Inkareligion noch ſehr zurück. Solchen Kultur- und Religionsſtufen unterſten Grades iſt die Geberdenſprache und Symbolik natürlicher. Es iſt daher bei den Peruanern nicht viel von Gebeten in Worten oder Wortformeln die Rede. Gehör und Sprache gehen tiefer wie auch ihre Organe tiefer liegen als das Auge. Gewöhnlich blieb man daher bei der Geberde ſtehen, wenn man der Sonne bezeugte, daß man ſie für Gott und den Vater halte, man warf ihr mit der Hand Küſſe zu, zog die Schuhe aus und warf ſich nieder, lauter Aeußerungen, die ſich im Alterthume der öſtlichen Welttheile wieder finden. Ein mündliches Gebet des Oberprieſters wird erwähnt, das er in der Regel ſprach, wenn er das Opfer dem Götzenbilde darbot: „Siehe da, was dir deine Kinder und Geſchöpfe darbringen! Empfange es, und ſei nicht gegen ſie erzürnt. Gieb ihnen Leben und Geſundheit und ſegne ihre Felder.“ Külb 191. Ternaux XVII, 16 nach Arriaga. Wuttke I. §. 167.

Als Gebete ſind auch die Geſänge anzuſehen; die Hymnen, die Pſalmen, die Lieder der Vedas ſind Geſänge und Gebete zugleich. Dergleichen Lobgeſänge, in denen die Sonne geprieſen wurde, und die dem Inka zu lieb in Peru ertönten, hörte man an den Sonnenfeſten, und bei der Bearbeitung der Sonnenäcker und Inkaländereien. Jede Strophe ſolcher Lieder ſchloß ſich mit dem Worte ab: Hailly, d. i. triumphe. Der Charakter des Geſanges zeigte etwas Weiches und Melancholiſches, wie denn beim Geſange barbariſcher Völker gern die Molltonarten vorherrſchen. Aber weder die Melodien, noch die Worte ſcheinen weit von den Kriegsgeſängen und Liebesliedern entfernt geweſen zu ſein, denn gewöhnlich trug man ſie von dieſen auf jene über. Wie dem aber auch ſein mag, immerhin ſprachen Geſänge und Melodien die Spanier ſo ſehr an, daß man nach dieſer Weiſe im Jahr 1555 eine Meſſe componirte, und in Chören von Spaniern, Meſtizen und Indianern aufführte. Garcilaſſo V, 1. 3. Lacroix 386. Prescott I, 39. Prichard IV, 485. Tſchudis Reiſe II, 382.

Anders lauten die Berichte über den Eindruck der Inſtrumentalmuſik. Dieſe beſtand hier wie bei allen Barbaren in Blas- und Schlaginſtrumenten, Trommeln, Panspfeifen, Schellen und Flöten von vier bis fünf Tönen, auch einer Art Trompeten. Saiteninſtrumente

kannten ſie keine. Letztere bezeichnen bei den Griechen ganz klar den Uebergang vom pelasgiſchen Barbarenthum zur helleniſchen Humanität. So in den Mythen von Apollo und Marſyas oder Pan, und vom Gegenſatze der Leier und Zither Apollos zu der Muſik des Dionyſos. Auch Athene, die anfänglich die Flöte geliebt, verſchmähte ſie ſpäter. Die Egypter, Etrusker und Hindus bedienten ſich bei religiöſen Feſtlichkeiten der alten flötenartigen Inſtrumente. Die Saitenmuſik gehört einer Epoche der Kunſtentwicklung an, die von keinem Amerikaniſchen Kulturvolke erreicht worden iſt. Sie blieben Barbaren. Die Muſik der Peruaniſchen Blas- und Schlaginſtrumente wird als roh, ſchauerlich, kreiſchend und hölliſch geſchildert, wozu dann noch der geringe Grad der Ausbildung (ſie kannten keine halben Töne) und Ausführung das Seinige beigetragen haben mag. Vgl. Velasco I, 149. Lacroix 386. Külb 190. Prescott I, 80. Minutoli über die Ruinen von Palenque, Anhang S. 53.

Der bei den Amerikaniſchen Wilden als Ausdruck des religiöſen Gefühls übliche Tanz gehörte auch in Peru zum Kultus. Bei allen religiöſen Feierlichkeiten fand derſelbe auf die glänzendſte Weiſe ſtatt, gewöhnlich in Verbindung mit Geſang oder Muſik. Das Wort, das die Peruaner für die großen Feſte gebrauchen, Raymi, heißt eigentlich Tanz. Die Weiſe ihrer religiöſen Tänze war verſchieden, jede Provinz hatte ihren eigenen Tanz, auch war derſelbe nach der Gelegenheit verſchieden. Von dem Tanze, der mit ihrer Inſtrumentalmuſik aufgeführt wurde, heißt es, er habe mit ihr denſelben Charakter getragen, man hätte die Leute mit ihren Sprüngen und Bewegungen für wahnſinnig halten können. Dagegen war der Tanz des Inkageſchlechtes gemeſſen und anſtändig. Als ſehr ſchön wird ein ſolcher Tanz geſchildert, der von einigen Tauſend Perſonen beiderlei Geſchlechts aufgeführt zu werden pflegte. Vgl. Velasco I, 137. 148. Hazart 251. Baumgarten II, 333. Külb 190.

---

§. 80. Fortſetzung vom Kultus. Die Prieſterſchaft.

Den Gottesdienſt beſorgte eine eigene Prieſterſchaft, wie bei Kulturſtaaten immer der Fall iſt. Die Opfer, Geſänge, Muſik, Tanz, Gebete wurden durch beſonders dazu verordnete Perſonen, die dieſem

Geſchäfte lebten, dargebracht und geleitet. Dieſe Prieſterſchaft zerfiel in Peru in männliche oder eigentliche Prieſter, Cushipatas, und in weibliche oder Sonnenjungfrauen.

Die Prieſter bildeten nun zwar keine Kaſte, und es könnte dieß bei ſolchen primären Verhältniſſen des Naturſtaates auffallen. Man denke an die alten Naturſtaaten des Morgenlandes. Nach der Idee des Inkaſtaates konnte es aber nur zwei Kaſten geben, die durch die Geburt ewig geſchieden waren, das Inkageſchlecht, und die übrigen Menſchen. Alles andere war bloß Modifikation dieſes Dualismus, welche mehr den vorgefundenen Verhältniſſen zu lieb, als der Idee wegen zugelaſſen wurde. Es gab nur Regierende und Regierte, und auch die Curacas waren bloße Beamte. So waren auch in religiöſen Dingen die Prieſter vom Inkageſchlechte die eigentlichen Oberprieſter, die Pontifices, die durch Abzeichen und beſondere Kleidung ſich unterſchieden. Neben ihnen gab es noch andere Prieſter ohne Abzeichen und ohne beſondere Kleidung, welche bloße Beamte waren in religiöſen Dingen. Dieſe lebten, wenn wir hierin dem Garcilaſſo V, 8 glauben dürfen, von der Bearbeitung der jedem Einzelnen zugetheilten Grundſtücke, außer in der Zeit, in welcher ſie gerade den Tempeldienſt beſorgten. Es gab auch Prieſter, die es von Jugend auf waren, und in den Tempeln erzogen wurden. Aber neben ihnen auch andere, ſowohl verheirathete, als auch da und dort in den Provinzen unverheirathete. Einen Stand bildeten die Prieſter wohl, gewiſſe Leute betrieben den Gottesdienſt, ſei es nun zeitlebens, oder nur für eine Zeitlang, — aber eine durch Geburt markirte Kaſte bildeten ſie nicht, ſie waren Beamte des cäſaropapiſtiſch centraliſirten Staates.

An der Spitze aller Prieſter ſtand der Hoheprieſter, Villac Umu, der redende Prieſter, auch Huacapvillac genannt, der mit der Gottheit Redende. Er war aus dem Geſchlechte der Inkas, ſtand dem Könige an Würde am nächſten, und wurde von dieſem unmittelbar auf Lebenszeit gewählt. Hinwiederum wählte der Hoheprieſter alle ſeine Untergebenen auf Lebenszeit. Der Hoheprieſter war auch hier zugleich der oberſte Orakelprieſter, durch den die Sonne ihren Willen offenbarte.

Zunächſt unter ihm ſtanden die von ihm gewählten Oberprieſter über die Sonnentempel in den Provinzen, welche aus dem Inkageſchlechte genommen werden mußten. Die Prieſter des Sonnentempels in Cuzco ſämmtlich, auch die Unterprieſter, waren Sonnenkinder. Sie verſahen

den Tempeldienſt abwechſelnd, wie die Prieſter in Jeruſalem, je nach Wochen, die ſie nach den Mondvierteln abtheilten. Während ihrer Zeit verließen ſie den Tempel nie, weder bei Tag, noch bei Nacht. Sie hatten nicht bloß den Dienſt im Tempel zu beſorgen, ſondern auch im königlichen Palaſte, und zwar als einen religiöſen, denn der Palaſt des göttlichen Sonnenſohnes war ja auch ein Tempel. Für geringere Dienſte ſtanden ihnen die Knechte, Yanaconas, zu Gebote. Dagegen waren die Unterprieſter der Sonnentempel in den Provinzen nicht aus dem Inkageſchlechte, ſondern Verwandte der Statthalter oder Curacas. So wird es auch mit den Prieſtern der andern Gottheiten in den Provinzen ſich verhalten haben (denn Beſtimmtes finde ich über ſie nichts verzeichnet), wenn nicht dieſelben geradezu mit den Unterprieſtern der Sonne in den Provinzen zuſammenfielen. Hingegen werden beſondere Prieſter für die Schutzgeiſter der Orte, die Conapas, erwähnt, welche nicht wohl Sonnenprieſter geweſen ſein können. Balboa 28. Monteſinos 66. Velasco I, 109. Ternaux XVII, 15 nach Arriaga, Hazart 251. Prescott I, 78 ff. Külb 187 ff. Kottencamp I, 352. Wuttke 312 ff.

Von anderen Prieſtern, wie von den verſchiedenen Orakelprieſtern, die mit den alten Zauberern zuſammenhingen, ebenſo von den ſogenannten Beichtvätern wollen wir ſpäter reden, von den erſtern bei den Vorſtellungen von den Offenbarungen der Gottheit (§. 82), von den letztern bei der Beſprechung der ſittlichen Verhältniſſe der Menſchen zur Religion (§. 84).

Zur Prieſterſchaft der Sonne ſind auch die Sonnenjungfrauen zu zählen, die in einer Hinſicht mit den Veſtalinnen verglichen werden können. Es gab ſolche in Cuzco und in den Provinzen. Erſtere, fünfzehnhundert an der Zahl, waren aus dem Inkageſchlechte genommen, die anderen waren Töchter der Curacas, doch machte ausgezeichnete Schönheit auch Mädchen aus dem gemeinen Volke dieſer Ehre würdig. Die allgemeine Vorſteherin dieſer Sonnenjungfrauen wählte die Einzelnen in zarter Jugend aus. Unter dieſer Vorſteherin führten noch Matronen, Mamaconas, die Aufſicht über die Jungfrauen, welche Matronen in den Gebäuden der Sonnenjungfrauen ergraut waren. Im Uebrigen waren die Sonnenjungfrauen nicht zu ewiger Jungfrauſchaft beſtimmt. Sie galten als Gemahlinnen der Sonne, und aus ihnen wählte ſich der Sonnenſohn die ſchönſten zu Bräuten, und auch die meiſten anderen wurden nach Verlauf von ſechs bis ſieben Jahren an die Curacas ver-

heirathet. In Cuzco waren die fünfzehnhundert Sonnenjungfrauen in einem Kloſter vereinigt, in den Provinzen zweihundert bis ſiebenhundert. Alle lebten unter ſehr ſtrengen Geſetzen, außer allem Umgang mit allen anderen Menſchen, einzig der Inka und die Königin, Coya, durften ſie beſuchen. Ein Vergehen gegen die Keuſchheit wurde bei dem Mädchen mit lebendigem Begraben, beim Verführer mit Erdroſſeln bedroht. Schwur das Mädchen, daß ihre Schwangerſchaft von der Sonne herrühre, ſo wurde ſie nicht mit dem Tode beſtraft. Die Beſchäftigung der Sonnenjungfrauen beſtand in weiblichen Arbeiten, Verfertigung von Kleidern für das königliche Haus, Geſchenken, Vorhängen und anderem Zierrath für den Sonnentempel. Sie hatten ferner das heilige Brot zu backen, und den heiligen Trank für das große Sonnenfeſt zu bereiten, wovon ſogleich die Rede ſein ſoll. Beſonders aber lag ihnen, ähnlich wie den Veſtalinnen, die Sorge für das heilige Feuer ob, für die am Feſte Raymi angezündete heilige Flamme. Vgl. Acoſta V, 15. Garcilaſſo IV, 1—7. Zarate I, 11. II, 7. Monteſinos 57. Velasco I, 113. 193. Hazart 251. Baumgarten II, 234. Preſcott I, 82. 84. 286. Wuttke 312 ff. Paul Chair I, 1. 251 ff.

§. 81. Fortſetzung vom Kultus. Die Feſte.

Wie die Tempel die räumlichen Mittelpunkte des Kultus darſtellen, ſo die Feſte die zeitlichen. Von dieſen ſind hinwiederum die ordentlichen mehr der Mittelpunkt des religiöſen Lebens eines Kulturvolkes als die *außerordentlichen*, welche, wenn auch nicht ſelten mit großem Schaugepränge gefeiert, doch immer nur wie die des Fetiſchismus auf die Zufälligkeiten des Lebens ſich beziehen. Zu dieſen außerordentlichen rechnet Velasco I, 147 gewiſſe *Turnſpiele* der jungen Leute, Kämpfe, Wettläufe, welche nicht zu beſtimmten Zeiten ſtattgefunden haben. Mit außerordentlicher Theilnahme des Volkes, beſonders der Hauptſtadt, ſind die in den Geſchichtſchreibern oft erwähnten *Triumphzüge* nach Siegen und Eroberungen, oder ſonſtigen freudigen Staatsereigniſſen gefeiert worden, an denen allen man die Sonne als die Hauptperſon des Staates Theil nehmen ließ. Baumgarten II, 233.

Ein außerordentliches Feſt war auch das Feſt Ytu, welches zu keiner wiederkehrenden Zeit, ſondern bei jeweilen eintretender Noth wie die Supplicationes der Römer gefeiert wurde. Zwei Tage lang bereitete

man ſich durch Faſten und die ſonſtigen üblichen Enthaltungen auf das Feſt vor. Dann zog man in demüthiger Prozeſſion ohne ein Wort zu reden, bloß von den Tönen der Trauertrommel begleitet, einen Tag und eine Nacht einher. Zuletzt folgten zwei Tage und zwei Nächte Tanz und Fröhlichkeit, denn man lebte der getroſten Ueberzeugung, daß jetzt das Gebet erhört ſei. Acoſta V, 28 a. E.

Mehr dem Kreiſe der Familie gehörten die beiden Feſte der Namengebung der Kinder. Die erſte Namengebung geſchah am fünfzehnten bis zwanzigſten Tage nach der Geburt. Das Kind wurde am Tage der Namengebung wie bei den Mexikanern ins Waſſer getaucht. Der Name, der ihm jetzt gegeben wurde, war aber bloß der Kindesname, und galt nur bis zur zweiten Namengebung. Im zehnten bis zwölften Jahre erhielt nämlich das Kind einen andern Namen, mit dem es fortan genannt werden ſollte. Es wurden ihm auf feierliche Weiſe die Haare und die Nägel abgeſchnitten, und dieſelben entweder aufbewahrt, oder der Sonne, oder auch den Schutzgeiſtern geopfert. Velasco I, 105 ff. 147 nach Cieza Cron. cap. 66 und Montenegro. Baumgarten II, 239.

Das Abſchneiden einer kleinen Locke bei der Namengebung findet auch noch bei den jetzigen Peruaniſchen Indianern ſtatt. Stephenſon I, 261.

Von den ordentlichen regelmäßigen Feſten beſitzen wir zwei nach den Monaten geordnete vollſtändige Verzeichniſſe, eines bei Balboa 124 ff., das andere bei Velasco I, 138 ff. Obſchon dieſe Verzeichniſſe nicht genau zuſammenſtimmen, ſo widerſprechen ſie einander doch nicht ſo ſehr, daß ſie deßwegen nicht neben einander gebraucht werden könnten. Man muß dabei nur im Auge behalten, daß Velasco aus einem leicht begreiflichen Irrthume die Jahreszeiten verwirrt, indem er z. B. das Frühlingsfeſt in den März ſetzt, ein Fehler, der auch andern Leuten der nördlichen Hemiſphäre begegnete. So verlegen Prescott und Hazart das große Sonnenfeſt beim kürzeſten Tage in den December oder an das Sommerſolſtitium; Marmontel das Citua Raymi in den Herbſt unſers Kalenders, während es doch das Frühlingsfeſt im September war; ebenſo ſetzt Monteſinos 99 das Peruaniſche Frühlingsäquinoctium in den Mai, das des Herbſtes in den September. Zu Balboas und Velascos Feſtverzeichniſſen iſt durchaus Acoſta V, 28 beizuziehen, welcher, wenn auch nicht ganz ſo vollſtändig wie die anderen, doch auch hier wieder der genauſte iſt.

Wir beginnen mit den vier Hauptfeſten, welche bei allen Naturreligionen von Kulturvölkern der primären Kulturſtufe die Hauptfeſte ſind. Ja es erhalten ſich dieſelben auch noch in die höhern Stufen der polytheiſtiſchen Religionen, die niemals die Naturbaſis abſtreifen können, wenn ſie auch auf dieſelbe ſowohl für die geſammte Religion, als bei den Feſten insbeſondere menſchliche und geſchichtliche Beziehungen aufpfropften. Dieſe vier Hauptfeſte ſind diejenigen, welche in die Zeiten der beiden Sonnenwenden und in die Tag- und Nachtgleichen fallen.

Oben an ſteht das ſo bedeutende Winterfeſt im Juni, das natürlich auf der ſüdlichen Halbkugel dieſelbe Bedeutung hat wie auf der nördlichen die Decemberfeſte, von dem Tode und der Geburt des Sonnengottes. Die Sonne, und mit ihr die Natur ſtirbt mit ihrer Wirkſamkeit ab, wendet ſich aber bald wieder von ihrem Wege zum erſtarrten Pole zurück und wird neu geboren. Darum gab man auch in Peru dem Juni den bezeichnenden Namen Citoc Raymi, d. h. er macht die Sonne klein und groß. Monteſinos 98. Das Feſt ſelbſt hieß Intip Raymi, Sonnenfeſt, oder auch bloß Raymi, Feſt. Es dauerte neun Tage lang. Drei Tage waren der Vorbereitung durch Faſten gewidmet. Am Morgen des Hauptfeſttages zog das ganze Volk barfuß vor Sonnenaufgang ins Freie, voran der Inka, der an dieſem Tage als oberſter Prieſter die vorzüglichſten Ceremonien verrichtete, mit ihm das Inkageſchlecht, — dann zeichneten ſich im Zuge die Curacas aus, die einen in Goldſchmuck, die anderen in Silber, wieder andere in der Löwenhaut, noch andere mit den Flügeln des Condor, oder wieder ſolche mit Larven. Die verſchiedenen Volksklaſſen zogen mit den ihnen eigenthümlichen Waffen einher. Es ertönten bald die Muſik, bald wieder die Geſänge derer, welche auf Tafeln die Thaten der Inkas dahertrugen. Sobald die Sonne aufging, warf man ihr Küſſe zu, fiel nieder und betete ſie an. Dann trank ihr der Inka ein Trankopfer zu, und theilte den Trank ſeiner Begleitung mit. Nach dieſem zog man zurück in den Tempel und brachte der Sonne ſchöne Geſchenke. Drei Sonnenbilder ſollen an dieſem Tage aufgeſtellt geweſen ſein, Apointi, Churiunti, Intiquoqui. Man kann wohl auch hierin eine jener Göttertriaden erblicken, von denen oben §. 66 die Rede war. Die Sonne läßt ſich in ihrer großen Naturthätigkeit in verſchiedenen Beziehungen auffaſſen. Nach Darbringung der Geſchenke an die Sonne ging nun der Inka mit ſeiner Familie in das Hauptgebäude des Tempels, die übrigen Leute in

den Tempelhof. Man opferte Früchte und Rauchopfer. Unter den Opfern iſt beſonders ausgezeichnet das des ſchwarzen Lammes, aus deſſen Eingeweiden man die künftigen Geſchicke des Jahres weiſſagte. Bisweilen wurde aber auch ein kleines Kind oder ein ſchönes Mädchen geopfert. Weiterhin zündete man das heilige Feuer mit dem großen Brennſpiegel an, oder bei trübem Himmel mit zwei Holzſtäbchen. Einem Brandopfer für die Sonne folgten die Opfer vieler Lamas, mit welchem Opfermale die Sonne ihrerſeits wieder das ganze Volk bewirthete. Alsdann aß man auch die Opferkuchen, die von den Sonnenjungfrauen gebacken worden waren. Die ſämmtlichen darauf folgenden Feſttage erfreute ſich männiglich an Muſik, Tanz und Spielen, und erholte ſich von den vorigen Faſten durch reichliche Schmauſereien und Trinkgelage. Vgl. Garcilaſſo VI, 20 ff. Acoſta V, 28. Külb 190. Prescott I, 79. Hazart 250. Baumgarten II, 211. 227 ff. Balboa und Velasco a. a. O. Reiſen XV, 503 ff.

Das zweite Hauptfeſt iſt das Frühlingsfeſt im September, Citua Raymi, berühmt zugleich als großes Reinigungsfeſt und Sühne. Es hatte an ſich keine eigentlich ſittliche Bedeutung, ſondern man wollte die Früchte vor Schaden bewahren, und alle Krankheiten und Plagen aus der Stadt und Umgegend verſcheuchen. Daher wurde öffentlich ausgerufen, daß das Uebel weggehen ſollte. Auch auf dieſes Feſt bereitete man ſich durch mehrtägiges Faſten vor, und badete ſich in der Nacht vor dem Hauptfeſttage. Aus dem heiligen Brote, Caucu, wurden darauf Kugeln geformt, die in Keſſeln gekocht, und mit Opferblut oder auch mit dem Blute junger Knaben gemiſcht wurden, welchen letztern man zwiſchen den Augenliedern und der Naſe zu Ader gelaſſen hatte (vgl. oben §. 77). So war es auch Sitte in Centralamerika. Mit dieſem Blutbrot rieb ſich nun jeder den Kopf, beſonders das Geſicht, dann Magen, Schultern, Schenkel und Arme, um ſich zu reinigen und alle Krankheiten vom Leibe zu entfernen. In demſelben Sinn rieb auch der Hausvater die Hausthüre (vgl. damit Exod. XII, 7 ff. Deuter. VI, 9. Bährs moſaiſcher Kultus II, 633), der Hoheprieſter das Thor des Palaſtes, der Tempel und der Wohnungen der Sonnenjungfrauen. Man ſchickte von dieſem Brote nicht bloß zu allen Tempeln, ſondern auch zu den Curacas, für die es, ſowie das geiſtige Getränk Aca, ein Zeichen der Verbindung mit dem Inka ſein ſollte. Noch vor Sonnenuntergang verrichtete man das Gebet zur Sonne. Jetzt ſah man einen Boten der

Sonne aus dem Inkageſchlechte aus der Feſtung herabkommen, denn kriegeriſch war ſein Auftrag. Prachtvoll geziert und die Lanze ſchwingend verkündigte er vier andern aus dem Inkageſchlechte, die Sonne befehle ihnen als ihren Stellvertretern, alle Krankheiten mit Gewalt aus der Stadt und Umgegend zu verjagen. Dieſe vertheilten ſich alſobald durch die vier Hauptſtraßen der Stadt, und wo ſie vorüberkamen, erhoben die Einwohner ein großes Freudengeſchrei, ſchüttelten ihre Kleider, rieben die Glieder, und legten die Hand auf Kopf, Arme und Schenkel, des Glaubens, dadurch alle Uebel zu verbannen. Jene Vier liefen aber eine Viertelſtunde weit, übergaben dort ihre Lanzen vier anderen, und ſo ging es von Viertelſtunde zu Viertelſtunde einige Stunden lang, bis die letzten ihre Lanzen in den Boden ſteckten als Zeichen, daß jetzt alle Uebel über die Grenzen gebannt ſeien. Des Nachts war großer Fackelzug, der damit endete, daß man die Fackeln in den Fluß warf, der ſofort mit ihnen die Uebel der Nacht wegſchwemmte, wie man mit den Lanzen die Uebel des Tages weggetrieben hatte. Wuttke I, 314 vergleicht mit dieſer Sühnung das Todaustreiben im öſtlichen Deutſchland und bei den Slaven. Vgl. Acoſta V, 28. Garcilaſſo II, 22. VII, 6. 7. Velasco I, 108. Baumgarten II, 231. Külb 194. Reiſen XV, 510.

Im Mai war das dritte Feſt, das Erntefeſt oder Aymorai. In dieſem Monat entſteht aus den vorher vertrockneten Feldern plötzlich wie durch einen Zauberſchlag ein blühender Garten. Denn jetzt beginnen die Nebel über die öſtlichen Hügelreihen ſich zu lagern. In dieſe Zeit fiel daher die Maisernte und ihr Feſt. Unter Chorgeſängen wurde der Mais eingebracht, aus Maiskörnern ein Bild verfertigt, eingekleidet, und als Pirua angebetet. Der Hausvater opferte mit ſeiner Familie in ſeinem Hauſe, der ärmere Talg, der vornehmere ein Kaninchen. Vgl. Acoſta V, 28. Baumgarten II, 233. Tſchudis Reiſe I, 339.

Das vierte Hauptfeſt iſt das Sommerfeſt im December, dort dem erſten Monate des Jahres. Es hieß Capac Raymi, vorzügliches Feſt. Der Sommer beginnt in Peru im November mit großer Gluth und Dürre. Daher feierte man dieſes Feſt zunächſt um Donner und Regen zu erhalten, und ſtellte neben den drei Bildern der Sonne auch die drei des Donnergottes auf. Zu dieſem Naturcharakter hat dieſes Feſt aber auch noch eine politiſche Bedeutung angenommen. Es iſt das Feſt der Wehrhaftmachung der jungen Leute aus dem Inkageſchlechte, eine

Art Turnfeſt mit Ritterſchlag. Auch zu dieſem Feſte bereitete man ſich durch Faſten vor. Beim Feſte ſelbſt wurden zuerſt die Gebete an den Sonnengott, den Urahn des Geſchlechtes, gerichtet, und derſelbe um Kraft und Muth angefleht. Es folgten die Prüfungen ſelbſt, und wer ſie mit Ruhm beſtanden, erhielt die Ehrenzeichen, Schärpe, Streitaxt, Blumenſtrauß und den Namen eines Sonnenſohns. Der König munterte die Jünglinge auf, ſich der Sonne würdig zu erzeigen, durchbohrte ihnen die Ohren für die Ringe, und erklärte ſie ſofort durch einen Kuß der Anbetung würdig. Leute aus dem übrigen Volke, z. B. Curacas, durften erſt gegen das Ende des Feſtes in Cuzco zugelaſſen werden. Sie empfingen dann das heilige Brot nebſt dem Opferblute zum Zeichen ihrer Verbindung mit dem Inka. Vgl. Garcilaſſo VII, 6. Acoſta V, 28. Ternaux XVII, 17. Külb 169 ff. 194. Tſchudis Reiſe I, 337.

Neben dieſen vier Hauptfeſten erwähnen die Monatsverzeichniſſe noch eine Menge anderer Feſte, die das ganze Jahr hindurch gefeiert wurden. Alle Monate kommen die Opfer von hundert Lamas, oder feierliche Tänze vor. Aus allen dieſen Feſten heben wir noch zum Schluſſe heraus das Feſt Camay, an welchem die Aſche des verbrannten Opferthiers in den Fluß geworfen wird. Man lief derſelben vier Meilen den Fluß hinunter nach, den Stab in der Hand, und mit der Bitte, daß die Aſche, ſei es dem verſtorbenen Inka, ſei es dem Viracocha, zu gute kommen möge, erſteres nach Hazart, dieſes nach Acoſta. Im April, wenn die erſten Maisähren reiften, am Feſte Ayrihua oder Ayrihuanita, verkleideten ſie ſich mit Hirſchköpfen und allerlei Verzierungen von Silber und Federn. Ternaux XVII, 17. Im Auguſt wurde ein Brandopfer von tauſend Meerſchweinchen dem Froſt, der Erde und dem Waſſer dargebracht. Damals fanden auch die Kriegerfeſte und Kriegertänze ſtatt. Die Zeiten der Tag- und Nachtgleiche feierten die Peruaner mit Luſtbarkeiten, ſie bekränzten die Sonnenſäulen, auf einen Pfeiler wurde der goldene Thron der Sonne geſetzt, dann wurden Blumen und Früchte geopfert. Zuletzt iſt noch zu bemerken das Feſt Taquis, welches fünf Tage lang zu Ehren von Ataguju in ſeinen Tempeln mit Geſang und Gelagen gefeiert wurde. Vgl. Prescott I, 97. Lacroix 375 b. Balboa, Velasco und Acoſta a. a. O.

§. 82. Die Vorstellungen von der Offenbarung der Gottheit.

Der Glaube an eine Offenbarung der Gottheit ist allen wirklichen Religionen, d. h. Verhältnissen der Menschen zur Gottheit, gemeinsam. Die Vorstellungen sind verschieden. Aus dem Vorigen erhellt, wie den Peruanern die Gottheit die Wirksamkeit ihres Wesens in der Natur offenbart. Dazu kommt aber noch die besondere Offenbarung ihrer Stimmung und ihres Willens.

Die Gottheit offenbart die Wirksamkeit ihres Wesens in der Natur, denn die ganze Natur ist nicht nur eine Offenbarung der Gottheit, sondern dieselbe ist auch der Naturreligion selbst die Gottheit, und so viele der Naturwirkungen sind, so viele Götter giebt es. Wo nun die Sonne einen so bestimmten Mittelpunkt des Naturdienstes bildet wie in Peru, da ist dieselbe auch die oberste Offenbarung und der oberste Gott selbst. Sie namentlich offenbart nicht bloß die Wirksamkeit des göttlichen Wesens, sondern ist das göttliche Wesen selbst, sichtbar auch dem sinnlichen Auge, wie Cäsar von den Germanen sagt, daß sie diejenigen als Götter verehren, die sie sehen. Wenn die Sonne des Abends untergeht, so taucht dem Peruaner der Sonnengott in das Meer, um sich zu kühlen, taucht unter der Erde durch, und erfrischt erscheint er den nächsten Morgen wieder. Külb 236. Er offenbart sich aber auch durch seinen Stellvertreter auf Erden, den Inka, seinen Sohn. Denn dieser ist der Mund des Sonnengottes, der Wille des einen ist der Wille des andern. Und wie der Sonnengott, so offenbaren sich auch alle anderen Götter in der sichtbaren Natur. Wie beim Regen die Regengöttin ihren Wasserkrug ausgießt, und beim Donner ihr Bruder ihren Krug zerschlägt, so sind alle anderen Naturbegebenheiten Wirkungen und Handlungen der zu Göttern personifizirten Naturkräfte, Offenbarungen der Gottheit in der Natur.

Neben der Offenbarung des Wesens und der Wirkung offenbaren die Götter auch Stimmung, Gesinnung und Willen gegen die Menschen. Das sind die Offenbarungen im engern Sinne, in denen sich aber bei allen Polytheisten ihre trübe Naturbefangenheit als eigentlicher Aberglaube erzeigt.

Ihre Stimmung zeigen die Götter schon durch die äußern Naturgegenstände, vor allen die des Himmels, an. Durch die verschiedene

Stellung der Geſtirne wird bei der Geburt und anderen wichtigen Lebensepochen kundgegeben, welches Schickſal die Götter dem Menſchen zugedacht haben. Daher üben auch hier, wie anderwärts, die Geſtirne Einfluß auf die Menſchenſchickſale aus. Balboa 58. Es ſpricht ſich in dieſen Vorſtellungen allerdings der allgemeine religiöſe Glaube aus, daß das Schickſal des Menſchen in einer himmliſchen Macht ſtehe. Aber dieſe Macht iſt kein freier Wille, keine Intelligenz, kein Herz, ſondern ein ſo ſtarres Verhängniß, wie der Lauf der Geſtirne. Beſonders aber ſagen die Götter dem Volke, Reiche, Könige künftige Schickſale, die ſie über ſie verhängen, durch außerordentliche Erſcheinungen am Himmel an. Die göttliche Stimmung, die angezeigt wird, iſt gewöhnlich die des Zorns.

Dahin gehören beſonders Verfinſterungen der Sonne und des Mondes, ſowie das Erſcheinen von Kometen. Bei einer Sonnenfinſterniß glaubten die Peruaner, die Sonne halte wegen ihres Zornes ihr Angeſicht verborgen. Den verfinſterten Mond hielten ſie für krank, und waren überzeugt, daß, wenn er ganz verfinſtert würde, er ſicherlich ſterben, auf die Erde fallen und das Ende der Welt verurſachen würde. Oder ſie glaubten, ein böſer Geiſt in Thiergeſtalt ſuche ihn zu verderben. Daher machten ſie ſowohl aus großer Furcht, als auch um den Geiſt zu verſcheuchen, ein gewaltiges Getöſe mit Trommeln und Trompeten. Man band Hunde an, die durchgeprügelt wurden, damit ſie durch ihr Bellen und Heulen den Mond aus ſeiner Betäubung erwecken, oder den feindlichen Geiſt in Schrecken ſetzen möchten. Um ſo größer war dann aber auch die Freude, wenn die Mittel angeſchlagen hatten, und der Mond ſein Licht und ſeine volle Geſtalt wieder erhielt. Vgl. Garcilaſſo II, 21. 22. Külb 236. Lacroix 40. Lindemann III, 165.

Es iſt oben bei den Karaiben (§. 43) ſchon darauf hingedeutet worden, wie daſſelbe Verfahren bei anderen Völkern ſtattfand, ſowohl amerikaniſchen, wie den Rothhäuten, Karaiben und Abiponern, als auch in der alten Welt. Dem dort Bemerkten fügen wir hier noch Folgendes bei. Die Römer pflegten bei Mondfinſterniſſen eherne Geräthſchaften aneinander zu ſchlagen, als ob es gelte, einen böſen Dämon zu verſcheuchen, der das freundliche Licht verſchlingen wollte. Plutarch. Aemil. Paul. c. 17. Schol. Juvenal. VI, 441. Petron. Satyr. p. 100. Gierig zu Ovids Met. IV, 232. Auch den Celten erſchienen die Mondfinſterniſſe als etwas Erſchreckliches, das den Untergang der Welt be-

wirken könnte. Man ſtellte ſich vor, ein Rieſe habe den verfinſterten Theil ſchon verſchluckt. Um dieſen zu verjagen, erhob man ein Geſchrei. Eckermann Lehrbuch der Religionsgeſchichte III, 1. 58 ff. Grimm Deutſche Mythologie 669. Letzterer führt auch noch ähnliche Gebräuche und Vorſtellungen anderer Völker an. So z. B. daß nach Indiſchem Glauben eine Schlange, ein Rieſe oder Dämon Sonne und Mond, wenn ſie verfinſtert werden, zu freſſen oder zu verſchlingen ſuchen. Dahin gehört, daß die Chineſen die Sonnenfinſterniß Verzehrung der Sonne, die Mondfinſterniß Verzehrung des Mondes nennen, da ſie ebenfalls der Anſicht ſind, daß ein Drache den beiden Himmelslichtern nachſtelle. Und ſo finden ſich dieſelben Vorſtellungen im Norden Aſiens und Europas, bei den Tſchuwaſchen, Finnen, Eſthen, Litthauern, Grönländern, Mongolen, — ſelbſt bei den Mauren in Afrika.

In Peru entſtand aus dieſem religiöſen Gebrauche ein aitiologiſcher Mythus, auf den man den Urſprung des Gebrauches zurückführte. Unter der Regierung von Manco Capac II, heißt es, ſeien zwei Kometen am Himmel erſchienen, der eine in Geſtalt eines Löwen, der andere in der einer Schlange. Dazu geſellten ſich noch Sonnen- und Mondfinſterniſſe. Dieſe Erſcheinungen bedeuteten den Weltuntergang, zu welchem die Schlange und der Löwe den Anfang machen ſollten. Da konnte man ein großes Wehklagen hören. Andere machten abſichtlich großen Lärm, um die beiden Thiere zu verſcheuchen, und zu deſſen Vergrößerung prügelten ſie die Hunde. Wieder andere ſuchten noch beſtimmter in das Rad des Schickſals einzugreifen, und ſchoſſen Steine und Pfeile gegen den Mond. Denn es war ſicher, ſollte es den Thieren gelingen, den Mond zu verſchlingen, dann würden alle Werkzeuge der Männer in Löwen und Schlangen, die der Weiber in Vipern, die Werkzeuge zum Weben in Bären, Tiger und andere wilde Thiere verwandelt werden. In dieſer Stunde würden Sonne und Mond vom Himmel verſchwinden, der Mond auf die Erde fallen und ſie zerſtören. Da nun damals die Kataſtrophe nicht eintrat, ſo erwartete man doch das Eintreten derſelben auf jeden Fall unter denſelben begleitenden Umſtänden. Und ſo leitete man von dieſer Begebenheit jenes Verfahren bei Sonnen- und Mondfinſterniſſen ab. Vgl. Monteſinos 67. Velasco I, 105. Gomara 122. Külb 236.

Auch noch auf andere Art als durch Himmelserſcheinungen gaben die Götter ihren Zorn zu erkennen, durch Blutregen, wie bei den

Römern, durch Zucken der Augenlieder, Ohrenſummen u. dgl. m. Garcilaſſo IV, 16. II, 23. IX, 14. 15. Wuttke I, 310. Reiſen XV, 513.

Wenn man nun wiſſen wollte, wie der Zorn zu beſänftigen wäre, oder wenn man auch ſonſtwie menſchlicherſeits die Geſinnung, den Willen, die Hülfe der Götter gewinnen und in Anſpruch nehmen wollte, ſo wurden auch hier dieſelben verſchiedenen Mittel angewendet, die bei anderen Naturvölkern der verſchiedenſten Raſſen, Himmelsſtriche und Zeiten die gebräuchlichſten waren, und es noch ſind. Man fragte die Götter durch Zauberer, Orakel, Träume, durch die Eingeweide der Opferthiere, durch den Opferrauch.

Als älteſte Werkzeuge, den Willen der Götter zu erforſchen, fanden wir überall bei den Wilden Amerikas die Zauberer, Seher, Schamanen, die in ihren ekſtatiſchen Zuſtänden die Schranken zwiſchen Dieſſeits und Jenſeits durchbrechen zu können glauben. In den Peruaniſchen Ländern war in der Zeit vor den Inkas bei den wilden Völkerſtämmen dieß die ausſchließliche oder doch vorzüglichſte Art, die Geiſter zu befragen. Unter den Inkas dauerten ſie entweder, wie das beim gemeinen Volk geſchah, in der alten Form fort, und zwar mit Begünſtigung von Seite der Regierung, — oder bisweilen fanden auch Einſchränkungen ſtatt, was auch dem orthodoxen Standpunkt angemeſſener war. Balboa 30. Alsdann erhielt die Thätigkeit der alten Zauberer eine andere dem Standpunkte des Kulturvolkes mehr angemeſſene Form. So gab es nun, wie ja auch bei den Wilden, ſolche, die Zauberer waren durch Erbſchaft, andere durch Wahl anderer, wieder andere durch Selbſtbeſtimmung. Ternaux XVII, 15. Den convulſiviſchen Zuſtand wußten manche, welche man Hechecoc nannte, mit Hülfe von Taback oder Coca zu bewirken. Von dieſen wird ausdrücklich angegeben, daß ſie weniger bei den Vornehmen, mehr bei dem gemeinen Volke in Anſehen ſtanden. Balboa 29. Auch die Caviucoc ertheilten im Rauſche über geheime Dinge Auskunft. Balboa 29.

Die Zauberer befragten auch die Geſtorbenen, die bei vielen Wilden mit Geiſtern und Göttern völlig identiſch ſind. Es gab im Peruaniſchen beſondere Zauberer, welche von ihrer Nekromantie den Namen hatten, wie die Malquipvillac, d. h. die mit den Todten reden, Ternaux XVII, 15, die Ayatapuc, d. h. die, welche die Todten reden machen, Balboa 29. Solche Zauberer haben ſowohl die Götter in ihrer Gewalt, die ſie zwingen können zu erſcheinen, als auch die Menſchen,

die sie bezaubern. So wußten die Canchas oder Ripnacmicuc durch ihre Zaubereien ihre Feinde zu verderben und ihnen das Blut auszusaugen. Ternaux XVII, 15. Auch gab es hier wie im Osten Südamerikas böse weibliche Zauberinnen, Hexen, die sehr gefürchtet waren. Hazart 252 b. Alte Weiber sind bei diesen Indianern immer in Gefahr für Hexen gehalten zu werden, und oft wird der Tod als Folge von Verzauberung angesehen. Auch fürchtet man sich vor dem Scheelblick. Stevenson I, 260. Ein eigenes Thal in der Gegend des jetzigen Lima hieß das Hexenthal. Stevenson I, 262.

Zu diesen Zauberern sind auch zu zählen die Ranatinguis, welche aus Wurzeln oder Federn wie die Thessalischen Zauberer Liebestränke verfertigten, die in der Geschichte oft erwähnt werden, und nicht selten streng bestraft wurden. Balboa 29. Montesinos 161. Auch Steinfetische oder Guacas wurden, wie wir schon früher gesehen haben, in Liebessachen befragt. Ueberhaupt waren sie häufig Orakelgötter. Als ein besonders berühmter Orakelgott in Liebessachen war ausgezeichnet Huacanqui oder Cuian Carani. Montesinos 161, vgl. 146. 147. 149. 164. 187. 200. Manche Zauberer besaßen auch noch die Gabe, Ereignisse in weit gelegenen Gegenden im Augenblicke des Geschehens in den Wolken zu erblicken, also das zweite Gesicht (second sight) der Schottischen Hochländer. Herrera I, 4. 7. Pöppig: Incas 391 a.

Manche solcher Zauberer stehen bereits auf der Uebergangsstufe zwischen den Schamanen der Wilden und den Orakelpriestern der Kulturreligion. Denn auch ohne Ekstase bedienten sie sich regelmäßig äußerer Mittel, um den Willen der Gottheit zu erforschen, haben aber doch in ihrer ganzen Art und gesellschaftlichen Stellung noch das meiste mit den Zauberern der Wilden gemein. So die vorhin erwähnten Zauberer in Liebessachen. Dahin sind auch zu rechnen die Pacharicuo, Pachacatic, Pachacuc, die mit Hülfe der Spinnen die Zukunft deuten, Ternaux XVII, 15; dann die Hacaricuc oder Cuyricae, welche die Meerschweinchen zu diesem Zwecke anwendeten, Ternaux a. a. O.; endlich die Hachus oder Aillacos, die aus Maiskörnern oder Thiermist weissagten. Balboa 29.

Es gab aber auch eigentliche Orakelpriester, die als Staatsbeamte im regelmäßigen Inkakultus bestellt, und in die Peruanische Hierarchie eingereiht waren, wenn man auch anzunehmen hat, daß gerade dieses Priesterthum aus den vorinkaischen Zeiten in das Inkareich

ſich herübergeerbt hatte. Schon der Hoheprieſter hatte von dieſem Geſchäfte ſeine beiden Namen Villac Umu, redender Prieſter, und Huacapvillac, der mit Gott redet. Ternaux XVII, 15. Und ebenſo hießen die Orakelprieſter Guacarimachi, die den Gott reden machen. Man ſchrieb ihnen nämlich die Kraft zu, die Geiſter zur Antwort auf jedwede Frage zwingen zu können. Balboa 28. 29. Unter den Göttern nun waren gewiſſe vorzugsweiſe als Orakelgötter verehrt, wie dieß von Pachacamac ſchon früher berichtet wurde, den ſelbſt der Inka befragte. Garcilaſſo II, 2. IX, 4. Als Orakelgott war auch beſonders ausgezeichnet Rimac, der einen Tempel bei Lima hatte, und der der Gott hieß, welcher redet. Ulloa voyage II, 237. Mémoires II, 417. Baumgarten II, 310. Andere Orakelgötter wurden nach uraltem Herkommen in Höhlen befragt. Hazart 253 a. Es wird ſehr oft erzählt, daß die Prieſter die Götter oder Idole befragt hätten, ſo daß wohl ſo ziemlich faſt alle Götter um Antworten werden angegangen worden ſein. Sogar jetzt noch laſſen ſich Reſte von ſolchen Orakelfragen auffinden. Tſchudi Reiſe II, 357.

Die Art des Orakelfragens ergibt ſich zum Theil ſchon aus dem Bisherigen, in dem von Ekſtaſen, von Anwendung von Steinchen, Spinnen, Meerſchweinchen, Maiskörnern, Thiermiſt die Rede war. Man beobachtete an dieſen Gegenſtänden gewiſſe zufällige Erſcheinungen, die nach der Disciplin einer herkömmlichen Erklärung dieſe oder jene Antwort gaben. Alſo wie bei der Rhabdomantie. Es ſind dieß Formen der Mantik, wie ſie uns bei allen Naturreligionen begegnen. Aber die Verfahrungsart im Einzelnen wird in den wenigſten Fällen angegeben. Zu den ſo eben angeführten Arten werden, außer daß einmal einer Stimme vom Himmel erwähnt wird, Monteſinos 205, beſonders die Traumdeutungen und die Opferſchau genannt, welche letztere bei den Inkaperuanern die gewöhnlichſte und regelmäßigſte Weiſe war, ſich die Kenntniß des göttlichen Willens zu verſchaffen.

Für die Traumdeutungen gab es beſondere Orakelprieſter, die man Moscoc hieß. Ternaux XVII, 15. Die Traumdeutungen ſollen oft ſo ſchrecklich geweſen ſein, daß ſelbſt ſpaniſche Schriftſteller ſich fürchteten, dieſelben mitzutheilen, weil ſchwache Seelen nothwendig darüber außer ſich kommen würden. Külb 236.

Das Befragen der Opfer geſchah auf zweierlei Weiſe, entweder, und dieſe iſt die vorherrſchende, durch Betrachtung der Eingeweide der

Opferthiere, alſo die Haruſpicina der Etruſker und Römer, oder durch das Beobachten des Opferrauchs. Bei der Eingeweideſchau waren die Calpariculs thätig, die beſonders die Lebensdauer der Befragenden aus den Opfereingeweiden weiſſagten. Balboa 30. Eine Hauptrolle ſpielte das Opfer des ſchwarzen Lammes. Wenn die aus dem lebendigen Leibe herausgeſchnittene Lunge ſich noch bewegte, ſo galt dieß für ein gutes Zeichen. Ein böſes Zeichen dagegen war es, wenn ein gewiſſes Stück Fleiſch beim Herzen eines ſchwarzen Hammels, den man abſichtlich vorher hatte hungern laſſen, durch den Hunger nicht weggezehrt war. Ebenfalls für ein böſes Zeichen wurde es angeſehen, wenn das Opferthier ſich bäumte und den Händen derer, welche es hielten, entwich, oder wenn beim Herausziehen ein Theil der Lunge zerriß, oder endlich, wenn das Herz Flecken hatte. Acoſta V, 18. Monteſinos 18, Garcilaſſo VI, 21. 22. Zarate I, 11. Külb 187. vgl. 73. 77. Preſcott I, 81. Baumgarten II, 230. Wuttke 310. Reiſen XV, 499. Vgl. Ovid. Metam. XV, 136 ff.: Protinus ereptas viventi pectore fibras inspiciunt mentesque Deum scrutantur in illis. Virg. Aen. XII, 214. IV, 64. Vgl. oben §. 76.

Diejenigen Prieſter, welche aus dem Rauche des Fettes vom verbrannten Opferthiere weiſſagten, hießen Virapircos, und bildeten wieder für ſich eine beſondere Klaſſe von Orakelprieſtern. Balboa 30.

Allen dieſen Weiſſagungen liegt wohl die Vorſtellung zu Grunde, daß das Opfer in der Weiſe, in der es ſo eben geſchlachtet wird, vor den Gott komme, und ihm nach ſeinem Befinden angenehm oder unangenehm ſein müſſe.

---

§. 83. Der Unſterblichkeitsglaube mit ſeinen verſchiedenen Vorſtellungen.

Auch hier entſprechen den verſchiedenen Religionselementen verſchiedene Vorſtellungen von der Unſterblichkeit, welche wie die von den Göttern parallel nebeneinanderlaufen. So finden wir die dem Fetiſchismus und Geiſterglauben entſprechenden Vorſtellungen auch von der Unſterblichkeit; dann die dem Naturdienſte der Geſtirne und Thiere zukommende

Seelenwanderung. Begegnet uns endlich bei den Peruanern eine perſonifizirte Götterwelt mit ihren anthropomorphirten mythiſchen Geſtalten, ſo werden wir auch hier die dem Anthropomorphismus gewöhnlichen Anſichten von der Unſterblichkeit wieder finden.

Die gewöhnlichen Vorſtellungen der Volksmaſſe von der Unſterblichkeit ſind hier wie in Chili (Meiners krit. Geſch. II, 767) fetiſchartig, d. h. ſie ſind der Art, wie ſie überall bei den Wilden oder Fetiſchdienern ſich zeigen. Denn auch die Mehrzahl der Peruaner war der Meinung, daß das Leben nach dem Tode ſeiner ganzen äußern Art nach eine Fortſetzung des Lebens dieſſeits ſei, mit denſelben Erſcheinungsformen, Bedürfniſſen und Verhältniſſen. Daher gab man den Verſtorbenen Kleider mit in die Gräber, Vaſen und allerhand Geräthſchaften zum Gebrauche jenſeits, den Vornehmern Schätze, Weiber und Diener, oft in bedeutender Zahl. Auf die Gräber aber legte man Speiſen und Getränke, weil die Seelen, welche nach dem Tode umherirrten, Hunger, Durſt, Kälte und allerlei andere Mühſale zu ertragen hätten.

Wie die göttliche Verehrung der Geiſter der Todten und ihrer leiblichen Ueberreſte mit zum Geiſterdienſte des Fetiſchismus gehört, ſo auch diejenigen Vorſtellungen des Unſterblichkeitsglaubens, welche dem Todtendienſte anheimfallen. Wenn die Peruaner den Todten opferten, und ihnen Frauen und Diener nach dem Tode nachſchickten, ſo ſahen ſie ſie ſo gut als Götter an als die Karaiben, die Braſilianer, und die Römer ihre Dii Manes. Von der göttlichen Ehre, welche die Leichname der Inkas genoſſen, iſt ſchon früher die Rede geweſen. Nach der Analogie derſelben zu urtheilen, kann das gewöhnliche Unverwesbarmachen der Leichname, das hier wie in vielen anderen Gebirgsländern Amerikas durch Ausſetzen in der trockenen und kalten Luft geſchah, keinen andern Zweck als den eines ähnlichen Todtendienſtes gehabt haben. Man weiß, daß die Peruaner die größte Verehrung für die Leichname hatten, die ſie Malquis und Munaos nannten, deren Verehrung ſich wenigſtens noch bis ins ſiebenzehnte Jahrhundert erhielt. Die Bedeutung dieſer Aufbewahrung ergibt ſich auch noch aus dem Gebrauche, die Zwillinge, welche ſie als eine heilige Sache und Kinder des Blitzes anſahen (vgl. oben §. 74. E.), in großen Vaſen aufzubewahren, falls ſie jung ſtarben. Und ſo wird auch, wie bei den Wilden Amerikas, das Aufbewahren von Nägeln, Haaren und anderen Körpertheilen zu erklären ſein. Eine Beziehung dagegen auf eine einſtige Auferſtehung

der Todten mit nicht wenigen Schriftſtellern in dieſem Gebrauche zu finden, widerſpricht der ganzen Anſchauungsweiſe dieſer Völker, die an nichts weniger dachten als an eine Wiederbelebung des Leibes auf dieſer Erde. Wie das Hineinlegen von Gegenſtänden ins Grab nicht erſt einem in der Zukunft auferſtehenden Menſchen zu gute kommen ſoll, ſondern dem ſogleich nach dem Tode im Jenſeits anlangenden, ſo geſchieht auch das Unverweslichmachen des Leichnams mit alleiniger Rückſicht auf den Zuſtand der Seele gleich nach dem Tode, und iſt nach Analogie jenes Hineinlegens zu erklären. So hatte auch das Mumiſiren der Egypter keine Beziehung auf eine Auferſtehung des Leibes, ſondern urſprünglich ſtand ſie mit dem ſo ſtark hervortretenden Todtendienſte in Verbindung; und dann wurde ſpäter an die Erhaltung des Leibes nach einer mehr pantheiſtiſchen Faſſung die ſelige Ruhe des Todten bei Oſiris geknüpft. Es beruht auch in Peru die Auferſtehung der Todten auf einem Mißverſtändniß der Spanier, welche die fremde Verehrung nach eigener Anſchauungsweiſe auffaßten. Der klarer ſehende Acoſta (V, 7) bemerkt ausdrücklich, daß die Peruaner nicht zu dem Glauben an die Auferſtehung des Leibes gelangt ſeien.

Dem Naturdienſt mit Sonnendienſt an der Spitze entſpricht für den Unſterblichkeitsglauben die Vorſtellung von der Seelenwanderung. Wäre daher in Peru der Sonnendienſt ſo ausſchließlich geweſen, wie man im vorigen Jahrhundert glaubte, ſo würde auch die Vorſtellung von der Seelenwanderung weit mehr vorgeherrſcht haben, und zwar namentlich mit beſtimmter Beziehung auf die Sonne. So aber beſchränkte ſich letztere bloß auf die Inkas, denen man als Söhnen und Stellvertretern der Sonne nach ihrem Tode Wohnungen in der Sonne anwies. Für die Todten des Volks fand die Beziehung auf die Sonne bloß inſofern ſtatt, als ihre Grabſtätten gern auf ſolchen Hügeln angebracht wurden, welche die Strahlen der aufgehenden Sonne zuerſt empfingen. Hingegen kam für ſie deſto mehr die andere und niedrigere Seite der Seelenwanderung in Anwendung, nach welcher die Seelen der Verſtorbenen durch Thiere wandern, eine Vorſtellung, von der nach Tſchudi noch jetzt ſich Reſte erhalten haben.

Wie nun auch bei den Peruanern die Vorſtellungen von der Seelenwanderung in zwei Richtungen ſich zeigen, in einer nach oben zur Sonne, und in einer nach unten durch Thiere, ſo erblicken wir einen ähnlichen Parallelismus bei den Unſterblichkeitsvorſtellungen des An-

thropomorphismus, der hier so gut wie bei den Vorstellungen von den Göttern auf der Grundlage des Naturdienstes die ersten Keime zu entfalten begann. Die Unsterblichkeitsvorstellungen haben nämlich zwei Seiten auch beim Anthropomorphismus, eine höhere und eine niedrigere, eine Lichtseite und eine Schattenseite, einen Ort der Seligkeit und einen Ort der Unseligkeit. Und wie bei der Seelenwanderung der Grund der Scheidung nicht ein moralischer ist, sondern einzig und allein in der höhern oder niedern Stellung des Menschen auf Erden fußt, in den Verhältnissen des Naturstaates und seiner Geburtsstände, so werden nach demselben Trennungsgrunde auch bei der anthropomorphischen Vorstellung von der Unsterblichkeit die Todten in Selige und Unselige, in Himmelskinder und Kinder des Todes abgetheilt.

Die Lichtseite der Oberwelt oder der Wohnsitz der Seligen heißt Haman Pacta, obere Welt oder Himmel. Hieher gelangen nur die Leute der höhern Stände. Ihre Seligkeit besteht in Befreiung vom Uebel, in Ruhe und Gemächlichkeit. Wie weit diese Vorstellung mit der Unsterblichkeit des Inkageschlechtes in der Sonne zusammenhing, oder für sich bestand, vielleicht zunächst die Curacas anging, ist nicht überliefert.

Die Unterwelt heißt Ucu Pacha, oder auch Cupay (Supay) pa Huacin, die Wohnung des Todtengottes, bei den Völkern in Quito Supay Urcu. Dieser Cupay, dem man in Quito jährlich hundert junge Kinder geopfert hatte, wurde als Gott der dunkeln Unterwelt dem lichten Feuergott der heitern Oberwelt Pachacamac entgegengesetzt. Er ist aber nicht, wie manche sagen, ein böser Gott im sittlichen Sinne des Wortes, nicht eine schattenhafte Verkörperung der Sünde, wie ihn Prescott nennt. Er ist dieß so wenig als Pluto, Hades, und andere Götter der Unterwelt. Was bei der Mythologie der alten Deutschen der in diesen Dingen so bewanderte Jakob Grimm bemerkt hat, daß allen Naturvölkern die Idee des Teufels fremd sei, das gilt auch für die Peruaner. Wie der Naturbetrachtung der Tod das letzte und äußerste der Uebel ist, so ist Cupay als Todtengott ein böser Gott, und sein Wohnsitz ein Ort der Unseligkeit so gut als alle unterweltlichen Schattenwohnungen des heidnischen Anthropomorphismus, Hades, Hellheim u. s. w. Vgl. Acosta I, 6. 7. Gomara 123. Velasco I, 104 ff. 117. 122. de Laet X, 1. a. E. Picard 206 ff. Ternaux XVII, 14 nach Arriaga, Garcilasso II, 2. 7. Lacroix 368 ff. 379 ff. Prescott I, 68 ff. nach On=

begardo u. a. m. Tſchudi's Reiſe II, 355 ff. 398 ff. 393. 397. Vgl. oben S. 150.

§. 84. Das Verhältniß der Sittlichkeit zur Religion.

Dieſe allgemein wichtige Frage ſteigert bei den Peruanern noch das Intereſſe durch die verſchiedenen Urtheile, die hier gefällt worden ſind. Während die einen, wie Garcilaſſo, Marmontel, Herder (Ideen VI, 6), Carli (bei Prescott I, 131) u. v. a. in den Peruanern das glücklichſte und unſchuldigſte Volk erblicken, das frei von Laſtern und Verbrechen, frei von den künſtlichen Bedürfniſſen unſerer Ueberkultur einerſeits, ſowie anderſeits auch wieder frei von allen Rohheiten der Wilden, — den liebenswürdigſten Charakter entwickelte; — ſind ſie den anderen (vgl. Pedro Pizarro bei Prescott I, 132. Kottencamp I, 357) faule, wollüſtige, ausſchweifende, knechtiſche, feige Indianer, die unter ihrer deſpotiſchen Regierungsform nie über die Sklavennatur hinauskamen, und von allen Völkern am allerwenigſten die Tugenden freier Männer entwickelten.

Um nun einen billigen Maßſtab anzulegen, und nicht von einſeitigen Eindrücken zu allgemeinem günſtigem oder ungünſtigem Urtheile uns verleiten zu laſſen, oder, was noch ſchlimmer iſt, die ununterſuchte Wahrheit in die Mitte der extremen Urtheile zu verſetzen, faſſen wir die ſittliche Bedeutung ihrer Kulturſtufe, ſowie die allgemeine Natur ihrer Religion ins Auge, wodurch dann das Einzelne der Ueberlieferung von ſelbſt ſeine Erklärung finden dürfte.

Schon die Bildung eines Staates an und für ſich im Gegenſatze zu dem Leben der Wilden iſt eine ſittliche That, oder doch eine That von der größten ſittlichen Bedeutung. Das Individuelle, das Selbſtiſche, das Launenhafte des Augenblicks ordnet ſich einem größern Allgemeinen unter, der Einzelne fügt ſich dem Geſetze des Ganzen, er lebt dem Ganzen, das Ganze für den Einzelnen, der ſtolz und zuverſichtlich auf ſein Ganzes iſt. Der unmoraliſche Haß der Stämme und Sprachen gegen einander wird in einem centralen Weltreich wie das peruaniſche gebrochen. Anſtatt das Leben zwiſchen Müſſiggang und Blutvergießen zu theilen, ſieht man ein, wie die Gottheit auf Schweiß und

Arbeit ihren Segen gelegt hat. Der peruanische Staat stellt aber wie kein anderer den schroffen unvermittelten Gegensatz zum Zustande der Wilden dar. Wenn überhaupt manche harten Erscheinungen in der Geschichte barbarischer Kulturvölker sich durch die Nothwendigkeit erklären, den schroffsten Gegensatz gegen den Zustand der Wildheit festzuhalten, so war diese Nothwendigkeit bei keinem Staate so unausweichlich gegeben und so klar erkannt, wie bei dem der Inkaperuaner. Hätte eine gewisse weiche Humanität der alten Unart auch nur den kleinen Finger gereicht, sogleich hätte sie die ganze Hand ergriffen. Tausende hätten es bequemer gefunden, andere säen, pflügen, wässern, düngen, erndten zu lassen, und dann hintenher zu stehlen, oder doch zu betteln. Der peruanische Staat hatte deßhalb wie kein anderer ein für allemal mit der Freiheit gebrochen, und in dem Communismus ein Mittel gefunden, kein Proletariat, keine Gauner, Vagabunden, Tagediebe, Bettler, Wirthshauspolitiker, und somit auch keine Demagogie und Ochlokratie aufkommen zu lassen. Der Europäer, der nach Amerika auswanderte mit dem Erbe einer tausendjährigen Kultur in Kopf und Gliedern, das Mittelalter im Rücken, konnte wohl die individuellste Freiheit ertragen, er hatte im Ganzen keine Versuchung mehr in seinem Blute zum Leben des Wilden. Nicht so der Peruaner, aus dem der Staat alles machen mußte, den bei mehr Freiheit sein altes angeerbtes Wesen unzweifelhaft in Rückfälle gebracht hätte. Dazu kam hier noch allerdings jene früher betonte Nothwendigkeit der Centralisation, die durch die Natur des Landes so bestimmt vorgeschrieben war. Nichts konnte der vereinzelte Peruaner, der in seinem Lande hätte zur Kultur übergehen wollen, anfangen und ausrichten, während hingegen der einzelne Europäer in Nordamerika, oder doch die einzelne Familie, gar wohl ein Stück Land urbar zu machen im Stande ist.

So gab es nun allerdings nirgends weniger Freiheit als im Inkastaate, nirgends einen absolutern Despotismus und Centralismus, der sich in Alles mischte, Alles überwachte, alle Arbeit, alles Eigenthum in seine Hand nahm, der alles Land nur als Lehen verlieh, und weder die Berufsart, noch den Wohnort, nicht einmal eine kleine Reise oder Bergpartie dem Einzelnen freistellte. Dieser Centralismus wurde gehandhabt durch eine Quippokratie von mehr als einer Million Beamten (Garcilasso I, 2. 15. Kottencamp I, 355), die bis ins Hausleben hinein, weßhalb auch die Thüren offen stehen mußten, Alles beaufsich-

tigte und controllirte. Und so sehr war dieser Absolutismus in der Person des Sonnensohnes religiös geheiligt, daß jedes Wort gegen ihn einer direkten Gotteslästerung gleichgeachtet wurde, ja daß das Stolpern eines der adelichen Sänftenträger sogleich die Enthauptung des Verbrechers nach sich zog.

Der Verlust der Freiheit lag hier im Interesse der Kultur, wie in Paraguay, wo die Jesuiten auf demselben Wege die Kultur der Indianer pflegten, welche seit ihrer Vertreibung wieder zu Wilden geworden sind. Auch kann man wohl sagen, daß im Allgemeinen der Geist der Inkaregierung ein milder, väterlicher, patriarchalischer gewesen sei, dessen Kriege keine andern Zwecke hatten als alle unterworfenen Völker unter den Segnungen des Sonnengottes einander gleichzustellen. Cieza C. 44. Herrera III, 10. 4. V, 3. 17. Robertson II, 191. Das schloß aber nicht aus, was durch eine nothwendige Consequenz gesetzt war, daß man gegen Empörer mit Strenge, selbst mit Grausamkeit verfuhr, die empörten Städte zerstörte, die Empörer hinrichtete. Montesinos 173. 207. 217. Pöppig Inkas 385. Kottencamp I, 350. Wuttke I, 332. Es war für das Volk aus wohlverstandenem Interesse des Kulturstaates gesorgt, dem es so wohl war wie den Bienen in ihrem Korbe, den Ameisen in ihrem Haufen. Und selbst die für nothwendig erachteten strengen Gesetze, welche gewöhnlich das Verbrechen mit dem Tode bestraften, Garcilasso II, 6. Robertson II, 358. Lacroix 266 b. Pöppig Inkas 392, mußten nur selten angewendet werden. Denn Furcht vor göttlichen und menschlichen Strafen, vielleicht noch mehr der Mangel an Freiheit und die Ueberwachung der individuellen Regungen, verhinderten die Masse der Verbrechen. So sollen namentlich Diebstahl und Mord sehr selten gewesen sein, Garcilasso VIII, 16. Prescott I, 131. Aber unrichtig ist, daß keine Unzucht vorkam, sie ist den heidnischen Völkern keine Sünde, und auch in Peru lebten überall vor Städten und Dörfern öffentliche Dirnen. Garcilasso IV, 36. Külb 202. Prescott I, 34. Ja sogar Jungfrauschaft beim Eingehen einer Ehe galt nicht für etwas Geschätztes. Garcilasso II, 19. Cieza Cap. 49. Pöppig Incas 393. Dagegen scheinen Ehebrecher mit dem Tode bestraft worden zu sein. Garcilasso VI, 36. vgl. Pöppig Incas 392.

Da dieß so war, so finden wir auch bei den Peruanern weniger äußeres Unglück, Elend, Armuth, weniger physischen und moralischen Jammer als in freiern Staaten. Die Bedürfnisse und Möglich-

keiten zu Begierden waren äußerst beschränkt. Die Erziehung der Kinder, weil rauh und streng, paßte zu dem Leben und ließ keinem Weltschmerz Raum. Garcilasso IV, 12. Wuttke I, 322. Selbst die Kinder der Sonne mußten sich vor den andern durch kriegerische Tüchtigkeit auszeichnen, und den Beweis dafür bei der Feier der Wehrhaftmachung ablegen. Nicht als ein Geringes rechnen wir es auch dieser peruanischen Kultur an, daß sie die alte Rohheit der Anthropophagie ganz aufhob, die Sodomiterei mit dem Flammentode bestrafte, Garcilasso III, 13, die Menschenopfer, wo nicht ausreutete, so doch zurückdrängte. Nicht wenige Anerkennung verdient auch, wenn man die Trägheit der Wilden bedenkt, die Liebe zur Arbeit, die das Volk durchdrang, so daß es keinen Müssiggänger gab. Man sagte sprichwörtlich von ihnen: Ama sua, ama qualla, amallulla, keine Diebe, keine Faullenzer, keine Lügner. Ausland 1853. S. 454. Es schien ihnen ganz in der Ordnung, daß ein unordentlicher Hausvater, und wer seinen Acker nicht zur rechten Zeit bewässerte, gepeitscht wurde, eben so wer unsaubere und zerrissene Kleider trug. Das peruanische Volk gibt die schlagendste Widerlegung gegen die so oft gehörte Behauptung, daß kein Indianerstamm von sich aus arbeite. Hier arbeitete ein ganzes Volk mit Lust, fügte sich als Volk dem Geiste der Inkas, dasselbe Peruanische Volk, welches der Arbeit unter den Spaniern unterlag. Wenn die Peruaner und Azteken dergleichen einseitige Urtheile über die kaukasische Race aufstellen wollten, sie brauchten die Belege für ihre Behauptung nicht weit von ihrer Umgebung entfernt zu suchen. Die Sache ist die, daß der einzelne Wilde, gehöre er zu einer Race, zu welcher er wolle, nicht gern arbeitet. Die Peruaner unter den Inkas waren aber keine Wilden, und wenn sie nicht die Fähigkeit von Haus aus in sich getragen hätten, sobald sie zur Kultur übergegangen, ein arbeitsames Volk zu werden, hätte sie ihnen ein uralter aktiver Menschenstamm so wenig als später die Spanier den Wilden eingepfropft. Noch jetzt bearbeitet der unbewachte Peruaner ganz ruhig sein Stück Land, die Arbeit ist ihm zur andern Natur geworden. Und so war es unter den Inkas.

Aber eine andere Frage ist nun allerdings die, wie denn die Freiheit bei dieser Staatseinrichtung gefahren sei? Plato würde darauf antworten: Wenn die Freiheit die Staaten zu Grunde richtet, so wollen wir sie nicht, kehren zum alten Naturstaat mit seinen sozialistischen

Einrichtungen zurück, und loben Peru. Wenn dieß der Zweck der Vorsehung wäre, so hätte sie ihn möglich gemacht. Wir haben dem Peruanischen Staate eine relative Anerkennung gezollt, zur Erziehung des Volkes in der Nähe der Wildheit hat er seine Dienste geleistet. Zur Ewigkeit war er nicht bestimmt, und kein Europäer wird bei genauer Einsicht in seine Verhältnisse Neid gegen ihn verspüren. Die neuesten Schriftsteller sind auch über diese schwache Seite desselben ziemlich derselben Ansicht. Der Mensch strebt von Kindheit an der Freiheit zu. Daß er nicht an ihr zu Grunde gehe, dafür erhält er eine Erziehung. Der Staat sucht sich zu individueller Selbstständigkeit und zum Bewußtsein seiner Bürger zu erheben. Werden diesen unüberwindliche Schranken gesetzt, so stirbt er in Erstarrung.

Diese Verkümmerung der Freiheit ist aber gerade in Beziehung auf die Sittlichkeit von dem wesentlichsten und entscheidensten Belang. Das Wesen der Sittlichkeit bewegt sich nur auf dem Boden der Freiheit, der eigenen Verantwortlichkeit. Und in dieser Hinsicht steht der Peruanische Kulturstaat am tiefsten, dieweil er für immer die Kultur nur mit dem Verluste der Freiheit glaubte festhalten zu können. Die Mexikaner, wenn auch in Einzelnheiten roher, stehen doch im Ganzen höher, wie in wissenschaftlicher und sozialer Hinsicht, so in sittlicher. Die Mexikaner ließen der freien Entwicklung einen größern Spielraum, und zeigten dann auch in der Stunde der letzten Noth mehr männliche Selbstständigkeit. Bei den Peruanern fehlte jede Möglichkeit einer spätern etwas freiern Stufe der Entwicklung. Die Religion stieß noch mehr aller Möglichkeit dieser Entwicklung den Riegel vor. Der gemeine Hindu kann doch durch mystische und schwärmerische Zustände sein höchstes religiöses Ideal diesseits und jenseits erreichen. Der gemeine aztekische Krieger hoffte durch den Heldentod zur Seligkeit bei Huitzilopochtli zu gelangen. Der Peruaner muß auch jenseits ewig in seiner Stellung bleiben. Und so entwickelte die Religion nicht die Sittlichkeit, letztere ging gar nicht aus ersterer hervor, sondern wurde wie in China sich bloß als einer Kenntniß der Behandlungsart der verschiedenen Menschen unter einander bewußt. Külb 242. Die Grundidee der Götter war selbst keine sittliche, sondern eine bloß natürliche, und zwar der bloßen äußern Natur entnommene. Dieß ist schon bei Pachacamac, bei Viracocha, bei der Frage über den Monotheismus der Peruaner nachgewiesen worden. Dieß versteht sich von der Sonne, den Gestirnen,

Thieren, Elementen von ſelbſt. Und die von den Wilden zum Theil ererbten, auf jeden Fall noch niedriger ſtehenden Guacas ſind noch weniger ſittliche Weſen. Es trägt alſo dieſe Religion zunächſt dieſen allgemeinen Charakter jeder heidniſchen Religion, daß ſie dem Prinzipe nach nicht ſittlich iſt und nicht ſittlich ſein kann. Die Naturgegenſtände geben ſo wenig als die Naturkräfte ſittliche Anſchauungen. Garcilaſſo I, 15 freilich läßt den Sonnengott ſeine eigenen Kinder auf ſein Beiſpiel im Wohlthun hinweiſen. So haben auch in der klaſſiſchen Welt die Moraliſten den Göttern ſolche Gedanken untergeſchoben. Den Peruanern fiel nicht ein, den Sonnengott nachahmen zu können. Bei höheren Stufen des Heidenthums kommen allerdings von anderswo her als von der Religion, von dem Leben der Menſchen in ſeinen vielfachen Ausbildungen, aus der Vermenſchlichung der Kunſt, beſonders der Dichtkunſt, aus dem Staatsleben, der Wiſſenſchaft, Weltweisheit — auch an die Religion moraliſche Elemente heran. Wenn dann die Naturgötter bis faſt zur Unkenntlichkeit ihrer Grundlage vermenſchlicht werden, empfangen ſie mit den menſchlichen Eigenſchaften auch ſittliche. Daſſelbe geſchieht, wenn gewiſſe Seelenkräfte perſonifizirt und vergöttlicht werden; ſie nehmen ſittliche Züge an. Wenn auch dieſe Verbindung natürlich religiöſer Elemente mit ſittlichen in den Naturreligionen nie rein und urſprünglich iſt, ſo daß die nachfolgende ſittliche Entwicklung der religiöſen den Tod bringt, — ſo iſt doch ſo viel wahr, daß der Anthropomorphismus in allen Geſtalten die Geiſtesbildung und Sittlichkeit der Menſchen gefördert hat, in Oſtindien wie bei den oſtaſiatiſchen Buddhiſten, bei den Hellenen wie bei den Germanen und dem Zendvolke. Die Peruaniſche Religion, welche die Stufe des Anthropomorphismus nie ſo weit erreicht hat, daß ſie den Göttern ſittliche und unſittliche menſchliche Eigenſchaften zugetheilt hätte, muß natürlich unter jener Stufe ſtehen, wohin denn auch das übrige Leben die Peruaniſche Kultur verweiſt. Zu einem Homer, Ferduſi, Ramayan, Mahabharata, einer Edda, und zu allem dem, was daran hängt, iſt es hier nicht gekommen. Und wenn die Götter reine Naturweſen, wenn auch etwas perſonifizirte, geblieben ſind, aus welcher Quelle fließt denn alsdann die ſittliche Natur des Menſchen? Aus Naturweſen, die ihrer Natur nach der Sittlichkeit fremd ſind; die einen ſtammen aus der Sonne, die anderen aus Thieren, oder gar aus todten Naturgegenſtänden, aus Flüſſen, Seen, Quellen, Bergen. So fehlt ihrer Sittlichkeit und ganzen Anthropologie eine religiöſe Grundlage.

Man hätte vermuthen können, daß bei dem menſchlichen Stellvertreter der Gottheit ein ſittliches Element des Anthropomorphismus ſich hätte zeigen können. Es war ja der Sonnenſohn religiös heilig und unverletzlich, der Inka war Gegenſtand der Verehrung und des Kultus. Aber es wurde nicht an ihn die ſittliche Anforderung der Heiligkeit geſtellt, ſo daß er ſelbſt dem ganzen Volk ein ſittliches Ideal hätte ſein können. Im Gegentheil, Alles was er that, galt für recht, wie ſehr es auch den ſonſtigen und allgemeinen Begriffen der Nation widerſtrebte. Darum mochten für ihn wohl Menſchenopfer gebracht werden, die doch ſelbſt dem Geiſte des Sonnendienſtes entgegen waren. Darum konnte der Inka wohl, um ſein reines Sonnenblut fortzupflanzen, die leibliche Schweſter heirathen. Monteſinos 214. Velasco I, 66 ff. Külb 159. Prescott I, 87 vgl. 15. Kottencamp I, 351. Und doch war dieß bei anderen Menſchen ſo ſehr gegen die Peruaniſche Sitte, alſo Anſchauungsweiſe, daß es mit dem Tode beſtraft wurde. Acoſta VI, 18. Bei den Egyptern, bei denen die Geſchwiſter Oſiris und Iſis verehlicht waren, geſchah dieß wenigſtens nicht gegen den Landesgebrauch. Philo de spec. legg. §. 4 Die im Lande ſonſt verbotene Vielweiberei war ebenſo dem Inka im höchſten Grade erlaubt. Garcilaſſo I, 25. Auch konnte der Inka gar wohl, ohne Mißbilligung anderer, ſei es der öffentlichen Volksſtimme, ſei es eines hochgeſtellten Geiſtlichen, Vertrauten, oder Mächtigen, ſei es des eigenen Gewiſſens, ſelbſt Sonnenkinder tödten, wenn er in ihnen Nebenbuhler fürchtete. Külb 202. 15. 48. Die Menſchen haben überhaupt mit ihren eigenen Gedanken keine würdige Offenbarung der Gottheit in der Menſchennatur aufzuſtellen vermocht, ſo ſehr dieſelbe auch durch die göttliche Erziehung des Menſchengeſchlechtes vorbereitet war. Eine göttliche That mußte dieß ſelber thun.

Daher iſt es auch nicht zu verwundern, wenn der Peruaniſche Kultus keine ſittliche Bedeutung hatte, um ſo weniger, da er bloß die Aeußerung war und ſein wollte des Abhängigkeitsgefühls von den Göttern in irdiſchen Dingen, des Danks und der Bitte für irdiſche Wohlthaten oder für Entfernung irdiſcher, materieller, nicht ſittlicher Uebel. Dieſes Reſultat hat ſich uns ſchon früher (§. 76) aus der Darſtellung des Kultus ſelbſt ergeben, wo wir ſogar geſehen haben, daß die Entſagungsopfer nicht ſittlicher Natur ſind, ſondern bloß religiöſer im engern Sinne des Wortes. Der Grundbegriff des Opfers iſt überhaupt nicht der der Sühne, ſondern der des Dankes, wie das auch Hengſtenberg in

ſeinem Vortrag über die Opfer der heiligen Schrift 1852, S. 5. 8 ausgeſprochen hat. Und wo im Heidenthume auch Sühnopfer vorkommen, ſo beziehen ſie ſich auf Kultusvergehen, ſprechen nicht ein ſittliches Schuldbewußtſein aus. Das pantheiſtiſche Grundgefühl alles Heidenthums kennt der Gottheit gegenüber keine ſittliche Schuld eines frei handelnden Menſchen, nur der Monotheismus iſt eine Sünderreligion. So hatten auch das Reinigungsbrot der Peruaner und das große Sühnfeſt keinen ſittlichen Sinn, ſondern waren bloß Götterſühnen für natürliche Unvollkommenheiten oder unterlaſſene Kultusgeſchenke. Denſelben Charakter trägt auch die ſogenannte Peruaniſche Beichte oder Buße. Nach Balboa S. 3 hatten mehrere Provinzen Beichtväter, denen man die Fehler bekannte und welche Buße auferlegten. Balboas Ausſage wird auch von den meiſten Geſchichtſchreibern beſtätigt. Vgl. Ternaux XV, 3. XVII, 16. Wären dieſe Beichtväter Prieſter, und dieſe Fehler ſittliche geweſen, ſo hätten wir hier allerdings ein ſittliches Kultuselement. Dem war aber nicht ſo. Und darum kann auch Garcilaſſo II, 13 geradezu die Wahrheit dieſes Berichtes in Abrede ſtellen und ihn der Schmeichelei gegen die Spanier zuſchreiben, denen das Vorkommen einer Beichte bei den Indianern wohlgefallen konnte. Er geht allerdings hierin zu weit, und kann an ſich die Berichte aller anderen nicht ganz und gar umſtoßen. Aber ſo viel iſt richtig, daß dieſe Beichte mit der chriſtlichen nicht verglichen werden kann. Die Beichtväter waren weltliche Richter, Wuttke I, 331, und überhaupt war die ganze Handlung keine Kultushandlung, ſondern eine Sitte gegen den Staat, welche für die große Maſſe des Peruaniſchen Volkes und deſſen Folgſamkeit ein ſehr gutes Zeugniß ablegt. Daß dieſe Fehler aber keine ſittlichen geweſen, daß ſie nicht auf einem Gefühle der Verſündigung gegen eine Gottheit beruhen, ſondern auf dem Gefühl des Uebels und Unglücks, ſieht man aus den angeführten Fällen. Wenn z. B. eine Frau Zwillinge geboren hatte, mußte ſie beichten, und wurde dafür beſtraft. Velasco I, 107. 114 nach Cieza, und daſelbſt Ternaux. Wenn ein Sohn ſich verfehlte, erlitt der Vater eine Strafe, Garcilaſſo II, 12. 13; ebenſo wenn ihm ein Kind früh ſtarb, Hazart 250 a. Man ſieht, es ſind keine Fehler, die in das Gebiet der Freiheit und Selbſtentſcheidung fallen, keine ſittlichen, und ſo iſt auch dieſe Beichte keine ſittliche, ſondern eine politiſch richterliche Einrichtung, die auf fataliſtiſch religiöſer Anſchauung fußt, bei der das Verdienſt der Freiwilligkeit des Geſtändniſſes gewal-

tig durch die nicht ſeltene Anwendung der Folter, wenn dieſes nicht freiwillig geſchah, in Schatten geſtellt wird. Ternaux XVII, 17 nach Arriaga, Hazart 250 a. So war auch die Vergebung bei dieſer Beichte an gar keine ſittlichen Bedingungen in der Seele des Menſchen geknüpft. Die Beichte war gut, entweder wenn der Beichtrichter mit einem Dorn eine rothe Kugel zerbrach, und dieſe in drei Stücke zerfiel, ſonſt nicht, oder je nachdem die Zahl der Maiskörner, welche jener in die Hand genommen hatte, eine gerade, oder eine ungerade war. Ternaux XVII, 16. 17.

Der Kultus war aber nicht bloß nicht ſittlich, ſondern auch theilweiſe unſittlich. Allerdings waren die beiden Unſittlichkeiten der Menſchenopfer und der Sodomiterei von den Inkas beſchränkt und bekämpft worden. Aber die Menſchenopfer blieben, wie wir geſehen haben, dennoch theilweiſe an der Inkareligion haften, und nicht weniger widerſtrebt die Völlerei einer ſittlichen Haltung der Feſte. Beides, Menſchenopfer und Völlerei, fand beim Kultus ſtatt, ohne daß es dem Geiſte der Religion widerſtrebt hätte.

Wir nennen die Menſchenopfer unſittlich, ſelbſt wenn wir uns bei dieſem Urtheile auf den Standpunkt des Heidenthums ſtellen. Denn ſie ſind, wenn auch allerdings religiöſer Natur, ſo doch zugleich aus einer unſittlichen Lebensweiſe menſchenfreſſender Menſchen hervorgegangen, die man dann den Göttern ebenfalls zuſchrieb, die ebenfalls Luſt haben nach Menſchenblut und Menſchenfleiſch. Unſittlich iſt auch das Rachegefühl der Verſtorbenen und der Ueberlebenden, die beide nur durch den Tod des Gegners Ruhe finden, — ein Gefühl, das ebenfalls den Menſchenopfern zu Grunde liegt. Man kann dieſe letzteren unmöglich anders als für unſittlich anſehen, da einer verirrten und verwilderten religiöſen Anſchauung wegen unſchuldige Menſchen getödtet werden. Andere heidniſche Völker, wie Römer und Griechen, haben von ſich aus im reinen Intereſſe der Humanität, ſobald ein ſelbſtſtändiges ſittliches Bewußtſein erſtarkt war, die Menſchenopfer abgeſchafft, und barbariſchen Völkern die Abſchaffung derſelben bei Friedensbedingungen vorgeſchrieben. Die Entwicklung in Kunſt, Wiſſenſchaft und Staat warf auch auf das Sittengeſetz ein Licht, und die Religion war wenigſtens nicht ſo ſtarr, daß ſie bleibenden Widerſtand dem Fortſchritte zum Beſſern hätte leiſten wollen. Was von den Menſchenopfern hier geſagt iſt, gilt auch von dem Vergraben der Wittwen und der Dienerſchaft vornehmer

Verſtorbener. Sie ſind nichts andres als Menſchenopfer für göttlich verehrte Todte, Verletzung der Menſchenrechte im Namen der Religion.

Die andere Unſittlichkeit im Kultus war die Völlerei. Dieſelbe war nicht etwa ein Mißbrauch, wie bei antiken oder orientaliſch chriſtlichen Völkern, ſondern es war eine ganz gewöhnliche Kultushandlung und ein weſentlicher orthodoxer Beſtandtheil der religiöſen Feierlichkeiten, daß man ſich mit berauſchendem Getränke zu Ehren der Gottheit auf die unmäßigſte Weiſe betrank. Velasco I, 148. Ternaux XVII, 16. Prescott I, 132. Es iſt daher ſonderbar, wie Pöppig Incas 391 dieſe endloſen Trinkgelage nur den heutigen Peruanern im Gegenſatze zu der ernſten Feier der alten Feſte zuſchreiben kann.

Zweiter Abſchnitt.

Der Norden Südamerikas, oder die Terra firma. Die Muyscas.

§. 85—91.

§. 85. Allgemeiner Charakter der Kultur und Religion in Terra firma. — §. 86. Die Quellen über die Muyscas. — §. 87. Der Kulturmythus. — §. 88. Seine Kritik. — §. 89. Die Kultur. — §. 90. Der Kultus. — §. 91. Die Verehrung des alten Gottes Zomagata.

§. 85. Allgemeiner Charakter der Kultur und Religion in Terra firma.

Der nördliche Theil von Südamerika, nördlich von Quito und dem Amazonenſtrome, wird unter dem Namen Terra firma zuſammengefaßt. Zwiſchen Mexiko und Peru in der Mitte, aber kaum von einem der beiden Centralreiche hiſtoriſch berührt, zeigt dieſer Theil der neuen Welt, wie es überhaupt vor der Gründung und den Eroberungen jener beiden Weltmonarchien im ganzen Welttheile ausgeſehen habe. Analoge Verhältniſſe begegnen uns hier mit denjenigen, welche in Peru vor der Herrſchaft der Inkas, in Mexiko vor der nordiſchen Einwanderung obgewaltet hatten. Denn auch hier ſtoßen wir ſowohl auf Kulturſtaaten, als auch auf eine Maſſe wilder Jägerhorden, die aber doch da und dort Theile einer frühern Kultur bewahrt oder angenommen hatten. Die Kulturſtaaten haben wir auch in der Terra firma wie anderswo am eheſten in dem gemäßigten Klima an den Seen der Hochebenen der Cordillieren zu ſuchen. Von ihnen ſind bloß die beiden Staaten der Muyscas in Cundinamarca oder der Hochebene von Bogota oberhalb des berühmten Waſſerfalls von Tequendana zu einer genauern Kenntniß der Geſchichte gekommen. Von dieſen werden wir in den nächſtfolgenden Paragraphen reden. In den Ebenen des heißen Klimas (terra caliente) lebten dagegen größtentheils Wilde. So rings um die Muyscas die Panches, und dann wieder andere, ſo daß bloß in Neugranada zehn verſchiedene, jetzt ausgeſtorbene Sprachen aufgezählt wurden. In dieſe Urbevölkerung war nicht ſo gar lange vor Entdeckung Amerikas das Seevolk der Karaiben an den Flüſſen und Meeresküſten eingedrungen. Als Feinde derſelben und Ureinwohner auf dem Feſtlande ſind die Yaer und Sapayer bekannt, am untern Orenoko die Kabrer, am obern die Guayppunabis, am Rio Negro die Maripizanos und die Manivilanos, am Iſthmus, beſonders in Veraguas, die Dorachos. Alle dieſe Völker zeigen zwar manche Verſchiedenheiten, bald ſind ſie reine

Wilde, bald finden sich bei ihnen wie bei den nordamerikanischen Rothhäuten, den Antillenindianern und Karaiben, den Tupi Guarani und selbst den Waldindianern Brasiliens, Spuren von Kultureinflüssen, seien es nun Reste oder Anfänge. Viele gingen geradezu nach Wildenart nackt einher, wie z. B. die Leute in Pupoyan, westlich von Bogota, die in Dabaiba am Rio Grande östlich von Darien, ebenso die Horden in Guiana, überhaupt nach Piedrahita die Mehrzahl der Indianer in Terra firma. Andere trugen Kleider von Baumwollengewebe, wie in der Gegend von Carthagena und St. Martha, und die Dorachos, wenigstens die Frauen derselben. Wieder andere, wie die Leute in Cumana, gingen nackt bis an die Schamtheile, im Kriege bekleideten sie sich mit dichten Baumwollenhemden. Bei diesen lag, wie bei so vielen anderen Wilden, die einige wenige Annäherung an die Kultur zeigen, der Ackerbau den Weibern ob, während die Männer bei der Jagd und Fischerei blieben. Als Erbschaft einer frühern verkommenen Kultur haben wir auch hier Reste unnatürlicher Laster anzusehen, welche wir überall bei der ältern Kultur der tropischen Urbevölkerung vorfanden. So in Virginien, und überhaupt bei den südlichen Rothhäuten, in dem vorinkaischen Peru und in Quito, in Brasilien und bei den Patagoniern. Sie werden uns ebenfalls bei der südlichen Urbevölkerung in Centralamerika begegnen. Und so gab es denn auch in Coro oder Venezuela eine Klasse Männer, welche der Päderastie ergeben waren, im Hause die Rolle der Weiber zu übernehmen hatten, und diese Stellung auch durch die Kleidung kundgaben. Am stillen Meere in Garegua, nahe bei der Landenge, war zwar nicht das gemeine Volk, wohl aber die vornehmern Stände mit diesem Laster behaftet, — auch wieder ein Fingerzeig auf den Zusammenhang desselben mit verkommener Kultur.

Daß nun aber doch nach der Ansicht Piedrahitas der Zustand der Wildheit vorherrschte, sieht man aus dem Mangel an Landbau, oder, wo derselbe stattfand, aus dem Betreiben desselben bloß durch Weiber. Dazu kommt der Gebrauch vergifteter Pfeile, deren sich in Amerika kein Kulturvolk, nur Wilde bedienten. Die kultivirtern fürchten sich dessen vor ihren Göttern, wie bei Homer es von Ilus heißt. Odyssee I, 262. Ob die Horden in Terra firma der Anthropophagie ergeben gewesen, ist darum schwer zu bestimmen, weil die Angaben über ihr Vorkommen daselbst auf karaibische Stämme sich beziehen können, die sich hier überall eingekeilt hatten. Zudem ist es bei manchen Stämmen

schwer zu entscheiden, zu welchen der beiden Völkermassen sie gehörten. Doch werden die Antier, die nicht zu den Karaiben gehörten, als besonders grausame Menschenfresser genannt. Auch die Indianer von Darien und Panama fraßen das Fleisch der besiegten Feinde. Ebenfalls weiß man sicher, daß alle diese Völker Menschenopfer von Kriegsgefangenen und Kindern mit vielen anderen Amerikanern gemein hatten. Allem nach zu schließen war auch in diesen Gegenden früher Kultur herrschend gewesen, dieselbe wie in Centralamerika, oder in den jetzigen Vereinigten Staaten vor den Nordischen Einwanderungen, in Peru vor den Inkas, in Quito und Cundinamarca vor den Sonnenkönigen. Hier in Terra firma wird sie wohl durch die Raubzüge der Karaiben gestört und zurückgebracht worden sein. Zeugen dieser Kultur sind Skulpturen von Sonne, Mond, Schlangen, Tigern und andern Gegenständen, die man am Orenoko, bei Cuycara und Urbana findet, und die auf jeden Fall von kultivirtern Menschen herrührten, als wie sie die Europäer im dortigen Flachlande vorfanden. Die Figuren und Bilder auf den Säulen und anderen Monumenten bei den Dorachos sind durchaus verschieden von den Hieroglyphen Mexikos und Centralamerikas. Die Gräber enthalten zum Theil gutgearbeitete Vasen. Die Gebräuche waren größtentheils wie in Hispaniola.

Vgl. Peter Martyr (deutsch) 437. 600. Herrera III, 4. 10. 11. IV, 4. C. 1. Oviedo III, 5 bei Ternaux Comp. XIV. W. Raleigh bei de Bry VIII, S. 29 (deutsch). de Laet 672 (329). Baumgarten I, 630 ff. Reisen XV, 11 ff. 280 ff. XVI, 390 nach Coreal, Gomara, Benzoni. Vater Mithridates III, 2. 699. Humboldt Monum. 245. Reise (deutsch) V, 350, vgl. 16. Famin im Univ. I, 9 ff. Pöppig, Artikel Indier 175. Gomara 84. Pauw recherches I, 63 ff. II, 83 ff. Bertold Seemann, Reise um die Welt, Bd. I. 1853. Das neunzehnte Kapitel (S. 324 ff.) handelt von den Indianern am Isthmus nach Ferdinand Columbus, Herrera, und Kerrs voyages and travels, vol. III, chap. 1.

Die Religion ist dem Kulturstande angemessen die der Wilden, Geisterglaube mit dem sinnlichen Anhaltspunkt des Fetischismus. Bei St. Martha fürchteten sie böse Geister unter dem Namen Yares, wie sie später auch die Europäer hießen. Las Casas, devast. Ind. Häufig aber nahmen sie die Gebeine ihrer tapfern Vorfahren als Fetische mit in den Krieg. Oder sie zerstießen diese Gebeine zu Pulver, mischten

ſie mit Flüſſigkeit und tranken ſie. So die Aruacas am Orenoko. War bei den Dorachos ein Häuptling geſtorben, ſo wickelten die Nachfolger deſſelben und zwölf der erſten des Volkes ihn in Tücher, ſaßen die Nacht um den Leichnam her, und ſangen in ſchwermüthigem Tone die Heldenthaten und die Geſchichte des Verſchiedenen. Seine Frauen wurden mitbegraben, Waffen aber und Geräthe verbrannte man, des Glaubens, daß ſie ſo dem Häuptling jenſeits zukommen würden. Wie alle anderen Wilden haben auch die in Terra firma ihre Zauberer, welche Thierſtimmen nachahmen, was auf Thierdienſt hinweiſt. Dieſe Zauberer wußten auch wie die der Karaiben, der Natſchez, Kalifornier, Grönländer, Neuandaluſier und Braſilier den Kranken allerhand ſichtbare Gegenſtände als Urſachen der Krankheit aus dem Leibe zu ſaugen. So war es wenigſtens in Cumana. Die Zauberer am Iſthmus ertheilten ihre Antworten in beſondern Hütten ohne Dach und Thüre. Auch Hexen gab es, welche ſowohl Kindern als Erwachſenen Uebel zufügten. Neben dieſem Fetiſchismus zeigen ſich aber auch in Verbindung mit den übrigen Kulturelementen Theile des höhern Naturdienſtes, Verehrung der Sonne, des Mondes, der Geſtirne, des Donners und des Blitzes. Aber dieſe Elemente einer höhern Religionsſtufe waren zerſplittert und unzuſammenhängend, ſo daß nirgends mehr auf dem Flachlande der Sonnendienſt den Mittelpunkt eines geordneten prieſterlichen Religionsweſens bildete. Solchen vereinzelten Sonnendienſt finden wir in Cumana, Panama, Darien, Paria, überhaupt von Carthagena und St. Martha bis Maracaibo am Orenoko. Am Orenoko fand A. Humboldt von den Indianern zwei Felſen, Camoſi und Keri, als Sonne und Mond verehrt. Anſichten der Natur S. 310 (1. Ausg.). In Veragua ſtellt noch jetzt eine Figur auf einem Granitblock eine ſtrahlende Sonne dar. Neben der Sonne wurde das Gold angebetet, wahrſcheinlich war es wie in Peru der Sonne heilig geweſen. Die Zerſplitterung dieſes Sonnendienſtes findet einigermaßen darin eine Beſchränkung, daß man ſich auch hier noch Sonne und Mond als Eheleute dachte. Bei Sonnenfinſterniſſen gerieth alles in Bewegung, und man ſuchte durch Selbſtverſtümmelungen die Sonne zu bewegen, ihr Licht wieder zu geben. In Cumana glaubten ſie bei Verfinſterungen der Sonne oder des Mondes, die beiden Eheleute Sonne und Mond ſeien in einem Zanke verwundet worden. Bei Paria, in Guiana und an dem Fluſſe Dabaiba hielt man die Flecken in dem Monde für einen Mann, der wegen begangener Blut-

ſchande mit ſeiner Schweſter gefangen ſitze. Es ſcheinen alſo auch hier wie in Peru Sonne und Mond zugleich für Gatten und Geſchwiſter angeſehen worden zu ſein. Der Begriff der Strafe wegen der Blutſchande iſt hier ſicher nicht urſprünglich. In Panama wurden auch die Geſtirne verehrt, namentlich hält man in Cumana und Paria die Kometen für unglückbringend, ſuchte daher durch großen Lärm dieſelben zu erſchrecken und zu verſcheuchen.

Donner und Blitz wurden in Cumana als Zeichen des Zorns der Sonne angeſehen. Hingegen im Lande und am Fluſſe Dabaiba nahm die Stelle der Sonne die große Urmutter der Götter Dabaiba ein, von der die Gegend und der Fluß den Namen erhalten hatten. Hier war ſie es, welche Donner, Blitz und Wetterſchaden ſchickte, wenn ſie über die etwaige Nachläſſigkeit in Darbringung der Opfer in Zorn gerathen war. Wenn die Dorachos kleine Bilder von Adlern am Halſe trugen, welche noch jetzt in den Gräbern der Vornehmern gefunden werden, ſo weiſt dieſer Umſtand auf Thierdienſt, der überhaupt in Amerika nirgends fehlt.

In Cumana wurde wie in Peru, beſonders aber in Centralamerika, das Kreuz verehrt. Man ſchrieb demſelben in Cumana Kraft gegen die Geſpenſter zu, und legte es deßwegen auf die Kinder, wenn ſie geboren wurden. Wir werden bei Centralamerika Gelegenheit nehmen, ausführlicher dieſen amerikaniſchen Kreuzesdienſt zu beſprechen.

Vgl. Peter Martyr 482. 484 (lateiniſch 252. 253). Raleigh bei de Bry VIII, 22. 46. Picard 168 ff. nach Purchas und Waffer. Roß (deutſch) 218. Reiſen XV, 15. 262 ff., beſ. 281 nach Herrera und Waffer. Baumgarten I, 630 ff. Dupuis origine des cultes I, 1. 114. 115. Bertold Seemann a. a. O.

---

§. 86. Die Muyscas. Die Quellen über ſie.

Mitten unter dieſem Völkergemengſel wilder Horden und ſchwacher Kulturtrümmer in der Terra firma hat hier auf einer Hochebene ein kleines Volk eine Stelle in der Reihe antiker Kulturvölker einzunehmen gewußt. Es iſt das Volk der Muyscas, Muyzcas oder Mozcos auf der Hochebene von Bogota. Sein Land trug den Namen Cundinamarca,

ſeine Sprache hieß die Chichaſprache. Man weiß nichts davon, daß ſie mit den Peruanern in irgend eine Berührung traten, dagegen wohl, daß die nördlichen Eroberungen der Peruaner kurz vor dem Eintreffen der Spanier unter Pizarro ihr letztes Ziel in Quito fanden. Um ſo unbegreiflicher iſt es, wie man gegenwärtig in Frankreich die Inkas zu Muyscas machen kann. Vgl. Illustration 1853 Nro. 531. Ausland 1853 Nro. 45: Die Denkmäler der Muyscas in Peru. Nach dem Franzöſiſchen, von Dr. Ed. Z. Allerdings zeigen die hierarchiſchen Einrichtungen der Muyscas manche Aehnlichkeiten mit den Peruaniſchen; aber bloß, weil ſchon vor den Inkas überall in den ſüdamerikaniſchen Cordillieren Kulturſtaaten mit Sonnendienſt und Sonnenhierarchien beſtanden haben. Von einem hiſtoriſchen Zuſammenhang iſt nirgends etwas berichtet.

Was nun die Quellen über dieſes merkwürdige Volk betrifft, ſo iſt der Hauptſchriftſteller der Eroberer Neu-Granadas Gonzalo Ximenes de Queſada. Sein Bericht an Karl V iſt von Ternaux Compans überſetzt und mitgetheilt worden. Queſada verfaßte aber auch noch ein größeres Werk über Neu-Granada, welches zwar nicht im Druck erſchien, aber handſchriftlich von dem hauptſächlichſten Gewährsmann unter den gedruckten Quellen über dieſe Gegenden, Piedrahita, benutzt worden iſt. Dieſer letztre war Biſchof von Panama und ſchrieb eine Historia general de la conquista de la Nueva Granada, Ma- Madrid 1687 (oder 1688?). Außer dem Queſada benutzte er noch die handſchriftlichen Werke von Juan de Caſtellanos, Pfarrer zu Tunja in Bogota, und den Franziskanermönchen Antonio Medrano und Pedro Aguada. Die beiden erſten Bücher der Geſchichte Piedrahitas handeln von den alten Muyscas. Dieſes wichtige Werk iſt mir aber nicht anders zugänglich geworden als durch die Schriften von A. v. Humboldt, welcher zuerſt in ſeinen Monuments des peuples indigènes de l'Amérique p. 20 ff. den Mythus und Kultus dieſes Volkes aus Piedrahita mitgetheilt hat. Dazu verſchaffte ſich Humboldt auch noch von dem Geiſtlichen Domingo Duguesne eine Handſchrift über den Muyscakalender, den er in demſelben Werke S. 244 ff. 128. 226. 265. 88 ausführlich erläutert. Humboldt behandelte auch noch ſpäter in einer eigenen Monographie, die ſich im erſten Hefte der deutſchen Vierteljahrsſchrift von 1839 befindet, denſelben Gegenſtand. Von ältern Schriftſtellern hat auch noch namentlich *Herrera*, dec. VI, l. V cap. 6, die

Muyscas behandelt. Unter den Neuern ist zu nennen der Franzose M. C. Famin, der in seiner Bearbeitung von Columbien im Univers, Amérique I, 9 ff., Kultur und Religion der Muyscas nach Humboldt beschrieben hat. Von den Deutschen bemerke ich Vater, Mithr. III, 2. 699 ff., wegen seiner Benutzung des Hervas, und Kottencamp I, 467 ff., weil er nach Quesada, Piedrahita, Herrera, Gomara manche Eigenthümlichkeiten dieses Volks erwähnt.

§. 87. Der Kulturmythus der Muyscas.

Der Betrachtung der Kultur und Religion dieses Volkes schicken wir am passendsten seine eigene Ueberlieferung über beide voran, d. h. seinen Kulturmythus.

In den ersten Zeiten, damals als der Mond noch nicht war, war die Hochebene von Cundinamarca geschlossen und der Paß von Tequendana noch nicht offen. Damals waren die Menschen oder Muyscas (denn das ist die Bedeutung des Wortes) Wilde, ohne Landbau, ohne Religion, ohne Sitte, ohne Staat. Da erschien einmal von Morgen her ein bärtiger Greis, der drei Namen trug: Botschika, Nemquetheba, Zuhé, und der auch mit drei Häuptern abgebildet wurde. Derselbe lehrte die Wilden Kleider tragen, das Land bebauen, die Götter verehren, Staaten bilden. Sein Weib hatte ebenfalls drei Namen: Huythaca, Chia, Yubecayguaya. Sie war zwar von blendender Schönheit, aber dergestalt bösartig, daß sie alle heilsamen Unternehmungen ihres Gatten zu stören trachtete. Und wirklich wußte sie es durch ihre tückischen Zauberkünste zu bewirken, daß der Landesfluß Funzha (jetzt Rio Bogota) dermaßen anschwoll, daß die ganze Hochebene durch eine Fluth überschwemmt wurde. Nur der kleinere Theil der Menschen konnte derselben auf die Gipfel der Berge entfliehen. Jetzt aber entbrannte der gerechte Zorn Botschikas, er verjagte das böse Weib für immer von der Erde und verwandelte es in den Mond. Seitdem giebt es einen Mond. Um aber dem Uebel auf Erden abzuhelfen, öffnete Botschika die Felsenwand, und gab dem Wasser durch den fünfhundert und siebzig Fuß hohen majestätischen Wasserfall von Tequendana seinen Ablauf. Nachdem so das Land trocken gelegt war, wurden die übrig gebliebenen

Menſchen zur Kultur berufen, und der Sonnendienſt mit einer Prieſterſchaft, mit periodiſchen Feſten, Opfern und Wallfahrten eingeführt. An die Spitze der Staaten ſtellte er ein weltliches und ein geiſtliches Oberhaupt, ordnete das Jahr, und nach einem Leben von zweitauſend Jahren zog er ſich zuletzt unter dem Namen Idacanzas zurück.

§. 88. Kritik des Kulturmythus.

Fragen wir nach der Bedeutung dieſes Mythus und der in ihm auftretenden Perſonen, ſo ſtellt ſich uns ein ähnliches Ergebniß heraus, wie bei ſo vielen andern Kulturmythen, beſonders aber bei dem Peruaniſchen von Manco Capac und Mama Oello, die wie Botſchika den Sonnendienſt in ihrem Lande eingeführt hatten. Und wie dieſe Perſonifikationen von Sonne und Mond ſind, ſo auch Botſchika und Huythaca.

Wir wollen dieſe Deutung durch Zergliederung der Hauptbeſtandtheile des Mythus anſchaulich machen. Dabei gehen wir von dem Ehemeibe Botſchikas Huythaca aus. Denn bei ihr giebt der Mythus ſchon dadurch ihr urſprüngliches Weſen kund, daß er ſie zuletzt in den Mond verwandelt werden läßt. Es iſt unter anderm beſonders auch durch Otfried Müller in ſeinen Prolegomena zur Mythologie klar gezeigt worden, wie Verwandlungsmythen in der Regel auf die urſprüngliche Verehrung desjenigen Gegenſtandes ſchließen laſſen, in welchen die Verwandlung geſchieht, den aber die Sage nicht bloß zu einem perſonifizirten Gott, ſondern ſogar zu einem Menſchen machte, der erſt ſpäter verwandelt worden ſei. Die Verwandlung iſt ſomit allerdings eine religionsgeſchichliche Thatſache, nur hat dieſelbe in der Wirklichkeit den umgekehrten Weg eingeſchlagen als in der Darſtellung des Mythus. Auch in Amerika verſchafft uns einzig dieſer Kanon den Schlüſſel zum Verſtändniß einer Menge Mythen, und auch des vorliegenden. Huythaca iſt der Mond.

Anders als Mama Oello, die hülfreiche eheliche und ſchweſterliche Gefährtin Manco Capacs in ſeinen Kulturbeſtrebungen, iſt Huythaca böſe. Wir erinnern uns, daß auch bei den Rothhäuten Nordamerikas der Mond böſe iſt, ſei es, daß der böſe Geiſt geradezu der Mond iſt, oder, was auf daſſelbe hinausläuft, daß er ſeinen Sitz im Monde hat.

Man darf hier nicht aus den Augen verlieren, daß die Muyscas, obgleich in der Nähe des Aequators, doch eine Hochebene der Cordillieren bewohnten, die ſich achttauſend Fuß über den Meeresſpiegel erhebt. In dieſer Temperatur ſehen die Menſchen die Königin der Nacht, der Feuchtigkeit und Kälte, eben ſo gut als böſe an, und mit demſelben Rechte, wie die nördlichen Rothhäute, die Ataentſic, und zwar aus demſelben Grunde, aus welchem der Herrſcher des Tages, der Wärme und Auftrocknung, die Sonne, als Repräſentant der demiurgiſchen Kräfte, der Fruchtbarkeit und Kultur, erblickt wurde. Darum ſchwellte im Mythus Huythaca das Waſſer an, damit die Fruchtbarkeit zurückgehalten werden möchte.

Sie that dieß vermöge der ihr zu Gebote ſtehenden Zauberkräfte. Natürlich. Als reine und unmittelbare Mondgöttin hätte ſie derſelben nicht bedurft, ſie hätte die übermenſchlichen Kräfte des großen Himmelskörpers in ſich gehabt. Aber wenn ſie als menſchliches Weib gedacht wird, können ihr nach heidniſcher Naturanſchauung göttliche Kräfte nur durch Zauber zukommen. Daher wir ſo oft bei ſolchen vermenſchlichten Gottheiten der Idee begegnen, daß ſie ihre übermenſchlichen Verrichtungen nur durch Zauberkräfte zu vollbringen im Stande geweſen ſeien. Namentlich iſt es gern die anthropomorphirte Mondgöttin, welche als böſe Zauberin gedacht wird, wie z. B. bei den Griechen.

Der Theil des Mythus, nach welchem in den erſten Zeiten der Mond noch nicht geweſen war, und er erſt ſpäter als die erſten Menſchen entſtanden ſei, klingt zwar dem Unkundigen höchſt ſonderbar und komiſch, der Mythologe ſieht leicht ein, wie dieſer Umſtand durch eine mythologiſche Nothwendigkeit entſtehen mußte. Der Mond entſtand ja erſt aus der Verwandlung des böſen Weibes, welche wiederum das Daſein von Menſchen vorausſetzt. Zugleich erklärt ſich aus dieſer ganzen mythiſchen Anſchauung die auch anderswo vorkommende Behauptung, daß es Menſchen ſchon vor der Entſtehung des Mondes gegeben habe. Es beruht dieſelbe nicht bloß auf einer im Alterthume ſehr verbreiteten Anmaßung, das eigene Volk zum älteſten zu machen, ſondern, wie geſagt, auf einer mythologiſchen Folgerichtigkeit. Nicht etwa die Arkadier allein behaupteten, älter als der Mond zu ſein, ſondern die Athener, Egypter, und Beröa in Syrien machten ſich älter als die Sonne. Wir ſind bereits in Peru einer ähnlichen mythiſchen Behauptung begegnet, nach welcher zur Zeit, als Viracocha aus dem Titicacaſee emporſtieg,

ſchon Menſchen waren, und zwar vor der Sonne (oben §. 67). Und ebenſo werden wir einen kosmogoniſchen Mythus der Mexikaner vorfinden, nach welchem es bereits vor dieſer gegenwärtigen Sonne Menſchen auf Erden gab. Nach der Anſicht der Karaiben war der Mond erſt nach der Erde geſchaffen. Oben §. 45. 47. S. 119. 129. Halten wir alle dieſe in keinem hiſtoriſchen Zuſammenhange mit einander ſtehenden Erſcheinungen zuſammen, ſo wird die Anſicht von Krebs nicht unwahrſcheinlich, daß auch nach einem arkadiſchen Mythus Selene einmal als Weib unter dieſem Volke lebte, und erſt nachher in den Mond verwandelt wurde.

Vgl. über die Arkadier: Steph. Byzant. nach Hippys Rheginus; die Scholien zu Appollon. Rhod. IV, 264 und zu den Wolken des Ariſtophanes Vs. 397. Luciani astrolog. 26. Gierig zu Ovids Faſten I, 469. II, 289. Heyne de Arcadibus luna antiquioribus. Opusc. acad. II, 332. Beſonders noch Johannes Franz in Alex. von Humboldts Kosmos III, 480 ff. vgl. 441. Ueber die Egypter: Apoll. Rhod. IV, 261. Ueber Beröa Nonnus 41.

Aber wer iſt denn der Gatte dieſes böſen Mondweibes? Wer iſt dieſer Botſchika? Selbſt Tiedemann (Heidelberger Jahrbücher 1851. 176) hält ihn wie Quetzalcoatl, Votan und andere Kulturheroen für einen wahrſcheinlichen chriſtlichen Miſſionär, der entweder aus Spanien oder Island eingewandert war. Aber wer iſt doch der Gatte der Mondgöttin in der Mythologie? Es kann derſelbe nach der Anſchaunng aller Naturvölker niemand anders ſein als der Sonnengott. Und wie nun der Mond böſe iſt, oder doch böſe ſein kann, aus demſelben Grunde iſt Botſchika gut. Die Sonne zeigt ſich in dieſen Gebirgsgegenden ſo zu ſagen als die einzige ſichtbare wohlthätige und ſchaffende Naturkraft. Nun wiſſen wir auch, warum Botſchika von Morgen herkommt. So ſtieg der Babyloniſche Gott Oannes bei Sonnenaufgang aus dem Perſiſchen Meerbuſen, lehrte die Menſchen Künſte, Wiſſenſchaften, Ackerbau, Religionsgebräuche und Staatseinrichtungen; beim Sonnenuntergang tauchte er wieder ins Meer. Das iſt der ſo oft vorkommende Sonnenheros, der die Kultur bringt. Denſelben Sinn hat auch die öſtliche Herkunft des Manco Capac. Wie dieſer heißt auch Botſchika ein Sohn der Sonne, führte den Sonnendienſt ein wie dieſer, und die Ordnung des Jahres mit dem Kalender. Den Lauf der Sonne alſo bezeichnet dieſer Mythus, und nicht den hiſtoriſchen Gang der Kultur.

In Amerika hatte die alte Kultur überall ihren Sitz und Ausgangspunkt in den Hochebenen der westlichen Gebirge, und verbreitete sich von da nur sehr mäßig in die östlichen Niederungen. Ueberhaupt sind in den Urzeiten der Naturstaaten nie Menschen weder bei ihrem Leben, noch nach ihrem Tode in dem Sinne göttlich verehrt worden, daß sie zu persönlichen Göttern mit speziellen Namen geworden wären. So die Inkas, und so die Geister der Todten bei den Wilden. In erstern wurde der Stand verehrt, nie wurde ihre Person ein spezieller Gott. Die Geister der Todten aber sind namenlose Spukgeister. Dagegen wurden Naturgötter überall anthropomorphirt.

Mit dem Sonnendienst hängt nun auch zusammen, was der Sonnenmythus von der großen Fluth und deren Ableitung durch den Wasserfall von Tequendana erzählt. Die überall in Amerika wiederkehrende Fluthsage ist hier lokalisirt als eine das ganze Land Cundinamarca bedeckende Ueberschwemmung durch den Landesfluß Funzha. Es ist auch diese Sage nicht als eine historische Erinnerung an eine allgemeine Fluth (Sinfluth) zu fassen, sondern als ein kosmogonischer Mythus, welcher die Erde ursprünglich mit Wasser bedeckt sein, und aus demselben hervorgehen läßt. Niemand anders konnte da helfen als der Sonnengott, der die Feuchtigkeit auftrocknete, durch sein Feuer Leben und Fruchtbarkeit gab, und dadurch zum Schöpfer eines gebildeten Lebens, zum Kulturgotte wurde. Auch dieser kosmogonische Mythus hat seine kosmologische geschichtliche Wahrheit, er erzählt die Geschichte eines jeden Jahres.

Es giebt viele diesem sehr ähnliche Mythen. So namentlich der Kulturmythus des Hochthales Kaschmir. Dort war ursprünglich auch das ganze Land mit Wasser bedeckt, und ein böser Geist verursachte beständigen Schaden unter Früchten, Thieren und Menschen. Da bewirkte ein Enkel Bramas, Kasyapa, daß die Wasser, welche das Thal bedeckten, abliefen. Hierin war ihm Vischnu behülflich, der dem Wasser durch das Oeffnen der Berge bei Baramulla einen Abfluß verschaffte. Und so konnte nun Kasyapa leicht den gewonnenen Boden bevölkern. Vgl. Kaschmir und das Reich der Siek, von Hügel, Bd. II, S. 16 ff. Karl Ritter, Erdkunde III, 2. 2. S. 1091 ff.

Bekannt ist auch, wie die Wasser des Thales Tempe, sei es durch Hercules, sei es durch Poseidon, welcher die Felsen zerriß, abgeleitet wurden. Dadurch entstand die paradiesische Natur dieses Thales. Was

die Aeltern einem Gotte, ſchrieben die Spätern einem Erdbeben zu. Herod. VI, 129. Strabo IX, 576 (438). Diod. Sic. IV, 18. Athen. XIV, 10. Zwei bekannte Arbeiten des Hercules haben ebenfalls keinen andern Sinn als den, welchen unſer Mythus ausdrückt. Denn ſo wird der Nemeiſche Löwe, der aus dem Monde herabfiel und ein Sohn des Mondes war, vom Sonnengott Hercules in ſeiner erſten Arbeit erlegt wie Huythaca von Botſchika von der Erde vertrieben und in den Mond verwandelt wurde. Vgl. Aelian. Hist. anim. XII, 7 aus dem Epimenides, Servius zu Virg. Aen. VIII, 295. Schol. zu Apoll. Rhod. Argon. I, 498. Tatianus adv. Græcos cap. 27 aus Herodorus (490 v. Chr.), Plutarchus de orbe Lunæ cap. 24. So iſts mit der zweiten herkuliſchen Arbeit, in welcher der Kulturheld mit der Schlange des Lernäiſchen Sumpfes kämpfte. Die Pfeile, die Herkules gegen ſie abſendet, ſind nicht umſonſt brennende, auch konnte begreiflicher Weiſe die Schlange zuletzt nur durch das Anzünden des Waldes gründlich überwältigt werden.

Drachengeſchichten der Schweizeriſchen Landſagen hat Scheuchzer in ſeinen Alpenreiſen, Itinera per Helvetiæ regiones facta, — Auszug von Sulzer, gegeben. Noch jetzt erzählt der Senn auf der Göſchenenalp im Urnerland, wie ehedem Schlangen und anderes Ungethüm das Land bevölkert hätten. Da ſei ein Mann gekommen, der hätte die Thiere weggeſchafft und das Land urbar gemacht. Auch erzählen die Leute am Türlerſee an der Südweſtſeite des Albis, wie vordem eine böſe Fee hier gelebt habe, Namens Vreneli oder auch Chrymhildere. Dieſe ergriff eines Tages ein Scheunenthor, ſchaufelte damit den Grund auf, und verſuchte ſo den Ablauf des Sees zu ſtauchen, um dadurch das ganze Thal zu überſchwemmen. Da wurde ſie aber plötzlich von einer Windsbraut ergriffen und durch die Lüfte auf den Glärniſch entführt. Dort weilt ſie noch auf Vrenelis Gärtli, und dieß iſt der einzige Theil des Alpengebirgs, den man am Türlerſee ſehen kann. So rettete nach einer Elſäſſiſchen Sage der Alte vom Berge die Menſchen von den Ueberſchwemmungen des Sultzeren-Sees. Stöber Sagen S. 94. Ein Gefangener befreite das Rheinthal von den Gewäſſern dadurch, daß er das Bingerloch durchbrach. S. 183.

Kehren wir zu Botſchika zurück. Es heißt von ihm, wie von dem Peruanergott Viracocha (oben §. 63. 67), er ſei mit einem Barte verſehen geweſen. Wir werden noch zwei Kulturheroen mit Bärten antreffen.

den Tolteksischen Quetzalcoatl, und den Chichimeken Coxcox. Auch bei Copan in Honduras glaubt Stephens in seinem Centralamerika I, 152, Ausg. 12 einen Götzen mit einem Barte entdeckt zu haben. Wegen des Zurücktretens des Bartes bei der Amerikanischen Rasse hat man auch in diesen Bärten einen Beweis für eine Einwanderung aus der aktiven Menschenrasse zu der passiven amerikanischen finden wollen. Der ganze Beweis zerfällt schon durch die bereits sicher gestellte Bedeutung Botschikas als eines Sonnengottes. Wenn zudem irgend ein anderer Welttheil auf Amerika einen Kultureinfluß ausgeübt hat, so ist es nach den Untersuchungen A. v. Humboldts Ostasien gewesen, also westlich von Amerika. Allein gerade hier tritt der Bart eben so gut zurück wie in Amerika. Die Erklärung des Bartes Botschikas mag schwierig sein. Aber diese Schwierigkeit berechtigt obigen Resultaten einer besonnenen Kritik gegenüber noch keineswegs zur Annahme einer Einwanderung einer aktiven Rasse nach Amerika in den Urzeiten der Kulturheroen. Eine historische Schwierigkeit berechtigt den positiven Kritiker noch nicht zu jedem möglichen und beliebigen Schluß. Dazu kommt nun noch, daß dieser Bart doch auch nicht so absolut schwierig ist. Der Bart fehlt den Amerikanern nicht von Natur, wie seiner Zeit von la Honton, Pauw und anderen Schriftstellern der Art hat behauptet werden wollen. Man weiß, daß die Eingebornen ihn gewöhnlich ausraufen, doch geschah dieß nicht so ausschließlich und immer. Man findet in Amerika nicht nur Leute mit Bärten, sondern auch mit langen Bärten. So in Patagonien, Brasilien, Centralamerika und Mexiko, in Louisiana, unter den Nordamerikanischen Rothhäuten bei den Chepewyans, und auf der Nordwestküste bei den Yahipais oder Yabipais in der Nähe der Casa Grande. Die Sitte des Barttragens kann auch im alten Amerika wie anderswo gewechselt haben. So zeichnete sich in Mexiko die tributäre Klasse durch ihre Knebelbärte aus, und zeichnet sich noch aus. Aber auch die Priester trugen den Bart lang, manche so lang, daß er bis auf die Beine hinunterhing. In Mexikanischen Gemälden sind Leute mit Bärten dargestellt, die keine Spanier sind. In Louisiana ließ man wie in Egypten und Rom den Bart zum Zeichen der Trauer wachsen. Auch unter den Patagoniern giebt es Leute mit langhaarigem Knebelbart. — Ob nun der Bart der Kulturgötter ihr hohes Alterthum bezeichnen soll, ob die Strahlen des Sonnengottes (jubar), ob bald das eine, bald das andere, oder ob ein anderer Grund ihn ins Dasein

gerufen habe, ich kann es nicht bestimmen. Aber das weiß ich, daß er weder auf Menschen im Osten, noch im Westen Amerikas hinweisen kann. Bei den Irokesen findet sich auch noch die mythische Vorstellung von fliegenden Köpfen, die feuerflammend und von übernatürlicher Größe, zugleich in Haare und Bärte gehüllt sind.

Vgl. A. v. Humboldts Essai p. 86. 305. 361. 410. Monuments pl. 47. 48. Reise V, 310. Spix und Martius I, 369. 377. Pöppig, Indier 373 nach Azar und Mackenzie, Vater Mithrid. III, 2, 310. 3, 32, der noch andere Schriftsteller anführt, — Volney tableau du climat etc. II, 442. Mackenzie 103. Adair 4. Lang 230. Mühlenpfordt Mejico, I, 211. II, 537. Bromme Nordamerika 161. Prichard IV, 440. Braunschweig 21. Klemm I, 233. II, 10. Blumenbach de generis humani varietate, Göttingen 1781 S. 101. Bory de St. Vincent (deutsch) 217. Clavigero I, 382. Herder Ideen, Bd. II, Buch VI, Cap. 6 nach Commerson, Schoolcraft Iroquois 266.

---

§. 89. Die Kultur.

Was sich im Mythus ausspricht, ist der Wiederschein von der Kultur und dem Kultus der Muyscas. Daher die Betrachtung der Kultur und des Kultus als eine Fortsetzung der Erklärung des Mythus und als eine Bestätigung derselben dienen wird. Wir reden zuerst von der Kultur.

Die Kulturverhältnisse des Volkes der Muyscas sprechen sich schon in ihrem Kulturmythus als die eines Kulturstaates aus. Und diesen Eindruck machte auch dieser Staat auf die ersten Spanischen Entdecker. Als im Jahr 1537 Gonzalo Ximenes de Quesada, genannt der Eroberer, aus den Niederungen des Magdalenenflusses in das Hochland von Bogota kam, waren er und seine Leute nicht wenig über den Unterschied der Kultur erstaunt. Von wilden Horden waren sie zu einem ackerbautreibenden Volke gelangt, welches seine Felder mit Mais, Kartoffeln und anderen Früchten fleißig bepflanzte, daher in dichter Bevölkerung lebte, und zahlreiche Heere ins Feld stellte. Dieses Volk lebte in zwei Staaten unter zwei Königen, deren jeder wie in Mexiko von vier Wahlfürsten erwählt wurde. Der eine König, der Zaque hieß,

reſidirte in Tunja, der andere in Bogota hieß Zippa. Ein geiſtliches Oberhaupt, das in Iraca ſeinen Sitz hatte, ſcheint beide Staaten unter ſeine Obhut genommen zu haben, doch wird dieß bloß von Tunja ausdrücklich angeführt. Von der frühern Geſchichte dieſer Staaten wird nichts als Mythiſches berichtet. Wenn im Mythus die älteſten Bewohner als Wilde ohne alle Religion bezeichnet werden, ſo geſchieht dieß nach Analogie aller Kulturmythen, welche die Religion erſt von ihrer Religion anheben, und wir haben hierin weniger eine Ueberlieferung zu erblicken als vielmehr eine Reflexion, welche dem Kulturmythus eine ſcharfe und grelle Unterlage zu geben bemüht war. Wir können es als ein Reſultat der Geſchichte anſehen, daß es keine auch noch ſo wilde menſchliche Geſellſchaft je gegeben hat, welche von Natur der Religion entbehrte. Wir werden ſpäter ſehen, welche Art von Religion dem Sonnendienſte Botſchikas vorangegangen iſt. — Der erſte weltliche Fürſt nun in dem von Botſchika geſtifteten Sonnenreiche hieß Huncahua, d. h. der Weiſe. Er war es, der die Stadt Tunja, eigentlich Hunca, erbaute, die benachbarten Gegenden eroberte, und die Herrſchaft der Chibchaſprache verbreitete. Er regierte zweihundert und fünfzig Jahre lang, alſo noch etwas länger als die ſieben Könige Roms zuſammengenommen. Die abſolute Herrſchaft des Königs, das Haremsweſen und Hofceremoniell war ähnlich wie in Peru, der Wille des Königs hatte keine Schranken, ſein Harem zählte zweihundert Weiber, er wurde in einer mit Gold und Edelſteinen gezierten Sänfte getragen, begleitet von einem vornehmen Gefolge, das ihm den Weg reinigte und mit Blumen beſtreute. Der Adel war zwar auch hier durch Vorrechte vor dem gemeinen Volke ausgezeichnet, aber auch hier ein von der Krone vollkommen abhängiger Lehnsadel. In den Sitten wurde ähnlich wie im Inkaperu die Verbeſſerung getroffen, daß man die Päderaſtie ſtreng beſtrafte. Herrera d. III, l. IV, c. 7. Pöppig, Indier 375. Auch hier trug man, wie in ſo vielen anderen Kulturländern des tropiſchen Amerika baumwollene Kleider. Daher wurde die Baumwollenſpinnerei ſehr ſtark betrieben, beſonders wußten ſie ſehr ſchön zu färben, und aus Baumwolle buntgefärbte Blumen zu verfertigen. Die Leute verſtanden ſich auf Goldarbeiten, wie die Peruaner, wie denn das Land reich an Gold iſt, das man ohne Mühe und gediegen gewann. Eine Quelle für Gold und andere Schätze, welche den Peruanern verſtopft war, floß den Muyscas aus dem Handel. Man bezog aus dem Aus-

lande Gold, und lieferte dafür Salz. Humboldt hat noch ſolche Steinſalzgruben bei Zipaquira beſucht. So war der Ruf von den Schätzen Cundinamarcas bis nach Quito und Venezuela gedrungen, und hatte ſogar ſpäter die fabelhafte Sage vom Eldorado veranlaßt. Neben den Goldarbeiten waren beſonders Gefäſſe und Bilder aus Thon häufig. Von der plaſtiſchen Kunſtfertigkeit des Volkes zeugt unter anderm ein in Granit gearbeiteter Menſchenkopf, deſſen Abbildung Humboldt in ſeinen Monuments mitgetheilt hat, und der mehr Geſchmack verräth als die gewöhnlichen anderen amerikaniſchen Bilder. Außer dem Handel unterſchied ſich das Leben in Cundinamarca von dem in Peru auch noch durch ein beſtimmtes Erbrecht, während im letztern Lande eigentlich keine Eigenthumsverhältniſſe des Grundes und Bodens ſtattfanden. Beſonders aber iſt die Kultur der Muyscas aus ihrem künſtlichen von Prieſtern geordneten Kalender erſichtlich. Derſelbe hatte ein prieſterliches, ein bürgerliches, und ein landwirthſchaftliches Jahr von je ſieben und dreißig, zwanzig, und zwölf bis dreizehn Monaten. Einſchaltungen brachten dieſelben immer wieder mit einander in Uebereinſtimmung, und ordneten den Cyclus der Feſte. Humboldt hat die Einzelnheiten, wie dieſe Einſchaltungen und die verſchiedenen Zeiteintheilungen angeordnet waren, genau dargelegt. Uns kann hier für unſern Zweck die Bemerkung genügen, daß die Intercalationen der Muyscas merkwürdigerweiſe mehr Aehnlichkeit mit den oſtaſiatiſchen zeigen als mit andern amerikaniſchen. Uebrigens hatte man auch hier einen Kalenderſtein, deſſen hieroglyphiſche Zeichen wie in Mexiko Tage und Zahlen der Einſchaltungen angaben.

So war der Kulturſtand der Art, daß auch die Naturreligion eine Kulturreligion ſein mußte. Der Kulturmythus war auch ein Mythus des Sonnengottes, das durch die Sonne bedingte Kulturleben ſpiegelte ſich in der Verehrung der Sonne, im Sonnenkultus ab.

---

§. 90. Der Kultus.

Im Allgemeinen trug der Kultus den gewöhnlichen polytheiſtiſchen Charakter an ſich beſonders derjenigen Völker, welche den Sonnendienſt zum Mittelpunkt ihrer Götterverehrung gemacht hatten. Neben Sonne

und Mond wurde eine Menge Götterbilder in den Tempeln angebetet, und mit Opfern und Wallfahrten verehrt. Auch hier gehörten Fasten, Kasteiungen und zeitweise fleischliche Enthaltsamkeit zu den Kultushandlungen.

Die verschiedenen Theile des Kultus erscheinen uns vereinigt an dem Hauptfeste der Muyscas, welches mit ihren Einschaltungen im genauesten Zusammenhange steht. Da durch diese letztern ein Cyclus von fünfzehn Jahren gebildet wurde, in welchem alle Abweichungen der verschiedenen Jahre ausgeglichen wurden, so feierte man den Anfang dieses Cyclus oder die Indiction mit einem Feste, und zwar dem Hauptfeste der Nation. Der Mittelpunkt wiederum dieses Festes war ein Menschenopfer für die Sonne, und dieses Menschenopfer stellte auch selbst die Sonne dar. Der für dieses Opfer bestimmte Mensch wurde schon als ein junges Kind in einem bestimmten Dorfe, heut zu Tag San Juan de los Llanos genannt, aus dem Hause seiner Eltern weggenommen. Daher trug er von nun an den Namen Guesa, d. h. der Irrende, der Ohnehaus, der Heimatlose. Man nannte ihn auch Quihica, Thüre, weil er wie der Römische Janus den Durchgang zwischen dem alten und dem neuen Zeitabschnitt bildet. Dieser Guesa wurde bis zu seinem zehnten Altersjahre im Sonnentempel zu Sogamozo auferzogen. Alsdann wurde sein Aufenthalt verändert und der Reihe nach und zwar in derselben Aufeinanderfolge in diejenigen Orte verlegt, wie sie Botschika während seines irdischen Daseins durchzogen hatte. Denn es war dieser nach dem Mythus von eben demselben Orte ausgegangen, aus welchem der Guesa genommen zu werden pflegte. Der Guesa stellt, wie dieß namentlich auch bei Mexikanischen Opfern vorkommt, den Gott dar, dem er geopfert wurde. Dadurch gab er Gelegenheit zur Ausbildung des Mythus, der sich, wie so oft geschieht, an die symbolische Handlung des Kultus anschloß. — Im fünfzehnten Lebensalter des Guesa endlich, das zugleich mit dem Anfang des Cyclus zusammenfiel, wurde der Jüngling auf einen runden Platz geführt, in dessen Mitte die zum Sonnenkultus gehörige Sonnensäule sich befand. Ihm folgten in feierlicher Prozession bis zu der Säule hin die maskirten Priester oder Xeques, welche theils ebenfalls den Botschika darstellten, theils seine Gattin, theils andere Götter. Wir erinnern uns hier beiläufig an die Maskenzüge der Peruaner an ihrem Winterfeste Raymi (oben §. 81). In Amerika waren dergleichen Maskirungen im religiösen

Sinne ſehr verbreitet. Das Basler Mexikaniſche Muſeum beſitzt viele ſolcher Masken. Auch ſind die Mummereien der Nordamerikaniſchen Rothhäute aus den Abbildungen bei Prinz Maximilian und bei Catlin hinlänglich bekannt. Auch noch die chriſtlichen Römer kleideten ſich in Thiere, in Hirſche oder Kühe. Dieſe Sitte hatte in der alten heidniſchen ihren Urſprung, am Neujahrstage ſich in Thierhäute, beſonders von Hirſchen, zu vermummen. Dahin gehört das Einkleiden der Egyptiſchen Prieſter in die Häute der heiligen Thiere. Diod. Sic. I, 83. Porphyr. abst. IV, 6. Ueberhaupt ſtellt ja der Prieſter auch in Amerika häufig die Gottheit vor, deren Namen er nicht ſelten trägt. Nachdem alſo in Begleitung dieſer maskirten Prieſter der Gueſa bei der Sonnenſäule angelangt war, wurde er an dieſelbe feſtgebunden und mit Pfeilen erſchoſſen. Darauf riß man ihm das Herz aus dem Leibe, und brachte es dem Sonnengotte dar, das Blut aber wurde in die heiligen Gefäſſe geſammelt.

Das ganze Feſt ſtellt, wie man ſchon aus der Zeit ſeiner Feier abnehmen kann, den heiligen Cyclus, ſeinen Ablauf und neuen Anfang, dar, welchen die Sonne ſelbſt zurückzulegen hat. Das ganze Kalenderweſen iſt ja nach dem Sonnenlauf als dem Mittelpunkt aller Zeitbeſtimmungen geordnet, und ſo iſt der Sonnendienſt der Mittelpunkt, wie der Kultur, ſo auch des Kultus. Dieſe Bedeutung der Sonne wird durch den ihr geopferten Gueſa ſymboliſch und dramatiſch dargeſtellt. Gueſa und Botſchika machen denſelben Weg, ſie vollenden ihn in derſelben Zeit. Die Säule bezeichnet den Endpunkt, den Terminus, die Meta des Cyclus, bei welchem die Sonne, bei welchem der Gueſa anlangt. Säulen meſſen den Weg der Sonne. An der Säule wird der Gueſa angebunden, wie auch die Mexikaner ihren Cyclus oder ihr Seculum durch die Hieroglyphe einer zuſammengebundenen Garbe bezeichnen, oder wie eben dieſelben das große Feuerfeſt am Ende und am Anfang ihres Seculums das Band unſerer Jahre nannten. Die Opferung endlich des Gueſa für Botſchika ſtellt ſein Verſchlungenwerden von dieſem dar, ſein Eingehen in deſſen Weſen, — er hatte ja ſchon vorher ſeine eigene Perſönlichkeit gegen die Botſchikas vertauſcht.

Vgl. Humboldt Monum. 259 ff. 128. 244 ff. 297. Deutſche Vierteljahrsſchrift 1839 I, 102. 110. Herrera VI, 5. 6. Famin S. 10. Kottencamp I, 469 nach Piedrahita I, 3—5.

§. 91. Die Verehrung des alten Gottes Fomagata.

Zum Schluſſe dieſes Abſchnittes müſſen wir noch einen Blick auf die alte Verehrung eines frühern Gottes Fomagata werfen, der bei obigem Hauptfeſte der Muyscas ſich auch noch einige Berückſichtigung zu erhalten gewußt hatte. Bei der großen Prozeſſion nämlich, welche den Gueſa bis zur Sonnenſäule geleitete, ſtellte eine Abtheilung der maskirten Aeques dieſen Gott Fomagata dar. Man erzählte ſich aber von ihm, wie er in uralten Zeiten als Feuergeiſt durch die Luft gefahren ſei, und zwar zwiſchen Tunja und Sogamoza. Man hielt ihn auch für einen grauſamen Tyrannen, der die Menſchen in Thiere verwandelt hatte, nachgehends aber von Botſchika ein gleiches Schickſal erfahren mußte, wie Uranus von ſeinem Sohne und Nachfolger Kronos.

Dieſer Mythus macht mit dem von Botſchika nicht eine urſprüngliche Einheit aus, Fomagata bezeichnet nicht wie Huythaca eine dem Botſchika feindlich entgegentretende Naturkraft in dem Kreiſe derſelben Naturauffaſſung, ſondern einen früher verehrten Gott, deſſen Dienſt durch den Botſchikas, wenn auch nicht abgeſchafft, ſo doch ſtark in den Hintergrund gedrängt, und dem Sonnendienſte Botſchikas auf ähnliche Weiſe untergeordnet wurde, wie die früheren Götter Perus dem Sonnengotte der Inkas. Wahrſcheinlich war Fomagata ſelbſt ein Sonnengott, von dem das Weſentliche des Dienſtes und des Hauptfeſtes der neuen Religion ſich mitgetheilt hatte. So hatten auch die Natſchez in Florida ihr cycliſches Feſt des neuen Feuers der Sonne zu Ehren gefeiert (oben §. 6). Ebenſo wurde bei der periodiſchen Erneuerung des Feuers auf der Inſel Lemnos das neue Feuer für die häuslichen Herde von dem Altar Apollos in Delos geholt. Daß Fomagata als grauſamer Tyrann geſchildert wird, der im Lande vor Botſchika geherrſcht habe, rührt von dem euhemeriſtiſch ausgedrückten Gegenſatz des Charakters beider Religionen. Nach Analogie aller andern Urreligionen Centralamerikas, Perus und Quitos war auch in Cundinamarca die ältere Fomagatareligion weit weniger mild und forderte weit mehr Menſchenopfer als die Botſchikareligion. Aber aus dieſer ältern Religion hatte ſich doch wenigſtens das Menſchenopfer des Gueſa erhalten, wie auch in Peru die Inkas, und im Mexikaniſchen die Tolteken die Menſchenopfer nicht ganz hatten abſchaffen können, wenn ſie auch einen humanern

Dienſt, wie wir uns ebenfalls den des Botſchika zu denken haben, einzuführen bemüht waren. Daß bei den Muyscas das Weſentliche des Cyclusfeſtes ſich von dem alten Dienſte des Fomagata in die Botſchikaverehrung hinein vererbt hatte, iſt auch daraus klar, daß ſich dieſes feindſelige und entthronte Weſen dennoch am Feſte des jüngern Sonnengottes ſeinen Platz vorbehalten durfte. Alte Religionsreſte laſſen ſich nicht ſo leicht beſeitigen.

Die mythiſche Natur dieſes Fomagata zeigt ſich außer ſeiner Erſcheinung als himmliſcher Feuergeiſt auch noch in ſeiner Verwandlung der Menſchen in Thiere. Dieſe Verwandlungen weiſen uns nach dem ſoeben und ſchon oft ausgeſprochenen Kanon auf einen frühern Thierdienſt, der mit der Verehrung Fomagatas in einem gewiſſen Zuſammenhange ſtand. Je älter in Amerika die Zeiten ſind, deſto mehr herrſchte Thierdienſt. Auch in Kaſchmir ging dem Bramaismus eine ältere Thierverehrung, namentlich Schlangenreligion voran. Am Hauptfeſte der Muyscas wurde dieſer alte Thierdienſt durch diejenigen maskirten Prieſter angezeigt, welche bei der großen Prozeſſion Krokodile und Schlangen darſtellten. Dieſe Thierverwandlungen weiſen aber auch wie diejenigen, die Circe durch ihre Zauberkünſte vollbrachte, auf diejenige Art der Zauberei, welche die Menſchen momentan in Thiere verwandeln zu können glaubt. Aber auch dieß ſteht mit dem alten Thierdienſte in dem genauſten Zuſammenhange. Vgl. Famin 10. Chateaubriands Reiſe III, 94 ff. Carl Ritter Erdbeſchreibung III, 2. 2. S. 1093. Eckermann Mythologie II, 54.

Ich habe hier die Anſicht über Fomagata gegeben, wie ſie aus den Ueberlieferungen der Muyscas mir hervorgeht, und zwar hervorging, bevor ich von dem Folgenden etwas wußte. Wir finden nun aber die Verehrung dieſes Gottes noch weiter verbreitet bis Nicaragua, ein Beweis, daß dieſelbe in den Urzeiten in Mittelamerika verbreitet geweſen ſein muß. Daß wir von der Verehrung dieſes Gottes nur in Nicaragua wiſſen, rührt daher, daß wir zufällig gerade von dieſem Lande die genauern Berichte Oviedos beſitzen. Hätten wir derartige Nachrichten auch von den andern Centralländern Amerikas, die die vormexikaniſche Zeit betreffen, ſo würden ſich ſicherlich auch in ihnen Spuren dieſes Gottes erhalten haben. Es führen nicht wenige Anzeigen zu der Annahme, daß in den Urzeiten in Terra firma vor der Ankunft der Karaiben und der Einführung der Botſchikareligion in Cundinamarca

derſelbe Zuſtand religiöſer Dinge geherrſcht habe wie in Centralamerika vor der Einwanderung der Tolteken. Wir können dieſe Anzeigen hier nicht weiter verfolgen. Ich erinnere bloß an die auch in Cumana wie im nördlichen Centralamerika vorkommende Verehrung des Kreuzes, Gomara I, 83. Hazart 284. Vgl. unten §. 98, an die Menſchenopfer, welche den Gott darſtellen, dem ſie geopfert wurden, an das Vorkommen des Wortes Cundinamarca bei den Mexikanern, während doch daſſelbe kein aztekiſches ſein kann, weil dieſer Sprache das R fehlt.

In Nicaragua nun alſo waren die beiden oberſten Götter Fomagazdad und Zipaltonal, Mann und Frau, welche die Welt geſchaffen haben, und von denen die Menſchen abſtammen. Zu ihnen gelangen nach dem Tode die Tapfern, und ihnen wurden zahlreiche Menſchenopfer dargebracht in der Ueberzeugung, daß ſie das Fleiſch und Blut der geopferten Menſchen genöſſen. Man ſtellte ſich dieſe beiden Götter ſtark anthropomorphirt vor und ganz wie Indianer.

Dieſer Fomagazdad der Nicaraguer iſt ſchon dem Namen nach niemand anders als der Fomagata der Muyscas. Er iſt wie dieſer oberſter Gott, und wird mit zahlreichen Menſchenopfern verehrt. Die Zuſammenſtellung mit ſeiner Gattin als die beiden oberſten Götter des Landes macht ihn ſchon nach einer weit verbreiteten Analogie Amerikaniſcher Völker, beſonders in Centralamerika und Terra firma, zum Sonnengotte, in deſſen Haus überall beim Sonnendienſte die Helden nach dem Tode gelangen; — die Gattin muß der Mond ſein. Bei letzterer kommt nun noch ein beſonderer Grund dazu, der ſie zur Mondgöttin ſtempelt, der dann auch natürlich wieder indirekt ein Grund wird, in Fomagazdad, mithin auch in Fomagata, den Sonnengott zu erblicken. Wie nämlich die Mondgöttin in Nicaragua Zipaltonal heißt, ſo findet ſich der zweite Theil des Wortes, offenbar der Haupttheil, auch wieder in dem Namen der centralamerikaniſchen Mondgöttin Tona, wie ſie in Colhuacan und auf den großen Antillen hieß. Den erſten Theil des Wortes aber haben wir ſchon früher in den Muyscawörtern Zippa, wie der eine König hieß, und Zipaquira, wo Humboldt die Steinſalzminen ſah, vorgefunden.

Daraus erhellt, daß Fomagata, jener Feuergeiſt in der Luft, jener Tyrann auf Erden, der die Menſchen in Thiere verwandelt und von Botſchika entthront wurde, ein uralter bis Nicaragua hin verehrter Son-

nengott war, deſſen Kultus mit bedeutenden Menſchenopfern und mit Thierdienſt in Verbindung geſtanden war.

Vgl. Oviedo S. 10. 21. 24. 29. 30. 35. 39. 40. 48 im vierzehnten Band des Sammelwerkes von Ternaux.

Dritter Abſchnitt.

Religion der Mexikaner.

§. 92—121.

§. 92. Einleitung. Die Quellen. — §. 93. Geſchichtliche Verhältniſſe des geſammten Centralamerika. Das Majageſchlecht. — §. 94. Kulturüberreſte des Majageſchlechtes. — §. 95. Allgemeiner Religionscharakter beim Majageſchlechte. — §. 96. Alter Sonnen- und Geſtirndienſt. Uralte Menſchenopfer für die Sonne und ihre Surrogate. — §. 97. Thierdienſt. Botan. — §. 98. Götter der Elemente und Lebensbedürfniſſe. Das Kreuz. — §. 99. Unſterblichkeitsglaube. — §. 100. Kosmogoniſche Mythen und eſchatologiſche Befürchtungen. — §. 101. Ueberblick der Geſchichte der nordiſchen Einwanderung. — §. 102. Geſchichte der Azteken. — §. 103. Die Kultur der Mexikaniſchen Völker. — §. 104. Die Hieroglyphen der Mexikaner. — §. 105. Allgemeiner Religionscharakter bei denſelben. — §. 106. Der ſüdliche Naturdienſt bei den Mexikanern. — §. 107. Der nordiſche Geiſterglaube und Fetiſchismus in Verbindung mit dem ſüdlichen Naturdienſte. — §. 108. Quetzalcoatl. — §. 109. Huitzilopochtli. — §. 110. Tezcatlipoca. — §. 111. Der Kultus. Die Opfer. — §. 112. Menſchenopfer. — §. 113. Gebete, Gelübde, Geſang, Tanz, Muſik. — §. 114 Götterbilder. — §. 115. Tempel. — §. 116. Feſte. — §. 117. Prieſter. — §. 118. Reinigungen, Faſten, Waſſertaufe, Feuertaufe. — §. 119. Offenbarung der Gottheit. — §. 120. Unſterblichkeitsglaube. — §. 121. Verhältniß der Sittlichkeit zur Religion.

§. 92. Einleitung. Die Quellen.

Der Ausdruck Mexikaner bezeichnet im weitern Sinn alle die Völker, welche verwandt mit den Azteken das Mittelalter hindurch in die Länder des Mexikanischen Reiches von Norden her einwanderten. Das letzte Geschlecht derselben, die Azteken, hatte jenes Mexikanische Reich gestiftet, das den Spanischen Eroberern bekannt wurde und dem unerschöpflichen Geiste eines Cortes erlag. Es umfaßte aber dieses Reich unter der Oberherrschaft der Azteken nicht bloß jene nordischen Brudervölker, sondern zugleich zahlreiche Reste einer ihnen fremden Urbevölkerung, die aber auf die Bildung und Religion der Nordländer den bedeutendsten Einfluß ausübte. Wir sehen uns daher genöthigt, alle diese verschiedenen Völker mit in den Bereich der folgenden Darstellung zu ziehen. Wir schicken aber auch hier eine Uebersicht der Quellen voraus, welche sich leicht aus Clavigero, Baumgarten, Robertson, Ternaux Compans und Prescott nöthigenfalls vervollständigen läßt. Die Werke über das Urvolk des Majageschlechtes werden bei der Anführung der Kulturüberreste desselben aufgeführt werden.

Die Quellen.

Für das Mexikanische Alterthum, besonders die Religion, stehen uns die reichhaltigsten Quellen zu Gebote. Es ist das auch nicht anders als billig, denn kein andres amerikanisches Volk hat so vielfältige Bildungselemente theils in sich aufgenommen, theils aus sich entwickelt, keines hat so vielartige Formen des religiösen Lebens dargestellt, welche als der Urtypus des Religionszustandes in dem mythischen Zeitalter angesehen werden können, wie das Mexikanische. Die Spanier haben sich auch außerordentlich um die Erforschung und Darstellung dieses

Alterthums bemüht, und die Unterſuchungen der Neuern, der Nordamerikaner, Engländer, Franzoſen, Deutſchen, beruhen alle auf jenen Spaniſchen Quellen. Und wenn auch die alten Spanier in der Erklärung der religiöſen Erſcheinungen im Mexikaniſchen Leben nicht immer glücklich geweſen ſind, ſo können ſie ſich noch im Grabe mit dem Troſte tröſten, daß es ihren unerbittlichſten Kritikern nicht beſſer ergangen iſt. Und doch hätten letztere leicht durch die Deutſchen Forſchungen auf dem mythologiſchen Gebiete in das richtige Geleiſe gelangen können, während man es jenen nicht verargen kann, daß ſie auf dem wiſſenſchaftlichen Standpunkte ihrer Zeit ſtanden. Uebrigens iſt bei alten ſowohl, als neuern Berichterſtattern nicht ſo faſt ihr Urtheil für uns wichtig, als die Thatſachen ihrer Berichte. Und wenn auch hier eine oberflächliche Kritik an der Richtigkeit deſſen, was ſie als Augenzeugen berichteten, hat zweifeln wollen, ſo haben auch hier im Allgemeinen und Ganzen die neueſten gründlichen Unterſuchungen die Zweifel zerſtreut.

Dieſe Quellen ſind nun verſchiedener Art. Oben an ſtehen die Berichte der Eroberer als der erſten Europäiſchen Augenzeugen, die in Buchſtabenſchrift Kunde ertheilen. Es folgen die gelehrten Männer, die ihr Leben unter dieſen Völkern zubrachten, und einen großen Theil deſſelben den mündlichen Ueberlieferungen und den Hieroglyphen der Eingebornen widmeten. Dahin gehören manche chriſtliche Indianer der frühern Jahrhunderte, die noch die Hieroglyphen und Sagen von Haus aus kannten. Eine folgende Abtheilung von Quellenſchriftſtellern bilden ſolche Europäer, welche ſich nach uns unzugänglichen Quellen der Erforſchung des Mexikaniſchen Alterthums widmeten. Sehr verdient machten ſich auch die Herausgeber von Sammelwerken, ſowie neuere Reiſende, welche nicht bloß eine reichliche Nachleſe über Baudenkmale hielten, ſondern viele Reſte von noch erhaltenen Sagen und Kulten auffanden und mittheilten. Aber auch fleißige Bearbeitungen, ſelbſt Compilationen, aus Quellen, die im Allgemeinen wohl eröffnet ſind, verſchmähen wir um ſo weniger, als die Quellen ſelbſt nicht jedem und immer zugänglich ſind.

Die Eroberer, Conquistadores, ſind zwar, wo ſie als Schriftſteller auftreten, zunächſt mit der Aufzeichnung ihrer eigenen Thaten und Schickſale beſchäftigt. Aber überall tritt aus ihren Schriften der friſche Eindruck der erſten Beobachtung Mexikaniſcher Gebräuche und Anſichten entgegen. Alles was ſie ſahen berührte ſie aufs Lebhafteſte,

und prägte ſich mit den ſprechendſten Zügen ihrem Gedächtniſſe ein. An der Spitze derſelben ſteht Don Fernando Cortes ſelbſt. In vier ausführlichen Berichten erzählte er ſeine Erlebniſſe ſeinem Monarchen, dem Kaiſer Karl V. Der erſte dieſer Berichte wurde den 16. Juli 1519 von Veracruz abgeſendet, alſo gleich nach der Entdeckung des Mexikaniſchen Feſtlandes. Dieſer Bericht iſt unbekannt geblieben. Es kann aber über die Mexikaner nichts von Bedeutung, ſondern bloß Einiges über die Küſtenbewohner darin geſtanden haben. Nicht unwahrſcheinlich iſt die Vermuthung Robertſons, daß in den Werken Peter Martyrs de rebus oceanicis et novo orbe, und de insulis nuper inventis dieſer erſte Bericht und die mündlichen Ausſagen der Ueberbringer mitgetheilt ſeien. Der zweite Bericht des großen Eroberers iſt vom 30. Oktober 1520, und giebt bereits ausführliche Nachricht vom Mexikaniſchen Reiche. Der dritte iſt vom 15. Mai 1522 datirt, und beſchreibt die Eroberung Mexikos. Der vierte Brief endlich führt das Datum des 15. Oktobers 1524, und giebt Nachrichten von der Unterwerfung und Koloniſirung der Provinzen. Dieſe drei letzten Berichte ſind in Spaniſcher, Lateiniſcher, Italieniſcher und Deutſcher Sprache gedruckt worden, in der Deutſchen zuerſt in Augsburg 1550, dann in Heidelberg 1779, und zuletzt 1834, beſorgt von Koppe, der ſich ſelbſt mehrere Jahre in Mexiko aufhielt, und ſeine Ueberſetzung mit ſchätzbaren Bemerkungen begleitete. Die zahlreichen Feinde des Cortes in Cuba, Sevilla, Madrid haben nie die Wahrheit dieſer Berichte verdächtigen können, die in cäſarianiſcher Einfachheit geſchrieben ſind. In Sachen der Religion war er eifriger im Handeln als im Forſchen, und er mußte oft vom Pater Bartholomäus von Olmeda, dem verſtändigen Geiſtlichen, der jene Schaar begleitete, in ſeinem Eifer gemäßigt werden.

Rehfues behauptet, daß der Geſchichtſchreiber Francisco Lopez de Gomara ſich in dem Beſitze der nachgelaſſenen Papiere des Cortes befunden habe. Gomara war ſpäter Hauskaplan des Eroberers und erfuhr natürlich Vieles von ihm durch den perſönlichen Umgang. Er ſchrieb eine Chronik von Neu-Spanien, und eine allgemeine Geſchichte von Indien. Ueber die Mexikaner, ihre Gebräuche, Geſetze, Feſte, Zeitrechnung berichtet er ausführlich, und zog darüber Erkundigungen bei den erſten Miſſionären ein.

In Begleitung des Cortes befand ſich gleich von Anfang an als gemeiner Kriegsmann Bernal Diaz del Caſtillo. Seine Geſchichte

führt die Aufschrift: Wahrhaftige Erzählung der Entdeckung und Eroberung von Neu-Spanien. Sie wurde erst 1634 gedruckt. Wir besitzen von ihr eine schätzbare deutsche Uebersetzung, welche 1843 die zweite Auflage erlebt hat und mit Recht sehr bekannt geworden ist. Diese Uebersetzung von Rehfues enthält schätzbare Anmerkungen, Beilagen und Untersuchungen. Abgesehen davon, daß Diaz nach seiner kerngesunden Natur die ganze Eroberung mit dem urkräftigsten Behagen beschreibt, macht er eine Unzahl für uns wichtige Beobachtungen, die ihm sein von den Zeitgenossen bewundertes Gedächtniß treu aufbewahrt hatte.

Rehfues theilt unter den Beilagen des dritten Bandes auch noch die Uebersetzung einer kurzen Schrift über Mexiko von einem andern Eroberer mit. Man nennt ihn gewöhnlich den unbekannten Eroberer bei Ramusio. Er war Offizier bei Cortes, schreibt sehr geordnet, und stellt das Zusammengehörige über die Gebräuche und die Religion zusammen. Die Schrift ist aber sehr kurz. Auch Ternaux Compans giebt sie, Bd. X, S. 49 ff.

Die Schriften anderer Eroberer, die nur wenig Ausbeute für unsern Zweck gewähren, sind von Herrera, Torquemada u. a. benutzt, oder von Ternaux ebenfalls mitgetheilt worden.

Wenn die Eroberer aufschrieben, was sie selbst noch sahen, so stellten Beamte, besonders Geistliche, gelehrte Untersuchungen an Ort und Stelle an. Es waren meistens Leute, welche nach dem Ausspruch W. Irwings den blutigen Spuren der Eroberer auf dem Fuß folgten, und die Wunden verbanden, die ihre Landsleute schlugen. Sie standen in genauem langjährigem Umgange mit den Indianern, kannten ihre Verhältnisse, Neigungen, Sagen, Gebräuche, Sprache, und viele Schriften derselben.

Oben an steht hier Bartholomäus de Las Casas, von dem schon bei den großen Antillen gesprochen worden ist. Er erhielt den Titel und das Amt eines Protektors der Indianer, und nachher wurde er Bischof von Chiapa. Seine Memoriale, die er zu Gunsten der Eingebornen nach Spanien schickte, wurden mehrere Male herausgegeben. Im Jahr 1597 erschien davon eine deutsche Uebersetzung, und 1822 eine französische von Llorente in zwei Bänden in Verbindung mit einer Lebensbeschreibung. Andere noch wichtigere Werke sind bloß handschriftlich vorhanden, wie die Geschichte des Bodens und Klimas der Amerikanischen Länder, von der Denkungsart und den Sitten der Amerikaner

unter Spaniſcher Oberherrſchaft, und zweitens die ſchon früher beſprochene Geſchichte von Indien. Er war von Vielem Augenzeuge, über Vieles erkundigte er ſich bei ſachverſtändigen Männern, beſonders Franziskanern, aber ſein Herz ſteht höher als ſeine Kritik, welche Clavigero, Rehfues u. v. a. in Bezug auf Mexikaniſche Dinge gering anſchlagen. Mehr Zutrauen ſchenkte ihm Herrera, der ſeine Geſchichte von Indien fleißig benutzt hat.

Andere kleine Schriften von Beamten über die alten Zuſtände der Indianer aus der Zeit der Eroberer theilt Ternaux beſonders im zehnten Theile ſeines Sammelwerkes mit.

Das wichtigſte Werk aus dem ſechszehnten Jahrhundert iſt das von dem Jeſuiten Joſeph Acoſta, von dem ſchon bei den Quellen zur Peruaniſchen Religionsgeſchichte die Rede geweſen iſt. Neben der Peruaniſchen behandelt er in demſelben Werke die Mexikaniſche Religionsgeſchichte. Hinſichtlich letzterer benutzte er außer den obigen Werken beſonders noch eine ältere Schrift eines Ordensbruders Juan de Tobar, der auf Geheiß des Vicekönigs Don Martino Enriquez genaue Forſchungen über die alte Geſchichte der akolhuakaniſchen Staaten angeſtellt hatte. Er iſt der erſte, der genauere Kunde von den Mexikaniſchen Hieroglyphen gab.

Das ausführlichſte Werk über altmexikaniſche Dinge iſt die Indiſche Monarchie vom Franziskaner Juan de Torquemada, welche 1614 in drei großen Folianten in Madrid herauskam. Er lebte fünfzig Jahre unter den Mexikaniſchen Volksſtämmen, deren Sprachen und Litteratur er vollkommen kundig war. Er benutzte Vieles, das ſpäter unzugänglich wurde, wie die Schriften der Eroberer Alfonſo de Mata, und Alfonſo d'Oſeda, drei Manuſcripte von den Franziskanern Andreas de Olmos, und Toribio de Benavente. Dazu kamen Schriften vornehmer Indianer, welche in der Buchſtabenſchrift der Europäer ihre Kenntniſſe der alten Zuſtände darlegten. Der erſte iſt Antonio Pimentel Ixtlilxochitl, der Großſohn des letzten Königs von Acolhuan, welcher hiſtoriſche Nachrichten über dieſes Königreich ſchrieb. Der zweite heißt Diego Magnoz Camargo, ein edler Meſtize aus Tlascala, der die Geſchichte dieſes Freiſtaates darſtellte. Die Herausgabe dieſes Schriftſtellers beſpricht Ternaux Compans XII, 47. Endlich iſt zu nennen Juan Batiſta Pomar aus Tezcuco, ein Nachkomme eines dortigen königlichen Baſtards, der hiſtoriſche Nachrichten über ſeine Vaterſtadt hinterließ.

Dienſt, wie wir uns ebenfalls den des Botſchika zu denken haben, einzuführen bemüht waren. Daß bei den Muyscas das Weſentliche des Cyclusfeſtes ſich von dem alten Dienſte des Fomagata in die Botſchikaverehrung hinein vererbt hatte, iſt auch daraus klar, daß ſich dieſes feindſelige und entthronte Weſen dennoch am Feſte des jüngern Sonnengottes ſeinen Platz vorbehalten durfte. Alte Religionsreſte laſſen ſich nicht ſo leicht beſeitigen.

Die mythiſche Natur dieſes Fomagata zeigt ſich außer ſeiner Erſcheinung als himmliſcher Feuergeiſt auch noch in ſeiner Verwandlung der Menſchen in Thiere. Dieſe Verwandlungen weiſen uns nach dem ſoeben und ſchon oft ausgeſprochenen Kanon auf einen frühern Thierdienſt, der mit der Verehrung Fomagatas in einem gewiſſen Zuſammenhange ſtand. Je älter in Amerika die Zeiten ſind, deſto mehr herrſchte Thierdienſt. Auch in Kaſchmir ging dem Bramaismus eine ältere Thierverehrung, namentlich Schlangenreligion voran. Am Hauptfeſte der Muyscas wurde dieſer alte Thierdienſt durch diejenigen maskirten Prieſter angezeigt, welche bei der großen Prozeſſion Krokodile und Schlangen darſtellten. Dieſe Thierverwandlungen weiſen aber auch wie diejenigen, die Circe durch ihre Zauberkünſte vollbrachte, auf diejenige Art der Zauberei, welche die Menſchen momentan in Thiere verwandeln zu können glaubt. Aber auch dieß ſteht mit dem alten Thierdienſte in dem genauſten Zuſammenhange. Vgl. Famin 10. Chateaubriands Reiſe III, 94 ff. Carl Ritter Erdbeſchreibung III, 2. 2. S. 1093. Eckermann Mythologie II, 54.

Ich habe hier die Anſicht über Fomagata gegeben, wie ſie aus den Ueberlieferungen der Muyscas mir hervorgeht, und zwar hervorging, bevor ich von dem Folgenden etwas wußte. Wir finden nun aber die Verehrung dieſes Gottes noch weiter verbreitet bis Nicaragua, ein Beweis, daß dieſelbe in den Urzeiten in Mittelamerika verbreitet geweſen ſein muß. Daß wir von der Verehrung dieſes Gottes nur in Nicaragua wiſſen, rührt daher, daß wir zufällig gerade von dieſem Lande die genauern Berichte Oviedos beſitzen. Hätten wir derartige Nachrichten auch von den andern Centralländern Amerikas, die die vormexikaniſche Zeit betreffen, ſo würden ſich ſicherlich auch in ihnen Spuren dieſes Gottes erhalten haben. Es führen nicht wenige Anzeigen zu der Annahme, daß in den Urzeiten in Terra firma vor der Ankunft der Karaiben und der Einführung der Botſchikareligion in Cundinamarca

derſelbe Zuſtand religiöſer Dinge geherrſcht habe wie in Centralamerika vor der Einwanderung der Tolteken. Wir können dieſe Anzeigen hier nicht weiter verfolgen. Ich erinnere bloß an die auch in Cumana wie im nördlichen Centralamerika vorkommende Verehrung des Kreuzes, Gomara I, 83. Hazart 284. Vgl. unten §. 98, an die Menſchenopfer, welche den Gott darſtellen, dem ſie geopfert wurden, an das Vorkommen des Wortes Cundinamarca bei den Mexikanern, während doch daſſelbe kein aztekiſches ſein kann, weil dieſer Sprache das R fehlt.

In Nicaragua nun alſo waren die beiden oberſten Götter Fomagazdad und Zipaltonal, Mann und Frau, welche die Welt geſchaffen haben, und von denen die Menſchen abſtammen. Zu ihnen gelangen nach dem Tode die Tapfern, und ihnen wurden zahlreiche Menſchenopfer dargebracht in der Ueberzeugung, daß ſie das Fleiſch und Blut der geopferten Menſchen genöſſen. Man ſtellte ſich dieſe beiden Götter ſtark anthropomorphirt vor und ganz wie Indianer.

Dieſer Fomagazdad der Nicaraguer iſt ſchon dem Namen nach niemand anders als der Fomagata der Muyscas. Er iſt wie dieſer oberſter Gott, und wird mit zahlreichen Menſchenopfern verehrt. Die Zuſammenſtellung mit ſeiner Gattin als die beiden oberſten Götter des Landes macht ihn ſchon nach einer weit verbreiteten Analogie Amerikaniſcher Völker, beſonders in Centralamerika und Terra firma, zum Sonnengotte, in deſſen Haus überall beim Sonnendienſte die Helden nach dem Tode gelangen; — die Gattin muß der Mond ſein. Bei letzterer kommt nun noch ein beſonderer Grund dazu, der ſie zur Mondgöttin ſtempelt, der dann auch natürlich wieder indirekt ein Grund wird, in Fomagazdad, mithin auch in Fomagata, den Sonnengott zu erblicken. Wie nämlich die Mondgöttin in Nicaragua Zipaltonal heißt, ſo findet ſich der zweite Theil des Wortes, offenbar der Haupttheil, auch wieder in dem Namen der centralamerikaniſchen Mondgöttin Tona, wie ſie in Colhuacan und auf den großen Antillen hieß. Den erſten Theil des Wortes aber haben wir ſchon früher in den Muyscawörtern Zippa, wie der eine König hieß, und Zipaquira, wo Humboldt die Steinſalzminen ſah, vorgefunden.

Daraus erhellt, daß Fomagata, jener Feuergeiſt in der Luft, jener Tyrann auf Erden, der die Menſchen in Thiere verwandelt und von Botſchika entthront wurde, ein uralter bis Nicaragua hin verehrter Son-

nengott war, deſſen Kultus mit bedeutenden Menſchenopfern und mit Thierdienſt in Verbindung geſtanden war.

Vgl. Oviedo S. 10. 21. 24. 29. 30. 35. 39. 40. 48 im vierzehnten Band des Sammelwerkes von Ternaux.

Dritter Abſchnitt.

Religion der Mexikaner.

§. 92—121.

§. 92. Einleitung. Die Quellen. — §. 93. Geſchichtliche Verhältniſſe des geſammten Centralamerika. Das Majageſchlecht. — §. 94. Kulturüberreſte des Majageſchlechtes. — §. 95. Allgemeiner Religionscharakter beim Majageſchlechte. — §. 96. Alter Sonnen- und Geſtirndienſt. Uralte Menſchenopfer für die Sonne und ihre Surrogate. — §. 97. Thierdienſt. Botan. — §. 98. Götter der Elemente und Lebensbedürfniſſe. Das Kreuz. — §. 99. Unſterblichkeitsglaube. — §. 100. Kosmogoniſche Mythen und eſchatologiſche Befürchtungen. — §. 101. Ueberblick der Geſchichte der nordiſchen Einwanderung. — §. 102. Geſchichte der Azteken. — §. 103. Die Kultur der Mexikaniſchen Völker. — §. 104. Die Hieroglyphen der Mexikaner. — §. 105. Allgemeiner Religionscharakter bei denſelben. — §. 106. Der ſüdliche Naturdienſt bei den Mexikanern. — §. 107. Der nordiſche Geiſterglaube und Fetiſchismus in Verbindung mit dem ſüdlichen Naturdienſte. — §. 108. Quetzalcoatl. — §. 109. Huitzilopochtli. — §. 110. Tezcatlipoca. — §. 111. Der Kultus. Die Opfer. — §. 112. Menſchenopfer. — §. 113. Gebete, Gelübde, Geſang, Tanz, Muſik. — §. 114 Götterbilder. — §. 115. Tempel. — §. 116. Feſte. — §. 117. Prieſter. — §. 118. Reinigungen, Faſten, Waſſertaufe, Feuertaufe. — §. 119. Offenbarung der Gottheit. — §. 120. Unſterblichkeitsglaube. — §. 121. Verhältniß der Sittlichkeit zur Religion.

§. 92. Einleitung. Die Quellen.

Der Ausdruck Mexikaner bezeichnet im weitern Sinn alle die Völker, welche verwandt mit den Azteken das Mittelalter hindurch in die Länder des Mexikanischen Reiches von Norden her einwanderten. Das letzte Geschlecht derselben, die Azteken, hatte jenes Mexikanische Reich gestiftet, das den Spanischen Eroberern bekannt wurde und dem unerschöpflichen Geiste eines Cortes erlag. Es umfaßte aber dieses Reich unter der Oberherrschaft der Azteken nicht bloß jene nordischen Brudervölker, sondern zugleich zahlreiche Reste einer ihnen fremden Urbevölkerung, die aber auf die Bildung und Religion der Nordländer den bedeutendsten Einfluß ausübte. Wir sehen uns daher genöthigt, alle diese verschiedenen Völker mit in den Bereich der folgenden Darstellung zu ziehen. Wir schicken aber auch hier eine Uebersicht der Quellen voraus, welche sich leicht aus Clavigero, Baumgarten, Robertson, Ternaux Compans und Prescott nöthigenfalls vervollständigen läßt. Die Werke über das Urvolk des Majageschlechtes werden bei der Anführung der Kulturüberreste desselben aufgeführt werden.

Die Quellen.

Für das Mexikanische Alterthum, besonders die Religion, stehen uns die reichhaltigsten Quellen zu Gebote. Es ist das auch nicht anders als billig, denn kein andres amerikanisches Volk hat so vielfältige Bildungselemente theils in sich aufgenommen, theils aus sich entwickelt, keines hat so vielartige Formen des religiösen Lebens dargestellt, welche als der Urtypus des Religionszustandes in dem mythischen Zeitalter angesehen werden können, wie das Mexikanische. Die Spanier haben sich auch außerordentlich um die Erforschung und Darstellung dieses

Alterthums bemüht, und die Unterſuchungen der Neuern, der Nordamerikaner, Engländer, Franzoſen, Deutſchen, beruhen alle auf jenen Spaniſchen Quellen. Und wenn auch die alten Spanier in der Erklärung der religiöſen Erſcheinungen im Mexikaniſchen Leben nicht immer glücklich geweſen ſind, ſo können ſie ſich noch im Grabe mit dem Troſte tröſten, daß es ihren unerbittlichſten Kritikern nicht beſſer ergangen iſt. Und doch hätten letztere leicht durch die Deutſchen Forſchungen auf dem mythologiſchen Gebiete in das richtige Geleiſe gelangen können, während man es jenen nicht verargen kann, daß ſie auf dem wiſſenſchaftlichen Standpunkte ihrer Zeit ſtanden. Uebrigens iſt bei alten ſowohl, als neuern Berichterſtattern nicht ſo faſt ihr Urtheil für uns wichtig, als die Thatſachen ihrer Berichte. Und wenn auch hier eine oberflächliche Kritik an der Richtigkeit deſſen, was ſie als Augenzeugen berichteten, hat zweifeln wollen, ſo haben auch hier im Allgemeinen und Ganzen die neueſten gründlichen Unterſuchungen die Zweifel zerſtreut.

Dieſe Quellen ſind nun verſchiedener Art. Oben an ſtehen die Berichte der Eroberer als der erſten Europäiſchen Augenzeugen, die in Buchſtabenſchrift Kunde ertheilen. Es folgen die gelehrten Männer, die ihr Leben unter dieſen Völkern zubrachten, und einen großen Theil deſſelben den mündlichen Ueberlieferungen und den Hieroglyphen der Eingebornen widmeten. Dahin gehören manche chriſtliche Indianer der frühern Jahrhunderte, die noch die Hieroglyphen und Sagen von Haus aus kannten. Eine folgende Abtheilung von Quellenſchriftſtellern bilden ſolche Europäer, welche ſich nach uns unzugänglichen Quellen der Erforſchung des Mexikaniſchen Alterthums widmeten. Sehr verdient machten ſich auch die Herausgeber von Sammelwerken, ſowie neuere Reiſende, welche nicht bloß eine reichliche Nachleſe über Baudenkmale hielten, ſondern viele Reſte von noch erhaltenen Sagen und Kulten auffanden und mittheilten. Aber auch fleißige Bearbeitungen, ſelbſt Compilationen, aus Quellen, die im Allgemeinen wohl eröffnet ſind, verſchmähen wir um ſo weniger, als die Quellen ſelbſt nicht jedem und immer zugänglich ſind.

Die Eroberer, Conquistadores, ſind zwar, wo ſie als Schriftſteller auftreten, zunächſt mit der Aufzeichnung ihrer eigenen Thaten und Schickſale beſchäftigt. Aber überall tritt aus ihren Schriften der friſche Eindruck der erſten Beobachtung Mexikaniſcher Gebräuche und Anſichten entgegen. Alles was ſie ſahen berührte ſie aufs Lebhafteſte,

und prägte ſich mit den ſprechendſten Zügen ihrem Gedächtniſſe ein. An der Spitze derſelben ſteht Don Fernando Cortes ſelbſt. In vier ausführlichen Berichten erzählte er ſeine Erlebniſſe ſeinem Monarchen, dem Kaiſer Karl V. Der erſte dieſer Berichte wurde den 16. Juli 1519 von Veracruz abgeſendet, alſo gleich nach der Entdeckung des Mexikaniſchen Feſtlandes. Dieſer Bericht iſt unbekannt geblieben. Es kann aber über die Mexikaner nichts von Bedeutung, ſondern bloß Einiges über die Küſtenbewohner darin geſtanden haben. Nicht unwahrſcheinlich iſt die Vermuthung Robertſons, daß in den Werken Peter Martyrs de rebus oceanicis et novo orbe, und de insulis nuper inventis dieſer erſte Bericht und die mündlichen Ausſagen der Ueberbringer mitgetheilt ſeien. Der zweite Bericht des großen Eroberers iſt vom 30. Oktober 1520, und giebt bereits ausführliche Nachricht vom Mexikaniſchen Reiche. Der dritte iſt vom 15. Mai 1522 datirt, und beſchreibt die Eroberung Mexikos. Der vierte Brief endlich führt das Datum des 15. Oktobers 1524, und giebt Nachrichten von der Unterwerfung und Koloniſirung der Provinzen. Dieſe drei letzten Berichte ſind in Spaniſcher, Lateiniſcher, Italieniſcher und Deutſcher Sprache gedruckt worden, in der Deutſchen zuerſt in Augsburg 1550, dann in Heidelberg 1779, und zuletzt 1834, beſorgt von Koppe, der ſich ſelbſt mehrere Jahre in Mexiko aufhielt, und ſeine Ueberſetzung mit ſchätzbaren Bemerkungen begleitete. Die zahlreichen Feinde des Cortes in Cuba, Sevilla, Madrid haben nie die Wahrheit dieſer Berichte verdächtigen können, die in cäſarianiſcher Einfachheit geſchrieben ſind. In Sachen der Religion war er eifriger im Handeln als im Forſchen, und er mußte oft vom Pater Bartholomäus von Olmeda, dem verſtändigen Geiſtlichen, der jene Schaar begleitete, in ſeinem Eifer gemäßigt werden.

Rehfues behauptet, daß der Geſchichtſchreiber Francisco Lopez de Gomara ſich in dem Beſitze der nachgelaſſenen Papiere des Cortes befunden habe. Gomara war ſpäter Hauskaplan des Eroberers und erfuhr natürlich Vieles von ihm durch den perſönlichen Umgang. Er ſchrieb eine Chronik von Neu-Spanien, und eine allgemeine Geſchichte von Indien. Ueber die Mexikaner, ihre Gebräuche, Geſetze, Feſte, Zeitrechnung berichtet er ausführlich, und zog darüber Erkundigungen bei den erſten Miſſionären ein.

In Begleitung des Cortes befand ſich gleich von Anfang an als gemeiner Kriegsmann Bernal Diaz del Caſtillo. Seine Geſchichte

führt die Aufschrift: Wahrhaftige Erzählung der Entdeckung und Eroberung von Neu-Spanien. Sie wurde erst 1634 gedruckt. Wir besitzen von ihr eine schätzbare deutsche Uebersetzung, welche 1843 die zweite Auflage erlebt hat und mit Recht sehr bekannt geworden ist. Diese Uebersetzung von Rehfues enthält schätzbare Anmerkungen, Beilagen und Untersuchungen. Abgesehen davon, daß Diaz nach seiner kerngesunden Natur die ganze Eroberung mit dem urkräftigsten Behagen beschreibt, macht er eine Unzahl für uns wichtige Beobachtungen, die ihm sein von den Zeitgenossen bewundertes Gedächtniß treu aufbewahrt hatte.

Rehfues theilt unter den Beilagen des dritten Bandes auch noch die Uebersetzung einer kurzen Schrift über Mexiko von einem andern Eroberer mit. Man nennt ihn gewöhnlich den unbekannten Eroberer bei Ramusio. Er war Offizier bei Cortes, schreibt sehr geordnet, und stellt das Zusammengehörige über die Gebräuche und die Religion zusammen. Die Schrift ist aber sehr kurz. Auch Ternaux Compans giebt sie, Bd. X, S. 49 ff.

Die Schriften anderer Eroberer, die nur wenig Ausbeute für unsern Zweck gewähren, sind von Herrera, Torquemada u. a. benutzt, oder von Ternaux ebenfalls mitgetheilt worden.

Wenn die Eroberer aufschrieben, was sie selbst noch sahen, so stellten Beamte, besonders Geistliche, gelehrte Untersuchungen an Ort und Stelle an. Es waren meistens Leute, welche nach dem Ausspruch W. Irwings den blutigen Spuren der Eroberer auf dem Fuß folgten, und die Wunden verbanden, die ihre Landsleute schlugen. Sie standen in genauem langjährigem Umgange mit den Indianern, kannten ihre Verhältnisse, Neigungen, Sagen, Gebräuche, Sprache, und viele Schriften derselben.

Oben an steht hier Bartholomäus de Las Casas, von dem schon bei den großen Antillen gesprochen worden ist. Er erhielt den Titel und das Amt eines Protektors der Indianer, und nachher wurde er Bischof von Chiapa. Seine Memoriale, die er zu Gunsten der Eingebornen nach Spanien schickte, wurden mehrere Male herausgegeben. Im Jahr 1597 erschien davon eine deutsche Uebersetzung, und 1822 eine französische von Llorente in zwei Bänden in Verbindung mit einer Lebensbeschreibung. Andere noch wichtigere Werke sind bloß handschriftlich vorhanden, wie die Geschichte des Bodens und Klimas der Amerikanischen Länder, von der Denkungsart und den Sitten der Amerikaner

unter Spaniſcher Oberherrſchaft, und zweitens die ſchon früher beſprochene Geſchichte von Indien. Er war von Vielem Augenzeuge, über Vieles erkundigte er ſich bei ſachverſtändigen Männern, beſonders Franziskanern, aber ſein Herz ſteht höher als ſeine Kritik, welche Clavigero, Rehfues u. v. a. in Bezug auf Mexikaniſche Dinge gering anſchlagen. Mehr Zutrauen ſchenkte ihm Herrera, der ſeine Geſchichte von Indien fleißig benutzt hat.

Andere kleine Schriften von Beamten über die alten Zuſtände der Indianer aus der Zeit der Eroberer theilt Ternaux beſonders im zehnten Theile ſeines Sammelwerkes mit.

Das wichtigſte Werk aus dem ſechszehnten Jahrhundert iſt das von dem Jeſuiten Joſeph Acoſta, von dem ſchon bei den Quellen zur Peruaniſchen Religionsgeſchichte die Rede geweſen iſt. Neben der Peruaniſchen behandelt er in demſelben Werke die Mexikaniſche Religionsgeſchichte. Hinſichtlich letzterer benutzte er außer den obigen Werken beſonders noch eine ältere Schrift eines Ordensbruders Juan de Tobar, der auf Geheiß des Vicekönigs Don Martino Enriquez genaue Forſchungen über die alte Geſchichte der akolhuakaniſchen Staaten angeſtellt hatte. Er iſt der erſte, der genauere Kunde von den Mexikaniſchen Hieroglyphen gab.

Das ausführlichſte Werk über altmexikaniſche Dinge iſt die Indiſche Monarchie vom Franziskaner Juan de Torquemada, welche 1614 in drei großen Folianten in Madrid herauskam. Er lebte fünfzig Jahre unter den Mexikaniſchen Volksſtämmen, deren Sprachen und Litteratur er vollkommen kundig war. Er benutzte Vieles, das ſpäter unzugänglich wurde, wie die Schriften der Eroberer Alfonſo de Mata, und Alfonſo d'Ojeda, drei Manuſcripte von den Franziskanern Andreas de Olmos, und Toribio de Benavente. Dazu kamen Schriften vornehmer Indianer, welche in der Buchſtabenſchrift der Europäer ihre Kenntniſſe der alten Zuſtände darlegten. Der erſte iſt Antonio Pimentel Ixtlilxochitl, der Großſohn des letzten Königs von Acolhuan, welcher hiſtoriſche Nachrichten über dieſes Königreich ſchrieb. Der zweite heißt Diego Magnoz Camargo, ein edler Meſtize aus Tlascala, der die Geſchichte dieſes Freiſtaates darſtellte. Die Herausgabe dieſes Schriftſtellers beſpricht Ternaux Compans XII, 47. Endlich iſt zu nennen Juan Batiſta Pomar aus Tezcuco, ein Nachkomme eines dortigen königlichen Baſtards, der hiſtoriſche Nachrichten über ſeine Vaterſtadt hinterließ.

Zudem beſaß Torquemada ſelbſt eine Sammlung von Bilderſchriften, und andere ſtanden ihm zu Gebote. Alles benutzte Torquemada mit emſigem Sammlergeiſt. Man wirft ihm, und nicht mit Unrecht, Unbeholfenheit der Darſtellung, Widerſprüche, Mangel an Kritik vor. Wer aber weiß, wie eine falſche Kritik viel mehr verwirrt hat, als die Kritikloſigkeit, der ſieht ein, welchen Werth dieſes ſcrupulöſe Sammelwerk, das die Mythen gibt, wie er ſie mit allen Unglaublichkeiten und allen Widerſprüchen vorfand, für die wirkliche Kritik hat. Sein Werk iſt zwar ſelten, aber von den Spätern vielfach benutzt, beſonders von Clavigero, Humboldt, Prescott.

Weniger wichtig für unſern Zweck ſind die Werke der Spanier, welche in Europa geſchrieben haben. Herrera, den wir ebenfalls bei Peru kennen lernten, iſt zwar immer ein Hauptſchriftſteller. Als königlichem Hiſtoriographen ſtanden ihm alle Archive zu Gebote; in Beziehung auf Mexiko benutzte er die handſchriftlichen Werke des Alfonſo de Mata und des Alfonſo d'Ojedo, Gefährten des Cortes, dann noch die hiſtoriſchen Nachrichten über Mexiko von Doctor Cervantes, Dekan an der Metropolitankirche zu Mexiko. In dieſem Hauptwerke für die Eroberung iſt indeſſen wenig Neues über das Indiſche Alterthum geboten. Herrera folgt Las Caſas, Gomara und Acoſta, — Torquemada war noch nicht erſchienen. Robertſon hat ſich vorzüglich an Herrera gehalten.

Unbedeutend iſt die ehemals wegen ihres Styles berühmt geweſene Geſchichte der Eroberung von Mexiko vom Jeſuiten Antonio de Solis, die 1684 herauskam, von der wir auch eine deutſche Ueberſetzung aus dem Jahr 1750 beſitzen. Er ſchenkt den Mexikaniſchen Alterthümern faſt gar keine Aufmerkſamkeit, am wenigſten der Religion, da, wie der belletriſtiſche Jeſuit bemerkt, dieſe Betrachtung weder Vergnügen noch Nutzen gewähre.

Die franzöſiſchen Werke aus dem achtzehnten Jahrhundert von Pauw und Raynal ſind ſehr verbreitet, aber ebenfalls von ſehr mittelmäßigem Werthe. Pauw, von Geburt ein Holländer, zeigt zwar über die Urbevölkerung in ſeinen philoſophiſchen Unterſuchungen allerhand Kenntniſſe, vernachläßigt aber das genauere Quellenſtudium, vernachläßigt den Unterſchied zwiſchen Wilden und Kulturvölkern. Raynal ſchrieb über die Niederlaſſungen der Europäer in den beiden Indien ein ganz brauchbares Buch. Die ganze alte Geſchichte der Mexikaner aber ſtellt er in Ab-

rede. Hatte doch ſelbſt Buffon die Anſicht, die alten Mexikaner hätten nichts von der Kunſt verſtanden, ihre Geſchichte durch dauerhafte Zeichen der Nachwelt zu überliefern.

Gründlicher läßt ſich Robertſon in ſeiner Geſchichte von Amerika in das Mexikaniſche Alterthum ein. Mit großer Klarheit unterſchied erſt er zwiſchen Wilden und Kulturvölkern. Allein er bietet nichts Neues, hält ſich bloß an Cortes, Diaz, Gomara, Herrera, weniger an Acoſta und Torquemada und andere Geſchichtſchreiber, welche die inländiſchen Quellen benutzten, noch weniger an dieſe ſelbſt, da er wirklich glaubt, dieſelben ſeien alle durch den mönchiſchen Fanatismus, namentlich des Biſchofs Zummaraga zerſtört worden.

Die gründlichen Unterſuchungen der Italiener Gemelli und Boturini ſind erſt von Clavigero auf angemeſſene Weiſe benutzt worden. Da aber auch dieſer im vorigen Jahrhundert ſelbſt den bedeutendſten Gelehrten, die über dieſen Gegenſtand ſchrieben, unbekannt blieb, bedurfte es des Namens eines Alexander von Humboldt, um die gebildeten Völker Europas mit dieſen Quellen bekannt zu machen und zu einer genauern Erforſchung des Mexikaniſchen Alterthums, würdig der alten Spanier, zu veranlaſſen.

Francesco Gemelli Careri gab gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts eine Reiſebeſchreibung unter dem Titel **Giro del Mundo** heraus. Franzöſiſch **Paris 1719 in 6 vols.** Vermehrt mit einer großen Zahl Abbildungen. In derſelben theilte er Copien mexikaniſcher Gemälde aus der Sammlung des Siguenza, Profeſſors der Mathematik in Mexiko, mit. Letzterer hatte ſolche Gemälde geſammelt und geerbt. Bei ihm fand ſie noch Gemelli, nachher kamen ſie in die Bibliothek des Jeſuitencollegiums St. Peter und Paul in Mexiko, wo ſie Clavigero benutzte. Später konnte Humboldt keine Nachrichten mehr davon erhalten. Aus dieſer Sammlung nun und einigen gelehrten Werken des Siguenza befinden ſich Bruchſtücke bei Gemelli. Die Aechtheit derſelben iſt nicht zu bezweifeln, die Zweifel ſind von Clavigero und Humboldt beſeitigt worden. Hingegen iſt wohl zu beachten, daß der Copiſt der hiſtoriſchen Gemälde keine Facſimile's gab, ſondern nach Europäiſcher Weiſe die Figuren zeichnete, was Jedem aus den 32 Tafeln bei Humboldt klar wird. Seit 1540 war dieſe Sitte ſelbſt bei den Indianern beim Copiren aufgekommen.

nengott war, deſſen Kultus mit bedeutenden Menſchenopfern und mit Thierdienſt in Verbindung geſtanden war.

Vgl. Oviedo S. 10. 21. 24. 29. 30. 35. 39. 40. 48 im vierzehnten Band des Sammelwerkes von Ternaux.

Dritter Abſchnitt.

Religion der Mexikaner.

§. 92—121.

§. 92. Einleitung. Die Quellen. — §. 93. Geſchichtliche Verhältniſſe des geſammten Centralamerika. Das Majageſchlecht. — §. 94. Kulturüberreſte des Majageſchlechtes. — §. 95. Allgemeiner Religionscharakter beim Majageſchlechte. — §. 96. Alter Sonnen- und Geſtirndienſt. Uralte Menſchenopfer für die Sonne und ihre Surrogate. — §. 97. Thierdienſt. Botan. — §. 98. Götter der Elemente und Lebensbedürfniſſe. Das Kreuz. — §. 99. Unſterblichkeitsglaube. — §. 100. Kosmogoniſche Mythen und eſchatologiſche Befürchtungen. — §. 101. Ueberblick der Geſchichte der nordiſchen Einwanderung. — §. 102. Geſchichte der Azteken. — §. 103. Die Kultur der Mexikaniſchen Völker. — §. 104. Die Hieroglyphen der Mexikaner. — §. 105. Allgemeiner Religionscharakter bei denſelben. — §. 106. Der ſüdliche Naturdienſt bei den Mexikanern. — §. 107. Der nordiſche Geiſterglaube und Fetiſchismus in Verbindung mit dem ſüdlichen Naturdienſte. — §. 108. Quetzalcoatl. — §. 109. Huitzilopochtli. — §. 110. Tezcatlipoca. — §. 111. Der Kultus. Die Opfer. — §. 112. Menſchenopfer. — §. 113. Gebete, Gelübde, Geſang, Tanz, Muſik. — §. 114 Götterbilder. — §. 115. Tempel. — §. 116. Feſte. — §. 117. Prieſter. — §. 118. Reinigungen, Faſten, Waſſertaufe, Feuertaufe. — §. 119. Offenbarung der Gottheit. — §. 120. Unſterblichkeitsglaube. — §. 121. Verhältniß der Sittlichkeit zur Religion.

§. 92. Einleitung. Die Quellen.

Der Ausdruck Mexikaner bezeichnet im weitern Sinn alle die Völker, welche verwandt mit den Azteken das Mittelalter hindurch in die Länder des Mexikanischen Reiches von Norden her einwanderten. Das letzte Geschlecht derselben, die Azteken, hatte jenes Mexikanische Reich gestiftet, das den Spanischen Eroberern bekannt wurde und dem unerschöpflichen Geiste eines Cortes erlag. Es umfaßte aber dieses Reich unter der Oberherrschaft der Azteken nicht bloß jene nordischen Brudervölker, sondern zugleich zahlreiche Reste einer ihnen fremden Urbevölkerung, die aber auf die Bildung und Religion der Nordländer den bedeutendsten Einfluß ausübte. Wir sehen uns daher genöthigt, alle diese verschiedenen Völker mit in den Bereich der folgenden Darstellung zu ziehen. Wir schicken aber auch hier eine Uebersicht der Quellen voraus, welche sich leicht aus Clavigero, Baumgarten, Robertson, Ternaux Compans und Prescott nöthigenfalls vervollständigen läßt. Die Werke über das Urvolk des Majageschlechtes werden bei der Anführung der Kulturüberreste desselben aufgeführt werden.

Die Quellen.

Für das Mexikanische Alterthum, besonders die Religion, stehen uns die reichhaltigsten Quellen zu Gebote. Es ist das auch nicht anders als billig, denn kein andres amerikanisches Volk hat so vielfältige Bildungselemente theils in sich aufgenommen, theils aus sich entwickelt, keines hat so vielartige Formen des religiösen Lebens dargestellt, welche als der Urtypus des Religionszustandes in dem mythischen Zeitalter angesehen werden können, wie das Mexikanische. Die Spanier haben sich auch außerordentlich um die Erforschung und Darstellung dieses

Alterthums bemüht, und die Unterſuchungen der Neuern, der Nordamerikaner, Engländer, Franzoſen, Deutſchen, beruhen alle auf jenen Spaniſchen Quellen. Und wenn auch die alten Spanier in der Erklärung der religiöſen Erſcheinungen im Mexikaniſchen Leben nicht immer glücklich geweſen ſind, ſo können ſie ſich noch im Grabe mit dem Troſte tröſten, daß es ihren unerbittlichſten Kritikern nicht beſſer ergangen iſt. Und doch hätten letztere leicht durch die Deutſchen Forſchungen auf dem mythologiſchen Gebiete in das richtige Geleiſe gelangen können, während man es jenen nicht verargen kann, daß ſie auf dem wiſſenſchaftlichen Standpunkte ihrer Zeit ſtanden. Uebrigens iſt bei alten ſowohl, als neuern Berichterſtattern nicht ſo faſt ihr Urtheil für uns wichtig, als die Thatſachen ihrer Berichte. Und wenn auch hier eine oberflächliche Kritik an der Richtigkeit deſſen, was ſie als Augenzeugen berichteten, hat zweifeln wollen, ſo haben auch hier im Allgemeinen und Ganzen die neueſten gründlichen Unterſuchungen die Zweifel zerſtreut.

Dieſe Quellen ſind nun verſchiedener Art. Oben an ſtehen die Berichte der Eroberer als der erſten Europäiſchen Augenzeugen, die in Buchſtabenſchrift Kunde ertheilen. Es folgen die gelehrten Männer, die ihr Leben unter dieſen Völkern zubrachten, und einen großen Theil deſſelben den mündlichen Ueberlieferungen und den Hieroglyphen der Eingebornen widmeten. Dahin gehören manche chriſtliche Indianer der frühern Jahrhunderte, die noch die Hieroglyphen und Sagen von Haus aus kannten. Eine folgende Abtheilung von Quellenſchriftſtellern bilden ſolche Europäer, welche ſich nach uns unzugänglichen Quellen der Erforſchung des Mexikaniſchen Alterthums widmeten. Sehr verdient machten ſich auch die Herausgeber von Sammelwerken, ſowie neuere Reiſende, welche nicht bloß eine reichliche Nachleſe über Baudenkmale hielten, ſondern viele Reſte von noch erhaltenen Sagen und Kulten auffanden und mittheilten. Aber auch fleißige Bearbeitungen, ſelbſt Compilationen, aus Quellen, die im Allgemeinen wohl eröffnet ſind, verſchmähen wir um ſo weniger, als die Quellen ſelbſt nicht jedem und immer zugänglich ſind.

Die Eroberer, Conquistadores, ſind zwar, wo ſie als Schriftſteller auftreten, zunächſt mit der Aufzeichnung ihrer eigenen Thaten und Schickſale beſchäftigt. Aber überall tritt aus ihren Schriften der friſche Eindruck der erſten Beobachtung Mexikaniſcher Gebräuche und Anſichten entgegen. Alles was ſie ſahen berührte ſie aufs Lebhafteſte,

und prägte ſich mit den ſprechendſten Zügen ihrem Gedächtniſſe ein. An der Spitze derſelben ſteht Don Fernando Cortes ſelbſt. In vier ausführlichen Berichten erzählte er ſeine Erlebniſſe ſeinem Monarchen, dem Kaiſer Karl V. Der erſte dieſer Berichte wurde den 16. Juli 1519 von Veracruz abgeſendet, alſo gleich nach der Entdeckung des Mexikaniſchen Feſtlandes. Dieſer Bericht iſt unbekannt geblieben. Es kann aber über die Mexikaner nichts von Bedeutung, ſondern bloß Einiges über die Küſtenbewohner darin geſtanden haben. Nicht unwahrſcheinlich iſt die Vermuthung Robertſons, daß in den Werken Peter Martyrs de rebus oceanicis et novo orbe, und de insulis nuper inventis dieſer erſte Bericht und die mündlichen Ausſagen der Ueberbringer mitgetheilt ſeien. Der zweite Bericht des großen Eroberers iſt vom 30. Oktober 1520, und giebt bereits ausführliche Nachricht vom Mexikaniſchen Reiche. Der dritte iſt vom 15. Mai 1522 datirt, und beſchreibt die Eroberung Mexikos. Der vierte Brief endlich führt das Datum des 15. Oktobers 1524, und giebt Nachrichten von der Unterwerfung und Koloniſirung der Provinzen. Dieſe drei letzten Berichte ſind in Spaniſcher, Lateiniſcher, Italieniſcher und Deutſcher Sprache gedruckt worden, in der Deutſchen zuerſt in Augsburg 1550, dann in Heidelberg 1779, und zuletzt 1834, beſorgt von Koppe, der ſich ſelbſt mehrere Jahre in Mexiko aufhielt, und ſeine Ueberſetzung mit ſchätzbaren Bemerkungen begleitete. Die zahlreichen Feinde des Cortes in Cuba, Sevilla, Madrid haben nie die Wahrheit dieſer Berichte verdächtigen können, die in cäſarianiſcher Einfachheit geſchrieben ſind. In Sachen der Religion war er eifriger im Handeln als im Forſchen, und er mußte oft vom Pater Bartholomäus von Olmeda, dem verſtändigen Geiſtlichen, der jene Schaar begleitete, in ſeinem Eifer gemäßigt werden.

Rehfues behauptet, daß der Geſchichtſchreiber Francisco Lopez de Gomara ſich in dem Beſitze der nachgelaſſenen Papiere des Cortes befunden habe. Gomara war ſpäter Hauskaplan des Eroberers und erfuhr natürlich Vieles von ihm durch den perſönlichen Umgang. Er ſchrieb eine Chronik von Neu-Spanien, und eine allgemeine Geſchichte von Indien. Ueber die Mexikaner, ihre Gebräuche, Geſetze, Feſte, Zeitrechnung berichtet er ausführlich, und zog darüber Erkundigungen bei den erſten Miſſionären ein.

In Begleitung des Cortes befand ſich gleich von Anfang an als gemeiner Kriegsmann Bernal Diaz del Caſtillo. Seine Geſchichte

führt die Aufschrift: Wahrhaftige Erzählung der Entdeckung und Eroberung von Neu-Spanien. Sie wurde erst 1634 gedruckt. Wir besitzen von ihr eine schätzbare deutsche Uebersetzung, welche 1843 die zweite Auflage erlebt hat und mit Recht sehr bekannt geworden ist. Diese Uebersetzung von Rehfues enthält schätzbare Anmerkungen, Beilagen und Untersuchungen. Abgesehen davon, daß Diaz nach seiner kerngesunden Natur die ganze Eroberung mit dem urkräftigsten Behagen beschreibt, macht er eine Unzahl für uns wichtige Beobachtungen, die ihm sein von den Zeitgenossen bewundertes Gedächtniß treu aufbewahrt hatte.

Rehfues theilt unter den Beilagen des dritten Bandes auch noch die Uebersetzung einer kurzen Schrift über Mexiko von einem andern Eroberer mit. Man nennt ihn gewöhnlich den unbekannten Eroberer bei Ramusio. Er war Offizier bei Cortes, schreibt sehr geordnet, und stellt das Zusammengehörige über die Gebräuche und die Religion zusammen. Die Schrift ist aber sehr kurz. Auch Ternaux Compans giebt sie, Bd. X, S. 49 ff.

Die Schriften anderer Eroberer, die nur wenig Ausbeute für unsern Zweck gewähren, sind von Herrera, Torquemada u. a. benutzt, oder von Ternaux ebenfalls mitgetheilt worden.

Wenn die Eroberer aufschrieben, was sie selbst noch sahen, so stellten Beamte, besonders Geistliche, gelehrte Untersuchungen an Ort und Stelle an. Es waren meistens Leute, welche nach dem Ausspruch W. Irwings den blutigen Spuren der Eroberer auf dem Fuß folgten, und die Wunden verbanden, die ihre Landsleute schlugen. Sie standen in genauem langjährigem Umgange mit den Indianern, kannten ihre Verhältnisse, Neigungen, Sagen, Gebräuche, Sprache, und viele Schriften derselben.

Oben an steht hier Bartholomäus de Las Casas, von dem schon bei den großen Antillen gesprochen worden ist. Er erhielt den Titel und das Amt eines Protektors der Indianer, und nachher wurde er Bischof von Chiapa. Seine Memoriale, die er zu Gunsten der Eingebornen nach Spanien schickte, wurden mehrere Male herausgegeben. Im Jahr 1597 erschien davon eine deutsche Uebersetzung, und 1822 eine französische von Llorente in zwei Bänden in Verbindung mit einer Lebensbeschreibung. Andere noch wichtigere Werke sind bloß handschriftlich vorhanden, wie die Geschichte des Bodens und Klimas der Amerikanischen Länder, von der Denkungsart und den Sitten der Amerikaner

unter Spaniſcher Oberherrſchaft, und zweitens die ſchon früher beſprochene Geſchichte von Indien. Er war von Vielem Augenzeuge, über Vieles erkundigte er ſich bei ſachverſtändigen Männern, beſonders Franziskanern, aber ſein Herz ſteht höher als ſeine Kritik, welche Clavigero, Rehfues u. v. a. in Bezug auf Mexikaniſche Dinge gering anſchlagen. Mehr Zutrauen ſchenkte ihm Herrera, der ſeine Geſchichte von Indien fleißig benutzt hat.

Andere kleine Schriften von Beamten über die alten Zuſtände der Indianer aus der Zeit der Eroberer theilt Ternaux beſonders im zehnten Theile ſeines Sammelwerkes mit.

Das wichtigſte Werk aus dem ſechszehnten Jahrhundert iſt das von dem Jeſuiten Joſeph Acoſta, von dem ſchon bei den Quellen zur Peruaniſchen Religionsgeſchichte die Rede geweſen iſt. Neben der Peruaniſchen behandelt er in demſelben Werke die Mexikaniſche Religionsgeſchichte. Hinſichtlich letzterer benutzte er außer den obigen Werken beſonders noch eine ältere Schrift eines Ordensbruders Juan de Tobar, der auf Geheiß des Vicekönigs Don Martino Enriquez genaue Forſchungen über die alte Geſchichte der akolhuakaniſchen Staaten angeſtellt hatte. Er iſt der erſte, der genauere Kunde von den Mexikaniſchen Hieroglyphen gab.

Das ausführlichſte Werk über altmexikaniſche Dinge iſt die Indiſche Monarchie vom Franziskaner Juan de Torquemada, welche 1614 in drei großen Folianten in Madrid herauskam. Er lebte fünfzig Jahre unter den Mexikaniſchen Volksſtämmen, deren Sprachen und Litteratur er vollkommen kundig war. Er benutzte Vieles, das ſpäter unzugänglich wurde, wie die Schriften der Eroberer Alfonſo de Mata, und Alfonſo d'Ojeda, drei Manuſcripte von den Franziskanern Andreas de Olmos, und Toribio de Benavente. Dazu kamen Schriften vornehmer Indianer, welche in der Buchſtabenſchrift der Europäer ihre Kenntniſſe der alten Zuſtände darlegten. Der erſte iſt Antonio Pimentel Ixtlilxochitl, der Großſohn des letzten Königs von Acolhuan, welcher hiſtoriſche Nachrichten über dieſes Königreich ſchrieb. Der zweite heißt Diego Magnoz Camargo, ein edler Meſtize aus Tlascala, der die Geſchichte dieſes Freiſtaates darſtellte. Die Herausgabe dieſes Schriftſtellers beſpricht Ternaux Compans XII, 47. Endlich iſt zu nennen Juan Batiſta Pomar aus Tezcuco, ein Nachkomme eines dortigen königlichen Baſtards, der hiſtoriſche Nachrichten über ſeine Vaterſtadt hinterließ.

Zudem beſaß Torquemada ſelbſt eine Sammlung von Bilderſchriften, und andere ſtandenihm zu Gebote. Alles benutzte Torquemada mit emſigem Sammlergeiſt. Man wirft ihm, und nicht mit Unrecht, Unbeholfenheit der Darſtellung, Widerſprüche, Mangel an Kritik vor. Wer aber weiß, wie eine falſche Kritik viel mehr verwirrt hat, als die Kritikloſigkeit, der ſieht ein, welchen Werth dieſes ſcrupulöſe Sammelwerk, das die Mythen gibt, wie er ſie mit allen Unglaublichkeiten und allen Widerſprüchen vorfand, für die wirkliche Kritik hat. Sein Werk iſt zwar ſelten, aber von den Spätern vielfach benutzt, beſonders von Clavigero, Humboldt, Prescott.

Weniger wichtig für unſern Zweck ſind die Werke der Spanier, welche in Europa geſchrieben haben. Herrera, den wir ebenfalls bei Peru kennen lernten, iſt zwar immer ein Hauptſchriftſteller. Als königlichem Hiſtoriographen ſtanden ihm alle Archive zu Gebote; in Beziehung auf Mexiko benutzte er die handſchriftlichen Werke des Alfonſo de Mata und des Alfonſo d'Ojedo, Gefährten des Cortes, dann noch die hiſtoriſchen Nachrichten über Mexiko von Doctor Cervantes, Dekan an der Metropolitankirche zu Mexiko. In dieſem Hauptwerke für die Eroberung iſt indeſſen wenig Neues über das Indiſche Alterthum geboten. Herrera folgt Las Caſas, Gomara und Acoſta, — Torquemada war noch nicht erſchienen. Robertſon hat ſich vorzüglich an Herrera gehalten.

Unbedeutend iſt die ehemals wegen ihres Styles berühmt geweſene Geſchichte der Eroberung von Mexiko vom Jeſuiten Antonio de Solis, die 1684 herauskam, von der wir auch eine deutſche Ueberſetzung aus dem Jahr 1750 beſitzen. Er ſchenkt den Mexikaniſchen Alterthümern faſt gar keine Aufmerkſamkeit, am wenigſten der Religion, da, wie der belletriſtiſche Jeſuit bemerkt, dieſe Betrachtung weder Vergnügen noch Nutzen gewähre.

Die franzöſiſchen Werke aus dem achtzehnten Jahrhundert von Pauw und Raynal ſind ſehr verbreitet, aber ebenfalls von ſehr mittelmäßigem Werthe. Pauw, von Geburt ein Holländer, zeigt zwar über die Urbevölkerung in ſeinen philoſophiſchen Unterſuchungen allerhand Kenntniſſe, vernachläßigt aber das genauere Quellenſtudium, vernachläßigt den Unterſchied zwiſchen Wilden und Kulturvölkern. Raynal ſchrieb über die Niederlaſſungen der Europäer in den beiden Indien ein ganz brauchbares Buch. Die ganze alte Geſchichte der Mexikaner aber ſtellt er in Ab-

rede. Hatte doch ſelbſt Buffon die Anſicht, die alten Mexikaner hätten nichts von der Kunſt verſtanden, ihre Geſchichte durch dauerhafte Zeichen der Nachwelt zu überliefern.

Gründlicher läßt ſich Robertſon in ſeiner Geſchichte von Amerika in das Mexikaniſche Alterthum ein. Mit großer Klarheit unterſchied erſt er zwiſchen Wilden und Kulturvölkern. Allein er bietet nichts Neues, hält ſich bloß an Cortes, Diaz, Gomara, Herrera, weniger an Acoſta und Torquemada und andere Geſchichtſchreiber, welche die inländiſchen Quellen benutzten, noch weniger an dieſe ſelbſt, da er wirklich glaubt, dieſelben ſeien alle durch den mönchiſchen Fanatismus, namentlich des Biſchofs Zummaraga zerſtört worden.

Die gründlichen Unterſuchungen der Italiener Gemelli und Boturini ſind erſt von Clavigero auf angemeſſene Weiſe benutzt worden. Da aber auch dieſer im vorigen Jahrhundert ſelbſt den bedeutendſten Gelehrten, die über dieſen Gegenſtand ſchrieben, unbekannt blieb, bedurfte es des Namens eines Alexander von Humboldt, um die gebildeten Völker Europas mit dieſen Quellen bekannt zu machen und zu einer genauern Erforſchung des Mexikaniſchen Alterthums, würdig der alten Spanier, zu veranlaſſen.

Francesco Gemelli Careri gab gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts eine Reiſebeſchreibung unter dem Titel **Giro del Mundo** heraus. Franzöſiſch **Paris 1719 in 6 vols.** Vermehrt mit einer großen Zahl Abbildungen. In derſelben theilte er Copien mexikaniſcher Gemälde aus der Sammlung des Siguenza, Profeſſors der Mathematik in Mexiko, mit. Letzterer hatte ſolche Gemälde geſammelt und geerbt. Bei ihm fand ſie noch Gemelli, nachher kamen ſie in die Bibliothek des Jeſuitencollegiums St. Peter und Paul in Mexiko, wo ſie Clavigero benutzte. Später konnte Humboldt keine Nachrichten mehr davon erhalten. Aus dieſer Sammlung nun und einigen gelehrten Werken des Siguenza befinden ſich Bruchſtücke bei Gemelli. Die Aechtheit derſelben iſt nicht zu bezweifeln, die Zweifel ſind von Clavigero und Humboldt beſeitigt worden. Hingegen iſt wohl zu beachten, daß der Copiſt der hiſtoriſchen Gemälde keine Facſimile's gab, ſondern nach Europäiſcher Weiſe die Figuren zeichnete, was Jedem aus den 32 Tafeln bei Humboldt klar wird. Seit 1540 war dieſe Sitte ſelbſt bei den Indianern beim Copiren aufgekommen.

nengott war, deſſen Kultus mit bedeutenden Menſchenopfern und mit Thierdienſt in Verbindung geſtanden war.

Vgl. Oviedo S. 10. 21. 24. 29. 30. 35. 39. 40. 48 im vierzehnten Band des Sammelwerkes von Ternaux.

Dritter Abſchnitt.

Religion der Mexikaner.

§. 92—121.

§. 92. Einleitung. Die Quellen. — §. 93. Geſchichtliche Verhältniſſe des geſammten Centralamerika. Das Majageſchlecht. — §. 94. Kulturüberreſte des Majageſchlechtes. — §. 95. Allgemeiner Religionscharakter beim Majageſchlechte. — §. 96. Alter Sonnen- und Geſtirndienſt. Uralte Menſchenopfer für die Sonne und ihre Surrogate. — §. 97. Thierdienſt. Botan. — §. 98. Götter der Elemente und Lebensbedürfniſſe. Das Kreuz. — §. 99. Unſterblichkeitsglaube. — §. 100. Kosmogoniſche Mythen und eſchatologiſche Befürchtungen. — §. 101. Ueberblick der Geſchichte der nordiſchen Einwanderung. — §. 102. Geſchichte der Azteken. — §. 103. Die Kultur der Mexikaniſchen Völker. — §. 104. Die Hieroglyphen der Mexikaner. — §. 105. Allgemeiner Religionscharakter bei denſelben. — §. 106. Der ſüdliche Naturdienſt bei den Mexikanern. — §. 107. Der nordiſche Geiſterglaube und Fetiſchismus in Verbindung mit dem ſüdlichen Naturdienſte. — §. 108. Quetzalcoatl. — §. 109. Huitzilopochtli. — §. 110. Tezcatlipoca. — §. 111. Der Kultus. Die Opfer. — §. 112. Menſchenopfer. — §. 113. Gebete, Gelübde, Geſang, Tanz, Muſik. — §. 114 Götterbilder. — §. 115. Tempel. — §. 116. Feſte. — §. 117. Prieſter. — §. 118. Reinigungen, Faſten, Waſſertaufe, Feuertaufe. — §. 119. Offenbarung der Gottheit. — §. 120. Unſterblichkeitsglaube. — §. 121. Verhältniß der Sittlichkeit zur Religion.

§. 92. Einleitung. Die Quellen.

Der Ausdruck Mexikaner bezeichnet im weitern Sinn alle die Völker, welche verwandt mit den Azteken das Mittelalter hindurch in die Länder des Mexikanischen Reiches von Norden her einwanderten. Das letzte Geschlecht derselben, die Azteken, hatte jenes Mexikanische Reich gestiftet, das den Spanischen Eroberern bekannt wurde und dem unerschöpflichen Geiste eines Cortes erlag. Es umfaßte aber dieses Reich unter der Oberherrschaft der Azteken nicht bloß jene nordischen Brudervölker, sondern zugleich zahlreiche Reste einer ihnen fremden Urbevölkerung, die aber auf die Bildung und Religion der Nordländer den bedeutendsten Einfluß ausübte. Wir sehen uns daher genöthigt, alle diese verschiedenen Völker mit in den Bereich der folgenden Darstellung zu ziehen. Wir schicken aber auch hier eine Uebersicht der Quellen voraus, welche sich leicht aus Clavigero, Baumgarten, Robertson, Ternaux Compans und Prescott nöthigenfalls vervollständigen läßt. Die Werke über das Urvolk des Majageschlechtes werden bei der Anführung der Kulturüberreste desselben aufgeführt werden.

Die Quellen.

Für das Mexikanische Alterthum, besonders die Religion, stehen uns die reichhaltigsten Quellen zu Gebote. Es ist das auch nicht anders als billig, denn kein andres amerikanisches Volk hat so vielfältige Bildungselemente theils in sich aufgenommen, theils aus sich entwickelt, keines hat so vielartige Formen des religiösen Lebens dargestellt, welche als der Urtypus des Religionszustandes in dem mythischen Zeitalter angesehen werden können, wie das Mexikanische. Die Spanier haben sich auch außerordentlich um die Erforschung und Darstellung dieses

Alterthums bemüht, und die Unterſuchungen der Neuern, der Nordamerikaner, Engländer, Franzoſen, Deutſchen, beruhen alle auf jenen Spaniſchen Quellen. Und wenn auch die alten Spanier in der Erklärung der religiöſen Erſcheinungen im Mexikaniſchen Leben nicht immer glücklich geweſen ſind, ſo können ſie ſich noch im Grabe mit dem Troſte tröſten, daß es ihren unerbittlichſten Kritikern nicht beſſer ergangen iſt. Und doch hätten letztere leicht durch die Deutſchen Forſchungen auf dem mythologiſchen Gebiete in das richtige Geleiſe gelangen können, während man es jenen nicht verargen kann, daß ſie auf dem wiſſenſchaftlichen Standpunkte ihrer Zeit ſtanden. Uebrigens iſt bei alten ſowohl, als neuern Berichterſtattern nicht ſo faſt ihr Urtheil für uns wichtig, als die Thatſachen ihrer Berichte. Und wenn auch hier eine oberflächliche Kritik an der Richtigkeit deſſen, was ſie als Augenzeugen berichteten, hat zweifeln wollen, ſo haben auch hier im Allgemeinen und Ganzen die neueſten gründlichen Unterſuchungen die Zweifel zerſtreut.

Dieſe Quellen ſind nun verſchiedener Art. Oben an ſtehen die Berichte der Eroberer als der erſten Europäiſchen Augenzeugen, die in Buchſtabenſchrift Kunde ertheilen. Es folgen die gelehrten Männer, die ihr Leben unter dieſen Völkern zubrachten, und einen großen Theil deſſelben den mündlichen Ueberlieferungen und den Hieroglyphen der Eingebornen widmeten. Dahin gehören manche chriſtliche Indianer der frühern Jahrhunderte, die noch die Hieroglyphen und Sagen von Haus aus kannten. Eine folgende Abtheilung von Quellenſchriftſtellern bilden ſolche Europäer, welche ſich nach uns unzugänglichen Quellen der Erforſchung des Mexikaniſchen Alterthums widmeten. Sehr verdient machten ſich auch die Herausgeber von Sammelwerken, ſowie neuere Reiſende, welche nicht bloß eine reichliche Nachleſe über Baudenkmale hielten, ſondern viele Reſte von noch erhaltenen Sagen und Kulten auffanden und mittheilten. Aber auch fleißige Bearbeitungen, ſelbſt Compilationen, aus Quellen, die im Allgemeinen wohl eröffnet ſind, verſchmähen wir um ſo weniger, als die Quellen ſelbſt nicht jedem und immer zugänglich ſind.

Die Eroberer, Conquistadores, ſind zwar, wo ſie als Schriftſteller auftreten, zunächſt mit der Aufzeichnung ihrer eigenen Thaten und Schickſale beſchäftigt. Aber überall tritt aus ihren Schriften der friſche Eindruck der erſten Beobachtung Mexikaniſcher Gebräuche und Anſichten entgegen. Alles was ſie ſahen berührte ſie aufs Lebhafteſte,

und prägte ſich mit den ſprechendſten Zügen ihrem Gedächtniſſe ein. An der Spitze derſelben ſteht Don Fernando Cortes ſelbſt. In vier ausführlichen Berichten erzählte er ſeine Erlebniſſe ſeinem Monarchen, dem Kaiſer Karl V. Der erſte dieſer Berichte wurde den 16. Juli 1519 von Veracruz abgeſendet, alſo gleich nach der Entdeckung des Mexikaniſchen Feſtlandes. Dieſer Bericht iſt unbekannt geblieben. Es kann aber über die Mexikaner nichts von Bedeutung, ſondern bloß Einiges über die Küſtenbewohner darin geſtanden haben. Nicht unwahrſcheinlich iſt die Vermuthung Robertſons, daß in den Werken Peter Martyrs de rebus oceanicis et novo orbe, und de insulis nuper inventis dieſer erſte Bericht und die mündlichen Ausſagen der Ueberbringer mitgetheilt ſeien. Der zweite Bericht des großen Eroberers iſt vom 30. Oktober 1520, und giebt bereits ausführliche Nachricht vom Mexikaniſchen Reiche. Der dritte iſt vom 15. Mai 1522 datirt, und beſchreibt die Eroberung Mexikos. Der vierte Brief endlich führt das Datum des 15. Oktobers 1524, und giebt Nachrichten von der Unterwerfung und Koloniſirung der Provinzen. Dieſe drei letzten Berichte ſind in Spaniſcher, Lateiniſcher, Italieniſcher und Deutſcher Sprache gedruckt worden, in der Deutſchen zuerſt in Augsburg 1550, dann in Heidelberg 1779, und zuletzt 1834, beſorgt von Koppe, der ſich ſelbſt mehrere Jahre in Mexiko aufhielt, und ſeine Ueberſetzung mit ſchätzbaren Bemerkungen begleitete. Die zahlreichen Feinde des Cortes in Cuba, Sevilla, Madrid haben nie die Wahrheit dieſer Berichte verdächtigen können, die in cäſarianiſcher Einfachheit geſchrieben ſind. In Sachen der Religion war er eifriger im Handeln als im Forſchen, und er mußte oft vom Pater Bartholomäus von Olmeda, dem verſtändigen Geiſtlichen, der jene Schaar begleitete, in ſeinem Eifer gemäßigt werden.

Rehfues behauptet, daß der Geſchichtſchreiber Francisco Lopez de Gomara ſich in dem Beſitze der nachgelaſſenen Papiere des Cortes befunden habe. Gomara war ſpäter Hauskaplan des Eroberers und erfuhr natürlich Vieles von ihm durch den perſönlichen Umgang. Er ſchrieb eine Chronik von Neu-Spanien, und eine allgemeine Geſchichte von Indien. Ueber die Mexikaner, ihre Gebräuche, Geſetze, Feſte, Zeitrechnung berichtet er ausführlich, und zog darüber Erkundigungen bei den erſten Miſſionären ein.

In Begleitung des Cortes befand ſich gleich von Anfang an als gemeiner Kriegsmann Bernal Diaz del Caſtillo. Seine Geſchichte

führt die Aufschrift: Wahrhaftige Erzählung der Entdeckung und Eroberung von Neu-Spanien. Sie wurde erst 1634 gedruckt. Wir besitzen von ihr eine schätzbare deutsche Uebersetzung, welche 1843 die zweite Auflage erlebt hat und mit Recht sehr bekannt geworden ist. Diese Uebersetzung von Rehfues enthält schätzbare Anmerkungen, Beilagen und Untersuchungen. Abgesehen davon, daß Diaz nach seiner kerngesunden Natur die ganze Eroberung mit dem urkräftigsten Behagen beschreibt, macht er eine Unzahl für uns wichtige Beobachtungen, die ihm sein von den Zeitgenossen bewundertes Gedächtniß treu aufbewahrt hatte.

Rehfues theilt unter den Beilagen des dritten Bandes auch noch die Uebersetzung einer kurzen Schrift über Mexiko von einem andern Eroberer mit. Man nennt ihn gewöhnlich den unbekannten Eroberer bei Ramusio. Er war Offizier bei Cortes, schreibt sehr geordnet, und stellt das Zusammengehörige über die Gebräuche und die Religion zusammen. Die Schrift ist aber sehr kurz. Auch Ternaux Compans giebt sie, Bd. X, S. 49 ff.

Die Schriften anderer Eroberer, die nur wenig Ausbeute für unsern Zweck gewähren, sind von Herrera, Torquemada u. a. benutzt, oder von Ternaux ebenfalls mitgetheilt worden.

Wenn die Eroberer aufschrieben, was sie selbst noch sahen, so stellten Beamte, besonders Geistliche, gelehrte Untersuchungen an Ort und Stelle an. Es waren meistens Leute, welche nach dem Ausspruch W. Irwings den blutigen Spuren der Eroberer auf dem Fuß folgten, und die Wunden verbanden, die ihre Landsleute schlugen. Sie standen in genauem langjährigem Umgange mit den Indianern, kannten ihre Verhältnisse, Neigungen, Sagen, Gebräuche, Sprache, und viele Schriften derselben.

Oben an steht hier Bartholomäus de Las Casas, von dem schon bei den großen Antillen gesprochen worden ist. Er erhielt den Titel und das Amt eines Protektors der Indianer, und nachher wurde er Bischof von Chiapa. Seine Memoriale, die er zu Gunsten der Eingebornen nach Spanien schickte, wurden mehrere Male herausgegeben. Im Jahr 1597 erschien davon eine deutsche Uebersetzung, und 1822 eine französische von Llorente in zwei Bänden in Verbindung mit einer Lebensbeschreibung. Andere noch wichtigere Werke sind bloß handschriftlich vorhanden, wie die Geschichte des Bodens und Klimas der Amerikanischen Länder, von der Denkungsart und den Sitten der Amerikaner

unter Spaniſcher Oberherrſchaft, und zweitens die ſchon früher beſprochene Geſchichte von Indien. Er war von Vielem Augenzeuge, über Vieles erkundigte er ſich bei ſachverſtändigen Männern, beſonders Franziskanern, aber ſein Herz ſteht höher als ſeine Kritik, welche Clavigero, Rehfues u. v. a. in Bezug auf Mexikaniſche Dinge gering anſchlagen. Mehr Zutrauen ſchenkte ihm Herrera, der ſeine Geſchichte von Indien fleißig benutzt hat.

Andere kleine Schriften von Beamten über die alten Zuſtände der Indianer aus der Zeit der Eroberer theilt Ternaux beſonders im zehnten Theile ſeines Sammelwerkes mit.

Das wichtigſte Werk aus dem ſechszehnten Jahrhundert iſt das von dem Jeſuiten Joſeph Acoſta, von dem ſchon bei den Quellen zur Peruaniſchen Religionsgeſchichte die Rede geweſen iſt. Neben der Peruaniſchen behandelt er in demſelben Werke die Mexikaniſche Religionsgeſchichte. Hinſichtlich letzterer benutzte er außer den obigen Werken beſonders noch eine ältere Schrift eines Ordensbruders Juan de Tobar, der auf Geheiß des Vicekönigs Don Martino Enriquez genaue Forſchungen über die alte Geſchichte der akolhuakaniſchen Staaten angeſtellt hatte. Er iſt der erſte, der genauere Kunde von den Mexikaniſchen Hieroglyphen gab.

Das ausführlichſte Werk über altmexikaniſche Dinge iſt die Indiſche Monarchie vom Franziskaner Juan de Torquemada, welche 1614 in drei großen Folianten in Madrid herauskam. Er lebte fünfzig Jahre unter den Mexikaniſchen Volksſtämmen, deren Sprachen und Litteratur er vollkommen kundig war. Er benutzte Vieles, das ſpäter unzugänglich wurde, wie die Schriften der Eroberer Alfonſo de Mata, und Alfonſo d'Ojeda, drei Manuſcripte von den Franziskanern Andreas de Olmos, und Toribio de Benavente. Dazu kamen Schriften vornehmer Indianer, welche in der Buchſtabenſchrift der Europäer ihre Kenntniſſe der alten Zuſtände darlegten. Der erſte iſt Antonio Pimentel Ixtlilxochitl, der Großſohn des letzten Königs von Acolhuan, welcher hiſtoriſche Nachrichten über dieſes Königreich ſchrieb. Der zweite heißt Diego Magnoz Camargo, ein edler Meſtize aus Tlascala, der die Geſchichte dieſes Freiſtaates darſtellte. Die Herausgabe dieſes Schriftſtellers beſpricht Ternaux Compans XII, 47. Endlich iſt zu nennen Juan Batiſta Pomar aus Tezcuco, ein Nachkomme eines dortigen königlichen Baſtards, der hiſtoriſche Nachrichten über ſeine Vaterſtadt hinterließ.

Zudem beſaß Torquemada ſelbſt eine Sammlung von Bilderſchriften, und andere ſtanden ihm zu Gebote. Alles benutzte Torquemada mit emſigem Sammlergeiſt. Man wirft ihm, und nicht mit Unrecht, Unbeholfenheit der Darſtellung, Widerſprüche, Mangel an Kritik vor. Wer aber weiß, wie eine falſche Kritik viel mehr verwirrt hat, als die Kritikloſigkeit, der ſieht ein, welchen Werth dieſes ſcrupulöſe Sammelwerk, das die Mythen gibt, wie er ſie mit allen Unglaublichkeiten und allen Widerſprüchen verſtand, für die wirkliche Kritik hat. Sein Werk iſt zwar ſelten, aber von den Spätern vielfach benutzt, beſonders von Clavigero, Humboldt, Prescott.

Weniger wichtig für unſern Zweck ſind die Werke der Spanier, welche in Europa geſchrieben haben. Herrera, den wir ebenfalls bei Peru kennen lernten, iſt zwar immer ein Hauptſchriftſteller. Als königlichem Hiſtoriographen ſtanden ihm alle Archive zu Gebote; in Beziehung auf Mexiko benutzte er die handſchriftlichen Werke des Alfonſo de Mata und des Alfonſo d'Ojedo, Gefährten des Cortes, dann noch die hiſtoriſchen Nachrichten über Mexiko von Doctor Cervantes, Dekan an der Metropolitankirche zu Mexiko. In dieſem Hauptwerke für die Eroberung iſt indeſſen wenig Neues über das Indiſche Alterthum geboten. Herrera folgt Las Caſas, Gomara und Acoſta, — Torquemada war noch nicht erſchienen. Robertſon hat ſich vorzüglich an Herrera gehalten.

Unbedeutend iſt die ehemals wegen ihres Styles berühmt geweſene Geſchichte der Eroberung von Mexiko vom Jeſuiten Antonio de Solis, die 1684 herauskam, von der wir auch eine deutſche Ueberſetzung aus dem Jahr 1750 beſitzen. Er ſchenkt den Mexikaniſchen Alterthümern faſt gar keine Aufmerkſamkeit, am wenigſten der Religion, da, wie der belletriſtiſche Jeſuit bemerkt, dieſe Betrachtung weder Vergnügen noch Nutzen gewähre.

Die franzöſiſchen Werke aus dem achtzehnten Jahrhundert von Pauw und Raynal ſind ſehr verbreitet, aber ebenfalls von ſehr mittelmäßigem Werthe. Pauw, von Geburt ein Holländer, zeigt zwar über die Urbevölkerung in ſeinen philoſophiſchen Unterſuchungen allerhand Kenntniſſe, vernachläßigt aber das genauere Quellenſtudium, vernachläßigt den Unterſchied zwiſchen Wilden und Kulturvölkern. Raynal ſchrieb über die Niederlaſſungen der Europäer in den beiden Indien ein ganz brauchbares Buch. Die ganze alte Geſchichte der Mexikaner aber ſtellt er in Ab-

rede. Hatte doch ſelbſt Buffon die Anſicht, die alten Mexikaner hätten nichts von der Kunſt verſtanden, ihre Geſchichte durch dauerhafte Zeichen der Nachwelt zu überliefern.

Gründlicher läßt ſich Robertſon in ſeiner Geſchichte von Amerika in das Mexikaniſche Alterthum ein. Mit großer Klarheit unterſchied erſt er zwiſchen Wilden und Kulturvölkern. Allein er bietet nichts Neues, hält ſich bloß an Cortes, Diaz, Gomara, Herrera, weniger an Acoſta und Torquemada und andere Geſchichtſchreiber, welche die inländiſchen Quellen benutzten, noch weniger an dieſe ſelbſt, da er wirklich glaubt, dieſelben ſeien alle durch den mönchiſchen Fanatismus, namentlich des Biſchofs Zummaraga zerſtört worden.

Die gründlichen Unterſuchungen der Italiener Gemelli und Boturini ſind erſt von Clavigero auf angemeſſene Weiſe benutzt worden. Da aber auch dieſer im vorigen Jahrhundert ſelbſt den bedeutendſten Gelehrten, die über dieſen Gegenſtand ſchrieben, unbekannt blieb, bedurfte es des Namens eines Alexander von Humboldt, um die gebildeten Völker Europas mit dieſen Quellen bekannt zu machen und zu einer genauern Erforſchung des Mexikaniſchen Alterthums, würdig der alten Spanier, zu veranlaſſen.

Francesco Gemelli Careri gab gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts eine Reiſebeſchreibung unter dem Titel **Giro del Mundo** heraus. Franzöſiſch **Paris 1719 in 6 vols.** Vermehrt mit einer großen Zahl Abbildungen. In derſelben theilte er Copien mexikaniſcher Gemälde aus der Sammlung des Siguenza, Profeſſors der Mathematik in Mexiko, mit. Letzterer hatte ſolche Gemälde geſammelt und geerbt. Bei ihm fand ſie noch Gemelli, nachher kamen ſie in die Bibliothek des Jeſuitencollegiums St. Peter und Paul in Mexiko, wo ſie Clavigero benutzte. Später konnte Humboldt keine Nachrichten mehr davon erhalten. Aus dieſer Sammlung nun und einigen gelehrten Werken des Siguenza befinden ſich Bruchſtücke bei Gemelli. Die Aechtheit derſelben iſt nicht zu bezweifeln, die Zweifel ſind von Clavigero und Humboldt beſeitigt worden. Hingegen iſt wohl zu beachten, daß der Copiſt der hiſtoriſchen Gemälde keine Facſimile's gab, ſondern nach Europäiſcher Weiſe die Figuren zeichnete, was Jedem aus den 32 Tafeln bei Humboldt klar wird. Seit 1540 war dieſe Sitte ſelbſt bei den Indianern beim Copiren aufgekommen.

[illegible] war, dessen Kultus mit bedeutenden Menschenopfern und mit [illegible] in Verbindung gestanden war.

Vgl. Oviedo S. 10. 21. 24. 29. 30. 35. 39. 40. 48 im vierzehnten Band des Sammelwerkes von Ternaux.

Dritter Abſchnitt.

Religion der Mexikaner.

§. 92—121.

§. 92. Einleitung. Die Quellen. — §. 93. Geſchichtliche Verhältniſſe des geſammten Centralamerika. Das Majageſchlecht. — §. 94. Kulturüberreſte des Majageſchlechtes. — §. 95. Allgemeiner Religionscharakter beim Majageſchlechte. — §. 96. Alter Sonnen- und Geſtirndienſt. Uralte Menſchenopfer für die Sonne und ihre Surrogate. — §. 97. Thierdienſt. Botan. — §. 98. Götter der Elemente und Lebensbedürfniſſe. Das Kreuz. — §. 99. Unſterblichkeitsglaube. — §. 100. Kosmogoniſche Mythen und eſchatologiſche Befürchtungen. — §. 101. Ueberblick der Geſchichte der nordiſchen Einwanderung. — §. 102. Geſchichte der Azteken. — §. 103. Die Kultur der Mexikaniſchen Völker. — §. 104. Die Hieroglyphen der Mexikaner. — §. 105. Allgemeiner Religionscharakter bei denſelben. — §. 106. Der ſüdliche Naturdienſt bei den Mexikanern. — §. 107. Der nordiſche Geiſterglaube und Fetiſchismus in Verbindung mit dem ſüdlichen Naturdienſte. — §. 108. Quetzalcoatl. — §. 109. Huitzilopochtli. — §. 110. Tezcatlipoca. — §. 111. Der Kultus. Die Opfer. — §. 112. Menſchenopfer. — §. 113. Gebete, Gelübde, Geſang, Tanz, Muſik. — §. 114. Götterbilder. — §. 115. Tempel. — §. 116. Feſte. — §. 117. Prieſter. — §. 118. Reinigungen, Faſten, Waſſertaufe, Feuertaufe. — §. 119. Offenbarung der Gottheit. — §. 120. Unſterblichkeitsglaube. — §. 121. Verhältniß der Sittlichkeit zur Religion.

§. 92. Einleitung. Die Quellen.

Der Ausdruck Mexikaner bezeichnet im weitern Sinn alle die Völker, welche verwandt mit den Azteken das Mittelalter hindurch in die Länder des Mexikanischen Reiches von Norden her einwanderten. Das letzte Geschlecht derselben, die Azteken, hatte jenes Mexikanische Reich gestiftet, das den Spanischen Eroberern bekannt wurde und dem unerschöpflichen Geiste eines Cortes erlag. Es umfaßte aber dieses Reich unter der Oberherrschaft der Azteken nicht bloß jene nordischen Brudervölker, sondern zugleich zahlreiche Reste einer ihnen fremden Urbevölkerung, die aber auf die Bildung und Religion der Nordländer den bedeutendsten Einfluß ausübte. Wir sehen uns daher genöthigt, alle diese verschiedenen Völker mit in den Bereich der folgenden Darstellung zu ziehen. Wir schicken aber auch hier eine Uebersicht der Quellen voraus, welche sich leicht aus Clavigero, Baumgarten, Robertson, Ternaux Compans und Prescott nöthigenfalls vervollständigen läßt. Die Werke über das Urvolk des Majageschlechtes werden bei der Anführung der Kulturüberreste desselben aufgeführt werden.

Die Quellen.

Für das Mexikanische Alterthum, besonders die Religion, stehen uns die reichhaltigsten Quellen zu Gebote. Es ist das auch nicht anders als billig, denn kein andres amerikanisches Volk hat so vielfältige Bildungselemente theils in sich aufgenommen, theils aus sich entwickelt, keines hat so vielartige Formen des religiösen Lebens dargestellt, welche als der Urtypus des Religionszustandes in dem mythischen Zeitalter angesehen werden können, wie das Mexikanische. Die Spanier haben sich auch außerordentlich um die Erforschung und Darstellung dieses

Alterthums bemüht, und die Unterſuchungen der Neuern, der Nordamerikaner, Engländer, Franzoſen, Deutſchen, beruhen alle auf jenen Spaniſchen Quellen. Und wenn auch die alten Spanier in der Erklärung der religiöſen Erſcheinungen im Mexikaniſchen Leben nicht immer glücklich geweſen ſind, ſo können ſie ſich noch im Grabe mit dem Troſte tröſten, daß es ihren unerbittlichſten Kritikern nicht beſſer ergangen iſt. Und doch hätten letztere leicht durch die Deutſchen Forſchungen auf dem mythologiſchen Gebiete in das richtige Geleiſe gelangen können, während man es jenen nicht verargen kann, daß ſie auf dem wiſſenſchaftlichen Standpunkte ihrer Zeit ſtanden. Uebrigens iſt bei alten ſowohl, als neuern Berichterſtattern nicht ſo faſt ihr Urtheil für uns wichtig, als die Thatſachen ihrer Berichte. Und wenn auch hier eine oberflächliche Kritik an der Richtigkeit deſſen, was ſie als Augenzeugen berichteten, hat zweifeln wollen, ſo haben auch hier im Allgemeinen und Ganzen die neueſten gründlichen Unterſuchungen die Zweifel zerſtreut.

Dieſe Quellen ſind nun verſchiedener Art. Oben an ſtehen die Berichte der Eroberer als der erſten Europäiſchen Augenzeugen, die in Buchſtabenſchrift Kunde ertheilen. Es folgen die gelehrten Männer, die ihr Leben unter dieſen Völkern zubrachten, und einen großen Theil deſſelben den mündlichen Ueberlieferungen und den Hieroglyphen der Eingebornen widmeten. Dahin gehören manche chriſtliche Indianer der frühern Jahrhunderte, die noch die Hieroglyphen und Sagen von Haus aus kannten. Eine folgende Abtheilung von Quellenſchriftſtellern bilden ſolche Europäer, welche ſich nach uns unzugänglichen Quellen der Erforſchung des Mexikaniſchen Alterthums widmeten. Sehr verdient machten ſich auch die Herausgeber von Sammelwerken, ſowie neuere Reiſende, welche nicht bloß eine reichliche Nachleſe über Baudenkmale hielten, ſondern viele Reſte von noch erhaltenen Sagen und Kulten auffanden und mittheilten. Aber auch fleißige Bearbeitungen, ſelbſt Compilationen, aus Quellen, die im Allgemeinen wohl eröffnet ſind, verſchmähen wir um ſo weniger, als die Quellen ſelbſt nicht jedem und immer zugänglich ſind.

Die Eroberer, Conquistadores, ſind zwar, wo ſie als Schriftſteller auftreten, zunächſt mit der Aufzeichnung ihrer eigenen Thaten und Schickſale beſchäftigt. Aber überall tritt aus ihren Schriften der friſche Eindruck der erſten Beobachtung Mexikaniſcher Gebräuche und Anſichten entgegen. Alles was ſie ſahen berührte ſie aufs Lebhafteſte,

und prägte ſich mit den ſprechendſten Zügen ihrem Gedächtniſſe ein. An der Spitze derſelben ſteht Don Fernando Cortes ſelbſt. In vier ausführlichen Berichten erzählte er ſeine Erlebniſſe ſeinem Monarchen, dem Kaiſer Karl V. Der erſte dieſer Berichte wurde den 16. Juli 1519 von Veracruz abgeſendet, alſo gleich nach der Entdeckung des Mexikaniſchen Feſtlandes. Dieſer Bericht iſt unbekannt geblieben. Es kann aber über die Mexikaner nichts von Bedeutung, ſondern bloß Einiges über die Küſtenbewohner darin geſtanden haben. Nicht unwahrſcheinlich iſt die Vermuthung Robertſons, daß in den Werken Peter Martyrs de rebus oceanicis et novo orbe, und de insulis nuper inventis dieſer erſte Bericht und die mündlichen Ausſagen der Ueberbringer mitgetheilt ſeien. Der zweite Bericht des großen Eroberers iſt vom 30. Oktober 1520, und giebt bereits ausführliche Nachricht vom Mexikaniſchen Reiche. Der dritte iſt vom 15. Mai 1522 datirt, und beſchreibt die Eroberung Mexikos. Der vierte Brief endlich führt das Datum des 15. Oktobers 1524, und giebt Nachrichten von der Unterwerfung und Koloniſirung der Provinzen. Dieſe drei letzten Berichte ſind in Spaniſcher, Lateiniſcher, Italieniſcher und Deutſcher Sprache gedruckt worden, in der Deutſchen zuerſt in Augsburg 1550, dann in Heidelberg 1779, und zuletzt 1834, beſorgt von Koppe, der ſich ſelbſt mehrere Jahre in Mexiko aufhielt, und ſeine Ueberſetzung mit ſchätzbaren Bemerkungen begleitete. Die zahlreichen Feinde des Cortes in Cuba, Sevilla, Madrid haben nie die Wahrheit dieſer Berichte verdächtigen können, die in cäſarianiſcher Einfachheit geſchrieben ſind. In Sachen der Religion war er eifriger im Handeln als im Forſchen, und er mußte oft vom Pater Bartholomäus von Olmeda, dem verſtändigen Geiſtlichen, der jene Schaar begleitete, in ſeinem Eifer gemäßigt werden.

Rehfues behauptet, daß der Geſchichtſchreiber Francisco Lopez de Gomara ſich in dem Beſitze der nachgelaſſenen Papiere des Cortes befunden habe. Gomara war ſpäter Hauskaplan des Eroberers und erfuhr natürlich Vieles von ihm durch den perſönlichen Umgang. Er ſchrieb eine Chronik von Neu-Spanien, und eine allgemeine Geſchichte von Indien. Ueber die Mexikaner, ihre Gebräuche, Geſetze, Feſte, Zeitrechnung berichtet er ausführlich, und zog darüber Erkundigungen bei den erſten Miſſionären ein.

In Begleitung des Cortes befand ſich gleich von Anfang an als gemeiner Kriegsmann Bernal Diaz del Caſtillo. Seine Geſchichte

Dienſt, wie wir uns ebenfalls den des Botſchika zu denken haben, einzuführen bemüht waren. Daß bei den Muyscas das Weſentliche des Cyclusfeſtes ſich von dem alten Dienſte des Fomagata in die Botſchikaverehrung hinein vererbt hatte, iſt auch daraus klar, daß ſich dieſes feindſelige und entthronte Weſen dennoch am Feſte des jüngern Sonnengottes ſeinen Platz vorbehalten durfte. Alte Religionsreſte laſſen ſich nicht ſo leicht beſeitigen.

Die mythiſche Natur dieſes Fomagata zeigt ſich außer ſeiner Erſcheinung als himmliſcher Feuergeiſt auch noch in ſeiner Verwandlung der Menſchen in Thiere. Dieſe Verwandlungen weiſen uns nach dem ſoeben und ſchon oft ausgeſprochenen Kanon auf einen frühern Thierdienſt, der mit der Verehrung Fomagatas in einem gewiſſen Zuſammenhange ſtand. Je älter in Amerika die Zeiten ſind, deſto mehr herrſchte Thierdienſt. Auch in Kaſchmir ging dem Bramaismus eine ältere Thierverehrung, namentlich Schlangenreligion voran. Am Hauptfeſte der Muyscas wurde dieſer alte Thierdienſt durch diejenigen maskirten Prieſter angezeigt, welche bei der großen Prozeſſion Krokodile und Schlangen darſtellten. Dieſe Thierverwandlungen weiſen aber auch wie diejenigen, die Circe durch ihre Zauberkünſte vollbrachte, auf diejenige Art der Zauberei, welche die Menſchen momentan in Thiere verwandeln zu können glaubt. Aber auch dieß ſteht mit dem alten Thierdienſte in dem genauſten Zuſammenhange. Vgl. Famin 10. Chateaubriands Reiſe III, 94 ff. Carl Ritter Erdbeſchreibung III, 2. 2. S. 1093. Eckermann Mythologie II, 54.

Ich habe hier die Anſicht über Fomagata gegeben, wie ſie aus den Ueberlieferungen der Muyscas mir hervorgeht, und zwar hervorging, bevor ich von dem Folgenden etwas wußte. Wir finden nun aber die Verehrung dieſes Gottes noch weiter verbreitet bis Nicaragua, ein Beweis, daß dieſelbe in den Urzeiten in Mittelamerika verbreitet geweſen ſein muß. Daß wir von der Verehrung dieſes Gottes nur in Nicaragua wiſſen, rührt daher, daß wir zufällig gerade von dieſem Lande die genauern Berichte Oviedos beſitzen. Hätten wir derartige Nachrichten auch von den andern Centralländern Amerikas, die die vormexikaniſche Zeit betreffen, ſo würden ſich ſicherlich auch in ihnen Spuren dieſes Gottes erhalten haben. Es führen nicht wenige Anzeigen zu der Annahme, daß in den Urzeiten in Terra firma vor der Ankunft der Karaiben und der Einführung der Botſchikareligion in Cundinamarca

derſelbe Zuſtand religiöſer Dinge geherrſcht habe wie in Centralamerika vor der Einwanderung der Tolteken. Wir können dieſe Anzeigen hier nicht weiter verfolgen. Ich erinnere bloß an die auch in Cumana wie im nördlichen Centralamerika vorkommende Verehrung des Kreuzes, Gomara I, 83. Hazart 284. Vgl. unten §. 98, an die Menſchenopfer, welche den Gott darſtellen, dem ſie geopfert wurden, an das Vorkommen des Wortes Cundinamarca bei den Mexikanern, während doch daſſelbe kein aztekiſches ſein kann, weil dieſer Sprache das R fehlt.

In Nicaragua nun alſo waren die beiden oberſten Götter Fomagazdad und Zipaltonal, Mann und Frau, welche die Welt geſchaffen haben, und von denen die Menſchen abſtammen. Zu ihnen gelangen nach dem Tode die Tapfern, und ihnen wurden zahlreiche Menſchenopfer dargebracht in der Ueberzeugung, daß ſie das Fleiſch und Blut der geopferten Menſchen genöſſen. Man ſtellte ſich dieſe beiden Götter ſtark anthropomorphirt vor und ganz wie Indianer.

Dieſer Fomagazdad der Nicaraguer iſt ſchon dem Namen nach niemand anders als der Fomagata der Muyscas. Er iſt wie dieſer oberſter Gott, und wird mit zahlreichen Menſchenopfern verehrt. Die Zuſammenſtellung mit ſeiner Gattin als die beiden oberſten Götter des Landes macht ihn ſchon nach einer weit verbreiteten Analogie Amerikaniſcher Völker, beſonders in Centralamerika und Terra firma, zum Sonnengotte, in deſſen Haus überall beim Sonnendienſte die Helden nach dem Tode gelangen; — die Gattin muß der Mond ſein. Bei letzterer kommt nun noch ein beſonderer Grund dazu, der ſie zur Mondgöttin ſtempelt, der dann auch natürlich wieder indirekt ein Grund wird, in Fomagazdad, mithin auch in Fomagata, den Sonnengott zu erblicken. Wie nämlich die Mondgöttin in Nicaragua Zipaltonal heißt, ſo findet ſich der zweite Theil des Wortes, offenbar der Haupttheil, auch wieder in dem Namen der centralamerikaniſchen Mondgöttin Tona, wie ſie in Colhuacan und auf den großen Antillen hieß. Den erſten Theil des Wortes aber haben wir ſchon früher in den Muyscawörtern Zippa, wie der eine König hieß, und Zipaquira, wo Humboldt die Steinſalzminen ſah, vorgefunden.

Daraus erhellt, daß Fomagata, jener Feuergeiſt in der Luft, jener Tyrann auf Erden, der die Menſchen in Thiere verwandelt und von Botſchika entthront wurde, ein uralter bis Nicaragua hin verehrter Son-

nengott war, deſſen Kultus mit bedeutenden Menſchenopfern und mit Thierdienſt in Verbindung geſtanden war.

Vgl. Oviedo S. 10. 21. 24. 29. 30. 35. 39. 40. 48 im vierzehnten Band des Sammelwerkes von Ternaux.

Dritter Abſchnitt.

Religion der Mexikaner.

§. 92—121.

§. 92. Einleitung. Die Quellen. — §. 93. Geſchichtliche Verhältniſſe des geſammten Centralamerika. Das Majageſchlecht. — §. 94. Kulturüberreſte des Majageſchlechtes. — §. 95. Allgemeiner Religionscharakter beim Majageſchlechte. — §. 96. Alter Sonnen- und Geſtirndienſt. Uralte Menſchenopfer für die Sonne und ihre Surrogate. — §. 97. Thierdienſt. Botan. — §. 98. Götter der Elemente und Lebensbedürfniſſe. Das Kreuz. — §. 99. Unſterblichkeitsglaube. — §. 100. Kosmogoniſche Mythen und eſchatologiſche Befürchtungen. — §. 101. Ueberblick der Geſchichte der nordiſchen Einwanderung. — §. 102. Geſchichte der Azteken. — §. 103. Die Kultur der Mexikaniſchen Völker. — §. 104. Die Hieroglyphen der Mexikaner. — §. 105. Allgemeiner Religionscharakter bei denſelben. — §. 106. Der ſüdliche Naturdienſt bei den Mexikanern. — §. 107. Der nordiſche Geiſterglaube und Fetiſchismus in Verbindung mit dem ſüdlichen Naturdienſte. — §. 108. Quetzalcoatl. — §. 109. Huitzilopochtli. — §. 110. Tezcatlipoca. — §. 111. Der Kultus. Die Opfer. — §. 112. Menſchenopfer. — §. 113. Gebete, Gelübde, Geſang, Tanz, Muſik. — §. 114. Götterbilder. — §. 115. Tempel. — §. 116. Feſte. — §. 117. Prieſter. — §. 118. Reinigungen, Faſten, Waſſertaufe, Feuertaufe. — §. 119. Offenbarung der Gottheit. — §. 120. Unſterblichkeitsglaube. — §. 121. Verhältniß der Sittlichkeit zur Religion.

§. 92. Einleitung. Die Quellen.

Der Ausdruck Mexikaner bezeichnet im weitern Sinn alle die Völker, welche verwandt mit den Azteken das Mittelalter hindurch in die Länder des Mexikanischen Reiches von Norden her einwanderten. Das letzte Geschlecht derselben, die Azteken, hatte jenes Mexikanische Reich gestiftet, das den Spanischen Eroberern bekannt wurde und dem unerschöpflichen Geiste eines Cortes erlag. Es umfaßte aber dieses Reich unter der Oberherrschaft der Azteken nicht bloß jene nordischen Brudervölker, sondern zugleich zahlreiche Reste einer ihnen fremden Urbevölkerung, die aber auf die Bildung und Religion der Nordländer den bedeutendsten Einfluß ausübte. Wir sehen uns daher genöthigt, alle diese verschiedenen Völker mit in den Bereich der folgenden Darstellung zu ziehen. Wir schicken aber auch hier eine Uebersicht der Quellen voraus, welche sich leicht aus Clavigero, Baumgarten, Robertson, Ternaux Compans und Prescott nöthigenfalls vervollständigen läßt. Die Werke über das Urvolk des Majageschlechtes werden bei der Anführung der Kulturüberreste desselben aufgeführt werden.

Die Quellen.

Für das Mexikanische Alterthum, besonders die Religion, stehen uns die reichhaltigsten Quellen zu Gebote. Es ist das auch nicht anders als billig, denn kein andres amerikanisches Volk hat so vielfältige Bildungselemente theils in sich aufgenommen, theils aus sich entwickelt, keines hat so vielartige Formen des religiösen Lebens dargestellt, welche als der Urtypus des Religionszustandes in dem mythischen Zeitalter angesehen werden können, wie das Mexikanische. Die Spanier haben sich auch außerordentlich um die Erforschung und Darstellung dieses

Alterthums bemüht, und die Unterſuchungen der Neuern, der Nordamerikaner, Engländer, Franzoſen, Deutſchen, beruhen alle auf jenen Spaniſchen Quellen. Und wenn auch die alten Spanier in der Erklärung der religiöſen Erſcheinungen im Mexikaniſchen Leben nicht immer glücklich geweſen ſind, ſo können ſie ſich noch im Grabe mit dem Troſte tröſten, daß es ihren unerbittlichſten Kritikern nicht beſſer ergangen iſt. Und doch hätten letztere leicht durch die Deutſchen Forſchungen auf dem mythologiſchen Gebiete in das richtige Geleiſe gelangen können, während man es jenen nicht verargen kann, daß ſie auf dem wiſſenſchaftlichen Standpunkte ihrer Zeit ſtanden. Uebrigens iſt bei alten ſowohl, als neuern Berichterſtattern nicht ſo faſt ihr Urtheil für uns wichtig, als die Thatſachen ihrer Berichte. Und wenn auch hier eine oberflächliche Kritik an der Richtigkeit deſſen, was ſie als Augenzeugen berichteten, hat zweifeln wollen, ſo haben auch hier im Allgemeinen und Ganzen die neueſten gründlichen Unterſuchungen die Zweifel zerſtreut.

Dieſe Quellen ſind nun verſchiedener Art. Oben an ſtehen die Berichte der Eroberer als der erſten Europäiſchen Augenzeugen, die in Buchſtabenſchrift Kunde ertheilen. Es folgen die gelehrten Männer, die ihr Leben unter dieſen Völkern zubrachten, und einen großen Theil deſſelben den mündlichen Ueberlieferungen und den Hieroglyphen der Eingebornen widmeten. Dahin gehören manche chriſtliche Indianer der frühern Jahrhunderte, die noch die Hieroglyphen und Sagen von Haus aus kannten. Eine folgende Abtheilung von Quellenſchriftſtellern bilden ſolche Europäer, welche ſich nach uns unzugänglichen Quellen der Erforſchung des Mexikaniſchen Alterthums widmeten. Sehr verdient machten ſich auch die Herausgeber von Sammelwerken, ſowie neuere Reiſende, welche nicht bloß eine reichliche Nachleſe über Baudenkmale hielten, ſondern viele Reſte von noch erhaltenen Sagen und Kulten auffanden und mittheilten. Aber auch fleißige Bearbeitungen, ſelbſt Compilationen, aus Quellen, die im Allgemeinen wohl eröffnet ſind, verſchmähen wir um ſo weniger, als die Quellen ſelbſt nicht jedem und immer zugänglich ſind.

Die Eroberer, Conquistadores, ſind zwar, wo ſie als Schriftſteller auftreten, zunächſt mit der Aufzeichnung ihrer eigenen Thaten und Schickſale beſchäftigt. Aber überall tritt aus ihren Schriften der friſche Eindruck der erſten Beobachtung Mexikaniſcher Gebräuche und Anſichten entgegen. Alles was ſie ſahen berührte ſie aufs Lebhafteſte,

und prägte ſich mit den ſprechendſten Zügen ihrem Gedächtniſſe ein. An der Spitze derſelben ſteht Don Fernando Cortes ſelbſt. In vier ausführlichen Berichten erzählte er ſeine Erlebniſſe ſeinem Monarchen, dem Kaiſer Karl V. Der erſte dieſer Berichte wurde den 16. Juli 1519 von Veracruz abgeſendet, alſo gleich nach der Entdeckung des Mexikaniſchen Feſtlandes. Dieſer Bericht iſt unbekannt geblieben. Es kann aber über die Mexikaner nichts von Bedeutung, ſondern bloß Einiges über die Küſtenbewohner darin geſtanden haben. Nicht unwahrſcheinlich iſt die Vermuthung Robertſons, daß in den Werken Peter Martyrs de rebus oceanicis et novo orbe, und de insulis nuper inventis dieſer erſte Bericht und die mündlichen Ausſagen der Ueberbringer mitgetheilt ſeien. Der zweite Bericht des großen Eroberers iſt vom 30. Oktober 1520, und giebt bereits ausführliche Nachricht vom Mexikaniſchen Reiche. Der dritte iſt vom 15. Mai 1522 datirt, und beſchreibt die Eroberung Mexikos. Der vierte Brief endlich führt das Datum des 15. Oktobers 1524, und giebt Nachrichten von der Unterwerfung und Koloniſirung der Provinzen. Dieſe drei letzten Berichte ſind in Spaniſcher, Lateiniſcher, Italieniſcher und Deutſcher Sprache gedruckt worden, in der Deutſchen zuerſt in Augsburg 1550, dann in Heidelberg 1779, und zuletzt 1834, beſorgt von Koppe, der ſich ſelbſt mehrere Jahre in Mexiko aufhielt, und ſeine Ueberſetzung mit ſchätzbaren Bemerkungen begleitete. Die zahlreichen Feinde des Cortes in Cuba, Sevilla, Madrid haben nie die Wahrheit dieſer Berichte verdächtigen können, die in cäſarianiſcher Einfachheit geſchrieben ſind. In Sachen der Religion war er eifriger im Handeln als im Forſchen, und er mußte oft vom Pater Bartholomäus von Olmeda, dem verſtändigen Geiſtlichen, der jene Schaar begleitete, in ſeinem Eifer gemäßigt werden.

Rehfues behauptet, daß der Geſchichtſchreiber Francisco Lopez de Gomara ſich in dem Beſitze der nachgelaſſenen Papiere des Cortes befunden habe. Gomara war ſpäter Hauskaplan des Eroberers und erfuhr natürlich Vieles von ihm durch den perſönlichen Umgang. Er ſchrieb eine Chronik von Neu-Spanien, und eine allgemeine Geſchichte von Indien. Ueber die Mexikaner, ihre Gebräuche, Geſetze, Feſte, Zeitrechnung berichtet er ausführlich, und zog darüber Erkundigungen bei den erſten Miſſionären ein.

In Begleitung des Cortes befand ſich gleich von Anfang an als gemeiner Kriegsmann Bernal Diaz del Caſtillo. Seine Geſchichte

führt die Aufschrift: Wahrhaftige Erzählung der Entdeckung und Eroberung von Neu-Spanien. Sie wurde erst 1634 gedruckt. Wir besitzen von ihr eine schätzbare deutsche Uebersetzung, welche 1843 die zweite Auflage erlebt hat und mit Recht sehr bekannt geworden ist. Diese Uebersetzung von Rehfues enthält schätzbare Anmerkungen, Beilagen und Untersuchungen. Abgesehen davon, daß Diaz nach seiner kerngesunden Natur die ganze Eroberung mit dem urkräftigsten Behagen beschreibt, macht er eine Unzahl für uns wichtige Beobachtungen, die ihm sein von den Zeitgenossen bewundertes Gedächtniß treu aufbewahrt hatte.

Rehfues theilt unter den Beilagen des dritten Bandes auch noch die Uebersetzung einer kurzen Schrift über Mexiko von einem andern Eroberer mit. Man nennt ihn gewöhnlich den unbekannten Eroberer bei Ramusio. Er war Offizier bei Cortes, schreibt sehr geordnet, und stellt das Zusammengehörige über die Gebräuche und die Religion zusammen. Die Schrift ist aber sehr kurz. Auch Ternaux Compans giebt sie, Bd. X, S. 49 ff.

Die Schriften anderer Eroberer, die nur wenig Ausbeute für unsern Zweck gewähren, sind von Herrera, Torquemada u. a. benutzt, oder von Ternaux ebenfalls mitgetheilt worden.

Wenn die Eroberer aufschrieben, was sie selbst noch sahen, so stellten Beamte, besonders Geistliche, gelehrte Untersuchungen an Ort und Stelle an. Es waren meistens Leute, welche nach dem Ausspruch W. Irwings den blutigen Spuren der Eroberer auf dem Fuß folgten, und die Wunden verbanden, die ihre Landsleute schlugen. Sie standen in genauem langjährigem Umgange mit den Indianern, kannten ihre Verhältnisse, Neigungen, Sagen, Gebräuche, Sprache, und viele Schriften derselben.

Oben an steht hier Bartholomäus de Las Casas, von dem schon bei den großen Antillen gesprochen worden ist. Er erhielt den Titel und das Amt eines Protektors der Indianer, und nachher wurde er Bischof von Chiapa. Seine Memoriale, die er zu Gunsten der Eingebornen nach Spanien schickte, wurden mehrere Male herausgegeben. Im Jahr 1597 erschien davon eine deutsche Uebersetzung, und 1822 eine französische von Llorente in zwei Bänden in Verbindung mit einer Lebensbeschreibung. Andere noch wichtigere Werke sind bloß handschriftlich vorhanden, wie die Geschichte des Bodens und Klimas der Amerikanischen Länder, von der Denkungsart und den Sitten der Amerikaner

unter Spaniſcher Oberherrſchaft, und zweitens die ſchon früher beſprochene Geſchichte von Indien. Er war von Vielem Augenzeuge, über Vieles erkundigte er ſich bei ſachverſtändigen Männern, beſonders Franziskanern, aber ſein Herz ſteht höher als ſeine Kritik, welche Clavigero, Rehfues u. v. a. in Bezug auf Mexikaniſche Dinge gering anſchlagen. Mehr Zutrauen ſchenkte ihm Herrera, der ſeine Geſchichte von Indien fleißig benutzt hat.

Andere kleine Schriften von Beamten über die alten Zuſtände der Indianer aus der Zeit der Eroberer theilt Ternaux beſonders im zehnten Theile ſeines Sammelwerkes mit.

Das wichtigſte Werk aus dem ſechszehnten Jahrhundert iſt das von dem Jeſuiten Joſeph Acoſta, von dem ſchon bei den Quellen zur Peruaniſchen Religionsgeſchichte die Rede geweſen iſt. Neben der Peruaniſchen behandelt er in demſelben Werke die Mexikaniſche Religionsgeſchichte. Hinſichtlich letzterer benutzte er außer den obigen Werken beſonders noch eine ältere Schrift eines Ordensbruders Juan de Tobar, der auf Geheiß des Vicekönigs Don Martino Enriquez genaue Forſchungen über die alte Geſchichte der akolhuakaniſchen Staaten angeſtellt hatte. Er iſt der erſte, der genauere Kunde von den Mexikaniſchen Hieroglyphen gab.

Das ausführlichſte Werk über altmexikaniſche Dinge iſt die Indiſche Monarchie vom Franziskaner Juan de Torquemada, welche 1614 in drei großen Folianten in Madrid herauskam. Er lebte fünfzig Jahre unter den Mexikaniſchen Volksſtämmen, deren Sprachen und Litteratur er vollkommen kundig war. Er benutzte Vieles, das ſpäter unzugänglich wurde, wie die Schriften der Eroberer Alfonſo de Mata, und Alfonſo d'Ojeda, drei Manuſcripte von den Franziskanern Andreas de Olmos, und Toribio de Benavente. Dazu kamen Schriften vornehmer Indianer, welche in der Buchſtabenſchrift der Europäer ihre Kenntniſſe der alten Zuſtände darlegten. Der erſte iſt Antonio Pimentel Ixtlilxochitl, der Großſohn des letzten Königs von Acolhuan, welcher hiſtoriſche Nachrichten über dieſes Königreich ſchrieb. Der zweite heißt Diego Magnoz Camargo, ein edler Meſtize aus Tlascala, der die Geſchichte dieſes Freiſtaates darſtellte. Die Herausgabe dieſes Schriftſtellers beſpricht Ternaux Compans XII, 47. Endlich iſt zu nennen Juan Batiſta Pomar aus Tezcuco, ein Nachkomme eines dortigen königlichen Baſtards, der hiſtoriſche Nachrichten über ſeine Vaterſtadt hinterließ.

Zudem beſaß Torquemada ſelbſt eine Sammlung von Bilderſchriften, und andere ſtandenihm zu Gebote. Alles benutzte Torquemada mit emſigem Sammlergeiſt. Man wirft ihm, und nicht mit Unrecht, Unbeholfenheit der Darſtellung, Widerſprüche, Mangel an Kritik vor. Wer aber weiß, wie eine falſche Kritik viel mehr verwirrt hat, als die Kritikloſigkeit, der ſieht ein, welchen Werth dieſes ſcrupulöſe Sammelwerk, das die Mythen gibt, wie er ſie mit allen Unglaublichkeiten und allen Widerſprüchen vorfand, für die wirkliche Kritik hat. Sein Werk iſt zwar ſelten, aber von den Spätern vielfach benutzt, beſonders von Clavigero, Humboldt, Prescott.

Weniger wichtig für unſern Zweck ſind die Werke der Spanier, welche in Europa geſchrieben haben. Herrera, den wir ebenfalls bei Peru kennen lernten, iſt zwar immer ein Hauptſchriftſteller. Als königlichem Hiſtoriographen ſtanden ihm alle Archive zu Gebote; in Beziehung auf Mexiko benutzte er die handſchriftlichen Werke des Alfonſo de Mata und des Alfonſo d'Ojedo, Gefährten des Cortes, dann noch die hiſtoriſchen Nachrichten über Mexiko von Doctor Cervantes, Dekan an der Metropolitankirche zu Mexiko. In dieſem Hauptwerke für die Eroberung iſt indeſſen wenig Neues über das Indiſche Alterthum geboten. Herrera folgt Las Caſas, Gomara und Acoſta, — Torquemada war noch nicht erſchienen. Robertſon hat ſich vorzüglich an Herrera gehalten.

Unbedeutend iſt die ehemals wegen ihres Styles berühmt geweſene Geſchichte der Eroberung von Mexiko vom Jeſuiten Antonio de Solis, die 1684 herauskam, von der wir auch eine deutſche Ueberſetzung aus dem Jahr 1750 beſitzen. Er ſchenkt den Mexikaniſchen Alterthümern faſt gar keine Aufmerkſamkeit, am wenigſten der Religion, da, wie der belletriſtiſche Jeſuit bemerkt, dieſe Betrachtung weder Vergnügen noch Nutzen gewähre.

Die franzöſiſchen Werke aus dem achtzehnten Jahrhundert von Pauw und Raynal ſind ſehr verbreitet, aber ebenfalls von ſehr mittelmäßigem Werthe. Pauw, von Geburt ein Holländer, zeigt zwar über die Urbevölkerung in ſeinen philoſophiſchen Unterſuchungen allerhand Kenntniſſe, vernachläßigt aber das genauere Quellenſtudium, vernachläßigt den Unterſchied zwiſchen Wilden und Kulturvölkern. Raynal ſchrieb über die Niederlaſſungen der Europäer in den beiden Indien ein ganz brauchbares Buch. Die ganze alte Geſchichte der Mexikaner aber ſtellt er in Ab-

rede. Hatte doch ſelbſt Buffon die Anſicht, die alten Mexikaner hätten nichts von der Kunſt verſtanden, ihre Geſchichte durch dauerhafte Zeichen der Nachwelt zu überliefern.

Gründlicher läßt ſich Robertſon in ſeiner Geſchichte von Amerika in das Mexikaniſche Alterthum ein. Mit großer Klarheit unterſchied erſt er zwiſchen Wilden und Kulturvölkern. Allein er bietet nichts Neues, hält ſich bloß an Cortes, Diaz, Gomara, Herrera, weniger an Acoſta und Torquemada und andere Geſchichtſchreiber, welche die inländiſchen Quellen benutzten, noch weniger an dieſe ſelbſt, da er wirklich glaubt, dieſelben ſeien alle durch den mönchiſchen Fanatismus, namentlich des Biſchofs Zummaraga zerſtört worden.

Die gründlichen Unterſuchungen der Italiener Gemelli und Boturini ſind erſt von Clavigero auf angemeſſene Weiſe benutzt worden. Da aber auch dieſer im vorigen Jahrhundert ſelbſt den bedeutendſten Gelehrten, die über dieſen Gegenſtand ſchrieben, unbekannt blieb, bedurfte es des Namens eines Alexander von Humboldt, um die gebildeten Völker Europas mit dieſen Quellen bekannt zu machen und zu einer genauern Erforſchung des Mexikaniſchen Alterthums, würdig der alten Spanier, zu veranlaſſen.

Francesco Gemelli Careri gab gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts eine Reiſebeſchreibung unter dem Titel **Giro del Mundo** heraus. Franzöſiſch **Paris 1719** in 6 vols. Vermehrt mit einer großen Zahl Abbildungen. In derſelben theilte er Copien mexikaniſcher Gemälde aus der Sammlung des Siguenza, Profeſſors der Mathematik in Mexiko, mit. Letzterer hatte ſolche Gemälde geſammelt und geerbt. Bei ihm fand ſie noch Gemelli, nachher kamen ſie in die Bibliothek des Jeſuitencollegiums St. Peter und Paul in Mexiko, wo ſie Clavigero benutzte. Später konnte Humboldt keine Nachrichten mehr davon erhalten. Aus dieſer Sammlung nun und einigen gelehrten Werken des Siguenza befinden ſich Bruchſtücke bei Gemelli. Die Aechtheit derſelben iſt nicht zu bezweifeln, die Zweifel ſind von Clavigero und Humboldt beſeitigt worden. Hingegen iſt wohl zu beachten, daß der Copiſt der hiſtoriſchen Gemälde keine Facſimile's gab, ſondern nach Europäiſcher Weiſe die Figuren zeichnete, was Jedem aus den 32 Tafeln bei Humboldt klar wird. Seit 1540 war dieſe Sitte ſelbſt bei den Indianern beim Copiren aufgekommen.

Lorenzo Boturini Benaducci aus Mailand hielt sich von 1736 an neun Jahre in Mexiko auf, studirte die Sprachen der Stämme, stiftete mit Indianern Freundschaften, und verschaffte sich Abschriften von fast allen Mexikanischen Schriftstellern, von denen hier noch besonders als neu dazu gekommen Domingo San Anton Chimalpain, ein edler Mexikaner, herauszuheben ist, der im sechszehnten Jahrhundert drei Schriften über das alte Mexiko schrieb, und eine über die Eroberung durch Cortes. Boturini war sehr vertraut mit den historischen Gemälden, Bildern, Symbolen, Charakteren, Gesängen, und Handschriften der Mexikaner, und sammelte selbst über fünfhundert Stücke Bilderschriften. Diese Sammlung erlitt zwar Unglück und Zerstreuung, indessen gelangte doch Manches davon in das Archiv des Vizekönigs, wo es Clavigero und Humboldt zu Gesicht bekamen. Gegenwärtig beschäftigt sich J. M. A. Aubin mit der Uebersetzung von Mexikanischen Geschichtswerken aus der Sammlung Boturinis. Dahin gehört eine Geschichte der Tolteken, Chichimeken und Mexikaner, die Brasseur unter dem Namen des Codex Chimalpopoca herausgab. Ausland 1852. Nro. 257. Buschmann I, 183. Boturini schrieb auch selber ein Werk über die Geschichte von Nordamerika (Madrid 1746), das aber bloß ein Abriß eines größern Werkes sein sollte, das er zu verfassen beabsichtigte. Dieses Werk wurde von Clavigero, Humboldt und Prescott fleißig benutzt.

Eines der wichtigsten und zugänglichsten Bücher über Mexikanisches Alterthum und Religion schrieb der Exjesuit Franz Xaver Clavigero aus Vera-Cruz. Nachdem er sechs und dreißig Jahre lang Neuspanien durchreist hatte, schrieb er in Europa (in Cesena) seine Alte Geschichte Mexiko's in italienischer Sprache, 1780/81 in 4 Quartanten. Sie wurde 1787 ins Englische, und 1789/90 aus diesem ins Deutsche übersetzt. In seinem Lobe stimmen die Neuern alle überein. Er benutzte die bisher angeführten Vorgänger sämmtlich, so wie die mündlichen und schriftlichen inländischen Quellen. Es kamen zu den frühern noch die Schriften des Juristen Zurita (Corita) und des Fernando d'Alba Ixtlilxochitl, welches letztern Geschichte der Chichimeken besonders hervorzuheben ist. Beide Schriftsteller hat Ternaux in seine Sammlung aufgenommen. Auch gehört noch hieher die Sammlung des ersten Bischofs von Mexiko, Don Antonio Mendoza, welche aus 63 Gemälden und aus gelehrten Erklärungen des Bischofs und eines kundigen Mexikaners bestand. Sie wurde in die Sammlung von Purchas aufgenommen, dann 1692 in

die von Thevenot, und hieraus von Clavigero benutzt. Clavigeros Werk empfiehlt sich durch Gründlichkeit und Lesbarkeit. Es ist anspruchlos, klar und schlicht geordnet geschrieben. Unbegreiflich ist es, wie selbst die deutsche Uebersetzung dieses Buches einem Herder und Meiners unbekannt bleiben konnte.

Es bedurfte, wie gesagt, des Namens eines Alexander v. Humboldt, um das Interesse Mitteleuropas für ein gründlicheres Studium des Mexikanischen Alterthums zu wecken. Seine amerikanische Reise dauerte 1799 bis 1804. In Mexiko selbst sah er sich in den Urkunden um, legte selbst eine Sammlung an, und widmete einen großen Theil seiner Zeit seit der Rückkehr nach Europa bis zu seiner Reise nach Asien diesem Gegenstande, indem er die sämmtlichen gedruckten und ungedruckten Quellen des Mexikanischen Alterthums, die sich in Europa befanden, so weit er sie kannte, einem gründlichen Studium unterwarf. Davon finden sich die Resultate in den meisten seiner Schriften niedergelegt, besonders aber in seinem französisch geschriebenen Versuch über Neuspanien und in seinen Ansichten der Cordillieren und den Denkmälern der eingebornen Völker. Die vielen Abbildungen und Facsimile's in letzterm Werke geben dem Leser eine getreue Anschauung des Charakters altmexikanischer Art. Die dieselben mit beständigem Blick auf das Gesammtleben erläuternden Abhandlungen sind mit französischer Klarheit und der wissenschaftlichen Würde geschrieben, die sowohl dem Gegenstande als dem neunzehnten Jahrhundert geziemt. Ich citire überall nach der Folioausgabe. Außer den schon genannten Schriftstellern sind von Humboldt noch zugezogen die Geschichte von Neuspanien vom Erzbischof von Toledo, Lorenzana, die 1770 in Mexiko herauskam. Dieser war nämlich in den Besitz des größten Theiles der boturinischen Sammlung gekommen. Von Benutzung gedruckter Schriften durch Humboldt ist ferner noch herauszuheben die der Schrift Gama's über den Aztekischen Kalender, welche wesentliche Unrichtigkeiten der frühern mit Hülfe des Mexikanischen Schriftstellers Christoval de Castillo aus dem sechszehnten Jahrhundert berichtigte.

Der Geist und die Forschungen Humboldts übten einen sehr verdankenswerthen Einfluß auf Majer, der in seinem mythologischen Taschenbuch, Weimar 1812, eine Bearbeitung der Religion der Mexikaner gab. Auch er konnte noch manches Werk aus den Bibliotheken von Weimar und Jena benutzen, das nicht Jedem zugänglich ist. Aber auch ihm fehlte Torquemada.

Ein gewaltiges, aber auf dem Kontinent wenig verbreitetes, Sammelwerk aus neuerer Zeit über Mexikanische Quellen und Alterthümer ist das Prachtwerk, welches in England vom Jahr 1830 an von Lord Kingsborough und Augustino Aglio besorgt wurde. Es sind hier fast alle damals in Europa bekannten Urkunden mit Ausnahme der Spanischen und derjenigen der französischen Deputirtenkammer gesammelt. In 900 lithographirten Tafeln sind die Abbildungen der Mexikanischen Hieroglyphen in Paris, Berlin, Dresden, Wien, Rom, Bologna, Oxford, im Museum Borgia, und die in den bisherigen Sammelwerken sich befanden, dargelegt. Das ist der Inhalt der drei ersten Bände. Der vierte enthält die Abbildung von Baudenkmälern und Sculpturen. Dazu kommen viele gelehrte Abhandlungen älterer und neuerer Forschungen, z. B. Humboldts. Eine schätzbare Zugabe ist die Aufnahme der Arbeiten von Dupaix und Sahagun. Ersterer unternahm Untersuchungen über die Ruinen von Palenque und Mitla (1805—1807), seine Darstellungen enthalten viele Zeichnungen von Alterthümern. Paris 1834/35. Bernhardino de Sahagun's Geschichte ist im siebenten Theile des Englischen Sammelwerkes enthalten. Er lebte fünf und vierzig Jahre unter den Eingebornen, und benutzte aufs treuste viele Indianische geschriebene und mündliche Nachrichten. Erst Munnoz hatte dieses Hauptwerk wieder aufgefunden, das in zwölf Bücher getheilt ist, und von Bustamente 1829 zuerst herausgegeben wurde.

Weit zugänglicher ist das schon öfter erwähnte französische Sammel- und Uebersetzungswerk von Ternaux-Compans, aus welchem namentlich die Werke von Don Fernando d'Alba Ixtlilxochitl und Zurita hieher gehören.

Die Bearbeitung der altmexikanischen Geschichte und Religion von de la Renaudière im Univers pittoresque ist empfehlungswerth und aus guten Quellen geschöpft.

Von Deutschen ist ein Hauptwerk Mühlenpfordt's Mejico, 2 Bde. 1844. Dieses sehr fleißige und gründliche Buch behandelt eigentlich den gegenwärtigen Mexikanischen Staat, nimmt aber überall, und zwar ganz im Einzelnen bei den verschiedenen Oertlichkeiten Rücksicht auf das Alterthum.

Weniger selbstständige Untersuchung bietet Thümmels Mexiko und die Mexikaner, 1848. Mehr Erwartung erregen die Bilder aus Mexiko

von Karl Sartorius, von denen von Zeit zu Zeit Vorläufer in der Allg. Zeitung erscheinen.

Von allgemeinern Zeitschriften, die neben anderm auch fortwährend auf das Mexikanische Alterthum Rücksicht nehmen, ist auch hier auf das Ausland und auf das Magazin der Litteratur des Auslandes hinzuweisen. Besonders ist aber zu nennen das Westland von Andree. Auch in der seit 1853 in Berlin erscheinenden Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, von Gumprecht in Verbindung mit K. Ritter, Andree u. A. m. sind bereits einige interessante Darstellungen erschienen, die Amerikas Urzeit betreffen. Allgemeinere Werke, zum Theil über die gesammte Kulturgeschichte, zum Theil über Amerika sind auch die schon früher genannten Werke von Vater, Prichard, Braunschweig, Kottencamp, Wuttke.

Ein Hauptwerk ist die 1845 in deutscher Uebersetzung herausgekommene Geschichte der Eroberung von Mexiko vom gegenwärtig wohl bedeutendsten Geschichtsforscher Amerikas William H. Prescott, 2 Bde. Es besitzt dieselben Vorzüge wie das Werk desselben Verfassers über Peru, worunter der Reichthum der benutzten kostbaren Quellen obenan zu nennen ist, über die genaue Rechenschaft gegeben wird. Außer vielen andern Quellen, die bereits bei frühern Gelegenheiten genannt worden sind, aus denen ich aber die Benutzung des Werkes von Kingsborough heraushebe, kommt hier namentlich noch hinzu die alte Geschichte des Don Mariano Veytia aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die aber erst in Mexiko 1836 gedruckt worden ist. Schade, daß die alten Mythen und Sagen dieses Buchs (wie die bei Torquemada) aus Mangel an Würdigung ihres Werthes nicht freigebiger mitgetheilt wurden.

Eine mit den Quellen, der Sprache und Landeskunde sehr gut vertraute Schrift ist die über die aztekischen Ortsnamen von Carl Ed. Buschmann, erste Abth. Berlin 1853. Außer seinem eigenen Zwecke, die große Verbreitung der aztekischen (welchen Ausdruck er im weitern Sinn von allen stammverwandten nordischen Völkern versteht) Ortsnamen nachzuweisen, verbreitet sich der Verfasser vielfach und auf besonnene Weise auch über die Völkerverhältnisse und die Religion. In letzterer Hinsicht mußte ich einigemal vom Verfasser abweichen, indem ich viele Kulte der südlichen Urbevölkerung zuschrieb, die ihm, zum Theil wenigstens, ursprünglich aztekisch sind. Im Uebrigen war mir das Buch vielfach belehrend.

Die Schriften über das mit dem Mexikaniſchen Alterthum vielfach verflochtene und deſſen Bildung zu Grunde liegende ſüdliche Centralamerika werde ich in den nächſtfolgenden Paragraphen namhaft machen, in denen dieſe Länder ihre beſondere, den zum Theil ganz ſelbſtſtändigen Verhältniſſen angemeſſene, Behandlung finden werden.

---

§. 93. Geſchichtliche und ethnographiſche Verhältniſſe Centralamerikas im Allgemeinen, und des Majageſchlechtes im Beſondern.

Unter Centralamerika verſtehen wir nicht bloß die Länder des alten aztekiſchen Reiches, ſondern auch namentlich und im engern Sinne die ſüdlichen bis Veragua, welches von Manchen bereits zur Terra firma gezählt wurde, und dann noch ebenfalls die nördlichen des jetzigen Neu-Mexiko, welche letztern in der Geſchichte des alten Mexiko oft erwähnt werden. Die Völker dieſer nördlichen Gegenden ſind häufig, am wenigſten noch die Tarasker in Mechoacan, Wilde geblieben, oder haben ſich doch nur unbedeutende Kultur erhalten. Daß aber auch in dieſen Gebieten, gerade wie in den ſüdlichen Provinzen der jetzigen Vereinigten Staaten, vor den wilden Rothhäuten Kulturvölker mit Sonnendienſt hausten, iſt früher gezeigt worden. Solche Kulturvölker bewohnten aber die übrigen großen Länderſtrecken bis zum Iſthmus noch zur Zeit der Eroberung. Dieſelben zerfallen aber in zwei große Hälften, in die alten Urbewohner, und in die nordiſchen Einwanderer, welche ſich das Mittelalter hindurch in das Land zogen, es unterwarfen und ſich als die Herren in die alte Urbevölkerung einkeilten. Dieſe letztere nun beſtand aus außerordentlich vielen Völkerſtämmen, die gewöhnlich mit einander urſprünglich keine Verwandtſchaft der Sprachen zeigten, welche nicht einmal als Schweſterſprachen zuſammenhangen. Indeſſen wußten ſich doch einige ein ſolches Uebergewicht zu verſchaffen, zeigten auch Verwandtſchaft zu einander, daß aus dieſem Verhältniß mit Recht auf eine frühere Kulturbedeutung derſelben geſchloſſen wird. Weitverbreitete Sprachen weiſen auch auf eine weitverbreitete Kultur und Herrſchaft der ſie redenden Völker; wo Wilde leben, reden die vielen Stämme gewöhnlich

ganz verſchiedene Sprachen. Im alten Centralamerika alſo waren die Sprachen der Totonaken, Otimier, Huasteken, Macahuer unter ſich ſowohl, als auch mit der Sprache in Yucatan verwandt. Man kann ſie der Bequemlichkeit wegen unter dem Namen der Majaſprache im weitern Sinn zuſammenfaſſen. So Vater, und beſonders Prichard. Dieſe Sprache war wohlklingend und weich, während die der Azteken eine rauhe, tiefe Kehlſprache iſt. Wenn nach A. v. Humboldt (Essai 81) die Sprache der Otimier die verbreitetſte war, ſo bezieht ſich dieſe Behauptung auf die große Sprachenfamilie der Majaſprache.

Das Majageſchlecht theilt ſich nun wiederum in zwei Abtheilungen, in Völker, welche dem Aztekiſchen Reiche angehörten, und zweitens in die ſüdlichen, die den Azteken nicht unterworfen waren, wohl aber von den Tolteken berührt worden waren. Von den zahlreichen Völkern der erſten Abtheilung treten als die bekannteſten hervor folgende: Im Nordoſten von Mexiko wohnten am Panuco die Huasteken bis zum Mexikaniſchen Meerbuſen; ſüdlich von ihnen, ebenfalls im heißen Küſtenſtrich, die Totonaken, welche früher Anahuac bewohnt zu haben behaupteten. Vater, Mith. III. 3. 34; weſtlich von Mexiko am ſtillen Meere die Zacateken, von dieſen dann öſtlich und ſüdlich von Mexiko finden wir der Reihe nach die Cuitlalteken, Mixteken, Zapoteken. Dagegen wohnten nördlich der Hauptſtadt die Otimier oder Otomier, von denen ein Theil Wilde waren. Die Hauptſtadt des kultivirten Theils derſelben war ehedem Tula. Eine Unterabtheilung von ihnen, die Macahuer, finden wir weſtlich von Mexiko. Nordweſtlich von dieſen blieben in Mechoacan die Tarasker unabhängig vom Aztekiſchen Reiche, ſie gehören aber ebenfalls zu den Aboriginern, die ſchon vor den Tolteken im Lande wohnten. Humboldt, Monum. 93. Im Mittelpunkte aller bewohnten vor der nordiſchen Einwanderung die Olmeken und Xicalanken oder Xicalteken das Thal von Anahuac. Damals herrſchte die gegenwärtige oder fünfte Sonne noch nicht (vgl. unten §. 100), ſondern es war nach Alba Ixtlilxochitl das Zeitalter der dritten Sonne oder der Luft. Ternaux XII. 3. Neben dieſen wurden auch noch als erſte Bewohner von Anahuac die Cuitlalteken genannt. Humb. Mon. 90. 93. Buſchmann I. 12 ff.

In den Ländern, die ſüdlich vom Mexikaniſchen Reiche lagen, und demſelben noch nicht unterworfen waren, herrſchte das Majageſchlecht. Unſere zuſammengefaßte Behandlung beider Abtheilungen der Urbewoh-

ner bietet den Vortheil, daß die nördlichere in den Mexikaniſchen Geſchichtſchreibern die zahlreichern Quellen darbietet, bei der ſüdlichern Abtheilung dagegen die eigentlichen ſüdlichen Elemente der alten Urbildung unvermiſchter hervortreten. Zwar kamen nicht bloß nach Yucatan Tolteken, ſondern ſelbſt nach Nicaragua, wie aus den Berichten von Ixtlilrochitl, Oviedo, Herrera, Hervas und Torquemada hervorgeht. Ternaux XIV, 2. Humboldt Mon. 71. 72. 37. Buſchmann I, 120 ff. 140. Stephens Yucatan I, 429. II, 465. K. Ritter in der Zeitſchrift von Gumprecht I, 3. 180. Andree Weſtland II, 3. 251. Squier Nicaragua 473, 487. Auf Tolteken führt auch Gallatin (ethnol. soc. I, 8. 166) die Mexikaniſchen Anſiedlungen in Nicaragua zurück. Vgl. Buſchmann I, 140. Nach Squier ſind es die Stämme der Niquiraner und Choluteaner, die ſich jetzt noch von den alten Urbewohnern deutlich unterſcheiden, und die nach ihren eigenen Stammſagen von Nordweſten herkamen. a. a. O. 487. In den meiſten Gegenden allerdings ſüdlich vom Aztekenreiche verloren ſich dieſe früher dort ſo weit vorgeſchobenen Tolteken ſo ſehr, daß ſich in den Sprachen von Yucatan und Costa Rica keine Mexikaniſchen Worte finden, die doch von den Toltekiſchen nur dialektartig verſchieden ſind, wenn man nicht ſogar mexikaniſch, oder gar aztekiſch, wie Buſchmann thut, im weitern Sinn für alle dieſe nordiſchen Völker gebraucht.

Wenn nun auch die Kultur von den Tolteken zu den Azteken kam, ſo ging ſie doch nicht, wie Humboldt annimmt, urſprünglich von den Tolteken aus. Das ältere Kulturvolk ſind die Urbewohner des Majageſchlechtes im weitern Sinne des Worts. Dieſen Satz ſoll der folgende Paragraph anſchaulich machen. Zu dieſer Ueberzeugung ſind übrigens ſchon früher Gallatin, Bradford und Waldeck (voyage en Yucatan p. 72) gelangt, und dasſelbe Ergebniß geht auch auf das beſtimmteſte aus den neueſten Forſchungen von Stephens und Squier hervor. Vgl. auch Tiedemann in den Heidelberger Jahrbüchern. 1851. S. 168 ff.

Die ältern Geſchichtſchreiber ſchildern alle dieſe Länder als Kulturländer, Las Caſas, Peter Martyr, Oviedo, Herrera, Benzoni. Beſonders ſind hieher zu zählen über Yucatan Cogolludo in ſeiner Historia de Yucatan, Madrid 1688; — über Guatemala Don Francisco de Fuentes, der eine Geſchichte des Sohnes und Großſohnes des letzten Königs in Guatemala benutzte, und von dem Ternaux (VIII, 298) eine

Handſchrift beſitzt; ferner Juarros in ſeiner Historia de Guatemala, Guatemala 1808—1818. 2 Thle. Alle dieſe benutzte de la Renaudière in ſeiner Beſchreibung Guatemalas. Ueber Chiapa bezeugt dasſelbe Villagutierrez, und über Nicaragua beſonders Oviedo, bei Ternaux XIV. Ueber alle dieſe vgl. Tiedemann Heidelberger Jahrbücher. 1851. 85 ff. Karl Ritter in Gumprechts Zeitſchrift. 1853 I, 3. Leipziger Repertorium. 1853. 330 ff. Es zeigte ſich in Amerika dieſelbe Erſcheinung wie im alten Aſien und Europa, daß jeweilen die nordiſchen Einwanderer im Süden die Kultur vorfanden, ſich aneigneten, und dafür durch Erfriſchung dem verweichlichten Geſchlechte vergalten. Was Spix bei Südamerika wahrnahm, daß, je mehr man gegen den Aequator komme, deſto mehr die Bildung zunehme (vgl. oben S. 249), das gilt noch mehr für die Urbildung Nordamerikas. Die Länder im Süden des Aztekenſtaates waren, wo nicht rauhe Gebirge es hinderten, im Allgemeinen von einer dichten Bevölkerung bebaut, und mit Städten beſät, die ihre Wochenmärkte und Meſſen hatten. In Nicaragua durfte aber der Handel nur von Weibern und Knaben betrieben werden. Als Geld dienten Cacaobohnen. Aus Gold, Silber, Kupfer, Baumwolle und Agavefäden wußte man allerlei Arbeiten zu verfertigen. So findet man namentlich jetzt noch in Nicaragua nicht ſelten goldene Götzenbilder, die ſchon Peter Martyr erwähnt. Squier Nicar. 119. 326 ff. Auch hier fand ſich bereits das mit Obſidianſtücken belegte Mexikaniſche Schwert, ſo wie die mit Baumwolle geſtickte Kriegsjacke. Die Waffen wurden von dieſen Völkern, weil Kulturvölkern, durchaus nicht vergiftet. So fanden die Spanier dieſe Länder als Kulturländer. Ein König in Guatemala ſtellte den Spaniern ſiebzigtauſend Mann entgegen. Die Städte hatten ſteinerne, mit Kalk gemauerte Häuſer und Tempel. Die Leute kleideten ſich in Kleider von Baumwollenzeug, und verfertigten außer Metallarbeiten Töpfergefäße für den gewöhnlichen Gebrauch. Im Kriege zeigten ſie in der Schlacht eine geordnete Maſſentaktik. Aber einen centraliſirten Staat bildeten ſie ſo wenig als die vorinkaiſchen Peruaner, oder die heidniſchen Celten, Germanen und Slaven. So weiß man aus Guatemala, Nicaragua, Yucatan von mehreren neben einander beſtehenden Staaten, Monarchien ſowohl als Republiken. Eine Art Mittelpunkt dieſer uralten Bildung ſcheint am Fluſſe Uſumaſintha geſucht werden zu müſſen, welcher durch das Gebiet von Chiapa in den Mexikaniſchen Meerbuſen fließt. Villagutierrez, der Geſchichtſchreiber der

am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts zur Entdeckung des Petenſees (zwiſchen Guatemala und Yucatan) abgeſandten Expedition, bezeichnete mit Erſtaunen die große Anzahl von Städten mit Tzendal- oder Majanamen. In der Umgebung der Reſte dieſer uralten Bildung herrſchte die Tzendalſprache, aus welcher die Maja- und die guatemaltekiſchen Dialekte ſtammen. Squier Nicaragua, 494 ff. nach Oviedo. Ausland 1852. Nro. 257. Buſchmann I, 128 ff. Beſonders ſind zu dieſen Ureinwohnern nach Oviedo, Herrera und Squier die Chorotegas in Nicaragua zu zählen, die ſich in allem von den Toltekiſchen Stämmen unterſcheiden mit Ausnahme der Religion, die bei allen kultivirten Indianern Neuſpaniens ſich demſelben Typus nähert. Squier Nicar. 474. 492. Sie nahmen eben gegenſeitig, beſonders die Tolteken von den Majas, religiöſe Vorſtellungen an. In Guatemala gehören zu der Urbevölkerung die Mazahuas und die Olmeken.

Von den nordiſchen Einwanderern, die wir Mexikaner im weitern Sinne nennen können, muß ſpäter eine beſtimmtere Betrachtung ihrer ethnographiſchen Verhältniſſe der Darſtellung ihrer Religion vorangeſchickt werden. Hier werfen wir bloß des Gegenſatzes wegen einen vorläufigen Blick auf ſie. Dieſe nordiſche Völkerwanderung gehört wie die deutſche dem Mittelalter und demſelben Sprachſtamme verſchiedener Völker an, deſſen Aeſte ſich nur wie Dialekte zu einander verhalten. Zuerſt erſchienen im ſiebenten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung die Tolteken, welche ſich die Kultur der Urbewohner in einem ſolchen Grade aneigneten, daß ſie auch ſpäter für die ihnen nachrückenden Nordländer als die Träger der Kultur angeſehen, und der Ausdruck Toltek für Künſtler gebraucht wurde. Die Hauptſtadt des Volkes war zuerſt die alte Hauptſtadt der Otimier, Tula, nachgehends Cholula, welches von dem Urvolke der Olmeken gegründet worden war. Im dreizehnten Jahrhundert wanderten die mächtigen Chichimeken ein, im folgenden die Stämme der Nahualteken. Von dieſen behaupteten zuerſt die Oberherrſchaft die Akolhuaner. Die Tlaskalaner oder Tlaskalteken wußten bis zur Zeit der ſpaniſchen Eroberung ihre republikaniſche Unabhängigkeit zu behaupten. Von allen dieſen iſt das nahualtekiſche Volk der Azteken oder der Mexikaner im engern Sinn, das berühmteſte und dem Europäer bekannteſte geworden. Sie hatten ein großes Völkerreich, ähnlich dem Peruaniſchen, gegründet.

§. 94. Kulturüberreſte des Majageſchlechtes. Baudenkmäler, Hieroglyphen, Götterbilder u. dgl.

Neben den Sprachen, die die Urbewohner von den nordiſchen Einwanderern unterſcheiden, beurkunden erſtere ihr früheres Daſein und ihre frühere Kultur auch noch durch ſichtbare Ueberreſte. Dahin gehören vor allem bedeutende Ruinen von Baudenkmälern, die zwar Aehnlichkeit mit den Mexikaniſchen zeigen, weil dieſe Architektur auf jener fußt, aber doch wieder durch manche Eigenthümlichkeiten, feinern Geſchmack und edlere Plaſtik vortheilhaft vor den Mexikaniſchen ſich unterſcheiden. Jedem fällt bei Betrachtung der Abbildungen die Aehnlichkeit in den Verzierungen mit Egyptiſchen, Etruskiſchen und Pelasgiſchen auf, ein Beweis, daß bis auf einen gewiſſen Grad die Naturvölker halb unbewußt nach demſelben der Seele angeborenen Ideal Kunſtwerke ſchaffen. Tiedemann ſtellt dieſe Denkmäler der Architektur ohne Bedenken den Egyptiſchen, Syriſchen, Perſiſchen und Indiſchen an die Seite. Heidelb. Jahrb. 1851. 120. 122. 167. Kugler (S. 22) dagegen ſieht bloß hinſichtlich der Ausführung des Details in ihnen die einfachſten Geſetze der Architektur dargelegt. Auch muß man ebenfalls in Beziehung auf ihr Alter nicht zu weit gehen, und dasſelbe dem jener gleichſtellen, wie Cabrera, Dupaix, le Noir, Galindo, Waldeck u. a. m. annehmen zu müſſen glaubten. Vgl. Tiedemann a. a. O. Squier Nicar. 314. Karl Ritter in Gumprechts Zeitſchrift. 1853. I, 3. S. 185. Doch darf man auch ihr Alter nicht zu weit hinunterdrücken, wenigſtens nicht bei allen. Allerdings haben Stephens und Squier Recht, wenn ſie dieſelben derjenigen Völkermaſſe der Indianer zuſchreiben, die von den Spaniern bei der Entdeckung vorgefunden wurden, nicht etwa Völkern der alten Welt. Aber jene Urbevölkerung bewohnte Centralamerika ſchon lange als Kulturbevölkerung. Immerhin ſind dieſe Bauten der größern Maſſe nach, wenn auch natürlich einzelne noch im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert entſtanden, älter als die Werke der Tolteken und der übrigen nordiſchen Einwanderer.

Aus dem Mexikaniſchen Reiche haben ſich weniger ſolche Baureſte erhalten, ſie ſind im Verlauf der Zeiten zuerſt von den Tolteken, und dann von den Azteken umgebildet worden. Indeſſen fanden ſich

doch einige berühmte Pyramidentempel, deren Alter ſchon von den Azteken höher angeſchlagen wurde als die Toltekiſche Einwanderung. Es ſind dieß die Pyramiden von Cholula und Teothuacan auf der Mexikaniſchen Hochebene, und die von Papantla im Lande der Totonaken.

Die Pyramide von Cholula iſt von Humboldt in ſeinen Monuments beſchrieben. Sie war 177 Fuß hoch, 1423 breit, und auf ihrem Gipfel ſtand der Tempel. Wir erfahren aus Veytia I, 13. 20, daß dieſe Pyramide ſchon vor den Tolteken von den Olmeken gebaut worden war. Prescott I, 385. Vgl. Clavigero I, 374. Prichard IV, 357. Majer Taſchenbuch 1812. 152 ff. Auch Ixtlilxochitl (histoire des Chichimèques I, 7) berichtet, daß der Thurm von Chololan vor Ankunft der Tolteken gebaut worden ſei. Der alte Name der Stadt lautete Churultekal — kein Mexikaniſcher Name, da das R dieſer Sprache fehlt. Mayer Brantz, Mexico as it was and as it is. New-York. 1844. p. 32. Darum erzählt auch die Sage, daß dieſe Pyramide von den Rieſen, oder von dem Rieſen Xelhua, welcher, oder welche der großen Fluth entkommen waren, erbaut worden war. Prescott II, 436. Humb. Mon. 31. Mit dem Ausdruck Rieſen bezeichnet auch hier die Sage ein fremdes, früheres Geſchlecht von Aboriginern. Für eine Erbſchaft von dieſen alten Rieſen oder Olmeken halten wir ebenfalls die alten, zum Theil den Azteken ganz unverſtändlich gewordenen Geſänge, welche auch noch ſpäter bei den Tänzen um dieſe Pyramide geſungen wurden. Vater Mithridates III, 3. 90 nach Pedros de los Rios; Humb. Mon. 24. 31. Dergleichen Reſte alter, kaum oder gar nicht mehr verſtandener Sprache beim Gottesdienſt finden ſich auch beim Sintokultus auf Japan, — dann auf den Südſeeinſeln, beſonders in Otaheiti, und auf den Marqueſas. Braunſchweig 63. 137. Aehnliches wird berichtet von den Kanadiſchen Zauberern, von Stämmen in Virginien und andern Völkern. Charlevoix, deutſch. S. 103. Ausland 1849. 1104. nach Oswald, Kämpfer III, 597. Picard 116. Vater Mith. III, 2. 655. Kraft, Sitten der Wilden, 291. Und eben ſo hat dasjenige, was bei den Griechen und Skandinaviern von der Götterſprache erzählt wurde, dieſelbe hiſtoriſche Grundlage. Creuzer, Symbolik III, 480. Grimm, deutſche Mythologie 307 ff. Wie in Sachen der Religion man ſich überhaupt ſchwerer vom Hergebrachten trennt, ſo ſehen wir durchgehends in derſelben auch in unſerer Zeit entweder eine alte Sprache,

oder doch eine ältere Sprachform beibehalten. So iſt's mit Juden, Katholiken, Griechen und Proteſtanten.

Dieſelbe Anſicht über das hohe Alterthum der Pyramide von Teotihuacan (Götterwohnung) überlieferte ſchon Siguenza. Es waren dieß eigentlich zwei Pyramiden, von denen die größere 180 Fuß hohe dem Tonatiuh oder Sonnengotte gewidmet war, die kleinere dem Monde, Mezli. Die Mauern hatten einen Gypsüberzug wie bei Palenque. Auf der Höhe der erſten Pyramide befand ſich eine rieſenmäßige Bildſäule der Sonne aus Einem Steine, welche nach Morgen ſchaute; auf der Bruſt war eine polirte Goldplatte, wie in Cuzco, auf welche die Strahlen der aufgehenden Sonne als ihr Morgenkuß zu fallen hatten. Rings herum ſtanden noch eine Menge kleiner Pyramiden von dreißig Fuß Höhe, welche der Sage nach den Sternen geweiht waren. Vgl. Humb. Mon. 257. Essai politique II, 66. Prescott II, 68 ff. Clavigero I, 375. Veytia bei Ternaux XII, 25.

Zu dieſen Baureſten des Mexikaniſchen Reichs aus der vortoltekiſchen Zeit iſt auch die Stufenpyramide von Papantla zu rechnen. Sie lag im Lande der der Urbevölkerung angehörenden Totonaken am Mexikaniſchen Meerbuſen, welche erſt ſeit kurzer Zeit dem Aztekiſchen Reiche einverleibt worden waren. Dieſe Pyramide zeichnete ſich aus durch ihre große Haupttreppe und ihre Stufentreppen, alles in äußerſt ſorgfältig gearbeiteten Porphyrquadern. Humb. Mon. 26 ff. Braunſchweig S. 49 ff. Majer, Taſchenbuch 1812. 150 ff. Nebel. Kugler S. 26.

Eine weit bedeutendere Zahl ſolcher Baureſte hat ſich in den ſüdlichen Ländern erhalten, die von den Mexikanern weniger berührt worden ſind. Und doch haben ja die Spanier dort viel ärger gewirthſchaftet als im Mexikaniſchen, was wieder ein Beweis iſt dafür, daß eine ſpätere Kultur der ältern mehr Abbruch thut als alle Zerſtörungswuth der Barbaren.

Wir werfen zuerſt einen Blick auf die neuern Forſcher auf dieſem Gebiete, und dann auf den Inhalt ihrer Forſchungen. Zuerſt machte Del Rio (1787) auf die Ruinen in der Nähe des jetzigen Dorfes Palenque in Chiapa aufmerkſam. Dann beſchrieb ſie Cabrera (1822) auf eine ſehr verwirrte Weiſe. Von ſeiner Beſchreibung hat Minutoli eine Deutſche Bearbeitung mit beigefügten eigenen Unterſuchungen gegeben. Seitdem ſind aber dieſe Ruinen viel genauer dargeſtellt worden von Dupaix in ſeinen antiquités mexicaines (bei Kingsborough),

von Humboldt, Mon. 273, von de la Renaudière (Univers IV, 308 ff.), Nebel, Walbeck, Norrmann, Löwenstern. Besonders aber geschah dieß in ausgezeichneter Weise von Stephens in seinen Incidents of travel in Central-America, Chiapas and Yucatan, 12. Ausg. 1852, von welchem Werke erst 1854 eine Deutsche Uebersetzung erschien. Die Citate bei uns sind daher nach dem Englischen. Ueber Palenque, wie über die alte Geschichte Centralamerikas überhaupt, verbreiten sich die Briefe von Brasseur de Bourbourg (Spanisch, Mexiko 1851). Es gilt aber von ihm, d. h. von seiner Kritik, dasselbe was von Cabrera. Vgl. ferner noch: Kugler Kunstgeschichte, 2. Ausg. S. 26. Andree Westland II, 1. 52 ff. Allgemeine Zeitung 1853, Beilage Nro. 31. Buschmann I, 180 ff.

In Yucatan und Guatemala machten sehr viele Funde Walbeck, Dupaix, Bullok, (six months in Mexico), Bradford (American antiquities). Die Schriften dieser sind benutzt in den Werken von Humboldt, Gallatin (American Ethnological Transactions), Kingsborough, de la Renaudière, Braunschweig, Mühlenpfordt, Prescott und Kugler. Vor allen ist aber auch hier Stephens zu nennen, und zwar sowohl sein soeben genanntes Werk über Centralamerika, besonders aber sein neueres über Yucatan, von dem ich überall die Deutsche Uebersetzung von 1853 benutzte und citire. Es sind hier die Reste von vier und vierzig Orten beschrieben, die bisher nicht bloß den Europäern, sondern größtentheils auch den Indianern unbekannt waren. Im dritten Kapitel ist ein Bericht gegeben über die frühern Entdeckungsreisen in Yucatan. Außer den architektonischen Ueberresten werden auch noch viele Menschenbilder, Thierbilder, besonders von Schlangen und Tigern, dann Säulen, Steine mit Bildhauerarbeit, Höhlen, und künstliche Hügel beschrieben. Erst durch diese Entdeckungen wurden die Nachrichten der alten Spanier wieder verständlich. In Guatemala fanden in neuster Zeit Ambrosio Tut und Oberst Modesto Mendez die Ruinen von Tikal 1848, und von Dolores 1852. Ueber diese Entdeckungen stattete der k. Preußische Geschäftsträger in Centralamerika, Hesse, im Spätsommer 1853 in der Akademie in Berlin Bericht ab. Vgl. K. Ritter bei Gumprecht I, 3. Buschmann I, 115. Allg. Zeitung 1853 Nro. 292 S. 4659.

Nicaragua ist in dieser Hinsicht besonders dargestellt worden von Squier in seiner Schilderung Nicaraguas, New-York und London 1852,

deutſch 1854. In den geſchichtlichen Angaben benutzte er den Oviedo, Herrera, Torquemada, Peter Martyr, welch letzterer den Bericht des Cerezeda über die Expedition von 1522 aufgenommen hatte. Squier fand ſehr viele Ruinen, die er beſchreibt, von vielen andern hörte er noch, beſonders fanden ſich ungeheure Bauwerke am Nicaraguaſee, die ſchon von Doctor Livingſton entdeckt worden waren. Vgl. Squier Nic. 491. Im Allgemeinen iſt Squier ebenfalls zu dem Reſultate gelangt, daß ſolche Denkmäler von einer Kultur zeugen, die lange vor Cortes ſchon unbekannt war. Vgl. auch Tiedemann Heidelb. Jahrb. 1851. 81 ff. 91 ff. 170 ff. Außer dieſem Werke ließ Squier auch einige intereſſante Aufſätze in der Monatsſchrift North American Review über Centralamerika erſcheinen.

Wir gehen nun zu dem Inhalt aller dieſer Forſchungen über. Wenn Kugler S. 21 den architektoniſchen Charakter der Mexikaniſchen Kunſtwerke als einen gemeſſenen, ausgebildeten, gegliederten bezeichnet, ſo denkt er dabei wohl vorzüglich an die Bauruinen Centralamerikas. Zu dieſem Charakter rechnet er noch, daß die architektoniſche Maſſe mehrfach mit reichem Schmucke verſehen iſt, der theils nur in anmuthigem Linienſpiele die Flächen bedeckt, theils aber auch organiſche Gebilde, Werke einer ſelbſtſtändigen Sculptur, enthält. Am meiſten Aufſehen, und einen mächtigen Eindruck haben auf die Reiſenden die Ruinen bei Palenque gemacht, die durch den großen von ihnen eingenommenen Raum auf das Daſein einer gewaltigen Stadt hinweiſen. Das Hauptgebäude iſt der ſogenannte Palaſt, 40 Fuß hoch, 228 lang, 180 tief. Die gegen Oſten gekehrte Vorderſeite hatte vierzehn Thore von je vier Fuß Breite, ſechs dazwiſchen liegende Pfeiler ſind noch erhalten, die mit ſchönen Basreliefs von Figuren geſchmückt ſind. Man beſitzt Abbildungen außer in den Originalwerken, von denen die von Catherwood bei Stephens obenan ſtehen, auch noch in Humboldts Monuments, und im Univers pittoresque. Die Steine des Gebäudes ſind mit Kalk verbunden, mit Gyps überzogen, und bemalt. Es findet ſich ſogar eine Art von gewölbten Spitzbogen, die größte Seltenheit in Amerika. Daneben giebt es auch ſolide Waſſerleitungen, und viele andre künſtliche Gebäude. Obſchon die alten Spanier Ruinen in Chiapa vorfanden, waren ihnen doch die bei Palenque nicht bekannt. Garcia II, 1. 4 S. 95. Gegenwärtig fand man in dieſem Lande auch noch bei Ocozingo gewaltige Baudenkmäler, die aber denen bei Palenque nachſtehen.

In Yucatan fand Stephens viele Reste von Pyramidentempeln, Städten, Thürmen und Palästen, Grabhügeln und künstlichen Höhlen. Von diesen sind besonders hervorzuheben die von Uxmal oder Itztalana. Schon Cogolludo IV, 2 spricht von ihnen als von Zeugen vollendeter Baukunst. Waldeck fand sie mit denen bei Palenque sehr ähnlich, und noch besser erhalten. Doch sind sie eigenthümlich an Charakter, Proportionen, Ausdehnung. Die Hauptsache ist auch hier eine steinerne Pyramide, deren elegante Verzierungen sich von denen bei Palenque merklich unterscheiden. An Ausdehnung wird diese Pyramide noch von dem terassenmäßigen sogenannten Haus des Gouverneurs übertroffen. Vgl. Waldeck 201. Stephens Centralamerika I, Cap. 14: Yucatan. Prichard IV, 365. Prescott II, 455. 461. Univers IV, 321 ff. Ausland 1843, 175. 179. 184 ff. 321 ff. 357. Magazin 1843, 52. 71. 133. 139. K. Ritter bei Gumprecht I, 3.

In Guatemala ist zuerst Mitlan bei Oaxaca zu erwähnen. Der Tempel hat schöne Säulen, die uralte Festung steht auf der Höhe des Berges. Die Hauptstadt des alten Reiches Quiché, Utatlan, ist schon von Fuentes beschrieben worden. Sie war auf einer Anhöhe befestigt, und der Palast war eine wahre Citadelle. Ein Seminarium enthielt 6000 Zöglinge und 60 Lehrer. In der Nähe befinden sich die Trümmer der Städte Tecpanatitlan und Atitlan. Ein sehr merkwürdiger Pyramidentempel ist der von Tehuantepec, der aus einem natürlichen Felsen gehauen ist. Noch viele andere Ruinen, wie die von Xilotepec, Mixco, Guirigua und Quichè oder Quesaltenango liegen in Guatemala. Vgl. Dupaix, Prescott I, 535. II, 455. Braunschweig 49. Univers IV, 275. Vater Mithr. III, 3. 33. Besonders Stephens Centralamerika II, 171 ff. 184. Kugler 29. Die Ruinen von Tikal werden als Gruppen grandioser Bauwerke geschildert, die unter geschickter Benutzung des Terrains luftig auf natürlichen Hügeln aufgeführt sind, die Seiten theils terrassenförmig abgestuft, theils mit Mauerwerk bekleidet, und zu dem Gipfel führen stolze Treppen hinauf. Es finden sich auch hier unvollkommene Versuche zum Gewölbebau, also wie in Palenque. Karl Ritter a. a. O.

Im Lande Honduras liegen sowohl bei Copan die Trümmer einer Stadt und eines mit Bildsäulen gezierten Tempels, von denen Catherwood bei Stephens schätzbare Abbildungen geliefert hat, als auch die Tempelhöhe Tibulco. Fuentes nach Fuarro, Prescott II, 371.

Stephens Centralamerika I, 131. 118 ff. Tiedemann Heidelb. Jahrb. 1851, 85. Von andern hörte Squier (Nicar. 492) hier ebenfalls.

In Nicaragua ist als merkwürdig herauszuheben, daß die Götterbilder, gerade wie bei Copan, nicht auf den Teocallis, sondern um ihren Fuß aufgestellt waren. Squier Nic. 313.

Mit den architektonischen Alterthümern stehen die plastischen im genausten Zusammenhang, und ergänzen das Urtheil über die Eigenthümlichkeit dieser uralten Kultur. Diese plastischen Ueberbleibsel finden sich zum Theil an den architektonischen Ruinen, wie die Basreliefs an den Tempelmauern, oder sie stehen neben, auf, in ihnen als zu ihnen gehörend. Besonders in diesen Gegenständen der Plastik nun spricht sich der eigenthümliche Charakter und der gebildetere Geschmack der Urbevölkerung aus. Ich habe früher in meinem Bericht über die Sammlung Mexikanischer Alterthümer im Museum zu Basel darauf aufmerksam gemacht, wie die Bilder aus der Urzeit denen des Nordischen Mittelalters meistens vorzuziehen seien. Vgl. Verhandlungen der Deutschen Philologen vom Jahr 1847 S. 28. Diese Behauptung ist seither vielfach bestätigt worden. So unterscheiden sich nach Stephens die Figuren in Copan durch ihre individuellen Züge, und weisen dadurch auf einen höhern Grad von Kultur hin, als ihn gewöhnlich die Amerikanischen Kulturvölker darstellen. Ebenso sind die Figuren, die Squier entdeckte, zum Theil so frei und kühn gearbeitet, zeigen eine solche Kunstentwicklung im edlen, rein menschlichen Ausdruck, welcher den Charakter des Gottes bezeichnete, daß der Entdecker sich schon deßhalb zu der Annahme einer höhern Kulturstufe in der Urzeit genöthigt sah, wie sie in Amerika nicht so leicht wieder zum Vorschein komme. Squier Nicaragua 293 ff. 305 ff. 311. 313. Ausland 1850 Nro. 181. 182. Allg. Zeitung 1850 Nro. 891 S. 5144 aus einem Briefe Squiers über Centralamerika, 1851 Beilage S. 1517. Frankfurter Conversationsblatt 1850 Nro. 268. 269. Damit stimmt auch das Urtheil Kuglers S. 20. 32 ff. über die Eigenthümlichkeit des bildnerischen Theils der Denkmäler südlich vom Mexikanischen Staate überein. Auch J. J. Ampère unterscheidet unter den Alterthumsgegenständen im Museum zu Mexiko solche, die ganz andern Racen und Kunstepochen angehören als die gewöhnlichen Mexikanischen. Die Gegenstände aus dem Süden, von Oajaca her, verrathen ihm eine höhere Kunstausbildung, Leben und Wirklichkeit, namentlich manche Steinmasken. Revue des deux mondes 1853,

1. Oct. p. 88. Ausland 1853 S. 967. Nach den Angaben von Mendez und Heſſe ſind die Sculpturen von Dolores ähnlicher denen von Copan und Guirigua, und ſie werden als entſchieden originell und primitiv indiſch bezeichnet, während die von Tikal eher mit denen von Palenque, Ocoſingo, Uxmal zuſammenzuſtellen ſeien. K. Ritter a. a. O. — Stephens fand bei Palenque eine eilftehalb Fuß hohe Statue, die, was die Phyſiognomie betrifft, völlig Egyptiſchen Styl an ſich trägt. Ueberhaupt ſind die Statuen koloſſal, und die Köpfe haben einen andern Ausdruck als den Aztekiſchen. Der Geſichtswinkel dagegen und die zurückgedrückte Stirn, die ſich durch ganz Amerika findet, zeigt mehr Aehnlichkeit mit den Figuren auf den Basreliefs bei Palenque und Oaxaca, ſowie mit den Aztekiſchen Gemälden, aber bei erſtern iſt der Leib ſchlanker, proportionirter und weit richtiger gezeichnet. Daſſelbe gilt beſonders auch von den Statuen nackter Geſtalten bei Uxmal. Kugler 34. Allerdings finden ſich auch in Centralamerika genug rohe und ſehr unvollkommene Bilder der menſchlichen Geſtalt und zwar von gigantiſcher Größe, zum Theil nackt, zum Theil mit überhäuften Ornamenten bekleidet. Andree Weſtland II, 3 S. 251. Man ſieht häufig von letztern Abbildungen, z. B. bei Stephens und im Univers. Dahin ſind auch die im ſüdlichen Centralamerika ſo häufigen Säulen zu zählen, die dermaßen mit Beigaben überladen ſind, daß man oft erſt nach einiger Betrachtung aus dem in der Mitte ſich befindlichen Kopf inne wird, daß man hier eigentlich eine menſchliche Figur vor ſich haben ſoll. So fand ſie Stephens bei Copan, und beſonders häufig in Yucatan. Nicht ſelten ſteht ein Altar daneben, aus welchem, wenn es überhaupt dafür noch eines Beweiſes bedürfte, ihre Kultusbeſtimmung klar hervorgeht. Es ſind dieß ihrem Weſen nach Sonnenſäulen, wie ſie ſich überall in der Welt im Gefolge eines ältern Sonnendienſtes vorfinden. So haben wir ſie in Peru, Quito, bei den Muyscas vorgefunden. Hieher gehören auch die Sonnenſcheiben, die ein Geſicht mit heraushängender Zunge darſtellen, und die Sonne zu anthropomorphiren beginnen. Es gab dergleichen bei Palenque, in Uxmal und andern Orten Centralamerikas, und ſie wurden ſpäter von den Tolteken und Azteken zugleich mit dem Sonnendienſte des Majageſchlechtes in den Kreis ihrer Verehrung und ihrer Kultusgegenſtände aufgenommen.

Hübſche Vaſen aus Guatemala, von denen Stephens und das Univers Abbildungen geben, erinnern an die Arbeiten der Muyscas,

mit denen, wie wir geſehen haben, Centralamerika auch noch anderweitigen Zuſammenhang gehabt hatte.

Neuere Unterſuchungen haben gezeigt, daß ebenfalls das Kalenderweſen der Mexikaner auf die Grundlage eines Zuſammenhangs mit dem Majageſchlechte hinweist. Wie die Azteken, ſo hatten ſchon die Urbewohner ein Jahr von achtzehn Monaten von je zwanzig Tagen. Das Viceſimalſyſtem beim Zählen, wie es bei den Mexikanern gebräuchlich iſt, findet ſich auch in Nicaragua, Squier Nic. 485, ja ſogar am Orenoko und bis Paraguay. Einige aſtronomiſche Symbole und vier hieroglyphiſche Tagesbezeichnungen auf den Ruinen von Urmal ſind mit den Mexikaniſchen geradezu identiſch. Bradford 202. Prichard IV, 364. Die Namen der zwanzig Monatstage ſind auf dem Majakalender meiſt Götternamen, was doch wohl auf die Urſprünglichkeit der letztern hinweist. Ternaux zu Oviedo 55. 63. 71. Buſchmann allerdings (I, 143, vgl. 171) hält die Aztekiſche Form für die urſprüngliche, und beruft ſich auch noch auf andere Aztekiſche Wörter, die Squier (Nic. II. 314) in Nicaragua vorfand. Allein bei mehrern, wie Teot, Centeotl, Quiavit, bin ich ſicher, daß ſie urſprünglich dem ſüdlichen Sprachſtamm angehören. Bei andern iſt wenigſtens alsdann dieſe Annahme wahrſcheinlich, wenn überhaupt die Tolteken die größere Kultur von den Südländern erhalten haben. Wenn aber auch in einzelnen Fällen die Tolteken Worte in den Majakalender gebracht haben ſollten, ſo geſchah dieß nur, wie ſie auch andere Theile ihrer Sprache in den Süden verpflanzten, wie die Deutſchen in die Romaniſchen Sprachen, nicht weil die höhere Kultur im Süden von ihnen ausging. In Fällen zweifelhafter Urſprünglichkeit von Kulturelementen ſpricht die Wahrſcheinlichkeit alſo eher zu Gunſten des Südens. Auch die Chiapaneſen ferner berechneten bereits die Zeit wie die Mexikaner, Prichard IV, 365, wenn auch beide nicht durchweg die gleichen Zeichen für Jahre und Tage anwendeten. Clavigero I, 412. II, 624 ff. Beſonders beſtätigen die Entdeckungen von Stephens (Yucatan 241 ff. 407 ff.) die Anſicht von der Herkunft des Mexikaniſchen Kalenders aus der Majaquelle. Zum Beweis fügen wir Folgendes bei. Wenn im Mexikaniſchen Kalender das Zeichen des Affen gebraucht wird, ſo weist dieß auf ein Land hin, in dem es Affen gab. Dieſe aber fehlten in Anahuac und den noch nördlichern Gegenden, aus denen die Tolteko-Azteken herkamen. Vater Mithr. III, 3. 81. Ebenſo iſt es mit dem Tiger. Zwar will Humboldt Monum. 152 ff.

aus dem Vorkommen des Tigers im Mexikanischen Kalender auf Gegenden Südasiens als ursprüngliche Heimat dieses Kalenders schließen, und ihm stimmt Vater Mithr. III, 3. 78 ff. bei. Allein schon der Recensent des Humboldtschen Werkes in der Jenaer allg. Litteraturzeitung 1812 Nro. 251 S. 446 hat auf die Wahrscheinlichkeit hingewiesen, daß die Tolteken ihren Kalender mit diesen Thierzeichen von einer von ihnen vorgefundenen Urbevölkerung bekommen haben. Man darf hier nicht den Namen des Monats Atemozli (Herabkommen des Wassers) zu Gunsten der nordischen Heimat anführen, wie Buschmann I, 57 aus dem Grunde thut, weil in diesem Monate (15. December bis 3. Januar) in Centralamerika kein Regen fällt. Der Name des Monats bezieht sich auf das Erflehen des herabzukommenden Wassers. Man sieht das daraus, daß wirklich in diesem Monate ein Fest der Götter des Wassers mit Menschenopfern und ihren Surrogaten gefeiert wurde. Clavigero I, 430 (VI, 35). 617 (Anhang). Auch dem Wassergotte Tlaloc wurden während der ganzen Zeit der Dürre Hauptfeste gefeiert. Unten §. 98. Da nun auch sonst noch so viele Gründe für die Ursprünglichkeit der Majakultur sprechen, so wird es auch mit dem Kalender so angenommen werden müssen. Wir wollen den Kulturzusammenhang Amerikas mit Ostasien nicht in Abrede stellen. Wenn aber ein solcher stattfand, so gehört er in eine so alte Zeit hinauf, daß er schon das Majageschlecht betraf. Vielleicht findet diese Behauptung auch in dem Umstande eine Bestätigung, daß sich zwischen der Sprache des centralamerikanischen Volkes der Othomi (Otimi) und der Chinesischen in nicht wenigen Fällen eine sehr auffallende Aehnlichkeit zeigen soll, wie neulich J. J. Ampère zu zeigen versuchte. Revue des deux mondes 1853, 1. Oct. p. 93.

Auch die Mexikanischen Hieroglyphen hängen zum Theil mit denen des Majageschlechtes zusammen. Letztere wurden Amalthes genannt, waren gewöhnlich auf Baumrinde gemalt, und wie die der Mexikaner in Bücher zusammengelegt. Prichard IV, 365 nach Bradford. Auch in Nicaragua hatte man nach Oviedo S. 7 Hieroglyphenbücher, die aber den wenigsten Leuten aus dem Volke scheinen bekannt gewesen zu sein. Es waren hier die Aeltesten oder Guegues die Chronikenschreiber ihrer Stämme, sie verzeichneten in ihre Bücher die Grenzen der Landestheile und der Besitzungen, die Flüsse, Seen und Waldungen. Squier Nic. 495. 499. Andere Zeichen, die nach Oviedo weder Figu-

ren, noch auch Buchſtaben waren, wurden auf Hirſchhaut mit ſchwarzer und rother Farbe in ihre Bücher gemalt. Die den Forſchern bekannten Mexikaniſchen Hieroglyphen, von denen wir §. 104 ausführlicher reden werden, ſind Sach- und Sylbenzeichen. Es gibt nun aber unter den erhaltenen Mexikaniſchen Hieroglyphen einzelne, die mit dieſen bekannten keine Aehnlichkeit haben, dagegen mit ſolchen, die man auf Ruinen des ſüdlichen Centralamerikas findet. Von dergleichen Mexikaniſchen unentzifferlichen, oder doch unentzifferten, Hieroglyphen theilt Humboldt, Monum. 266, aus einer Dresdner Handſchrift ein Facſimile mit, das eine große Aehnlichkeit mit Hieroglyphen aus den Ruinen bei Palenque und andern Orten des ſüdlichen Centralamerikas zeigt, wie aus mehrern Darſtellungen bei Stephens, ſowohl in ſeinem Centralamerika als in ſeinem Yucatan, zu ſehen iſt. Nicht nur iſt der Charakter der einzelnen Zeichen ähnlich, ſondern hier wie dort ſind die Zeichen in ſenkrechten Linien geordnet, und das Geſicht iſt immer nach der rechten Seite gekehrt. Prescott I, 83. II, 459. Ausland 1831 S. 1003. 1042. Doch theilt Stephens in ſeinem Yucatan auch Buſtrophedon-Hieroglyphen mit, die er bei Chichen-Itza vorfand. Zu dieſer noch unentzifferten Gattung von Hieroglyphen, die faſt wie alphabetiſche Schrift ausſehen, gehören auch die Schriftcharaktere auf den Bildſäulen von Tikal in Guatemala. Carl Ritter a. a. O. Buſchmann I, 117. Erſterer hat Abbildungen nach dem Berichte des Oberſten Mendez gegeben. Im Allgemeinen iſt gerade bei dieſen Majahieroglyphen ihre Unverſtändlichkeit ein Beweis ihres höhern Alters. Wir erinnern uns bei dieſem Anlaſſe, daß auch in Peru in einer frühern, vorinkaiſchen Zeit eine Art Schrift gebräuchlich war, die manche als Buchſtabenſchrift bezeichneten, und deren Gebrauch in der Inkazeit abkam, ſogar verboten wurde. Und ſo ſehen wir auch in den Majahieroglyphen den Reſt einer alten Kultur. Stephens freilich ſetzt dieſe Hieroglyphen in einen engern Zuſammenhang mit den tolteko-aztekiſchen als gewöhnlich geſchieht, und als auch wir nach der gegenwärtigen Sachlage der Unterſuchung thun können. Wenn ein ſo beſtimmter Zuſammenhang zwiſchen beiden Arten von Hieroglyphen beſtand, warum hat ſich das Verſtändniß der einen im Allgemeinen erhalten, das der andern ſo ſehr verloren? Einen ſehr weit gehenden Zuſammenhang der Majakultur mit der Mexikaniſchen nehmen auch wir an, und zwar in dem Sinn, daß letztere von der erſtern ſehr Vieles annahm. Eben deßwegen ſtellen wir ja die Betrachtung dieſer Majakultur an die Spitze

die Aeltern einem G
Herod. VI, 129. Ste
XIV, 10. Zwei bekan
andern Sinn als den,
der Nemeische Löw
des Mondes war, vo
legt wie Hypthaca
Mond verwandelt wa
Epimenides, Servius
Argon. I, 498. Tat
v. Chr.), Plutarchus
herkulischen Arbeit,
Lernäischen Su
absendet, sind nich
die Schlange zule
überwältigt werde

Drachengesch
in seinen Alpenre
zug von Sulzer,
nenalp im Urn
das Land bevöl
Thiere weggesc
Leute am Tüch
böse Fee hier
Diese ergriff
auf, und ve
das ganze
einen Wind
führt. D
zige Theil
reihte
von den
Ein
daß

ſchen Yucatan und Honduras war es anerkannte und religiös geheiligte Sitte; ein eigener Gott Chin ſtand demſelben vor. Vgl. Rehfues bei Bernal Diaz, Bd. III, 302 nach Torquemada. Daß am ſtillen Meere in Guaregua zwar nicht das gemeine Volk, wohl aber die vornehmern Leute, die Träger beſſerer und ſchlechterer Kultur, damit behaftet geweſen, iſt ſchon früher bei Terra firma bemerkt worden. Auch in den Ländern des Mexikaniſchen Reichs ſtießen die nordiſchen Einwanderer auf dieſe Unnatur bei der Urbevölkerung. Sie ging im Schwange bei den Panucheſern, Bernal Diaz Bd. III, 301. Clavigero I, 486. II, 485 ff., — ebenſo in Itzcatlan, wo ſie, wie ausdrücklich berichtet wird, öffentlich und ſtraflos getrieben wurde. Herrera II, VI, 16. III, III, 15. Dagegen verabſcheuten die Nordländer, namentlich die Azteken, dieſe Sünde, wie Clavigero I, 272. II, 486 auf das beſtimmteſte bezeugt, und nach Gomaras, Herreras, Torquemadas und Bétancourts einſtimmigem Zeugniß waren die ſtrengſten Strafen über ſie verhängt. Wenn daher Peter von Gent bei Ternaux Compans T. X, 197 berichtet, daß die Päderaſtie im Mexikaniſchen ſehr verbreitet, und ihr gewiſſe Prieſterklaſſen ſehr ergeben geweſen ſeien, ſo ſtimmen mit dieſer Ueberlieferung allerdings auch der unbekannte Eroberer bei Ramuſio und bei Rehfues, und ebenſo Gomara und Herrera überein. Auch fand der treue Beobachter Bernal Diaz dieſelbe Erſcheinung außerordentlich oft beim Volke vor. Vgl. I, 9. 157. 159. 160. 163. 191. II, 17. 27. 62. 284. III, 207. 252. 263. 276. 278. 301 ff. 310. IV, 10. 102. 260. Allein wenn wir die obigen Berichte über die Strafen und über den Abſcheu der Azteken mit dieſen letztern Angaben zuſammenhalten, ſo ſind wir berechtigt, letztere vorzugsweiſe auf die Urbevölkerung zu beziehen. Die ſtrengſten Geſetze und der entſchiedenſte Abſcheu vermochten weder in dem centraliſirten Inkaſtaate, noch in der Föderation des Feudalſtaates der Azteken das Laſter auszurotten und die Anſteckung einzelner Volksgenoſſen zu verhindern. Wenn aber auch die Azteken ſich deſſelben nicht ganz und gar zu erwehren vermochten, ſo blieb ihnen doch das Bewußtſein des Unrechts deſſelben, ſo daß es nach der Verſicherung des Bernal Diaz den Spaniern nicht ſchwer fiel, die Mexikaner von der Abſcheulichkeit der Sache zu überzeugen, während eben dieſen letztern die Menſchenopfer lange Zeit nicht als etwas Unrechtes vorkommen wollten.

§. 95. Die Religion der Urbewohner des Majageſchlechtes nach dem allgemeinen Charakter.

Die Religion der vormexikaniſchen Urbevölkerung Centralamerikas zeigt ſich uns ſowohl bei den nicht unterworfenen ſüdlichen Majaſtämmen, als auch bei den unterworfenen, die ihre Eigenthümlichkeit theilweiſe bewahrt hatten. Das Intereſſe, das dieſe Religion ſchon an ſich darbietet, wird noch dadurch geſteigert, daß ſie einen bedeutenden Theil der Grundlage zur Mexikaniſchen Religion ausmacht. Daher können wir jene auch noch aus dieſer kennen lernen, da die Azteken ſowohl mittelbar durch die Tolteken und andere Brudervölker, als auch unmittelbar von dieſen Urvölkern ſelbſt nicht unbedeutende Religionselemente erhalten hatten. Die Azteken haben zum Theil, wie wir ſehen werden, das Bewußtſein ihres Urſprungs und deſſen, was ſie aus ihrer nordiſchen Heimat mitgebracht haben, wohl bewahrt. Und ebenſo war den alten Urbewohnern der Gegenſatz zu den Nordländern ein deutlicher geblieben. So theilten die Totonaken die Götter geradezu in gute und böſe, die guten waren ihre eigenen alten, die böſen die der Azteken, ihrer Unterdrücker, denen ſo viele der Ihrigen geopfert worden waren. Zudem zeigt ſich die Originalität vieler Götternamen des Majageſchlechtes aus verſchiedenen Umſtänden. Manche dieſer Namen finden ſich nämlich nur im Süden, nirgends bei den Mexikanern ſelbſt. So die des Votan und Famagozdo, überhaupt die Götternamen in Nicaragua. Buſchman I, 162. Der Name Famagozdo war dagegen bis Bogota verbreitet. Andere Götternamen, wie Tona, und die übrigen zu dieſem Stamm gehörigen, finden ſich zwar im Norden und Süden Centralamerikas; aber ebenfalls auf den Antillen und in Florida, wohin ſie nicht durch die Mexikaniſchen Stämme kamen, ſondern durch die Verwandtſchaft mit der ſüdlichen Urbevölkerung des Majageſchlechts. Dieſe Wörter und dieſe Götter ſind alſo von letztern zu den Nordländern übergegangen. Dagegen finden ſich auch wieder urſprünglich Mexikaniſche Namen, wie Quetzalcoatl, Huitzilopochtli, Tezcatlipoca u. a. m. gar nicht bei dem Majageſchlechte.

Hier hausten nun in den Urzeiten, ähnlich wie in Peru vor den Inkas, mancherlei Stämme, die zu den Wilden zu zählen ſind. Somit iſt bei dieſen die Religion die der Wilden, beſonders in manchen

Gegenden im Norden des Mexikanischen Reichs. Von dorther hatte die Jagdgöttin Mixcoatl bei den Mexikanern Aufnahme gefunden.

Aber der vorherrschende Charakter der vormexikanischen Urbevölkerung und ihres Einflusses auf die Mexikanischen Völker ist der von Kulturvölkern, und ihre Religion ist auch ihrem sonstigen Kulturgrade angemessen. Also herrschte bei ihnen ein unmittelbarer Naturdienst mit starken idololatrischen und anthropomorphischen Ansätzen. Diese Naturreligion im engern Sinne des Wortes hat nun auch hier an ihrer Spitze Sonnendienst mit Gestirnverehrung, ersterer besonders unter dem Namen Tonatricli und Teotl. Noch jetzt verneigen sich die christlichen Indianer Guatemalas, wenn sie in die Kirche gehen, vor der Sonne. Stephens Centralamerika II, 190 ff. Parallel mit diesem Gestirndienste läuft Thierdienst, besonders Schlangenanbetung. Hieher gehört der alte Kulturgott Votan. Damit stehen nun wieder in Verbindung die Götter der Elemente und Lebensbedürfnisse, obenan Centeotl für das Getreide, und Tlalok für das Wasser. Da alle Götter personifizirt sind, so ist auch der Schritt zur Anthropomorphirung derselben nicht auffallend. Daher hatte man schon Anfangs in Cozumel, Campeche und Tabasco dieselben in Menschenbildern dargestellt vorgefunden. Picard 165 ff. Auch die Sonnen- und Mondbilder in Teotihuacan waren ja Menschenbilder. Besonders aber weisen die Statuen, die Stephens und Squier fanden, die Basreliefs bei Palenque, die anthropomorphirten Sonnensäulen auf nicht unbedeutenden Anthropomorphismus hin. Die Unsterblichkeitsvorstellungen dieser Völker endlich sind einerseits die der Seelenwanderung, entsprechen also dem Gestirn- und Thierdienst, überhaupt dem Naturdienst im engern Sinn, anderseits ist aber noch weit mehr vorherrschend die dem Anthropomorphismus entsprechende Vorstellung eines Todtenreichs, Mictlan, wo Mictlanteuktli herrscht. Auch Verwandlungsmythen in Thiere weisen neben dem Thierdienst auf diesen Anthropomorphismus hin.

Der subjektive Charakter der Verehrung auf dieser Religionsstufe, das Religionsgefühl, zeigt sich allerdings in einem sehr unmittelbaren Naturdienst, und zwar als eine Wahrnehmung göttlicher Kräfte in der Natur mit Dank und Furcht. Aber wie in Peru vor den Inkas, so waren auch hier schon in der Urzeit Menschenopfer im Schwange und ein wesentlicher Bestandtheil des Kultus. Wie dieselben auf Rache und Anthropophagie fußten, so sind sie als Ueberreste der Wildenreli-

gion anzuſehen, wenn ſie auch bei den Kulturvölkern eine geordnete und großartige Einrichtung erhielten. Wie ferner die Sittlichkeit und ihr Verhältniß zur Religion eine bereits durch Unnatur verdorbene geworden war, haben wir ſchon geſehen.

Eigenthümlich dieſer ältern Kulturſtufe ſind neben den gewöhnlichen Kultushandlungen und Kultusgegenſtänden die Gebräuche des Blutlaſſens und der Beſchneidung, der Waſſer- und Feuertaufe, das Symbol des Kreuzes für den Regengott, und Andres der Art mehr, das dann ſpäter durch die Azteken angenommen wurde.

---

§. 96. Der Sonnen- und Geſtirndienſt der Urbevölkerung. Teotl, Tonatricli, Tomagozdad. Uralte Menſchenopfer für die Sonne, und ihre Surrogate.

Die Mexikaniſchen Völker haben einen Appellativnamen für Gott, Teotl, welcher, da die Buchſtaben tl bloße aztekiſche Endung ſind, merkwürdiger Weiſe mit dem Indogermaniſchen θεός, Deus, Deva, Dew zuſammenſtimmt. Dieſes Wort wird zur Bildung mancher Götternamen oder Kultusgegenſtände gebraucht. Hieher gehören die Götternamen Teotlacozanqui, Teocipactli, Teotetl, Teoyamiqui, Tlozolteotl. Der Tempel heißt Teocalli (vgl. καλιά, Hütte, καλιάς, Capelle) oder wörtlich Haus Gottes, — das göttliche Buch Teoamoxtli, Prieſter Teoquirqui, oder auch Teoteuktli, eine Prozeſſion Teonenemi, Göttermarſch. Dazu kommen noch manche Namen von Städten, die als Kultusſitze ausgezeichnet waren, wie das uns ſchon früher bekannt gewordene Teotihuacan. Im Plural wurden die Götter Teules genannt, und eben ſo, wie uns Bernal Diaz ſo oft erzählt, die Gefährten des Cortes, welche das gemeine Volk als Götter bezeichnen wollte.

Dieſer Ausdruck gehört nun bereits ſchon der Urbevölkerung an, von der ihn die Mexikaner erhalten haben. Denn derſelbe kommt ſogar in Nicaragua vor, welches Land die Götternamen nicht von den Tolteken entlehnt hatte. Hier wurde das Wort Teot auf dieſelbe Art gebraucht und man bezeichnete mit dem Plural Teotes ſowohl die großen Götter als auch die Spanier. Als große Götter betrachtete man

bald nur vier, bald eine größere Anzahl. Auch hier wurden manche Worte mit Teo zusammengesetzt, wie Teotbilahe, Sohn Gottes, Viateot, Regengott, Vizteot, Hungergott, Teobat, Tempel. Vgl. Oviedo 21. 28. 41. 63. 222. 223. 229.

Die ersten Spanischen Missionäre wagten es nicht, den Namen Teotl für den christlichen Gott zu gebrauchen, ähnlich wie sich über den Gebrauch des chinesischen Schanghti Bedenklichkeiten erhoben hatten. Während der Jesuite Acosta (V, 3) die Behauptung aufstellt, die Mexikaner hätten keine Appellativnamen für Gott gehabt, erzürnt sich darüber ein andrer Jesuit Clavigero (I, 531), und hält den Mexikanischen Namen Teotl für eben so passend und bezeichnend wie den Spanischen Dios.

Es ist auffallend, daß der wohlunterrichtete Acosta nichts von der Verehrung eines obersten unsichtbaren Gottes unter dem Namen Teotl soll gewußt haben. Und doch wird von andrer Seite her dieselbe auf das bestimmteste berichtet, und auf die genauern Bestimmungen der Natur dieses Gottes hingewiesen. Denn man habe ihm, heißt es, die Beinamen gegeben Ipalnemoan d. h. der durch den wir leben, Tloquenahuaque, der welcher alles durch sich selbst ist. Clavigero I, 342. 531. Humb. Monum. 94. 128. Ixtlilxochitl I, 2. 220. 354. Prescott I, 46. Minutoli Anh. 8 ff. Man habe ihn für den Urheber und Inbegriff aller Dinge gehalten, der vorzugsweise auf den hohen Bergen von Wolken umhüllt thronte.

Mit Recht macht Wuttke I, 255 gegen die Auffassung dieses Mexikanischen Gottes als eines monotheistischen einmal den Polytheismus des Volkes geltend, — Polytheismus und Monotheismus vertragen sich nicht zusammen; fände auch ein logisches Abfinden statt, der Geist beider Prinzipien stieße sich gegenseitig ab. Ein andrer Grund wird ebenfalls ganz richtig in dem völligen Mangel an Gebeten, Opfern, Festen, Tempeln gesehen, die sich auf diesen Gott hätten beziehen sollen. Daraus nämlich wird klar, daß Teotl kein Volksgott war. Aber deßwegen sind wir bei den immerhin vielfach vorkommenden Angaben unterrichteter Gewährsmänner noch nicht berechtigt, auch alle Spuren eines pantheistischen Monotheismus, wie derselbe bei gebildeten Polytheisten als logisches Endergebniß ihrer Naturreligion gar wohl vorkommen kann, ganz und gar in Abrede zu stellen. Der aufgeklärte König von Tezcuco Nezahualcoyotl verehrte einen Gott ohne Bild als Ursache der

Urſachen. Der Häuptling des Totonakiſchen Urvolks der Cempoallaner hatte, wenn man wenigſtens der ihm bei Las Caſas und Herrera in den Mund gelegten Rede trauen darf, die Idee eines oberſten Gottes und Schöpfers. Dieſe abſtrakte Idee hatte ſich aber auch hier, wie ſo häufig in Amerika, an dem Begriff des Sonnengottes emporgerankt und entwickelt. Daher nannten die Mexikaner vorzugsweiſe den Sonnengott Teotl, und jener aufgeklärte König von Tezcuco, der den Geſtirnen einen Tempel mit neun Stockwerken erbaute, welche die neun Himmel andeuteten, erkannte den Sonnengott als ſeinen Vater. Das Bedenken der Miſſionäre, und die Behauptungen Acoſta's und Wuttke's ſind alſo immerhin durch den weſenhaften Unterſchied dieſer abſtrakten oberſten Naturgottheit gegen den theiſtiſchen Monotheismus gerechtfertigt. Vgl. über Teotl: Clavigero I, 275. Wuttke I, 264. Prescott 1, 154 ff. 283. Ixtlilxochitl bei Ternaux VIII, 48.

Der Dienſt des Teotl war alſo nie recht verbreitet, er war kein eigentlicher Volksgott. Wenn die Azteken häufig mit dieſem Namen den Sonnengott bezeichneten, ſo war das von ihnen appellativiſch gemeint, ſie bezeichneten ihn damit als den Gott. Der eigentliche uralte und populäre Sonnendienſt, den auch die Azteken annahmen, knüpft ſich bei den Urvölkern des Majageſchlechtes an den Namen Tonatrikli, auf den großen Antillen Tonatiks, bei den Azteken Tonatiuh, in Colhuacan Tonanico. In Florida hießen die Sonnenvögel Tonatzulis. Nehmen wir auch nicht mit Boturini an, daß die von den Tlaskalanern vertriebenen Olmeken die großen Antillen und Südamerika bevölkert haben, vgl. Humb. Monum. 318, ſo beruht dieſe Notiz doch auf dem wahren Satz von der engern Verwandtſchaft dieſer Völker mit einander. Neben dieſem Gotte ſteht auch hier die Verehrung des Mondes, bei den Colhuanern und auf den großen Antillen Tona, bei den Stämmen Centralamerikas Tonacacihua als Gattin von Tonacateuctli, Frau unſres Fleiſches, Herr unſres Fleiſches, welche ſchon des Namens wegen Mond und Sonne bezeichnen müſſen. Die Azteken benannten dagegen den Mond gewöhnlich mit dem von ihnen mitgebrachten Namen Mezli. Von der Verehrung und Darſtellung des Sonnen- und Mondgottes in Teotihuacan iſt ſchon früher §. 94 die Rede geweſen. Gewöhnlich wurden beide auch hier wie in Peru als Scheiben abgebildet, die menſchliche Angeſichter darſtellen. Zwei koſtbare Bilder dieſer Art ſandte Cortes an Karl V. nach Flandern, wo ſie noch Albrecht Dürer ſah, die Sonne

von massivem Golde, den Mond von Silber. Der Sonnenscheiben mit herabhängender Zunge auf den Ruinen bei Palenque und von Urmal haben wir oben gedacht. Solche Scheiben finden sich nicht bloß häufig an den Tempelruinen von Centralamerika, sondern auch in verjüngtem Maßstabe als thönerne Tepitotons oder Penaten der Azteken. Hieher gehört auch noch die alte der Sonne geweihte Pyramide Tonatiuh Yzaquat d. h. das Sonnenhaus. In Dolores fanden Oberst Mendez, in Nicaragua Squier (261) viele Hieroglyphen von Sonne und Mond, auch eine Figur, welche die Sonne anbetet. Selbst eine zusammengerollte Schlange in Nicaragua wird von den Indianern als Zeichen der Sonne angesehen. Vgl. unten §. 97. Vgl. über diesen alten Dienst der Sonne und des Mondes Clavigero I, 350. 375. 348 ff. Humb. Mon. 26. 186. 190. Essai politique 187. Prescott II, 68 ff. 324. I, 155. 253. Vater im Mithridates III, 3. 91. Karl Ritter in der Zeitschrift für allg. Erdkunde I, 3.

Eine andere Bezeichnung der Urbevölkerung für den Mond ist Citlali, woher die Mutter des Menschengeschlechtes den Namen Citlalicue, Mondfrau erhielt. Dieselbe wohnt in einer schönen Stadt im Himmel, welche Stadt wiederum nichts andres als der Mond selbst ist. Ihr Gemahl Citlalatonak ist die Sonne. Vgl. Clavig. I, 346 ff. 435 ff. Humb. Mon. 27. 78. 83. 100. 213. 235. 317. Essai 37. Minutoli Palenque, Anhang 59.

Eben so ist es mit Ometeuctli und Omecihuatl, welche beide ihren Aufenthalt im Himmel haben in einer prächtigen Stadt. Jener gewährt die Bitten der Männer, diese die der Weiber und Kinder. Beide wurden bei der Namengebung der Kinder angerufen, und sind ihrem Wesen nach nicht verschieden von den obigen.

Wenn in Guatemala der Schöpfer unter dem Namen Huracan, d. h. das Herz des Himmels, verehrt wird, Andree Westland II, 1. 59, so kann dieser Ausdruck niemanden bezeichnen als auch wiederum den Sonnengott. Ob der Gott Kabul in Yucatan, der Urheber des Lebens und der Gott der schaffenden Hand, dessen Symbol die rothe Hand war, von der wir schon oben §. 5 S. 43 gesprochen haben, eine Beziehung zur Sonne habe, ähnlich dem Herrn des Lebens der Rothhäute, kann einstweilen aus Mangel an bestimmtern Angaben über diesen Gott nicht entschieden werden. Aber unwahrscheinlich ist diese Annahme keineswegs. Vgl. Squier Nicaragua 261.

Was die Art der Verehrung des alten Sonnengottes betrifft, ſo wurden ihm beſonders viele Wachtelopfer, ſowohl in den urälteſten Zeiten, als auch unter den Azteken dargebracht.

Ueberall finden wir aber auch ſowohl in den Urzeiten, als im ſüdlichen Centralamerika Menſchenopfer für den Sonnengott. Daraus wird klar, daß dergleichen nicht erſt von den Azteken in den jüngſten Jahrhunderten eingeführt worden ſind. Die Menſchenopfer, welche dieſer alte Sonnendienſt darbrachte, waren zum Theil Kinderopfer, zum Theil Opfer von Kriegsgefangenen oder Sklaven. Das Verfahren war nicht überall in Centralamerika dasſelbe. Entweder gab der Opferer das Herz des Schlachtopfers, das noch rauchend aus dem Leibe geriſſen wurde, dem oberſten Prieſter, Hände und Füße dem Könige, den Reſt erhielt das Volk. Das Blut aber wurde dem Gotte zu Theil, deſſen Mund und Wangen damit beſtrichen wurden. So war es in Yucatan gehalten, ſo in Cozumel, Chiapa, Tabasco, Honduras, Nicaragua. Oder aber wurde das Herz dem Sonnengotte ſelbſt dargereicht, und dann dem Götzenbilde in den Rachen geworfen. Wie es nach Stephens in Guatemala gehalten wurde. Die geopferten Kriegsgefangenen und die zum Opfertod aufgenährten Sklaven wurden nach dem Glauben dieſer Völker nach ihrem Tode als göttliche Weſen in das Sonnenhaus verſetzt, eine dem Norden nicht angehörende Vorſtellung, die aber die Mexikaner in den ſüdlichen Ländern ſich aneigneten. Auch bei den Celten, die ſich in einem analogen Kulturſtadium befanden wie die Amerikaniſchen Kulturvölker, hatten die Menſchenopfer eine Beziehung zur Sonne, die ſie göttlich verehrten, indem der Opferdruide bei allen ſeinen Bewegungen dem Lauf der Sonne von Morgen gegen Abend folgte. Vgl. Oviedo 8. 41. 45. 218. 223. Arnold 959 nach Roß 153 ff. Stephens Yucatan Cap. 14 nach Cogolludo, Centralamerika II, 184 ff. Squier Nicar. 496. 507 ff. Picard 166. Plinii Hist. Nat. XVI, 95. XXIV, 62. XXVIII, 5.

Die Azteken, welche ihre Menſchenopfer und die ihnen eigenthümlichen Unſterblichkeitsvorſtellungen vorzüglich an ihren aus der alten nordiſchen Heimat mitgebrachten Nationalgott Huitzilopochtli anſchloſſen, haben gleichwohl die bei den Südländern vorgefundene Beziehung beider zur Sonne in manchen Einzelnheiten von dem Majageſchlechte angenommen, und mit ihren nordiſchen Vorſtellungen verſchmolzen. Wenn z. B. der Aztekiſche Oberprieſter das Herz aus dem Leibe des

Menſchenopfers genommen hatte, pflegte er es der Sonne darzuhalten. Wenn ferner der Aztekiſche König mit eigener Hand einen Gefangenen gemacht hatte, ſo wurde letzterer mit allen Zierden geſchmückt, in einem Tragſeſſel in die Hauptſtadt getragen, und die Einwohner kamen ihm mit Muſik und lautem Zuruf entgegen. Am Opfertage ſelbſt aber wurde er mit den Inſignien der Sonne geziert, ähnlich wie der Gueſa der Muyscas, oder wie ſonſt, namentlich auch bei den Mexikanern, das Menſchenopfer mit dem Gotte identifizirt wird, dem es geopfert werden ſoll. Ferner theilt Humboldt eine alte Mexikaniſche Zeichnung mit, nach welcher ein Prieſter dem an einem Tempelchen ſich befindenden Sonnenbilde das Blut eines ausgeriſſenen Herzens zugießt. Vgl. Acoſta V, 20. Clavig. I, 389. 505. Der unbekannte Eroberer bei Rehfues III, 301. Humb. Mon. Tab. 15. S. 92. Prescott I, 61.

Schon lange vor den Azteken haben die Chichimeken die Beziehung der Menſchenopfer auf die Sonne gekannt. Davon weiß ein kosmogoniſcher Mythus derſelben. Nach dem Untergange der zuletzt dageweſenen oder vierten Sonne, wird erzählt, war nicht ſogleich eine neue Sonne vorhanden, und eine Zeitlang gar keine. Da verſammelten ſich die Heroen und die Menſchen um ein Feuer in Teotihuacan, eine neue Sonne hervorzubringen. Die Heroen verhießen den Menſchen, daß, wer ſich ins Feuer ſtürzte, zur Sonne werden ſollte. Sogleich that es Nanahuatzin und ſtieg ſo zur Unterwelt hinab. Während man nun des Ausgangs wartete, gingen die Heroen darüber mit den Thieren eine Wette ein, wo ſich die Sonne zuerſt zeigen würde. Als nun die Sonne im Oſten aufging, wurden die Thiere, die ſich verwettet hatten, und unter denen ſich beſonders viele Wachteln befanden, geopfert. Die Sonne wollte nun aber nur unter der Bedingung ihren Lauf fortſetzen, wenn ihr alle Heroen geopfert würden. Das verdroß einen derſelben, Citli, daß er einen Pfeil nach ihr abſchoß, und als die Sonne auswich, noch zwei nachfolgen ließ. Jetzt aber ergriff die Sonne den dritten Pfeil und durchſchoß den Kopf des Heroen, daß er todt zur Erde fiel. Auf das hin verſtanden ſich die Heroen dazu, durch die Hand des bedeutendſten von ihnen, des Xolotl, zu ſterben. Zuletzt von allen gab ſich auch dieſer den Tod. Dieß ſei nun der Urſprung des täglichen Wachtelopfers und der Menſchenopfer geweſen. Auf ähnliche Weiſe entſtand der Mond durch Verwandlung des Tezcoziztecal,

eines andern in Teotihuacan verſammelten Heroen, der ſich ebenfalls ins Feuer warf. Da aber die Flamme weniger bedeutend war, ſo bekam der Mond einen geringern Glanz. Dieſe Verwandlungen weiſen auf Perſonification von Sonne und Mond hin, wie anderswo, namentlich bei den Muyscas. Es iſt aber hier beſonders auf zwei Umſtände zu achten, einmal, daß die Menſchenopfer der Sonne von Anfang an gebracht wurden, und dann, daß der Mythus ſich an die alte heilige Stätte der Urvölker Teotihuacan anſchließt. Daher iſt anzunehmen, daß ihn die Chichimeken von den Olmeken aufgenommen haben. Vgl. Clavig. I, 348 ff.

Die Beziehung der Menſchenopfer für die Sonne auf die Unſterblichkeit wurde aber von den Azteken inſofern beibehalten, als bei ihnen die tapfern Krieger, die in der Schlacht oder als Menſchenopfer fielen, allerdings wie Huitzilopochtli gekleidet wurden, aber nach ihrem Tode in das Sonnenhaus kommen, wo ſie mit den Helden der Vorzeit verſammelt die Sonne, den Ort ihrer Seligkeit, in ihrem Laufe unter Geſängen und Reihentänzen begleiten.

Vgl. Clavig. I, 343. Humboldt Mon. 218. Minutoli Anh. 56. Ausl. 1831 S. 1027. 1042. Prescott I, 50 nach Sohagun und Torquemada.

Dieſe Menſchenopfer ruhen auch in Centralamerika auf der uralten Sitte der Anthropophagie. Letztere findet ſich im Norden bloß bei den Wilden im gewöhnlichen Leben; im Süden iſt ſie auch bei Kulturvölkern wie in Yucatan und Nicaragua geblieben; die Azteken haben ſie, wie wir ſpäter ſehen werden, im Kultus, bei den Opfermahlzeiten der Menſchenopfer beibehalten.

Vgl. Huitzilopochtli S. 24 ff. Oviedo 9. 42. 45. 61. 76. 218. 223 ff. 227 ff. Roß (deutſch) 215.

Man hatte nämlich auch hier die Vorſtellung, daß die Götter, die dieſelbe Speiſe genöſſen, welche die Menſchen, das Fleiſch oder das Blut der Menſchenopfer ſelbſt verzehrten und verſchlängen, daher man ihren Bildern das Herz oder das Blut in den Schlund warf. Lebendige Thiere, die göttliche Verehrung genoſſen, wurden mit Menſchenfleiſch gefüttert.

Oviedo 30. 33. 35. Robertſon II, 46 nach Gomara und Herrera. Huitz. 22. Braunſchweig 23 nach Maltebrun 378.

Nicht nur iſt aber die Anthropophagie als ein nicht gar häufig im gewöhnlichen Leben vorkommender, und vorzugsweiſe nur im Kultus, wo man länger am Alten hängt, von den Kulturvölkern feſtgehaltener Gebrauch anzuſehen, ſondern ein humanerer Sinn ſuchte ſich auch hier bereits wie anderswo in Surrogaten für die Menſchenopfer kundzugeben.

Ein ſolches Erſatzmittel iſt das in Centralamerika ſo häufig vorkommende Blutlaſſen als Theil des Kultus. Denn auch das ſo gewonnene Blut wurde wie das der Menſchenopfer an die Bilder der Götter geſtrichen, denen am Ende auch dieſe Art recht war, Menſchenblut zu erhalten. So war es Gebrauch in Yucatan und in Nicaragua, wo bei der großen feſtlichen Prozeſſion der Oberprieſter auf beſagte Art ſich Blut ließ. Arnold a. a. O. Picard a. a. O. Squier Nic. 508 nach Herrera. So opferten die Prieſter der Römiſchen Bellona ihr Blut der Göttin jeweilen den 24. März, der der Bluttag hieß. In Peru fand dieſes Beſtreichen der Götterbilder und Tempelthüren mit wirklichem Opferblut von Menſchen ſtatt. Oben §. 77. 81. Aehnliches fanden wir bei den Menſchenopfern des Majageſchlechtes zu Ehren der Sonne.

Wegen dieſes Zuſammenhangs des Aderlaſſens mit der Opferidee galt auch bei den Azteken, die dieſe Sitte annahmen, das Aderlaſſen ausdrücklich als ein Opfer für den Gott, an deſſen Feſt es geſchah. Man machte ſich gewöhnlich einen Einſchnitt auf der Bruſt und am Leibe, und beſprengte mit dem eigenen Blut den Altar.

Vgl. Clavig. I, 420. 421. 396. 414. 427. 465. 526. Rehfues zu Bernal Diaz I, 282. III, 303. Robertſon II, 351. Humboldt Monum. 187. Minutoli Anh. 48. Prescott I, 54. Kannes Pantheum 284. Hartung Religion der Römer II, 271.

So beſchnitt man (denn nichts andres als eine Art Beſchneidung im weitern Sinne haben wir hier vor uns) in Yucatan und Nicaragua und bis an den Orenoko theils die Zunge, theils die Schamtheile, die Totonaken die Ohren und die Schamtheile. Die Salivas am Orenoko beſchnitten die Kinder ſo ſtark, daß viele darunter ſtarben. In Nicaragua ſprengte man Blut aus den Zeugungstheilen auf Mais, der dann vertheilt und unter großer Feierlichkeit gegeſſen wurde. Bei den Azteken hingegen wurde bloß ein Einſchnitt auf der Bruſt oder ſonſt am Leibe (nicht an den Schamtheilen) der ſeit einem Jahre gebornen

Knaben ſowohl als Mädchen am Hauptfeſt des Huitzilopochtli gemacht, wodurch dieſelben dieſem Gotte geweiht wurden.

Arnold 959 nach Roß. Oviedo 219, vgl. 47. Juan Diaz bei Ternaux X, 45. Clavig. I, 420. Meiners krit. Geſchichte II, 468. Sepp, Heidenthum II, 368. Squier Nicar. 508 ff.

Mit dieſem uralten Sonnendienſte hängen die ſchon früher erwähnten Sonnenſäulen zuſammen, dergleichen ſo häufig in Yucatan, Guatemala und den übrigen Ländern Centralamerikas gefunden werden.

Auch iſt hier noch im Vorbeigehen daran zu erinnern, daß die zwei oberſten Teotes in Nicaragua Fomagozda und Zipaltonal, wie das ebenfalls ſchon früher gezeigt wurde, als Sonne und Mond aufzufaſſen ſind, und daß die Verehrung des erſtern ſelbſt bis auf die Hochebene von Bogota in den Urzeiten ſich erſtreckt hat. Vgl. oben §. 91 a. E. Uebrigens vgl. Oviedo 24. 35. 36. Buſchmann I, 163. Auch dieſe demiurgiſchen Götter wurden euhemeriſirt. Oviedo 30. 33.

Zu dieſem Sonnendienſte gehört auch hier wie in Peru die Verehrung der Sterne als Gefährtinnen oder auch Schweſtern von Sonne und Mond. Noch in Mexiko hatte der Stern Venus einen eigenen Tempel mit Menſchenopfern. Bei den Menſchenopfern des Nachts wurden einige Blutstropfen von den Menſchenopfern gegen die Sterne geſprengt. Der aufgeklärte König von Tezcuco Nezalhuatcoyotl verehrte ebenfalls die Sterne. Noch am Anfange des vorigen Jahrhunderts waren die heimlichen Heiden, die dem Nagualismus ergeben waren, Sternanbeter.

Vgl. Clavig. I, 371. Prescott I, 155. Minutoli 116 nach Nunnez de la Vega, Biſchof von Chiapa. Der unbekannte Eroberer Cap. 12. Kottencamp I, 201.

---

§. 97. Thierdienſt, Schlangenverehrung. Votan.

Neben dem Geſtirn- und Sonnendienſt läuft auch in Centralamerika parallel der Thierdienſt. Da aber derſelbe auch bei allen nordiſchen Völkerſchaften, und nicht bloß bei der ſüdlichen Urbevölkerung ſich vorfindet, ſo iſt zwiſchen den nordiſchen und ſüdlichen Beſtandtheilen zu unterſcheiden. Der Thierdienſt findet ſich auch in Nordamerika, wie wir

geſehen haben, bei den ſogenannten Rothhäuten, und zwar nicht bloß in den ſüdlichen Provinzen, wo ſich Reſte alter Kultur und alten Sonnendienſtes erhalten hatten, ſondern auch bei den dortigen nordiſchen Einwanderern der Mengve und Leni-Lenape. Und ebenſo verehrten die ins Mexikaniſche einwandernden Stämme ſchon von Hauſe aus Thiere, beſonders Vögel. Der Sperlingskopf des Toltekiſchen Hauptgottes weist auf deſſen Verehrung als Sperling. Der Azteken Huitzilopochtli war ein Kolibri. Ueberhaupt aber wurden ſowohl in den älteſten, als in den ſpäteſten Zeiten in Centralamerika lebendige Thiere verehrt. In Mexiko fanden ſich überall Bilder von Schlangen, Adlern, Jaguaren, Wölfen. Häufig kommen Thierattribute bei Göttern vor, welche der Regel nach auf eine Verehrung dieſer Thiere in einer dem Anthropomorphismus in entfernter Zeit vorangehenden Periode hinweiſen. Als man ſie ſpäter anthropomorphirte, entſtanden die mythiſchen Verwandlungen von Menſchen in Thiere. Nach einem aztekiſchen Mythus wurde ein gewiſſer Jappan in einen ſchwarzen Skorpion verwandelt, das Weib, das mit ihm Umgang gehabt hatte, in einen weißen Skorpion. Ein gewiſſer Jaotl wurde eine Heuſchrecke. Ein Mythus überlieferte, daß im Zeitalter der Luft die Menſchen in Affen verwandelt worden ſeien. Bei den Azteken zeigte ſich daher die Furcht vor Thierverwandlungen bei der Feier ihres Sekularfeſtes, bei dem man jeweilen den Untergang der Welt und die Verwandlung vieler Menſchen in Thiere erwartete, wie wir das ſeines Ortes ſehen werden. In dem Vaticaniſchen Codex Mexikaniſcher Hieroglyphen werden die Götter zum Theil als Thiere abgebildet. Wenn, wie aus Aztekiſchen Hieroglyphen ebenfalls erſichtlich iſt, die Prieſter bei gewiſſen Gelegenheiten ſich der Maske vom Tapir bedienten, ſo weist dieß ebenfalls auf die Heilighaltung dieſes Thieres (vgl. §. 22. 81. 90). Die Thierverehrung ſieht man auch aus den Kapellen, welche in Mexiko gewiſſen Thieren geweiht waren. Auch ſind in den Thierbildern, welche die Monate und Tage im Mexikaniſchen Kalender bezeichnen, Götter zu ſehen. So iſts im Majakalender.

Humboldt Mon. 219. 40. 38. Ixtlilxochitl I, 3. Bernal Diaz III, 301. Minutoli Anh. 7. Bernd Wappenbilder 291 ff. Clavig. I, 365. Huitzil. 12. 13. Mühlenpfordt II, 195. Peter Martyr 568. Klemm V, 140.

Wie viel von dieſer Thierverehrung dem nördlichen Element zukomme, wie viel dem ſüdlichen, iſt nicht ſo leicht in jedem einzelnen Falle

Knaben ſowohl als Mädchen am Hauptfeſt des Huitzilopochtli gemacht, wodurch dieſelben dieſem Gotte geweiht wurden.

Arnold 959 nach Roß. Oviedo 219, vgl. 47. Juan Diaz bei Ternaux X, 45. Clavig. I, 420. Meiners krit. Geſchichte II, 468. Sepp, Heidenthum II, 368. Squier Nicar. 508 ff.

Mit dieſem uralten Sonnendienſte hängen die ſchon früher erwähnten Sonnenſäulen zuſammen, dergleichen ſo häufig in Yucatan, Guatemala und den übrigen Ländern Centralamerikas gefunden werden.

Auch iſt hier noch im Vorbeigehen daran zu erinnern, daß die zwei oberſten Teotes in Nicaragua Fomagozda und Zipaltonal, wie das ebenfalls ſchon früher gezeigt wurde, als Sonne und Mond aufzufaſſen ſind, und daß die Verehrung des erſtern ſelbſt bis auf die Hochebene von Bogota in den Urzeiten ſich erſtreckt hat. Vgl. oben §. 91 a. E. Uebrigens vgl. Oviedo 24. 35. 36. Buſchmann I, 163. Auch dieſe demiurgiſchen Götter wurden euhemeriſirt. Oviedo 30. 33.

Zu dieſem Sonnendienſte gehört auch hier wie in Peru die Verehrung der Sterne als Gefährtinnen oder auch Schweſtern von Sonne und Mond. Noch in Mexiko hatte der Stern Venus einen eigenen Tempel mit Menſchenopfern. Bei den Menſchenopfern des Nachts wurden einige Blutstropfen von den Menſchenopfern gegen die Sterne geſprengt. Der aufgeklärte König von Tezcuco Nezalhuatcoyotl verehrte ebenfalls die Sterne. Noch am Anfange des vorigen Jahrhunderts waren die heimlichen Heiden, die dem Nagualismus ergeben waren, Sternanbeter.

Vgl. Clavig. I, 371. Prescott I, 155. Minutoli 116 nach Nunnez de la Vega, Biſchof von Chiapa. Der unbekannte Eroberer Cap. 12. Kottencamp I, 201.

---

§. 97. Thierdienſt, Schlangenverehrung. Votan.

Neben dem Geſtirn- und Sonnendienſt läuft auch in Centralamerika parallel der Thierdienſt. Da aber derſelbe auch bei allen nordiſchen Völkerſchaften, und nicht bloß bei der ſüdlichen Urbevölkerung ſich vorfindet, ſo iſt zwiſchen den nordiſchen und ſüdlichen Beſtandtheilen zu unterſcheiden. Der Thierdienſt findet ſich auch in Nordamerika, wie wir

geſehen haben, bei den ſogenannten Rothhäuten, und zwar nicht bloß in den ſüdlichen Provinzen, wo ſich Reſte alter Kultur und alten Sonnendienſtes erhalten hatten, ſondern auch bei den dortigen nordiſchen Einwanderern der Mengve und Leni-Lenape. Und ebenſo verehrten die ins Mexikaniſche einwandernden Stämme ſchon von Hauſe aus Thiere, beſonders Vögel. Der Sperlingskopf des Toltekiſchen Hauptgottes weist auf deſſen Verehrung als Sperling. Der Azteken Huitzilopochtli war ein Kolibri. Ueberhaupt aber wurden ſowohl in den älteſten, als in den ſpäteſten Zeiten in Centralamerika lebendige Thiere verehrt. In Mexiko fanden ſich überall Bilder von Schlangen, Adlern, Jaguaren, Wölfen. Häufig kommen Thierattribute bei Göttern vor, welche der Regel nach auf eine Verehrung dieſer Thiere in einer dem Anthropomorphismus in entfernter Zeit vorangehenden Periode hinweiſen. Als man ſie ſpäter anthropomorphirte, entſtanden die mythiſchen Verwandlungen von Menſchen in Thiere. Nach einem aztekiſchen Mythus wurde ein gewiſſer Jappan in einen ſchwarzen Skorpion verwandelt, das Weib, das mit ihm Umgang gehabt hatte, in einen weißen Skorpion. Ein gewiſſer Jaotl wurde eine Heuſchrecke. Ein Mythus überlieferte, daß im Zeitalter der Luft die Menſchen in Affen verwandelt worden ſeien. Bei den Azteken zeigte ſich daher die Furcht vor Thierverwandlungen bei der Feier ihres Sekularfeſtes, bei dem man jeweilen den Untergang der Welt und die Verwandlung vieler Menſchen in Thiere erwartete, wie wir das ſeines Ortes ſehen werden. In dem Vaticaniſchen Codex Mexikaniſcher Hieroglyphen werden die Götter zum Theil als Thiere abgebildet. Wenn, wie aus Aztekiſchen Hieroglyphen ebenfalls erſichtlich iſt, die Prieſter bei gewiſſen Gelegenheiten ſich der Maske vom Tapir bedienten, ſo weist dieß ebenfalls auf die Heilighaltung dieſes Thieres (vgl. §. 22. 81. 90). Die Thierverehrung ſieht man auch aus den Kapellen, welche in Mexiko gewiſſen Thieren geweiht waren. Auch ſind in den Thierbildern, welche die Monate und Tage im Mexikaniſchen Kalender bezeichnen, Götter zu ſehen. So iſts im Majakalender.

Humboldt Mon. 219. 40. 38. Ixtlilxochitl I, 3. Bernal Diaz III, 301. Minutoli Anh. 7. Bernd Wappenbilder 291 ff. Clavig. I, 365. Huitzil. 12. 13. Mühlenpfordt II, 195. Peter Martyr 568. Klemm V, 140.

Wie viel von dieſer Thierverehrung dem nördlichen Element zukomme, wie viel dem ſüdlichen, iſt nicht ſo leicht in jedem einzelnen Falle

zu beſtimmen. Doch gehört nach Obigem die Verehrung des Kolibris und des Sperlings jenem an, die der Affen und Tiger, von denen wir früher geſehen haben, daß ſie in Anahuac nicht einheimiſch waren, wird dem ſüdlichen zuzuſchreiben ſein. Ueberhaupt haben wir bemerkt, daß die Thiere im Mexikaniſchen Kalender ſchon dem Majageſchlechte angehören. Ebenſo werden wir ſogleich ſehen, daß der Schlangendienſt größtentheils von der Urbevölkerung zu der nordiſchen übergangen war.

Daher finden wir, wie in ganz Südamerika und den großen und kleinen Antillen, ſo auch in den ſüdlichen von den Azteken nicht berührten Ländern den ausgebreitetſten Thierdienſt. In Chiapa und Nicaragua herrſchte der Glaube, daß Zauberer und Zauberinnen ſich beliebig in Thiere verwandeln könnten. Thomas Gage III, 104. 125. 174. 178. Meiners krit. Geſchichte I, 194. Oviedo 229. Thierdienſt fand ſich in Cozumel, Peter Martyr 568. Die bei Chiapa dem Nagualismus, d. h. dem alten Mexikaniſchen Heidenthume ergebenen Indianer verehrten noch am Anfange des vorigen Jahrhunderts (vielleicht jetzt noch) neben den Sternen auch Thiere, Vögel, Säugethiere, Amphibien als Naguals oder Fetiſchgötter. Dieſer Thierdienſt ſtand mit dem aſtrologiſchen Kalenderweſen in der genauſten Verbindung, indem die Kinder demjenigen Nagual geweiht wurden, in deſſen Zeichen ſie geboren waren. Minutoli 116. Die den Azteken unterworfenen Mixteken waren ebenfalls Thierverehrer, und die Zapoteken hielten nach einem alten Mythus einen Vogel für ihren Stammvater. Mühlenpfordt Mejico II, 195. Die Stadt Atitlan hieß Atziquinixai, Adlerhaus, und wenn ihre Könige in den Krieg zogen, nahmen ſie das Bild eines großen Adlers mit ſich. Ternaux Comp. X, 416. Aus Copan erwähnte ſchon Palacios das Bild eines aus Stein gehauenen koloſſalen Adlers. Tiedemann, Heidelberger Jahrbücher 1851, S. 86. Wir werden im folgenden Paragraphen das Bild eines Vogels über einem Kreuze finden, ſowohl in einer hieroglyphiſchen Handſchrift, als in den Abbildungen bei Stephens. Die Hausgötter in Cozumel ſahen wie Bären aus, Picard 165. Bilder von Bären wurden nach Roß (deutſch 215) und Arnold 959 auch in Yucatan als Hausgötter verehrt. Auf der Opferinſel fanden die Gefährten des Grijalva einen marmornen Löwen auf einem Thurme, dem man Räucherungen und Menſchenopfer darbrachte. Ternaux Comp. X, 27. In Nicaragua betete man gerade wie in Virginien, wo ebenfalls vorzugsweiſe Sonnendienſt herrſchte, Hirſchköpfe an. Oviedo 78. Squier fand in Nicaragua ſtei-

nerne Bilder von Tigern und Alligatoren, die in ihrem Rachen einen Menſchenkopf oder ein Herz hielten. Squier Nicaragua 205, vgl. 311. 327. Andree Weſtland II, 3. 251. Auch Fröſche und andere Thiere ſind öfter erwähnt und abgebildet. Squier 327. 329. Bei Huehuetan am ſtillen Meere verehrte man Tapire. Auch ſonſtwo pflegten Prieſter ihr Geſicht unter der Maske des Rüſſels dieſes Thieres zu verbergen. Humboldt Monum. planche XV, 4. Andree Weſtland II, 3. 175. Stephens fand bei Copan in Honduras koloſſale Affenbruchſtücke, einen Altar in Form einer Schildkröte, einen Götzen mit einem Krokodilenkopf daneben, alles von Stein. Stephens Centralamerika I, 134 ff. 155. 156 (12. Ausg.). Ebenderſelbe theilt aus Yucatan Schildkröten- und Schlangenverzierungen an Tempeln mit, ſogar das Bild einer doppelköpfigen Katze. Stephens Yucatan 81.

Beſtimmt weist der Schlangendienſt auf den Einfluß der ſüdlichen Bevölkerung hin. Obſchon derſelbe auch dem Norden nicht ganz fremd iſt, ſo iſt er doch ohne Vergleich im Süden vorherrſchender. So ſind auch die von Norden her in Oſtindien einwandernden indogermaniſchen Braminenſtämme bei der ſüdlichen Urbevölkerung auf vorherrſchenden Schlangendienſt geſtoßen. In ſüdlichen Ländern ſymboliſirt die Schlange gern als feuchte Wärme die Fruchtbarkeit der Natur, und iſt daher eine wohlthätige Gottheit. Im Norden dagegen oder in hohen Gebirgsgegenden des Südens repräſentirt die Schlange das naſſe und feuchte Elend, und wird ſo zum natürlichen Symbol des Böſen, dem dann der wohlthätige Sonnenheld entgegentritt. Daher fanden wir die Schlangenverehrung in den heißen Ebenen Südamerikas ſo ſehr verbreitet. In Centralamerika herrſchte ſie in Yucatan und Guatemala, wo lebendige Schlangen angebetet wurden. Bernal Diaz I, 33. Peter Martyr. Unter den Skulpturen des Palaſtes zu Urmal findet man eine Figur halb Schlange, halb Fiſch, mit Federn geſchmückt, welche ein Menſchenhaupt im geöffneten Rachen hält. Stephens Yucatan 137. Bourbourg in Andrees Weſtland II, 3. 171. In der Gegend von Urmal iſt eine Quelle in einer tiefen Höhle. In derſelben ſitzt, wie jetzt noch die Indianer erzählen, eine alte Frau, die ehemalige Erbauerin des ſogenannten Zwergenpalaſtes, verkauft Waſſer und läßt ſich dafür mit kleinen Kindern bezahlen, die ſie der neben ihr liegenden Schlange zu freſſen giebt. Stephens Centralamerika 425. Die Frau iſt nichts andres als eine anthropomorphirte Parallele zur alten Schlangengottheit,

zu bestimmen. Doch gehört nach Obigem die Verehrung des Kolibris und des Sperlings jenem an, die der Affen und Tiger, von denen wir früher gesehen haben, daß sie in Anahuac nicht einheimisch waren, wird dem südlichen zuzuschreiben sein. Ueberhaupt haben wir bemerkt, daß die Thiere im Mexikanischen Kalender schon dem Majageschlechte angehören. Ebenso werden wir sogleich sehen, daß der Schlangendienst größtentheils von der Urbevölkerung zu der nordischen übergangen war.

Daher finden wir, wie in ganz Südamerika und den großen und kleinen Antillen, so auch in den südlichen von den Azteken nicht berührten Ländern den ausgebreitetsten Thierdienst. In Chiapa und Nicaragua herrschte der Glaube, daß Zauberer und Zauberinnen sich beliebig in Thiere verwandeln könnten. Thomas Gage III, 104. 125. 174. 178. Meiners krit. Geschichte I, 194. Oviedo 229. Thierdienst fand sich in Cozumel, Peter Martyr 568. Die bei Chiapa dem Nagualismus, d. h. dem alten Mexikanischen Heidenthume ergebenen Indianer verehrten noch am Anfange des vorigen Jahrhunderts (vielleicht jetzt noch) neben den Sternen auch Thiere, Vögel, Säugethiere, Amphibien als Naguals oder Fetischgötter. Dieser Thierdienst stand mit dem astrologischen Kalenderwesen in der genausten Verbindung, indem die Kinder demjenigen Nagual geweiht wurden, in dessen Zeichen sie geboren waren. Minutoli 116. Die den Azteken unterworfenen Mixteken waren ebenfalls Thierverehrer, und die Zapoteken hielten nach einem alten Mythus einen Vogel für ihren Stammvater. Mühlenpfordt Mejico II, 195. Die Stadt Atitlan hieß Atziquintzai, Adlerhaus, und wenn ihre Könige in den Krieg zogen, nahmen sie das Bild eines großen Adlers mit sich. Ternaux Comp. X, 416. Aus Copan erwähnte schon Palacios das Bild eines aus Stein gehauenen kolossalen Adlers. Tiedemann, Heidelberger Jahrbücher 1851, S. 86. Wir werden im folgenden Paragraphen das Bild eines Vogels über einem Kreuze finden, sowohl in einer hieroglyphischen Handschrift, als in den Abbildungen bei Stephens. Die Hausgötter in Cozumel sahen wie Bären aus, Picard 165. Bilder von Bären wurden nach Roß (deutsch 215) und Arnold 959 auch in Yucatan als Hausgötter verehrt. Auf der Opferinsel fanden die Gefährten des Grijalva einen marmornen Löwen auf einem Thurme, dem man Räucherungen und Menschenopfer darbrachte. Ternaux Comp. X, 27. In Nicaragua betete man gerade wie in Virginien, wo ebenfalls vorzugsweise Sonnendienst herrschte, Hirschköpfe an. Oviedo 78. Squier fand in Nicaragua stei-

nerne Bilder von Tigern und Alligatoren, die in ihrem Rachen einen Menſchenkopf oder ein Herz hielten. Squier Nicaragua 205, vgl. 311. 327. Andree Weſtland II, 3. 251. Auch Fröſche und andere Thiere ſind öfter erwähnt und abgebildet. Squier 327. 329. Bei Huehuetan am ſtillen Meere verehrte man Tapire. Auch ſonſtwo pflegten Prieſter ihr Geſicht unter der Maske des Rüſſels dieſes Thieres zu verbergen. Humboldt Monum. planche XV, 4. Andree Weſtland II, 3. 175. Stephens fand bei Copan in Honduras koloſſale Affenbruchſtücke, einen Altar in Form einer Schildkröte, einen Götzen mit einem Krokodilenkopf daneben, alles von Stein. Stephens Centralamerika I, 134 ff. 155. 156 (12. Ausg.). Ebenderſelbe theilt aus Yucatan Schildkröten- und Schlangenverzierungen an Tempeln mit, ſogar das Bild einer doppelköpfigen Katze. Stephens Yucatan 81.

Beſtimmt weist der Schlangendienſt auf den Einfluß der ſüdlichen Bevölkerung hin. Obſchon derſelbe auch dem Norden nicht ganz fremd iſt, ſo iſt er doch ohne Vergleich im Süden vorherrſchender. So ſind auch die von Norden her in Oſtindien einwandernden indogermaniſchen Braminenſtämme bei der ſüdlichen Urbevölkerung auf vorherrſchenden Schlangendienſt geſtoßen. In ſüdlichen Ländern ſymboliſirt die Schlange gern als feuchte Wärme die Fruchtbarkeit der Natur, und iſt daher eine wohlthätige Gottheit. Im Norden dagegen oder in hohen Gebirgsgegenden des Südens repräſentirt die Schlange das naſſe und feuchte Elend, und wird ſo zum natürlichen Symbol des Böſen, dem dann der wohlthätige Sonnenheld entgegentritt. Daher fanden wir die Schlangenverehrung in den heißen Ebenen Südamerikas ſo ſehr verbreitet. In Centralamerika herrſchte ſie in Yucatan und Guatemala, wo lebendige Schlangen angebetet wurden. Bernal Diaz I, 33. Peter Martyr. Unter den Skulpturen des Palaſtes zu Urmal findet man eine Figur halb Schlange, halb Fiſch, mit Federn geſchmückt, welche ein Menſchenhaupt im geöffneten Rachen hält. Stephens Yucatan 137. Bourbourg in Andrees Weſtland II, 3. 171. In der Gegend von Urmal iſt eine Quelle in einer tiefen Höhle. In derſelben ſitzt, wie jetzt noch die Indianer erzählen, eine alte Frau, die ehemalige Erbauerin des ſogenannten Zwergenpalaſtes, verkauft Waſſer und läßt ſich dafür mit kleinen Kindern bezahlen, die ſie der neben ihr liegenden Schlange zu freſſen giebt. Stephens Centralamerika 425. Die Frau iſt nichts andres als eine anthropomorphirte Parallele zur alten Schlangengottheit,

der für ihre Wohlthaten Kinderopfer fielen, und die, weil ſie die Spenderin des Reichthums iſt, auch als Gründerin jenes Palaſtes des Reichthums aufgefaßt wurde. Auch bei den Zacatecas opferte man einem lebendigen Schlangengötzen Menſchen, wobei zugleich Anthropophagie ſtattfand. Braunſchweig 23. Die höchſte Gottheit der Otimier, ihre Jagdgöttin Mixcoatl, war eine Schlangengottheit, wie ſchon ihr Name zeigte. Clavigero I, 360. 363. 427. Thomas Gage I, 85. In Nicaragua fand Squier an einer Felſenwand die Figur einer zuſammengerollten, gefiederten Schlange gemalt, die auffallender Weiſe von den dortigen Indianern die Sonne genannt wird. Squier Nicar. 260. Die Hauptſchrift über dieſen Gegenſtand von Squier über das Schlangenſymbol im Indianiſchen Götzendienſt, **the Serpent Symbol and the Worship of the Reciprocal Principles of Nature in America**, — iſt mir nicht ſelbſt zu Geſichte gekommen. Vgl. aber A. Zeitung 1850 S. 4424 a. 1851 4. April Beilage S. 1517 b. 1853 Beilage Nro. 31 S. 491.

Solchen Schlangendienſt finden wir nun auch vielfach bei den Mexikanern ſelbſt. Wie von den Urbewohnern, ſo wurden auch bei ihnen lebendige Schlangen heilig gehalten, und mit Menſchenfleiſch gefüttert, welches von den Menſchenopfern genommen wurde. Diaz II, 72. Gage I, 122. Auf die göttliche Verehrung der Klapperſchlange weist ſchon ihr Name Teot-Cacozauhqui. Ja als Mutter des Menſchengeſchlechtes und Göttin vom höchſten Range wurde das mythiſche Schlangenweib Cihuatcohuatl verehrt. So hatte ſich ja auch die Göttermutter Rhea in eine Schlange verwandelt. Eine Stadt in Anahuac nannten die Spanier wegen der Menge Götzenfiguren in Schlangengeſtalt Schlangenſtadt.

Vgl. Peter von Gent bei Ternaux Comp. X, 196. Clavigero I, 347 ff. 256. Humb. Monum. 83. 86 ff. 101. 235. 320. Prescott II, 437. 440. Minutoli Anh. 59. B. Diaz Bd. III, 59. Bourbourg im Weſtland, beſ. II, 3, 178.

Wie die Azteken nach der Einwanderung zur Aufnahme des ſüdlichen Schlangendienſtes hingedrängt wurden, das ſieht man aus der Geſchichte der Verehrung ihres Hauptgottes. Es iſt ſchon bemerkt worden, und wird ſpäter weiter ausgeführt werden, daß Huitzilopochtli, d. h. Kolibri links, urſprünglich als Kolibri, Huitziton, verehrt wurde. Er wurde aber im Verlauf in vielfache Beziehung mit dem Schlangendienſte geſetzt. Seine Mutter, die Flora der Mexikaner, iſt eine Schlangengottheit, Coatlicue oder Coatlantana. Coatl heißt Schlange. Ihr

Wohnort heißt Coatepec, Schlangenberg. Bei ihres Sohnes Geburt kam eine Schlange aus dem Walde hervor. An sein Bild hat sich die Schlange vielfach als Attribut angehängt, und eben so oft erscheint sie bei seinem Kultus. So hatte er in seiner rechten Hand einen Stab, welcher in der Gestalt einer wellenförmigen Waldschlange geschnitten war. Vier Schlangen trugen sein Bild, sein Leib war von großen Schlangen von Gold und Juwelen umgürtet. In Zeiten großer Nationaltrauer wurde sein Bild von der Schlangendecke, Cohuatlicue, bedeckt, die sehr häufig abgebildet oder in Wachs bossirt gesehen wird, so daß Bernal Diaz sein Bild geradezu ein großes Götzenbild in Drachengestalt nennt. Der Tragsessel seines Bildes bestand aus vier hölzernen Schlangen, und ein Priester trug an einem seiner Feste eine hölzerne Schlange, die ein Sinnbild dieses Gottes war. Um den großen Tempel Huitzilopochtlis war eine Mauer aufgeführt, die mit einer solchen Menge hölzerner Schlangen ausgeschmückt war, daß man sie geradezu die Schlangenmauer Coatepantli hieß. Das Holz, mit dem man bei den Menschenopfern für Huitzilopochtli den Kopf des Schlachtopfers festhielt, hatte die Gestalt einer zusammengewickelten Schlange. Endlich fand sich oben auf dem Tempel des Gottes die große walzenförmige Kriegstrommel aus Schlängenhäuten, deren schauerlicher Ton meilenweit im Lande Anahuac den Kriegslärm Huitzilopochtlis vernehmen ließ.

Diese Schlangenattribute kamen erst nach der Einwanderung hinzu. Nach dem später weiter auszuführenden Nationalmythus der Azteken führte sie ihr Nationalgott Huitziton, der spätere Huitzilopochtli, aus ihrem nordischen Stammlande. Und doch wird seine Geburt von seiner Mutter Coatlicue in die Nähe der uralten Hauptstadt der kultivirten Otimier, Tula, nach dem Orte Coatepec, Schlangenberg, versetzt, wo die Waldschlange aus dem Walde hervorgekommen war. Wie stimmt das mit dem ursprünglichen nordischen Mythus zusammen? Einfach so, daß bei Coatepec die neuen Attribute dazu kamen, der Kolibrigott Schlangensymbole erhielt, und zwar vom Volke der Otimier her, deren höchste Gottheit, Mixcoatl, selbst eine Schlangengottheit war.

Vgl. Acosta V, 9. Minutoli 87. 88. Humboldt Mon. 218. Bernal Diaz II, 80. Clavig. I, 368. 389. Prescott I, 496. Clavig. I, 357. Huitz. 41. 44. 31.

Was sich bei dem Nationalgott der Azteken Huitzilopochtli so klar herausstellt, das ist auch bei dem so verwandten Quetzalcoatl der ver-

wandten Tolteken anzunehmen. Haben die Azteken die Schlangenattribute erſt durch den Einfluß der Otimier veranlaßt ihrem Vogelgott beigegeben, ſo auch die Tolteken ihrem Quetzalcoatl. Nach Acoſta V, 9 und Herrera bei Rehfues I, 288 hatte dieſer den Kopf eines Vogels, eines Sperlings über der Menſchengeſtalt, und erſt nachher veränderte auch er nach Erlangung des Schlangenattributs ſeinen Namen in Quetzalcoatl, gefiederte Schlange, da er vorher als Vogel vielleicht Quetzalton, oder ähnlich geheißen haben wird.

Den entgegengeſetzten Hergang müſſen wir bei dem Kulturgott der Majas, Votan, annehmen, der als das Herz des Volkes angeſehen wurde. Das war ein eigentlicher und urſprünglicher Schlangengott, und das Vogelattribut, der Vogelkopf, kam erſt hinzu. Von der durch Squier in Nicaragua aufgefundenen geflügelten Schlange iſt ſoeben die Rede geweſen. Geflügelte Schlangen oder Drachen ſind überhaupt etwas Gewöhnliches. Die Egypter ſtellten Götter unter dem Bilde von Schlangen mit Vogelköpfen vor, Kannes Panth. 454, und die Griechiſchen Gorgonen haben Schlangenhaare, ſind mit Schlangen umgürtet, und zugleich geflügelt. Geflügelte Schlangen ſpielen ſowohl im Alterthum wie im Mittelalter eine große Rolle, ſie hüten gewöhnlich Schätze, Getreide, Brunnen. Stöber Sagen des Elſaſſes S. 3. Grimm Deutſche Myth. 2. Ausg. 651. Votan nun wurde in der Gegend von Chiapa, Soconusco, und in Guatemala verehrt, und namentlich war er den Mixtekas der eigentliche Haupt- und Kulturgott. Bei den Chiapaneſen wird ſein Name zur Bezeichnung eines der vier Jahre im Jahrescyclus, und eines der zwanzig Tage des Monats gebraucht. Sein Bild war ein Smaragd von vier Zoll Höhe, zwei Zoll Breite, und ſtellte oben einen Vogel, unten eine Schlange vor. So fand es in ſpäterer Zeit ein Dominikanermiſſionär Ben. Fernandez, und noch damals nannten es die Mixteken das Herz des Volkes. Solche harte Steine von grüner Farbe mit allerlei religiöſen Figuren ſcheinen überhaupt nichts Seltenes geweſen zu ſein, und wurden Chalchihuites genannt. Wir werden ſpäter dergleichen beim Dienſte des Quetzalcoatl wieder finden. Die ſpätere Bildung der Sage anthropomorphirt nun unſern Votan ſehr ſtark, und macht ihn zu einem der vier, oder auch der zwanzig alten Volksführer, welche dem alten Chiapaneſiſchen Kalender Jahres- und Tageszeichen gaben. Am Anfang ſoll ihm Teotl Befehl ertheilt haben, das Land Anahuac zu bevölkern. Er war nämlich nach den einen der Großſohn

des Greiſes, der ſich bei der großen Fluth rettete, nach den andern rettete er ſich ſelbſt in einem Nachen und erneuerte das Menſchengeſchlecht. Dann nahm er Antheil an der Errichtung des großen Thurms, welcher nach dem Befehle ſeines Oheims bis in die Wolken reichen ſollte. Während dieſes Baues entſtand aber die Völkertrennung, worauf er das Volk nach dem Süden und zwar nach Guatemala führte, die Ländereien unter die Indianer vertheilte und mancherlei Kulturgebräuche bei ihnen einführte, wie das Tiſchgeſchirr und die Tiſchtücher.

Dieſe Sage ſoll ſogar in einer ſchriftlichen Urkunde erhalten worden ſein, und zwar in der Chendal- oder Tzendalſprache, nach einem hieroglyphiſchen Original. Der Biſchof von Chiapa, Nunnez de la Vega, verſicherte, die heiligen Schriften der Eingebornen beſeſſen, aber verachtet zu haben. Später ſoll Einiges davon ſich noch in den Händen eines Eingebornen von Ciudad Real befunden haben, Namens Aguiar. Aus deſſen mündlicher Mittheilung rühren nun die Berichte Cabreras her in ſeiner Schrift, die Minutoli überſetzt hat: „Beſchreibung einer alten Stadt, die in Guatimala unſern Palenque entdeckt worden iſt, nach der Engliſchen Ueberſetzung der Spaniſchen Originalſchrift des Don Antonio del Rio, und Dr. Paul Felix Cabrera ꝛc. ꝛc. Berlin 1832.“ Ueber die darauf ſich beziehenden Arbeiten von Ordonnez Aguiar, Braſſeur de Bourbourg, u. ſ. w. vgl. Andree Weſtland II, 1. 60 ff. Die Sage iſt zwar in der Form, in der ſie hier mitgetheilt wird, durch die Erklärungen und kühnen Combinationen Aguiars, Cabreras und Braſſeurs de Bourbourg gewaltig entſtellt, indeſſen laſſen ſich dennoch die urſprünglichen Beſtandtheile nicht ſchwer ausſcheiden, beſonders wenn man dabei die einfachen Angaben Clavigeros zu Grunde legt.

Dieſe Sage iſt nämlich nichts andres, als die vieler anderen Kulturheroen, ein bis zum Euhemerismus anthropomorphirter Mythus, wie der von Manco Capac und Botſchika. Die von Quetzalcoatl und Huitzilopochtli haben denſelben Gang genommen. Votan iſt ein urſprünglicher Schlangengott. Nicht nur weist ſein Bild zum Theil auf dieſe Natur deſſelben hin, nicht nur heißt er der Schlangenſohn, und vertieft ſich in ein Schlangenloch, Sepp Mythologie I, 104, ſondern in der ihm zugeſchriebenen Urkunde ſucht Votan ſelbſt zu beweiſen, daß er eine Schlange, eine Culebra, ſei. Als ſolcher Schlangengott gehört er mit in den Kreis der dreizehn Culebras oder oberſten Schlangengötter, von denen er der einzige iſt, der ſeinen Namen auf die ſpäteren Geſchlechter

gebracht hat. Das dortige Reich hieß auch das Reich der Schlangen. Andree Weſtland II, 1. 58. Die chiapaneſiſchen Kalenderzeichen ſind nur durch Euhemerismus zu Anführern geworden, bei den übrigen Majas ſind ſie noch Götter, Thiere und Pflanzen geblieben. So ſind auch aus den dreizehn Schlangengöttern dreizehn Anführer entſtanden. Bourbourg im Weſtland II, 3. 168. Dieſe alſo aus dem Mythus entſtandene Sage hat nur inſofern hiſtoriſche Bedeutung, als in ihr die Geſchichte und Natur des Votankultus überliefert iſt, an welchen Kultus ſich zugleich die älteſte Erinnerung eines Theils des Majageſchlechtes als eines Kulturvolkes anknüpft. Für die wirkliche Exiſtenz eines Menſchen Votan kann nicht der Umſtand geltend gemacht werden, daß nach Clavigero (II, 281) und Nunnez de la Vega noch im Jahre 1700 in Teoquixca im Staate Chiapas ſich Leute mit dem Namen Votan vorfanden, die man für deſſen Nachkommen hielt. Bourbourg im Weſtland II, 3. 178. Auch Hercules, Zeus, Mars, Manco Capac, Botſchika, Quetzalcoatl hatten ihre Nachkommen. Ebenfalls nannten ſich oft Prieſter nach dem Namen ihres Gottes.

Eine andere Frage bedarf dagegen der Erwägung, ob die Votansſage tolteki ſch ſei, oder dem Majageſchlechte angehöre? Humboldt hat noch kürzlich in ſeinem Kosmos (III, 476) die erſtere Anſicht feſtgehalten. Man müßte alsdann annehmen, daß die ſüdlichen Völker dieſe Sage von den in ihr Land ziehenden nördlichen angenommen hätten. Wir halten aber den Votan darum für einen urſprünglichen Gott der Majas, weil von ihm nirgends etwas in Anahuac verlautet, weder etwas von ſeinem Namen, noch ſeinem Mythus, noch ſeinem Kultus. Die Azteken haben aber durchgängig die Mythen und Kulte der ihnen ſtammverwandten Tolteken, deren Bildung der ihrigen zu Grunde lag, angenommen. Wie bekannt und verehrt bei den Azteken iſt nicht der tolteki ſche Quetzalcoatl! Votan dagegen finden wir nur bei ſüdlichen Völkern, höchſtens bei den Zapoteken, vgl. Mühlenpfordt II, 179, mit denen die Azteken erſt ſpäter in Berührung gekommen waren. Der Schlangengott gehört ohnehin eher dem Süden an. Allerdings weiſt die Sage auch nach dem Norden, ſie verſetzt den Votan nach Cholula, und läßt ihn von da das Volk nach Guatemala führen. Aber im Norden ſelbſt fand ſich die Sage nicht. Sie weiſt nach dem Norden, weil ſie das Bewußtſein von der Zuſammengehörigkeit der nordiſchen und ſüdlichen Elemente des Majageſchlechtes hat. Cholula wurde aber von dieſem ſüdlichen Geſchlechte erbaut, dort fand Votansdienſt ſtatt, der aber dort

unter dieſem Namen nicht zu den Tolteken überging. Was überging, knüpfte ſich an den Namen Quetzalcoatl, ſelbſt das Schlangenattribut. Dieſe Zuſammengehörigkeit der verſchiedenen Beſtandtheile des Majageſchlechtes ſpricht ſich auch in der äußerlich der Votansſage widerſprechenden Nachricht des Veytia (Ternaux Comp. XII, 3) und Ixtlilxochitl (ebendaſ.) aus, daß die Olmeken von Oſten von der Gegend von Veracruz hergekommen ſeien. Der letztere Schriftſteller bringt ſie mit den Rieſen früherer Zeit, die vor Quetzalcoatl lebten, in Verbindung. Auch noch andere Umſtände in der Votansſage weiſen auf ihren vortoltekiſchen Urſprung. So die Erwähnung Teotls; ſo auch, daß ihm die erſte Bevölkerung Anahuacs zugeſchrieben wird.

Für die Annahme, daß Votan ein Gott des Majageſchlechtes war, ſpricht auch ſeine Verehrung auf Hayti unter dem Namen Vaudour. Sein Dienſt wurde dort mit Opferblut begangen, das man mit ſtarkem Getränke vermiſcht trank. Dabei wurden Schlangen in Kiſten auf den Altar geſtellt, welche den Schlangengott darſtellten. Vgl. oben §. 34. Die Zuſammengehörigkeit der Urbevölkerung der großen Antillen mit der vortoltekiſchen Urbevölkerung Centralamerikas iſt uns als eine öfter beſprochene hinlänglich bekannt.

Dabei ſoll nicht geleugnet werden, daß im Süden die Tolteken auf die Ausbildung der Votansſage auch wiederum Einfluß ausgeübt haben, entweder daß von Quetzalcoatl Attribute auf ihn übergetragen wurden, wie das Vogelattribut, das die urſprüngliche Culebra nicht hatte, oder beide Sagen, die von Votan und Quetzalcoatl, ſuchten ſich mit einander zu verſchmelzen. Wenn daher nach dem urſprünglichen Majamythus Votan bei der großen Fluth ſich ſelber in einem Nachen rettete und das Menſchengeſchlecht erneuerte, ſo macht ihn der dazu gekommene toltekiſche Einfluß, der überall den Quetzalcoatl obenan ſtellt, zu einem Neffen oder Großſohn deſſelben, welches beides bloß ſeine Unterordnung bezeichnen ſoll. Einen noch beſtimmtern toltekiſchen Einfluß auf die Votansſage müßten wir in einem andern Attribute erblicken, welches bei Minutoli und Braunſchweig dem Votan zugeſchrieben wird, wenn es ſicher wäre, daß dieſes Attribut wirklich dem Votan zugeſchrieben worden iſt. Daſſelbe war nämlich ein Scepter, auf deſſen Spitze ſich ein blaſender Kopf befand, das Sinnbild des Windes und des Gottes der Luft Quetzalcoatl. Dem möge nun aber ſein wie ihm wolle, vorausgeſetzt daß das urſprüngliche Vaterland des Votansmythus das alte Majageſchlecht iſt,

ſo können wir noch immerhin im Verlauf der Zeiten bei der Berührung der Tolteken und Majas, wie das ſo vielfach zu geſchehen pflegte, gegenſeitigen Einfluß auf einander um ſo eher und leichter annehmen, da die beiden Götter ihrem Grundweſen nach nicht ſo weit auseinander gehen, indem bei beiden durch thieriſche Vermittlung die befruchtende, die Gottheit offenbarende, Himmelsluft bezeichnet wird. Deßwegen identifiziren wir aber doch nicht mit Braunſchweig und Bourbourg (Weſtland II, 3. 178. 181.) beide Götter. Daß Votan nicht ſchon im Norden ein Gott der Tolteken war, iſt daraus klar, daß er im Norden nirgends erwähnt wird.

Eine Zuſammenſtellung endlich Votans mit Odin und Buddha, wie Humboldt zu einer ſolchen geneigt iſt, muß ich nach meinen kritiſchen Grundſätzen über Mythologie und Urgeſchichte der Religionen entſchieden von der Hand weiſen. Es mögen außer der Namensähnlichkeit noch einige frappante Vergleichungspunkte nachgewieſen werden können. Aber der Grundidee, dem Weſen nach, ſind dieſe drei Götter himmelweit von einander verſchieden. Buddha iſt nicht eine Anthropomorphirung einer Idee, oder eines göttlich verehrten Naturgegenſtandes, ſondern immer ein Gott, der ſchon zu Lebzeiten göttlich verehrt wurde, und in Dalai Lama jetzt noch göttlich verehrt wird. Er gehört einer letzten Entwicklung der Indiſchen Religionsanſchauung und Lebensentwicklung an, einer negativen pantheiſtiſch myſtiſchen Richtung, zu der es in Amerika nie gekommen iſt. Der Buddhismus ſchaut das Göttliche in der myſtiſchen, der Sinnlichkeit völlig abgewandten Contemplation, er iſt ein myſtiſcher Anthropomorphismus, die letzte Stufe des alle Phaſen mit Conſequenz durchgelaufenen Indiſchen Heidenthums. Votan wurde als Menſch nie verehrt, er iſt ein alter Schlangengott, der allmälig wie andere Thiergötter der alten und neuen Welt von den folgenden weiter ſchreitenden Geſchlechtern anthropomorphirt, und ſogar euhemeriſirt worden iſt. Dazu kommt noch die außer aller hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit liegende Schwierigkeit einer Combination Oſtaſiens und der Mongoliſchen Race in den Jahrtauſenden des Buddhismus mit Amerika, da dieſer Verbindung das ſo ganz verſchiedene Verhältniß der Menſchen zum Thiere hier und dort widerſtrebt. Zu der Ableitung der amerikaniſchen Kultur aus dem öſtlichen Aſien hat de Guignes durch eine unrichtig gedeutete Stelle eines Chineſiſchen Autors vieles beigetragen, wie erſt in neuerer Zeit Klaproth zeigte. Vgl. Humboldt

kritiſche Unterſ. I, 335. Gumprechts Zeitſchrift für Erdbeſchreibung, Bd. I, Heft 4. S. 311.

Odin endlich iſt ein urſprünglicher Sonnengott, der aber in der ſpätern Zeit, in welcher man Skandinavien mit Amerika in einige Berührung bringen könnte, bereits ſo ſchön epiſch anthropomorphirt worden war, wie ſolch eddiſcher Anthropomorphismus von Heldengöttern in Amerika nie zur Durchbildung gekommen iſt. Weder der Sonnengott Odin (Wodan) ſeinem natürlichen Grundweſen nach, noch ſeine epiſche Auffaſſung und Verſinnlichung hat etwas mit Votan gemein.

Vgl. über Votan überhaupt: Minutoli 30 ff. 43 ff. Anhang 4. Clavig. I, 364. 412. II, 281. Humb. Monum. 72. 148. Kosmos III, 475 ff. Braunſchweig 67 ff. 142. 156 ff. Braſſeur de Bourbourg in Andree Weſtland. Die Zuſammenſtellung Buddha's mit Odin oder Wodan hat auch ſchon A. W. Schlegel (Aſiatiſche Bibl. I, 252) abgewieſen.

---

§. 98. Die Götter der Elemente und Lebensbedürfniſſe. Centeotl. Mixcoatl. Der Regengott als Kreuz, Tlaloc.

Wenn in den Geſtirnen die himmliſchen Kräfte und Einflüſſe, wie ſie von ihrer himmliſchen Heimat die irdiſche Natur beherrſchen, verkörpert erſcheinen, wenn dann in den Thieren die allgemeine göttliche Kraft als eine lebendige vom dumpfen, pantheiſtiſchen Bewußtſein auf dieſer Erde geſchaut wird, ſo zeigen die Elemente und die Lebensbedürfniſſe die Wirkungen derſelben göttlichen Kräfte auf das menſchliche Wohl und Weh ſchon näher, praktiſcher und klarer.

Oben an ſteht nun in dieſer Hinſicht die Haupt- und Schutzgottheit der Totonaken Centeotl (Cinteotl, Tzinteotl), eine alte Orakelgottheit, bei der man auch ſpäter vielfach Rath einholte. Es iſt das die Ceres dieſer Völker, die Göttin des Mais zunächſt, und dann wegen der hohen Bedeutung dieſer Frucht in Amerika zugleich die Göttin des Ackerbaus überhaupt. Alſo eine Kulturgottheit der Urbewohner. Sie wird häufig abgebildet mit aufgeſchichtetem Mais in den Händen, ein ſolches Bild beſitzt auch das Mexikaniſche Kabinet in Baſel. Nach der Ausſage der Totonaken ſoll man ihr anfänglich bloß unblutige Opfer,

namentlich Mais, dargebracht haben, und obſchon die Azteken ſpäter auch dieſem Dienſte ihre Menſchenopfer aufdrangen, hatte ſich doch bei den Totonaken der Glaube erhalten von dem einſtigen Hereinbrechen einer Zeit, in welcher wieder ihre Hauptgottheit ohne Menſchenopfer verehrt werden würde. Es iſt wohl möglich, daß gerade dieſer Gottheit urſprünglich keine Menſchenopfer bluteten, und daß die Totonaken ſpäter unter der Laſt der übermäßigen Aztekiſchen Opfer geſeufzt haben. Aber die Menſchenopfer im Allgemeinen fanden, wie wir zur Genüge geſehen haben, bei dieſen Völkern durchweg ſtatt, ſowohl in Verbindung mit ihrem Sonnendienſte, als auch dem Thierdienſte und andern Gottheiten. So hatten auch die Mixteken und Zapoteken Menſchenopfer, letzteres Volk opferte den Göttern Männer, den Göttinnen Weiber, den geringern Gottheiten Kinder. Clavig. I, 390. Mühlenpfordt II, 194. Wir werden ſogleich finden, daß auch dem Regengotte des Majageſchlechtes Quiateot, und dem Waſſergotte Tlaloc, Menſchen geopfert wurden. Nach allen dieſen Thatſachen zu urtheilen, ſind die bei den Totonaken vorgefundenen Menſchenopfer, Jxtlilxochitl bei Tern. Comp. XII, 291. Clavig. II, 34. 37. Prescott I, 268. 181, nicht als bloß von den Azteken aufgedrungene anzuſehen, zumal da die Spanier bei ihrem Bemühen, die Menſchenopfer abzuſchaffen, auf großen Widerwillen von Seiten der Totonaken ſelbſt ſtießen. Wir werden auch ſogleich zu bemerken Gelegenheit haben, daß am Feſte der Centeotl die dieſe Göttin darſtellende Perſon nach einer uralten Sitte geopfert wurde. Aber auf jeden Fall vermehrten die Azteken die bei den Urvölkern nur mäßig vorkommenden, von den Tolteken ſogar zurückgedrängten, Menſchenopfer auf eine erſchreckliche Weiſe.

Was nun aber den Dienſt der Centeotl anbetrifft, ſo kennen wir ihn vollſtändig nur in der Aztekiſchen Form. Da aber dieſe Göttin dem ſüdlichen Urvolke angehört, ſo iſt anzunehmen, daß auch im Weſentlichen die Art der Verehrung, wie das ſo geſchieht, vom ältern Volke auf die Einwanderer übergetragen worden ſei, zumal dieſe Art mit dem übrigen Götterdienſte des ſüdlichen Urvolkes zuſammenſtimmt. Das erſte Feſt der Centeotl fiel in den Frühling. Prieſter, Adel und Volk bereiteten ſich für dasſelbe durch Wachen und Blutlaſſen vor. Das Blut ließen ſie ſich aus den Ohren, Augenbrauen, Naſe, Zunge, Armen, Schenkeln. An den Thürpfoſten hing man mit ſolchem Blute gefärbte Blätter auf, um den Segen der Göttin für das Haus zu ge-

winnen. Geopfert wurden von den Azteken auch Thiere, beſonders Wachteln, dann auch Menſchen. Am natürlichſten für unſer Gefühl erſcheint uns der Gebrauch, daß kleine Mädchen Aehren von Mais zum Tempel der Centeotl brachten, und ſie dort weihten. Von da trugen ſie dieſelben auf die Kornböden, um dadurch das Getreide vor ſchädlichen Inſekten zu bewahren. Auch kriegeriſche Spiele wurden dargeſtellt. Wie Gottheiten der Pflanzenwelt und des Frühlings auch ihre Freude an kriegeriſchen Dingen haben können, werden wir bei Huitzilopochtli ſehen. Das andere Feſt der Centeotl fällt in den Sommer, und hieß das große Herrenfeſt. Die Göttin hatte jetzt den Beinamen Xilone, weil die noch weiche Maisähre Xilotl genannt wurde. Acht Tage lang dauerten die Tänze in ihrem Tempel. Wie wir dasſelbe bei den Inkas geſehen haben, ſo theilten auch hier der König und die Vornehmen Eſſen und Trinken unter das gemeine Volk aus, und auch die Prieſter wurden beſchenkt. Der Adel beſchenkte ſich gegenſeitig mit Gold, Silber, ſchönen Federn und allerlei ſonderbaren Thieren. Dann wurden Heldenlieder geſungen und das Lob berühmter Geſchlechter geprieſen. Am letzten Tage tanzte ein Weib, das die Göttin darſtellte, und dieſe wurde nachher nebſt andern Menſchen geopfert, nach einer Sitte, der wir ſchon öfter begegneten, und welche von den Azteken auch bei dem Dienſte andrer Götter angenommen wurde. Nordiſch iſt ſie nicht.

Es iſt ſich nicht darüber zu verwundern, daß dieſe Kulturgöttin, die das Leben der Menſchen ſo ſehr umgeſtaltete, eine große kosmologiſche Bedeutung erhielt. Man nannte ſie geradezu Toncajohua, die Ernährerin der Menſchen. Dieſe kosmologiſche Bedeutung mußte aber auch hier zu einer kosmogoniſchen Auffaſſung führen. Die Kraft, welche das Leben erhält, hat es auch gegeben. Alſo ſah man die Centeotl als die Hervorbringerin der Kinder an, daher ſie mit einem Kinde auf dem Arme dargeſtellt iſt. Nebel theilt ein ſolches Bild mit, und auf unſerm Basler Mexikaniſchen Muſeum befinden ſich deren viele aus gebrannter Erde. Wo Ackerbau herrſcht, da werden mehr Kinder groß gezogen, als bei den Jägervölkern, und das Land ſtrotzt von einer dichten Bevölkerung. Kein Welttheil iſt ſo ſehr geeignet, dieſen Unterſchied dem Volke anſchaulich zu machen wie Amerika. Daher iſt denn auch Centeotl die große Erzeugerin überhaupt, nicht bloß die der Kinder, ſie iſt die große Göttin und Urgöttin. Daher hält Clavigero ſie nicht

ohne Grund für identisch mit der Göttin Tonantzin, d. h. unsre Mutter. Von der einen, wie von der andern wird berichtet, daß sie auf einem hohen Berge bei Mexiko einen Tempel besessen habe, zu welchem das Volk in zahlreichen Schaaren wallfahrtete. Mit dieser halten hinwiederum die meisten Spanischen Schriftsteller die Teteionan für einerlei, die Mutter der Götter, und die Tocitzin, unsre Großmutter. Wenn nun Clavigero neben den beiden oben beschriebenen Festen der Centeotl auch noch eines dritten im elften Monate erwähnt, so kann dieß nach seinem eigenen Festverzeichnisse kein andres sein als das der Teteionan, welches auch wirklich auf völlig analoge Weise, wie die andern Feste der Centeotl mit Opferung eines die Göttin darstellenden Weibes gefeiert wurde.

Alle diese Namen, so wie die übrigen, welche die göttliche Mutter bezeichnen, Cihuatcohuatl, das Schlangenweib mit dem Kaninchen, Tazi, die allgemeine Mutter Erde, haben dieselbe Verwandtschaft mit Centeotl, verwandt wie Tellus mit Ceres, oder die Schlange in den Mysterien der Demeter.

Vgl. über Centeotl: Clavigero I, 256. 317. 348. 356. 414. 423. 362. 387. Humboldt Mon. 83 ff. 97. 103. 145. 235. 320. Essai 217. 163. Mühlenpfordt II, 355. Prescott II, 437. 440.

Nicht bloß die Totonaken und nördlichen Aboriginer verehrten in der Centeotl die Göttin des Ackerbaus, sondern wir finden auch bei den verwandten südlichen Majavölkern den Dienst der Gottheiten derjenigen Lebensmittel oder Pflanzen, die kulturmäßig angebaut wurden. So pflegte man in Nicaragua zur Zeit der Ernte den Göttern des Mais, des Cacao, der Baumwolle, der Bohnen, und überhaupt der Früchte mit Tanzen und Absingen von Lobliedern Feste zu feiern. Die Festfeiernden waren entweder am Leibe bemalt, oder mit Federn geschmückt. Im höchsten Ansehen scheint hier der Gott des Cacao gestanden zu haben, Cacoguat. Vgl. Oviedo 9. 200 ff. 223.

Aus dem Pflanzenreiche wurden namentlich auch große Bäume verehrt, nicht bloß wegen ihres Nutzens für das menschliche Leben, wie etwa der Milchbaum, Humb. Mon. 211, sondern wegen der durch sie gewährten Anschauung der unendlichen Organisationskraft der Natur. In dieser Hinsicht ist die Verehrung der Riesencypresse hervorzuheben. Es finden sich in Centralamerika gewöhnlich drei beieinander, oft in Gegenden, in welchen die Natur diesen Baum ursprünglich nicht hervorbringt, und wo-

hin er nur aus weiter Ferne gebracht ſein kann. Mühlenpfordt I, 154. Bei Atlixco, weſtlich von Cholula, war eine alte heilige Cypreſſe von dreiundſiebzig Fuß im Umfang. Braunſchweig 51. Faſt überall, namentlich aber in Guatemala, wurde der Seibabaum angebetet. Andree Weſtland II, 3. 171 nach Bourbourg.

Wenn die Götter des Ackerbaus und des Pflanzenlebens bei den Kulturvölkern verehrt wurden, ſo iſt dagegen bei ſolchen, die noch im Stadium der Wildheit verharrten, der Dienſt der Jagdgöttin natürlich. Dieſe war bei den wilden Otimiern und Matlacingas auch wirklich die Hauptgottheit, und hieß Mixcoatl, ein Name, der, beiläufig bemerkt, ebenfalls auf eine Schlangengottheit hinweiſt. Die Mexikaner, die natürlich auch als ackerbautreibendes Volk die Jagd nicht aufgaben, eigneten ſich dieſen Kultus in ſeiner urſprünglichen Bedeutung an, erbauten der Mixcoatl zwei ſchöne Tempel in Mexiko, und feierten ihr Feſte, zu denen ſie ſich durch Faſten und Blutlaſſen vorbereiteten. Alsdann ſtellten ſie ein großes Treibjagen an, eine Kulturjagd, ähnlich wie ſolche auch in Peru Sitte waren, und zogen unter großem Jubel mit dem erlegten Wild in die Hauptſtadt ein. Das Wild opferte man der Göttin. Vgl. Clavig. I, 360. 363. 427.

Auch dieſe Gottheit wurde im Süden, in Nicaragua, unter dem Namen Mixcoa in Steinbildern verehrt. Steinbilder waren in dieſem Lande überhaupt ſehr häufig, ſowohl in den Tempeln als in den Häuſern. Man opferte dieſer Gottheit hier Menſchenblut, das man aus der Zunge nahm. Hier zu Lande hatte aber dieſe Gottheit, wie bei Schlangengottheiten auch ſonſt vorkommt, Bezug auf den Handel. Man glaubte, durch ihren Dienſt vorzüglich ſich Glück im Handel zu ſichern. Vgl. Oviedo 47. 51 ff. 66. — In Nicaragua rief man bei der Hirſchjagd den Gott Mazat an, bei der Jagd auf Kaninchen den Toſt. Oviedo 72. Buſchmann I, 165.

Im Gegenſatz zu dieſen Göttern der Lebensmittel und des Erwerbs verehrte man in Nicaragua auch den Gott des Hungers, Vizteot, immerhin im gleichen Sinne wie jene. Oviedo 63. Buſchmann I, 165.

Von den Göttern der Elemente ſtehen in dieſen tropiſchen Ländern die des Waſſers denen der Lebensbedürfniſſe am nächſten. Die Fruchtbarkeit iſt hier zu auffallend und großartig an dieſes Element gebunden, als daß nicht überall eine Menge Kulte und Mythen auf dieſen Einfluß ſich beziehen ſollten.

In Nicaragua war Quiateot der Gott des Regens, und zugleich, wie Zeus, Gott des Donners und des Blitzes. Auch in Guatemala wurde der Donner verehrt, ob aber auch in dieſem Sinne, wird nicht geſagt. Um Regen zu erlangen, wurden dem Quiateot junge Knaben und Mädchen geopfert. Mit dem Blute derſelben beſtrich man die Götterbilder, das Fleiſch wurde von den Häuptlingen verzehrt. Dieſer Gott hatte einen Vater und eine Mutter, alle drei waren an Macht gleich. Von ihm hatte bei den Mexikanern der neunzehnte Monatstag den Namen Quiahuitl, regnende Wolke. Vgl. Oviedo 40. 41. 72. Buſchmann I, 167. Clavigero I, 621. Prescott II, 370. Wenn der kleine Ciagot, der in Nicaragua nach Oviedo 21 bei der Schöpfung thätig war, nach Buſchmann I, 163 ſeinen Namen hat von Ciahua oder Ciyahua, befruchten, bewäſſern, was nicht unwahrſcheinlich iſt, ſo gehört er unter dieſelbe Kategorie mit Quiateot, vielleicht auch etymologiſch.

Das Volk von Cibola im Nordweſten von Mexiko ſoll bloß das Waſſer verehrt haben, und zwar als den Grund des Wachsthums aller Dinge. Picard 108 nach Franz Vasqués. Mag auch dieſe Behauptung zu ausſchließlich aufgeſtellt ſein, die bedeutende Stellung des Waſſers in dieſem Naturdienſte wird immerhin damit bezeugt.

Einen Gott des Regens verehrte man auch auf der Inſel Cozumel, und hielt Prozeſſionen, um von ihm Regen zu erflehen. Auch Opfer von Wachteln und Räucherungen ſollten ihn gnädig ſtimmen. Was uns aber hier auf den erſten Augenblick befremdet, iſt die Geſtalt, unter der hier der Regengott vorgeſtellt wird. Es iſt die des Kreuzes, ſei es nun die eines ſteinernen, zehn Palmen hohen, ſei es die eines hölzernen, denn beides wird angegeben. Vgl. Bernal Diaz, Cap. 25. I, 11 und Rehfues bei ihm I, 288. Las Caſas, hist. Ms. III, Cap. 115. Herrera II, IV, Kap. 6. II, III, 1. Gomara II, 17. III, 2. 32. Ausg. 1554. S. 68. 70. Peter Martyr IV, 1. Hazart 284. Picard 165. Baumgartner I, 197. Humboldt, kritiſche Unterſuchungen, deutſch von Ideler, I, 544. 431 ff. Prescott II, 212. II, 439. Mühlenpfordt II, 12. Stephens Centralamerika II, Kap. 20.

Man iſt gewohnt, das Kreuz als ein ausſchließliches Symbol des Chriſtenthums anzuſehen, und es, wo man dasſelbe vorfindet, entweder auf einen uralten oder einen jungen chriſtlichen Einfluß zurückzuführen. Der erſtern Anſicht waren gewöhnlich die ältern Spaniſchen Geſchichtſchreiber, welche in den in Amerika vorgefundenen Kreuzen eben

ſo viele Zeugen der durch den Apoſtel Thomas hier ſtattgefundenen Predigt des Evangeliums erblickten. Ich wundere mich, unter der Anzahl dieſer Männer Tiedemann (a. a. O. S. 177) zu erblicken, dem dieſe Kreuze Beweiſe von einem uralten Beſuche chriſtlicher Miſſionäre in Amerika ſind. Die Meinung dagegen von ganz jungem Urſprung erſt ſeit der Entdeckung durch Columbus hegen manche Neuere. Ich nenne hier bloß Stephens. Abgeſehen von der Achtung vor den, wie Prescott ſich mit Recht ausdrückt, unverwerflichen Zeugniſſen der Spaniſchen Entdecker, hätte ſchon die beſtimmte Beziehung des Kreuzes auf den Regen, alſo die Faſſung desſelben als eines Naturſymbols, alte und neue voreilige Schlüſſe auf chriſtlichen Urſprung des Kreuzes in Cozumel in Entfernung halten können. Dazu kommt dann noch, wie wir bald ſehen werden, das Vorkommen vieler andern Kreuze im nördlichen, wie ſüdlichen Centralamerika, welche alle mit dem alten Kultus in Verbindung ſtanden, und auf die natürlichſte Weiſe wie das Kreuz in Cozumel erklärt werden.

Die Geſtalt des Kreuzes, was überhaupt bei deren Einfachheit nicht auffallen ſollte, findet ſich auch ſonſt bei antiken Völkern unſerer Hemiſphäre als Naturſymbol. Inder, Egypter, Syrer, Phönizier bedienten ſich desſelben. Es prangte ferner auf dem Haupte der Epheſiniſchen Göttin. Vgl. Lipsius de cruce I, 8. Baumgartner I, 203. Creuzers Symbolik I, 332 ff. II, 176. Auguſti's chriſtliche Archäologie III, 599.

Gerade die Einfachheit aber der Form dieſes Naturſymbols macht die Deutung ſchwierig, weil ſie zu viele Möglichkeiten zuläßt. Die bisher gemachten Deutungsverſuche als Nilſchlüſſel, als Phallus; als Zeichen der Jahreszeiten vereinigen ſich alle in dem Begriffe der befruchtenden Naturkraft. Daher eben kommt das Zeichen in Verbindung mit Sonnengöttern und der Epheſiniſchen Göttin vor. Und ſo paßt das Symbol auch für den Regengott der Tropenländer, den es nach der Ausſage der Eingebornen darſtellt. Auch bei den Chineſen bezeichnet der Regen die Empfängniß, und keinen andern Sinn hat der griechiſche Mythus vom goldenen Regen des wolkenſammelnden Zeus, der in den Schoß der Danae fällt. Wo nun aber ſolche Kreuzverehrung aus der Urzeit Centralamerikas noch ferner erwähnt wird, da wird es deßwegen am wenigſten gewagt erſcheinen, dieſelbe ebenfalls auf den befruchtenden, die empfangende mütterliche Erde durchkreuzenden

Regengott zu beziehen, da der überall zu Tage liegende innigste hiſtoriſche Zuſammenhang der verſchiedenen Länder Centralamerikas bis tief nach Terra firma hinein dieſes Verfahren als das einfachſte, das ſich denken läßt, hinlänglich rechtfertigt.

Es iſt unbegreiflich, wie Stephens, Yucatan S. 359, es läugnen kann, daß je von den heidniſchen Indianern Kreuze verehrt worden ſeien. Er ſelber ſpricht von einem ſolchen Kreuze bei Palenque in ſeinem Centralamerika II, 346, und gibt von demſelben eine Abbildung. Oberhalb desſelben iſt ein Vogel, auf beiden Seiten zwei menſchliche Figuren, die das Kreuz anſehen, und ihm ein Kind darzubringen ſcheinen. Der Stil, in dem das Ganze ausgeführt iſt, läßt an ſeiner heidniſchen Aechtheit keinem Zweifel Raum. Wenn es aber ächt iſt, ſo iſt es ein Kultusbild, die Amerikaner verfertigten nach ihrem Kulturſtandpunkte keine andern Bilder als Kultusbilder. Uebrigens findet man dasſelbe Kreuz auf alten, vormexikaniſchen Hieroglyphenhandſchriften, wie z. B. in dem Dresdner Mexikaniſchen Codex, beſonders aber in der Handſchrift des Herrn Feſérváry in Ungarn, an deren Schluß ein koloſſales Kreuz ſteht, in deſſen Mitte eine blutige Gottheit ſich befindet, Figuren ſteben um ein wie ein T geſtaltetes Gerüſt, auf deſſen Mitte ein Vogel niſtet. Klemm Kulturgeſchichte V, 142. 143. Der obere Theil des Kreuzes fehlt überhaupt auch in Amerika öfter. Minutoli Anh. 41. Humb. kritiſche Unterſ. I, 544. Univers IV, 216. Allg. Zeitung 1847. Nr. 83, Beilage. Doch nicht ſo bei dem von Stephens Centralamerika II, 346 mitgetheilten. Der Vogel, der auf dem Basrelief bei Palenque, und auf dieſer ſo eben beſprochenen Handſchrift mit dem Kreuz in Verbindung geſetzt wird, iſt ein Symbol, welches dem Regen- und Himmelsgott überall zukommt. Dem Vogel und dem Regen gehören die Regionen der Luft.

Außer in Cozumel und Chiapa finden wir nun auch noch ſteinerne Kreuze in ganz Yucatan verehrt. Vgl. Cogolludo II, Kap. 12. Gomara hist. gen. (1554), S. 68. 70. Picard 165. Clavig. I, 353. Prescott I, 180. Squier Nicar. 493. Auf dieſelbe Erſcheinung ſtoßen wir bei den Mixtecas und in Queredaro im Norden von Mexiko. Clavig. I, 353 nach Boturini. Siguenza ſpricht von einem indianiſchen Kreuze, das aus der Höhle Mixteca Baja hervorgezogen wurde. Auch unter den Ruinen auf der Inſel Zaputero im Nicaragua-See fanden ſich alte Kreuze, die aber von andrer Form waren und eine Art Kopfputz vor-

ſtellten. Squier Nicar. 492. 309. Eben ſo ſah man auch bei der Entdeckung der Inſel St. Ulloa alte Kreuze von weißem Marmor. Juan Diaz bei Ternaux Comp. X, 45. Am ſtillen Meere verehrte man hölzerne Kreuze im Staate Oaxaca. Mühlenpfordt I, 254, dann bei Guatulco oder Aguatolco. Hazart 285; und im Lande der Zapatecas. Hazart a. a. O. Im Norden können wir dieſelben wenigſtens einerſeits bis Florida verfolgen, Irwing Eroberung Floridas II, 206. 219, andrerſeits bis Cibola, Caſtaneda bei Ternaux Comp. IX, 165. In Südamerika werden ebenfalls nicht ſelten ſolche Kreuze erwähnt. Gomara III, 32. Antonio Ruiz, conquista espirituel del Paraguay §. 23. 25. Laſiteau I, 425—450. Hazart 284. Baumgarten II, 219. I, 197. Von einem ſolchen Kreuz in Cumana haben wir ſchon oben §. 85, nud von einem in Peru §. 75 geſprochen. Ueber letzteres vgl. noch Garcilaſſo II, 3.

Auch anderwärts, in Oſtaſien und auf den Inſeln des ſtillen Meeres findet man die Kreuzverehrung. So in Oſtindien, auf den Radakinſeln, auf den Inſeln des Mulgrave-Archipels. Braunſchweig S. 126.

Wir betrachten alle dieſe Kreuzesgötter, wenigſtens alle ſolchen in Amerika, wie ſchon geſagt, als Regengötter, obſchon dieſe Bedeutung nur bei Cozumel beſtimmt angegegeben iſt, nicht bloß wegen der Analogie der letztern, wenn auch allerdings die unbeſtimmtere Angabe durch die beſtimmtere zu erklären iſt, ſondern weil dieſe Bedeutung auch noch von der nordiſchen Einwanderung feſtgehalten worden iſt. Die Tolteken haben nämlich die Verehrung des Kreuzes mit durchaus bewußter Beziehung desſelben auf den Regen, von der alten Urbevölkerung aufgenommen. Es iſt aber nicht wahrſcheinlich, daß dieſes Volk durch eine Berührung mit der Inſel Cozumel, und mit dieſer allein, den dortigen ganz vereinzelten Kreuzkultus ſich angeeignet haben ſollte. Eher wurden ſie mit ihm ſchon in den Binnenländern des nachherigen Mexikaniſchen Reichs, und dann bei Palenque, in Yucatan, Oaxaca, Nicaragua bekannt, bis wohin, wie wir wiſſen, ſich ihr Einfluß erſtreckt hatte. Hatten ſie die Verehrung aus allen dieſen Gegenden, ſo werden ſie auch die Beziehung auf den Regen daher haben. Dieſe muß alſo dort eben ſo gut ſtattgefunden haben, wie in Cozumel, muß alſo eine allgemeine geweſen ſein. Von den Tolteken berichtet aber Irtlilrochitl (Ternaux Comp. XII, 5), daß ihr Nationalgott Quetzalcoatl das Zeichen

des Kreuzes und ſeine Anbetung eingeführt habe. Dasſelbe ſei ſowohl Gott des Regens und der Geſundheit, als auch Baum der Nahrung und des Lebens genannt worden. Darum war auch der Mantel dieſes Toltekiſchen Luftgottes mit rothen Kreuzen beſät. Humb. Monum. 318. In den hier dem Regen beigefügten übrigen Attributen iſt zudem eine Beſtätigung unſrer obigen Deutung des Amerikaniſchen Kreuzes gegeben. Wenn es in Cibola auch noch ein Zeichen des Friedens war, Caſtaneda 165, ſo iſt das nur eine leichte Ausdehnung des Begriffs des ſegnenden Wohlwollens, das der Regengott erzeigt.

Der bedeutendſte Waſſergott der Urbevölkerung von Centralamerika iſt Tlaloc oder Tlalocteuctli, der, ebenfalls durch die nordiſche Einwanderung aufgenommen, von den Tolteken, Chichimeken, Akolchuanern und Azteken in hohen Ehren gehalten wurde. Daß dieß ein uralter Landesgott war, ſieht man ſchon daraus, daß ſein älteres Bild von leichtem weißem Stein, das ihn als ſitzenden Mann darſtellte, für das älteſte im Lande, auf jeden Fall alſo für ein Olmekiſches, gehalten wurde. Dieſes Bild war mit Rückſicht auf die Farben des Waſſers grün und blau angeſtrichen. Als Gott des Blitzes hatte er einen ſpitzigen goldenen Scepter, als Donnergott den Donner in den Händen. Als einmal ein König von Acolhuan dieſes alte Bild entfernen, und ein neueres, beſſeres, von hartem Stein an ſeine Stelle ſetzen wollte, da ſchlug der Sage nach der Blitz in letzteres. Auf dieſes Zeichen des göttlichen Zornes hin ſetzte man das alte Bild wieder in ſeine vorige Würde ein.

Dieſes alte Bild des Tlaloc ſtand auf dem Berge Tlaloc und erhielt jeweilen nach einer reichlichen Ernte Opfer von elaſtiſchem Gummi und allerlei Sämereien. Es gab aber viele Tlaloc's, die man ſich gern auf Bergen thronend dachte. Jener auf dem Berge Tlaloc war ihr Oberhaupt. Alle dieſe Tlaloc's waren nicht bloß Götter des Waſſers, ſondern auch der Berge, der großen Waſſerſpender und Wolkenſammler, welche Gewitter und Flüſſe ſenden, darum auch die Schneeberge verehrt wurden. Tlaloc hatte aber auch noch einen höhern Aufenthalt als nur den Berg Tlaloc, einen überirdiſchen mit Namen Tlalocan. Dahin gelangten zu ihm die Seelen derjenigen Verſtorbenen, welche ertranken, vom Blitze erſchlagen wurden, die an der Waſſerſucht ſtarben, an Geſchwulſten oder an Wunden, endlich die Seelen der Kinder, die ihm geopfert wurden. Tlalocan iſt aber ein ſehr angenehmer und kühler Ort und man genießt dort köſtliche Mahlzeiten und alle

Vergnügungen, nach andern eine inhaltloſe Zufriedenheit. So galt den Egyptern das Begraben in den Fluthen des Nils für die heiligſte Art der Beſtattung. Herodot II, 41. 90.

Die Azteken errichteten dem Tlaloc einen Tempel in Mexiko neben dem Tempel ihres Nationalgottes Huitzilopochtli, oder vielmehr war ein Theil des großen Tempels daſelbſt dem alten Tlaloc geweiht, der nur als Gefährte dem Hauptgott nebengeordnet und faſt gleichgeſtellt wurde. In dieſem Tempel war ein großer Platz, auf welchem nach dem Glauben des Volkes alle dieſem Gotte geopferten Kinder einmal des Jahres unſichtbar ſich verſammelten, und dem ihnen gewidmeten Gottesdienſte beiwohnten.

Es wurden aber dem Tlaloc zu Ehren mehrere regelmäßige Feſte in Mexiko gefeiert. Gleich der zweite Tag des Jahres war ihm gewidmet. Gekaufte Kinder wurden geopfert, und ein Fechterſpiel gehalten, das ebenfalls als Opfer galt. Die Kinderopfer dauerten drei Monate lang während der Zeit der großen Dürre, um den für die Fruchtbarkeit ſo nöthigen Regen zu erlangen. Man betete zu ihm als den duftgeſalbten, blumenumkränzten König des irdiſchen Paradieſes, und brachte die Klage vor ihn, daß die Regengötter ſich entfernt und die Götter des Ueberfluſſes mit ſich weggeführt hätten. Der trockene Mund, die verdorrte Pflanze, die Qual der Menſchen und Thiere, die herabhängenden Flügel der Vögel und ihre angeklebte Zunge werden ihm vorgeſtellt, um ihn zum Mitleid zu bewegen. Im dritten Monate, etwa unſerm April, war das zweite Feſt dieſes Gottes, an welchem ebenfalls einige Kinder geopfert wurden. Zur Zeit des dritten Feſtes im ſechsten Monate, nachdem nun bereits der Gott ſeine Gaben in reichlichem Maße zu ſpenden angefangen hatte, holten die Prieſter Schilf aus dem See. Während ſie es nun in den Tempel trugen, hatten ſie die muthwillige Gewohnheit, den Begegnenden wegzunehmen, was ihnen beliebte, und wären es auch die Einnehmer der für den König beſtimmten Abgaben geweſen. Nachdem nun das Schilf zur Bedeckung des Tempels verwendet worden war, wurde mit bemaltem Papier das Götzenbild aufgeputzt und mit elaſtiſchem Gummi beſchmiert. Man opferte einige Gefangene, die wie der Gott und ſeine Namensbrüder bekleidet waren und ihn darſtellten. Zuletzt fuhren ſie auf den See zu einem Waſſerwirbel und opferten dort dem Tlaloc ein Knäbchen und ein Mädchen. Nachläſſige Tempeldiener wurden zur Strafe und zur Reinwaſchung

namentlich Mais, dargebracht haben, und obſchon die Azteken ſpäter auch dieſem Dienſte ihre Menſchenopfer aufdrangen, hatte ſich doch bei den Totonaken der Glaube erhalten von dem einſtigen Hereinbrechen einer Zeit, in welcher wieder ihre Hauptgottheit ohne Menſchenopfer verehrt werden würde. Es iſt wohl möglich, daß gerade dieſer Gottheit urſprünglich keine Menſchenopfer bluteten, und daß die Totonaken ſpäter unter der Laſt der übermäßigen Aztekiſchen Opfer geſeufzt haben. Aber die Menſchenopfer im Allgemeinen fanden, wie wir zur Genüge geſehen haben, bei dieſen Völkern durchweg ſtatt, ſowohl in Verbindung mit ihrem Sonnendienſte, als auch dem Thierdienſte und andern Gottheiten. So hatten auch die Mixteken und Zapoteken Menſchenopfer, letzteres Volk opferte den Göttern Männer, den Göttinnen Weiber, den geringern Gottheiten Kinder. Clavig. I, 390. Mühlenpfordt II, 194. Wir werden ſogleich finden, daß auch dem Regengotte des Majageſchlechtes Quiateot, und dem Waſſergotte Tlaloc, Menſchen geopfert wurden. Nach allen dieſen Thatſachen zu urtheilen, ſind die bei den Totonaken vorgefundenen Menſchenopfer, Ixtlilxochitl bei Tern. Comp. XII, 291. Clavig. II, 34. 37. Prescott I, 268. 181, nicht als bloß von den Azteken aufgedrungene anzuſehen, zumal da die Spanier bei ihrem Bemühen, die Menſchenopfer abzuſchaffen, auf großen Widerwillen von Seiten der Totonaken ſelbſt ſtießen. Wir werden auch ſogleich zu bemerken Gelegenheit haben, daß am Feſte der Centeotl die dieſe Göttin darſtellende Perſon nach einer uralten Sitte geopfert wurde. Aber auf jeden Fall vermehrten die Azteken die bei den Urvölkern nur mäßig vorkommenden, von den Tolteken ſogar zurückgedrängten, Menſchenopfer auf eine erſchreckliche Weiſe.

Was nun aber den Dienſt der Centeotl anbetrifft, ſo kennen wir ihn vollſtändig nur in der Aztekiſchen Form. Da aber dieſe Göttin dem ſüdlichen Urvolke angehört, ſo iſt anzunehmen, daß auch im Weſentlichen die Art der Verehrung, wie das ſo geſchieht, vom ältern Volke auf die Einwanderer übergetragen worden ſei, zumal dieſe Art mit dem übrigen Götterdienſte des ſüdlichen Urvolkes zuſammenſtimmt. Das erſte Feſt der Centeotl fiel in den Frühling. Prieſter, Adel und Volk bereiteten ſich für dasſelbe durch Wachen und Blutlaſſen vor. Das Blut ließen ſie ſich aus den Ohren, Augenbrauen, Naſe, Zunge, Armen, Schenkeln. An den Thürpfoſten hing man mit ſolchem Blute gefärbte Blätter auf, um den Segen der Göttin für das Haus zu ge-

winnen. Geopfert wurden von den Azteken auch Thiere, beſonders Wachteln, dann auch Menſchen. Am natürlichſten für unſer Gefühl erſcheint uns der Gebrauch, daß kleine Mädchen Aehren von Mais zum Tempel der Centeotl brachten, und ſie dort weihten. Von da trugen ſie dieſelben auf die Kornböden, um dadurch das Getreide vor ſchädlichen Inſekten zu bewahren. Auch kriegeriſche Spiele wurden dargeſtellt. Wie Gottheiten der Pflanzenwelt und des Frühlings auch ihre Freude an kriegeriſchen Dingen haben können, werden wir bei Huitzilopochtli ſehen. Das andere Feſt der Centeotl fällt in den Sommer, und hieß das große Herrenfeſt. Die Göttin hatte jetzt den Beinamen Xilone, weil die noch weiche Maisähre Xilotl genannt wurde. Acht Tage lang dauerten die Tänze in ihrem Tempel. Wie wir dasſelbe bei den Inkas geſehen haben, ſo theilten auch hier der König und die Vornehmen Eſſen und Trinken unter das gemeine Volk aus, und auch die Prieſter wurden beſchenkt. Der Adel beſchenkte ſich gegenſeitig mit Gold, Silber, ſchönen Federn und allerlei ſonderbaren Thieren. Dann wurden Heldenlieder geſungen und das Lob berühmter Geſchlechter geprieſen. Am letzten Tage tanzte ein Weib, das die Göttin darſtellte, und dieſe wurde nachher nebſt andern Menſchen geopfert, nach einer Sitte, der wir ſchon öfter begegneten, und welche von den Azteken auch bei dem Dienſte andrer Götter angenommen wurde. Nordiſch iſt ſie nicht.

Es iſt ſich nicht darüber zu verwundern, daß dieſe Kulturgöttin, die das Leben der Menſchen ſo ſehr umgeſtaltete, eine große kosmologiſche Bedeutung erhielt. Man nannte ſie geradezu Toncajohua, die Ernährerin der Menſchen. Dieſe kosmologiſche Bedeutung mußte aber auch hier zu einer kosmogoniſchen Auffaſſung führen. Die Kraft, welche das Leben erhält, hat es auch gegeben. Alſo ſah man die Centeotl als die Hervorbringerin der Kinder an, daher ſie mit einem Kinde auf dem Arme dargeſtellt iſt. Nebel theilt ein ſolches Bild mit, und auf unſerm Basler Mexikaniſchen Muſeum befinden ſich deren viele aus gebrannter Erde. Wo Ackerbau herrſcht, da werden mehr Kinder groß gezogen, als bei den Jägervölkern, und das Land ſtrotzt von einer dichten Bevölkerung. Kein Welttheil iſt ſo ſehr geeignet, dieſen Unterſchied dem Volke anſchaulich zu machen wie Amerika. Daher iſt denn auch Centeotl die große Erzeugerin überhaupt, nicht bloß die der Kinder, ſie iſt die große Göttin und Urgöttin. Daher hält Clavigero ſie nicht

ohne Grund für identiſch mit der Göttin Tonantzin, d. h. unſre Mutter. Von der einen, wie von der andern wird berichtet, daß ſie auf einem hohen Berge bei Mexiko einen Tempel beſeſſen habe, zu welchem das Volk in zahlreichen Schaaren wallfahrtete. Mit dieſer halten hinwiederum die meiſten Spaniſchen Schriftſteller die Teteionan für einerlei, die Mutter der Götter, und die Tocitzin, unſre Großmutter. Wenn nun Clavigero neben den beiden oben beſchriebenen Feſten der Centeotl auch noch eines dritten im elften Monate erwähnt, ſo kann dieß nach ſeinem eigenen Feſtverzeichniſſe kein andres ſein als das der Teteionan, welches auch wirklich auf völlig analoge Weiſe, wie die andern Feſte der Centeotl mit Opferung eines die Göttin darſtellenden Weibes gefeiert wurde.

Alle dieſe Namen, ſo wie die übrigen, welche die göttliche Mutter bezeichnen, Cihuatcohuatl, das Schlangenweib mit dem Kaninchen, Tazi, die allgemeine Mutter Erde, haben dieſelbe Verwandtſchaft mit Centeotl, verwandt wie Tellus mit Ceres, oder die Schlange in den Myſterien der Demeter.

Vgl. über Centeotl: Clavigero I, 256. 317. 343. 356. 414. 423. 362. 387. Humboldt Mon. 83 ff. 97. 103. 145. 235. 320. Essai 217. 163. Mühlenpfordt II, 355. Prescott II, 437. 440.

Nicht bloß die Totonaken und nördlichen Aboriginer verehrten in der Centeotl die Göttin des Ackerbaus, ſondern wir finden auch bei den verwandten ſüdlichen Majavölkern den Dienſt der Gottheiten derjenigen Lebensmittel oder Pflanzen, die kulturmäßig angebaut wurden. So pflegte man in Nicaragua zur Zeit der Ernte den Göttern des Mais, des Cacao, der Baumwolle, der Bohnen, und überhaupt der Früchte mit Tanzen und Abſingen von Lobliedern Feſte zu feiern. Die Feſtfeiernden waren entweder am Leibe bemalt, oder mit Federn geſchmückt. Im höchſten Anſehen ſcheint hier der Gott des Cacao geſtanden zu haben, Cacoguat. Vgl. Oviedo 9. 200 ff. 223.

Aus dem Pflanzenreiche wurden namentlich auch große Bäume verehrt, nicht bloß wegen ihres Nutzens für das menſchliche Leben, wie etwa der Milchbaum, Humb. Mon. 211, ſondern wegen der durch ſie gewährten Anſchauung der unendlichen Organiſationskraft der Natur. In dieſer Hinſicht iſt die Verehrung der Rieſencypreſſe hervorzuheben. Es finden ſich in Centralamerika gewöhnlich drei beieinander, oft in Gegenden, in welchen die Natur dieſen Baum urſprünglich nicht hervorbringt, und wo-

hin er nur aus weiter Ferne gebracht ſein kann. Mühlenpfordt I, 154. Bei Atlixco, weſtlich von Cholula, war eine alte heilige Cypreſſe von dreiundſiebzig Fuß im Umfang. Braunſchweig 51. Faſt überall, namentlich aber in Guatemala, wurde der Seibabaum angebetet. Andree Weſtland II, 3. 171 nach Bourbourg.

Wenn die Götter des Ackerbaus und des Pflanzenlebens bei den Kulturvölkern verehrt wurden, ſo iſt dagegen bei ſolchen, die noch im Stadium der Wildheit verharrten, der Dienſt der Jagdgöttin natürlich. Dieſe war bei den wilden Otimiern und Matlacingas auch wirklich die Hauptgottheit, und hieß Mixcoatl, ein Name, der, beiläufig bemerkt, ebenfalls auf eine Schlangengottheit hinweiſt. Die Mexikaner, die natürlich auch als ackerbautreibendes Volk die Jagd nicht aufgaben, eigneten ſich dieſen Kultus in ſeiner urſprünglichen Bedeutung an, erbauten der Mixcoatl zwei ſchöne Tempel in Mexiko, und feierten ihr Feſte, zu denen ſie ſich durch Faſten und Blutlaſſen vorbereiteten. Alsdann ſtellten ſie ein großes Treibjagen an, eine Kulturjagd, ähnlich wie ſolche auch in Peru Sitte waren, und zogen unter großem Jubel mit dem erlegten Wild in die Hauptſtadt ein. Das Wild opferte man der Göttin. Vgl. Clavig. I, 360. 363. 427.

Auch dieſe Gottheit wurde im Süden, in Nicaragua, unter dem Namen Mixcoa in Steinbildern verehrt. Steinbilder waren in dieſem Lande überhaupt ſehr häufig, ſowohl in den Tempeln als in den Häuſern. Man opferte dieſer Gottheit hier Menſchenblut, das man aus der Zunge nahm. Hier zu Lande hatte aber dieſe Gottheit, wie bei Schlangengottheiten auch ſonſt vorkommt, Bezug auf den Handel. Man glaubte, durch ihren Dienſt vorzüglich ſich Glück im Handel zu ſichern. Vgl. Oviedo 47. 51 ff. 66. — In Nicaragua rief man bei der Hirſchjagd den Gott Mazat an, bei der Jagd auf Kaninchen den Toſt. Oviedo 72. Buſchmann I, 165.

Im Gegenſatz zu dieſen Göttern der Lebensmittel und des Erwerbs verehrte man in Nicaragua auch den Gott des Hungers, Vizteot, immerhin im gleichen Sinne wie jene. Oviedo 63. Buſchmann I, 165.

Von den Göttern der Elemente ſtehen in dieſen tropiſchen Ländern die des Waſſers denen der Lebensbedürfniſſe am nächſten. Die Fruchtbarkeit iſt hier zu auffallend und großartig an dieſes Element gebunden, als daß nicht überall eine Menge Kulte und Mythen auf dieſen Einfluß ſich beziehen ſollten.

In Nicaragua war Quiateot der Gott des Regens, und zugleich, wie Zeus, Gott des Donners und des Blitzes. Auch in Guatemala wurde der Donner verehrt, ob aber auch in dieſem Sinne, wird nicht geſagt. Um Regen zu erlangen, wurden dem Quiateot junge Knaben und Mädchen geopfert. Mit dem Blute derſelben beſtrich man die Götterbilder, das Fleiſch wurde von den Häuptlingen verzehrt. Dieſer Gott hatte einen Vater und eine Mutter, alle drei waren an Macht gleich. Von ihm hatte bei den Mexikanern der neunzehnte Monatstag den Namen Quiahuitl, regnende Wolke. Vgl. Oviedo 40. 41. 72. Buſchmann I, 167. Clavigero I, 621. Prescott II, 370. Wenn der kleine Ciagot, der in Nicaragua nach Oviedo 21 bei der Schöpfung thätig war, nach Buſchmann I, 163 ſeinen Namen hat von Ciahua oder Ciyahua, befruchten, bewäſſern, was nicht unwahrſcheinlich iſt, ſo gehört er unter dieſelbe Kategorie mit Quiateot, vielleicht auch etymologiſch.

Das Volk von Cibola im Nordweſten von Mexiko ſoll bloß das Waſſer verehrt haben, und zwar als den Grund des Wachsthums aller Dinge. Picard 108 nach Franz Vasqués. Mag auch dieſe Behauptung zu ausſchließlich aufgeſtellt ſein, die bedeutende Stellung des Waſſers in dieſem Naturdienſte wird immerhin damit bezeugt.

Einen Gott des Regens verehrte man auch auf der Inſel Cozumel, und hielt Prozeſſionen, um von ihm Regen zu erflehen. Auch Opfer von Wachteln und Räucherungen ſollten ihn gnädig ſtimmen. Was uns aber hier auf den erſten Augenblick befremdet, iſt die Geſtalt, unter der hier der Regengott vorgeſtellt wird. Es iſt die des Kreuzes, ſei es nun die eines ſteinernen, zehn Palmen hohen, ſei es die eines hölzernen, denn beides wird angegeben. Vgl. Bernal Diaz, Cap. 25. I, 11 und Rehfues bei ihm I, 288. Las Caſas, hist. Ms. III, Cap. 115. Herrera II, IV, Kap. 6. II, III, 1. Gomara II, 17. III, 2. 32. Ausg. 1554. S. 68. 70. Peter Martyr IV, 1. Hazart 284. Picard 165. Baumgartner I, 197. Humboldt, kritiſche Unterſuchungen, deutſch von Ideler, I, 544. 431 ff. Prescott II, 212. II, 439. Mühlenpfordt II, 12. Stephens Centralamerika II, Kap. 20.

Man iſt gewohnt, das Kreuz als ein ausſchließliches Symbol des Chriſtenthums anzuſehen, und es, wo man dasſelbe vorfindet, entweder auf einen uralten oder einen jungen chriſtlichen Einfluß zurückzuführen. Der erſtern Anſicht waren gewöhnlich die ältern Spaniſchen Geſchichtſchreiber, welche in den in Amerika vorgefundenen Kreuzen eben

ſo viele Zeugen der durch den Apoſtel Thomas hier ſtattgefundenen Predigt des Evangeliums erblickten. Ich wundere mich, unter der Anzahl dieſer Männer Tiedemann (a. a. O. S. 177) zu erblicken, dem dieſe Kreuze Beweiſe von einem uralten Beſuche chriſtlicher Miſſionäre in Amerika ſind. Die Meinung dagegen von ganz jungem Urſprung erſt ſeit der Entdeckung durch Columbus hegen manche Neuere. Ich nenne hier bloß Stephens. Abgeſehen von der Achtung vor den, wie Prescott ſich mit Recht ausdrückt, unverwerflichen Zeugniſſen der Spaniſchen Entdecker, hätte ſchon die beſtimmte Beziehung des Kreuzes auf den Regen, alſo die Faſſung desſelben als eines Naturſymbols, alte und neue voreilige Schlüſſe auf chriſtlichen Urſprung des Kreuzes in Cozumel in Entfernung halten können. Dazu kommt dann noch, wie wir bald ſehen werden, das Vorkommen vieler andern Kreuze im nördlichen, wie ſüdlichen Centralamerika, welche alle mit dem alten Kultus in Verbindung ſtanden, und auf die natürlichſte Weiſe wie das Kreuz in Cozumel erklärt werden.

Die Geſtalt des Kreuzes, was überhaupt bei deren Einfachheit nicht auffallen ſollte, findet ſich auch ſonſt bei antiken Völkern unſerer Hemiſphäre als Naturſymbol. Inder, Egypter, Syrer, Phönizier bedienten ſich desſelben. Es prangte ferner auf dem Haupte der Epheſiniſchen Göttin. Vgl. Lipsius de cruce I, 8. Baumgartner I, 203. Creuzers Symbolik I, 332 ff. II, 176. Auguſti's chriſtliche Archäologie III, 599.

Gerade die Einfachheit aber der Form dieſes Naturſymbols macht die Deutung ſchwierig, weil ſie zu viele Möglichkeiten zuläßt. Die bisher gemachten Deutungsverſuche als Nilſchlüſſel, als Phallus; als Zeichen der Jahreszeiten vereinigen ſich alle in dem Begriffe der befruchtenden Naturkraft. Daher eben kommt das Zeichen in Verbindung mit Sonnengöttern und der Epheſiniſchen Göttin vor. Und ſo paßt das Symbol auch für den Regengott der Tropenländer, den es nach der Ausſage der Eingebornen darſtellt. Auch bei den Chineſen bezeichnet der Regen die Empfängniß, und keinen andern Sinn hat der griechiſche Mythus vom goldenen Regen des wolkenſammelnden Zeus, der in den Schoß der Danae fällt. Wo nun aber ſolche Kreuzverehrung aus der Urzeit Centralamerikas noch ferner erwähnt wird, da wird es deßwegen am wenigſten gewagt erſcheinen, dieſelbe ebenfalls auf den befruchtenden, die empfangende mütterliche Erde durchkreuzenden

Regengott zu beziehen, da der überall zu Tage liegende innigste hiſtoriſche Zuſammenhang der verſchiedenen Länder Centralamerikas bis tief nach Terra firma hinein dieſes Verfahren als das einfachſte, das ſich denken läßt, hinlänglich rechtfertigt.

Es iſt unbegreiflich, wie Stephens, Yucatan S. 359, es läugnen kann, daß je von den heidniſchen Indianern Kreuze verehrt worden ſeien. Er ſelber ſpricht von einem ſolchen Kreuze bei Palenque in ſeinem Centralamerika II, 346, und gibt von demſelben eine Abbildung. Oberhalb desſelben iſt ein Vogel, auf beiden Seiten zwei menſchliche Figuren, die das Kreuz anſehen, und ihm ein Kind darzubringen ſcheinen. Der Stil, in dem das Ganze ausgeführt iſt, läßt an ſeiner heidniſchen Aechtheit keinem Zweifel Raum. Wenn es aber ächt iſt, ſo iſt es ein Kultusbild, die Amerikaner verfertigten nach ihrem Kulturſtandpunkte keine andern Bilder als Kultusbilder. Uebrigens findet man dasſelbe Kreuz auf alten, vormexikaniſchen Hieroglyphenhandſchriften, wie z. B. in dem Dresdner Mexikaniſchen Codex, beſonders aber in der Handſchrift des Herrn Fejérváry in Ungarn, an deren Schluß ein koloſſales Kreuz ſteht, in deſſen Mitte eine blutige Gottheit ſich befindet, Figuren ſtehen um ein wie ein T geſtaltetes Gerüſt, auf deſſen Mitte ein Vogel niſtet. Klemm Kulturgeſchichte V, 142. 143. Der obere Theil des Kreuzes fehlt überhaupt auch in Amerika öfter. Minutoli Anh. 41. Humb. kritiſche Unterſ. I, 544. Univers IV, 216. Allg. Zeitung 1847. Nr. 83, Beilage. Doch nicht ſo bei dem von Stephens Centralamerika II, 346 mitgetheilten. Der Vogel, der auf dem Basrelief bei Palenque, und auf dieſer ſo eben beſprochenen Handſchrift mit dem Kreuz in Verbindung geſetzt wird, iſt ein Symbol, welches dem Regen- und Himmelsgott überall zukommt. Dem Vogel und dem Regen gehören die Regionen der Luft.

Außer in Cozumel und Chiapa finden wir nun auch noch ſteinerne Kreuze in ganz Yucatan verehrt. Vgl. Cogolludo II, Kap. 12. Gomara hist. gen. (1554), S. 68. 70. Picard 165. Clavig. I, 353. Prescott I, 180. Squier Nicar. 493. Auf dieſelbe Erſcheinung ſtoßen wir bei den Mixtecas und in Queredaro im Norden von Mexiko. Clavig. I, 353 nach Boturini. Siguenza ſpricht von einem indianiſchen Kreuze, das aus der Höhle Mixteca Baja hervorgezogen wurde. Auch unter den Ruinen auf der Inſel Zaputero im Nicaragua-See fanden ſich alte Kreuze, die aber von andrer Form waren und eine Art Kopfputz vor-

ſtellten. Squier Nicar. 492. 309. Eben ſo ſah man auch bei der Entdeckung der Inſel St. Ulloa alte Kreuze von weißem Marmor. Juan Diaz bei Ternaux Comp. X, 45. Am ſtillen Meere verehrte man hölzerne Kreuze im Staate Oaxaca. Mühlenpfordt I, 254, dann bei Guatulco oder Aguatolco. Hazart 285; und im Lande der Zapatecas. Hazart a. a. O. Im Norden können wir dieſelben wenigſtens einerſeits bis Florida verfolgen, Irwing Eroberung Floridas II, 206. 219, andrerſeits bis Cibola, Caſtaneda bei Ternaux Comp. IX, 165. In Südamerika werden ebenfalls nicht ſelten ſolche Kreuze erwähnt. Gomara III, 32. Antonio Ruiz, conquista espiritual del Paraguay §. 23. 25. Laſiteau I, 425—450. Hazart 284. Baumgarten II, 219. I, 197. Von einem ſolchen Kreuz in Cumana haben wir ſchon oben §. 85, nud von einem in Peru §. 75 geſprochen. Ueber letzteres vgl. noch Garcilaſſo II, 3.

Auch anderwärts, in Oſtaſien und auf den Inſeln des ſtillen Meeres findet man die Kreuzverehrung. So in Oſtindien, auf den Nadakinſeln, auf den Inſeln des Mulgrave-Archipels. Braunſchweig S. 126.

Wir betrachten alle dieſe Kreuzesgötter, wenigſtens alle ſolchen in Amerika, wie ſchon geſagt, als Regengötter, obſchon dieſe Bedeutung nur bei Cozumel beſtimmt angegegeben iſt, nicht bloß wegen der Analogie der letztern, wenn auch allerdings die unbeſtimmtere Angabe durch die beſtimmtere zu erklären iſt, ſondern weil dieſe Bedeutung auch noch von der nordiſchen Einwanderung feſtgehalten worden iſt. Die Tolteken haben nämlich die Verehrung des Kreuzes mit durchaus bewußter Beziehung desſelben auf den Regen, von der alten Urbevölkerung aufgenommen. Es iſt aber nicht wahrſcheinlich, daß dieſes Volk durch eine Berührung mit der Inſel Cozumel, und mit dieſer allein, den dortigen ganz vereinzelten Kreuzkultus ſich angeeignet haben ſollte. Eher wurden ſie mit ihm ſchon in den Binnenländern des nachherigen Mexikaniſchen Reichs, und dann bei Palenque, in Yucatan, Oaxaca, Nicaragua bekannt, bis wohin, wie wir wiſſen, ſich ihr Einfluß erſtreckt hatte. Hatten ſie die Verehrung aus allen dieſen Gegenden, ſo werden ſie auch die Beziehung auf den Regen daher haben. Dieſe muß alſo dort eben ſo gut ſtattgefunden haben, wie in Cozumel, muß alſo eine allgemeine geweſen ſein. Von den Tolteken berichtet aber Irtlilxochitl (Ternaux Comp. XII, 5), daß ihr Nationalgott Quetzalcoatl das Zeichen

des Kreuzes und ſeine Anbetung eingeführt habe. Dasſelbe ſei ſowohl Gott des Regens und der Geſundheit, als auch Baum der Nahrung und des Lebens genannt worden. Darum war auch der Mantel dieſes Toltekiſchen Luftgottes mit rothen Kreuzen beſät. Humb. Monum. 318. In den hier dem Regen beigefügten übrigen Attributen iſt zudem eine Beſtätigung unſrer obigen Deutung des Amerikaniſchen Kreuzes gegeben. Wenn es in Cibola auch noch ein Zeichen des Friedens war, Caſtaneda 165, ſo iſt das nur eine leichte Ausdehnung des Begriffs des ſegnenden Wohlwollens, das der Regengott erzeigt.

Der bedeutendſte Waſſergott der Urbevölkerung von Centralamerika iſt Tlaloc oder Tlalocteuctli, der, ebenfalls durch die nordiſche Einwanderung aufgenommen, von den Tolteken, Chichimeken, Akolchuanern und Azteken in hohen Ehren gehalten wurde. Daß dieß ein uralter Landesgott war, ſieht man ſchon daraus, daß ſein älteres Bild von leichtem weißem Stein, das ihn als ſitzenden Mann darſtellte, für das älteſte im Lande, auf jeden Fall alſo für ein Olmekiſches, gehalten wurde. Dieſes Bild war mit Rückſicht auf die Farben des Waſſers grün und blau angeſtrichen. Als Gott des Blitzes hatte er einen ſpitzigen goldenen Scepter, als Donnergott den Donner in den Händen. Als einmal ein König von Acolhuan dieſes alte Bild entfernen, und ein neueres, beſſeres, von hartem Stein an ſeine Stelle ſetzen wollte, da ſchlug der Sage nach der Blitz in letzteres. Auf dieſes Zeichen des göttlichen Zornes hin ſetzte man das alte Bild wieder in ſeine vorige Würde ein.

Dieſes alte Bild des Tlaloc ſtand auf dem Berge Tlaloc und erhielt jeweilen nach einer reichlichen Ernte Opfer von elaſtiſchem Gummi und allerlei Sämereien. Es gab aber viele Tlaloc's, die man ſich gern auf Bergen thronend dachte. Jener auf dem Berge Tlaloc war ihr Oberhaupt. Alle dieſe Tlaloc's waren nicht bloß Götter des Waſſers, ſondern auch der Berge, der großen Waſſerſpender und Wolkenſammler, welche Gewitter und Flüſſe ſenden, darum auch die Schneeberge verehrt wurden. Tlaloc hatte aber auch noch einen höhern Aufenthalt als nur den Berg Tlaloc, einen überirdiſchen mit Namen Tlalocan. Dahin gelangten zu ihm die Seelen derjenigen Verſtorbenen, welche ertranken, vom Blitze erſchlagen wurden, die an der Waſſerſucht ſtarben, an Geſchwulſten oder an Wunden, endlich die Seelen der Kinder, die ihm geopfert wurden. Tlalocan iſt aber ein ſehr angenehmer und kühler Ort und man genießt dort köſtliche Mahlzeiten und alle

Vergnügungen, nach andern eine inhaltloſe Zufriedenheit. So galt den Egyptern das Begraben in den Fluthen des Nils für die heiligſte Art der Beſtattung. Herodot II, 41. 90.

Die Azteken errichteten dem Tlaloc einen Tempel in Mexiko neben dem Tempel ihres Nationalgottes Huitzilopochtli, oder vielmehr war ein Theil des großen Tempels daſelbſt dem alten Tlaloc geweiht, der nur als Gefährte dem Hauptgott nebengeordnet und faſt gleichgeſtellt wurde. In dieſem Tempel war ein großer Platz, auf welchem nach dem Glauben des Volkes alle dieſem Gotte geopferten Kinder einmal des Jahres unſichtbar ſich verſammelten, und dem ihnen gewidmeten Gottesdienſte beiwohnten.

Es wurden aber dem Tlaloc zu Ehren mehrere regelmäßige Feſte in Mexiko gefeiert. Gleich der zweite Tag des Jahres war ihm gewidmet. Gekaufte Kinder wurden geopfert, und ein Fechterſpiel gehalten, das ebenfalls als Opfer galt. Die Kinderopfer dauerten drei Monate lang während der Zeit der großen Dürre, um den für die Fruchtbarkeit ſo nöthigen Regen zu erlangen. Man betete zu ihm als den duftgeſalbten, blumenumkränzten König des irdiſchen Paradieſes, und brachte die Klage vor ihn, daß die Regengötter ſich entfernt und die Götter des Ueberfluſſes mit ſich weggeführt hätten. Der trockene Mund, die verdorrte Pflanze, die Qual der Menſchen und Thiere, die herabhängenden Flügel der Vögel und ihre angeklebte Zunge werden ihm vorgeſtellt, um ihn zum Mitleid zu bewegen. Im dritten Monate, etwa unſerm April, war das zweite Feſt dieſes Gottes, an welchem ebenfalls einige Kinder geopfert wurden. Zur Zeit des dritten Feſtes im ſechsten Monate, nachdem nun bereits der Gott ſeine Gaben in reichlichem Maße zu ſpenden angefangen hatte, holten die Prieſter Schilf aus dem See. Während ſie es nun in den Tempel trugen, hatten ſie die muthwillige Gewohnheit, den Begegnenden wegzunehmen, was ihnen beliebte, und wären es auch die Einnehmer der für den König beſtimmten Abgaben geweſen. Nachdem nun das Schilf zur Bedeckung des Tempels verwendet worden war, wurde mit bemaltem Papier das Götzenbild aufgeputzt und mit elaſtiſchem Gummi beſchmiert. Man opferte einige Gefangene, die wie der Gott und ſeine Namensbrüder bekleidet waren und ihn darſtellten. Zuletzt fuhren ſie auf den See zu einem Waſſerwirbel und opferten dort dem Tlaloc ein Knäbchen und ein Mädchen. Nachläſſige Tempeldiener wurden zur Strafe und zur Reinwaſchung

etwas unſanft im Waſſer geſchwemmt. Im dreizehnten Monat, der in unſern Oktober fiel, welcher das Feſt der Berge hieß, wurde dem Tlaloc nebſt andern Göttern des Waſſers und der Berge ein Mann und drei Weiber geopfert. Man ſang Loblieder, brachte Kopalgummi und Speiſen dar, verfertigte kleine Hügel von Papier und Schlangen von Holz, die man auf das Papier ſetzte, und ſtellte ſie miteinander auf die Altäre. Im ſechszehnten Monate endlich, welcher in das Ende unſers Decembers fällt, war das fünfte und letzte Feſt des Gottes. Man bereitete ſich zu demſelben mit Faſten, Blutlaſſen und Räucherungen von Wohlgerüchen vor. Auch hier figurirten wieder ſolche kleine Berge. In den Häuſern verfertigte man aus Saamen allerlei Götzenbilder, mit denen man wie mit den Menſchenopfern verfuhr. Im Tempel dagegen wurden wieder einige wirkliche Menſchen geopfert. Vgl. Acoſta V, 9. Clavig. I, 343 ff. 354 ff. 413 ff. 421 ff. 427. Humb. Monum. 32. 94. 134. Univers IV, 25 b. Kanne Pantheum 319. Ausland 1831. II. 1041, wo ein altes Gebet an Tlaloc aus Sahagun mitgetheilt iſt, von dem oben beim zweiten Feſte des Gottes ein Auszug gegeben wurde.

Es wirft ſich auch bei dieſem Gotte dieſelbe Frage auf wie bei der Centeotl, ob Menſchenopfer demſelben urſprünglich zugekommen, oder ob ſie erſt eine ſpätere Zuthat der Azteken ſeien? Humboldt behauptet ſogar, dieſer Gott ſei früher von den Azteken ohne Menſchenopfer verehrt worden. Dieſe Anſicht beruht nicht auf einer direkten Ueberlieferung, ſondern auf der allgemein gehaltenen Sage von dem ganz ſpäten Urſprung der Menſchenopfer. Wir werden ſpäter bei der Religionsgeſchichte der Azteken ſelber ſehen, daß dieſe Sage bloß durch Euhemeriſirung den hiſtoriſch chronologiſchen Charakter erhielt, und daß ſie aus einem aitiologiſchen Kultusmythus entſtanden war. Wir hatten aber bisher auch ſo Gelegenheit genug, das hohe Alter der Menſchenopfer bei den Urvölkern nachzuweiſen. Und was ſpeziell den Dienſt des Tlaloc anbetrifft, ſo halten wir für ihn dieſelben um ſo eher für urſprünglich, als auch in Nicaragua dem Gott des Regens Quiateot Menſchenopfer fielen. Die Opferung der Gefangenen wurde allerdings von den Azteken ſchrecklich vermehrt. Daß aber die den Tlalocfeſten ſo eigenthümlichen Kinderopfer den Urbewohnern bereits angehörten, ſieht man daraus, daß die den Azteken nicht unterworfenen Otimier Kinder opferten und ihr Fleiſch verkauften. Dieſes Volk verprovian-

ihre sich im Kriege mit gebratenen Kindern, die sie mit sich führten. Cortes bei Koppe 337. Clavig. I, 390. Wie sehr die Azteken, auch nachdem sie den Dienst des Tlaloc von den Bergen in ihre Stadt gezogen hatten, dennoch die alte Beziehung dieses Dienstes beizubehalten suchten, geht aus den kleinen dargebrachten Bergen hervor. Sogar Versuche der Milderung des alten blutigen Dienstes durch Surrogate der Menschenopfer bemerken wir in den Götzenbildern von Saamen, mit denen wie mit Menschenopfern verfahren wurde. Surrogate sind aber immer später, und weisen auf frühere Menschenopfer hin.

Zu Tlaloc gehört auch noch seine Gefährtin, die Göttin des Wassers, Chalchiuhcueje, oder Chalchihuitlicue. Bei der Einweihung von Wasserleitungen trug der Oberpriester ihr Gewand, wobei die Priester den Rand dieser Leitung mit Wachtelblut bestrichen. Wegen der kosmologischen Bedeutung des Wassers wurde diese Göttin sogar nach ähnlicher Ideenverbindung wie Centeotl für die Mutter der Menschen gehalten, und deßwegen bei dem Reinigungsbad der Kinder angerufen. Clavig. I, 355. 292. 434. Humb. Monum. 207. Prescott II, 440.

Ein andres Element, welches wegen seiner kosmologischen Bedeutung für die Mythologie und den Naturkultus wichtig ist, ist die Luft. In Nicaragua hieß der Gott der Luft Hecat oder auch Chiquinau. Oviedo 63. Wieder ein andrer, der bei der Schöpfung thätig war, Ecalchotl, hatte den Beinamen Guegue, der Greis, und wird doch ein junger Mann genannt. Oviedo 21. Buschmann I, 163. Der Luft- und Himmelsgott ist immer alt und immer jung. Mit Hecat und Ecalchotl stehen die Mexikanischen Ehecatotontin im Zusammenhang. Bei den Mexikanern heißt nämlich Ehecatl Luft. Die Ehecatotontin waren kleine Götzenbilder, welche bei dem Feste der Götter des Wassers und der Berge auf die Papierhügel gesetzt wurden. Diese, und jene hölzernen Schlangen wurden als Bildnisse der Götter verehrt. Clavig. I, 427. Beide müssen sich auf die Luft und deren Einwirkung auf die jährliche Fruchtbarkeit bezogen haben, was bei den erstern aus ihrem Namen, bei den letztern aus der sonstigen Bedeutung des Schlangensymbols sich ergibt. Dieser alte Luftgott (oder Luftgötter) ist aber einmal darum nicht zu hoher Bedeutung gekommen, weil bei den Urvölkern die Wassergötter dieselbe beanspruchten, und weil zweitens die nordischen Einwanderer ihre eigenen Luftgötter höchsten Ranges mitbrachten, den

Nationalgott der Tolteken Quetzalcoatl, und den Nationalgott der Azteken Huitzilopochtli.

Daß andre Elementengötter oder auch Götter des Kulturlebens der Merikaner, wie z. B. der Feuergott, nicht auch schon dem alten Majageschlechte zukommen, ist schon im Allgemeinen nicht unwahrscheinlich, läßt sich auch im Einzelnen da und dort nachweisen. Alt ist auf jeden Fall und einheimisch die Vorstellung, welche den Ausbruch der Vulkane der Thätigkeit von Geistern zuschreibt. So erzählte dem Oviedo ein Kazike in Nicaragua, daß aus dem Krater des Vulkans Masaya ein altes Weib hervorzukommen pflegte, das über Krieg und Fruchtbarkeit Orakel ertheilte, Erdbeben und Sturmwetter bewirkte, und mit Menschenopfern und andern Opfern gesühnt wurde. Squier Nicar. 148 ff. Noch jetzt werden vulkanische Ausbrüche, welche des Nachts als Flammen bald über eine ganze Fläche sich ausbreiten, bald zu hohen Spitzkegeln aufschießen, von den dortigen Landleuten la baila do los demonios oder der Teufelstanz genannt. Squier a. a. O. 338. Auch weist auf eine Verehrung des Feuers die Sitte in Yucatan hin, nach welcher der Priester bei der Verlobung die kleinen Finger des Bräutigams und der Braut an ein Feuer hält. Roß (deutsch) 216. Wir wollen aber in der Nachweisung des Majaelementes im Merikanischen eher zu wenig als zu viel thun. Es genügt uns das allgemeine Resultat zu einer bestimmten Anschauung gebracht zu haben, daß das Merikanische Leben auf dem Boden einer alten untergegangenen Kultur und Religion beruht, von der es bedeutende Elemente in sich aufgenommen hat.

§. 99. Die Unsterblichkeitsvorstellungen des Majageschlechts.

Da die Religion dieser Urvölker zunächst als Gestirndienst und Thierverehrung sich kund gab, so dürfen wir auch die dieser Götteraufassung entsprechende Vorstellung des Unsterblichkeitsglaubens bei ihnen erwarten. Es ist das die Seelenwanderung durch die Gestirne, wobei die Sonne dieselbe Stellung einnimmt, wie beim Götterglauben, und durch die Thiere. Die Vorstellung, daß die Vornehmen, die Re-

gleichenden, in die Sonne gelangten, fanden wir ſowohl in Florida als in Peru, ſie iſt überall die des alten Sonnendienſtes. Die Azteken faßten aber dieſen Gedanken freier, indem nach ihnen die Kriegshelden, ja ſogar die von ihnen als Menſchenopfer geſchlachteten Feinde die künftige Ehre des Sonnenaufenthaltes erwarben. Es verband ſich aber bei ihnen dieſe Vorſtellung mit der des Huitzilopochtli als Unſterblichkeitsgottes, daher wir ſpäter davon zu reden haben. Was die parallele Beziehung der Seelenwanderung durch die Thiere betrifft, ſo iſt zum Voraus zu beachten, daß letztere hier, wie überall in Amerika, ſelbſt für unſterblich galten. Aber auch dieſes Elementes des Unſterblichkeitsglaubens wußte ſich Huitzilopochtli zu bemächtigen, indem die ihm zufallenden Helden in Kolibri verwandelt ein luſtiges Leben bei ihm führten. Noch reiner und weniger verändert ſchienen die Tlaskalaner die Vorſtellung einer Wanderung durch Thiere bewahrt zu haben. Nach ihnen nämlich gehen die Seelen der Vornehmen nach ihrem Abſterben in ſchöne, lieblich ſingende Vögel, oder in edle vierfüßige Thiere, die des gemeinen Volkes dagegen in ſchlechte Thiere, wie Wieſel, Käfer u. dgl. Vgl. Clavig. I, 343.

Die Religionsſtufe dieſer Völker, und zwar ſchon des Majageſchlechtes, war nicht mehr ein bloß einfacher und unmittelbarer Naturdienſt geblieben, ſondern als Kulturvölker hatten ſie ſich auch der Idololatrie ergeben, ihre Götter perſonifizirt und anthropomorphirt. Daher die vielfachen Götterbilder in menſchlicher Geſtalt ſich vorfinden. Wie nun überall der Anthropomorphismus, und zwar je ausgebildeter im Allgemeinen, um ſo beſtimmter, die ihm entſprechenden Unſterblichkeitsvorſtellungen nach zwei Polen hin auslaufen läßt, ſo bildete er auch hier ein Luftreich der Verſtorbenen aus, und ein Schattenreich, gleichſam ein Elyſium und einen Hades, eine Walhalla und ein Hellheim. Schon die Seelenwanderungsvorſtellung drängte nach dieſen beiden Polen, indem ja die Vornehmen oder die Tapfern in das Sonnenreich eingingen, oder in ſchöne Thiere, während die andern in geringe und verachtete.

Dieſe beiden Seiten der anthropomorphiſchen Unſterblichkeitsvorſtellungen zeigen ſich ſchon bei den Völkern in Nicaragua. Nach dem Glauben hier zu Land fahren diejenigen, welche eines natürlichen Todes in ihren Häuſern ſterben, an einen Ort unter der Erde, in eine Unterwelt, die Miquetanteot heißt. Das iſt im ganzen Heidenthum der ge-

wöhnliche Aufenthaltsort der fortlebenden ſchattenhaften Todten, die Vorſtellung von einem Todtenreiche in traumhaften Zuſtänden, ein Leben des Todes. Von den dort Weilenden fürchtete man auch in Nicaragua Erſcheinungen, welche die Leute auf der Oberwelt erſchreckten. Wie bei den Wilden, ſo gibt man auch hier dieſen Todten bei ihrem Abſterben Speiſe mit, etwas Mais zur Nahrung auf den Weg zur Unterwelt. Dagegen iſt der künftige Wohnort der im Kriege gefallenen Helden im Himmel, wo ſie den Göttern, Teotes, gleich geachtet ſind. Ihr Tod wird in Lobliedern beſungen, welche die Ueberlieferungen dieſer Völker enthalten. Wenn die Zapoteken ihre Todten mumiſirten, oder doch die Vornehmen derſelben, ſo hängt dieß ebenfalls wie in Peru mit der Verehrung derſelben als Götter, Manen, zuſammen, die irdiſchen Ueberreſte ſind die Fetiſche der zu Göttern gewordenen Manen. Die Sklavenopfer für die Helden bei den Mixteken ſind nicht weſentlich von den Menſchenopfern für die Götter verſchieden. In Yucatan, wo kein Mexikaniſch geſprochen wurde, und in Chiapa hieß die Unterwelt Mitnal, wo die dreizehn Götter verſammelt ſind. Daher nannte man auch unterirdiſche Paläſte Paläſte des Todes, Mitlancalco, in denen ſich viele Königsmumien befinden, wie in den Egyptiſchen Pyramiden. Vgl. Oviedo 22. 23. 27. 50. 51. 208. Clavig. I, 447. 448. Buſchmann I, 165. Bourbourg, und Andree im Weſtland II, 3. 175 ff.

Dieſe Vorſtellungen der Urvölker finden wir auch wieder bei den Mexikanern aufgenommen. Namentlich ſchließt ſich die Schattenſeite ſehr genau an die ſoeben angeführte Vorſtellung von Miquetanteot bei den Völkern in Nicaragua, und Mitnal, Mictlancalco in Yucatan und Chiapa. Bei den Mexikanern bezeichnet Mictlan daſſelbe, die Unterwelt. Der Gott dieſer Unterwelt heißt Mictlanteuctli, d. h. Herr von Mictlan. Seine Gemahlin iſt die Mictlancihuatl. Mictlan iſt ein finſterer Ort, und daher wurde das Feſt dieſer beiden Götter, welches, wie urſprünglich das Todtenfeſt der Römer, die Feralia, an den Jahresſchluß in den achtzehnten Monat fiel, in ihren Tempeln in Mexiko nur des Nachts gefeiert, und der opfernde Prieſter war ſchwarz gekleidet. Wie der Tod ſelbſt, ſo iſt auch Mictlanteucli ein Feind der Menſchen, der abgebildet wird, wie er ein Kind verſchlingt. Und wie das Grab immer offen iſt, ſo ſtrecken auch er und ſeine Gattin immer den Rachen auf. Der Weg zur Unterwelt iſt ängſtlich und gefährlich. Man muß bei zwei Bergen

vorbeiziehen, die mit einander fechten. Weiterhin iſt der Weg durch eine große Schlange vertheidigt, und nach dieſer hat man das Krokodil Xochitonal zu beſtehen. Hierauf gehts durch acht Wüſten, über fünf Hügel, und zuletzt bei einem ſo heftigen Sturme vorbei, daß von ihm Felſen losgeriſſen werden. Dieſer Sturm ſchneidet auf die Haut wie ein Meſſer. Aber gegen alle dieſe Gefahren ſchützt den geſtorbenen Reiſenden Zauberpapier, das man ihm mitgiebt. Gegen den ſchneidenden Sturm aber hilft das Feuer, das aus dem Verbrennen der Kleider, Waffen und Hausgeräthe des Verſtorbenen angefacht wird. Zugleich giebt man ihm aber wie bei den Wilden ſeine Hausgötter, Koſtbarkeiten, Hunde, und einen Theil ſeiner Kleider zum Gebrauche jenſeits mit. Ueberhaupt ſchließt ſich die Vorſtellung von der Unterwelt bei dem Anthropomorphismus ſehr eng an die Unſterblichkeitsvorſtellungen der Wilden an. Vgl. Clavig. I, 344. 347. 356. 443. 447. Prescott I, 50 aus Sahagun und Torquemada. Univers IV, 25 b. Ausland 1831 II, 1041 ff.

Die Lichtſeite des Mexikaniſchen Unſterblichkeitsglaubens, in wiefern dieſelbe ſich auf die Vorſtellungen der Urvölker ſtützte, zeigte ſich uns in der von Tlalocan, dem kühlen angenehmen Orte mit Mahlzeiten oder inhaltloſer Zufriedenheit. In Nicaragua kamen die tapfern Krieger in den Himmel zu Fomagozdad und Zipaltonal. Oviedo 28. 31. Vgl. Buſchmann I, 159. 164. In wiefern aber dieſe Seite von den Azteken an ihren Nationalgott Hutzilopochtli angeknüpft und eigenthümlich ausgebildet wurde, werden wir ſpäter kennen lernen.

---

§. 100. Die kosmogoniſchen Mythen von den Weltaltern, von der großen Fluth, dem Urſprung der Völker. Eschatologiſche Befürchtungen.

Die Mexikaniſchen Völker haben kosmogoniſche Mythen von verſchiedenen Weltaltern, welche auf einander folgende Schöpfungen und Weltzerſtörungen darſtellen. An dieſe Mythen knüpfen ſich andere von der großen Fluth, und dem Urſprunge der Völker. Daran ſchließen ſich wieder beſtimmte eschatologiſche Vorſtellungen und Befürchtungen vom Untergange der gegenwärtigen Welt, welcher am Schluſſe eines mexikaniſchen Sekulums, welches 52 Jahre begreift, erwartet wird.

Dieſe ſämmtlichen Vorſtellungen behandeln wir an dieſem Orte, weil wir ſie für uralt, und dem Majageſchlechte der Hauptſache nach angehörend halten. Zwar zeigen die hier folgenden vielfachen Mythen keine urſprüngliche Einheit, ſie ſind nicht Zweige eines und deſſelben Baumes, im Gegentheil laſſen ſie nicht ſelten ſolche Widerſprüche ſehen, daß man das Ganze als eine ſpätere Zuſammenſtellung einer Menge urſprünglich unabhängig von einander entſtandener Volksmythen anzuſehen hat. Sie ſind verſchiedene Quellen und Bäche, die allmälig zu dem Fluſſe zuſammengefloſſen ſind, den wir hier vor uns ſehen, — die verſchiedenartiges Waſſer zuſammentragen. Wir ſind bei den Peruanern auf ein ähnliches Verhältniß alter Mythen zu einander geſtoßen, und noch mehr erging es ſo den kosmogoniſchen Mythen der Hindus und der Griechen. Wenn nun aber auch einzelne Beſtandtheile und die letzte Form des Ganzen den Azteken angehört, andres den Chichimeken und ihren Verwandten, ſo berichten doch die Quellenſchriftſteller Gomara, Torquemada und Clavigero einſtimmig, daß der Grundſtock dieſer Kosmogonien ſchon im Beſitz der Tolteken geweſen ſei. Die Quellen ſagen aber nicht, daß dieſe Mythen der Hauptſache nach, wie Humboldt will, toltekiſchen Urſprungs ſeien, und daß die nordiſchen Völker ſie ſammt den übrigen Kulturelementen nach Centralamerika gebracht hätten. Die Gründe, warum wir ſie der Urbevölkerung zuſchreiben, von der ſie dann die Tolteken annahmen, ſind folgende: Einmal weiſen ſchon die in dieſen Mythen erwähnten Oertlichkeiten nicht auf die nordiſche Heimat, ſondern es ſind die uns ſchon früher als heilige Orte der Urbevölkerung bekannt gewordenen Städte Teotihuacan und Cholula. Dann werden Thiere genannt, die dem Süden, nicht dem Norden angehören, wie Tiger und Affen, in Hinſicht welcher hier alſo daſſelbe gilt, was ſchon oben in Beziehung auf den Kalender dieſer Völker geſagt worden iſt. Die im Mythus genannten Götter ſind ebenfalls als Götter des Majageſchlechtes nachgewieſen worden, die Schlangengötter Votan und Cihuatcohuatl, der Sonnengott Citlalatonal und ſeine Gattin Citlalicue, des Waſſergottes Tlalocs Gattin Chalchiuhcueje, während auch nicht die leiſeſte Erwähnung der Aztekiſchen National- und Hauptgötter Huitzilopochtli und Tezcatlipoca zu bemerken iſt. Ferner haben wir einen Theil dieſer Mythen, welcher von dem Urſprung der jetzigen Sonne erzählt, bereits dem Sonnendienſte der Urbevölkerung in Teotihuacan anweiſen müſſen. Dahin leitet uns auch die Benennung dieſer Weltalter, Tona-

tiuhs, Sonnen. Im Mythus ſelber werden als damalige Landesbewohner die Rieſen, und neben ihnen die Olmeken und Xicalanken genannt. Die erſtern wurden nach demſelben Mythus von den beiden letzten Völkern durch Liſt ermordet, was auf einer Anſchauung dieſer letztern beruhen muß. Auch hatten die Mixteken und Zapoteken bereits dieſelben Malereien von der Erſchaffung der Welt und der Fluth. Es iſt Schade, daß Clavigero I, 164. 345 nicht Mehreres darüber aus dem Werke des Dominikaners Gregorius Garcia vom Urſprung der Indianer, welches Bd. V Cap. 4 die Mythologie der Mixteken behandelt, mitgetheilt hat, da alles mit Fabeln untermengt ſei! Zu dieſen Einzelnheiten, welche das relative Alter der Mythen zu beſtimmen pflegen, kommt noch die Geſammtlage der Dinge, wie wir ſie bereits kennen lernten, und noch weiter kennen lernen werden. Nach derſelben ſind die bedeutendern Kulturelemente der ſüdlichen Bevölkerung zuzuſchreiben. Und ſo denn auch dieſe kosmogoniſchen Mythen. Zwar hatte der Norden, z. B. die Rothhäute, auch dergleichen. Aber ſolche weit vorgeſchrittenen Naturanſchauungen, wie ſie nur die gebildetſten Naturvölker der alten Welt wieder ſchufen, ſolche wechſelnde Weltbildungen und Weltzerſtörungen durch die vier Elemente finden wir nur bei Völkern von einer ſolchen Kultur, wie ſie dem Majageſchlechte die Reſte ſeiner Tempeltrümmer anweiſen, nicht aber bei nordiſchen. Wir tragen alſo kein Bedenken, dieſe Mythen hier zu behandeln, und ſie dem alten Majageſchlechte zuzuſchreiben, von dem ſie dann auf die verſchiedenen Völker der nordiſchen Einwanderung übergegangen ſind. Man ſchrieb ſie den Tolteken zu, einmal weil die Tolteken ſie wirklich ſchon hatten, und dann, weil man überhaupt das dem hohen Alterthum Angehörige Toltekiſch nannte. Humboldt Monum. 37. Vgl. im Allg. A. v. Humboldt Monum. S. 31. 203. 227 ff. 317. Gama §. 62 S. 97. Boturini Cat. de Museo §. VIII, N. 13. Sahagun B. I. Gomara S. 119. Ixtlilxochitl hist. des Chichimèques T. I, 4 ff. Torquemada I, 34. 40. II, 82. 83. Clavig. I, 401. 625. II, 281. 282. de la Renaudière im Univ. IV, S. 23 ff. Prescott I. 50. II, 434 ff. nach Gemelli, Siguenza u. a. Prichard IV, 375 ff.

Was nun zunächſt die Weltalter anbelangt, ſo wird bei den Mexikanern ſo gut wie bei den Kulturvölkern der Naturſtaaten unſerer alten Welt die Zahl verſchieden angegeben. Nach der einen Angabe, die Alva Ixtlilxochitl im Eingange ſeiner Geſchichte der Chichimeken giebt, nahm man nach den vier Elementen auch nur vier Weltalter an. Ihm fol-

gen Clavigero, Prescott u. a. Dagegen gab es nach Humboldt fünf ſolcher Weltalter oder Sonnen, und er beruft ſich auf eine andere Relation des oft widerſprechende Nachrichten mittheilenden Irtlilxochitl. Für dieſe letztere Auffaſſung ſprechen auch noch Gama, Gomara und Boturini. Gerade ſo ſchwanken nun auch unſere Alten zunächſt zwiſchen der Vierzahl und der Fünfzahl. Die Hindus und das Zendvolk haben vier Weltalter, die Tibetaner und Heſiod fünf. Nach Buttmann war aber bei letzterm die Fünfzahl auch nicht urſprünglich. Die Orphiker ſchwanken zwiſchen vier und ſechs Weltaltern. Auch bei den Mexikanern ſcheint die Vierzahl die urſprüngliche ſchon deßwegen zu ſein, weil ſich die Weltalter nach den Elementen richteten und genannt wurden. Das fünfte, das nach keinem Elemente genannt wird, iſt offenbar inſofern ſpätere Zugabe, als früher daſſelbe den Namen des Feuers trug, und dann das zweite bei Humboldt wegfiel. Da aber die Fünfzahl der Mexikaniſchen Weltalter auf jeden Fall die letzte und vollendetſte Form des Mythus giebt, ſo wählen wir Humboldt zum Führer. Vgl. Creuzers Symbolik III, 326 ff. Baurs Symbolik II, 1. 263. 411. Majers Brahm 67 ff. Heſiods Arbeiten 108 ff. Buttmann, Schriften der Berliner Akademie 1814. 15.

Auch die Jahre dieſer Weltalter zeigen ein ähnliches Schwanken. Die Zahl, die Irtlilxochitl in der Geſchichte der Chichimeken angiebt, und der Prescott folgt, iſt 4394; die welche Humboldt dieſem Gewährsmann zuſchreibt, 1417. Auch Gama und Boturini haben kleinere Zahlen. Humboldt ſelbſt dagegen (Monum. Planche 26) hält ſich an die Darſtellung der Weltalter im Codex vaticanus, und entſcheidet ſich für die Zahl von 18000 Jahren. Man darf nicht, wie hier geſchehen zu ſein ſcheint, den kritiſchen Kanon anwenden, die kleinere Zahl vorzuziehen, und ſo den Mythus mehr der geſchichtlichen Wahrſcheinlichkeit näher zu bringen. Wir halten uns daher auch hierin an Humboldt. Andere Völker, namentlich die Hindus, zeigen in Angabe der Jahre ihrer Weltalter ebenfalls nicht durchgängige Uebereinſtimmung. Dahin ſind auch die verſchiedenen Angaben des jedesmaligen Alters des Vogels Phönix zu rechnen, der doch nichts andres als die Perſonification ſolcher Egyptiſcher und Indiſcher Jahrescyclen iſt. Man kann daraus abnehmen, daß die Jahresbeſtimmungen dieſer Mythen keinen urſprünglichen oder weſentlichen Beſtandtheil derſelben ausmachen.

Statt des Ausdrucks Weltalter oder Cyclus bediente ſich das Majageſchlecht der Bezeichnung Sonne, Tonatiuh. Man nahm alſo vier oder fünf Sonnen an, welche nach einander in jedem Weltalter herrſchten, und am Schluſſe deſſelben erlöſchten. Der Sonnengott iſt abwechſelnd Schöpfer und Zerſtörer.

Dieſe verſchiedenen Sonnen werden nach den verſchiedenen Elementen unterſchieden, welche in den verſchiedenen Weltaltern herrſchten, ſie hervorbrachten, und ſie ſammt den in ihnen lebenden Menſchen zerſtörten. Dieſe letzteren gehen entweder zu Grunde, oder werden in Thiere verwandelt, nur Einzelne retten ſich in das nächſte Weltalter hinüber. Weltuntergänge oder Sinfluthen fanden wir bei allen größern Amerikaniſchen Völkermaſſen, ein Untergang durchs Feuer, ein Sinbrand, begegnete uns im Oſten Südamerikas, bei den Yuracares. Oben S. 268. So vergehen bei den Egyptern die Weltalter abwechſelnd durch Fluthen und Weltbrände, bei den Hindus entweder ebenſo, oder bloß durch Fluthen. Nach den Orphikern, nach Heraclit und den Stoikern wird dieſe gegenwärtige Welt durch Feuer zerſtört werden. In dieſem Kreislaufe des Schaffens und Zerſtörens durch dieſelben Elemente ſpricht ſich die Naturanſchauung von der Zeitlichkeit aller Naturmächte aus. Wenn übrigens in Centralamerika die Weltalter mit den Namen der Elemente bezeichnet ſind, ſo ſind ſie's bei Heſiod durch Metalle, bei den Hindus durch die Füßezahl eines Stiers, der im erſten Weltalter noch auf allen vier Füßen ſteht, in den folgenden aber immer eines verliert. Es kommen aber auch bei den Hindus neben den vier Weltaltern unzählige auf einander folgende Schöpfungen und Zerſtörungen durchs Waſſer vor. Ein andrer Umſtand iſt noch hervorzuheben, der die primitive Geſtalt der Mexikaniſchen Weltalter beweist, daß nämlich bei den andern Völkern, beſonders bei den Perſern und Griechen, bereits ſtarke moraliſche Beziehungen ſich nicht nur hineinmiſchen, ſondern überwiegen, ſo daß die ältern Weltalter als glücklicher und beſſer erſcheinen, bei den mexikaniſchen Kosmogonien dagegen noch Alles Naturanſchauung bleibt.

Die Ordnung oder Reihenfolge der Weltalter wird ebenfalls verſchieden angegeben. Die gewöhnliche frühere Angabe bei Irtlilrochitl in der Geſchichte der Chichimeken, bei Rios, Gomara, Clavigero u. ſ. w. ordnet ſo: Waſſer, Erde, Luft, Feuer. Auch der Codex Chimalpopoca ſcheint ſo zu ordnen, aber die Relation von Bourbourg iſt ſo verwirrt durch ſeine vorgefaßten Ideen, daß man einſtweilen keinen Gebrauch

davon machen kann. In den Zerstörungen der Sonnen sieht er natürliche Ereignisse, Sonnenfinsternisse, Vulkanausbrüche, das Abbrennen eines königlichen Palastes! Geschichte, auch um den Preis des Rationalismus! Auch hier beruft sich Humboldt auf eine andre Angabe Ixtlilxochitl's, mit der auch noch Gama und Boturini zusammenstimmen, nach welcher die Reihe der Elemente diese ist: Erde, Feuer, Luft, Wasser. Humboldt gründet aber seine Anordnung auch hier wiederum auf die Zeichnung im Vatikanischen Codex und auf das von seinen Vorgängern übersehene Gesetz der Mexikanischen Hieroglyphik, von der Rechten zur Linken fortzuschreiten. Ich finde mich nicht im Stande zu beurtheilen, ob wirklich die Verschiedenheit der ältern Gelehrten bloß in solcher Unkenntniß mit der Mexikanischen Hieroglyphik ihren Grund allein habe, was bei der Verbindung derselben mit der lebendigen Mexikanischen Tradition etwas schwer zu glauben ist. Ich habe aber anderseits auch das vollste Zutrauen zu der genauen Untersuchung Humboldts. Die Annahme scheint mir nicht unnatürlich, daß die Mexikaner selber, wie sie die Zahl der Weltalter und die ihrer Jahre verschieden angaben, auch in der Anordnung auseinander gehen konnten. Verschiedene Mythen von Schöpfungen durch die Sonne und die Elemente sind das älteste, die Ordnung ist schon späteres Machwerk, und daher wahrscheinlich die verschiedenen Angaben. Denn es ist doch nicht so gar gegen die Analogie, daß das erste Entstehen der Welt durch das Wasser an die Spitze des Ganzen gestellt wurde. Und eben so paßt das Feuer nicht übel an den Schluß, einmal ebenfalls nach einer weitverbreiteten Analogie, und dann, weil von den Azteken selbst das Ende des letzten und gegenwärtigen Weltalters an einem Feuerfeste erwartet wurde. Ein neuerer Forscher entscheidet sich sogar für eine Darstellung dieser Weltalter, nach welcher das gegenwärtige das dritte wäre. Das erste sei das des Wassers, welches mit Coxcox endete; das zweite das der Luft, in welches die Menschenschöpfung von Ometeuctli und Omeciticatl durch einen Kiesel fällt. Das dritte ist das der Erde, welches am Schlusse eines Seculums zu Grunde gehen wird. Das vierte, das des Feuers, steht noch bevor. Seine Zerstörung durchs Feuer wird das allgemeine Ende der Welt bringen. Prichard IV, 380 nach Bradfords American Antiquities. Wie dem aber auch sei, wir richten uns auch hierin in unsrer Darstellung nach Humboldt, dessen Untersuchung allerdings die sicherste aztekische Form ausgemittelt haben mag.

Die einzelnen Weltalter haben nun jedes für sich folgende Eigenthümlichkeiten:

Erstes Weltalter, Weltalter der Erde, Tlaltonatiuh oder Tlachitonatiuh. Die Dauer desselben ist, wenn aufs Ganze der vier ersten Weltalter 18028 Jahre kommen, 5206. Dasselbe ist ausgezeichnet durch den Kampf mit den Riesen, welche in demselben lebten. Daher heißt dieses Weltalter sogar auch Ozocuilliexeque, Zeitalter der Riesen. Das Vorkommen dieser Riesen wiederholt sich später wieder im dritten und vierten Weltalter. Sie bezeichnen ursprünglich im Mythus rohe irdische Naturkräfte im Gegensatz zu den gestaltenden himmlischen Kräften der Kulturgötter *). Die Sage des Volkes faßt aber auch gern die Urvölker als Riesen, und knüpft Vorstellungen von diesen an die alten zur Sage umgestalteten Riesenmythen. Dieses Weltalter findet sein Ende durch Hunger, indem ein böser Geist alles Gras und alle Blumen und Gewächse ausreißt, und dadurch den Tod der Menschen verursacht. Dieß ist die gewöhnliche Ueberlieferung. Nach Gomara wird die Zerstörung durch Erdbeben bewirkt. Nach beiden Fassungen des Mythus ist es immer die Erde, die durch Versagen ihres Wohlwollens den Untergang der ersten Welt herbeigeführt hat. Was von Menschen noch dem Hunger oder dem Erdbeben entgangen war, wurde von Tigern gefressen.

Zweites Zeitalter, das des Feuers. Tletonatiuh, oder das rothe. Seine Dauer war 4804 Jahre. Der Gott des Feuers steigt am Ende desselben auf die Erde herab, um sie zu zerstören. Nur die Vögel entfliehen, und die Menschen, die in Vögel verwandelt worden waren. Ein einziges Menschenpaar rettet sich in eine Höhle. Offenbar darum, damit die ersten Menschen des folgenden Zeitalters als Erdgeborne wieder aus einer Höhle hervorkommen können.

Drittes Zeitalter, das des Windes oder der Luft, Ehecatonatiuh. Dauer 4010 Jahre. Während dieses Weltalters wohnten bereits die Olmeken und Xicalanken im Lande Anahuac. Sie hatten daselbst

*) Im Badischen begegneten nach der Sage zwei Riesen einem Menschen. Was ist das für ein Erdwurm? fragte der eine. Der andere antwortete: Diese Erdwürmer werden uns noch auffressen. Stöber, Sagen des Elsasses, S. 88. Vgl. noch 97. 129. 183. 194. 202. 303. 345. Der Ackerbau ist Ursache des Verschwindens der Riesen. S. 203.

Ueberreſte der Rieſen aus frühern Perioden vorgefunden, die man ſich nun als Nachkommen jenes einzigen Menſchenpaares dachte, das ſich am Ende des zweiten Weltalters in die Höhle geflüchtet hatte. Die neue Bevölkerung ſollte von Morgen gekommen ſein, und da ſie den Rieſen anfänglich als Sklaven dienten, ſie ihnen überhaupt mit offener Gewalt nichts anhaben konnten, griffen ſie darum zur Hinterliſt, und luden die Rieſen zu einem feierlichen Feſte ein. Als ſie nun an demſelben ihre Dränger berauſcht hatten, machten ſie ſie mit ihren eigenen Waffen nieder. Irtlilxochitl gibt dieſen Olmeken und Xicalanken bereits den Quetzalcoatl zum Kulturgott, und Ternaux Compans und Humboldt Monum. 319 weiſen denſelben ebenfalls den Olmeken zu. Er habe die Laſter abgeſchafft, und dagegen Sitte und Kultur als Gott des Regens und der Geſundheit eingeführt. Als er aber keinen gehofften Erfolg ſeiner Lehre wahrnahm, habe er ſich mit der Verheißung einer ſpätern Wiederkunft entfernt. Da Quetzalcoatl ſonſt ganz allgemein als der Nationalgott der Tolteken genannt wird, ſo iſt anzunehmen, wie wir das noch ſpäter zeigen werden, daß dem alten Toltekiſchen Nationalgott das Schlangenattribut, und mit ihm der Name Quetzalcoatl von Majavölkern gegeben wurde, welches Ereigniß die Tolteken in die mythiſche Urzeit verlegten, und zwar in dem Sinn, daß Quetzalcoatl ſchon damals den Völkern, aber mit wenig Glück, ein göttlicher Religionsſtifter habe ſein wollen. Die Verheißung ſeiner Wiederkunft bezieht ſich auf ſein Erſcheinen unter den Tolteken. Wenn umgekehrt die Azteken den Quetzalcoatl zum Sohn ihres Huitzilopochtlis machten, ſo iſt darin nichts weiteres zu ſehen, als eine Aztekiſche Unterordnung des Toltekengottes unter ihren Nationalgott. Denn Quetzalcoatl iſt ein älterer Gott im Lande, wenn auch nicht vortoltekiſch.

Am Schluſſe dieſes Weltalters erhoben ſich gewaltige Orkane, welche Bäume entwurzelten, Häuſer, und ſelbſt Felſen zerriſſen, und die Menſchen zu Grunde richteten, oder in Affen verwandelten. Erſt ſeitdem gibt es Affen in dieſem Lande, das ſie urſprünglich nicht hatte. Doch rettet ſich auch hier wieder ein Menſchenpaar in eine Höhle.

Das vierte Weltalter Atonatiuh, iſt das des Waſſers, und dauerte 4008 Jahre. Am Anfang dieſer Periode bevölkerte die Schlangenfrau Cihuatcohuatl oder Quetzalli die Erde. Sie gebar jedesmal Zwillinge. Daher wurde ſie dann ſpäter als Mutter des Menſchen-

geſchlechtes und Schutzgöttin der Kinder, überhaupt als Göttin vom erſten Range verehrt.

Am Ende dieſes Weltalters erſchien die Göttin des Waſſers Matcacueje oder Chalchiuhcueje, die Gattin des Waſſergottes Tlalok, und zerſtörte durch eine allgemeine Fluth das Menſchengeſchlecht. Es rettete ſich aber auch hier wieder ein Menſchenpaar. Der Mann hieß Coxcox, die Frau Xochiquetzal, die ſich auf dem Stamm einer Cypreſſe flüchteten und auf dem Berge Colhuacan landeten. Da dieſer Coxcox auch noch andere Namen trägt, wie Cipatli, Seethier, Teocipactli, Fiſchgott, auch Huehuetonacateocipatli, alter Fiſchgott von unſerm Fleiſch, Humb. Mon. 144. 158. 236, ſo erinnert uns dieß an den erſten Indiſchen Avatar, in welchem Viſchnu der Waſſergott ſich als Fiſch offenbart, oder an Brahma, der dem Manu in Fiſchgeſtalt die Fluth verkündet, und ein Schiff zu bauen befiehlt, oder an den Chaldäiſchen Odagon oder Oannes, den Kulturgott mit Fiſchgeſtalt, der ſogar nach Einigen vervierfacht wird, ſo daß in vier verſchiedenen Perioden vier Oannes erſcheinen. Creuzers Symbolik II, 68 ff. So iſt in Syrien Dagon ein Fiſchgott, Atergatis oder Derceto eine Fiſchgöttin, die ebenfalls mit der Fluth und Deucalion in Verbindung geſetzt werden. Und ſo iſt denn auch Coxcox offenbar ein alter, ſpäter anthropomorphirter und euhemeriſirter Fiſchgott. Der Name ſeiner Gattin, der eine geflügelte Blume bezeichnet, weist ebenfalls auf eine Gottheit, auf eine Pflanzengöttin hin. Eine andere Ueberlieferung, die wahrſcheinlich dem nordiſchen Volke der Tlailotlaken angehört, weil ihr Nationalgott Tezcatlipoca hier Alles leitet, nennt als die beiden geretteten Menſchen den Nata und die Nena, und läßt die übrigen Menſchen alle in Fiſche verwandelt werden. Andree Weſtland II, 2. 88 nach Bourbourg. Dieſe Nena ſtammt wohl aus dem Majageſchlechte, wo ſie Nin heißt. Ebend. II, 3. 171. Das alte Volk der Mehuakaner nannte ſtatt des Coxcox den Tezpi als denjenigen, der der Fluth entkam. Nach der alten Ueberlieferung derſelben hatte dieſer ſein Boot mit verſchiedenen Thieren angefüllt. Als die Waſſer abzunehmen ſchienen, ſandte er einen Geier hinaus, der nicht wiederkehrte, weil er an den Leichen der Rieſen Nahrung fand. Dann ſandte er einen Kolibri, dieſer kehrte mit einem Zweige im Schnabel zurück. So unterſuchte auch der Chaldäer Xiſuthrus aus ſeinem Schiffe den Stand der Fluth. In ſolchen Analogien mit der bibliſchen Flutherzählung iſt weder eine hiſtoriſche Abhängigkeit

der Urvölker von einander, noch ein christlicher Einfluß auf die amerikanischen Erzählungen anzunehmen, sondern selbstständige Gestaltungen.

Das fünfte Weltalter endlich ist das gegenwärtige. Seine Dauer kennt man nicht, sein Ende wird aber jedenfalls mit dem Abschluß eines zweiundfünfzigjährigen Sekulums erwartet. Den Anfang desselben setzten die Mexikaner in das Jahr 702 unsrer christlichen Aera.

Ueber den Anfang dieses Weltalters gibt es nun wieder verschiedene Sagenquellen, indem offenbar alte Kosmogonien und Fluthsagen, ähnlich wie bei der Deukalionssage, erst im Verlauf mit dem Mythus von den Weltaltern sich in Verbindung gesetzt haben.

Die eine Ueberlieferung schließt sich an die schon früher erwähnten Riesen an, indem sie einen Theil derselben die Fluth überleben läßt. Das stimmt nun nicht recht zu der Sage von Coxcox oder Tezpi, welcher ja allein mit seinem Eheweibe sich rettete, während die Riesen ertrunken waren. Man müßte sich die neuen Riesen als Nachkommen des Coxcox denken, obschon der Coxcoxmythus, wie wir sehen werden, seine eigene Fortsetzung hat. Es geschieht auch sonst, was uns hier begegnet, daß die alten Riesenvölker nicht recht mit den herkömmlichen Völkertafeln der bekannten und verwandten Völker sich vereinigen lassen. Die nun der Fluth übrig gebliebenen Riesen (es waren ihrer sieben, wie wir später zeigen werden) bauten den Pyramidentempel von Cholula, und hatten sogar die Absicht, denselben bis in die Wolken hinaufzuführen. Aber dieser Uebermuth erzürnte die Götter, sie entsendeten Feuer vom Himmel, und zwangen die Riesen von ihrem Beginnen abzustehen. Wie wir uns erinnern, war bei dem Bau dieser Pyramide auch der Schlangengott Votan thätig, bevor er das Volk nach Guatemala führte. Die Erwähnung desselben und der Pyramide von Cholula weist diesen Theil der Sage der Urbevölkerung an. Daß aber die Erbauer Riesen heißen, zeigt, daß die Form der Sage nicht die ursprüngliche der Olmeken ist, denn diese setzen sich selbst den Riesen entgegen, sondern einem spätern Geschlechte, dem die Zeit der Olmeken bereits im mythischen Dunkel lag, angehört.

In schon genauerm Zusammenhange mit dem Bewußtsein der nordischen Einwanderung steht der Theil der Sage, der sich an Coxcox anschließt. Aber welchem nordischen Volke derselbe angehöre, ist nicht ersichtlich. Die Tolteken sind schwerlich die Schöpfer desselben, da sie

ihren Quetzalcoatl in dieſer Urzeit eine Hauptrolle bei Cholula ſpielen laſſen. Dem mag nun ſein, wie ihm wolle, nachdem Coxcox mit ſeiner Gattin der Fluth entkommen war, zeugten beide fünfzehn Söhne, welche aber alle ſtumm geboren wurden. Da theilte ihnen eine Taube fünfzehn Zungen aus, und davon ſtammen die fünfzehn Sprachen und Völker von Anahuac. Auf den Hieroglyphen-Gemälden, welche die Fluth darſtellen, iſt die Taube abgebildet, wie aus ihrem Schnabel die Zungen hervorgehen, welche an die fünfzehn Männer vertheilt werden.

Wieder eine andere Relation iſt von den Chichimeken überliefert. Dieſe läßt die Welt nach Vernichtung der vorigen Sonne fünfundzwanzig Jahre lang mit Finſterniß bedeckt ſein. In der Mitte dieſer Jahre, im fünfzehnten derſelben, wurde zuerſt das Menſchengeſchlecht erneuert, und erſt zehn Jahre nachher die fünfte und jetzige Sonne ins Daſein gerufen. Mit der Erneuerung des Menſchengeſchlechtes hatte es aber folgende Bewandtniß. Der Gott Citlalatonak oder Ometeuctli erzeugte mit ſeiner Gattin Citlalicue oder Omeciuatl einen Stein oder ein ſteinernes Meſſer, welches dann in der Gegend von Chicomoztotl d. h. Siebenhöhlen vom Himmel auf die Erde fiel. Aus dieſem Steine, der zerbröckelte, entſtanden 1600 Heroen, ähnlich wie aus den rückwärts geworfenen Steinen Deukalions und Pyrrhas die Menſchen geworden ſind; oder wie die Oneidas von einem Steine abſtammen, oben S. 110; oder wie endlich nach einem Mythus der Karaiben die Erde nach der Fluth dadurch wieder Menſchen erhielt, daß der ſie überlebende Menſch Steine in Menſchen verwandelte. Oben S. 229. Die Heroen nun, die ein ihnen unterworfenes Geſchlecht wünſchten, das ſie bediente, erhielten wirklich von ihrer Mutter die Erlaubniß, Menſchen hervorzubringen. Alſo ertheilten ſie einem von ihnen, dem Xolotl, den Auftrag, ſich in die Unterwelt zu verfügen und daſelbſt den Knochen eines verſtorbenen Menſchen zu holen. Sie wußten, daß ſie, wenn ſie denſelben mit Blut beſprengten, das ſie ſich ſelber gelaſſen, aus demſelben Menſchen erhalten würden. Das ſoll auch der Urſprung des ſo häufigen Aderlaſſens ſein. Xolotl holte auch wirklich in der Unterwelt einen ſolchen Menſchenknochen; da ihn aber der Gott dort unten Mictlanteuctli verfolgte, übereilte ſich der Heros ſo ſtark, daß er fiel, und auch dieſer Knochen zerbröckelte. Man legte nun die Stücke in ein Gefäß, und beſprengte ſie mit Blut. Da geſchah es am vierten Tage, daß ſie einen Knaben erhielten, und da ſie mit dem Blut-

ſprengen fortfuhren, nach drei folgenden Tagen ein Mädchen. Dieſe Kinder nährte Xolotl mit dem Safte der Diſteln, und von ihnen ſtammt das Menſchengeſchlecht. Die Ungleichheit der Größe der Menſchen rührt aus keinem andern Grunde, als aus der Ungleichheit der Stücke jenes Knochens.

Der ſo gewordene erſte Mann hieß Iztacmixcuatl oder Iztacmixcohuatl, ſein Weib Ilancueitl. Von ihren ſechs Söhnen ſtammen alle Völker von Anahuac. Der älteſte hieß Xelhua, der eine Menge Städte gründete; vom zweiten Tenuch ſtammen die Tenuchen oder Azteken, Umecatl iſt der Stammvater der Olmeken oder Ulmeken, Xicalancatl der der Xicalanken, Mixtecatl der der Mixteken, Otomitl der der Otomiten. Ein anderer Bericht, den Humboldt Mon. 31 aus einer Handſchrift des Dominikaners Petro de los Rios (1566) mittheilt, macht dagegen den Xelhua zu einem der ſieben Rieſen, die in der großen Fluth nicht zu Grunde gegangen ſeien, ſondern ſich in die ſieben Höhlen geflüchtet hätten. Er hatte den Beinamen des Baumeiſters, und war fleißig an dem Aufbau der Pyramide von Cholula beſchäftigt, als derſelbe durch das himmliſche Feuer gehindert wurde. Dieſer Bericht hat wiederum ſeinen Berührungspunkt mit einem andern bei Acoſta VII, 2, welcher die nordiſchen Einwanderer aus ſieben Höhlen hervorgehen läßt. Dabei iſt auch wiederum nicht zu überſehen, daß der Stein Citlatonaks, aus deſſen Zerbröckelung die 1600 Heroen entſtanden, bei Siebenhöhlen oder Chicomoztotl auf die Erde fiel. Nach Humboldt bewahrte man einen heiligen Stein in Cholula auch noch ſpäter, und gab ihn für dieſen aus. Alſo, ſchließen wir, hat alte Steinverehrung dieſen Theil des alten aitiologiſchen Mythus erzeugt.

Aus dieſer Menge von Verſchiedenheiten in dieſen Kosmogonien iſt erſichtlich, daß viele Lokalmythen hier wie in Peru unabhängig von einander entſtanden, die man ſpäter äußerlich mit einander verband, die aber in mancherlei Widerſprüchen auch noch ſpäter ihre urſprüngliche Unabhängigkeit zu erkennen geben. Auch bei den Griechen war die Fluthſage urſprünglich noch nicht mit der von den Weltaltern verbunden geweſen.

Nachdem nun ſo oder ſo die Vorfahren des jetzigen Menſchengeſchlechtes entſtanden waren, dann erſt, zehn Jahre nachher, ſchritt man zur Schöpfung der gegenwärtigen oder fünften Sonne. So ſind auch bei den Muyscas und andern amerikaniſchen Stämmen, ähnlich

wie bei den Arkadiern, die Menſchen älter als der Mond. Auch hier erhielten Sonne und Mond durch Verwandlung ihr Daſein. Wie aber dieſes Alles in der Nähe von Teotiuacan vor ſich ging, und wie bei dieſem Anlaſſe die Menſchenopfer und Wachtelopfer entſtanden ſein ſollten, das iſt früher ſchon bei Darſtellung des alten Sonnendienſtes der Urbewohner und der mit demſelben verbundenen Menſchenopfer erzählt worden. §. 96. S. 477.

Da das Ende der fünften Sonne ein künftiges iſt, ſo ſind an die Erwartung desſelben die eſchatologiſchen Vorſtellungen und Weiſſagungen der Mexikaniſchen Völker geknüpft. Die Zeit des Untergangs iſt den Menſchen nicht bekannt, nur ſo viel weiß man, daß ſie am Ende eines Mexikaniſchen Seculums, welches 52 Jahre hat, eintreten wird, und zwar am Ende der fünf Schalttage. Alsdann werden böſe Geiſter, Tzitzimimes oder Tſchitſchimite, Luftgeiſter, die Menſchen verzehren *), und die Sonne wird nicht mehr über dem Horizont hervorkommen.

Daher wurde jeweilen am Schluſſe des Sekulums das Feuerfeſt der Erwartung des Weltendes gefeiert, Xiumolpia, oder das Band unſerer Jahre, Toxiuhmolpia. Die fünf Schalttage, welche die unglücklichen Tage hießen, war das Volk in der größten Angſt, am fünften wurde in allen Tempeln das Feuer gelöſcht, in allen Klöſtern gebetet, und Niemand wagte es, bei Einbruch der Nacht Feuer anzuzünden; hingegen wurden die Koſtbarkeiten der Häuſer und die Hausgötter zerſtört, die man doch nicht mehr zu gebrauchen fürchtete. Die Frauen ſperrte man in die Maismagazine ein aus Furcht, ſie möchten in Tiger verwandelt ſich mit den böſen Geiſtern vereinigen, und für vielfach erlittenes Unrecht an den Männern Rache nehmen. Die Kinder ließ man in jener Nacht nicht ſchlafen, damit ſie nicht in Mäuſe verwandelt würden. Man erwartete alſo wie am Ende der andern Weltalter Verwandlungen der Menſchen in Thiere.

Alsdann begab ſich eine große Prozeſſion in der Tracht und mit den Attributen ihrer Götter, begleitet von einer ungeheuren Volks-

*) Eine ähnliche Erwartung hatte man auch zur Zeit großer Dürre, wie ſich dieſelbe in einem Gebet an Tlalok ausſpricht, welches das Ausland 1831, S. 1042 aus Sahagun mittheilt.

menge, aus der Hauptſtadt weg auf den Berg Huixachta bei Iztapalapan. Auf der Höhe des Berges ſtand der ganze Zug voller Erwartung bis Mitternacht ſtill. Sobald die Pleiaden den Scheitelpunkt erreicht hatten, rieb man auf der Bruſt des ſchönſten der Kriegsgefangenen, der zum Opfer beſtimmt war, mit zwei Stäben das neue Feuer. Die Flamme wurde an den Scheiterhaufen gelegt, auf dem ſich das Schlachtopfer befand, und ſowie ſie nun das Holz ergriff und gen Himmel loderte, galt dieß für das Zeichen, daß die Götter dem Menſchengeſchlechte noch ein Sekulum geſchenkt hätten. Da erhob ſich aus der Menge des verſammelten Volkes ein ergreifendes Freudengeſchrei, welches ſich den fernerſtehenden Maſſen mittheilte, die in der Hauptſtadt und Umgegend alle Tempel, Hügel und Dächer anfüllten und den Blick unverwandt nach dem Berge Huixachta gerichtet hatten. Das neue Feuer wurde ſchnell verbreitet, und loderte ſchon vor Tagesanbruch weit und breit auf allen Altären und Feuerſtätten von Anahuac. Die Prieſter ſelber trugen es nach dem großen Tempel.

Die vierzehn folgenden Tage waren Tage der Freude und Erholung, feſtliche Züge, Tänze und Spiele hörten nicht auf. Man erneuerte, reinigte und übertünchte alle Häuſer, ſtellte die Kleider, Geräthe, Koſtbarkeiten und Hausgötter wieder her. Alles bezeichnete ſymboliſch die Wiedergeburt der Welt. Das letzte Feſt dieſer Art war im Jahr 1506 gefeiert worden, und zwar glänzender und mit mehr Menſchenopfern als je vorher. Vgl. über dieſes Feſt Clavig. I, 432. 320. Humboldt Monum. 179 ff. nach Gomara und Torquemada. Prescott I, 99 ff. 432 ff. 320 ff., wo zugleich die weitere Litteratur angegeben iſt.

Ich halte dieſes Feuerfeſt der Azteken ebenfalls für ſehr alt, und ſchon dem alten Sonnendienſte angehörig. Denn auf ähnliche Weiſe wurde ſowohl bei den Natſchez, die dem Sonnendienſte ergeben waren, der Sonne zu Ehren das Feſt des neuen Feuers gefeiert, Chateaubriand Reiſe in Amerika, deutſch III, 94 ff. und bei den Muyscas wurde das Ende eines fünfzehnjährigen Jahrescyklus ebenfalls, wie wir uns erinnern, durch ein ſolches Feſt beſchloſſen. Bei der Erneuerung des Feuers auf der Inſel Lemnos holte man das neue Feuer für alle häuslichen Heerde von dem Altare Apollos in Delos. Eckermann Mythologie II, 54. Oben §. 6 und §. 90. Das cykliſche Feuerfeſt der Azteken an ſich wurde ſchon in der Heimat gefeiert, wenigſtens hat ſich das beſtimmte Andenken von dem ſchon nach dem Auszuge im Jahr 1091

gefeierten cyklischen Feuerfeste erhalten, von welchem ihre Aera datirt. Aber die Beziehung auf den Weltuntergang ist erst in der neuen Heimat durch die Bekanntschaft mit den Weltaltern neu hinzugekommen.

---

§. 101. Ueberblick der Geschichte der nordischen Einwanderung.

Durch die Darstellung der Kultur und Religion der Urbevölkerung, welche wir der Bequemlichkeit wegen in dem Namen des Majageschlechtes zusammenfassen, ist uns ein großer Theil der Grundlage der Mexikanischen Religion anschaulich geworden. Diese eine Wurzel dieser Religion gibt uns nicht bloß einen Theil des Ursprungs derselben, sondern sie beleuchtet auch als Folie die andere, von ihr unabhängige, die nordische, sie läßt sie in ihrer Eigenthümlichkeit erscheinen. Nicht nur eignete sich die nordische Einwanderung jene bedeutenden Religionselemente von dem Majageschlechte an, sondern durch die Aussonderung des südlichen Elementes wird das eigenthümlich nordische gerade durch den Gegensatz in schärfern Umrissen sichtbar.

In kritischer Hinsicht unterscheidet sich die Geschichte der nordischen Völker durch beziehungsweise größere Sicherheit und Vollständigkeit. Kaum daß die des Majageschlechtes auf eigenen mythischen Sagen beruht, mehr noch auf fremder Aneignung und bloß eigenen Baureſten und Sprachüberbleibseln, gibt uns dagegen die nordische Einwanderung eine Ueberlieferung durch Sage und Hieroglyphen. Es sind dieß allerdings zwei schwankende Stützen der Geschichte, die Hieroglyphe ist beschränkt sowohl, besonders die Mexikanische, als zweideutig, die Sage beweglich und der Dichtung offen. Daher trägt auch allerdings diese Geschichte nicht den Charakter einer durch gleichzeitige Aufzeichnung mit Buchstabenschrift beglaubigten Geschichte. Die Sage hat da gewaltig ihr Recht in Anspruch genommen, und wie in der Geschichte von Peru herrscht auch hier, wenn auch nicht in demselben Grade, besonders in der Geschichte der Tolteken und auch andrer vorazteklischer Völker, in der Chronologie viele Verschiedenheit und Verwirrung. Genauer sind die Berichte der Azteken, an denen Humboldt (Monum. 137) die Plan-

mäßigkeit und bewundrungswürdige Genauigkeit rühmt. Ich halte mich, beſonders in der Chronologie, an dieſen Führer, der dieſen Theil der Geſchichte mit beſonderm Fleiß und Geſchick behandelt hat. Für unſern Zweck iſt die genaue Gewißheit über dieſe Zahlen der Sagengeſchichte nicht ſo wichtig. Uns genügt, daß ſich hier die Sagen im Allgemeinen auf hiſtoriſchem Boden bewegen, und es ſollte einem an die Unterſuchungen der Mythen und Sagen gewöhnten Forſcher nicht unmöglich werden, immer mehr den wirklich hiſtoriſchen Gehalt mit einer gewiſſen belebten Ausführlichkeit herzuſtellen. Dergleichen Verſuche beſitzen wir auch an den Arbeiten von Torquemada, Ixtlilxochitl, Camargo, Clavigero, Humboldt, Prescott, de la Renaudière u. A. m. Es findet ſich in dieſen Werken eine große Maſſe anziehender Einzelheiten, eine wahre Fundgrube für das Drama, daneben die wichtigſten Ueberlieferungen über alte Völkerverhältniſſe und Staatenbildungen. Wir unſrerſeits haben uns hier auf dasjenige zu beſchränken, was für das Verſtändniß der religiöſen Verhältniſſe nothwendig ſchien.

Sämmtliche nordiſche Einwanderer gehörten, was ſeit Clavigeros lichtvollen Auseinanderſetzungen von den Neuern auch anerkannt iſt, zu einem einzigen großen Völkerſtamme, etwa wie die deutſche Völkerwanderung am Anfange des Mittelalters. Auf analoge Weiſe unterſcheiden ſich auch ihre Sprachen nur wie Dialekte, ihre Hieroglyphen waren dieſelben, ſo daß die der ältern Einwanderer, der Tolteken, auch noch den ſpätern, den Tezkukanern und Azteken, verſtändlich waren. Auch wurden die Volksreſte der Stammverwandten von den Azteken weniger unterjocht, als freiwillig oder gezwungen in ein Bundesverhältniß verflochten, ſo daß auch noch ſpäter das Toltekiſche Cholula die Stellung Roms, Tezcuco die Athens einnahm. Es iſt daher ganz falſch, wenn noch neulich Heller in ſeinen Reiſen in Mexiko 1853. S. 377 ff. die Tolteken zu dem ſüdlichen autochthoniſchen Majageſchlechte zählt, und ſie für weſentlich verſchieden von den Azteken hält. Wie geſagt, ſchon die Sprache iſt dagegen. Vgl. auch Buſchmann I, 6. 173. 76 ff. Die genauern Angaben über die Herkunft dieſer Völker von Norden werden im folgenden Paragraphen bei den Azteken folgen, bei denen die Unterſuchung ſich vollſtändiger geben läßt. Was aber in dieſer Hinſicht für die Azteken paßt, kommt auch ihren Stammverwandten zu.

Den örtlichen Mittelpunkt alles Lebens der nordiſchen Einwanderung und ihres geſchichtlichen Bewußtſeins bildete von den erſten Zeiten

der Tolteken an bis zur Eroberung Mexikos durch Cortes das Hochthal Anahuac. Dasſelbe liegt etwa 7000 Fuß über dem Meeresſpiegel, hat 67 Stunden im Umkreis; bei gehöriger Bewäſſerung und Beſorgung, wie das in den heidniſchen Zeiten der Fall war, genießt es eines fruchtbaren und geſunden Bodens. Daher konnten daſelbſt von der nordiſchen Einwanderung dreißig Staaten mit fünfzig Städten und einer Unzahl von Dörfern errichtet werden. Das Hochthal hatte ſeinen Namen Anahuac d. h. nahe am Waſſer — von den verſchiedenen Seeen, die in der Mitte desſelben liegen, und von denen der See von Tezcuco oder der Mexikaniſche, der die Stadt Mexiko als ein andres Venedig umſchloß, der bedeutendſte war. Später bediente man ſich aber auch des Ausdrucks Anahuac mißbrauchsweiſe in einem weitern Sinne für das ganze von den Azteken unterworfene und an beiden Weltmeeren liegende Reich. Es iſt eine eigene, beſonders in der Geſchichte der antiken Naturſtaaten, oft beobachtete Erſcheinung, daß Hochebenen, namentlich in heißen Himmelsſtrichen, gern Centralſitze und Ausgangspunkte einer weitverbreiteten Kultur werden. Wir erinnern uns hier an den Titicaca-See, und an die Hochebene von Bogota. In der reinern Bergluft wirkt die tropiſche Sonne nicht ſo erſchlaffend, und die günſtige Miſchung beider ſcheint das geſchichtliche Bewußtſein zu wecken. Kommen noch Seeen dazu, ſo wird eine raſche Kraftentwicklung noch mehr gefördert.

Die Tolteken kamen zuerſt in dieſe Gegenden, und ſo ſteht auch ihre Geſchichte in einem undeutlichern Hintergrunde als die der ſpätern Völker. Man hat ſie daher, wiewohl mit Unrecht, die Mexikaniſchen Pelasger genannt. Von ihrem erſten Könige Tanub, und ihrer Urheimat Huehuetlapallan im Nordweſten wußten ſie ſelber nicht viel mehr als die Namen, — auch ein Beweis, daß ſie erſt in der ſüdlichen Heimat ein Kulturvolk mit geſchichtlichem Bewußtſein geworden ſind. Raſinesque, Cabrera und Bourbourg in neuerer Zeit haben zwar die Urheimat der Tolteken im Süden geſucht. Vgl. Andree, Weſtland I, 1. 58. 64. II, 2. 96 ff. Buſchmann I, 72. 73. 87. 181 ff. Aber der Zug aller dieſer zuſammengehörenden Völker iſt zu klar, um Zweifel zu erleiden. Weil die Tolteken vom Lande Tollan und der Stadt Tula im Norden von Anahuac hergekommen waren, nannte man den Tolteken Toltecatl, d. h. Einwohner von Tollan. Clavigero I, 134. Die Herleitung von Südoſten hat bloß den Grund, dieſe Völker mit ihrer

Kultur und ihrem Kulturgott Quetzalcoatl vom alten Feſtlande abzuleiten. Und deßwegen müſſen ſogar die ſieben Höhlen, aus denen ſie hervorgingen, ſieben Schiffe geweſen ſein! Deßwegen muß die alte Hauptſtadt der Tolteken, Tula, in Chiapa liegen! Die Schilderungen des Paradieſes zur Zeit Quetzalcoatls müſſen einen hiſtoriſchen Sinn haben! Ohnehin wandern ſüdliche Völker ſchwer nach Norden, und auch alle mit den Tolteken verwandten Stämme läßt die Ueberlieferung und wiſſenſchaftliche Forſchung von Norden kommen. Vgl. das Weitere §. 102. Die Herleitung der Tolteken von Süden kann nur darum ſich mit einigem Schein umgeben, weil die Toltekiſche Kultur im Süden ihre Quelle hat.

Im Jahr 544 unſrer Zeitrechnung verließen ſie nach Humboldt ihre alte nordiſche Heimat, 648 erreichten ſie die Grenzen des ſpätern Aztekiſchen Gebiets. Wenn dafür der Name Anahuac gebraucht wird, ſo iſt er im weitern Sinne zu nehmen. Denn erſt im Jahre 670 kamen ſie nach Tula im Norden von Anahuac. Dieſe Stadt wurde eine Zeitlang der Mittelpunkt ihrer Macht, ſo daß die Urbevölkerung ſie nach ihrem Namen benannte. Als ſpäter die Hauptmaſſe der Tolteken ſich nach Süden wandte, blieb doch noch lange ein Reſt derſelben in Tula zurück. Zu Cortes Zeit indeſſen lag die Stadt ſchon in Trümmern. Hier ſoll im Jahr 708 der Aſtrolog Huematzin die heilige Schrift der Tolteken Teo-Amoxtli d. h. das göttliche Buch — geſchrieben haben. Der Inhalt desſelben waren nach Boturini hieroglyphiſche Gemälde vom Urſprunge der Menſchen, und aus der Geſchichte der Tolteken, — vorzüglich aber mythologiſche und aſtrologiſche Darſtellungen, und der Kalender. Letzterer ſoll im Weſentlichen derſelbe geweſen ſein mit dem der Azteken. Bis auf die Stunde kannten ſie genau die Größe des Jahres, das ſie alle vier Jahre durch Einſchieben eines Schalttages regelten. Die Tolteken eigneten ſich überhaupt die alte Kultur des Majageſchlechtes mit ſolcher Neigung an, daß ſie auch für alle ihnen ſpäter nachfolgenden Brudervölker aus dem Norden Vermittler und Träger der Kultur wurden. Die Künſtler, namentlich die Baumeiſter, wurden zur Aztekenzeit geradezu Tolteken genannt. Als ſie ſpäter in Cholula, im Oſten von Anahuac, ſich feſtgeſetzt hatten, nahm dieſer Sinn ſo ſehr die Oberhand, daß ſie ſogar darob ihren kriegeriſchen Geiſt einbüßten. Ihr mildes Weſen, nach welchem ſie die Menſchenopfer überall abzuſchaffen bemüht waren, trugen ſie als auf ihr Ideal auf ihren Nationalgott

Quetzalcoatl über. Wir werden denſelben ſpäter im Zuſammenhange mit den übrigen Mexikaniſchen Göttern genauer kennen lernen.

Nachdem ihre Herrſchaft etwa vier Jahrhunderte unter acht Königen gedauert hatte, verſchwinden ſie auf eine etwas räthſelhafte Weiſe. Man ſetzt dieſes Ereigniß ins Jahr 1051. Peſt, Hungersnoth und unglückliche Kriege ſollen ihre Schaaren gelichtet haben. Nach Torquemada, mon. ind. III, 40 wurden ſie durch die Olmeken oder Ulmeken aus ihren Wohnſitzen vertrieben, alſo durch eine Reaktion der Urbewohner. Die Uebriggebliebenen vereinigten ſich einſtweilen als ein Sauerteig mit andern ins Land wandernden Stämmen, dieſe erhielten ſich beſonders in Cholula, — zahlreichere Schaaren zogen, jedoch größtentheils ſchon früher, nach Yucatan, Guatemala, Nicaragua, Honduras, und bis zur Landenge Darien. Mehr oder minder zahlreiche Sprachreſte aus dem Mexikaniſchen Sprachſtamme, die Buſchmann und Squier in dieſen Ländern nachgewieſen haben, ſind größtentheils jetzt noch ſprechende Zeugen von der ehemaligen Verbreitung der Tolteken im Süden. Vgl. Alva Ixtlilxochitl am Anfang ſeiner Geſchichte der Chichimeken. Clavigero I, 134 ff. Humboldt Monum. 25. 30. 70. 90. 137. 314. 318 ff. Kritiſche Unterſuchungen I, 382. Univers IV, 9 ff. 271. Prescott I, 10. 14. Buſchmann I, 140. 76 ff. Oviedo 37 ff. Squier Nicar. II, 329 ff. Beſonders Veytia II, 21—33. Ueber ein altes Majamanuſcript, das von den Tolteken in Yucatan handelt vgl. Stephens Yucatan II, 465.

Etwa ein Jahrhundert nach dem Verſchwinden der Tolteken erſcheinen 1170 in dem ſehr verödeten Lande die Chichimeken. Sie redeten nach den Einen die Sprache der Tolteken, nach den Andern aztekiſch, was aber keinen weſentlichen Unterſchied ausſagt. Vorher waren ſie im Lande Amaquemecan oder Chicomoztoc Wilde, die vorzugsweiſe von der Jagd lebten, und in Höhlen und Strohhütten hausten. Doch werden ihnen auch Städte, Staat und Sonnendienſt zugeſchrieben. Aber erſt im Jahr 1250 nahmen ſie von den Tolteken, mit deren Ueberbleibſeln ſie ſich zum Theil verbunden hatten, Kultur und Ackerbau an, während ihre Brüder im Norden auch noch ſpäter Wilde blieben. Der König der Chichimeken, Xolotl, der ſie nach Anahuac führte, iſt eine mythiſche Perſon, die wir ſchon in den kosmogoniſchen Mythen erwähnt fanden. Er ſoll nach Torquemada 200 Jahre gelebt, 113 regiert haben. Wie wir, urtheilt auch Gallatin über ihn. Xolotl vereinigte ſeine Leute an

Flüſſen und Seen, theilte aber ſein Reich in verſchiedene Staaten. Hauptort war früher Tenayuca, ſechs Meilen nördlich von Mexiko, ſpäter Tezcuco am öſtlichen Ufer des großen Sees in Anahuac. Vgl. beſonders Alva Ixtlilxochitl, Geſchichte der Chichimeken. Clavigero I, 143. 151. II, 131. 558. Humboldt Monum. 93. 319. Vater Mithr. III, 3. 28. 64. 113. Univers IV, 10. Mühlenpfordt II, 364. 471. 492. 504. Prescott I, 11 ff. Gallatin I, 203 ff. Buſchmann I, 79.

Bald nach den Chichimeken begannen 1178 die Einwanderungen der ſieben Stämme der Nahuatlaken oder Anahuatlaken, d. h. Leute die am Waſſer, in Anahuac, wohnen. Sie ließen ſich in dieſem Lande nieder, indem ſie die Oberherrſchaft der Chichimeken anerkannten. Als dieſe ſieben Stämme werden nun genannt die Xochimilken, die in Xochimilco wohnten, die Chalkeſer, die ſich in Chalco anſiedelten, die Tepaneken zuerſt in Tepan, dann in Azcapozalco, die Colhuas in der kleinen Stadt Colhuacan, die Tlahuiken in Tlahuican, die Tlaskalaner oder Tlaskalteken, die Azteken oder Mexikaner. Vgl. Acoſta VII, 3. Clavigero I, 146. 165 ff. Humb. Monum. 24. 319. Buſchmann I, 8. 82.

Um dieſelbe Zeit wie die erſten Nahuatlaken, fanden ſich auch die Akolhuer in Anahuac ein. Sie ſcheinen nicht zu ihnen gehört zu haben, wenigſtens werden ſie gewöhnlich nicht unter ihnen aufgeführt. Natürlich gehörten aber auch ſie zu derſelben großen nordiſchen Völkerfamilie, da ihre Sprache faſt dieſelbe war, wie die toltekiſche. Ihre alte Heimat im Norden ſoll Teo-Acolhuacan geheißen haben. Auch ſie waren urſprünglich Wilde. Seitdem ſie ſich aber mit den Chichimeken in Tezcuco vereinigt hatten (der König Acolhua heirathete eine Tochter von Xolotl), nahmen ſie von dieſen nicht bloß die toltekiſche Kultur an, ſondern ihre Lehrer übertreffend wurden ſie für die ſpätere Zeit das gebildetſte Volk in ganz Centralamerika, daher die Spanier Tezcuco das Mexikaniſche Athen nannten. Die vereinigten Chichimeken und Akolhuer führten von nun an bloß den letztern Namen, welcher mit dem zwar kleinen, aber doch einmal die Azteken bedrückenden Staate der Colhuaner nicht darf verwechſelt werden. Statt des Namens Akolhuaner bedient man ſich auch oft des Ausdrucks Tezkukaner.

Mitten in der Blüthe ihres Beſtehens wurden dieſe 1418 von den unterdeſſen mächtig gewordenen Tepaneken überwältigt, und geriethen eine Zeitlang in die Knechtſchaft derſelben. Aus dieſer befreite ſie der ausgezeichnete und aufgeklärte König Nezalhuatcojotl nach manchem

merkwürdigen Abenteuer mit Hülfe ihrer Verbündeten und Untergebenen, der Azteken, und es wurde ſogar die Hauptſtadt der Tepaneken, Azcapuzalco, dem Boden gleich gemacht. Von dieſem Könige und ſeinem Geſtirndienſte iſt ſchon früher die Rede geweſen. Bei ihm machte der nach Tezcuco verpflanzte toltekiſche Geiſt einen erneuten Verſuch eines Aufſchwungs zur Humanität, den man wohl für einzig in ſeiner Art bei den Urvölkern Amerikas zu halten hat. Unter ihm wurde Tezcuco berühmt durch ſeine wiſſenſchaftliche Richtung und Bildung, wodurch es auch auf Mexiko einen wohlthätigen Einfluß ausübte. Daneben blühten Ackerbau und Wohlſtand, und eine Maſſe großartiger Gebäude und Anlagen verſinnlichte den Glanz ſeines Namens. Man erinnerte ſich noch ſpäter mit Stolz an ſeine Zeit, nannte ſie das goldene Zeitalter von Tezcuco, und verglich es mit dem Auguſteiſchen. Der König ſelbſt war der bedeutendſte lyriſche Dichter ſeines Volkes, von deſſen Gedichten ſein Nachkomme Alva Ixtlilxochitl zwei ſchöne Oden über den Wechſel des menſchlichen Schickſals erhalten hat. Der ſubjektive Ton dieſer lyriſchen Poeſie zeigt den Fortſchritt der Geiſtesbildung überhaupt. Man geſtand insgemein den Tezcukanern die beſten Gedichte, die reinſte Sprache, die feinſten Sitten zu. Ebenſo waren ſie vor anderen in der Wiſſenſchaft ausgezeichnet, die Archive des königlichen Palaſtes waren angefüllt mit Hieroglyphenurkunden aus den älteſten Zeiten. Das göttliche Buch der Tolteken, Teoamoxtli, ſoll ſich noch am Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts in Tezcuco gefunden haben. Die Tezcucaner hatten auch die beſten Geſchichtswerke, und eine gelehrte Akademie wachte als oberſter Studienrath über alle derartigen wiſſenſchaftlichen Erſcheinungen, beſprach ſich auch über vorgelegte Fragen, und in ſeiner Mitte gehaltene Vorträge. Außer dieſem Studienrath gab es noch vier oberſte Behörden oder Collegien, für den Krieg, für die Finanzen, für die Juſtiz, und einen Staatsrath zur direkten Unterſtützung der ausführenden Gewalt des Königs. Die Tezcukaniſchen mit Blut geſchriebenen Geſetzesſammlungen und Staatseinrichtungen wurden für die weiſeſten gehalten. Was die Staatsverhältniſſe gegen außen betraf, ſo war zuerſt Mexiko ein untergeordneter Verbündeter Tezcuco's, ſpäter aber bildeten dieſe beiden Staaten ſammt Tlacopan einen Staatenbund, der in der beſten Eintracht ein Jahrhundert lang beſtand, in welchem aber Mexiko als übermächtiger Vorort ſich immer mehr geltend zu machen wußte. Wenn Ixtlilxochitl ſo ſehr für ſeine Vaterſtadt eingenommen war, daß er ihr das

Uebergewicht der politiſchen Bedeutſamkeit zuſchreibt, ſo begegnet ihm eine ähnliche Parteilichkeit, wie dem Inka Garcilaſſo de la Vega. Wie er die Bildung der Tolteken, und den Urſprung ihres göttlichen Buchs ſeinen Landsleuten zuſchreibt, ſo die Macht der Azteken. Allerdings nahmen die beiden anderen verbündeten Staaten die Geſetzgebung Tezcucos an. Aber die Geſchichte, wie ſie auch den Eroberern klar genug entgegentrat, ſpricht zu beſtimmt für die Oberherrſchaft des Vororts Mexiko, als daß darüber noch geſtritten werden könnte. Vgl. über die Tezcukaner vor allem die Werke von Ixtlilxochitl und Veytia, dann Clavigero I, 146 ff. 227 ff. Humboldt Monum. 24. 319. Univers IV, 11 ff. Prescott I, 12 ff. 86. 129 ff. 153 ff. Buſchmann I, 91. Ueber die Tepaneken Vater Mithr. III, 3. 65. Mühlenpfordt II, 268. Prescott I, 12 ff. 130. II, 198. Buſchmann I, 92. Ueber die Akolhuaner beſonders Buſchmann I, 83 ff. 89 ff.

Von allen Völkern ſowohl der nordiſchen Einwanderung, als der nördlichen Urbewohner wußten allein die Tlaskalaner ſich von der aztekiſchen Oberherrſchaft frei zu erhalten. Es iſt das Volk, welches durch ſeine Kriegsgenoſſenſchaft mit Cortes jedermann bekannt iſt.

Ueber ihre Herkunft iſt noch nicht Alles klar. Zwar rechneten wir ſie ſchon im Obigen mit Clavigero und Humboldt zu den Nahuatlaken. Allein der alte Geſchichtſchreiber des Volkes, Camargo, und der gelehrte Torquemada zählen ſie den Chichimeken bei. Und dazu paßt, daß ſie auch Teochichimeken genannt wurden. Mit Recht bemerkt darüber Prescott, daß dieſer Widerſpruch nicht ſo viel zu bedeuten habe, indem ja die Tlaskalaner auf jeden Fall zur großen nordiſchen Einwanderung gehören, von der die Chichimeken ein Theil ſind. Aber bedenklicher klingt die Behauptung Torquemadas, daß die Teochichimeken und Tlaskalaner Ottimier ſeien, alſo Aboriginer. Es könnte zwar Manches für dieſe Behauptung zu ſprechen ſcheinen, aber die Sprache weist ſie der nordiſchen Einwanderung zu.

Die Tlaskalaner kamen wie die übrigen nordiſchen Stämme ebenfalls zuerſt nach Anahuac, und ſetzten ſich im zwölften Jahrhundert am öſtlichen Ufer des Sees von Tezcuco feſt. Der beſtändigen Feindſeligkeit mit ihren Nachbarn überdrüſſig, beſchloſſen ſie, obſchon in einer großen Schlacht Sieger geblieben, das Land zu verlaſſen. Ein Theil zog nach Norden, und noch jetzt leiten Indianerſtämme im weſtlichen Texas ſich von dem alten Tlaskala her. Wahrſcheinlicher aber als eine

Rückwanderung nach Norden iſt die Annahme, daß dieſer Theil in der Urheimat zurückgeblieben war. Der andere bekannter gewordene Theil begab ſich in die fruchtbare von hohen Gebirgen eingeſchloſſene Hochebene zwiſchen Mexiko und Veracruz. Hier ſetzte ſich das mäßige, arbeitſame und äußerſt tapfere Volk feſt, bebaute das Land aufs beſte, und machte es zu einem Tlascala, d. h. Brotland. Beſonders bauten ſie Mais und Cochenille, das ſie in großen Laſten ausführten, wie ſie ſich denn überhaupt ſtark auf den Handel verlegten. Von ihren Manufakturen wurden beſonders die Töpferwaaren gerühmt.

Wie ſie nun nach ihrem Auszug aus Anahuac in dieſer Hochebene anlangten, fanden ſie daſelbſt Olmeken und Xicalanken vor, die ſie vertrieben. Die letztern Völker bewahrten einen alten Mythus, nach welchem ſie ſelber in den Urzeiten als älteſte Bewohner Tlaskalas Rieſen angetroffen, und dieſelben getödtet oder unterjocht hätten. Dieſen Mythus eigneten ſich nun auch ihrerſeits die Tlaskalaner an, indem ſie ebenfalls Rieſen angetroffen und bezwungen zu haben behaupteten. Wir werden ſogleich auch noch auf Andres ſtoßen, das ſich die Tlaskalaner von den Urbewohnern angeeignet hatten. Sonderbar iſt aber hier noch der Umſtand, daß der gediegene Acoſta dieſe von den Tlaskalanern beſiegten Rieſen zu Chichimeken macht. Später als die Kriege gegen die Azteken losbrachen, verband ſich mit den Tlaskalanern ein Theil des tapfern Volkes der Otimier, leiſtete ihnen gute Dienſte, und wurde von ihnen als eine Art Grenzer gebraucht. Wahrſcheinlich liegt darin der Grund, warum Torquemada die Tlaskalaner zu Otimiern macht.

Auf die Religion und Kultur der Tlaskalaner ſcheint die toltekiſche Bildung wenig Einfluß ausgeübt zu haben. Der Grund liegt vielleicht in ihrer ſchon frühen Feindſchaft mit Völkern, die den Tolteken in Anahuac befreundet waren, und ſpäter mit ihren nächſten Nachbarn in Tlaskala, mit den Cholulanern. Was ſie von Kultus hatten, brachten ſie entweder als eigenthümlich tlaskalaniſch aus dem Norden mit, wie ihren National- und Kriegsgott Camaxtle, der auf ähnliche Weiſe verehrt wurde, wie der Azteken Huitzilopochtli. Hieher gehört wohl auch ihr Bachus Ometochtli. Andres nahmen ſie von den Urbewohnern an. Rein Toltekiſches finden wir nichts bei ihnen, wie etwa die Verehrung Quetzalcoatl's, oder die beſchauliche, dem Schriftweſen und wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen zugewandte Lebensweiſe. Es fehlten ihnen ſogar die von den Tolteken ſo gut gehandhabten Hieroglyphen, und ſie hatten bloß die

rohern Knotenſchnüre der Urbewohner, wie in Guatemala, Yucatan, Nicaragua und in Südamerika, beſonders in Peru, Chili, Bolivia. Auch hat man in Tlaskala keine Baudenkmale vorgefunden. Mit dem Majageſchlechte theilten ſie die Lehre von der Seelenwanderung, die Götter Tlaloc und ſeine Gattin Chalchihuitlicue (wie ſie hier genannt wurde) oder Matcacueje, welche auf einem Berge verehrt wurde, und dann beſonders mit den Otimiern die Jagdgöttin Mixcoatl.

Im dreizehnten Jahrhundert vereinigten ſich die verſchiedenen Gemeinweſen im Lande Tlascala zu einem gemeinſchaftlichen Bundesſtaat von vier Orten. Jeder Ort hatte einen Häuptling an der Spitze, unter welchem ein Lehnsadel ſtand. Die Hauptſtadt Tlascala war in vier Quartiere getheilt, die durch Mauern getrennt waren, jedem Orte oder Kanton gehörte ein Quartier. Gemeinſchaftliche Angelegenheiten über Krieg, Frieden, die Wahl des Oberfeldherrn, wurden auf einer allgemeinen Tagſatzung behandelt, auf welcher die vier Häuptlinge mit ihrem Lehnsadel tagten. Dieſer Adel übte ſich im Frieden durch Kampfſpiele, Stand und Würde erhielt er nach allerlei Proben, Faſten und Ceremonien. Ein ſiegreicher Feldherr hielt einen prunkvollen Triumphzug in die Stadt, wobei die hergetragene Beute, der Zug der Gefangenen, die abgeſungenen Loblieder den Ruhm ſeiner Thaten wie den eines Römiſchen Imperators verherrlichten. Selbſt ſein Bild wurde in den Tempeln aufgeſtellt. Die Hauptquelle iſt Camargo, der von Torquemada und Prescott benutzt worden iſt. Acoſta VII, 3. Torquemada III, 9. 10. Clavig. I, 134. 167 ff. 363. 400. Thomas Gage I, 81 ff. Humb. Mon. 24. 70. 86. 318. Vater Mith. III, 3. 65. 72. Mühlenpfordt II, 237. Prescott I, 138. 324 ff. 374 ff. A. Zeitung 1847, Nro. 43, Beilage S. 341 aus den Briefen eines Deutſchen in Texas. Buſchmann I, 93. Vieles findet ſich auch in den Schriften der Eroberer, namentlich bei Cortes und Bernal Diaz.

§. 102. Ueberblick der Geſchichte der Azteken.

Von den aus dem Norden nach Anahuac einwandernden Völkern iſt das letzte das der Azteken geweſen. Durch ſeinen kriegeriſchen Sinn, durch die Strenge der Zucht, die Herrſchaft der Gewalten und Geſetze,

durch Unternehmungsgeiſt und raſche Ausführung des Entſchluſſes, verbunden mit eben ſo vieler Nachhaltigkeit, zäher Arbeitſamkeit und Ausdauer hat ſich dieſes Volk, von kümmerlichen Anfängen ausgehend, im kurzen hurtigen Anlaufe zum mächtigſten Volke Amerikas emporgeſchwungen. Ihr amerikaniſches Weltreich darf wohl den bekannten morgenländiſchen an die Seite geſtellt werden. Die Azteken ſind vor andern den Europäern bekannt geworden, haben ihr Erſtaunen erregt, ihre Theilnahme erworben, ihnen einen Widerſtand wie kein andres Volk entgegengeſetzt. Ihre Geſchichte iſt durch merkwürdige Züge und Fügungen ausgeſtattet, ihr Charakter eigenthümlich, ſie ſind körperlich wohl begabt, willenskräftig, ein Volk, das auch in ſeiner jetzigen Erniedrigung die Fähigkeit zu künftiger Bedeutſamkeit noch nicht verloren zu haben ſcheint.

Die Azteken haben die Kunde bewahrt, wie ſie nicht gar vierhundert Jahre vor dem Sturze ihrer Herrſchaft noch im tiefen Norden lebten. Ihre urſprüngliche Heimat bezeichneten ſie ſpäter mit dem mythiſchen Namen Aztlan, den ſie aber bloß aus ihrem ſpätern Volksnamen Azteken (Aztekatl) gewannen. Der letztere Name kommt her von atzaqua, Waſſerſtauen, und wurde erſt in Anahuac Volksname. Die Azteken haben zwar denſelben mit aztatl, weißer Reiher oder Flamingo, in Verbindung gebracht, indem ſie ſich ſelbſt nach Art nordamerikaniſcher Stämme mit einem Thiernamen benannten. Aber es iſt klar, daß auch dieſe Bezeichnung erſt in den ſüdlichern Gegenden aufkam, in denen jenes Thier zu Hauſe iſt. Die zufällige Namensähnlichkeit wirkte, wie nicht ſelten, bei der Wappenwahl. Vgl. Buſchmann I, 95. vgl. 6. Von ihrer erſten Heimat und deren Lage hatten ſie längſt jede nähere Kunde verloren. Europäiſche Forſcher glaubten dieſelbe mit etwas kühner Beſtimmtheit im Nordweſten von Kalifornien gefunden zu haben. So ſchon 1773 Petro Font, und ihm folgten Clavigero, Humboldt (Essai 322), Vater im Mithridates (III, 3. 143. 210) und andre mehr. Vgl. Buſchmann I, 59 ff. Gumprecht, Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde, Bd. I, Heft 4, S. 312. 317. In unſern Tagen iſt dieſes Beſtreben, die alten Wohnſitze der Azteken im nordweſtlichen Amerika wieder aufzufinden, beſonders bei den Nordamerikanern zu Tage getreten. Wo man in dieſen Gegenden ältere Kulturwerke, Pyramiden, Reſte von Städten, ſelbſt ſogenannte Casas grandes fand oder zu finden glaubte, bezog man dieſelben auf die Azteken, und hielt dieſen Schluß

für hinlänglich geſichert. Dahin gehören die Darſtellungen von Hermann Ludewig, Oberſt Demiphan, und vielen andern. Vgl. A. Zeitung 1847. Beilage Nro. 83. Nro. 218, S. 1738. 1853. Nro. 39, S. 935. 1850. 14. März. Gumprecht a. a. O. 312 ff. 315. Wir haben ſchon früher, oben §. 5, S. 45 ff. geſehen, wie die ſüdlichen Gegenden der Vereinigten Staaten und die nördlichen des Staates Mexiko voll ſind von Denkmälern einer Kultur, die nicht von den Rothhäuten dieſer Gegenden herrühren, ſondern von einer ältern Bevölkerung, die auch in Centralamerika der nordiſchen Einwanderung voranging. Sie beweiſen alſo nichts für die Azteken. So lange nicht die gleichen Sprachen im Norden aufgefunden werden, welche die Tolteko-Azteken reden, weiß man nichts von deren Urſitzen. Es iſt auch möglich, daß die nordiſch Einwanderung keine Volksreſte von ſich im Norden zurückgelaſſen hat. Baureſte beweiſen darum nichts, weil die Nordländer erſt im Süden die höhere Kultur angenommen haben. Die Caſas grandes waren ſchon ſehr unbedeutend, wie ſie Caſtaneda bei Ternaux beſchreibt. Neuere Berichte lauten nicht günſtiger. Die Berichte des Bruders Marcus von Niza über Quivira hielt ſchon Humboldt für ſehr verdächtig, ohne deßwegen an der Sache ſelbſt zu zweifeln. Essai I, 298. Kritiſche Unterſuchungen I, 382. 393. 432. Reiſe V, 311 ff. Braunſchweig 46 ff. Nach Dr. Andree iſt Quivira eine Spaniſche Bergſtadt, welche gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts von den Indianern zerſtört wurde. Die Sache iſt auf jeden Fall nicht ſo wichtig. Wenn nun alſo gegenwärtig Barlett und Emory in Neuyork, und Dr. Andree gegen die Ableitung der Azteken aus der Gegend der Caſas grandes mit vieler Beſtimmtheit aufgetreten ſind, A. Ztg. 1852. S. 2001 b. 1853. S. 168. Nro. 150. 151. 168. 1854. Nro. 28. 29, ſo haben wir nichts gegen ſie einzuwenden. Wo ſo viele Denkmale der Kultur, und an ſo vielen Orten, ſich vorfinden, da beweist die Entdeckung an dieſem oder jenem einzelnen Orte nichts. Der Schluß iſt einer der Art, die zu viel beweiſen. Anders aber verhält ſich die Sache, wenn überhaupt die Ableitung dieſer Einwanderer von Norden, von den Tolteken an bis zu den Azteken, in Abrede geſtellt werden will. Alle dieſe Völker haben das Bewußtſein ihres nordiſchen Urſprungs bewahrt, und dieſes Bewußtſein hat auch ſeine vollkommene innere Glaubwürdigkeit. Auf die inländiſchen Traditionen, beſonders der Chichimeken, Chiapaneſen und Azteken berufen ſich Veytia, Ixtlilxochitl, Torquemada III, 40,

Sahagun II, 266, Gallatin I, 166, Clavigero, Humboldt, Prescott I, 9. II, 450. Warden hat dieſelben geſammelt in den Antiquités mexicaines von Baradère, de St. Prieſt u. a. II, 185 ff. Dieſe Traditionen werden geſtützt durch Mexikaniſche hiſtoriſche Gemälde in Boturinis Sammlung, und anderswo. Vgl. Buſchmann I, 54 ff. 59 ff. und Gallatin in den ſogleich anzuführenden Stellen. Was von der geringern Kultur im Nordweſten, und wir fügen bei im ganzen Norden, dagegen bemerkt wird, daß dieſelbe der ſpätern Tolteciſch-Aztekiſchen in Anahuac weit nachgeſtanden, hat zwar allerdings ſeine Richtigkeit, und iſt von Gallatin in ſeinem Aufſatze über die Halbciviliſation Neumexikos (Transact. of the American Ethnological Society. Vol. II, New-York. 1848. S. 43. 53 ff. 169 ff.) gezeigt worden. Dr. Andree in der Allg. Zeitung 1853. S. 2412 a. Beilage. Vgl. 1853. Nro. 168. Vgl. oben §. 5. §. 93. Allein dieſes Verhältniß beweist durchaus nichts gegen die Herkunft der Völkerwanderung aus dem Nordweſten, oder überhaupt aus dem Norden. Wir wiſſen ja bereits, daß die höhere Kultur ſchon vor dieſer Einwanderung in Centralamerika beim Majageſchlechte einheimiſch war, und zu den Nordländern erſt nach ihrer Einwanderung überging. Vgl. oben §. 93 ff. Sobald man ſich dieſes Verhältniß im Gegenſatz zu Robertſons (II, 315) und Humboldts Anſicht klar macht, nach denen die nordiſchen Kulturvölker die Tolteciſch-Aztekiſche Kultur zu den wilden Ureinwohnern Centralamerikas gebracht hätten, iſt zwiſchen den alten Ueberlieferungen und den Reſultaten neuerer Forſchungen im geringſten kein Widerſpruch mehr da. Die nordiſchen Völker waren zwar in ihren Urſitzen nicht bloß Wilde und Jägerhorden, wie die ſpätern Rothhäute, ſie bebauten auch bereits das Land, wie ihre Sagen berichten, und bauten Städte und Pyramidentempel, wie noch jetzt der Augenſchein lehrt. Vgl. §. 5. Aber dieſe alte nordiſche Kultur war weit kümmerlicher als die der Urvölker Centralamerikas, zu denen ſie kamen. Dieſe Bemerkung macht auch Lieut. James H. Simpſon in Cap. R. B. Marcy's route from Fort Smith to Santa Fe. 1850. 83 ff., daß wenn die von ihm beſprochenen Ruinen im Novajo-Land nicht den Stand der Aztekiſchen Kultur erreichen, die Azteken eben ſpäter ſich mehr ausgebildet haben werden. Vgl. Buſchmann I, 63. Hingegen dürfen wir dieſe nordiſche Kultur nicht von Einflüſſen des Aztekenreichs in Anahuac ableiten, wie Gumprecht in der Zeitſchrift für allgem. Geographie Bd. I, Heft 4, S. 317 zu thun

für hinlänglich gesichert. Dahin gehören die Darstellungen von Hermann Ludewig, Oberst Demiphan, und vielen andern. Vgl. A. Zeitung 1847. Beilage Nro. 83. Nro. 218, S. 1738. 1853. Nro. 39, S. 935. 1850. 14. März. Gumprecht a. a. O. 312 ff. 315. Wir haben schon früher, oben §. 5, S. 45 ff. gesehen, wie die südlichen Gegenden der Vereinigten Staaten und die nördlichen des Staates Mexiko voll sind von Denkmälern einer Kultur, die nicht von den Rothhäuten dieser Gegenden herrühren, sondern von einer ältern Bevölkerung, die auch in Centralamerika der nordischen Einwanderung voranging. Sie beweisen also nichts für die Azteken. So lange nicht die gleichen Sprachen im Norden aufgefunden werden, welche die Tolteko-Azteken reden, weiß man nichts von deren Ursitzen. Es ist auch möglich, daß die nordisch Einwanderung keine Volksreste von sich im Norden zurückgelassen hat. Baureste beweisen darum nichts, weil die Nordländer erst im Süden die höhere Kultur angenommen haben. Die Casas grandes waren schon sehr unbedeutend, wie sie Castaneda bei Ternaux beschreibt. Neuere Berichte lauten nicht günstiger. Die Berichte des Bruders Marcus von Niza über Quivira hielt schon Humboldt für sehr verdächtig, ohne deßwegen an der Sache selbst zu zweifeln. Essai I, 298. Kritische Untersuchungen I, 382. 393. 432. Reise V, 311 ff. Braunschweig 46 ff. Nach Dr. Andree ist Quivira eine Spanische Bergstadt, welche gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts von den Indianern zerstört wurde. Die Sache ist auf jeden Fall nicht so wichtig. Wenn nun also gegenwärtig Barlett und Emory in Neuyork, und Dr. Andree gegen die Ableitung der Azteken aus der Gegend der Casas grandes mit vieler Bestimmtheit aufgetreten sind, A. Ztg. 1852. S. 2001 b. 1853. S. 168. Nro. 150. 151. 168. 1854. Nro. 28. 29, so haben wir nichts gegen sie einzuwenden. Wo so viele Denkmale der Kultur, und an so vielen Orten, sich vorfinden, da beweist die Entdeckung an diesem oder jenem einzelnen Orte nichts. Der Schluß ist einer der Art, die zu viel beweisen. Anders aber verhält sich die Sache, wenn überhaupt die Ableitung dieser Einwanderer von Norden, von den Tolteken an bis zu den Azteken, in Abrede gestellt werden will. Alle diese Völker haben das Bewußtsein ihres nordischen Ursprungs bewahrt, und dieses Bewußtsein hat auch seine vollkommene innere Glaubwürdigkeit. Auf die inländischen Traditionen, besonders der Chichimeken, Chiapanesen und Azteken berufen sich Veytia, Ixtlilxochitl, Torquemada III, 40,

Sahagun II, 266, Gallatin I, 166, Clavigero, Humboldt, Prescott I, 9. II, 450. Warden hat dieſelben geſammelt in den **Antiquités mexicaines** von Baradère, de St. Prieſt u. a. II, 185 ff. Dieſe Traditionen werden geſtützt durch Mexikaniſche hiſtoriſche Gemälde in Boturinis Sammlung, und anderswo. Vgl. Buſchmann I, 54 ff. 59 ff. und Gallatin in den ſogleich anzuführenden Stellen. Was von der geringern Kultur im Nordweſten, und wir fügen bei im ganzen Norden, dagegen bemerkt wird, daß dieſelbe der ſpätern Toltekiſch-Aztekiſchen in Anahuac weit nachgeſtanden, hat zwar allerdings ſeine Richtigkeit, und iſt von Gallatin in ſeinem Aufſatze über die Halbciviliſation Neumexikos (**Transact. of the American Ethnological Society. Vol. II, New-York. 1848.** S. 43. 53 ff. 169 ff.) gezeigt worden. Dr. Andree in der Allg. Zeitung 1853. S. 2412 a. Beilage. Vgl. 1853. Nro. 168. Vgl. oben §. 5. §. 93. Allein dieſes Verhältniß beweist durchaus nichtsgegen die Herkunft der Völkerwanderung aus dem Nordweſten, oder überhaupt aus dem Norden. Wir wiſſen ja bereits, daß die höhere Kultur ſchon vor dieſer Einwanderung in Centralamerika beim Majageſchlechte einheimiſch war, und zu den Nordländern erſt nach ihrer Einwanderung überging. Vgl. oben §. 93 ff. Sobald man ſich dieſes Verhältniß im Gegenſatz zu Robertſons (II, 315) und Humboldts Anſicht klar macht, nach denen die nordiſchen Kulturvölker die Toltekiſch-Aztekiſche Kultur zu den wilden Ureinwohnern Centralamerikas gebracht hätten, iſt zwiſchen den alten Ueberlieferungen und den Reſultaten neuerer Forſchungen im geringſten kein Widerſpruch mehr da. Die nordiſchen Völker waren zwar in ihren Urſitzen nicht bloß Wilde und Jägerhorden, wie die ſpätern Rothhäute, ſie bebauten auch bereits das Land, wie ihre Sagen berichten, und bauten Städte und Pyramidentempel, wie noch jetzt der Augenſchein lehrt. Vgl. §. 5. Aber dieſe alte nordiſche Kultur war weit kümmerlicher als die der Urvölker Centralamerikas, zu denen ſie kamen. Dieſe Bemerkung macht auch Lieut. James H. Simpſon in **Cap. R. B. Marcy's route from Fort Smith to Santa Fe. 1850.** 83 ff., daß wenn die von ihm beſprochenen Ruinen im Novajo-Land nicht den Stand der Aztekiſchen Kultur erreichen, die Azteken eben ſpäter ſich mehr ausgebildet haben werden. Vgl. Buſchmann I, 63. Hingegen dürfen wir dieſe nordiſche Kultur nicht von Einflüſſen des Aztekenreichs in Anahuac ableiten, wie Gumprecht in der Zeitſchrift für allgem. Geographie Bd. I, Heft 4, S. 317 zu thun

geneigt iſt. Denn einmal ſtand jene Kultur auf einer höhern Stufe, und dann erſtreckte ſich die Macht des Mexikaniſchen Reichs nicht ſo weit nördlich.

Nachdem nun die Azteken die Wohnſitze ihrer Väter im Norden verlaſſen hatten, zogen ſie langſam, nicht wie Wilde, ſondern das Land bauend und Städte gründend immer mehr gegen Süden. Im eilften Jahrhundert beginnt mit dem Jahr 1091, als ſie ihr erſtes cykliſches Feuerfeſt feierten, ihre Aera und relativ ordentlich documentirte Geſchichte. Im folgenden Jahrhundert langten ſie in Anahuac an. Hier ſtießen ſie auf eine dichte Bevölkerung, die ihnen nur ein kümmerliches Daſein gönnte. Die Azteken führten auf den Seeen und deren Ufern ein armſeliges Fiſcherleben und geriethen obendrein in eine fünfzigjährige Dienſtbarkeit des nicht beſonders bedeutenden Staats der Colhuaner. Furcht und Eiferſucht ſuchten ſie durch Auferlegen unerſchwinglicher Laſten zu vertilgen. Aber die Laſt ſtärkte den Nacken und die geiſtige Spannkraft, Ueberſchwemmungen, Hungersnoth und andre Landplagen entwickelten nur um ſo mehr die in jugendlichem Wachsthum begriffenen Kräfte, wunderbar mehrten und hoben ſie ſich, und bauten viele Städte. Unter letztern erhob ſich im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts (1325) mitten im See die fortan bleibende Hauptſtadt Tenochtitlan, von der ſie den Namen Tenochichi oder Tenocher erhielten. Das iſt die weltberühmte Stadt Mexiko, welchen Namen ſie nicht lange nachher erhielt. Sie gründeten dieſe ihre Hauptſtadt deßwegen an jener Stelle, weil ſie auf dem Zweige eines ſtachelichten Birnbaumes einen Königsadler ſitzen ſahen, der eine Schlange in den Klauen hielt, und ſeine Flügel gegen die aufgehende Sonne ausbreitete. Das ſahen ſie für das von den Göttern gegebene Zeichen an, wo ſie die Stadt gründen ſollten, und das blieb auch bis auf den heutigen Tag das Wappen von Mexiko. Es iſt das Symbol der Herrſchaft über die Gewäſſer. Sonſt war die gewöhnliche Hieroglyphe für dieſe Stadt eine Opuntie auf einem Stein. Denn das heißt Tenochtitlan. Dieß iſt ein Symbol der aus geringen Anfängen hervorſproßenden Macht. Nachdem aber die Stadt an Wohlſtand gewachſen war, erhielt ſie den Namen Mexiko, d. h. Ort mitten unter dem Maguey, der ſo ſegensreichen Pflanze für dieſes Volk. Clavigero I, 186. Vgl. mein Programm über Huitzilopochtli S. 15. Anfänglich alſo ſah die Stadt noch ärmlich aus. Wie die Hütte des Romulus, oder wie die urälteſten Hütten des Samem-rum

in Tyrus beſtanden ihre Häuſer aus Rohr und Schilf. So war Rom bis zu der Zeit des Pyrrhus mit Schindeln bedeckt. Die Azteken lebten nun in abwechſelnd günſtiger und ungünſtiger Lage, zinspflichtig fremden Königen, und nährten ſich von Jagd, Fiſchfang und dem Anbau der ſchwimmenden Gärten auf ihrem See. In Kriegen, Empörungen, oder treuen Hülfeleiſtungen zeigten ſie ſich immer bedeutender und furchtbarer, im Frieden vergrößerten und verſchönerten ſie ihre Stadt. Im Jahr 1352 ſtellten ſie an die Spitze ihrer alten Feudalariſtokratie Könige, die durch Churfürſten gewählt wurden. Eilf ſolcher Könige beherrſchten nach einander den Aztekiſchen Staat. Durch eheliche Verbindungen mit den benachbarten Königen gelangten dieſelben zu immer größerm Anſehen, bis ſie, hundert Jahre nach der Gründung ihrer Hauptſtadt, hundert Jahre vor ihrem Falle, im Jahr 1425 nicht bloß die Unabhängigkeit von ihren ehemaligen Herren, den Tepaneken, ſich erkämpften, ſondern ſogar dieſelben ſich ſelbſt dienſtbar und zinspflichtig machten. Auf eigene Weiſe, erzählte man, hätten ſie den Sieg erlangt. Durch eine vorangegangene Niederlage muthlos gemacht, ſchloß das Volk mit König und Adel den Vertrag, daß im Fall eines neuen ungünſtigen Ausgangs des Kriegs König und Adel den Göttern geopfert werden ſollten, ſiegte man aber, ſo würde das Volk zinsbar ſein und ſich verpflichten, des Adels Felder und Häuſer zu bauen, und ihm im Kriege Waffen und Gepäck nachzutragen. Der entſchiedene Sieg heiligte die Feudalherrſchaft und Monarchie, ſtellte zugleich die Azteken an die Spitze der Eidgenoſſenſchaft verwandter Völker, und hatte ſchon in der Mitte jenes Jahrhunderts unter dem großen Montezuma I., noch mehr aber im folgenden Jahrhundert, die ſchnelle und unaufhaltſame Ausbreitung der Mexikaniſchen Macht über den größten Theil von Neu-Spanien zur Folge. Im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts erblicken wir dieſes Reich noch immer im Wachsthum, wie es ſich bis zu den beiden Weltmeeren ausbreitete. Unter dem kühnen Ahuitzotl wurden als letzte Eroberungen Guatemala und Yucatan der Mexikaniſchen Herrſchaft beigefügt. So dehnten ſich die Grenzen des Geſammtreiches aus nach der geringſten Angabe auf der Seite des atlantiſchen Meeres vom Fluſſe Guaſacualco bis zum Tuspan, am ſtillen Ozean von der Ebene Xoconochco bis zum Hafen Zacatula. Aber die Herrſchaft des unglücklichen Montezuma II. (ſeit 1502), bis auf das Hofceremoniel den morgenländiſchen Deſpotieen vergleichbar, war noch mehr als die

seiner Vorfahren eine Schreckensherrschaft, und trug in ihrem Innern den Keim ihres Sturzes. Dem raschen Wachsthum des Barbarenreiches folgten rasch schon auf der Höhe der Macht die Anzeichen des innern Verfalls. Bange Ahnungen und Weissagungen machten den mächtigen, aber durch üppiges Leben entnervten Mann unsicher. Da erschien ein unerschöpflicher Geist mit einer Hand voll Abenteurer, aber getragen von den Mitteln der alten Welt, verkündigte Befreiung den Unterdrückten, Rache an den Erbfeinden, und führte schnell, wenn auch mit gewaltigen Anstrengungen, den tragischen Sturz des großen Reiches herbei. Es war noch kein in sich abgestorbenes Reich, wie gewöhnlich diejenigen, die zu Grunde gehen, denn noch war da die ursprüngliche Triebkraft, die Strenge der Zucht, der Gehorsam der Jugend, das Kriegsfeuer des Kriegers. Aber das Maß der schrecklichen Blutherrschaft im Namen der Religion war vor Ablauf des natürlichen Verlaufs vor Gott voll geworden.

Als Belege zum Gesagten dienen eigentlich alle früher angeführten Schriftsteller über das Mexikanische Alterthum. Uebersichtliche Darstellungen der Geschichte finden sich in den Werken Acosta's und Clavigero's, in den Monumenten, und dem Versuch über Neuspanien von A. v. Humboldt, im vierten Bande des Univers pittoresque über Amerika von de Larenaudière, in der Geschichte der Eroberung von Prescott. Die Darstellung im fünften Bande von Klemms Kulturgeschichte unterscheidet sich nicht wesentlich von Clavigero. Sehr ansprechend ist die Darstellung in Majers Mythologischem Taschenbuch 1812. 53 ff. Eine vergleichende Darstellung der Mexikanischen Regenten nach Gomara, Acosta und den Mexikanischen historischen Gemälden hat de Laet S. 242 ff. gegeben. Vgl. auch Prescott I, 9 ff.

---

§. 103. Die Kultur der Mexikanischen Völker.

Wir reden hier von der Kultur nur insofern, als der Mensch die materielle Natur dem Willen und der Einsicht seines Geistes unterworfen hat. Von den religiösen und sittlichen Kulturbeziehungen wird erst später die Rede sein können, von den religiösen als dem eigentlichen Zweck unsrer Darstellung, von den sittlichen als Rückblick und Anhang

zu jenen. Wir müſſen aber unſre Kulturdarſtellung noch mehr beſchränken, indem des überlieferten Stoffes viel zu viel vorliegt, und zwar auf dasjenige, wodurch die Religion des Naturvolkes bedingt iſt. Im Uebrigen und zugleich als Beleg für das von uns Beigebrachte verweiſen wir auf die Ueberſichten des Kulturzuſtandes der Mexikaner von Acoſta, Robertſon, Clavigero, Vater, de Larenaudière, Braunſchweig, Prescott, Prichard, Klemm, Kottencamp, Wuttke u. v. a.; ferner auf die lichtvollen Erörterungen über die wichtigſten Punkte dieſer Kultur von A. v. Humboldt, und auf die reichhaltigen Einzelnheiten bei Cortes, Bernal Diaz und Mühlenpfordt. Dagegen erweitern wir wieder den Begriff einer Mexikaniſchen Kultur durch Herbeiziehung aller Völker des Mexikaniſchen Reiches und aller Zeiten, ſeitdem man von einer Kultur in dieſen Ländern weiß, alſo der Kulturbeſtandtheile, die von dem alten Majageſchlechte ausgingen, auf die nordiſche Einwanderung übergingen, und von dieſer dann mit Vermiſchung alles deſſen, was ſie ſelbſt Eigenthümliches mitgebracht hatten, weiter ausgebildet worden waren. In letzterer Hinſicht ſind beſonders die Tolteken und die Akolhuer zu nennen, während die Azteken, anfänglich in drückender Lage, nachgehends leidenſchaftlich auf den Krieg gerichtet, ſich keine Muße gönnten mit innigem Behagen die Kultur zu pflegen, wohl aber nach ächter Barbarenart dasjenige vorzugsweiſe von der vorgefundenen Kultur ſich aneigneten, was ihre Macht vermehrte, ihren Prunk darſtellte, ihren Sinnengenuß erhöhte. Wir haben es aber hier nicht ſowohl mit der Verſchiedenheit der Träger dieſer Kultur zu thun als vielmehr mit der Kultur ſelbſt als einem Gemeingute aller dieſer Völker, aus dem ſogar manche nicht unwichtige Beſtandtheile in die allgemeine moderne europäiſche Bildung übergegangen ſind, wie z. B. der Genuß der Chocolate, des Rauch- und Schnupftabacks, die botaniſchen Gärten mit Menagerien.

Die Urtheile über den Grad dieſer Kultur ſind ſehr verſchieden. Die Spaniſchen Eroberer, die vorher nur wilde Indianer geſehen hatten, wußten ſich ſchon bei der erſten Entdeckung von Kulturgegenden in Yucatan und im Lande der Totonaken vor Verwunderung nicht zu faſſen. Natürlich, daß ihr Urtheil nicht nüchtern war. Die Neuheit der Entdeckung, die Ahnung ihrer Bedeutung, die Erwartung des Golddurſtes, ſelbſt der religiöſe Eifer, Alles erhitzte ihre Phantaſie, überall Außerordentliches zu ſehen. Ein Beiſpiel macht dieſe Stimmung anſchaulich. Cortes hatte ſeinem Zuge einige Reiter in die Stadt Cem-

poalla vorausgeſchickt. Dieſe eilten mit der Nachricht zurück, ſie hätten die Mauern der Häuſer mit blankem Silber ausgelegt gefunden. Es fand ſich, daß es glänzender Gyps war. Die Indianer, die ſpäter in ſpaniſcher Sprache über dieſe Kultur ſchrieben, waren apologetiſch geſtimmt von Haus aus, und nicht anders erging es manchen Europäern und Creolen, denen die Indianer durch langen Umgang lieb geworden waren. So gab ſich z. B. Clavigero, der in Amerika geboren und aufgewachſen war, durch die geringſchätzigen Urtheile von Pauw und andern verletzt und gekränkt, alle Mühe, die Mexikaniſche Kultur als eine in jeder Beziehung hoch ſtehende und ausgezeichnete nachzuweiſen.

Es handelt ſich hier um ein vergleichendes Urtheil und darum halten wir uns am einfachſten an die Vergleichung mit den Peruanern. Welche Kultur ſteht höher? Oder, in welcher Beziehung ſteht dieſe höher, in welcher jene? In welcher ſind ſie gleich?

In Anſchluß an die letzte Frage iſt gleich von vornherein feſtzuſtellen, daß beide Völker keine Wilden ſind, ſondern Kulturvölker. Das zeigt ſich bei den Mexikanern ſchon darin, daß ſie das Land fleißig bebauten, während der Wilde den größten Theil der Zeit träg verdämmert; den Weibern den andauernden Theil der Arbeit überlaſſend, macht er dagegen auf der Jagd die rieſenmäßigſte Anſtrengung. Im Ganzen ſetzt er lieber das Blut ein als den Schweiß. Der Mexikaner dagegen ſelbſt fleißig, übernimmt für ſich den härtern Theil der Landarbeit, dem Weibe überläßt er den leichtern, umgekehrt als der Wilde. Die Hauptfrucht, die der Mexikaner bebaute, der Hauptreichthum des Landes, war der Mais. Aus ihm verfertigten ſie Brot, oder, wie die Orientalen, vielmehr Kuchen, ehemals wie jetzt noch. Auch noch aus andern Früchten verſtanden ſie Brot zu bereiten. Aus den verſchiedenen Arten der Aloe (aztekiſch Metl) gewannen ſie ihr geiſtiges Getränk Pulque, und ihr Papier, ihre Dachbedeckung und ihre Stricke und Garne, ihre Nägel und Nadeln. Die Maisſtengel lieferten ihnen Zucker. Im Ackerbau zeigten die Peruaner vor den Mexikanern inſofern einen Vorzug, als ſie eine Art Pflug, der gezogen wurde, anwandten, während dagegen die Mexikaner die Erde bloß mit der Haue umſchufen, aber freilich ſo fleißig wie Gartenland. Salz war allgemeines Bedürfniß, Fleiſch aber nicht, Wildpret und Geflügel waren bloß feſtliche Speiſen, gewöhnlicher Fiſche. Chocolate mit Vanille und andern Gewürzen wurde beſonders von den Vornehmen genoſſen. Der

gewöhnlichſte Stoff für die Kleidung war Baumwolle. Bei der Mäßigkeit, Arbeitſamkeit bei der vorzugsweiſe vegetabiliſchen Nahrung dieſes Volkes konnte die Bevölkerung auch eine ſehr dichte ſein, wenn auch die angegebenen Zahlen übertrieben ſind. Jetzt aber noch bilden im Mexikaniſchen die Indianer unter weit ungünſtigern Verhältniſſen die Mehrzahl der Bewohner. Früher war das Land mit Städten und Dörfern beſät, überall angebaut, und bis auf die Berghöhen erblickte man zahlreiche Hütten. In tropiſchen Ländern ernährt ein kleiner, fleißig bebauter Bezirk eine außerordentliche Anzahl mäßiger und disciplinirter Menſchen, beſonders wenn der Staat die Waldkultur und Bewäſſerung, die Natur die reine Bergluft beifügt.

Obſchon bei ſolcher Lage der Dinge die Mehrzahl der Menſchen Ackerbauer waren, wie das bei allen Kulturſtaaten der Fall iſt, ſo finden wir doch, wie das ebenfalls bei allen ackerbautreibenden Völkern iſt, Theilung der Arbeit, Städte und Stände, und zwar im Mexikaniſchen noch viel beſtimmter als in Peru.

Obenan ſtand der Monarch. Die Mexikaner wurden anfänglich durch eine Feudalariſtokratie regiert, nachher durch eine gemäßigte Monarchie, zuletzt durch einen abſoluten Despotismus. Die verſchiedenen Staaten im Lande, mit mehr oder weniger Municipalſelbſtſtändigkeit, wurden meiſt von Königen verwaltet, einige waren Freiſtaaten. Das Mexikaniſche Kaiſerthum (denn ſo kann man es am beſten im Vergleich mit dem deutſchen im Mittelalter nennen) war ein Wahlreich, doch wählte man immer aus demſelben Fürſtenhauſe. Aber nicht der Sohn wurde gewählt, ſondern einer von den Brüdern des Kaiſers, und in Ermanglung eines ſolchen einer ſeiner Neffen. Vier Churfürſten aus dem höchſten Adel beſorgten die Wahl, bei der Krönung ſetzte der Herrſcher von Tezcuco dem Kaiſer die Krone auf. Bei der Wahl ſah man vor allem auf kriegeriſche Eigenſchaften, und man muß geſtehen, daß immer fähige Fürſten die Krone trugen. Beim Kaiſer war nicht bloß die ausübende, ſondern auch die geſetzgebende Gewalt. Den Stamm der Geſetzgebung, das Corpus Juris, nahm man von Tezcuco an, und es ſteht als geſetzgeberiſcher Name der ſpätern Zeit da Netzalhualcojotl. Dagegen war die richterliche Gewalt im Allgemeinen von der kaiſerlichen getrennt. In jeder Stadt und jedem Bezirke war ein vom Kaiſer geſetzter oberſter Richter, von deſſen Ausſprüchen man ſogar nicht an den Kaiſer appelliren konnte. Daneben gab es noch viele Untergerichte. Von einem

Advokatenſtande wußte man nichts. Die ausübende Gewalt des Fürſten im Einzelnſtaate war ein reiner Despotismus, beſonders unter Montezuma II. Da der ganze Staat aus einem Kriegsvolk hervorgegangen war, herrſchte auch in der Verwaltung der kriegeriſche Geſichtspunkt vor, die kriegeriſche Unterordnung und Disciplin. Im Geſammtkaiſerthum aber ſtellte ſich die Geſtalt des Feudalweſens dar mit tributären Fürſten und Großen, ſelbſt Republiken. Daneben bildete aber den rechten Arm des Kaiſers ein zahlreiches Beamtenthum, Schreiberweſen, doch weniger als in Peru, Straßen- und Waldpolizei. Die Beamten wurden vorzüglich, beſonders ſeit Montezuma II, aus dem Adel genommen, ſowie die Kriegshauptleute. Der hohe Adel zeichnete ſich durch Landbeſitz aus, und ſtand zum Kaiſer im Lehnsverhältniß mit Verpflichtung zum Kriegsdienſt, zu Abgaben und Frohnarbeiten. Der Adel war erblich.

Neben dem Adel ſtand die Prieſterſchaft, die außerordentlich zahlreich, aber nicht erblich war. Von ihr werden wir weiter beim Kultus und bei der Offenbarungslehre ſprechen. Ihr politiſcher Einfluß war, wie bei allen Naturſtaaten, ſehr groß.

Die Landleute, Mayaques oder Macahuats, waren eine Art Leibeigener des Adels, die ohne Erlaubniß den Boden nicht wechſeln durften, die aber mit dem Gut den Herrn wechſelten. Gelegentlich wurden ſie außer zum Krieg, auch noch als Laſtträger, Tamanes, in Maſſe aufgeboten. Ihr Grundeigenthum war nicht veräußerlich, ſondern der Beſitz des Landes, Eigenthums der Gemeinden, war bloß lebenslänglich. Gehörte das Land aber der Krone oder dem Adel oder der Prieſterſchaft, d. h. dem Tempel, ſo waren die Bebauer bloße Dienſtleute. Da nun alſo doch ein relativer Eigenthumsbegriff auch in Beziehung auf Grund und Boden ſowohl als Ertrag ſtattfand, ſo war auch, anders als in dem ſocialiſtiſchen Peru, die Möglichkeit zu Armuth und Reichthum, zu Elend und Luxus gegeben. In dem geiſtlichen Cholula z. B. fiel die Menge der Bettler auf. Auf dem Eigenthum laſtete große Abgabenlaſt.

Wie im deutſchen Mittelalter, ſo war auch hier die meiſte freie Entwicklung an die Städte geknüpft, wo die Handwerker wohnten. Obſchon auch die Städter den Landbau trieben, ſo war doch das Handwerk getheilt, und zwar zwiſchen Steinhauern, Maurern, Zimmerleuten, Goldſchmieden, Webern, Malern u. dgl. Dieſe Handwerke waren zwar

nicht kaſtenmäßig geſondert, doch übernahm gewöhnlich der Sohn das Gewerbe ſeines Vaters. Jedes Gewerbe wohnte in einem beſondern Stadttheil, unter eigenem Oberhaupt, unter eigener Schutzgottheit, und hatte ſeine beſondern Feſte. Ihre Werkzeuge waren meiſt von Obſidian. Den Webſtuhl kannte man nicht.

Der geachtetſte Stand der Gewerbsleute, wie im Grunde auch im Deutſchen Mittelalter, war der des Kaufmanns, der in Peru ganz fehlte. Die Mexikaniſchen Kaufleute reisten durchs ganze Reich, und nicht ſelten über die Grenzen deſſelben hinaus. Sie zogen, wie im Morgenlande, bewaffnet und in Karawanen, hatten ihre eigenen Privilegien und ihre Gerichtsbarkeit, ſogar das Recht, Truppen zu ihrem Schutze aufzubieten. Bei Hofe waren ſie wegen ihrer auf Reiſen erworbenen Kenntniſſe und ihrer politiſchen Einſichten wohl angeſchrieben. Der Kaiſer pflegte ſie als ſeine Oheime anzureden. Sahagun hat ein ganzes Buch ſeines Werkes, das neunte, der Schilderung des Mexikaniſchen Kaufmannſtandes gewidmet, gleichſam als Vorgänger zu Heerens Ideen. Mit dem Handel ſtand das Geld in Verbindung, das Peru ebenfalls fehlte. Geprägtes Geld oder Münze kannte Mexiko zwar auch nicht, aber doch hatte es Geld, allgemein anerkannte, leicht bewegliche Tauſchmittel, Beutel mit Cacaobohnen, Zinnſtäbchen und Kupferſtäbchen, Federkiele mit Goldſtaub angefüllt. Auch hatten ſie nicht Gewicht und Wage, bloß Zahl und Maß in ihrem vielfachen Handelsverkehr angewendet. Denn nicht nur trieben die Kaufleute auf ihren Reiſen den Großhandel in Sklaven, Gold, Edelſteinen, Töpferwaaren, Cochenille, Getreide, — ſondern auf den Märkten fand täglicher Kleinhandel ſtatt mit Lebensmitteln und Leckerbiſſen, Arzneien und Kunſtſachen, Federn u. ſ. w. Alle fünf Tage war ein größerer Markt. Ein beſondres Marktpolizeigericht entſchied die Streitigkeiten.

Ein andrer Stand waren die Sklaven, die durchs ganze Land vertheilt waren. Es gab beſondre große Sklavenmärkte. Zu Sklaven wurden die Leute durch Schulden, die ſie nicht bezahlen konnten, aus Noth bisweilen freiwillig, wenn ſie ſich nicht mehr ſelber erhalten konnten. Sklaven wurden Diebe, Kriegsgefangene, die nicht geopfert wurden, Eltern und Kinder der Hochverräther, Weiber, die von ihren Männern, Kinder, die von ihren Eltern verkauft wurden.

Ob ein beſonderer Kriegerſtand geweſen, iſt nicht recht erſichtlich. Einige Aeußerungen bei Clavigero ſcheinen auf etwas der Art hinzu-

für hinlänglich geſichert. Dahin gehören die Darſtellungen von Hermann Ludewig, Oberſt Demphan, und vielen andern. Vgl. A. Zeitung 1847. Beilage Nro. 83. Nro. 218, S. 1738. 1853. Nro. 39, S. 935. 1850. 14. März. Gumprecht a. a. O. 312 ff. 315. Wir haben ſchon früher, oben §. 5, S. 45 ff. geſehen, wie die ſüdlichen Gegenden der Vereinigten Staaten und die nördlichen des Staates Mexiko voll ſind von Denkmälern einer Kultur, die nicht von den Rothhäuten dieſer Gegenden herrühren, ſondern von einer ältern Bevölkerung, die auch in Centralamerika der nordiſchen Einwanderung voranging. Sie beweiſen alſo nichts für die Azteken. So lange nicht die gleichen Sprachen im Norden aufgefunden werden, welche die Tolteko-Azteken reden, weiß man nichts von deren Urſitzen. Es iſt auch möglich, daß die nordiſch Einwanderung keine Volksreſte von ſich im Norden zurückgelaſſen hat. Baureſte beweiſen darum nichts, weil die Nordländer erſt im Süden die höhere Kultur angenommen haben. Die Caſas grandes waren ſchon ſehr unbedeutend, wie ſie Caſtaneda bei Ternaux beſchreibt. Neuere Berichte lauten nicht günſtiger. Die Berichte des Bruders Marcus von Niza über Quivira hielt ſchon Humboldt für ſehr verdächtig, ohne deßwegen an der Sache ſelbſt zu zweifeln. Essai I, 298. Kritiſche Unterſuchungen I, 382. 393. 432. Reiſe V, 311 ff. Braunſchweig 46 ff. Nach Dr. Andree iſt Quivira eine Spaniſche Bergſtadt, welche gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts von den Indianern zerſtört wurde. Die Sache iſt auf jeden Fall nicht ſo wichtig. Wenn nun alſo gegenwärtig Barlett und Emory in Neuyork, und Dr. Andree gegen die Ableitung der Azteken aus der Gegend der Caſas grandes mit vieler Beſtimmtheit aufgetreten ſind, A. Ztg. 1852. S. 2001 b. 1853. S. 168. Nro. 150. 151. 168. 1854. Nro. 28. 29, ſo haben wir nichts gegen ſie einzuwenden. Wo ſo viele Denkmale der Kultur, und an ſo vielen Orten, ſich vorfinden, da beweist die Entdeckung an dieſem oder jenem einzelnen Orte nichts. Der Schluß iſt einer der Art, die zu viel beweiſen. Anders aber verhält ſich die Sache, wenn überhaupt die Ableitung dieſer Einwanderer von Norden, von den Tolteken an bis zu den Azteken, in Abrede geſtellt werden will. Alle dieſe Völker haben das Bewußtſein ihres nordiſchen Urſprungs bewahrt, und dieſes Bewußtſein hat auch ſeine vollkommene innere Glaubwürdigkeit. Auf die inländiſchen Traditionen, beſonders der Chichimeken, Chiapaneſen und Azteken berufen ſich Veytia, Ixtlilxochitl, Torquemada III, 40,

Sahagun II, 266, Gallatin I, 166, Clavigero, Humboldt, Prescott I, 9. II, 450. Warden hat dieſelben geſammelt in den Antiquités mexicaines von Baradère, de St. Prieſt u. a. II, 185 ff. Dieſe Traditionen werden geſtützt durch Mexikaniſche hiſtoriſche Gemälde in Boturinis Sammlung, und anderswo. Vgl. Buſchmann I, 54 ff. 59 ff. und Gallatin in den ſogleich anzuführenden Stellen. Was von der geringern Kultur im Nordweſten, und wir fügen bei im ganzen Norden, dagegen bemerkt wird, daß dieſelbe der ſpätern Toltekiſch-Aztekiſchen in Anahuac weit nachgeſtanden, hat zwar allerdings ſeine Richtigkeit, und iſt von Gallatin in ſeinem Aufſatze über die Halbciviliſation Neumexikos (Transact. of the American Ethnological Society. Vol. II, New-York. 1848. S. 43. 53 ff. 169 ff.) gezeigt worden. Dr. Andree in der Allg. Zeitung 1853. S. 2412 a. Beilage. Vgl. 1853. Nro. 168. Vgl. oben §. 5. §. 93. Allein dieſes Verhältniß beweist durchaus nichtsgegen die Herkunft der Völkerwanderung aus dem Nordweſten, oder überhaupt aus dem Norden. Wir wiſſen ja bereits, daß die höhere Kultur ſchon vor dieſer Einwanderung in Centralamerika beim Majageſchlechte einheimiſch war, und zu den Nordländern erſt nach ihrer Einwanderung überging. Vgl. oben §. 93 ff. Sobald man ſich dieſes Verhältniß im Gegenſatz zu Robertſons (II, 315) und Humboldts Anſicht klar macht, nach denen die nordiſchen Kulturvölker die Toltekiſch-Aztekiſche Kultur zu den wilden Ureinwohnern Centralamerikas gebracht hätten, iſt zwiſchen den alten Ueberlieferungen und den Reſultaten neuerer Forſchungen im geringſten kein Widerſpruch mehr da. Die nordiſchen Völker waren zwar in ihren Urſitzen nicht bloß Wilde und Jägerhorden, wie die ſpätern Rothhäute, ſie bebauten auch bereits das Land, wie ihre Sagen berichten, und bauten Städte und Pyramidentempel, wie noch jetzt der Augenſchein lehrt. Vgl. §. 5. Aber dieſe alte nordiſche Kultur war weit kümmerlicher als die der Urvölker Centralamerikas, zu denen ſie kamen. Dieſe Bemerkung macht auch Lieut. James H. Simpſon in Cap. R. B. Marcy's route from Fort Smith to Santa Fe. 1850. 83 ff., daß wenn die von ihm beſprochenen Ruinen im Novajo-Land nicht den Stand der Aztekiſchen Kultur erreichen, die Azteken eben ſpäter ſich mehr ausgebildet haben werden. Vgl. Buſchmann I, 63. Hingegen dürfen wir dieſe nordiſche Kultur nicht von Einflüſſen des Aztekenreichs in Anahuac ableiten, wie Gumprecht in der Zeitſchrift für allgem. Geographie Bd. I, Heft 4, S. 317 zu thun

geneigt iſt. Denn einmal ſtand jene Kultur auf einer höhern Stufe, und dann erſtreckte ſich die Macht des Mexikaniſchen Reichs nicht ſo weit nördlich.

Nachdem nun die Azteken die Wohnſitze ihrer Väter im Norden verlaſſen hatten, zogen ſie langſam, nicht wie Wilde, ſondern das Land bauend und Städte gründend immer mehr gegen Süden. Im eilften Jahrhundert beginnt mit dem Jahr 1091, als ſie ihr erſtes cykliſches Feuerfeſt feierten, ihre Aera und relativ ordentlich documentirte Geſchichte. Im folgenden Jahrhundert langten ſie in Anahuac an. Hier fanden ſie auf eine dichte Bevölkerung, die ihnen nur ein kümmerliches Daſein gönnte. Die Azteken führten auf den Seeen und deren Ufern ein armſeliges Fiſcherleben und geriethen obendrein in eine fünfzigjährige Dienſtbarkeit des nicht beſonders bedeutenden Staats der Colhuaner. Furcht und Eiferſucht ſuchten ſie durch Auferlegen unerſchwinglicher Laſten zu vertilgen. Aber die Laſt ſtärkte den Nacken und die geiſtige Spannkraft, Ueberſchwemmungen, Hungersnoth und andre Landplagen entwickelten nur um ſo mehr die in jugendlichem Wachsthum begriffenen Kräfte, wunderbar mehrten und hoben ſie ſich, und bauten viele Städte. Unter letztern erhob ſich im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts (1325) mitten im See die fortan bleibende Hauptſtadt Tenochtitlan, von der ſie den Namen Tenochichi oder Tenocher erhielten. Das iſt die weltberühmte Stadt Mexiko, welchen Namen ſie nicht lange nachher erhielt. Sie gründeten dieſe ihre Hauptſtadt deßwegen an jener Stelle, weil ſie auf dem Zweige eines ſtachelichten Birnbaumes einen Königsadler ſitzen ſahen, der eine Schlange in den Klauen hielt, und ſeine Flügel gegen die aufgehende Sonne ausbreitete. Das ſahen ſie für das von den Göttern gegebene Zeichen an, wo ſie die Stadt gründen ſollten, und das blieb auch bis auf den heutigen Tag das Wappen von Mexiko. Es iſt das Symbol der Herrſchaft über die Gewäſſer. Sonſt war die gewöhnliche Hieroglyphe für dieſe Stadt eine Opuntie auf einem Stein. Denn das heißt Tenochtitlan. Dieß iſt ein Symbol der aus geringen Anfängen hervorſproßenden Macht. Nachdem aber die Stadt an Wohlſtand gewachſen war, erhielt ſie den Namen Mexiko, d. h. Ort mitten unter dem Maguey, der ſo ſegensreichen Pflanze für dieſes Volk. Clavigero I, 186. Vgl. mein Programm über Hutzilopochtli S. 15. Anfänglich alſo ſah die Stadt noch ärmlich aus. Wie die Hütte des Romulus, oder wie die urälteſten Hütten des Samem-rum

in Tyrus beſtanden ihre Häuſer aus Rohr und Schilf. So war Rom bis zu der Zeit des Pyrrhus mit Schindeln bedeckt. Die Azteken lebten nun in abwechſelnd günſtiger und ungünſtiger Lage, zinspflichtig fremden Königen, und nährten ſich von Jagd, Fiſchfang und dem Anbau der ſchwimmenden Gärten auf ihrem See. In Kriegen, Empörungen, oder treuen Hülfeleiſtungen zeigten ſie ſich immer bedeutender und furchtbarer, im Frieden vergrößerten und verſchönerten ſie ihre Stadt. Im Jahr 1352 ſtellten ſie an die Spitze ihrer alten Feudalariſtokratie Könige, die durch Churfürſten gewählt wurden. Eilf ſolcher Könige beherrſchten nach einander den Aztekiſchen Staat. Durch eheliche Verbindungen mit den benachbarten Königen gelangten dieſelben zu immer größerm Anſehen, bis ſie, hundert Jahre nach der Gründung ihrer Hauptſtadt, hundert Jahre vor ihrem Falle, im Jahr 1425 nicht bloß die Unabhängigkeit von ihren ehemaligen Herren, den Tepaneken, ſich erkämpften, ſondern ſogar dieſelben ſich ſelbſt dienſtbar und zinspflichtig machten. Auf eigene Weiſe, erzählte man, hätten ſie den Sieg erlangt. Durch eine vorangegangene Niederlage muthlos gemacht, ſchloß das Volk mit König und Adel den Vertrag, daß im Fall eines neuen ungünſtigen Ausgangs des Kriegs König und Adel den Göttern geopfert werden ſollten, ſiegte man aber, ſo würde das Volk zinsbar ſein und ſich verpflichten, des Adels Felder und Häuſer zu bauen, und ihm im Kriege Waffen und Gepäck nachzutragen. Der entſchiedene Sieg heiligte die Feudalherrſchaft und Monarchie, ſtellte zugleich die Azteken an die Spitze der Eidgenoſſenſchaft verwandter Völker, und hatte ſchon in der Mitte jenes Jahrhunderts unter dem großen Montezuma I., noch mehr aber im folgenden Jahrhundert, die ſchnelle und unaufhaltſame Ausbreitung der Mexikaniſchen Macht über den größten Theil von Neu-Spanien zur Folge. Im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts erblicken wir dieſes Reich noch immer im Wachsthum, wie es ſich bis zu den beiden Weltmeeren ausbreitete. Unter dem kühnen Ahuitzotl wurden als letzte Eroberungen Guatemala und Yucatan der Mexikaniſchen Herrſchaft beigefügt. So dehnten ſich die Grenzen des Geſammtreiches aus nach der geringſten Angabe auf der Seite des atlantiſchen Meeres vom Fluſſe Guaſacualco bis zum Tuspan, am ſtillen Ozean von der Ebene Xoconochco bis zum Hafen Zacatula. Aber die Herrſchaft des unglücklichen Montezuma II. (ſeit 1502), bis auf das Hofceremoniel den morgenländiſchen Deſpotieen vergleichbar, war noch mehr als die

seiner Vorfahren eine Schreckensherrschaft, und trug in ihrem Innern den Keim ihres Sturzes. Dem raschen Wachsthum des Barbarenreiches folgten rasch schon auf der Höhe der Macht die Anzeichen des innern Verfalls. Bange Ahnungen und Weissagungen machten den mächtigen, aber durch üppiges Leben entnervten Mann unsicher. Da erschien ein unerschöpflicher Geist mit einer Hand voll Abenteurer, aber getragen von den Mitteln der alten Welt, verkündigte Befreiung den Unterdrückten, Rache an den Erbfeinden, und führte schnell, wenn auch mit gewaltigen Anstrengungen, den tragischen Sturz des großen Reiches herbei. Es war noch kein in sich abgestorbenes Reich, wie gewöhnlich diejenigen, die zu Grunde gehen, denn noch war da die ursprüngliche Triebkraft, die Strenge der Zucht, der Gehorsam der Jugend, das Kriegsfeuer des Kriegers. Aber das Maß der schrecklichen Blutherrschaft im Namen der Religion war vor Ablauf des natürlichen Verlaufs vor Gott voll geworden.

Als Belege zum Gesagten dienen eigentlich alle früher angeführten Schriftsteller über das Mexikanische Alterthum. Uebersichtliche Darstellungen der Geschichte finden sich in den Werken Acosta's und Clavigero's, in den Monumenten, und dem Versuch über Neuspanien von A. v. Humboldt, im vierten Bande des Univers pittoresque über Amerika von de Larenaudière, in der Geschichte der Eroberung von Prescott. Die Darstellung im fünften Bande von Klemms Kulturgeschichte unterscheidet sich nicht wesentlich von Clavigero. Sehr ansprechend ist die Darstellung in Majers Mythologischem Taschenbuch 1812. 53 ff. Eine vergleichende Darstellung der Mexikanischen Regenten nach Gomara, Acosta und den Mexikanischen historischen Gemälden hat de Laet S. 242 ff. gegeben. Vgl. auch Prescott I, 9 ff.

---

§. 103. Die Kultur der Mexikanischen Völker.

Wir reden hier von der Kultur nur insofern, als der Mensch die materielle Natur dem Willen und der Einsicht seines Geistes unterworfen hat. Von den religiösen und sittlichen Kulturbeziehungen wird erst später die Rede sein können, von den religiösen als dem eigentlichen Zweck unsrer Darstellung, von den sittlichen als Rückblick und Anhang

zu jenen. Wir müſſen aber unſre Kulturdarſtellung noch mehr beſchränken, indem des überlieferten Stoffes viel zu viel vorliegt, und zwar auf dasjenige, wodurch die Religion des Naturvolkes bedingt iſt. Im Uebrigen und zugleich als Beleg für das von uns Beigebrachte verweiſen wir auf die Ueberſichten des Kulturzuſtandes der Mexikaner von Acoſta, Robertſon, Clavigero, Vater, de Larenaudière, Braunſchweig, Preſcott, Prichard, Klemm, Kottencamp, Wuttke u. v. a.; ferner auf die lichtvollen Erörterungen über die wichtigſten Punkte dieſer Kultur von A. v. Humboldt, und auf die reichhaltigen Einzelnheiten bei Cortes, Bernal Diaz und Mühlenpfordt. Dagegen erweitern wir wieder den Begriff einer Mexikaniſchen Kultur durch Herbeiziehung aller Völker des Mexikaniſchen Reiches und aller Zeiten, ſeitdem man von einer Kultur in dieſen Ländern weiß, alſo der Kulturbeſtandtheile, die von dem alten Majageſchlechte ausgingen, auf die nordiſche Einwanderung übergingen, und von dieſer dann mit Vermiſchung alles deſſen, was ſie ſelbſt Eigenthümliches mitgebracht hatten, weiter ausgebildet worden waren. In letzterer Hinſicht ſind beſonders die Tolteken und die Akolhuer zu nennen, während die Azteken, anfänglich in drückender Lage, nachgehends leidenſchaftlich auf den Krieg gerichtet, ſich keine Muße gönnten mit innigem Behagen die Kultur zu pflegen, wohl aber nach ächter Barbarenart dasjenige vorzugsweiſe von der vorgefundenen Kultur ſich aneigneten, was ihre Macht vermehrte, ihren Prunk darſtellte, ihren Sinnengenuß erhöhte. Wir haben es aber hier nicht ſowohl mit der Verſchiedenheit der Träger dieſer Kultur zu thun als vielmehr mit der Kultur ſelbſt als einem Gemeingute aller dieſer Völker, aus dem ſogar manche nicht unwichtige Beſtandtheile in die allgemeine moderne europäiſche Bildung übergegangen ſind, wie z. B. der Genuß der Chocolate, des Rauch- und Schnupftabacks, die botaniſchen Gärten mit Menagerien.

Die Urtheile über den Grad dieſer Kultur ſind ſehr verſchieden. Die Spaniſchen Eroberer, die vorher nur wilde Indianer geſehen hatten, wußten ſich ſchon bei der erſten Entdeckung von Kulturgegenden in Yucatan und im Lande der Totonaken vor Verwunderung nicht zu faſſen. Natürlich, daß ihr Urtheil nicht nüchtern war. Die Neuheit der Entdeckung, die Ahnung ihrer Bedeutung, die Erwartung des Goldburſtes, ſelbſt der religiöſe Eifer, Alles erhitzte ihre Phantaſie, überall Außerordentliches zu ſehen. Ein Beiſpiel macht dieſe Stimmung anſchaulich. Cortes hatte ſeinem Zuge einige Reiter in die Stadt Cem-

Uebergewicht der politiſchen Bedeutſamkeit zuſchreibt, ſo begegnet ihm eine ähnliche Parteilichkeit, wie dem Inka Garcilaſſo de la Vega. Wie er die Bildung der Tolteken, und den Urſprung ihres göttlichen Buchs ſeinen Landsleuten zuſchreibt, ſo die Macht der Azteken. Allerdings nahmen die beiden anderen verbündeten Staaten die Geſetzgebung Tezcucos an. Aber die Geſchichte, wie ſie auch den Eroberern klar genug entgegentrat, ſpricht zu beſtimmt für die Oberherrſchaft des Vororts Mexiko, als daß darüber noch geſtritten werden könnte. Vgl. über die Tezcukaner vor allem die Werke von Irtlilxochitl und Veytia, dann Clavigero I, 146 ff. 227 ff. Humboldt Monum. 24. 319. Univers IV, 11 ff. Prescott I, 12 ff. 86. 129 ff. 153 ff. Buſchmann I, 91. Ueber die Tepaneken Vater Mithr. III, 3. 65. Mühlenpfordt II, 268. Prescott I, 12 ff. 130. II, 198. Buſchmann I, 92. Ueber die Akolhuaner beſonders Buſchmann I, 83 ff. 89 ff.

Von allen Völkern ſowohl der nordiſchen Einwanderung, als der nördlichen Urbewohner wußten allein die Tlaskalaner ſich von der aztekiſchen Oberherrſchaft frei zu erhalten. Es iſt das Volk, welches durch ſeine Kriegsgenoſſenſchaft mit Cortes jedermann bekannt iſt.

Ueber ihre Herkunft iſt noch nicht Alles klar. Zwar rechneten wir ſie ſchon im Obigen mit Clavigero und Humboldt zu den Nahuatlaken. Allein der alte Geſchichtſchreiber des Volkes, Camargo, und der gelehrte Torquemada zählen ſie den Chichimeken bei. Und dazu paßt, daß ſie auch Teochichimeken genannt wurden. Mit Recht bemerkt darüber Prescott, daß dieſer Widerſpruch nicht ſo viel zu bedeuten habe, indem ja die Tlaskalaner auf jeden Fall zur großen nordiſchen Einwanderung gehören, von der die Chichimeken ein Theil ſind. Aber bedenklicher klingt die Behauptung Torquemadas, daß die Teochichimeken und Tlaskalaner Otimier ſeien, alſo Aboriginer. Es könnte zwar Manches für dieſe Behauptung zu ſprechen ſcheinen, aber die Sprache weist ſie der nordiſchen Einwanderung zu.

Die Tlaskalaner kamen wie die übrigen nordiſchen Stämme ebenfalls zuerſt nach Anahuac, und ſetzten ſich im zwölften Jahrhundert am öſtlichen Ufer des Sees von Tezcuco feſt. Der beſtändigen Feindſeligkeit mit ihren Nachbarn überdrüſſig, beſchloſſen ſie, obſchon in einer großen Schlacht Sieger geblieben, das Land zu verlaſſen. Ein Theil zog nach Norden, und noch jetzt leiten Indianerſtämme im weſtlichen Texas ſich von dem alten Tlaskala her. Wahrſcheinlicher aber als eine

Rückwanderung nach Norden iſt die Annahme, daß dieſer Theil in der Urheimat zurückgeblieben war. Der andere bekannter gewordene Theil begab ſich in die fruchtbare von hohen Gebirgen eingeſchloſſene Hochebene zwiſchen Mexiko und Veracruz. Hier ſetzte ſich das mäßige, arbeitſame und äußerſt tapfere Volk feſt, bebaute das Land aufs beſte, und machte es zu einem Tlascala, d. h. Brotland. Beſonders bauten ſie Mais und Cochenille, das ſie in großen Laſten ausführten, wie ſie ſich denn überhaupt ſtark auf den Handel verlegten. Von ihren Manufakturen wurden beſonders die Töpferwaaren gerühmt.

Wie ſie nun nach ihrem Auszug aus Anahuac in dieſer Hochebene anlangten, fanden ſie daſelbſt Olmeken und Xicalanken vor, die ſie vertrieben. Die letztern Völker bewahrten einen alten Mythus, nach welchem ſie ſelber in den Urzeiten als älteſte Bewohner Tlaskalas Rieſen angetroffen, und dieſelben getödtet oder unterjocht hätten. Dieſen Mythus eigneten ſich nun auch ihrerſeits die Tlaskalaner an, indem ſie ebenfalls Rieſen angetroffen und bezwungen zu haben behaupteten. Wir werden ſogleich auch noch auf Andres ſtoßen, das ſich die Tlaskalaner von den Urbewohnern angeeignet hatten. Sonderbar iſt aber hier noch der Umſtand, daß der gediegene Acoſta dieſe von den Tlaskalanern beſiegten Rieſen zu Chichimeken macht. Später als die Kriege gegen die Azteken losbrachen, verband ſich mit den Tlaskalanern ein Theil des tapfern Volkes der Otimier, leiſtete ihnen gute Dienſte, und wurde von ihnen als eine Art Grenzer gebraucht. Wahrſcheinlich liegt darin der Grund, warum Torquemada die Tlaskalaner zu Otimiern macht.

Auf die Religion und Kultur der Tlaskalaner ſcheint die toltekiſche Bildung wenig Einfluß ausgeübt zu haben. Der Grund liegt vielleicht in ihrer ſchon frühen Feindſchaft mit Völkern, die den Tolteken in Anahuac befreundet waren, und ſpäter mit ihren nächſten Nachbarn in Tlaskala, mit den Cholulanern. Was ſie von Kultus hatten, brachten ſie entweder als eigenthümlich tlaskalaniſch aus dem Norden mit, wie ihren National- und Kriegsgott Camaxtle, der auf ähnliche Weiſe verehrt wurde, wie der Azteken Huitzilopochtli. Hieher gehört wohl auch ihr Bacchus Ometochtli. Andres nahmen ſie von den Urbewohnern an. Rein Toltekiſches finden wir nichts bei ihnen, wie etwa die Verehrung Quetzalcoatl's, oder die beſchauliche, dem Schriftweſen und wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen zugewandte Lebensweiſe. Es fehlten ihnen ſogar die von den Tolteken ſo gut gehandhabten Hieroglyphen, und ſie hatten bloß die

rohern Knotenſchnüre der Urbewohner, wie in Guatemala, Yucatan, Nicaragua und in Südamerika, beſonders in Peru, Chili, Bolivia. Auch hat man in Tlaskala keine Baudenkmale vorgefunden. Mit dem Majageſchlechte theilten ſie die Lehre von der Seelenwanderung, die Götter Tlaloc und ſeine Gattin Chalchihuitlicue (wie ſie hier genannt wurde) oder Matcacueje, welche auf einem Berge verehrt wurde, und dann beſonders mit den Otimiern die Jagdgöttin Mixcoatl.

Im dreizehnten Jahrhundert vereinigten ſich die verſchiedenen Gemeinweſen im Lande Tlascala zu einem gemeinſchaftlichen Bundesſtaat von vier Orten. Jeder Ort hatte einen Häuptling an der Spitze, unter welchem ein Lehnsadel ſtand. Die Hauptſtadt Tlascala war in vier Quartiere getheilt, die durch Mauern getrennt waren, jedem Orte oder Kanton gehörte ein Quartier. Gemeinſchaftliche Angelegenheiten über Krieg, Frieden, die Wahl des Oberfeldherrn, wurden auf einer allgemeinen Tagſatzung behandelt, auf welcher die vier Häuptlinge mit ihrem Lehnsadel tagten. Dieſer Adel übte ſich im Frieden durch Kampfſpiele, Stand und Würde erhielt er nach allerlei Proben, Faſten und Ceremonien. Ein ſiegreicher Feldherr hielt einen prunkvollen Triumphzug in die Stadt, wobei die hergetragene Beute, der Zug der Gefangenen, die abgeſungenen Loblieder den Ruhm ſeiner Thaten wie den eines Römiſchen Imperators verherrlichten. Selbſt ſein Bild wurde in den Tempeln aufgeſtellt. Die Hauptquelle iſt Camargo, der von Torquemada und Prescott benutzt worden iſt. Acoſta VII, 3. Torquemada III, 9. 10. Clavig. I, 134. 167 ff. 363. 400. Thomas Gage I, 81 ff. Humb. Mon. 24. 70. 86. 318. Vater Mith. III, 3. 65. 72. Mühlenpfordt II, 237. Prescott I, 138. 324 ff. 374 ff. A. Zeitung 1847, Nro. 43, Beilage S. 341 aus den Briefen eines Deutſchen in Texas. Buſchmann I, 93. Vieles findet ſich auch in den Schriften der Eroberer, namentlich bei Cortes und Bernal Diaz.

§. 102. Ueberblick der Geſchichte der Azteken.

Von den aus dem Norden nach Anahuac einwandernden Völkern iſt das letzte das der Azteken geweſen. Durch ſeinen kriegeriſchen Sinn, durch die Strenge der Zucht, die Herrſchaft der Gewalten und Geſetze,

durch Unternehmungsgeiſt und raſche Ausführung des Entſchluſſes, verbunden mit eben ſo vieler Nachhaltigkeit, zäher Arbeitſamkeit und Ausdauer hat ſich dieſes Volk, von kümmerlichen Anfängen ausgehend, im kurzen hurtigen Anlaufe zum mächtigſten Volke Amerikas emporgeſchwungen. Ihr amerikaniſches Weltreich darf wohl den bekannten morgenländiſchen an die Seite geſtellt werden. Die Azteken ſind vor andern den Europäern bekannt geworden, haben ihr Erſtaunen erregt, ihre Theilnahme erworben, ihnen einen Widerſtand wie kein andres Volk entgegengeſetzt. Ihre Geſchichte iſt durch merkwürdige Züge und Fügungen ausgeſtattet, ihr Charakter eigenthümlich, ſie ſind körperlich wohl begabt, willenskräftig, ein Volk, das auch in ſeiner jetzigen Erniedrigung die Fähigkeit zu künftiger Bedeutſamkeit noch nicht verloren zu haben ſcheint.

Die Azteken haben die Kunde bewahrt, wie ſie nicht gar vierhundert Jahre vor dem Sturze ihrer Herrſchaft noch im tiefen Norden lebten. Ihre urſprüngliche Heimat bezeichneten ſie ſpäter mit dem mythiſchen Namen Aztlan, den ſie aber bloß aus ihrem ſpätern Volksnamen Azteken (Aztekatl) gewannen. Der letztere Name kommt her von atzaqua, Waſſerſtauen, und wurde erſt in Anahuac Volksname. Die Azteken haben zwar denſelben mit aztatl, weißer Reiher oder Flamingo, in Verbindung gebracht, indem ſie ſich ſelbſt nach Art nordamerikaniſcher Stämme mit einem Thiernamen benannten. Aber es iſt klar, daß auch dieſe Bezeichnung erſt in den ſüdlichern Gegenden aufkam, in denen jenes Thier zu Hauſe iſt. Die zufällige Namensähnlichkeit wirkte, wie nicht ſelten, bei der Wappenwahl. Vgl. Buſchmann I, 95. vgl. 6. Von ihrer erſten Heimat und deren Lage hatten ſie längſt jede nähere Kunde verloren. Europäiſche Forſcher glaubten dieſelbe mit etwas kühner Beſtimmtheit im Nordweſten von Kalifornien gefunden zu haben. So ſchon 1773 Petro Font, und ihm folgten Clavigero, Humboldt (Essai 322), Vater im Mithridates (III, 3. 143. 210) und andre mehr. Vgl. Buſchmann I, 59 ff. Gumprecht, Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde, Bd. I, Heft 4, S. 312. 317. In unſern Tagen iſt dieſes Beſtreben, die alten Wohnſitze der Azteken im nordweſtlichen Amerika wieder aufzufinden, beſonders bei den Nordamerikanern zu Tage getreten. Wo man in dieſen Gegenden ältere Kulturwerke, Pyramiden, Reſte von Städten, ſelbſt ſogenannte Casas grandes fand oder zu finden glaubte, bezog man dieſelben auf die Azteken, und hielt dieſen Schluß

für hinlänglich geſichert. Dahin gehören die Darſtellungen von Hermann Ludewig, Oberſt Demiphan, und vielen andern. Vgl. A. Zeitung 1847. Beilage Nro. 83. Nro. 218, S. 1738. 1853. Nro. 39, S. 935. 1850. 14. März. Gumprecht a. a. O. 312 ff. 315. Wir haben ſchon früher, oben §. 5, S. 45 ff. geſehen, wie die ſüdlichen Gegenden der Vereinigten Staaten und die nördlichen des Staates Mexiko voll ſind von Denkmälern einer Kultur, die nicht von den Rothhäuten dieſer Gegenden herrühren, ſondern von einer ältern Bevölkerung, die auch in Centralamerika der nordiſchen Einwanderung voranging. Sie beweiſen alſo nichts für die Azteken. So lange nicht die gleichen Sprachen im Norden aufgefunden werden, welche die Tolteko-Azteken reden, weiß man nichts von deren Urſitzen. Es iſt auch möglich, daß die nordiſch Einwanderung keine Volksreſte von ſich im Norden zurückgelaſſen hat. Baureſte beweiſen darum nichts, weil die Nordländer erſt im Süden die höhere Kultur angenommen haben. Die Caſas grandes waren ſchon ſehr unbedeutend, wie ſie Caſtaneda bei Ternaux beſchreibt. Neuere Berichte lauten nicht günſtiger. Die Berichte des Bruders Marcus von Niza über Quivira hielt ſchon Humboldt für ſehr verdächtig, ohne deßwegen an der Sache ſelbſt zu zweifeln. Essai I, 298. Kritiſche Unterſuchungen I, 382. 393. 432. Reiſe V, 311 ff. Braunſchweig 46 ff. Nach Dr. Andree iſt Quivira eine Spaniſche Bergſtadt, welche gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts von den Indianern zerſtört wurde. Die Sache iſt auf jeden Fall nicht ſo wichtig. Wenn nun alſo gegenwärtig Barlett und Emory in Neuyork, und Dr. Andree gegen die Ableitung der Azteken aus der Gegend der Caſas grandes mit vieler Beſtimmtheit aufgetreten ſind, A. Ztg. 1852. S. 2001 b. 1853. S. 168. Nro. 150. 151. 168. 1854. Nro. 28. 29, ſo haben wir nichts gegen ſie einzuwenden. Wo ſo viele Denkmale der Kultur, und an ſo vielen Orten, ſich vorfinden, da beweist die Entdeckung an dieſem oder jenem einzelnen Orte nichts. Der Schluß iſt einer der Art, die zu viel beweiſen. Anders aber verhält ſich die Sache, wenn überhaupt die Ableitung dieſer Einwanderer von Norden, von den Tolteken an bis zu den Azteken, in Abrede geſtellt werden will. Alle dieſe Völker haben das Bewußtſein ihres nordiſchen Urſprungs bewahrt, und dieſes Bewußtſein hat auch ſeine vollkommene innere Glaubwürdigkeit. Auf die inländiſchen Traditionen, beſonders der Chichimeken, Chiapaneſen und Azteken berufen ſich Veytia, Ixtlilxochitl, Torquemada III, 40,

Sahagun II, 266, Gallatin I, 166, Clavigero, Humboldt, Prescott I, 9. II, 450. Warden hat dieſelben geſammelt in den **Antiquités mexicaines** von Baradère, de St. Prieſt u. a. II, 185 ff. Dieſe Traditionen werden geſtützt durch Mexikaniſche hiſtoriſche Gemälde in Boturinis Sammlung, und anderswo. Vgl. Buſchmann I, 54 ff. 59 ff. und Gallatin in den ſogleich anzuführenden Stellen. Was von der geringern Kultur im Nordweſten, und wir fügen bei im ganzen Norden, dagegen bemerkt wird, daß dieſelbe der ſpätern Tolteciſch-Aztekiſchen in Anahuac weit nachgeſtanden, hat zwar allerdings ſeine Richtigkeit, und iſt von Gallatin in ſeinem Aufſatze über die Halbciviliſation Neumexikos (**Transact. of the American Ethnological Society. Vol. II, New-York. 1848.** S. 43. 53 ff. 169 ff.) gezeigt worden. Dr. Andree in der Allg. Zeitung 1853. S. 2412 a. Beilage. Vgl. 1853. Nro. 168. Vgl. oben §. 5. §. 93. Allein dieſes Verhältniß beweist durchaus nichtsgegen die Herkunft der Völkerwanderung aus dem Nordweſten, oder überhaupt aus dem Norden. Wir wiſſen ja bereits, daß die höhere Kultur ſchon vor dieſer Einwanderung in Centralamerika beim Majageſchlechte einheimiſch war, und zu den Nordländern erſt nach ihrer Einwanderung überging. Vgl. oben §. 93 ff. Sobald man ſich dieſes Verhältniß im Gegenſatz zu Robertſons (II, 315) und Humboldts Anſicht klar macht, nach denen die nordiſchen Kulturvölker die Tolteciſch-Aztekiſche Kultur zu den wilden Ureinwohnern Centralamerikas gebracht hätten, iſt zwiſchen den alten Ueberlieferungen und den Reſultaten neuerer Forſchungen im geringſten kein Widerſpruch mehr da. Die nordiſchen Völker waren zwar in ihren Urſitzen nicht bloß Wilde und Jägerhorden, wie die ſpätern Rothhäute, ſie bebauten auch bereits das Land, wie ihre Sagen berichten, und bauten Städte und Pyramidentempel, wie noch jetzt der Augenſchein lehrt. Vgl. §. 5. Aber dieſe alte nordiſche Kultur war weit kümmerlicher als die der Urvölker Centralamerikas, zu denen ſie kamen. Dieſe Bemerkung macht auch Lieut. James H. Simpſon in **Cap. R. B. Marcy's route from Fort Smith to Santa Fe. 1850.** 83 ff., daß wenn die von ihm beſprochenen Ruinen im Novajo-Land nicht den Stand der Aztekiſchen Kultur erreichen, die Azteken eben ſpäter ſich mehr ausgebildet haben werden. Vgl. Buſchmann I, 63. Hingegen dürfen wir dieſe nordiſche Kultur nicht von Einflüſſen des Aztekenreichs in Anahuac ableiten, wie Gumprecht in der Zeitſchrift für allgem. Geographie Bd. I, Heft 4, S. 317 zu thun

geneigt iſt. Denn einmal ſtand jene Kultur auf einer höhern Stufe, und dann erſtreckte ſich die Macht des Mexikaniſchen Reichs nicht ſo weit nördlich.

Nachdem nun die Azteken die Wohnſitze ihrer Väter im Norden verlaſſen hatten, zogen ſie langſam, nicht wie Wilde, ſondern das Land bauend und Städte gründend immer mehr gegen Süden. Im eilften Jahrhundert beginnt mit dem Jahr 1091, als ſie ihr erſtes cykliſches Feuerfeſt feierten, ihre Aera und relativ ordentlich documentirte Geſchichte. Im folgenden Jahrhundert langten ſie in Anahuac an. Hier ſtießen ſie auf eine dichte Bevölkerung, die ihnen nur ein kümmerliches Daſein gönnte. Die Azteken führten auf den Seeen und deren Ufern ein armſeliges Fiſcherleben und geriethen obendrein in eine fünfzigjährige Dienſtbarkeit des nicht beſonders bedeutenden Staats der Colhuaner. Furcht und Eiferſucht ſuchten ſie durch Auferlegen unerſchwinglicher Laſten zu vertilgen. Aber die Laſt ſtärkte den Nacken und die geiſtige Spannkraft, Ueberſchwemmungen, Hungersnoth und andre Landplagen entwickelten nur um ſo mehr die in jugendlichem Wachsthum begriffenen Kräfte, wunderbar mehrten und hoben ſie ſich, und bauten viele Städte. Unter letztern erhob ſich im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts (1325) mitten im See die fortan bleibende Hauptſtadt Tenochtitlan, von der ſie den Namen Tenochichi oder Tenocher erhielten. Das iſt die weltberühmte Stadt Mexiko, welchen Namen ſie nicht lange nachher erhielt. Sie gründeten dieſe ihre Hauptſtadt deßwegen an jener Stelle, weil ſie auf dem Zweige eines ſtachelichten Birnbaumes einen Königsadler ſitzen ſahen, der eine Schlange in den Klauen hielt, und ſeine Flügel gegen die aufgehende Sonne ausbreitete. Das ſahen ſie für das von den Göttern gegebene Zeichen an, wo ſie die Stadt gründen ſollten, und das blieb auch bis auf den heutigen Tag das Wappen von Mexiko. Es iſt das Symbol der Herrſchaft über die Gewäſſer. Sonſt war die gewöhnliche Hieroglyphe für dieſe Stadt eine Opuntie auf einem Stein. Denn das heißt Tenochtitlan. Dieß iſt ein Symbol der aus geringen Anfängen hervorſproßenden Macht. Nachdem aber die Stadt an Wohlſtand gewachſen war, erhielt ſie den Namen Mexiko, d. h. Ort mitten unter dem Maguey, der ſo ſegensreichen Pflanze für dieſes Volk. Clavigero I, 186. Vgl. mein Programm über Huitzilopochtli S. 15. Anfänglich alſo ſah die Stadt noch ärmlich aus. Wie die Hütte des Romulus, oder wie die urälteſten Hütten des Samem-rum

in Tyrus beſtanden ihre Häuſer aus Rohr und Schilf. So war Rom bis zu der Zeit des Pyrrhus mit Schindeln bedeckt. Die Azteken lebten nun in abwechſelnd günſtiger und ungünſtiger Lage, zinspflichtig fremden Königen, und nährten ſich von Jagd, Fiſchfang und dem Anbau der ſchwimmenden Gärten auf ihrem See. In Kriegen, Empörungen, oder treuen Hülfeleiſtungen zeigten ſie ſich immer bedeutender und furchtbarer, im Frieden vergrößerten und verſchönerten ſie ihre Stadt. Im Jahr 1352 ſtellten ſie an die Spitze ihrer alten Feudalariſtokratie Könige, die durch Churfürſten gewählt wurden. Eilf ſolcher Könige beherrſchten nach einander den Aztekiſchen Staat. Durch eheliche Verbindungen mit den benachbarten Königen gelangten dieſelben zu immer größerm Anſehen, bis ſie, hundert Jahre nach der Gründung ihrer Hauptſtadt, hundert Jahre vor ihrem Falle, im Jahr 1425 nicht bloß die Unabhängigkeit von ihren ehemaligen Herren, den Tepaneken, ſich erkämpften, ſondern ſogar dieſelben ſich ſelbſt dienſtbar und zinspflichtig machten. Auf eigene Weiſe, erzählte man, hätten ſie den Sieg erlangt. Durch eine vorangegangene Niederlage muthlos gemacht, ſchloß das Volk mit König und Adel den Vertrag, daß im Fall eines neuen ungünſtigen Ausgangs des Kriegs König und Adel den Göttern geopfert werden ſollten, ſiegte man aber, ſo würde das Volk zinsbar ſein und ſich verpflichten, des Adels Felder und Häuſer zu bauen, und ihm im Kriege Waffen und Gepäck nachzutragen. Der entſchiedene Sieg heiligte die Feudalherrſchaft und Monarchie, ſtellte zugleich die Azteken an die Spitze der Eidgenoſſenſchaft verwandter Völker, und hatte ſchon in der Mitte jenes Jahrhunderts unter dem großen Montezuma I., noch mehr aber im folgenden Jahrhundert, die ſchnelle und unaufhaltſame Ausbreitung der Mexikaniſchen Macht über den größten Theil von Neu-Spanien zur Folge. Im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts erblicken wir dieſes Reich noch immer im Wachsthum, wie es ſich bis zu den beiden Weltmeeren ausbreitete. Unter dem kühnen Ahuitzotl wurden als letzte Eroberungen Guatemala und Yucatan der Mexikaniſchen Herrſchaft beigefügt. So dehnten ſich die Grenzen des Geſammtreiches aus nach der geringſten Angabe auf der Seite des atlantiſchen Meeres vom Fluſſe Guaſacualco bis zum Tuspan, am ſtillen Ozean von der Ebene Xoconochco bis zum Hafen Zacatula. Aber die Herrſchaft des unglücklichen Montezuma II. (ſeit 1502), bis auf das Hofceremoniel den morgenländiſchen Deſpotieen vergleichbar, war noch mehr als die

seiner Vorfahren eine Schreckensherrschaft, und trug in ihrem Innern den Keim ihres Sturzes. Dem raschen Wachsthum des Barbarenreiches folgten rasch schon auf der Höhe der Macht die Anzeichen des innern Verfalls. Bange Ahnungen und Weissagungen machten den mächtigen, aber durch üppiges Leben entnervten Mann unsicher. Da erschien ein unerschöpflicher Geist mit einer Hand voll Abenteurer, aber getragen von den Mitteln der alten Welt', verkündigte Befreiung den Unterdrückten, Rache an den Erbfeinden, und führte schnell, wenn auch mit gewaltigen Anstrengungen, den tragischen Sturz des großen Reiches herbei. Es war noch kein in sich abgestorbenes Reich, wie gewöhnlich diejenigen, die zu Grunde gehen, denn noch war da die ursprüngliche Triebkraft, die Strenge der Zucht, der Gehorsam der Jugend, das Kriegsfeuer des Kriegers. Aber das Maß der schrecklichen Blutherrschaft im Namen der Religion war vor Ablauf des natürlichen Verlaufs vor Gott voll geworden.

Als Belege zum Gesagten dienen eigentlich alle früher angeführten Schriftsteller über das Mexikanische Alterthum. Uebersichtliche Darstellungen der Geschichte finden sich in den Werken Acosta's und Clavigero's, in den Monumenten, und dem Versuch über Neuspanien von A. v. Humboldt, im vierten Bande des Univers pittoresque über Amerika von de Larenaudière, in der Geschichte der Eroberung von Prescott. Die Darstellung im fünften Bande von Klemms Kulturgeschichte unterscheidet sich nicht wesentlich von Clavigero. Sehr ansprechend ist die Darstellung in Majers Mythologischem Taschenbuch 1812. 53 ff. Eine vergleichende Darstellung der Mexikanischen Regenten nach Gomara, Acosta und den Mexikanischen historischen Gemälden hat de Laet S. 242 ff. gegeben. Vgl. auch Prescott I, 9 ff.

---

§. 103. Die Kultur der Mexikanischen Völker.

Wir reden hier von der Kultur nur insofern, als der Mensch die materielle Natur dem Willen und der Einsicht seines Geistes unterworfen hat. Von den religiösen und sittlichen Kulturbeziehungen wird erst später die Rede sein können, von den religiösen als dem eigentlichen Zweck unsrer Darstellung, von den sittlichen als Rückblick und Anhang

zu jenen. Wir müſſen aber unſre Kulturdarſtellung noch mehr beſchränken, indem des überlieferten Stoffes viel zu viel vorliegt, und zwar auf dasjenige, wodurch die Religion des Naturvolkes bedingt iſt. Im Uebrigen und zugleich als Beleg für das von uns Beigebrachte verweiſen wir auf die Ueberſichten des Kulturzuſtandes der Mexikaner von Acoſta, Robertſon, Clavigero, Vater, de Larenaudière, Braunſchweig, Prescott, Prichard, Klemm, Kottencamp, Wuttke u. v. a.; ferner auf die lichtvollen Erörterungen über die wichtigſten Punkte dieſer Kultur von A. v. Humboldt, und auf die reichhaltigen Einzelnheiten bei Cortes, Bernal Diaz und Mühlenpfordt. Dagegen erweitern wir wieder den Begriff einer Mexikaniſchen Kultur durch Herbeiziehung aller Völker des Mexikaniſchen Reiches und aller Zeiten, ſeitdem man von einer Kultur in dieſen Ländern weiß, alſo der Kulturbeſtandtheile, die von dem alten Majageſchlechte ausgingen, auf die nordiſche Einwanderung übergingen, und von dieſer dann mit Vermiſchung alles deſſen, was ſie ſelbſt Eigenthümliches mitgebracht hatten, weiter ausgebildet worden waren. In letzterer Hinſicht ſind beſonders die Tolteken und die Akolhuer zu nennen, während die Azteken, anfänglich in drückender Lage, nachgehends leidenſchaftlich auf den Krieg gerichtet, ſich keine Muße gönnten mit innigem Behagen die Kultur zu pflegen, wohl aber nach ächter Barbarenart dasjenige vorzugsweiſe von der vorgefundenen Kultur ſich aneigneten, was ihre Macht vermehrte, ihren Prunk darſtellte, ihren Sinnengenuß erhöhte. Wir haben es aber hier nicht ſowohl mit der Verſchiedenheit der Träger dieſer Kultur zu thun als vielmehr mit der Kultur ſelbſt als einem Gemeingute aller dieſer Völker, aus dem ſogar manche nicht unwichtige Beſtandtheile in die allgemeine moderne europäiſche Bildung übergegangen ſind, wie z. B. der Genuß der Chocolate, des Rauch- und Schnupftabacks, die botaniſchen Gärten mit Menagerien.

Die Urtheile über den Grad dieſer Kultur ſind ſehr verſchieden. Die Spaniſchen Eroberer, die vorher nur wilde Indianer geſehen hatten, wußten ſich ſchon bei der erſten Entdeckung von Kulturgegenden in Yucatan und im Lande der Totonaken vor Verwunderung nicht zu faſſen. Natürlich, daß ihr Urtheil nicht nüchtern war. Die Neuheit der Entdeckung, die Ahnung ihrer Bedeutung, die Erwartung des Golddurſtes, ſelbſt der religiöſe Eifer, Alles erhitzte ihre Phantaſie, überall Außerordentliches zu ſehen. Ein Beiſpiel macht dieſe Stimmung anſchaulich. Cortes hatte ſeinem Zuge einige Reiter in die Stadt Cem-

poalla vorausgeſchickt. Dieſe eilten mit der Nachricht zurück, ſie hätten die Mauern der Häuſer mit blankem Silber ausgelegt gefunden. Es fand ſich, daß es glänzender Gyps war. Die Indianer, die ſpäter in ſpaniſcher Sprache über dieſe Kultur ſchrieben, waren apologetiſch geſtimmt von Haus aus, und nicht anders erging es manchen Europäern und Creolen, denen die Indianer durch langen Umgang lieb geworden waren. So gab ſich z. B. Clavigero, der in Amerika geboren und aufgewachſen war, durch die geringſchätzigen Urtheile von Pauw und andern verletzt und gekränkt, alle Mühe, die Mexikaniſche Kultur als eine in jeder Beziehung hoch ſtehende und ausgezeichnete nachzuweiſen.

Es handelt ſich hier um ein vergleichendes Urtheil und darum halten wir uns am einfachſten an die Vergleichung mit den Peruanern. Welche Kultur ſteht höher? Oder, in welcher Beziehung ſteht dieſe höher, in welcher jene? In welcher ſind ſie gleich?

In Anſchluß an die letzte Frage iſt gleich von vornherein feſtzuſtellen, daß beide Völker keine Wilden ſind, ſondern **Kulturvölker**. Das zeigt ſich bei den Mexikanern ſchon darin, daß ſie das **Land fleißig bebauten**, während der Wilde den größten Theil der Zeit träg verdämmert; den Weibern den andauernden Theil der Arbeit überlaſſend, macht er dagegen auf der Jagd die rieſenmäßigſte Anſtrengung. Im Ganzen ſetzt er lieber das Blut ein als den Schweiß. Der Mexikaner dagegen ſelbſt fleißig, übernimmt für ſich den härtern Theil der Landarbeit, dem Weibe überläßt er den leichtern, umgekehrt als der Wilde. Die Hauptfrucht, die der Mexikaner bebaute, der Hauptreichthum des Landes, war der Mais. Aus ihm verfertigten ſie Brot, oder, wie die Orientalen, vielmehr Kuchen, ehemals wie jetzt noch. Auch noch aus andern Früchten verſtanden ſie Brot zu bereiten. Aus den verſchiedenen Arten der Aloe (aztekiſch Metl) gewannen ſie ihr geiſtiges Getränk Pulque, und ihr Papier, ihre Dachbedeckung und ihre Stricke und Garne, ihre Nägel und Nadeln. Die Maisſtengel lieferten ihnen Zucker. Im Ackerbau zeigten die Peruaner vor den Mexikanern inſofern einen Vorzug, als ſie eine Art Pflug, der gezogen wurde, anwandten, während dagegen die Mexikaner die Erde bloß mit der Haue umſchufen, aber freilich ſo fleißig wie Gartenland. Salz war allgemeines Bedürfniß, Fleiſch aber nicht, Wildpret und Geflügel waren bloß feſtliche Speiſen, gewöhnlicher Fiſche. Chocolate mit Vanille und andern Gewürzen wurde beſonders von den Vornehmen genoſſen. Der

gewöhnlichſte Stoff für die Kleidung war Baumwolle. Bei der Mäßigkeit, Arbeitſamkeit bei der vorzugsweiſe vegetabiliſchen Nahrung dieſes Volkes konnte die Bevölkerung auch eine ſehr dichte ſein, wenn auch die angegebenen Zahlen übertrieben ſind. Jetzt aber noch bilden im Mexikaniſchen die Indianer unter weit ungünſtigern Verhältniſſen die Mehrzahl der Bewohner. Früher war das Land mit Städten und Dörfern beſät, überall angebaut, und bis auf die Berghöhen erblickte man zahlreiche Hütten. In tropiſchen Ländern ernährt ein kleiner, fleißig bebauter Bezirk eine außerordentliche Anzahl mäßiger und disciplinirter Menſchen, beſonders wenn der Staat die Waldkultur und Bewäſſerung, die Natur die reine Bergluft beifügt.

Obſchon bei ſolcher Lage der Dinge die Mehrzahl der Menſchen Ackerbauer waren, wie das bei allen Kulturſtaaten der Fall iſt, ſo finden wir doch, wie das ebenfalls bei allen ackerbautreibenden Völkern iſt, Theilung der Arbeit, Städte und Stände, und zwar im Mexikaniſchen noch viel beſtimmter als in Peru.

Obenan ſtand der Monarch. Die Mexikaner wurden anfänglich durch eine Feudalariſtokratie regiert, nachher durch eine gemäßigte Monarchie, zuletzt durch einen abſoluten Despotismus. Die verſchiedenen Staaten im Lande, mit mehr oder weniger Municipalſelbſtſtändigkeit, wurden meiſt von Königen verwaltet, einige waren Freiſtaaten. Das Mexikaniſche Kaiſerthum (denn ſo kann man es am beſten im Vergleich mit dem deutſchen im Mittelalter nennen) war ein Wahlreich, doch wählte man immer aus demſelben Fürſtenhauſe. Aber nicht der Sohn wurde gewählt, ſondern einer von den Brüdern des Kaiſers, und in Ermanglung eines ſolchen einer ſeiner Neffen. Vier Churfürſten aus dem höchſten Adel beſorgten die Wahl, bei der Krönung ſetzte der Herrſcher von Tezcuco dem Kaiſer die Krone auf. Bei der Wahl ſah man vor allem auf kriegeriſche Eigenſchaften, und man muß geſtehen, daß immer fähige Fürſten die Krone trugen. Beim Kaiſer war nicht bloß die ausübende, ſondern auch die geſetzgebende Gewalt. Den Stamm der Geſetzgebung, das Corpus Juris, nahm man von Tezcuco an, und es ſteht als geſetzgeberiſcher Name der ſpätern Zeit da Netzalhualcojotl. Dagegen war die richterliche Gewalt im Allgemeinen von der kaiſerlichen getrennt. In jeder Stadt und jedem Bezirke war ein vom Kaiſer geſetzter oberſter Richter, von deſſen Ausſprüchen man ſogar nicht an den Kaiſer appelliren konnte. Daneben gab es noch viele Untergerichte. Von einem

Advokatenſtande wußte man nichts. Die ausübende Gewalt des Fürſten im Einzelnſtaate war ein reiner Despotismus, beſonders unter Montezuma II. Da der ganze Staat aus einem Kriegsvolk hervorgegangen war, herrſchte auch in der Verwaltung der kriegeriſche Geſichtspunkt vor, die kriegeriſche Unterordnung und Disciplin. Im Geſammtkaiſerthum aber ſtellte ſich die Geſtalt des Feudalweſens dar mit tributären Fürſten und Großen, ſelbſt Republiken. Daneben bildete aber den rechten Arm des Kaiſers ein zahlreiches Beamtenthum, Schreiberweſen, doch weniger als in Peru, Straßen- und Waldpolizei. Die Beamten wurden vorzüglich, beſonders ſeit Montezuma II, aus dem Adel genommen, ſowie die Kriegshauptleute. Der hohe Adel zeichnete ſich durch Landbeſitz aus, und ſtand zum Kaiſer im Lehnsverhältniß mit Verpflichtung zum Kriegsdienſt, zu Abgaben und Frohnarbeiten. Der Adel war erblich.

Neben dem Adel ſtand die Prieſterſchaft, die außerordentlich zahlreich, aber nicht erblich war. Von ihr werden wir weiter beim Kultus und bei der Offenbarungslehre ſprechen. Ihr politiſcher Einfluß war, wie bei allen Naturſtaaten, ſehr groß.

Die Landleute, Mayaques oder Macahuats, waren eine Art Leibeigener des Adels, die ohne Erlaubniß den Boden nicht wechſeln durften, die aber mit dem Gut den Herrn wechſelten. Gelegentlich wurden ſie außer zum Krieg, auch noch als Laſtträger, Tamanes, in Maſſe aufgeboten. Ihr Grundeigenthum war nicht veräußerlich, ſondern der Beſitz des Landes, Eigenthums der Gemeinden, war bloß lebenslänglich. Gehörte das Land aber der Krone oder dem Adel oder der Prieſterſchaft, d. h. dem Tempel, ſo waren die Bebauer bloße Dienſtleute. Da nun alſo doch ein relativer Eigenthumsbegriff auch in Beziehung auf Grund und Boden ſowohl als Ertrag ſtattfand, ſo war auch, anders als in dem ſocialiſtiſchen Peru, die Möglichkeit zu Armuth und Reichthum, zu Elend und Luxus gegeben. In dem geiſtlichen Cholula z. B. fiel die Menge der Bettler auf. Auf dem Eigenthum laſtete große Abgabenlaſt.

Wie im deutſchen Mittelalter, ſo war auch hier die meiſte freie Entwicklung an die Städte geknüpft, wo die Handwerker wohnten. Obſchon auch die Städter den Landbau trieben, ſo war doch das Handwerk getheilt, und zwar zwiſchen Steinhauern, Maurern, Zimmerleuten, Goldſchmieden, Webern, Malern u. dgl. Dieſe Handwerke waren zwar

nicht kastenmäßig gesondert, doch übernahm gewöhnlich der Sohn das Gewerbe seines Vaters. Jedes Gewerbe wohnte in einem besondern Stadttheil, unter eigenem Oberhaupt, unter eigener Schutzgottheit, und hatte seine besondern Feste. Ihre Werkzeuge waren meist von Obsidian. Den Webstuhl kannte man nicht.

Der geachtetste Stand der Gewerbsleute, wie im Grunde auch im Deutschen Mittelalter, war der des Kaufmanns, der in Peru ganz fehlte. Die Mexikanischen Kaufleute reisten durchs ganze Reich, und nicht selten über die Grenzen desselben hinaus. Sie zogen, wie im Morgenlande, bewaffnet und in Karawanen, hatten ihre eigenen Privilegien und ihre Gerichtsbarkeit, sogar das Recht, Truppen zu ihrem Schutze aufzubieten. Bei Hofe waren sie wegen ihrer auf Reisen erworbenen Kenntnisse und ihrer politischen Einsichten wohl angeschrieben. Der Kaiser pflegte sie als seine Oheime anzureden. Sahagun hat ein ganzes Buch seines Werkes, das neunte, der Schilderung des Mexikanischen Kaufmannstandes gewidmet, gleichsam als Vorgänger zu Heerens Ideen. Mit dem Handel stand das Geld in Verbindung, das Peru ebenfalls fehlte. Geprägtes Geld oder Münze kannte Mexiko zwar auch nicht, aber doch hatte es Geld, allgemein anerkannte, leicht bewegliche Tauschmittel, Beutel mit Cacaobohnen, Zinnstäbchen und Kupferstäbchen, Federkiele mit Goldstaub angefüllt. Auch hatten sie nicht Gewicht und Wage, bloß Zahl und Maß in ihrem vielfachen Handelsverkehr angewendet. Denn nicht nur trieben die Kaufleute auf ihren Reisen den Großhandel in Sklaven, Gold, Edelsteinen, Töpferwaaren, Cochenille, Getreide, — sondern auf den Märkten fand täglicher Kleinhandel statt mit Lebensmitteln und Leckerbissen, Arzneien und Kunstsachen, Federn u. s. w. Alle fünf Tage war ein größerer Markt. Ein besondres Marktpolizeigericht entschied die Streitigkeiten.

Ein andrer Stand waren die Sklaven, die durchs ganze Land vertheilt waren. Es gab besondre große Sklavenmärkte. Zu Sklaven wurden die Leute durch Schulden, die sie nicht bezahlen konnten, aus Noth bisweilen freiwillig, wenn sie sich nicht mehr selber erhalten konnten. Sklaven wurden Diebe, Kriegsgefangene, die nicht geopfert wurden, Eltern und Kinder der Hochverräther, Weiber, die von ihren Männern, Kinder, die von ihren Eltern verkauft wurden.

Ob ein besonderer Kriegerstand gewesen, ist nicht recht ersichtlich. Einige Aeußerungen bei Clavigero scheinen auf etwas der Art hinzu-

deuten. Auf jeden Fall mußten die hohen Adelichen mit ihren Lehensleuten den großen Heerbann ſtellen. Und ſo war überhaupt das ganze Volk zum Kriegsdienſt verpflichtet. Auch die Prieſter zogen mit in die Schlacht, und der König mußte ein tüchtiger Krieger ſein. Daneben gab es aber doch ſolche, die ſich vorzugsweiſe dieſem Geſchäfte widmeten. Militäriſche Orden aus dem Adel, der beſonders für den Krieg beſtimmt war, bildeten den Kern der zahlreichen Heere. Das Kriegsweſen wurde überhaupt von den Azteken als eine Hauptſache des Lebens aufgefaßt. Auch in ihm bemerkt man nicht zum kleinſten Theil den Grad der Kultur eines Volkes. Die Mexikaner ſchlugen ſich in geordneten Maſſen, ſuchten und beſtanden mit demſelben den Nähekampf, bedienten ſich keiner vergifteten Waffen, marterten die Gefangenen nicht. Ihre Schutzwaffen waren das Schild und der mit Baumwolle dick geſteppte Wams, ein gegen Indiſche Waffen ſo zweckmäßiges und leichtes Kleid, daß ſich die Spanier daſſelbe ſogleich aneigneten. Die reichern der Edelleute trugen anſtatt deſſelben einen Bruſtharniſch von Silber oder gar Gold, und einen Helm in Geſtalt eines Thierkopfes. Wer ſich vor dem Feinde ausgezeichnet hatte, und zwar nur ein ſolcher, war durch ſeinen Schmuck kenntlich, den Federbuſch und die Zierrathen von Metall und Edelſteinen. Die Angriffswaffen waren für die leichten Truppen und den Kampf aus der Ferne Bogen und Pfeile, Schleuder und Wurfſpeer, letzterer beſonders gefährlich. Die Spitze der Waffen war gewöhnlich von ſpitzigem Stein, Obſidian, oder auch von Fiſchknochen. Für den Kampf in der Nähe war die Hauptwaffe das mit beiden Händen geführte hölzerne mit ſcharfen Steinen ausgelegte Schwert, mit dem ſie ſogar auf den erſten Hieb ein Pferd erlegten. Andere führten Streitkolben oder Spieße. Das Heer war ſo gegliedert, daß es zunächſt in Heerhaufen zu achttauſend Mann zerfiel, dieſe wieder in Fähnlein zu drei- bis vierhundert. Alle größern und kleinern Abtheilungen hatten ihre Fahnen, das ganze Heer eine große Reichsfahne mit dem Reichswappen aus Gold und Federn geſtickt, welche dem Heere zum Mittelpunkt diente, aber wegen der Bedeutung, die man ihr beilegte, auch verderblich für das Heer ſein konnte, wie z. B. in der Schlacht bei Otompan geſchah. Die Taktik war ſehr geregelt, die Disciplin ſo ſtreng, daß ein König von Tezcuco ſeine beiden Söhne tödtete, weil ſie gegen den Befehl ſich in den Kampf eingelaſſen hatten. Mit Geſang und Feldgeſchrei und in guter Ordnung rückten die Azteken getroſt dem Feind entgegen, ſelbſt den mit Stahl

und Pulver kämpfenden Spaniern, zogen ſich auf Befehl mit Ruhe und Ordnung zurück, und legten oft verderblichen Hinterhalt. Oft bewunderten die Spanier ihre Ordnung. Ihr Hauptfehler, vom taktiſchen Standpunkt aus die Sache betrachtet, beſtand, wenigſtens in ihrer ſpätern Zeit, darin, daß ſie die Feinde lieber gefangen nahmen als tödteten, und zwar bevor die Schlacht entſchieden war. Die Spanier, ähnlich den alten Eidgenoſſen, konnten nur darum mit ihrer kleinen Anzahl gegen die tapfere feindliche Uebermacht ſiegen, daß ſie in einem Kampfe ohne Vorbehalt für eigene Sicherheit mit ihrer Spaniſchen Klinge immer auf den Kopf zielend, alles niedermachten, was ihnen entgegenſtand. Dieſes Verfahren in Verbindung mit ihrer Reiterei wirkte mehr als ihre ſchwerfälligen Feuerwaffen. In der Strategie beſaßen ſie weniger Klarheit als in der Taktik. Feſtungen mit ſtarken Mauern und zuverläſſigen Beſatzungen dienten als ſtrategiſche Haltpunkte. Vgl. beſonders über das Militärweſen Diaz überall, Prescott I, 35 ff. Rehfues zu Diaz II, 187. III, 307. Acoſta VI, 26. Clavigero I, 493 ff.

Mit dem Ackerbau und der Theilung der Arbeit und der Stände hängt das Städteweſen zuſammen. Daſſelbe war im Mexikaniſchen viel ausgebildeter als in Peru, wo gegen die eine Centralſtadt Cuzco alles andere verſchwand. Dagegen entwickelten die vielen Städte im Mexikaniſchen Reiche jede für ſich eine gewiſſe ſelbſtſtändige Eigenthümlichkeit mit verſchiedenen Verfaſſungen und Geſetzen. Zwar war die von 300,000 Menſchen bewohnte Hauptſtadt der Mittelpunkt aller Macht und alles Reichthums, das Amerikaniſche Venedig mitten im See mit ſeinen Tempeln und Paläſten, und mit dem Lande durch Steindämme verbunden, — aber Tezcuco ſtand höher an Bildung, Cholula in religiöſer Hinſicht, die kleine Stadt Tlacopan war ebenbürtiger Bundesgenoſſe, andere wetteiferten in Theilen der Induſtrie.

Wie in Peru war auch hier das Reich und ſeine Theile durch Straßen, Poſten und Brücken verbunden. Die Poſten waren in ſofern vollkommener, als man ſich dabei der Hieroglyphenbriefe bedienen konnte, Straßen und Brücken waren weniger großartig als in Peru. Es werden zwar auch ſteinerne Brücken erwähnt, aber gewöhnlich beſtanden ſie aus ſchwankendem Flechtwerk, und noch häufiger geſchahen die Flußübergänge bloß durch Fähren.

Die Kunſtbildung der Mexikaner erregte in mehrern Beziehungen die Bewunderung der Spanier. Im Ganzen ſtand die Kunſt un-

gefähr auf derſelben Stufe wie in Peru, namentlich die Plaſtik und die Architektur. Die Azteken hatten gegen die Majas in beiden eher Rückſchritte gemacht. Aber doch wurde die Kunſt vielfach in Anwendung gebracht, ſowohl die Architektonik bei den vielen Tempeln, von denen beim Kultus ausführlicher geſprochen werden wird, und bei den Paläſten der Großen, an denen namentlich die Ornamente und Arabesken durch ihre Genauigkeit, Ordnung und Symmetrie ſich auszeichneten, — als die Plaſtik bei den vielen Götterbildern. Die Eingänge und Ecken der Gebäude waren mit Bildern der Götter und Thiere geziert. Die Thiere waren, was man auch anderswo auf dieſer Kulturſtufe, namentlich neulich noch Layard in Niniveh, beobachtet hat, viel freier und naturgemäßer aufgefaßt als die Menſchengeſtalt. Wie in der Religion, ſo ſprach ſich auch in der Kunſt noch mehr Sinn für thieriſche Eigenthümlichkeit aus als für die rein menſchliche. Das Göttliche wird noch nicht durch die Idealiſirung des Menſchlichen ausgedrückt, ſondern entweder durch das Thier ſelbſt, oder durch Attribute am Menſchengott. Zwar werden letztere weniger am menſchlichen Körper ſelbſt angebracht, wie bei den Hindus und Egyptern, als vielmehr als äußerlicher Schmuck angehängt. Aber das Götterbild iſt mit ſolchem Schmuck der Attribute oft ſo überladen, beſonders der Kopf, daß das ſtereotype Geſicht in die Mitte der ganzen Geſtalt gerückt wird. Beſonders bemerkt man dieſe Eigenthümlichkeit an Steinbildern des ſüdlichen Majageſchlechtes. Doch findet man auch viele kleine gebrannte Bilder dieſer Art. Am höchſten ſtehen wohl in plaſtiſcher Hinſicht die Basreliefs an den Tempelmauern des Majageſchlechtes, z. B. bei Palenque. Doch giebt es auch genug Bilder der Azteken von der Art, wie das der Aztekiſchen Prieſterin, deſſen Abbildung Humboldt gleich am Anfang ſeiner Monumente mittheilt, die ſich vortheilhaft von der gewöhnlichen Maſſe der Bilder auszeichnen. Nacktheit kommt auch hier, wie überhaupt auf dieſer Kulturſtufe, äußerſt ſelten vor. Doch findet ſie ſich an manchen Bildern aus dem Süden, z. B. in Nicaragua, an denen auch (anders als bei den Mexikanern) die Geſchlechtstheile ſtark markirt ſind. Squier Nicaragua 205. 208. Mit der Plaſtik hängen auch die Töpferwaaren aus Stein oder gebrannter Erde zuſammen, ſie ſind nicht ohne anſprechende Formen. Seltener waren die Geräthe aus Kupfer, das mit Zinn gehärtet war, ſie werden häufiger erwähnt als gefunden. Noch ſeltener waren goldene. Selbſt des prunkliebenden Montezuma II goldenes Tafelge-

räthe wurde nur an den hohen Festtagen gebraucht. Hieher gehören auch die vielerlei Arten von Tabackspfeifen, die oft sehr künstlich aus hartem Stein gearbeitet sind, oft wieder einfacher aus gebrannter Erde. Tiefer als die Plastik stand auch hier die einer spätern Entwicklung angehörige Malerei. Doch darf man keinen Schluß von den Hieroglyphen und historischen Gemälden auf die Fertigkeit der Künstler machen, es verhielt sich damit wie mit der Handschrift. Dagegen zeigen die gemalten Skulpturen und Ornamente an den Tempeln der Majas den Standpunkt der Malerei. Bei den Malereien auf Papier fehlt immer die Perspektive, das Gesicht ist immer im Profil gezeichnet, das Auge darin aber wie von vorn, wie bei den Egyptern. Am meisten zeichneten sich die Azteken durch ihren Geschmack in der sogenannten Federnmalerei aus, in der sie wirklich alle andern Völker übertroffen zu haben scheinen. Das prachtvolle Gefieder der dortigen Vögel, besonders der Papageien und Kolibris, scheint sie zur Ausbildung dieser Kunst angelockt zu haben. Man klebte auf baumwollenen Zeug die verschiedenen Federn zu den verschiedensten Darstellungen zusammen. Solche Zeuge dienten als Kleiderschmuck der Vornehmen, zu Zimmervorhängen und Tempelverzierungen.

Von der Musik der Mexikaner gilt im Ganzen dasselbe was von der Peruanischen. Da auch sie bloße Blas- und Schlaginstrumente gebrauchten, Trommeln, Pauken, Hörner, Trompetenmuscheln, Flöten und Pfeifen, nichts von Saiteninstrumenten, so hatte ihre Musik denselben barbarischen Charakter, war zugleich melancholisch, dem Krieg und schauerlichen Gottesdienste gewidmet. Der Musikchor, über den ein angesehener Priester gesetzt war, machte an Festen ganze Tage lang Musik. Die hohe religiöse Bedeutung der Musik sprach sich hier in folgendem Mythus aus: Bei Erschaffung der jetzigen Sonne ließ Tezcatlipoca, der Aztekische Gott der Unterwelt, die Musik zu den Götterfesten aus dem Sonnenhause holen, und erbaute sich zu diesem Behufe eine Brücke von Wallfischen und Schildkröten, diesen Symbolen weltbewegender und welttragender Kräfte. Auch der Mexikanische Gesang war selbst nach dem Urtheile Clavigeros (I, 539) rauh und für Europäische Ohren unangenehm. Ihre Lieder hatten sowohl religiösen und kriegerisch-historischen Inhalt, (die Könige ließen sich bei Tische die Thaten ihrer Vorfahren vorsingen), als auch persönliches Interesse, wie Liebe, Jagd u. dgl. Von den Gedichten des Königs Nezalhuatcojotl, der sechzig Hymnen, Oden

und Elegien verfertigt hatte, iſt ſchon früher die Rede geweſen. Auch dramatiſche Darſtellungen wurden auf einer erhöhten Terraſſe des Markts, oder vor dem Tempel aufgeführt. Der Standpunkt der Kindheit dieſer Kunſt iſt aber erſichtlich aus der Beſchreibung, welche Acoſta V, 30 S. 258, vgl. Clavigero I, 537, von ſolchen dem Quetzalcoatl zu Ehren gegebenen dramatiſchen Aufführungen entwirft. Vor dem Tempel des Gottes war ein Platz mit Zweigen, Blumen und Federn aufgeputzt. Auf demſelben traten die Schauſpieler auf als Taube, Huſtende, Lahme, Blinde, Krüppel, und baten den Gott um Abhülfe von ihren Uebeln. Die Tauben gaben lauter verkehrte Antworten, die andern ſpuckten, hinkten, alle jammerten und bewirkten unter den Zuſchauern allgemeine Heiterkeit. Wieder andere verkleideten ſich in Thiere, Käfer, Kröten, Eidechſen, und erzählten einander ihre Beſchäftigungen. Knaben ſaßen als Schmetterlinge auf den Bäumen. Das Ganze endete mit einem allgemeinen Tanze des Volkes. Auch bei dem erſten Jahresfeſte Huitzilopochtlis fanden ſolche Anfänge dramatiſcher Darſtellungen ſtatt, indem durch den Chor der Jungfrauen die dürre Zeit, durch den der Prieſter die fruchtbare Witterung dargeſtellt wurde, wie wir ſeiner Zeit ſehen werden.

Standen in der Kunſt Peruaner und Mexikaner im Ganzen auf derſelben Stufe, ſo müſſen wir letztere in der Wiſſenſchaft unbedenklich um einen Grad höher ſtellen, obſchon auch ſie noch weit von den aſiatiſchen Kulturvölkern entfernt waren. Die Pfleger der Wiſſenſchaft waren auch hier die Prieſter; von der Pflege der Wiſſenſchaft in Tezcuco war ſchon früher die Rede. Dieſe Stadt diente aber auch anderen als Vorbild. Zunächſt beſaßen nun die Mexikaner wie die Peruaner eine genaue Kenntniß ihres eigenen Reiches bis an die beiden Meere, von dem ſie ziemlich gute Landkarten verfertigten. Außerhalb dieſer Grenzen gingen aber ihre geographiſchen Kenntniſſe nicht weit, ſie wußten davon bloß, was ihnen die die nächſten Gegenden zu Fuß bereiſenden Kaufleute berichteten, Meerſchifffahrt gab es auch hier keine, — ſie hatten weder eine hiſtoriſche Kenntniß von ihrer nordiſchen Urheimat bewahrt, noch hatten ſie eine Kunde von Südamerika. Hingegen übertrafen ſie die Peruaner in Beobachtung der Natur, der Himmelskörper, und der Aufzeichnung der Geſchichte. Ihre Naturbeobachtung, namentlich ihre Pflanzenkenntniß, führte ſie zur Anwendung einiger Heilpflanzen, die zum Theil von den Europäern angenommen wurden. Das Aderlaſſen

wendeten ſie auch gegen Krankheiten an, beſonders aber Schwitzbäder. Ihre Aſtronomie diente zwar noch vielfach aſtrologiſchem Aberglauben, indem man die Kalenderzeichen, unter denen ein Ereigniß ſtattfand, beſonders die Geburt, für lebensbeſtimmend anſah. Aber ſie hatten doch einen deutlichern Begriff von der Bewegung der Himmelskörper, indem ſie die wahre Urſache der Sonnenfinſterniß erkannten. Die Kometen trugen ſie genau in ihre Verzeichniſſe ein. Im Kalender wurden die Feſttage genau nach den Bewegungen der Himmelskörper beſtimmt, und ebenſo, wie ſchon bei den Tolteken, war die wahre Länge des Jahres bis auf die Stunde berechnet, alſo genauer als bei Egyptern, Griechen und Römern; am Ende ihres großen Sekulums von 104 Jahren wußten ſie genauer einzuſchalten. Ihr Kalenderſtein zeigt, daß ſie die Mittel befaßten zur genauen Beſtimmung der Tagesſtunden, der Sonnenwenden, und der Nachtgleichen. Ihre Geſchichte und Chronologie, obſchon erſtere mit Sagen und Mythen vielfach durchflochten iſt, letztere oft ſich widerſpricht, ſind doch zuverläſſiger als die Peruaniſchen. Die Hieroglyphen machen in dieſer Hinſicht einen weſentlichen Unterſchied, und da dieſelben überhaupt einen höhern Kulturzuſtand anzeigen und bedingen, als die Quippus, ſo behandeln wir dieſelben in einem beſondern Kapitel, welches zugleich Gelegenheit geben wird, von den inländiſchen Quellen des Mexikaniſchen Alterthums zu ſprechen.

Sind nun auch die Mexikaniſchen Völkerſchaften keine Wilde, ſo muß man ſie doch als Barbaren bezeichnen, ſo ſehr auch Manche die Begriffe Wilde und Barbaren für gleichbedeutend nehmen. Die Griechen nannten die übrigen Völker, ſelbſt Phönizier und Egypter, Babylonier, Perſer und Hindus Barbaren, und die Römer legten ſich ſogar anfänglich dieſen Namen ſelbſt bei im Gegenſatz zu den Griechen. Derſelbe hat aber nicht bloß ſeinen Grund in einem Nationaldünkel der Griechen, ſondern in dem Bewußtſein einer weſentlich höhern Kulturſtufe, als wie ſie bei andern Völkern ſich vorfand, einer Kunſt, der das Schöne, einer Wiſſenſchaft, der die Wahrheit Selbſtzweck waren, eines Staates, der die Entwicklung des Individuums im Einklang mit der der Geſammtheit, der das Ideal der Freiheit zu verwirklichen ſuchte. An die Stelle des alten Naturſtaates mit ſeinem halbbewußten Inſtinkt tritt die individuelle Freiheit des Bewußtſeins. Das iſt die Bedeutung der Griechen für die Menſchheit. Als die Römer ſich dieſe Bildung angeeignet hatten, erſt dann erwachte auch das Bewußtſein, nicht mehr Barbaren zu ſein.

So ſchloß ſich Volk um Volk an dieſe Bildung an, welche man als die humaniſtiſche im Gegenſatz zu der der alten barbariſchen Naturſtaaten bezeichnen kann. Die Mexikaner wie die Peruaner ſtanden im Allgemeinen in ihrer Kultur noch tief unter den meiſten Völkern, die von Griechen und Römern Barbaren genannt wurden. Ihre Muſik, ihr Mangel an geprägtem Geld, an Gewicht und Wage charakteriſirt ſchon im Obigen ihre barbariſche Kultur. Dazu kommt noch der Mangel einer Zähmung und Nutznießung des lebendigen Thieres. Es fehlte das für den Krieg und raſchen Verkehr im Frieden ſo wichtige Pferd, es fehlte der Gebrauch der Milch des Rindes, und mit ihr das Nomadenleben, eines zwiſchen Wilden und Kulturvölkern ſo wohlthätigen Mittelgliedes, wie ſchon am Schluſſe des dritten Paragraphen bemerkt worden iſt. Es fehlte das Kameel, das Schaf, der Eſel. Die unausgeſetzte Gewohnheit, vom Thiere nur durch ſeine Tödtung Nutzen zu ziehen, und die damit zuſammenhängende, den Menſchen zum Fortſchaffen der Laſten im Großen zu gebrauchen, erhielt und nährte die Mexikaniſche Inhumanität, die uns bei ihrem Kulturſtandpunkt ſo auffällt. Daher auch die übergroße Strenge der Geſetze, die ſich übrigens auch ſonſt bei Völkern findet, die ſich ängſtlich im Beſitz ihrer neuerworbenen Kultur erhalten müſſen. Wer in Tezcuco ſieben Aehren Mais ſtahl, wer gegen Frauen ſich unanſtändige Reden erlaubte, wer eine wiſſentliche Unwahrheit in die Geſchichte eintrug, wurde mit dem Tode beſtraft, wie denn überhaupt die Todesſtrafe im ganzen Reiche ſehr häufig angewendet wurde. Dieſer Charakter einer primitiven barbariſchen Kultur wird uns auch in ihrem religiöſen Kultus entgegentreten.

Wirft man endlich noch einen vergleichenden Blick auf das Verhältniß des Bildungszuſtandes des ehemaligen mexikaniſchen Indianers zum gegenwärtigen, ſo dürfen wir doch dem jetzigen nicht unbedingt den Vorzug geben. Allerdings hat der Indianer mit Annahme des Chriſtenthums wenigſtens die Menſchenopfer und die Anthropophagie bei den Opfermahlzeiten aufgegeben, — er hat in der plaſtiſchen Kunſt die Europäiſche Manier mit Glück ſich angeeignet, ebenſo die Buchſtabenſchrift erlernt, und nicht wenige haben als Schriftſteller und Geiſtliche ſich ausgezeichnet. Aber im Geheimen dauert die Anhänglichkeit der Maſſe an den alten Glauben fort. Und wenn es auch dem gemeinen Mann ſeither nicht ſchlimmer ergangen iſt als früher, ſo iſt doch der Geſammtzuſtand des Volkes ein geringerer geworden. Durch

das Ausrotten der Wälder, und durch den Verfall der Wasserleitungen ist das äußere Ansehen und die Fruchtbarkeit des Landes viel schlechter geworden. Das Volk hat seine eigenen höhern Stände, Priester, Adel, Regierung verloren. Es hat das Bewußtsein einer verlornen Herrlichkeit, aber kein Bewußtsein von der Herrlichkeit, die ihm durch das Christenthum aufgehen kann. So urtheilt im Wesentlichen auch der mit den alten wie mit den neuen Zuständen wohl vertraute Mühlenpfordt I, 227 ff. Und so geben noch viele Andere interessante Nachrichten über den gegenwärtigen Verfall des Landes. Siehe im Magazin der Litteratur des Auslandes 1837. 367. 397. 403. Andree Westland V, 2. u. v. A.

---

§. 104. Die Hieroglyphen der Mexikaner.

Der Grad der Mexikanischen Gesammtkultur zeigt sich anschaulich in dem einzelnen Kulturelement der Hieroglyphen. Die Hieroglyphen weisen ihnen sehr bestimmt ihre Stellung und Bedeutung unter den Kulturvölkern an. Im Vergleich mit den Egyptischen zeigen die Mexikanischen erst die bloßen Anfangsgründe, die erste Stufe des noch lapidaren Gemäldestyls, während jene bereits in die Buchstabenschrift übergehen. Die Egyptische Hieroglyphik muß aus solchen Anfängen hervorgegangen sein. Daher haben auch solche, welche über die Egyptischen Hieroglyphen geschrieben haben, früher die Mexikanischen in den Bereich ihrer Untersuchungen gezogen, wie Warburton und Zoega, und eben so in neuerer Zeit Wilhelm von Humboldt in seiner Schrift über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache. Auf der andern Seite zeigt wiederum die Mexikanische Kultur gerade in den Hieroglyphen ihre Ueberlegenheit über die Peruanische, welche es nicht über die Quippus hinausbrachte. Zu dieser formellen Bedeutung der Mexikanischen Hieroglyphen kommt dann noch die materielle, indem gerade in ihnen eine der ältesten und ächtesten Quellen des Mexikanischen religiösen Alterthums enthalten ist, während die Peruanischen Quippus mehr bloß dem weltlichen Verkehr scheinen gedient zu haben.

Vor den Hieroglyphen hatte man in den ältern Zeiten in Centralamerika ebenfalls wie in Südamerika Knotenschnüre oder Quippus,

hier Nepohualtzitzin genannt. Man fand dergleichen auch noch bei den Tlaskalanern vor, sie waren aber bei den Mexikanern nicht mehr im Gebrauch.

Wichtiger ist, daß bei dem Majageschlechte zwischen der Zeit der Quippus und der Bilderschrift oder den Hieroglyphen eine Art Kua's oder Chinesischer und Japanesischer Linienschrift angewendet worden war, gerade wie in Egypten dergleichen den Hieroglyphen vorangegangen zu sein scheinen. Solche Zeichen neben andern fremdartigen Hieroglyphen findet man besonders häufig auf Denkmälern in Yucatan, Guatemala, Honduras, besonders bei Palenque, Copan und Quirigua (vgl. oben §. 94), wie man aus den Abbildungen bei Dupaix und Stephens sehen kann. Wichtig ist nun, daß mit diesen Zeichen die Schriftzeichen aus dem Dresdner Mexikanischen Codex völlig übereinstimmen, aus welchem A. v. Humboldt in den Monuments, Taf. 45 ein Facsimile mittheilt. Jeder sieht auf den ersten Blick, daß diese Linienzeichen ganz andrer Art sind, als die gewöhnlichen Mexikanischen Hieroglyphen. Es finden sich zwar auch Menschengestalten, aber nur so beigefügt, wie die Zeichnungen bei den Initialen, oder die Holzschnitte bei ältern Drucken, und diese Gestalten sind in ihrem Charakter merklich von den gewöhnlichen Mexikanischen verschieden. Das Wesentlichste dabei sind die eigentlichen Schriftzeichen. Das sind sowohl verschiedene über oder neben einander gereihte Punkte und perpendikulare und horizontale Parallellinien, als auch solche Linien und Punkte, die mit einander verbunden, Kreise, die mit allerhand Linien durchzogen sind. Dieser merkwürdige Dresdner Codex enthält übrigens 74 Seiten, und ist in das Werk von Kingsborough aufgenommen. An diese Handschrift reiht sich die des Herrn Fejérváry in Ungarn, welche schwarze Linearzeichen hat. Klemm hat aus beiden Handschriften Abbildungen der Zeichen mitgetheilt. Die Zeichen sind aber bis jetzt unverständlich.

Von den eigentlichen Mexikanischen Hieroglyphen gibt es nun auch manche Darstellungen auf Stein. Die Umfangsmauern der Tempel und Paläste, die Fußgestelle der Götterbilder enthalten eine Menge Andeutungen aus der Mythologie, dem Kultus, der Geschichte, der Astronomie. Manche sind bei Humboldt, Dupaix, Kingsborough nachgezeichnet, andre in Wachs im verkleinerten Maßstab nachgebildet. Unter diesen sind herauszuheben die Verzierungen auf dem Opferstein, dem Kalenderstein, der Mondlauf und die Horoskope für die neuge-

bornen Kinder. Dieſe ſteinernen Darſtellungen ſtehen den auf Papier gemalten weit näher als das in Egypten der Fall war, wo die Hieroglyphen ſchon mehr den ſtereotypen Buchſtabencharakter angenommen hatten. Dazu kommt, daß von den in Stein gehauenen Bildern und Basreliefs manche einen Kunſtcharakter tragen wollen, mehr Sorgfalt und eine feinere Behandlung der Gliedmaßen zeigen, während die auf Papier gemalten nur die darzuſtellende Sache im Auge haben, und daher dem Charakter der Schrift ſich immer mehr nähern.

Die meiſten Bilderzeichen und Hieroglyphen wurden auf Papier gemalt. Es iſt dieß das ſogenannte Agave- oder Aloepapier, von den Mexikanern Metl oder Maguey genannt. Die Papierſtaude, aus der es verfertigt wurde, iſt dem Egyptiſchen Cyperus papyrus in der Brauchbarkeit für verſchiedene Zwecke ſehr ähnlich. Die Verfertigung dieſes Papiers geſchah mit großer Leichtigkeit, die Häutchen wurden von den Halmen abgelöst, ausgebreitet, wie Hanf gedörrt oder geröſtet, zuſammengepreßt und zuletzt geglättet. Es gab Papier von der verſchiedenſten Dicke, ſolches wie Karton, und dann wieder ſo feines, wie das feinſte chineſiſche. Der Verbrauch des Papiers war ſo beträchtlich, daß einige große Städte jährlich über 16,000 Stücke desſelben als Abgabe zu liefern hatten. Da ein Stück Papier gewöhnlich ſehr groß war, ſogar bis 45 Fuß lang, ſo geſchah das Einbinden einer Handſchrift auf die Weiſe, daß man das Stück im Zickzack zuſammenlegte, wie man einen Fächer oder ein Sackpanorama zuſammenlegt. An den beiden Enden des Papiers wurden zwei Brettchen von Holz als Decken des Einbandes angebracht, ſo daß das Buch äußerlich ſich nicht viel von unſern alten Bänden unterſchied. Das Papier war auf beiden Seiten beſchrieben, ſo daß ein Codex von 48 Falten ſeine 96 Seiten hatte. Man fing die Seite nicht immer auf dieſelbe Weiſe an, bald rechts, bald links, bald oben, bald unten, aber die zweite Linie wurde immer in der umgekehrten Richtung fortgeſetzt, alſo nach Art des Pflügens, *βουστροφηδόν*, wie auch alte griechiſche Handſchriften geſchrieben waren. Außer auf Papier malte man auch auf gewobenen Zeugen, entweder von Baumwolle oder Baumrinde, namentlich von der Palme Iczotl. Nach einem noch ältern Gebrauche ſoll man ſich der Häute von Hirſchen, Mazatl, bedient haben. Auf ſolche iſt wenigſtens der Mexikaniſche Codex in Wien geſchrieben. Dieſe waren gerollt, alſo volumina membranacea. Dergleichen Rollen bedeckten die Prieſterkleider, wenn ſie

Menſchen opferten. Das Schreiberweſen hatte im Mexikaniſchen bereits große Fortſchritte gemacht, und wenn das Licht der Aufklärung nach der Maſſe des verſchriebenen Papiers zu beurtheilen iſt, ſo ſtand es damit ſehr gut Bücher; waren ſehr verbreitet, und zwar im gemeinen Leben, und Tauſende, beſonders in Tezcuco, beſchäftigten ſich mit Malen und Schreiben. Schon Bernal Diaz machte die Beobachtung, daß in jedem Indianerhauſe ſich ein Kalender und eine Landeschronik gefunden habe. Man pflegte auch unbemalte weiße Bücher auf öffentlichem Markt zu verkaufen, und zwar in allen den genannten Stoffen.

Ein großer, wohl der größte Theil dieſer Bücher iſt nun allerdings durch den Erzbiſchof Zumarraga und unwiſſende Mönche vernichtet worden. Diejenigen aber, die einen ſo ſchrecklichen Lärm über dieſe Barbarei erheben, mögen ſich damit tröſten, daß dieſe Bücher für ſie doch meiſtens nur kindiſche Fabeln enthalten haben würden. Wer aber mehr Sinn hat für ſolche Mythen und Kultusvorſchriften, wie ſie in ſolcher Prieſterlitteratur größtentheils enthalten ſind, der findet an dem Erhaltenen noch hinlänglichen Stoff für das Studium eines ganzen Lebens.

Zunächſt erinnern wir an die Benutzung der Mexikaniſchen Hieroglyphen von denjenigen Schriftſtellern, die wir in dem Kapitel von den Quellen genannt haben. Wie wenig hat man noch den Torquemada auszubeuten verſtanden, bloß weil er die Mythen für Geſchichte gibt!

Außer dem, was von alten und neuen Schriftſtellern bereits ausgebeutet worden iſt, und was ſchon hinreichte, belebte Bilder des Mexikaniſchen Alterthums zu entwerfen, liegt noch außerordentlich Vieles vor in den Mexikaniſchen Handſchriften Amerikaniſcher und Europäiſcher Bibliotheken. Solche Handſchriften finden ſich in Mexiko und andern Mexikaniſchen Städten, dann in Spanien, namentlich im Escurial, in Rom, Bologna, Veletri, Paris, Oxford, Wien, Berlin und die ſchon genannten in Dresden und in Ungarn im Beſitz des Herrn von Feſérváry.

Aus dieſen Handſchriften finden ſich Abbildungen, z. Th. Facſimiles bei Humboldt, Clavigero, im Univers u. a. O., beſonders in dem Werke von Kingsborough, von deſſen in ſeinem Werke aufgenommenen Handſchriften Klemm ein vollſtändiges Verzeichniß mittheilt.

Die Entzifferung der Mexikaniſchen Hieroglyphenhandſchriften iſt aber darum leichter als die der Egyptiſchen, weil die Aztekiſche Sprache niemals ausgeſtorben iſt, und weil wir eine Menge Codices bilingues mit Spaniſchen oder Italieniſchen Erklärungen aus dem ſechszehnten Jahrhundert beſitzen. Anfänglich, gleich nach der Eroberung wurden auch chriſtlich-kirchliche und politiſche Gegenſtände auf ſolchen doppelſprachigen Handſchriften dargeſtellt. Aber bald geſchah, was auch in Egypten nach der Einführung des Chriſtenthums, die Buchſtabenſchrift verdrängte die hieroglyphiſche ſo ſehr aus dem gewöhnlichen Gebrauche des Lebens, daß ſie fortan in das Reich der Gelehrſamkeit gehörte. Schon der Spaniſche Ausleger der mendoziſchen Sammlung (gegenwärtig in der bodlejaniſchen Bibliothek in Oxford, und in das Werk von Kingsborough aufgenommen) machte die Bemerkung, daß bei manchen Malereien ſich die Eingebornen nicht mehr über die Bedeutung derſelben hätten vereinigen können, was doch früher nicht der Fall geweſen ſein ſoll. Karl V. achtete es daher für nöthig, in Mexiko neben der Profeſſur für die Mexikaniſche Sprache auch eine für die Hieroglyphen zu ſtiften, welche ſich bis ſpät in das vorige Jahrhundert erhielt. Und wenn dieſelbe auch mehr das praktiſche Rechtsgebiet im Auge hatte, ſo diente ſie doch weſentlich dazu, die Kenntniß der Hieroglyphen auch ſpäter noch unter den Chriſten zu erhalten. So ſelten gegenwärtig auch die Kenntniß der Hieroglyphen unter den gemeinen Indianern iſt, ſo gibt es doch Ortſchaften, in denen ſich die Azteken beſonders rein erhielten, wo die Rechnungen noch in alter Hieroglyphenweiſe geführt werden, z. B. in Acapantzingo.

Auf dieſer in das ſechszehnte Jahrhundert hinein erhaltenen Kenntniß der Hieroglyphen beruhen nun die Erklärungen in den Doppelhandſchriften, deren ziemlich viele und reichhaltige erhalten, bei weitem nicht alle gehörig benutzt ſind. So iſt z. B. ein genealogiſches Gemälde aus der Sammlung Boturini's (bei Humboldt Taf. 12) ſowohl mit Aztekiſchen als Spaniſchen Erklärungen verſehen. Die Sammlung im Eskurial (vgl. Humboldt 75) enthält Spaniſche Erläuterungen. Namentlich ließ Mendoza den Malereien ſeiner Sammlung Erklärungen in Spaniſcher und Aztekiſcher Sprache beifügen, welche in die Sammelwerke von Purchas und Kingsborough aufgenommen wurden. Im Nationalmuſeum in Mexiko befindet ſich eine Sammlung hieroglyphiſcher Malereien in Großfolio mit Spaniſchen Erörterungen. Der Codex

[illegible] Ramensis in der kaiserlichen Bibliothek in Paris, der zwar eine bloße Copie, aber eines sehr interessanten Mexikanischen Codex ist, enthält erklärende Spanische und Aztekische Anmerkungen, die noch unterrichtender sein sollen als die bei Mendoza. Der sehr reichhaltige Codex [illegible] hat eine Italienische Erklärung. Andere Codices sind [illegible], ohne Erläuterungen, wie die in Veletri, Bologna, Wien, u. D. in Rom. [illegible] berichtet von zwei und dreißig Bänden hieroglyphischer Malereien, welche von Puebla, wo sie sich früher befanden, nach Mexiko wanderten; er sagt aber nichts von der Beschaffenheit derselben, namentlich nicht, ob sie mit Erklärungen versehen seien. Hingegen ist am Ende der Zwanzigerjahre ein dicker Folioband Hieroglyphen von Mexiko nach Paris gelangt, welche nicht mehr in das englische Prachtwerk aufgenommen werden konnten. Derselbe enthält die Eintheilung des Landes nach den Spanischen Kirchspielen, für jede Gemeinde ist ein Kapitel bestimmt, das mit dem Namen der Gemeinde in Spanischer und in hieroglyphischer Schrift beginnt. Dann folgt das Haupt der Gemeinde, aus dessen Mund eine Hieroglyphe mit seinem Namen herausgeht, welcher in Spanischer Schrift oben drüber geschrieben ist. Bei den Häuptern der Familien ist dasselbe Verfahren eingeschlagen. Es sind in Allem etwa 10,000 Hieroglyphen, und wenn man auch die Wiederholungen wegrechnet, so bleiben doch noch einige Tausend hier erklärter Worte übrig. Das sind nun allerdings Nomina propria, jedoch mit bekannten Appellativbedeutungen, weßhalb sie eben mit Zeichenschrift geschrieben werden konnten. Ein andres ebenfalls wichtiges Stück enthält die [illegible] Sammlung, eine Handschrift von ungefähr [illegible] Seiten vom Jahr [illegible]. Hier ist zum Behuf der Besteurung eine Eintheilung des Reichs sowohl in hieroglyphischer als in Spanischer Schrift gegeben. Wenn nun auch bei den beiden letztern Handschriften der Inhalt für unsern Zweck weniger wichtig ist, so dienen sie doch als ein Schlüssel zur Kenntniß der Hieroglyphenschrift. Uebrigens soll sich nach Prescott ein vollständiger Schlüssel zur Hieroglyphenschrift irgendwo in Spanien vorfinden, der 1795 aus Anlaß eines Prozesses herübergeschafft wurde.

Um nun auf das Wesen dieser Hieroglyphenschrift überzugehen, auf die Art, Gegenstände, Begriffe und Gedanken auszudrücken, so kann diese Darstellung natürlich keinen andern Zweck haben, als eine durch Beispiele belebte allgemeine Anschauung des Ganzen zu geben.

Den Hieroglyphen gehen die Gemälde ganzer Ereigniſſe und Vorkommenheiten des Lebens voran. Die Thaten des Nationalgottes Huitzilopochtli wurden nicht bloß von den Azteken beſungen, ſondern auch auf Papier dargeſtellt. Ueberhaupt unterſtützten ſich Tradition und Hieroglyphen gegenſeitig. So wurden auch die Weltalter dargeſtellt, die große Fluth, die Wanderung der Azteken, die Gründung Mexikos, Genealogien. Zu dieſen mythiſch-hiſtoriſchen Gemälden kamen Darſtellungen aus dem gegenwärtigen Leben, Landkarten, Schlachten, Szenen aus dem Kriegsleben mit Waffen und Rüſtungen, Hauptereigniſſe aus dem Leben von Fürſten, Gerichtsſitzungen und Strafen, beſonders Kultushandlungen, Menſchenopfer, Prieſter und Götter in ihrem Anzuge an Feſten, Vorſchriften für die Feſte und Zeitbeſtimmungen, — dann Szenen aus der Erziehung, wie die Beſchäftigungen und Züchtigungen der verſchiedenen Alter, Steuerregiſter, Kleidungen, Geräthe, Gefäße, Schmuckſachen, Landesprodukte, Baupläne, Naturerſcheinungen, Erdbeben, Kometen, Sonnenfinſterniſſe, das Zodiakallicht und andre naturhiſtoriſche Gegenſtände. Gemälde ſind nun zwar noch keine Hieroglyphen, man fand dergleichen nicht bloß bei den Peruanern und Muyscas, ſondern auch bei den Wilden in Nord- und Südamerika. Allein der Unterſchied iſt der, daß bei den Mexikanern wie bei den Egyptern die Gemälde mit den Hieroglyphen in genauer Verbindung ſtehen, indem die letztern ſowohl abgekürzte Gemälde ſein können, als auch den Gemälden beigegeben worden ſind, ähnlich wie auf ältern Deutſchen Gemälden beſchriebene Zettelchen den Perſonen aus dem Munde gehen. Iſt doch der urſprüngliche Begriff des Schreibens kein andrer als der des Malens, daher auch im Hebräiſchen, Griechiſchen und andern Sprachen für beide daſſelbe Wort gebraucht wird. Die Chineſen ſchreiben noch jetzt mit dem Pinſel.

Die verbreitetſten Hieroglyphen, die den Gegenſtänden beigegeben ſind, ſind die Zahlen, die bei den Kulturvölkern und vielen Wilden ihre beſondern Zeichen haben. Die Peruaner drückten durch ihre Quippus vorzüglich die Zahlen aus, und die bekannten Zahlzeichen der Europäer ſind für uns bloß Zahlhieroglyphen, die einzigen, die ſich neben der Buchſtabenſchrift in bequemem tagtäglichem Gebrauch erhalten haben. Die mexikaniſche Art, die Zahlen auszudrücken, hat mehr Aehnlichkeit mit der Römiſchen als der modernen. Für die Einheit hat man ein beſonderes Zeichen, hier einen kleinen Zirkel, welche Ziffern, um kleinere

Zahlen auszudrücken, neben einander geſetzt werden. Das erſte größere Zeichen iſt das für zwanzig, wegen des auch hier wie öfter in Amerika (wie auch bei den Celten) herrſchenden Viceſimalſyſtems, wobei die Zahl zwanzig Terminalzahl, und die der Tage des Monats iſt, Zahl der Finger und Zehen zuſammen. Das Zeichen für zwanzig iſt ein kleines Fähnchen. Dieſe Grundzahl bedingt nun auch die folgenden Zeichen für Zahlen, die durch Multiplication der Zwanzig entſtehen, Vierhundert und Achttauſend, die erſte durch eine Feder, die letztere durch einen Sack oder Beutel ausgedrückt. Zu dieſen Zeichen kommt nun noch zum chronologiſchen Behuf ein beſondres Zeichen für das kleine oder zwei und fünfzigjährige Mexikaniſche Sekulum, eine Garbe von Binſen oder Rohren, die durch Bänder verbunden ſind, daher ein ſolches Sekulum Garbe heißt. Dieſe Zahlzeichen finden ſich nun auf die mannigfaltigſte Weiſe auf den Malereien angewendet, auf den Steuerrollen bezeichnen ſie die Zahl der Stücke, Gefäße, Ballen, die abgeliefert werden mußten, und von denen ein Muſter neben der Zahl ſteht. Bei den Weltaltern, bei hiſtoriſchen Gemälden, bei der Erziehung der verſchiedenen Altersſtufen geben ſie die Jahre an, bei letzterer auch die Tage, in welchem Falle dann die Hieroglyphe für den Tag beigefügt iſt. Wird die Zahl zur Hieroglyphe des Sekulums beibemerkt, ſo bezeichnet ſie die Zahl der Sekula ſeit dem Jahre 1091.

Ueber die eigentlichen Hieroglyphen legen wir eine der älteſten Stellen bei Acoſta zu Grunde, welcher Folgendes ausſagt: „Einer von unſrer Geſellſchaft Jeſu, ein Mann von vielem Verſtand und Erfahrung, verſammelte in der Provinz Mexiko die Aelteſten von Tezcuco, Tulla und Mexiko, und unterhielt ſich ſehr lange mit ihnen. Sie zeigten ihm ihre Bücher, Geſchichten und Kalender, welches ſehr ſehenswerthe Dinge waren. Denn es ſind darin ihre Figuren und Hieroglyphen enthalten, durch die ſie ihre Sachen auf folgende Weiſe darſtellen: Diejenigen Dinge, die eine Form und Geſtalt haben, waren durch ihre eigenen Bilder dargeſtellt; die, welche keine Geſtalt haben, durch Zeichen, welche ſie bildlich bezeichneten. Und vermöge dieſes Mittels ſtellen ſie dar und ſchreiben ſie, was ſie wollen.“

Ganz deutlich ſind hier die beiden Arten unterſchieden, welche auch Clemens von Alexandrien (Strom. V, 4) als die Hauptarten der hieroglyphiſchen Schrift im engern Sinne des Wortes oder der Dingbilder aufſtellt, die kyriologiſche und die ſymboliſche. Die kyriologiſche, auch

figurative Schrift genannt, nimmt die Bilder der Gegenſtände in ihrer eigentlichen Bedeutung, — die ſymboliſche bezeichnet den abſtrakten Begriff bildlich.

Die kyriologiſchen Hieroglyphen ſind im Grunde nur Gemälde einzelner Gegenſtände, werden aber doch bereits zu den Hieroglyphen gezählt, es ſind die einfachſten und natürlichſten, machen auch keinen Anſpruch auf künſtleriſche Auffaſſung des Gegenſtandes, ſondern wollen ihn bloß bezeichnen. So malten die Mexikaner einen Menſchen, Berg, Mais und andre Früchte, Götterbilder, Thiere, Goldbarren und Goldkörner. Die Sonne ſchrieben ſie wie die Chineſen und Celten als einen Kreis mit einem Punkt in der Mitte, während die Egypter als einen bloßen Kreis, — den Mond als Halbmond wie ebenfalls die Chineſen. Wenn bei dem Steuerregiſter ein aufgehängter Mann beigefügt iſt, ſo bezeichnet derſelbe ſehr kyriologiſch, was demjenigen bevorſteht, der ſich in der Abgabenentrichtung ſaumſelig zeigen ſollte.

Andre Hieroglyphen ſind bloße Abkürzungen der kyriologiſchen, oder ſtellen nach einer bekanten Figur (continens pro contento) das Gefäß für den Inhalt dar. Beide werden von den einen den kyriologiſchen, von den andern den ſymboliſchen beigezählt. Auf jeden Fall bilden ſie den Uebergang von den einen zu den andern.

Eine der gewöhnlichſten Abkürzungen der Mexikaniſchen Hieroglyphen (synecdoche) iſt ein Kopf ſtatt eines Menſchen, wie man auch anderwärts nach der Kopfzahl ſich richtet, oder nach Häuptern zählt. Ein König iſt ein Kopf mit einem Copilli oder Diadem. Eine Stadt wird auch durch ein bloßes Haus dargeſtellt, der Himmel als eine halb ſchwarze, halb helle Fläche mit ſieben hellen Kügelchen.

Das Gefäß für den Inhalt, wie bei den Egyptiſchen Hieroglyphen und in allen Sprachen, iſt bei den Mexikanern beſonders gebräuchlich bei Früchten und Flüſſigkeiten, die als Abgaben zu entrichten ſind.

Häufiger als die kyriologiſchen Zeichen ſind die ſymboliſchen, und erſt das Vorherrſchen dieſer macht die Malerei zu einer Schrift. Die bilderreiche Sprache auf der primären Kulturſtufe muß die ſymboliſche Darſtellung ſowohl in der Hieroglyphik als im Mythus ungemein fördern. Wir können die ſymboliſchen Hieroglyphen in natürliche und willkürliche theilen, je nachdem ſie mit ihrem Objekte in einem Zuſammenhange ſtehen, oder nicht.

Eins der natürlichſten Symbole nach einem vielfach verzweigten Sprachgebrauch, iſt die Zunge für die Sprache, wie auch in den Egyptiſchen Hieroglyphen. Sie kommt bei den Mexikanern in verſchiedener Beziehung vor. In der Geſchichte der großen Fluth theilt eine Taube den ſtummgebornen Menſchen Zungen aus, womit die Entſtehung der verſchiedenen Sprachen bezeichnet wird. In den genealogiſchen Tabellen gibt die einem Menſchen beigefügte Zunge an, daß er noch reden kann, alſo noch lebt. Bei Audienzertheilungen iſt die Zunge beigefügt als Zeichen, daß man reden darf. Wenn zu einem Berge eine Zunge gemalt wird, ſo iſt der Berg ein feuerſpeiender, denn ein ſolcher heißt aztekiſch ein Berg, der ſpricht. Eine andere natürliche Hieroglyphe ſind Fußſtapfen, die entweder wie bei Bauplänen eine Straße bezeichnen, oder eine Reiſe, einen Marſch, Angriff, bei der Sonne ihren Lauf. Ein Pfeil durch das Kopfbild eines Angeſchuldigten war die Hieroglyphe für das Todesurtheil. Ein mit Pfeilen gezierter Schild zwiſchen einem Monarchen und einer Stadt gab zu verſtehen, daß dieſe Stadt von ihm durch Waffengewalt bezwungen ſei. Natürlich ſind zum Theil die verſchiedenen Hieroglyphen für die Elemente: Der Kopf eines Vogels mit drei Zungen und Federn, oder auch ein Feuerſtein für die Luft; — das Waſſer bildete man wie einen Viertelskreis, von welchem Spitzen mit Tropfen ausliefen; auch wellenförmige Parallellinien, oder ein Rohr bezeichneten das Waſſer, — ein Haus iſt ſehr ſinnig die Hieroglyphe für das Feuer, wie die Veſta der Römer Haus und Herd und Feuer iſt, während der Kieſel, bei den Alten Symbol des Blitzes, bei den Mexikanern als Hieroglyphe der Luft gebraucht wird. Den geſchlängelten Dreizack, welcher die Erde darſtellt, hält Klemm für eine Art Pflug, ich hingegen für einen Schlangenſchwanz, nach einer ähnlichen Anſchauung, wie auch bei Herodot I, 78 die Schlange das Kind der Erde heißt, oder wie ſie in den Myſterien und dem Mythus der Demeter, deren Haupt ſogar in Arkadien Schlangen umgeben, Symbol des Ackerbaus iſt. Mehrere mythiſche Schlangen waren Kinder der Erde, die Schlange, die das goldene Vließ in Colchis bewachte, die Schlange Python zu Delphi, und Typhon. Noch Plinius Hist. Nat. IX, 59 ſpricht von Schlangen, die aus der Erde entſtehen ſollen. Auch ein andres Thier war bei den Mexikanern die Hieroglyphe für die Erde, das Kaninchen. Dieſes iſt auch der Schlangenmutter Cihuatcohuatl beigefügt, unter anderm, um anzuzeigen, daß die Erde die durch die Schlangenfrau ange-

zeigte Allmutter sei. Eine sehr natürliche Hieroglyphe ist der Todtenkopf für den tückischen Südwind, der während der trockenen Jahreszeit zuweilen einbricht, nnd noch jetzt der Todeswind heißt. Natürliche Symbole oder Hieroglyphen sind auch die Wappenbilder mancher Städte oder Reiche, so, wie wir früher gesehen haben, die Opuntie auf dem Steine für die Stadt Tenochtitlan, ein Adler, der auf einen Tiger herabschießt, für das Mexikanische Reich, — ein dreifüßiger Kochtopf mit der Hieroglyphe des Wassers für die Stadt Atonilco d. h. warmes Wasser. Colhuan heißt Horn, und so ist ein Horn die Hieroglyphe für die Stadt Colhuan.

Von den willkürlichen Zeichen sind die wichtigsten und bekanntesten die der Zeiten. Eine gründliche Darstellung des gesammten chronologischen Systems der Mexikaner hat Gama und nach ihm Alex. v. Humboldt gegeben. Wir begnügen uns hier mit dem, was das gewöhnliche Leben berührte, und eine Vorstellung von diesen Hieroglyphen geben kann. Das Zeichen des Jahres war bisweilen ein bloßer Kreis, oder ein Kreis, der durch zwei Linien in rechten Winkeln durchschnitten ist, denn das Jahr zerfiel in vier Cykel. Daneben stellte man aber auch mt kalendarischem Zweck das Jahr mit den Hieroglyphen seiner achtzehn Monate dar. Wiederum eine andre Hieroglyphe dieser Art gibt den Monat mit den Hieroglyphen seiner zwanzig Tage. Der Tag selber in abstracto hat wieder seine besondere Hieroglyphe, einen Kreis, der mit zwei geschlängelten Linien durchschnitten ist. Das Zeichen der Nacht ist ein Kreis mit sieben kleinern Kreisen außerhalb, und vier innerhalb der Peripherie. Die Mitternacht wird durch die Hälfte der Peripherie der Nacht bezeichnet. Die einzelnen Tage des Monats haben jeder ein einfaches bestimmtes Zeichen, wie Haus, Eidechse, Schlange, Hirsch u. s. f. Und ähnlich verhält es sich mit den Hieroglyphen der einzelnen Monate. Aber auf andere Art werden die Jahre des kleinen Sekulums angegeben. Man bedient sich dazu bloß vier Zeichen: Kaninchen, Rohr, Kiesel, Haus, die Zeichen für die vier Elemente. Diese vier Zeichen wiederholen sich immer wieder in derselben Ordnung, aber mit einer verschiedenen Anzahl Punkte versehen, auf folgende Weise: das erste Jahr ist Kaninchen 1, das zweite Rohr 2, das dritte Kiesel 3, das vierte Haus 4, das fünfte Kaninchen 5, u. s. f. bis zum dreizehnten Jahr Kaninchen 13, mit welchem der erste Cyklus schließt. Der zweite Cyklus beginnt dann mit dem auf das Kaninchen folgenden Rohr,

Menſchen opferten. Das Schreiberweſen hatte im Mexikaniſchen bereits große Fortſchritte gemacht, und wenn das Licht der Aufklärung nach der Maſſe des verſchriebenen Papiers zu beurtheilen iſt, ſo ſtand es damit ſehr gut Bücher; waren ſehr verbreitet, und zwar im gemeinen Leben, und Tauſende, beſonders in Tezcuco, beſchäftigten ſich mit Malen und Schreiben. Schon Bernal Diaz machte die Beobachtung, daß in jedem Indianerhauſe ſich ein Kalender und eine Landeschronik gefunden habe. Man pflegte auch unbemalte weiße Bücher auf öffentlichem Markt zu verkaufen, und zwar in allen den genannten Stoffen.

Ein großer, wohl der größte Theil dieſer Bücher iſt nun allerdings durch den Erzbiſchof Zumarraga und unwiſſende Mönche vernichtet worden. Diejenigen aber, die einen ſo ſchrecklichen Lärm über dieſe Barbarei erheben, mögen ſich damit tröſten, daß dieſe Bücher für ſie doch meiſtens nur kindiſche Fabeln enthalten haben würden. Wer aber mehr Sinn hat für ſolche Mythen und Kultusvorſchriften, wie ſie in ſolcher Prieſterlitteratur größtentheils enthalten ſind, der findet an dem Erhaltenen noch hinlänglichen Stoff für das Studium eines ganzen Lebens.

Zunächſt erinnern wir an die Benutzung der Mexikaniſchen Hieroglyphen von denjenigen Schriftſtellern, die wir in dem Kapitel von den Quellen genannt haben. Wie wenig hat man noch den Torquemada auszubeuten verſtanden, bloß weil er die Mythen für Geſchichte gibt!

Außer dem, was von alten und neuen Schriftſtellern bereits ausgebeutet worden iſt, und was ſchon hinreichte, belebte Bilder des Mexikaniſchen Alterthums zu entwerfen, liegt noch außerordentlich Vieles vor in den Mexikaniſchen Handſchriften Amerikaniſcher und Europäiſcher Bibliotheken. Solche Handſchriften finden ſich in Mexiko und andern Mexikaniſcheu Städten, dann in Spanien, namentlich im Escurial, in Rom, Bologna, Veletri, Paris, Oxford, Wien, Berlin und die ſchon genannten in Dresden und in Ungarn im Beſitz des Herrn von Fejérváry.

Aus dieſen Handſchriften finden ſich Abbildungen, z. Th. Facſimiles bei Humboldt, Clavigero, im Univers u. a. O., beſonders in dem Werke von Kingsborough, von deſſen in ſeinem Werke aufgenommenen Handſchriften Klemm ein vollſtändiges Verzeichniß mittheilt.

Die Entzifferung der Mexikaniſchen Hieroglyphenhandſchriften iſt aber darum leichter als die der Egyptiſchen, weil die Aztekiſche Sprache niemals ausgeſtorben iſt, und weil wir eine Menge Codices bilingues mit Spaniſchen oder Italieniſchen Erklärungen aus dem ſechszehnten Jahrhundert beſitzen. Anfänglich, gleich nach der Eroberung wurden auch chriſtlich-kirchliche und politiſche Gegenſtände auf ſolchen doppelſprachigen Handſchriften dargeſtellt. Aber bald geſchah, was auch in Egypten nach der Einführung des Chriſtenthums, die Buchſtabenſchrift verdrängte die hieroglyphiſche ſo ſehr aus dem gewöhnlichen Gebrauche des Lebens, daß ſie fortan in das Reich der Gelehrſamkeit gehörte. Schon der Spaniſche Ausleger der mendoziſchen Sammlung (gegenwärtig in der bodlejaniſchen Bibliothek in Oxford, und in das Werk von Kingsborough aufgenommen) machte die Bemerkung, daß bei manchen Malereien ſich die Eingebornen nicht mehr über die Bedeutung derſelben hätten vereinigen können, was doch früher nicht der Fall geweſen ſein ſoll. Karl V. achtete es daher für nöthig, in Mexiko neben der Profeſſur für die Mexikaniſche Sprache auch eine für die Hieroglyphen zu ſtiften, welche ſich bis ſpät in das vorige Jahrhundert erhielt. Und wenn dieſelbe auch mehr das praktiſche Rechtsgebiet im Auge hatte, ſo diente ſie doch weſentlich dazu, die Kenntniß der Hieroglyphen auch ſpäter noch unter den Chriſten zu erhalten. So ſelten gegenwärtig auch die Kenntniß der Hieroglyphen unter den gemeinen Indianern iſt, ſo gibt es doch Ortſchaften, in denen ſich die Azteken beſonders rein erhielten, wo die Rechnungen noch in alter Hieroglyphenweiſe geführt werden, z. B. in Acapantzingo.

Auf dieſer in das ſechszehnte Jahrhundert hinein erhaltenen Kenntniß der Hieroglyphen beruhen nun die Erklärungen in den Doppelhandſchriften, deren ziemlich viele und reichhaltige erhalten, bei weitem nicht alle gehörig benutzt ſind. So iſt z. B. ein genealogiſches Gemälde aus der Sammlung Boturini's (bei Humboldt Taf. 12) ſowohl mit Aztekiſchen als Spaniſchen Erklärungen verſehen. Die Sammlung im Eskurial (vgl. Humboldt 75) enthält Spaniſche Erläuterungen. Namentlich ließ Mendoza den Malereien ſeiner Sammlung Erklärungen in Spaniſcher und Aztekiſcher Sprache beifügen, welche in die Sammelwerke von Purchas und Kingsborough aufgenommen wurden. Im Nationalmuſeum in Mexiko befindet ſich eine Sammlung hieroglyphiſcher Malereien in Großfolio mit Spaniſchen Erörterungen. Der Codex

Tellerianus Ramensis in der kaiſerlichen Bibliothek in Paris, der zwar eine bloße Copie, aber eines ſehr intereſſanten Mexikaniſchen Codex iſt, enthält erklärende Spaniſche und Aztekiſche Anmerkungen, die noch unterrichtender ſein ſollen als die bei Mendoza. Der ſehr reichhaltige Codex *Vaticanus* hat eine Italieniſche Erklärung. Andere Codices ſind puri, ohne Erläuterungen, wie die in Veletri, Bologna, Wien, z. Th. in Rom. Bullok berichtet von zwei und dreißig Bänden hieroglyphiſcher Malereien, welche von Puebla, wo ſie ſich früher befanden, nach Mexiko wanderten; er ſagt aber nichts von der Beſchaffenheit derſelben, namentlich nicht, ob ſie mit Erklärungen verſehen ſeien. Hingegen iſt am Ende der Zwanzigerjahre ein dicker Folioband Hieroglyphen von Mexiko nach Paris gelangt, welche nicht mehr in das engliſche Prachtwerk aufgenommen werden konnten. Derſelbe enthält die Eintheilung des Landes nach den Spaniſchen Kirchſpielen, für jede Gemeinde iſt ein Kapitel beſtimmt, das mit dem Namen der Gemeinde in Spaniſcher und in hieroglyphiſcher Schrift beginnt. Dann folgt das Haupt der Gemeinde, aus deſſen Mund eine Hieroglyphe mit ſeinem Namen herausgeht, welcher in Spaniſcher Schrift oben drüber geſchrieben iſt. Bei den Häuptern der Familien iſt dasſelbe Verfahren eingeſchlagen. Es ſind in Allem etwa 10,000 Hieroglyphen, und wenn man auch die Wiederholungen wegrechnet, ſo bleiben doch noch einige Tauſend hier erklärter Worte übrig. Das ſind nun allerdings Nomina propria, jedoch mit bekannten Appellativbedeutungen, weßhalb ſie eben mit Zeichenſchrift geſchrieben werden konnten. Ein andres ebenfalls wichtiges Stück enthält die baraberiſche Sammlung, eine Handſchrift von ungefähr 800 Seiten vom Jahr 1559. Hier iſt zum Behuf der Beſteurung eine Eintheilung des Reichs ſowohl in hieroglyphiſcher als in Spaniſcher Schrift gegeben. Wenn nun auch bei den beiden letztern Handſchriften der Inhalt für unſern Zweck weniger wichtig iſt, ſo dienen ſie doch als ein Schlüſſel zur Kenntniß der Hieroglyphenſchrift. Uebrigens ſoll ſich nach Prescott ein vollſtändiger Schlüſſel zur Hieroglyphenſchrift irgendwo in Spanien vorfinden, der 1795 aus Anlaß eines Prozeſſes herübergeſchafft wurde.

Um nun auf das Weſen dieſer Hieroglyphenſchrift überzugehen, auf die Art, Gegenſtände, Begriffe und Gedanken auszudrücken, ſo kann dieſe Darſtellung natürlich keinen andern Zweck haben, als eine durch Beiſpiele belebte allgemeine Anſchauung des Ganzen zu geben.

Den Hieroglyphen gehen die Gemälde ganzer Ereigniſſe und Vorkommenheiten des Lebens voran. Die Thaten des Nationalgottes Huitzilopochtli wurden nicht bloß von den Azteken beſungen, ſondern auch auf Papier dargeſtellt. Ueberhaupt unterſtützten ſich Tradition und Hieroglyphen gegenſeitig. So wurden auch die Weltalter dargeſtellt, die große Fluth, die Wanderung der Azteken, die Gründung Mexikos, Genealogien. Zu dieſen mythiſch-hiſtoriſchen Gemälden kamen Darſtellungen aus dem gegenwärtigen Leben, Landkarten, Schlachten, Szenen aus dem Kriegsleben mit Waffen und Rüſtungen, Hauptereigniſſe aus dem Leben von Fürſten, Gerichtsſitzungen und Strafen, beſonders Kultushandlungen, Menſchenopfer, Prieſter und Götter in ihrem Anzuge an Feſten, Vorſchriften für die Feſte und Zeitbeſtimmungen, — dann Szenen aus der Erziehung, wie die Beſchäftigungen und Züchtigungen der verſchiedenen Alter, Steuerregiſter, Kleidungen, Geräthe, Gefäße, Schmuckſachen, Landesprodukte, Baupläne, Naturerſcheinungen, Erdbeben, Kometen, Sonnenfinſterniſſe, das Zodiakallicht und andre naturhiſtoriſche Gegenſtände. Gemälde ſind nun zwar noch keine Hieroglyphen, man fand dergleichen nicht bloß bei den Peruanern und Muyscas, ſondern auch bei den Wilden in Nord- und Südamerika. Allein der Unterſchied iſt der, daß bei den Mexikanern wie bei den Egyptern die Gemälde mit den Hieroglyphen in genauer Verbindung ſtehen, indem die letztern ſowohl abgekürzte Gemälde ſein können, als auch den Gemälden beigegeben worden ſind, ähnlich wie auf ältern Deutſchen Gemälden beſchriebene Zettelchen den Perſonen aus dem Munde gehen. Iſt doch der urſprüngliche Begriff des Schreibens kein andrer als der des Malens, daher auch im Hebräiſchen, Griechiſchen und andern Sprachen für beide dasſelbe Wort gebraucht wird. Die Chineſen ſchreiben noch jetzt mit dem Pinſel.

Die verbreitetſten Hieroglyphen, die den Gegenſtänden beigegeben ſind, ſind die Zahlen, die bei den Kulturvölkern und vielen Wilden ihre beſondern Zeichen haben. Die Peruaner drückten durch ihre Quippus vorzüglich die Zahlen aus, und die bekannten Zahlzeichen der Europäer ſind für uns bloß Zahlhieroglyphen, die einzigen, die ſich neben der Buchſtabenſchrift in bequemem tagtäglichem Gebrauch erhalten haben. Die mexikaniſche Art, die Zahlen auszudrücken, hat mehr Aehnlichkeit mit der Römiſchen als der modernen. Für die Einheit hat man ein beſonderes Zeichen, hier einen kleinen Zirkel, welche Ziffern, um kleinere

Zahlen auszudrücken, neben einander geſetzt werden. Das erſte größere Zeichen iſt das für zwanzig, wegen des auch hier wie öfter in Amerika (wie auch bei den Celten) herrſchenden Viceſimalſyſtems, wobei die Zahl zwanzig Terminalzahl, und die der Tage des Monats iſt, Zahl der Finger und Zehen zuſammen. Das Zeichen für zwanzig iſt ein kleines Fähnchen. Dieſe Grundzahl bedingt nun auch die folgenden Zeichen für Zahlen, die durch Multiplication der Zwanzig entſtehen, Vierhundert und Achttauſend, die erſte durch eine Feder, die letztere durch einen Sack oder Beutel ausgedrückt. Zu dieſen Zeichen kommt nun noch zum chronologiſchen Behuf ein beſondres Zeichen für das kleine oder zwei und fünfzigjährige Mexikaniſche Sekulum, eine Garbe von Binſen oder Rohren, die durch Bänder verbunden ſind, daher ein ſolches Sekulum Garbe heißt. Dieſe Zahlzeichen finden ſich nun auf die mannigfaltigſte Weiſe auf den Malereien angewendet, auf den Steuerrollen bezeichnen ſie die Zahl der Stücke, Gefäße, Ballen, die abgeliefert werden mußten, und von denen ein Muſter neben der Zahl ſteht. Bei den Weltaltern, bei hiſtoriſchen Gemälden, bei der Erziehung der verſchiedenen Altersſtufen geben ſie die Jahre an, bei letzterer auch die Tage, in welchem Falle dann die Hieroglyphe für den Tag beigefügt iſt. Wird die Zahl zur Hieroglyphe des Sekulums beibemerkt, ſo bezeichnet ſie die Zahl der Sekula ſeit dem Jahre 1091.

Ueber die eigentlichen Hieroglyphen legen wir eine der älteſten Stellen bei Acoſta zu Grunde, welcher Folgendes ausſagt: „Einer von unſrer Geſellſchaft Jeſu, ein Mann von vielem Verſtand und Erfahrung, verſammelte in der Provinz Mexiko die Aelteſten von Tezcuco, Tulla und Mexiko, und unterhielt ſich ſehr lange mit ihnen. Sie zeigten ihm ihre Bücher, Geſchichten und Kalender, welches ſehr ſehenswerthe Dinge waren. Denn es ſind darin ihre Figuren und Hieroglyphen enthalten, durch die ſie ihre Sachen auf folgende Weiſe darſtellen: Diejenigen Dinge, die eine Form und Geſtalt haben, waren durch ihre eigenen Bilder dargeſtellt; die, welche keine Geſtalt haben, durch Zeichen, welche ſie bildlich bezeichneten. Und vermöge dieſes Mittels ſtellen ſie dar und ſchreiben ſie, was ſie wollen.“

Ganz deutlich ſind hier die beiden Arten unterſchieden, welche auch Clemens von Alexandrien (Strom. V, 4) als die Hauptarten der hieroglyphiſchen Schrift im engern Sinne des Wortes oder der Dingbilder aufſtellt, die kyriologiſche und die ſymboliſche. Die kyriologiſche, auch

figurative Schrift genannt, nimmt die Bilder der Gegenſtände in ihrer eigentlichen Bedeutung, — die ſymboliſche bezeichnet den abſtrakten Begriff bildlich.

Die kyriologiſchen Hieroglyphen ſind im Grunde nur Gemälde einzelner Gegenſtände, werden aber doch bereits zu den Hieroglyphen gezählt, es ſind die einfachſten und natürlichſten, machen auch keinen Anſpruch auf künſtleriſche Auffaſſung des Gegenſtandes, ſondern wollen ihn bloß bezeichnen. So malten die Mexikaner einen Menſchen, Berg, Mais und andre Früchte, Götterbilder, Thiere, Goldbarren und Goldkörner. Die Sonne ſchrieben ſie wie die Chineſen und Celten als einen Kreis mit einem Punkt in der Mitte, während die Egypter als einen bloßen Kreis, — den Mond als Halbmond wie ebenfalls die Chineſen. Wenn bei dem Steuerregiſter ein aufgehängter Mann beigefügt iſt, ſo bezeichnet derſelbe ſehr kyriologiſch, was demjenigen bevorſteht, der ſich in der Abgabenentrichtung ſaumſelig zeigen ſollte.

Andre Hieroglyphen ſind bloße Abkürzungen der kyriologiſchen, oder ſtellen nach einer bekanten Figur (continens pro contento) das Gefäß für den Inhalt dar. Beide werden von den einen den kyriologiſchen, von den andern den ſymboliſchen beigezählt. Auf jeden Fall bilden ſie den Uebergang von den einen zu den andern.

Eine der gewöhnlichſten Abkürzungen der Mexikaniſchen Hieroglyphen (synecdoche) iſt ein Kopf ſtatt eines Menſchen, wie man auch anderwärts nach der Kopfzahl ſich richtet, oder nach Häuptern zählt. Ein König iſt ein Kopf mit einem Copilli oder Diadem. Eine Stadt wird auch durch ein bloßes Haus dargeſtellt, der Himmel als eine halb ſchwarze, halb helle Fläche mit ſieben hellen Kügelchen.

Das Gefäß für den Inhalt, wie bei den Egyptiſchen Hieroglyphen und in allen Sprachen, iſt bei den Mexikanern beſonders gebräuchlich bei Früchten und Flüſſigkeiten, die als Abgaben zu entrichten ſind.

Häufiger als die kyriologiſchen Zeichen ſind die ſymboliſchen, und erſt das Vorherrſchen dieſer macht die Malerei zu einer Schrift. Die bilderreiche Sprache auf der primären Kulturſtufe muß die ſymboliſche Darſtellung ſowohl in der Hieroglyphik als im Mythus ungemein fördern. Wir können die ſymboliſchen Hieroglyphen in natürliche und willkürliche theilen, je nachdem ſie mit ihrem Objekte in einem Zuſammenhange ſtehen, oder nicht.

Eins der natürlichſten Symbole nach einem vielfach verzweigten Sprachgebrauch, iſt die Zunge für die Sprache, wie auch in den Egyptiſchen Hieroglyphen. Sie kommt bei den Mexikanern in verſchiedener Beziehung vor. In der Geſchichte der großen Fluth theilt eine Taube den ſtummgebornen Menſchen Zungen aus, womit die Entſtehung der verſchiedenen Sprachen bezeichnet wird. In den genealogiſchen Tabellen gibt die einem Menſchen beigefügte Zunge an, daß er noch reden kann, alſo noch lebt. Bei Audienzertheilungen iſt die Zunge beigefügt als Zeichen, daß man reden darf. Wenn zu einem Berge eine Zunge gemalt wird, ſo iſt der Berg ein feuerſpeiender, denn ein ſolcher heißt aztekiſch ein Berg, der ſpricht. Eine andere natürliche Hieroglyphe ſind Fußſtapfen, die entweder wie bei Bauplänen eine Straße bezeichnen, oder eine Reiſe, einen Marſch, Angriff, bei der Sonne ihren Lauf. Ein Pfeil durch das Kopfbild eines Angeſchuldigten war die Hieroglyphe für das Todesurtheil. Ein mit Pfeilen gezierter Schild zwiſchen einem Monarchen und einer Stadt gab zu verſtehen, daß dieſe Stadt von ihm durch Waffengewalt bezwungen ſei. Natürlich ſind zum Theil die verſchiedenen Hieroglyphen für die Elemente: Der Kopf eines Vogels mit drei Zungen und Federn, oder auch ein Feuerſtein für die Luft; — das Waſſer bildete man wie einen Viertelskreis, von welchem Spitzen mit Tropfen ausliefen; auch wellenförmige Parallellinien, oder ein Rohr bezeichneten das Waſſer, — ein Haus iſt ſehr ſinnig die Hieroglyphe für das Feuer, wie die Veſta der Römer Haus und Herd und Feuer iſt, während der Kieſel, bei den Alten Symbol des Blitzes, bei den Mexikanern als Hieroglyphe der Luft gebraucht wird. Den geſchlängelten Dreizack, welcher die Erde darſtellt, hält Klemm für eine Art Pflug, ich hingegen für einen Schlangenſchwanz, nach einer ähnlichen Anſchauung, wie auch bei Herodot I, 78 die Schlange das Kind der Erde heißt, oder wie ſie in den Myſterien und dem Mythus der Demeter, deren Haupt ſogar in Arkadien Schlangen umgeben, Symbol des Ackerbaus iſt. Mehrere mythiſche Schlangen waren Kinder der Erde, die Schlange, die das goldene Vließ in Colchis bewachte, die Schlange Python zu Delphi, und Typhon. Noch Plinius Hist. Nat. IX, 59 ſpricht von Schlangen, die aus der Erde entſtehen ſollen. Auch ein andres Thier war bei den Mexikanern die Hieroglyphe für die Erde, das Kaninchen. Dieſes iſt auch der Schlangenmutter Cihuatcohuatl beigefügt, unter anderm, um anzuzeigen, daß die Erde die durch die Schlangenfrau ange-

zeigte Allmutter sei. Eine sehr natürliche Hieroglyphe ist der Todtenkopf für den tückischen Südwind, der während der trockenen Jahreszeit zuweilen einbricht, nnd noch jetzt der Todeswind heißt. Natürliche Symbole oder Hieroglyphen sind auch die Wappenbilder mancher Städte oder Reiche, so, wie wir früher gesehen haben, die Opuntie auf dem Steine für die Stadt Tenochtitlan, ein Adler, der auf einen Tiger herabschießt, für das Mexikanische Reich, — ein dreifüßiger Kochtopf mit der Hieroglyphe des Wassers für die Stadt Atonilco d. h. warmes Wasser. Colhuan heißt Horn, und so ist ein Horn die Hieroglyphe für die Stadt Colhuan.

Von den willkürlichen Zeichen sind die wichtigsten und bekanntesten die der Zeiten. Eine gründliche Darstellung des gesammten chronologischen Systems der Mexikaner hat Gama und nach ihm Alex. v. Humboldt gegeben. Wir begnügen uns hier mit dem, was das gewöhnliche Leben berührte, und eine Vorstellung von diesen Hieroglyphen geben kann. Das Zeichen des Jahres war bisweilen ein bloßer Kreis, oder ein Kreis, der durch zwei Linien in rechten Winkeln durchschnitten ist, denn das Jahr zerfiel in vier Cykel. Daneben stellte man aber auch mt kalendarischem Zweck das Jahr mit den Hieroglyphen seiner achtzehn Monate dar. Wiederum eine andre Hieroglyphe dieser Art gibt den Monat mit den Hieroglyphen seiner zwanzig Tage. Der Tag selber in abstracto hat wieder seine besondere Hieroglyphe, einen Kreis, der mit zwei geschlängelten Linien durchschnitten ist. Das Zeichen der Nacht ist ein Kreis mit sieben kleinern Kreisen außerhalb, und vier innerhalb der Peripherie. Die Mitternacht wird durch die Hälfte der Peripherie der Nacht bezeichnet. Die einzelnen Tage des Monats haben jeder ein einfaches bestimmtes Zeichen, wie Haus, Eidechse, Schlange, Hirsch u. s. f. Und ähnlich verhält es sich mit den Hieroglyphen der einzelnen Monate. Aber auf andere Art werden die Jahre des kleinen Sekulums angegeben. Man bedient sich dazu bloß vier Zeichen: Kaninchen, Rohr, Kiesel, Haus, die Zeichen für die vier Elemente. Diese vier Zeichen wiederholen sich immer wieder in derselben Ordnung, aber mit einer verschiedenen Anzahl Punkte versehen, auf folgende Weise: das erste Jahr ist Kaninchen 1, das zweite Rohr 2, das dritte Kiesel 3, das vierte Haus 4, das fünfte Kaninchen 5, u. s. f. bis zum dreizehnten Jahr Kaninchen 13, mit welchem der erste Cyklus schließt. Der zweite Cyklus beginnt dann mit dem auf das Kaninchen folgenden Rohr,

Eins der natürlichſten Symbole nach einem vielfach verzweigten Sprachgebrauch, iſt die Zunge für die Sprache, wie auch in den Egyptiſchen Hieroglyphen. Sie kommt bei den Mexikanern in verſchiedener Beziehung vor. In der Geſchichte der großen Fluth theilt eine Taube den ſtummgebornen Menſchen Zungen aus, womit die Entſtehung der verſchiedenen Sprachen bezeichnet wird. In den genealogiſchen Tabellen gibt die einem Menſchen beigefügte Zunge an, daß er noch reden kann, alſo noch lebt. Bei Audienzertheilungen iſt die Zunge beigefügt als Zeichen, daß man reden darf. Wenn zu einem Berge eine Zunge gemalt wird, ſo iſt der Berg ein feuerſpeiender, denn ein ſolcher heißt aztekiſch ein Berg, der ſpricht. Eine andere natürliche Hieroglyphe ſind Fußſtapfen, die entweder wie bei Bauplänen eine Straße bezeichnen, oder eine Reiſe, einen Marſch, Angriff, bei der Sonne ihren Lauf. Ein Pfeil durch das Kopfbild eines Angeſchuldigten war die Hieroglyphe für das Todesurtheil. Ein mit Pfeilen gezierter Schild zwiſchen einem Monarchen und einer Stadt gab zu verſtehen, daß dieſe Stadt von ihm durch Waffengewalt bezwungen ſei. Natürlich ſind zum Theil die verſchiedenen Hieroglyphen für die Elemente: Der Kopf eines Vogels mit drei Zungen und Federn, oder auch ein Feuerſtein für die Luft; — das Waſſer bildete man wie einen Viertelskreis, von welchem Spitzen mit Tropfen ausliefen; auch wellenförmige Parallellinien, oder ein Rohr bezeichneten das Waſſer, — ein Haus iſt ſehr ſinnig die Hieroglyphe für das Feuer, wie die Veſta der Römer Haus und Herd und Feuer iſt, während der Kieſel, bei den Alten Symbol des Blitzes, bei den Mexikanern als Hieroglyphe der Luft gebraucht wird. Den geſchlängelten Dreizack, welcher die Erde darſtellt, hält Klemm für eine Art Pflug, ich hingegen für einen Schlangenſchwanz, nach einer ähnlichen Anſchauung, wie auch bei Herodot I, 78 die Schlange das Kind der Erde heißt, oder wie ſie in den Myſterien und dem Mythus der Demeter, deren Haupt ſogar in Arkadien Schlangen umgeben, Symbol des Ackerbaus iſt. Mehrere mythiſche Schlangen waren Kinder der Erde, die Schlange, die das goldene Vließ in Colchis bewachte, die Schlange Python zu Delphi, und Typhon. Noch Plinius Hist. Nat. IX, 59 ſpricht von Schlangen, die aus der Erde entſtehen ſollen. Auch ein andres Thier war bei den Mexikanern die Hieroglyphe für die Erde, das Kaninchen. Dieſes iſt auch der Schlangenmutter Cihuatcohuatl beigefügt, unter anderm, um anzuzeigen, daß die Erde die durch die Schlangenfrau ange-

zeigte Allmutter ſei. Eine ſehr natürliche Hieroglyphe iſt der Todtenkopf für den tückiſchen Südwind, der während der trockenen Jahreszeit zuweilen einbricht, nnd noch jetzt der Todeswind heißt. Natürliche Symbole oder Hieroglyphen ſind auch die Wappenbilder mancher Städte oder Reiche, ſo, wie wir früher geſehen haben, die Opuntie auf dem Steine für die Stadt Tenochtitlan, ein Adler, der auf einen Tiger herabſchießt, für das Mexikaniſche Reich, — ein dreifüßiger Kochtopf mit der Hieroglyphe des Waſſers für die Stadt Atonilco d. h. warmes Waſſer. Colhuan heißt Horn, und ſo iſt ein Horn die Hieroglyphe für die Stadt Colhuan.

Von den willkürlichen Zeichen ſind die wichtigſten und bekannteſten die der Zeiten. Eine gründliche Darſtellung des geſammten chronologiſchen Syſtems der Mexikaner hat Gama und nach ihm Alex. v. Humboldt gegeben. Wir begnügen uns hier mit dem, was das gewöhnliche Leben berührte, und eine Vorſtellung von dieſen Hieroglyphen geben kann. Das Zeichen des Jahres war bisweilen ein bloßer Kreis, oder ein Kreis, der durch zwei Linien in rechten Winkeln durchſchnitten iſt, denn das Jahr zerfiel in vier Cykel. Daneben ſtellte man aber auch mt kalendariſchem Zweck das Jahr mit den Hieroglyphen ſeiner achtzehn Monate dar. Wiederum eine andre Hieroglyphe dieſer Art gibt den Monat mit den Hieroglyphen ſeiner zwanzig Tage. Der Tag ſelber in abstracto hat wieder ſeine beſondere Hieroglyphe, einen Kreis, der mit zwei geſchlängelten Linien durchſchnitten iſt. Das Zeichen der Nacht iſt ein Kreis mit ſieben kleinern Kreiſen außerhalb, und vier innerhalb der Peripherie. Die Mitternacht wird durch die Hälfte der Peripherie der Nacht bezeichnet. Die einzelnen Tage des Monats haben jeder ein einfaches beſtimmtes Zeichen, wie Haus, Eidechſe, Schlange, Hirſch u. ſ. f. Und ähnlich verhält es ſich mit den Hieroglyphen der einzelnen Monate. Aber auf andere Art werden die Jahre des kleinen Sekulums angegeben. Man bedient ſich dazu bloß vier Zeichen: Kaninchen, Rohr, Kieſel, Haus, die Zeichen für die vier Elemente. Dieſe vier Zeichen wiederholen ſich immer wieder in derſelben Ordnung, aber mit einer verſchiedenen Anzahl Punkte verſehen, auf folgende Weiſe: das erſte Jahr iſt Kaninchen 1, das zweite Rohr 2, das dritte Kieſel 3, das vierte Haus 4, das fünfte Kaninchen 5, u. ſ. f. bis zum dreizehnten Jahr Kaninchen 13, mit welchem der erſte Cyklus ſchließt. Der zweite Cyklus beginnt dann mit dem auf das Kaninchen folgenden Rohr,

aber bloß mit einem Punkte verſehen, alſo Rohr I | iſt das vierzehnte Jahr, u. ſ. f. Das ſieben und zwanzigſte iſt Kieſel I, das vierzigſte Haus I. Da jeder Cyklus 13 Jahre hat, ſo beginnt auch jeder mit einem andern der vier Hieroglyphen, und kommt mit einer der dreizehn Zahlen nur einmal vor. Jedes Sekulum beginnt übrigens mit dem Zeichen des Kaninchens, und ſo auch jede größere Periode. Darum iſt auch dieſes bei dem Bilde des Schlangenweibes, der Mutter des Menſchengeſchlechtes angebracht, um damit den Beginn der menſchlichen Zeitrechnung anzudeuten, und zugleich, daß die Erde eigentlich das Schlangenweib und die allgemeine Mutter ſei.

Alle dieſe Hieroglyphen, ſymboliſche ſo gut wie kyriologiſche, ſind indeſſen bloß Zeichen für die Sachen, wie auch wir ſie neben der Buchſtabenſchrift der Abkürzung oder Aufmerkſamkeit wegen in Landkarten, Wappen, Zeitungsinſeraten, und namentlich in der Mathematik eingeführt haben, Zeichen für das Auge. Das Weſen der Schrift beſteht aber darin, daß man die Worte und Töne mit dem Zeichen faßt, daß man das Auge in den Dienſt des Ohres nimmt, die Hand in den des Mundes. Und dieß geſchieht durch die phonetiſchen Hieroglyphen, welche auch die wichtigſten, aber zugleich die jüngſten ſind. Zu Buchſtaben haben es die Mexikaner zwar nie gebracht, und was von ſolchen etwa berichtet wird, beruht auf Mißverſtändniß. Hingegen bedienten ſie ſich allerdings der Zeichen für Worttheile, alſo einer Art Sylbenſchrift wie die Chineſen und Aſſyrer. Daß man dieſe Hieroglyphen phonetiſche nennen müſſe, geht daraus hervor, daß man ſie nur mit Hülfe der Kenntniß der Mexikaniſchen Sprache leſen kann, während nicht nur die kyriologiſchen, ſondern auch die ſymboliſchen, natürliche wie willkürliche, für alle Sprachen paſſen, da ſie die Sache und den Begriff, nicht das Wort und den Ton bezeichnen. So rechnet auch Bunſen (Egypten I, 416) die Egyptiſchen Sylbenzeichen zu den phonetiſchen Hieroglyphen. Es verhält ſich damit wie mit den Rebus und den Sylbencharaden, die wie die Buchſtaben fürs Auge gezeichnet und aufgeführt, fürs Ohr gemeint ſind, und ohne Kenntniß der Sprache nicht aufgelöst werden können. Durch dieſe phonetiſchen Sylbenhieroglyhen unterſcheidet ſich nun die Mexikaniſche Schrift von den Malereien der Wilden nicht bloß dem Grade und Stoffe nach, ſondern ſpezifiſch. Bei den Mexikanern wurde aber die Anwendung der phonetiſchen Hieroglyphen durch die Natur ihrer Sprache ſehr vereinfacht,

indem dieſe die Wurzeln in ſich ſelber hat, und die Namen ihrer Städte und Perſonen, welche auf jeden Fall die Mehrzahl ihrer Hieroglyphen ausmachen, zugleich aus bekannten Appellativwörtern beſtehen, die meiſt von Thieren und Pflanzen genommen ſind. Von den Städten iſt ſchon oben geſprochen worden. Die Namen für die Könige ſind durch das beigefügte Copilli auf dem Königskopf kenntlich, der mit der Namenshieroglyphe durch einen Strich verbunden iſt. Der erſte König von Mexiko hieß Acamopitzin, Rohr in der Hand, und dieß war auch ſeine Hieroglyphe. So iſt's mit allen Namen.

Iſt nun aber auch damit ein erſter Anfang zu den phonetiſchen Hieroglyphen gemacht, ſo entfernt ſich derſelbe nur ſehr wenig von der ſymboliſchen Darſtellung. Denn alle dieſe hieher gehörigen bekannten Hieroglyphen bezeichnen Dinge, Namen von Königen und Städten, überhaupt Eigennamen. Schwer läßt ſich dabei begreifen, wie man nach Acoſta's Behauptung Reden, oder nach Clavigero und Prescott lyriſche Gedichte auf dieſe Weiſe aufzeichnen konnte. Von der Darſtellung andrer Redetheile als Hauptwörtern habe ich nirgends etwas geleſen. Doch haben auch die Rothhäute mit bloßer Anwendung ihrer kyriologiſchen und ſymboliſchen Zeichen verſucht, ihre Lieder für das Auge wieder zu geben. Steinthal 62. 66. Aber auch Ramirez, ein einſichtsvoller Kenner der Mexikaniſchen Alterthümer in Mexiko, und Aubin, der in Mexiko die merkwürdigſte Sammlung von Denkmälern dieſer Art gemacht und deren Erklärung begonnen hat, verſicherten Hrn. Ampère, daß in den Aztekiſchen Zeichnungen nur ein wenig Phonetismus ſich finde, ſo daß manchmal ein Zeichen nicht das Bild eines Gegenſtandes darſtellt, ſondern den Ton des Wortes. Auch nach Ampère haben die Azteken den Phonetismus bloß geſtreift. Künftigen Forſchungen erſt iſt die völlige Löſung der Frage vorbehalten, die natürlich nur von ſolchen gründlich gegeben werden kann, die der Mexikaniſchen Sprache mächtig ſind. Vgl. über die Mexikaniſchen Hieroglyphen: Peter Martyr (deutſch) 549. 592. Acoſta VI, 7. Cortes 44. 351 und daſelbſt Koppe und Lorenzana. Diaz II, 80. IV, 260 und daſelbſt Rehfues. Clavigero I, 398 ff. 418. 548 ff. 596 ff. 620 ff. II, 501 ff. 511 ff. Humboldts Monum. durch das ganze Werk, beſonders 50 ff. 66 ff. 82 ff. 90 ff. 132. 144. 205 ff. 227. 279. 284. 318. Kosmos I, 63. 411. II, 314. Vgl. Humboldt, Abh. der Berliner Akad. 1832. 22 ff. 33. 43. Univers IV, 49. 96. 423. Mühlenpfordt I, 72. 157. II, 283.

318. Mexik. Zustände I, 374. Bullok 93. 183. Prescott I, 27. 77 ff. 490. Klemm V, 132—143. Prichard IV, 353 ff. Ausland 1829, 1207. 1399 ff. 1830, 1199. 1831, 1023. Robertson II, 334 ff. Ternaux Compans XIII, 337 ff. Tiedemann in den Heidelberger Jahrbüchern 1851. 165 ff. Steinthal die Entwicklung der Schrift. Berlin 1852. S. 70 ff. Revue des deux mondes. 1853. 1. Oct. p. 90 ff.

§. 105. Der Charakter der Mexikanischen Religion im Allgemeinen.

Wir haben früher gesehen, was für eine Religion in den Mexikanischen Ländern vor der nordischen Einwanderung herrschte. Indem wir nun zu der Religion dieser nordischen Völker, die wir unter dem Namen der Mexikanischen zusammenfassen, übergehen, wird sich uns zuerst zeigen, wie jene sich die Religion des Majageschlechtes angeeignet und eigenthümlich weiter gebildet haben. Es ist dieß der bedeutendste Theil der Naturgrundlage dieser Kulturreligion. Wenn schon früher bei Darstellung der Religion des Majageschlechtes auf diese Weiterbildung derselben durch die Mexikaner Rücksicht genommen worden ist, so geschah dieß im Interesse der alten südlichen Religion selbst, welche wegen der Dürftigkeit der Ueberlieferung auch noch aus ihrer Mexikanischen Gestaltung erkannt werden mußte. Jetzt aber stellen wir uns auf den Mexikanischen Standpunkt selbst, und wenn wir auch dabei Schondageweſenes voraussetzen, müssen wir doch wieder auf dasselbe als eine Quelle der Mexikanischen Religion zurückblicken, wobei wir noch einige Eigenthümlichkeiten nachtragen, welche der Mexikanische Geist jenem südlichen Religionselement aufzudrücken gewußt hat. Dieses südliche Element ist Naturverehrung im engern und unmittelbaren Sinn mit Sonnendienst als Mittelpunkt, daneben Gestirndienst und Verehrung von Thieren als Symbolen großer Naturwirkung, und Verehrung dieser Naturwirkungen in den Elementen. Aus ihrer Heimat brachten aber die nordischen Einwanderer das schon bei den nordamerikanischen Rothhäuten vorgefundene nordische Element. Ohne gerade einen engern Zusammenhang historischer Art zwischen der Mexikanischen Einwanderung einerseits, und anderseits zwischen nordwestlichen Stämmen, wie den Mengve und Delawaren anzunehmen, so ist doch gewiß der Gedanke an die Analogie beider Völkerwanderungen

nicht abzuweiſen. Man wird ſie ſo gut wie die verſchiedenen Europäiſchen Völkerwanderungen am Anfange des Mittelalters zuſammenfaſſen dürfen. Und wie wir nun bei den Rothhäuten das nordiſche Element in dem Geiſterglauben und Fetiſchdienſte erblicken, ſo iſt es auch hier. Und wie ferner dort durch die Verſchmelzung des nordiſchen und ſüdlichen Elements die ſchwachen Anfänge einer höhern Religionsſtufe des Anthropomorphismus ſich entwickelten, ſo und zwar mit größerem Erfolge geſchah es auch hier, wo die ins Mexikaniſche einwandernden Völker im Allgemeinen die Kultur der Ureinwohner ſich aneigneten und weiter fortbildeten, während die Rothhäute eine vorgefundene Kultur zerſtörten, wilde Jägerhorden blieben, und nur vereinzelte Trümmer der alten Kulturreligion auf ihre Anſchauung einwirken ließen. Die nordiſchen Religionselemente der Mexikaner zeigen ſich in ihren Schutzgeiſtern, welche wiederum in Schutzgeiſter für den Einzelnen zerfallen, Tepitoton, oder für Orte, Zeiten, Altersſtufen, Geſchlechter und Völker. Auch giebt es wieder umgekehrt böſe und ſchädliche Geiſter. Aeußerlich ſind ſie verſinnlicht urſprünglich in Thieren oder Thiertheilen, bei den Mexikanern haben ſie Menſchengeſtalten zum großen Theil angenommen. Ihren Fetiſchcharakter haben ſie darin beibehalten, daß man ſie wegen ihrer kleinen Geſtalt als Talismane und Amulette mit ſich trägt, wenn ſie auch durch ihre menſchliche Geſtalt über den reinen Fetiſchismus bereits ſich erheben. So iſt auch bei den großen Göttern, deren Grundlage ſowohl der nordiſche Schutzgeiſterfetiſchismus, als die ſüdliche Naturverehrung iſt, der Anthropomorphismus ſtark ausgeprägt, und ſogar nicht ſelten zu euhemeriſtiſchen Verzweigungen fortgeſchritten. Dazu kommt auch noch die Beziehung auf das geſchichtliche Leben, die, wenn auch weniger im Kultus, ſo doch im Mythus und in Liedern ſich ausſprach. Dergleichen Götter ſind ſchon die Nationalgötter von Majavölkern geworden, Centeotl der Totonaken u. a. m., — von den nordiſchen Völkern Xolotl der Chichimeken, Camaxtle der Tlaskalaner u. ſ. w. Vor allen aber ragen hervor die drei Götter Quetzalcoatl der Tolteken, Huitzilopochtli und Tezcatlipoca der Azteken, die deßwegen auch einer geſonderten ausführlichen Darſtellung bedürfen. Daneben zeigt ſich die Rückſicht auf das politiſche Leben darin, daß jeder Stand und jedes Gewerbe ſeinen beſondern Schutzgott, ſein beſonderes religiöſes Feſt hat. In ſehr beſchränktem Umfange, aber dennoch wohl zu bemerken, ſind die religiöſen Perſonificationen menſchlicher Eigenſchaften und Gemüthszuſtände, beſonders in Tlaskala,

worin die Religion einen Anfang zum Anthropopathismus und dadurch zur Humanität hätte machen können.

Neben der Betrachtung der Vorſtellungen von den Göttern wird auch die nicht minder wichtige Weiſe ihrer Verehrung beſondere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen. Daß ſich auch im Mexikaniſchen Kultus die Naturſeite der Religion eher kund gebe, iſt um ſo weniger auffallend, als dieſe Religion im Ganzen doch noch in den erſten Anfängen einer barbariſchen Kulturreligion ſich bewegt. Es zeigt ſich dieſer Charakter beſonders an den Feſten. Der Kultus offenbart überhaupt am beſten den urſprünglichen Sinn religiöſer Grundanſchauungen, er erhält das Alte zäher als der bewegliche, leicht von der Dichtkunſt weitergeſponnene Mythus, und iſt daher für die Kritik ein nie genug zu ſchätzender Schlüſſel des Verſtändniſſes. Der Kultus der Mexikaniſchen Völker trägt übrigens einen ſehr verſchiedenen Charakter, nicht nur, daß ſich die verſchiedenen Völker unterſcheiden, die Tolteken durch ihre Milde, die Azteken durch ihre Wildheit, ſondern auch innerhalb derſelben Nationalität zeigen ſich oft dieſelben unvermittelten Gegenſätze. Namentlich iſt dieß bei den Azteken ſelbſt auffallend. Wie der ſanfte Mund und das finſtere Auge demſelben Geſichte angehören, ſo iſt auch ihre Götterverehrung bald ſanft und ſinnig in Blumenopfern und Weihrauchſpenden, bald heiter in zierlichen Tänzen und Spielen, bald ausgelaſſen in wilden Orgien, bald wieder ausgezeichnet grauſam und blutdürſtig in ihren Menſchenopfern. Schon die Urbevölkerung hatte dieſelben vielfach angewendet, die Tolteken ſie zu mildern, oder wohl gar zu verdrängen geſucht. Aber ſchon die Chichimeken, Tlaskalaner, Akolhuaner übten ſie wieder in reichem Maaße. Aber kein Volk ſcheint in demſelben die Azteken erreicht zu haben. Dieſelben brachten das nordiſche Hinſchlachten der Gefangenen damit in Verbindung, indem ſie das Skalpnehmen und mongoliſche Ohrenabſchneiden, das die Azteken noch aus dem Norden mit nach Anahuac gebracht hatten, dann überhaupt das Martern der Gefangenen, in wohlgeordnete Menſchenopfer umwandelten und civiliſirten. In der Plaſtik der Götterbilder blieben die Mexikaniſchen Völker im Allgemeinen hinter dem Majageſchlechte zurück. Wenn ſie aber auch die Thiere ebenfalls mit mehr Wahrheit und Weichheit auffaßten, wie dieß gerne bei Völkern dieſer Kulturſtufe geſchieht, ſo herrſcht doch die Tendenz zum Anthropomorphismus vor, und die bei weitem größere Zahl der Bilder ſind Menſchenbilder, d. h. die Götter ſind menſch-

lich dargeſtellt. Natürlich, daß auf dieſer Stufe die Kunſt ſich nicht Selbſtzweck, die Schönheit nicht Ideal iſt, ſondern die Bilder ſind Kultusbilder, und die hieroglyphiſche Bedeutung, die Symbolik iſt auch bei ihnen die Hauptſache. Der Tempel zeigt, wie dieß Kugler in ſeiner Kunſtgeſchichte mit Recht als weſentlichen Charakter hervorgehoben hat, auf eine ſehr markante Weiſe ſowohl bei den Majas als den Mexikanern die Urform einer Opferſtätte, einer künſtlichen Opferhöhe, einer Altarpyramide, wie ſie auch in Vorderaſien und Peru vorkamen. Die Prieſterſchaft war auch hier, wie bei allen kultivirten Naturſtaaten, wie an der Spitze der Götterverehrung, ſo der menſchlichen Bildung und Wiſſenſchaft, und es wurde die vornehme Mexikaniſche Jugend von ihr unterrichtet und erzogen. Obſchon bei der Theilung der Arbeit und der allgemeinen Sonderung des ganzen Volkes in Stände, ſie auch einen Stand bildete, war ſie doch weder durch lebenslängliches Cölibat, noch durch Geburt von der übrigen Volksmaſſe ausgeſondert. Die Prieſter ſind zugleich die Seher und Erforſcher des göttlichen Willens, aber ihre Divination iſt wie in Peru geregelt durch die Geſetze des Opferbeſchauens, des Vögelflugs, der Aſtrologie. Darin offenbart ſich dem Kundigen die Gottheit. Die Unſterblichkeitsvorſtellungen zeigen neben der alten, dem Geſtirn- und Thierdienſt entſprechenden, Seelenwanderung ſehr beſtimmt ausgeprägte anthropomorphiſche Elemente in den Vorſtellungen von einer Licht- und Schattenſeite jenſeits, wie ſie ſich überall in Verbindung mit dem Anthropomorphismus vorfinden. Wenn hier die Tapferen ein köſtliches Loos erhalten, ſo iſt das nicht Belohnung von Seite einer die Tugend belohnenden Gerechtigkeit, die Unſterblichkeitsvorſtellungen ſind nicht ſittlich gefaßt, Recht und Unrecht übt keinen Einfluß auf den Zuſtand der Geſtorbenen, ſondern Kraft und Schwäche, es iſt dort wie hier. Ueberhaupt erwies auch hier die Religion keinen direkten ſittlichen Einfluß auf die Vermenſchlichung und Veredlung der Sitten und Herzen, die Götter waren ſelbſt von Haus aus keine ſittlichen Weſen, ſondern göttliche Naturäußerungen. Hingegen religiöſe Kräfte im engern Sinne des Wortes, Begeiſterung, Devotion, Fanatismus wurden geſteigert und geweckt. Die Sitten hingen mit dem politiſchen Kulturſtand zuſammen, die nordiſchen Einwanderer zeichneten ſich vor den Majas durch naturwüchſige Lebenskraft und phyſiſche Unverdorbenheit aus, jene wiederum vor dieſen durch Kultur und mildere Sitten. Tolteken und Azteken unterſchieden ſich wieder ſehr ſtark von einander, daß erſtere mild und weichlich, letztere

kräftig, kühn, ausdauernd, ſtreng, roh, unmenſchlich und blutdürſtig waren. Die feinſten Sitten und Manieren fanden ſich bei den Tezkukanern, die ländlichſte Einfachheit in Tlascala. Manche Stämme waren Wilde, andere verſanken in Laſter einer verkommenen Kultur.

---

§. 106. Der ſüdliche Naturdienſt bei den Mexikanern.

Der ſüdliche Naturdienſt wurde zum Theil von dem Majageſchlechte her durch die Mexikaner angenommen, zum Theil hatte ſich derſelbe auch weiter gegen Norden in den Urzeiten verbreitet, und dort mögen die Mexikaner gerade wie die Rothhäute ſich bereits Vieles von demſelben angeeignet haben.

Wir erinnern uns, daß der alte Sonnengott Teotl bei den Azteken vorkam, beſonders aber, daß er in Tezcuco vom aufgeklärten Könige Nezalhuatcoyotl auf eine deiſtiſche Weiſe verehrt wurde. Während aber ſein Dienſt nie recht populär wurde, war die Verehrung der gewöhnlichen alten Sonnen- und Mondgötter Tonatricli und Tona auch bei den Azteken unter dem Namen Tonatiuh und Mezli in hohem Anſehen und im täglichen Dienſte verbreitet. Die Mexikaner ſtellten den Tonatiuh dar, wie er die buntgeſtreifte Waldſchlange in Stücke zerhaut, alſo wie auch ſonſt Sonnengötter und Sonnenheroen als Wärmebringer die Schlange der Gewäſſer beſiegen, wie Herakles, Apollo, Thor und der Tibetaniſche Durga, Humb. Monum. 84, oder wie auch in Peru Manco Capac, in Bogota Bochica in ähnlichen Mythen geprieſen werden. Zu dieſer epiſchen Faſſung des Sonnengottes gehört auch der aſtronomiſche Mythus, wie die jetzige Sonne und der Mond durch Verwandlung von Heroen entſtanden ſeien, die ſich freiwillig ins Feuer ſtürzten. Oben §. 96.

Thierdienſt iſt ſowohl ſüdlich als nordiſch. Im Süden ſind die Thiere Repräſentanten von großartig, aber in beſtimmter Beziehung wirkenden Naturkräften, Symbole von Naturgeſetzen, wie die Geſtirne. So bei den ſüdlichen Kulturreligionen. Im Norden ſind ſie Schutzgeiſter alle für alles, allgemeine Vermittler und Körper des allgemein Göttlichen. Als Thiere, die überhaupt dem Süden angehören, haben wir die Affen, Jaguare, Löwen bezeichnet, welche in gemalten und gehauenen Abbildungen und im Mythus vorkommen. Schlangen wurden zwar im Norden auch verehrt, aber, wie wir geſehen, iſt ihr Dienſt im Süden

weit verbreiteter, und beſonders haben die Mexikaner denſelben erſt im Süden angenommen. Der bekannte und berühmteſte Schlangengott Votan ging zwar nicht zu den Azteken über, aber wie ſchon Quetzalcoatl, die geflügelte Schlange, das Schlangenattribut angenommen hatte, ſo auch jetzt Huitzilopochtli. Die dreizehn Culebras ſind ebenfalls Schlangengottheiten der Chiapaneſen, und wenn die Zahl der aztekiſchen Hauptgötter auf dreizehn angegeben wird, ſo werden es wohl dieſelben alten Zeitgötter gemeint ſein, welche bei der ſüdlichen Urbevölkerung bereits zu ebenſoviel Anführern euhemeriſirt worden waren. Auch andere Zeitgötter der Majas ſind Thiere. Clavig. I, 345. 363. Prescott M. I, 47. Kottencamp I, 200. Die Majas haben dieſe Kalendergötter, wie z. B. auch den Votan, zu Helden perſonifizirt, die Mexikaner machten ſie zu Schutzgeiſtern der Tage der Geburt und wichtiger Ereigniſſe. Andere Thiere ſind dagegen mehr dem nordiſchen Einfluſſe zuzuſchreiben, wie Wölfe, Bären, beſonders Vögel.

Sehr reichhaltig hat ſich bei den Mexikanern der Dienſt der Götter der Elemente und Lebensbedürfniſſe ausgebildet. Wir erinnern uns, welche Verehrung der Dienſt der Totonakiſchen Ceres, der Centeotl, bei den Azteken gefunden hat. Man bewirthete an ihrem Feſte das Volk, beſang die Heldenthaten der Vorfahren und pries das Alter und den Adel der Familien. Clavig. I, 423 ff. Ihre Beziehung und Verwandtſchaft zur Erde und zu Erdgöttinnen war ähnlich der der Ceres zur Tellus, und als ſolche iſt ſie die allgemeine Mutter, wie Teteionan, Cihuatcohuatl, Tazi, Tonantzin, Tocitzin. Neben ihr gab es dann auch noch einen männlichen aztekiſchen Gott der Erde, Tlatecutli oder Tewacayohua genannt. Ausl. 1831. 1027, aus einem Gebete bei Sahagun. Uebrigens wird wieder in demſelben Gebete die Erde die Mutter Aller genannt, und zwar neben der Sonne, dem Vater.

Neben der Centeotl ſteht am beſten die Göttin der Pflanzen, Blumen und Blüthen, Coatlicue oder Coatlantana, eine Schlangengöttin wie Cihuatcohuatl, und wie Teteionan ebenfalls Mutter Huitzilopochtlis. Dieſe alte Schlangengottheit wurde früher beſonders in Coatepec (Schlangenberg) in der Gegend von Tula verehrt, und zwar als Blumengöttin. Dort gebar ſie den Huitzilopochtli. Die Verbindung mit der Schlange bezeichnet auch hier die Feuchtigkeit, welche die Pflanzenwelt ins Daſein ruft. Als die Azteken ſie aber zu der ihrigen machten, bildeten ſie ſie menſchlich als Frau mit zwei großen Blumenſträuchen auf

ihrem Haupte, die Stirne mit einem Blumenkranz bedeckt, zwei Bänder laufen auf beiden Seiten neben dem Gesichte herab; hinter dem Gesichte befindet sich ein Blumenstrauß wie ein Fächer. So bei Nebel und Minutoli. Die Azteken machten, als sie nach Coatepec kamen, sie zur Mutter ihres Huitzilopochtli. Warum? wird bei der Darstellung dieses Gottes klar werden. Diese Leute waren aber, und sind es noch, große Blumenfreunde, alle ihre Waaren und Kaufläden schmücken sie mit Blumen, und bei allen, namentlich bei feierlichen, Gelegenheiten wendeten sie den bunten Blumenschmuck ihres Landes an, schmückten damit besonders gern ihre Götterbilder, Blumen wurden selbst als Tribut dem Könige bezahlt, mit Blumen wurden Cortes und seine Teotes empfangen. An dem Feste der Coatlicue wurden sehr schön geflochtene Blumen geopfert. Vgl. Clavig. I, 361. 414. 424. 509. 513. Humb. Monum. 133. 138. Cortes 64. Diaz I, 240.

Neben den Schlangengottheiten war Tlaloc mit seiner Gattin eine Hauptgottheit der Mexikaner geworden. Aber rein nordisch ist der chichimekische Corcor, der schon bei der Fluthsage genannt wurde, der Tezpi der Mechoakaner. Das ist auch ursprünglich ein Wassergott und Fischgott, darum trägt er auch den Namen Cipactli, Fisch, Teocipactli, göttlicher Fisch, Huehuetonacateocipactli, alter Fischgott von unserem Fleisch. Darum ist auch seine Gattin eine Pflanzengöttin mit Namen Xochiquetzal d. h. geflügelte Blume. Vgl. Clavig. I, 345. II, 282. Humb. Mon. 144. 158. 207. 226. 236. Planch. 37. 4. 6. Presc. II, 435.

Ob der Gott des Feuers Xiuhteuctli oder Ixcozauqui schon von den Majas verehrt worden, ob er aus dem Norden mitgebracht worden, ist nicht leicht zu entscheiden. Wir haben bei den Majas auch den Dienst der übrigen Elemente vorgefunden, Feuerdienst findet sich aber im Norden wie im Süden. Wenn dieser Gott als ein Gott des Jahres und des Grases zugleich gefeiert wird, so scheint diese wohlthätige Fassung der Hitze eher auf den Norden hinzudeuten. Der aztekischen politischen Richtung aber gehört der Gebrauch an, an seinem Jahresfeste die obrigkeitlichen Personen zu erwählen und die Vasallen zu belehnen. Es hatte also das Feuer eine Beziehung zum Staat und zum Hause, wie bei den Römern das Feuer der Vesta. Denn so allgemein war die Verehrung Xiuhteuctlis, daß er nicht bloß alle Tage seine Tempelopfer erhielt, sondern daß in jedem Hause bei Tische ihm der erste Trank geweiht wurde. Auch mit Orgien wurde er verehrt. In den Tempeln brannte

überhaupt überall heiliges Feuer, ſechshundert heilige Feuer warfen von den Tempeln Mexikos ihren Schein weithin über den See, nach der Geburt eines Kindes wurde es, wie wir ſpäter ausführlicher ſehen werden, durchs Feuer gezogen. Die ganze aztekiſche Religion trägt ſehr viel an ſich von dem Charakter des ſchiwaitiſchen Feuerdienſtes. Alle Jahre einmal wurde das Feuer in den Tempeln und Privathäuſern ausgelöſcht, und vor dem mit Juwelen und ſchönen Federn geſchmückten Bilde des Feuergottes von neuem wieder angezündet. Von dem großen alle zwei und fünfzig Jahre wiederkehrenden Feuerfeſte wiſſen wir bereits, daß man an demſelben das Ende der Welt erwartete, und mit der Erneuerung des Feuers ein neues Sekulum antrat. Hier aber iſt noch von dem alle vier Jahre wiederkehrenden Feſte des Xiuhteuctli in Quauhtitlan zu reden, welches einen Charakter an ſich trägt, wie das cykliſche Feſt bei den Muyscas, das ebenfalls urſprünglich ein Feuerfeſt war. Bei dem Feſte in Quauhtitlan nun, einer Stadt nördlich und nicht weit von Mexiko, pflanzte man den Tag vor dem Feſte ſechs hohe Bäume vor dem Tempel auf, und opferte zwei Sklaven, denen man die Haut abzog. Den folgenden Tag bekleideten ſich zwei Prieſter mit dieſen Häuten, und wenn ſie nun die Stufen des Tempels heruntergeſchritten, rief das unten verſammelte Volk: Seht, da kommen unſere Götter! Den ganzen Tag tanzten ſie nun unter Begleitung von Muſik, und unterdeſſen dauerten Wachtelopfer fort, ſo daß wenigſtens deren achttauſend geopfert wurden. Dann banden die Prieſter ſechs Gefangene an die Gipfel der Bäume feſt, welche dort mit Pfeilen erſchoſſen wurden. Sobald ſie todt waren, wurden die Körper herunter genommen, die Bruſt geöffnet, und das Herz ausgeſchnitten. Das Fleiſch der Menſchen und der Wachteln wurde von den Prieſtern und Adelichen als Opfermahlzeit verſpeist. Vgl. Clav. I, 355. 370. 395. 424. 431. 437 ff. Cortes 397. Humb. Mon. 186. 206. 213. Univ. 28. 6. Wuttke I, 278.

Von den Elementen bleibt noch die Luft übrig. Wir haben geſehen, wie der Luftgott der Majas bei den Mexikanern in den Ehecatotontin ſich fortſetzte, jedoch in ſehr untergeordneter Bedeutung. Denn es traten in dieſer Hinſicht in den Vordergrund bei den Tolteken Quetzalcoatl, bei den Azteken Huitzilopochtli, von welchen Nationalgöttern beſonders und ausführlich zu reden iſt.

An dieſe Götter der Elemente und Pflanzen reihen ſich am natürlichſten diejenigen der andern Lebensbedürfniſſe. Wir erinnern uns,

wie die otomitische Jagdgöttin Mixcoatl in einem großen Jagdfeste von den Azteken verehrt wurde. Dazu kommt nun noch die Göttin des Salzes Huixtocihuatl. Wie den Mexikanischen Völkern das Salz ein so wichtiges Lebensbedürfniß war, daß die Tlaskalaner den Azteken nichts so übel nahmen, als die Absperrung des Salzes, so wurde diese Göttin doch verehrt, namentlich mit Rücksicht auf das in der Nähe der Hauptstadt gelegene Salzwerk. Ihr Fest wurde mit Tanz und Gesang gefeiert, die tanzenden Weiber waren durch Blumenkränze mit einander verbunden. Auch hier stellte das Weib, welches ihr geopfert wurde, die Göttin dar. Clav. I, 360. 422.

Die Mexikaner verfertigten verschiedene Arten von geistigen Getränken, Octli, oder Pulque, welche die Schriftsteller Wein nennen, Agavewein, Magueywein, Wein aus Mais und dgl. Obschon nun strenge Sittenmandate die Trunkenheit untersagten, und bloß alten Leuten vergünstigten, wurden gerade diese Gesetze am wenigsten genau beobachtet, und man machte sich nicht bloß im Privatleben kein Gewissen aus einem Rausche, sondern Völlerei fand nicht selten zu Ehren der Götter statt. Man kann durch strenge Gesetze alle anderen Laster bei den Barbaren eher ausrotten als die Trunksucht. Vgl. Diaz I, 198. II, 32. III, 195. 204. 298. IV, 261. Cortes 103. 424. Acosta IV, 16. Clavig. I, 215. 269. 427. 438. 440. 488. 587 ff. Humb. Mon. 51. Ward Mexico II, 55—60. Mühlenpfordt I, 99. 219. Prescott I, 109.

Natürlich verehrten sie dann auch ihren Gott des Weins Totochtli, oder auch Centzontotochtli d. h. den vierhundertstimmigen Spottvogel des Weins. Bei den Tlaskalanern heißt er Ometochtli. Man nannte ihn auch den Erwürger, Tepuechmecaniani, oder den Ertränker Teatlahuiani; ebenfalls kommt für ihn der Name Texcatzoncatl vor. Der Weingott hatte einen Tempel mit vierhundert Priestern. Wie ein Ertrunkener in das Kleid des Tlaloc, so wurde ein Trunkenbold in das des Totochtli gekleidet. Auch sein Fest wurde mit Menschenopfern begangen. Nebel hält ein kleines steinernes Bild, das auf einem Fasse sitzt, für den Totochtli. Clavig. I, 360. 443. Strahlheim 476. Vollmer. Th. Gage I, 84.

Den Schluß zu diesen Nahrung spendenden alten Naturgottheiten bildet Chilli oder Yri, die Göttin des Ueberflusses, eine Art Ops, die in dem Gebete an Tlaloc erwähnt wird, daher sie wohl eine Majagottheit sein wird. Vgl. Ausland 1831. 1041 aus Sahagun.

§. 107. Der nordiſche Geiſterglaube und Fetiſchismus der Mexikaner in ſeiner Verbindung mit dem ſüdlichen Naturdienſte.

Wie bei den nordiſchen Rothhäuten, wie in Aſien und dem heidniſchen Europa, zeigt ſich auch im Mexikaniſchen das nordiſche Element im Geiſterglauben. Die Geiſter ſpuken als ſelbſtſtändige Geſpenſter, und dann haben wieder alle ſichtbaren Dinge, vor allem die mit geheimnißvollen Kräften wirkenden, die Seele mit ahnenden Schauern erfüllenden Orte, ihre Geiſter. So bewohnt ein eigener Geiſt das Innere der Berge, die Mexikaner nannten ihn Tepeyollotli. Humb. Mon. 145. Beſonders ſind die Vulkane, jene redenden Berge, von Geiſtern bewohnt, die ihre Ausbrüche bewirken, und die von ihnen heimgeſuchten Gegenden unter ihrem Zauberbanne halten. In der Nähe von Turtla im Staate Veracruz giebt es kleine Landſeen vulkaniſchen Urſprungs, welche die bezauberten Lagunen heißen. In dem gelben Waſſer einer ſolchen Lagune ſoll die weit und breit berühmte Fee Malitzin ihren Mais gewaſchen, und in dem grünen Waſſer einer andern Lagune ſich ſelbſt gebadet haben. Mühlenpfordt II, 32.

Dieſer nordiſche Geiſterglaube zeigt ſich aber beſonders in dem Mexikaniſchen Glauben an Schutzgeiſter für die einzelnen Menſchen. Dieſelben ſind bei den Azteken zu einer Art Penaten geworden, oder man könnte ſie ebenſogut mit den Laren und Genien vergleichen, und ihre Körper haben menſchliche Geſtalt angenommen. Es ſind kleine, menſchliche Bilder von gebrannter Erde, die man daher auch die Kleinen, Tepitoton, heißt. Wie bei den Griechen, ſo dienten auch hier dieſe kleinen, von Töpfern verfertigten Bilder nicht dem Tempeldienſte, ſondern dem häuslichen Kultus und der Beſtattung des Einzelnen. Der König hatte deren ſechs, ein Adelicher vier, die geringern Leute zwei. Dergleichen Tepitoton findet man noch jetzt in der Hauptſtadt Mexiko, in Cholula, Tlascala, ſelbſt am Panuco im Lande der Totonaken. Sie waren in Gräbern, Häuſern, Straßen aufgeſtellt oder aufgehängt, zum Aufhängen haben ſie zwei Löcher, durch welche Schnüre gezogen werden. Auch die Menſchen trugen ſie mit ſich auf dieſelbe Weiſe, wie die Wilden ihre Fetiſche als Amulette mit ſich führen, und gerade dieſer Umſtand beweist ihre Fetiſchnatur. An den Tepitoton haften die Schutzgeiſter. Die Mexikaniſchen Sammlungen, z. B. die im Basler Muſeum,

318. Merik. Zuſtände I, 374. Bullok 93. 183. Prescott I, 27. 77 ff. 490. Klemm V, 132—143. Prichard IV, 353 ff. Ausland 1829, 1207. 1399 ff. 1830, 1199. 1831, 1023. Robertſon II, 334 ff. Ternaux Compans XIII, 337 ff. Tiedemann in den Heidelberger Jahrbüchern 1851. 165 ff. Steinthal die Entwicklung der Schrift. Berlin 1852. S. 70 ff. Revue des deux mondes. 1853. 1. Oct. p. 90 ff.

§. 105. Der Charakter der Mexikaniſchen Religion im Allgemeinen.

Wir haben früher geſehen, was für eine Religion in den Mexikaniſchen Ländern vor der nordiſchen Einwanderung herrſchte. Indem wir nun zu der Religion dieſer nordiſchen Völker, die wir unter dem Namen der Mexikaniſchen zuſammenfaſſen, übergehen, wird ſich uns zuerſt zeigen, wie jene ſich die Religion des Majageſchlechtes angeeignet und eigenthümlich weiter gebildet haben. Es iſt dieß der bedeutendſte Theil der Naturgrundlage dieſer Kulturreligion. Wenn ſchon früher bei Darſtellung der Religion des Majageſchlechtes auf dieſe Weiterbildung derſelben durch die Mexikaner Rückſicht genommen worden iſt, ſo geſchah dieß im Intereſſe der alten ſüdlichen Religion ſelbſt, welche wegen der Dürftigkeit der Ueberlieferung auch noch aus ihrer Mexikaniſchen Geſtaltung erkannt werden mußte. Jetzt aber ſtellen wir uns auf den Mexikaniſchen Standpunkt ſelbſt, und wenn wir auch dabei Schondageweſenes vorausſetzen, müſſen wir doch wieder auf daſſelbe als eine Quelle der Mexikaniſchen Religion zurückblicken, wobei wir noch einige Eigenthümlichkeiten nachtragen, welche der Mexikaniſche Geiſt jenem ſüdlichen Religionselement aufzudrücken gewußt hat. Dieſes ſüdliche Element iſt Naturverehrung im engern und unmittelbaren Sinn mit Sonnendienſt als Mittelpunkt, daneben Geſtirndienſt und Verehrung von Thieren als Symbolen großer Naturwirkung, und Verehrung dieſer Naturwirkungen in den Elementen. Aus ihrer Heimat brachten aber die nordiſchen Einwanderer das ſchon bei den nordamerikaniſchen Rothhäuten vorgefundene nordiſche Element. Ohne gerade einen engern Zuſammenhang hiſtoriſcher Art zwiſchen der Mexikaniſchen Einwanderung einerſeits, und anderſeits zwiſchen nordweſtlichen Stämmen, wie den Mengwe und Delawaren anzunehmen, ſo iſt doch gewiß der Gedanke an die Analogie beider Völkerwanderungen

nicht abzuweiſen. Man wird ſie ſo gut wie die verſchiedenen Europäiſchen Völkerwanderungen am Anfange des Mittelalters zuſammenfaſſen dürfen. Und wie wir nun bei den Rothhäuten das nordiſche Element in dem Geiſterglauben und Fetiſchdienſte erblicken, ſo iſt es auch hier. Und wie ferner dort durch die Verſchmelzung des nordiſchen und ſüdlichen Elements die ſchwachen Anfänge einer höhern Religionsſtufe des Anthropomorphismus ſich entwickelten, ſo und zwar mit größerem Erfolge geſchah es auch hier, wo die ins Mexikaniſche einwandernden Völker im Allgemeinen die Kultur der Ureinwohner ſich aneigneten und weiter fortbildeten, während die Rothhäute eine vorgefundene Kultur zerſtörten, wilde Jägerhorden blieben, und nur vereinzelte Trümmer der alten Kulturreligion auf ihre Anſchauung einwirken ließen. Die nordiſchen Religionselemente der Mexikaner zeigen ſich in ihren Schutzgeiſtern, welche wiederum in Schutzgeiſter für den Einzelnen zerfallen, Tepitoton, oder für Orte, Zeiten, Altersſtufen, Geſchlechter und Völker. Auch giebt es wieder umgekehrt böſe und ſchädliche Geiſter. Aeußerlich ſind ſie verſinnlicht urſprünglich in Thieren oder Thiertheilen, bei den Mexikanern haben ſie Menſchengeſtalten zum großen Theil angenommen. Ihren Fetiſchcharakter haben ſie darin beibehalten, daß man ſie wegen ihrer kleinen Geſtalt als Talismane und Amulette mit ſich trägt, wenn ſie auch durch ihre menſchliche Geſtalt über den reinen Fetiſchismus bereits ſich erheben. So iſt auch bei den großen Göttern, deren Grundlage ſowohl der nordiſche Schutzgeiſterfetiſchismus, als die ſüdliche Naturverehrung iſt, der Anthropomorphismus ſtark ausgeprägt, und ſogar nicht ſelten zu euhemeriſtiſchen Verzweigungen fortgeſchritten. Dazu kommt auch noch die Beziehung auf das geſchichtliche Leben, die, wenn auch weniger im Kultus, ſo doch im Mythus und in Liedern ſich ausſprach. Dergleichen Götter ſind ſchon die Nationalgötter von Majavölkern geworden, Centeotl der Totonaken u. a. m., — von den nordiſchen Völkern Xolotl der Chichimeken, Camaxtle der Tlaskalaner u. ſ. w. Vor allen aber ragen hervor die drei Götter Quetzalcoatl der Tolteken, Huitzilopochtli und Tezcatlipoca der Azteken, die deßwegen auch einer geſonderten ausführlichen Darſtellung bedürfen. Daneben zeigt ſich die Rückſicht auf das politiſche Leben darin, daß jeder Stand und jedes Gewerbe ſeinen beſondern Schutzgott, ſein beſonderes religiöſes Feſt hat. In ſehr beſchränktem Umfange, aber dennoch wohl zu bemerken, ſind die religiöſen Perſonificationen menſchlicher Eigenſchaften und Gemüthszuſtände, beſonders in Tlascala,

worin die Religion einen Anfang zum Anthropopathismus und dadurch zur Humanität hätte machen können.

Neben der Betrachtung der Vorstellungen von den Göttern wird auch die nicht minder wichtige Weise ihrer Verehrung besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Daß sich auch im Mexikanischen Kultus die Naturseite der Religion eher kund gebe, ist um so weniger auffallend, als diese Religion im Ganzen doch noch in den ersten Anfängen einer barbarischen Kulturreligion sich bewegt. Es zeigt sich dieser Charakter besonders an den Festen. Der Kultus offenbart überhaupt am besten den ursprünglichen Sinn religiöser Grundanschauungen, er erhält das Alte zäher als der bewegliche, leicht von der Dichtkunst weitergesponnene Mythus, und ist daher für die Kritik ein nie genug zu schätzender Schlüssel des Verständnisses. Der Kultus der Mexikanischen Völker trägt übrigens einen sehr verschiedenen Charakter, nicht nur, daß sich die verschiedenen Völker unterscheiden, die Tolteken durch ihre Milde, die Azteken durch ihre Wildheit, sondern auch innerhalb derselben Nationalität zeigen sich oft dieselben unvermittelten Gegensätze. Namentlich ist dieß bei den Azteken selbst auffallend. Wie der sanfte Mund und das finstere Auge demselben Gesichte angehören, so ist auch ihre Götterverehrung bald sanft und sinnig in Blumenopfern und Weihrauchspenden, bald heiter in zierlichen Tänzen und Spielen, bald ausgelassen in wilden Orgien, bald wieder ausgezeichnet grausam und blutdürstig in ihren Menschenopfern. Schon die Urbevölkerung hatte dieselben vielfach angewendet, die Tolteken sie zu mildern, oder wohl gar zu verdrängen gesucht. Aber schon die Chichimeken, Tlaskalaner, Akolhuaner übten sie wieder in reichem Maaße. Aber kein Volk scheint in demselben die Azteken erreicht zu haben. Dieselben brachten das nordische Hinschlachten der Gefangenen damit in Verbindung, indem sie das Skalpnehmen und mongolische Ohrenabschneiden, das die Azteken noch aus dem Norden mit nach Anahuac gebracht hatten, dann überhaupt das Martern der Gefangenen, in wohlgeordnete Menschenopfer umwandelten und civilisirten. In der Plastik der Götterbilder blieben die Mexikanischen Völker im Allgemeinen hinter dem Majageschlechte zurück. Wenn sie aber auch die Thiere ebenfalls mit mehr Wahrheit und Weichheit auffaßten, wie dieß gerne bei Völkern dieser Kulturstufe geschieht, so herrscht doch die Tendenz zum Anthropomorphismus vor, und die bei weitem größere Zahl der Bilder sind Menschenbilder, d. h. die Götter sind mensch-

lich dargeſtellt. Natürlich, daß auf dieſer Stufe die Kunſt ſich nicht Selbſtzweck, die Schönheit nicht Ideal iſt, ſondern die Bilder ſind Kultusbilder, und die hieroglyphiſche Bedeutung, die Symbolik iſt auch bei ihnen die Hauptſache. Der Tempel zeigt, wie dieß Kugler in ſeiner Kunſtgeſchichte mit Recht als weſentlichen Charakter hervorgehoben hat, auf eine ſehr markante Weiſe ſowohl bei den Majas als den Mexikanern die Urform einer Opferſtätte, einer künſtlichen Opferhöhe, einer Altarpyramide, wie ſie auch in Vorderaſien und Peru vorkamen. Die Prieſterſchaft war auch hier, wie bei allen kultivirten Naturſtaaten, wie an der Spitze der Götterverehrung, ſo der menſchlichen Bildung und Wiſſenſchaft, und es wurde die vornehme Mexikaniſche Jugend von ihr unterrichtet und erzogen. Obſchon bei der Theilung der Arbeit und der allgemeinen Sonderung des ganzen Volkes in Stände, ſie auch einen Stand bildete, war ſie doch weder durch lebenslängliches Cölibat, noch durch Geburt von der übrigen Volksmaſſe ausgeſondert. Die Prieſter ſind zugleich die Seher und Erforſcher des göttlichen Willens, aber ihre Divination iſt wie in Peru geregelt durch die Geſetze des Opferbeſchauens, des Vögelflugs, der Aſtrologie. Darin offenbart ſich dem Kundigen die Gottheit. Die Unſterblichkeitsvorſtellungen zeigen neben der alten, dem Geſtirn- und Thierdienſt entſprechenden, Seelenwanderung ſehr beſtimmt ausgeprägte anthropomorphiſche Elemente in den Vorſtellungen von einer Licht- und Schattenſeite jenſeits, wie ſie ſich überall in Verbindung mit dem Anthropomorphismus vorfinden. Wenn hier die Tapferen ein köſtliches Loos erhalten, ſo iſt das nicht Belohnung von Seite einer die Tugend belohnenden Gerechtigkeit, die Unſterblichkeitsvorſtellungen ſind nicht ſittlich gefaßt, Recht und Unrecht übt keinen Einfluß auf den Zuſtand der Geſtorbenen, ſondern Kraft und Schwäche, es iſt dort wie hier. Ueberhaupt erwies auch hier die Religion keinen direkten ſittlichen Einfluß auf die Vermenſchlichung und Veredlung der Sitten und Herzen, die Götter waren ſelbſt von Haus aus keine ſittlichen Weſen, ſondern göttliche Naturäußerungen. Hingegen religiöſe Kräfte im engern Sinne des Wortes, Begeiſterung, Devotion, Fanatismus wurden geſteigert und geweckt. Die Sitten hingen mit dem politiſchen Kulturſtand zuſammen, die nordiſchen Einwanderer zeichneten ſich vor den Majas durch naturwüchſige Lebenskraft und phyſiſche Unverdorbenheit aus, jene wiederum vor dieſen durch Kultur und mildere Sitten. Tolteken und Azteken unterſchieden ſich wieder ſehr ſtark von einander, daß erſtere mild und weichlich, letztere

aber bloß mit einem Punkte verſehen, alſo Rohr I | iſt das vierzehnte Jahr, u. ſ. f. Das ſieben und zwanzigſte iſt Kieſel I, das vierzigſte Haus I. Da jeder Cyklus 13 Jahre hat, ſo beginnt auch jeder mit einem andern der vier Hieroglyphen, und kommt mit einer der dreizehn Zahlen nur einmal vor. Jedes Sekulum beginnt übrigens mit dem Zeichen des Kaninchens, und ſo auch jede größere Periode. Darum iſt auch dieſes bei dem Bilde des Schlangenweibes, der Mutter des Menſchengeſchlechtes angebracht, um damit den Beginn der menſchlichen Zeitrechnung anzudeuten, und zugleich, daß die Erde eigentlich das Schlangenweib und die allgemeine Mutter ſei.

Alle dieſe Hieroglyphen, ſymboliſche ſo gut wie kyriologiſche, ſind indeſſen bloß Zeichen für die Sachen, wie auch wir ſie neben der Buchſtabenſchrift der Abkürzung oder Aufmerkſamkeit wegen in Landkarten, Wappen, Zeitungsinſeraten, und namentlich in der Mathematik eingeführt haben, Zeichen für das Auge. Das Weſen der Schrift beſteht aber darin, daß man die Worte und Töne mit dem Zeichen faßt, daß man das Auge in den Dienſt des Ohres nimmt, die Hand in den des Mundes. Und dieß geſchieht durch die phonetiſchen Hieroglyphen, welche auch die wichtigſten, aber zugleich die jüngſten ſind. Zu Buchſtaben haben es die Mexikaner zwar nie gebracht, und was von ſolchen etwa berichtet wird, beruht auf Mißverſtändniß. Hingegen bedienten ſie ſich allerdings der Zeichen für Worttheile, alſo einer Art Sylbenſchrift wie die Chineſen und Aſſyrer. Daß man dieſe Hieroglyphen phonetiſche nennen müſſe, geht daraus hervor, daß man ſie nur mit Hülfe der Kenntniß der Mexikaniſchen Sprache leſen kann, während nicht nur die kyriologiſchen, ſondern auch die ſymboliſchen, natürliche wie willkürliche, für alle Sprachen paſſen, da ſie die Sache und den Begriff, nicht das Wort und den Ton bezeichnen. So rechnet auch Bunſen (Egypten I, 416) die Egyptiſchen Sylbenzeichen zu den phonetiſchen Hieroglyphen. Es verhält ſich damit wie mit den Rebus und den Sylbencharaden, die wie die Buchſtaben fürs Auge gezeichnet und aufgeführt, fürs Ohr gemeint ſind, und ohne Kenntniß der Sprache nicht aufgelöst werden können. Durch dieſe phonetiſchen Sylbenhieroglyhen unterſcheidet ſich nun die Mexikaniſche Schrift von den Malereien der Wilden nicht bloß dem Grade und Stoffe nach, ſondern ſpezifiſch. Bei den Mexikanern wurde aber die Anwendung der phonetiſchen Hieroglyphen durch die Natur ihrer Sprache ſehr vereinfacht,

indem dieſe die Wurzeln in ſich ſelber hat, und die Namen ihrer Städte und Perſonen, welche auf jeden Fall die Mehrzahl ihrer Hieroglyphen ausmachen, zugleich aus bekannten Appellativwörtern beſtehen, die meiſt von Thieren und Pflanzen genommen ſind. Von den Städten iſt ſchon oben geſprochen worden. Die Namen für die Könige ſind durch das beigefügte Copilli auf dem Königskopf kenntlich, der mit der Namenshieroglyphe durch einen Strich verbunden iſt. Der erſte König von Mexiko hieß Acamopitzin, Rohr in der Hand, und dieß war auch ſeine Hieroglyphe. So iſt's mit allen Namen.

Iſt nun aber auch damit ein erſter Anfang zu den phonetiſchen Hieroglyphen gemacht, ſo entfernt ſich derſelbe nur ſehr wenig von der ſymboliſchen Darſtellung. Denn alle dieſe hieher gehörigen bekannten Hieroglyphen bezeichnen Dinge, Namen von Königen und Städten, überhaupt Eigennamen. Schwer läßt ſich dabei begreifen, wie man nach Acoſta's Behauptung Reden, oder nach Clavigero und Prescott lyriſche Gedichte auf dieſe Weiſe aufzeichnen konnte. Von der Darſtellung andrer Redetheile als Hauptwörtern habe ich nirgends etwas geleſen. Doch haben auch die Rothhäute mit bloßer Anwendung ihrer kyriologiſchen und ſymboliſchen Zeichen verſucht, ihre Lieder für das Auge wieder zu geben. Steinthal 62. 66. Aber auch Ramirez, ein einſichtsvoller Kenner der Mexikaniſchen Alterthümer in Mexiko, und Aubin, der in Mexiko die merkwürdigſte Sammlung von Denkmälern dieſer Art gemacht und deren Erklärung begonnen hat, verſicherten Hrn. Ampère, daß in den Aztekiſchen Zeichnungen nur ein wenig Phonetismus ſich finde, ſo daß manchmal ein Zeichen nicht das Bild eines Gegenſtandes darſtellt, ſondern den Ton des Wortes. Auch nach Ampère haben die Azteken den Phonetismus bloß geſtreift. Künftigen Forſchungen erſt iſt die völlige Löſung der Frage vorbehalten, die natürlich nur von ſolchen gründlich gegeben werden kann, die der Mexikaniſchen Sprache mächtig ſind. Vgl. über die Mexikaniſchen Hieroglyphen: Peter Martyr (deutſch) 549. 592. Acoſta VI, 7. Cortes 44. 351 und daſelbſt Koppe und Lorenzana. Diaz II, 80. IV, 260 und daſelbſt Rehfues. Clavigero I, 398 ff. 418. 548 ff. 596 ff. 620 ff. II, 501 ff. 511 ff. Humboldts Monum. durch das ganze Werk, beſonders 50 ff. 66 ff. 82 ff. 90 ff. 132. 144. 205 ff. 227. 279. 284. 318. Kosmos I, 63. 411. II, 314. Vgl. Humboldt, Abh. der Berliner Akad. 1832. 22 ff. 33. 43. Univers IV, 49. 96. 423. Mühlenpfordt I, 72. 157. II, 283.

318. Mexik. Zustände I, 374. Bullok 93. 183. Prescott I, 27. 77 ff. 490. Klemm V, 132—143. Prichard IV, 353 ff. Ausland 1829, 1207. 1399 ff. 1830, 1199. 1831, 1023. Robertson II, 334 ff. Ternaux Compans XIII, 337 ff. Tiedemann in den Heidelberger Jahrbüchern 1851. 165 ff. Steinthal die Entwicklung der Schrift. Berlin 1852. S. 70 ff. Revue des deux mondes. 1853. 1. Oct. p. 90 ff.

§. 105. Der Charakter der Mexikanischen Religion im Allgemeinen.

Wir haben früher gesehen, was für eine Religion in den Mexikanischen Ländern vor der nordischen Einwanderung herrschte. Indem wir nun zu der Religion dieser nordischen Völker, die wir unter dem Namen der Mexikanischen zusammenfassen, übergehen, wird sich uns zuerst zeigen, wie jene sich die Religion des Majageschlechtes angeeignet und eigenthümlich weiter gebildet haben. Es ist dieß der bedeutendste Theil der Naturgrundlage dieser Kulturreligion. Wenn schon früher bei Darstellung der Religion des Majageschlechtes auf diese Weiterbildung derselben durch die Mexikaner Rücksicht genommen worden ist, so geschah dieß im Interesse der alten südlichen Religion selbst, welche wegen der Dürftigkeit der Ueberlieferung auch noch aus ihrer Mexikanischen Gestaltung erkannt werden mußte. Jetzt aber stellen wir uns auf den Mexikanischen Standpunkt selbst, und wenn wir auch dabei Schondageweſenes voraussetzen, müssen wir doch wieder auf dasselbe als eine Quelle der Mexikanischen Religion zurückblicken, wobei wir noch einige Eigenthümlichkeiten nachtragen, welche der Mexikanische Geist jenem südlichen Religionselement aufzudrücken gewußt hat. Dieses südliche Element ist Naturverehrung im engern und unmittelbaren Sinn mit Sonnendienst als Mittelpunkt, daneben Gestirndienst und Verehrung von Thieren als Symbolen großer Naturwirkung, und Verehrung dieser Naturwirkungen in den Elementen. Aus ihrer Heimat brachten aber die nordischen Einwanderer das schon bei den nordamerikanischen Rothhäuten vorgefundene nordische Element. Ohne gerade einen engern Zusammenhang historischer Art zwischen der Mexikanischen Einwanderung einerseits, und anderseits zwischen nordwestlichen Stämmen, wie den Mengwe und Delawaren anzunehmen, so ist doch gewiß der Gedanke an die Analogie beider Völkerwanderungen

nicht abzuweiſen. Man wird ſie ſo gut wie die verſchiedenen Europäiſchen Völkerwanderungen am Anfange des Mittelalters zuſammenfaſſen dürfen. Und wie wir nun bei den Rothhäuten das nordiſche Element in dem Geiſterglauben und Fetiſchdienſte erblicken, ſo iſt es auch hier. Und wie ferner dort durch die Verſchmelzung des nordiſchen und ſüdlichen Elements die ſchwachen Anfänge einer höhern Religionsſtufe des Anthropomorphismus ſich entwickelten, ſo und zwar mit größerem Erfolge geſchah es auch hier, wo die ins Mexikaniſche einwandernden Völker im Allgemeinen die Kultur der Ureinwohner ſich aneigneten und weiter fortbildeten, während die Rothhäute eine vorgefundene Kultur zerſtörten, wilde Jägerhorden blieben, und nur vereinzelte Trümmer der alten Kulturreligion auf ihre Anſchauung einwirken ließen. Die nordiſchen Religionselemente der Mexikaner zeigen ſich in ihren Schutzgeiſtern, welche wiederum in Schutzgeiſter für den Einzelnen zerfallen, Tepitoton, oder für Orte, Zeiten, Altersſtufen, Geſchlechter und Völker. Auch giebt es wieder umgekehrt böſe und ſchädliche Geiſter. Aeußerlich ſind ſie verſinnlicht urſprünglich in Thieren oder Thiertheilen, bei den Mexikanern haben ſie Menſchengeſtalten zum großen Theil angenommen. Ihren Fetiſchcharakter haben ſie darin beibehalten, daß man ſie wegen ihrer kleinen Geſtalt als Talismane und Amulette mit ſich trägt, wenn ſie auch durch ihre menſchliche Geſtalt über den reinen Fetiſchismus bereits ſich erheben. So iſt auch bei den großen Göttern, deren Grundlage ſowohl der nordiſche Schutzgeiſterfetiſchismus, als die ſüdliche Naturverehrung iſt, der Anthropomorphismus ſtark ausgeprägt, und ſogar nicht ſelten zu euhemeriſtiſchen Verzweigungen fortgeſchritten. Dazu kommt auch noch die Beziehung auf das geſchichtliche Leben, die, wenn auch weniger im Kultus, ſo doch im Mythus und in Liedern ſich ausſprach. Dergleichen Götter ſind ſchon die Nationalgötter von Majavölkern geworden, Centeotl der Totonaken u. a. m., — von den nordiſchen Völkern Xolotl der Chichimeken, Camaxtle der Tlaskalaner u. ſ. w. Vor allen aber ragen hervor die drei Götter Quetzalcoatl der Tolteken, Huitzilopochtli und Tezcatlipoca der Azteken, die deßwegen auch einer geſonderten ausführlichen Darſtellung bedürfen. Daneben zeigt ſich die Rückſicht auf das politiſche Leben darin, daß jeder Stand und jedes Gewerbe ſeinen beſondern Schutzgott, ſein beſonderes religiöſes Feſt hat. In ſehr beſchränktem Umfange, aber dennoch wohl zu bemerken, ſind die religiöſen Perſonificationen menſchlicher Eigenſchaften und Gemüthszuſtände, beſonders in Tlaskala,

worin die Religion einen Anfang zum Anthropopathismus und dadurch zur Humanität hätte machen können.

Neben der Betrachtung der Vorſtellungen von den Göttern wird auch die nicht minder wichtige Weiſe ihrer Verehrung beſondere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen. Daß ſich auch im Mexikaniſchen Kultus die Naturſeite der Religion eher kund gebe, iſt um ſo weniger auffallend, als dieſe Religion im Ganzen doch noch in den erſten Anfängen einer barbariſchen Kulturreligion ſich bewegt. Es zeigt ſich dieſer Charakter beſonders an den Feſten. Der Kultus offenbart überhaupt am beſten den urſprünglichen Sinn religiöſer Grundanſchauungen, er erhält das Alte zäher als der bewegliche, leicht von der Dichtkunſt weitergeſponnene Mythus, und iſt daher für die Kritik ein nie genug zu ſchätzender Schlüſſel des Verſtändniſſes. Der Kultus der Mexikaniſchen Völker trägt übrigens einen ſehr verſchiedenen Charakter, nicht nur, daß ſich die verſchiedenen Völker unterſcheiden, die Tolteken durch ihre Milde, die Azteken durch ihre Wildheit, ſondern auch innerhalb derſelben Nationalität zeigen ſich oft dieſelben unvermittelten Gegenſätze. Namentlich iſt dieß bei den Azteken ſelbſt auffallend. Wie der ſanfte Mund und das finſtere Auge demſelben Geſichte angehören, ſo iſt auch ihre Götterverehrung bald ſanft und ſinnig in Blumenopfern und Weihrauchſpenden, bald heiter in zierlichen Tänzen und Spielen, bald ausgelaſſen in wilden Orgien, bald wieder ausgezeichnet grauſam und blutdürſtig in ihren Menſchenopfern. Schon die Urbevölkerung hatte dieſelben vielfach angewendet, die Tolteken ſie zu mildern, oder wohl gar zu verdrängen geſucht. Aber ſchon die Chichimeken, Tlaskalaner, Akolhuaner übten ſie wieder in reichem Maaße. Aber kein Volk ſcheint in demſelben die Azteken erreicht zu haben. Dieſelben brachten das nordiſche Hinſchlachten der Gefangenen damit in Verbindung, indem ſie das Skalpnehmen und mongoliſche Ohrenabſchneiden, das die Azteken noch aus dem Norden mit nach Anahuac gebracht hatten, dann überhaupt das Martern der Gefangenen, in wohlgeordnete Menſchenopfer umwandelten und civiliſirten. In der Plaſtik der Götterbilder blieben die Mexikaniſchen Völker im Allgemeinen hinter dem Majageſchlechte zurück. Wenn ſie aber auch die Thiere ebenfalls mit mehr Wahrheit und Weichheit auffaßten, wie dieß gerne bei Völkern dieſer Kulturſtufe geſchieht, ſo herrſcht doch die Tendenz zum Anthropomorphismus vor, und die bei weitem größere Zahl der Bilder ſind Menſchenbilder, d. h. die Götter ſind menſch-

lich dargeſtellt. Natürlich, daß auf dieſer Stufe die Kunſt ſich nicht Selbſtzweck, die Schönheit nicht Ideal iſt, ſondern die Bilder ſind Kultusbilder, und die hieroglyphiſche Bedeutung, die Symbolik iſt auch bei ihnen die Hauptſache. Der Tempel zeigt, wie dieß Kugler in ſeiner Kunſtgeſchichte mit Recht als weſentlichen Charakter hervorgehoben hat, auf eine ſehr markante Weiſe ſowohl bei den Majas als den Mexikanern die Urform einer Opferſtätte, einer künſtlichen Opferhöhe, einer Altarpyramide, wie ſie auch in Vorderaſien und Peru vorkamen. Die Prieſterſchaft war auch hier, wie bei allen kultivirten Naturſtaaten, wie an der Spitze der Götterverehrung, ſo der menſchlichen Bildung und Wiſſenſchaft, und es wurde die vornehme Mexikaniſche Jugend von ihr unterrichtet und erzogen. Obſchon bei der Theilung der Arbeit und der allgemeinen Sonderung des ganzen Volkes in Stände, ſie auch einen Stand bildete, war ſie doch weder durch lebenslängliches Cölibat, noch durch Geburt von der übrigen Volksmaſſe ausgeſondert. Die Prieſter ſind zugleich die Seher und Erforſcher des göttlichen Willens, aber ihre Divination iſt wie in Peru geregelt durch die Geſetze des Opferbeſchauens, des Vögelflugs, der Aſtrologie. Darin offenbart ſich dem Kundigen die Gottheit. Die Unſterblichkeitsvorſtellungen zeigen neben der alten, dem Geſtirn- und Thierdienſt entſprechenden, Seelenwanderung ſehr beſtimmt ausgeprägte anthropomorphiſche Elemente in den Vorſtellungen von einer Licht- und Schattenſeite jenſeits, wie ſie ſich überall in Verbindung mit dem Anthropomorphismus vorfinden. Wenn hier die Tapferen ein köſtliches Loos erhalten, ſo iſt das nicht Belohnung von Seite einer die Tugend belohnenden Gerechtigkeit, die Unſterblichkeitsvorſtellungen ſind nicht ſittlich gefaßt, Recht und Unrecht übt keinen Einfluß auf den Zuſtand der Geſtorbenen, ſondern Kraft und Schwäche, es iſt dort wie hier. Ueberhaupt erwies auch hier die Religion keinen direkten ſittlichen Einfluß auf die Vermenſchlichung und Veredlung der Sitten und Herzen, die Götter waren ſelbſt von Haus aus keine ſittlichen Weſen, ſondern göttliche Naturäußerungen. Hingegen religiöſe Kräfte im engern Sinne des Wortes, Begeiſterung, Devotion, Fanatismus wurden geſteigert und geweckt. Die Sitten hingen mit dem politiſchen Kulturſtand zuſammen, die nordiſchen Einwanderer zeichneten ſich vor den Majas durch naturwüchſige Lebenskraft und phyſiſche Unverdorbenheit aus, jene wiederum vor dieſen durch Kultur und mildere Sitten. Tolteken und Azteken unterſchieden ſich wieder ſehr ſtark von einander, daß erſtere mild und weichlich, letztere

kräftig, kühn, ausdauernd, ſtreng, roh, unmenſchlich und blutdürſtig waren. Die feinſten Sitten und Manieren fanden ſich bei den Tezkukanern, die ländlichſte Einfachheit in Tlascala. Manche Stämme waren Wilde, andere verſanken in Laſter einer verkommenen Kultur.

§. 106. Der ſüdliche Naturdienſt bei den Mexikanern.

Der ſüdliche Naturdienſt wurde zum Theil von dem Majageſchlechte her durch die Mexikaner angenommen, zum Theil hatte ſich derſelbe auch weiter gegen Norden in den Urzeiten verbreitet, und dort mögen die Mexikaner gerade wie die Rothhäute ſich bereits Vieles von demſelben angeeignet haben.

Wir erinnern uns, daß der alte Sonnengott Teotl bei den Azteken vorkam, beſonders aber, daß er in Tezcuco vom aufgeklärten Könige Nezalhuatcoyotl auf eine deiſtiſche Weiſe verehrt wurde. Während aber ſein Dienſt nie recht populär wurde, war die Verehrung der gewöhnlichen alten Sonnen- und Mondgötter Tonatricli und Tona auch bei den Azteken unter dem Namen Tonatiuh und Mezli in hohem Anſehen und im täglichen Dienſte verbreitet. Die Mexikaner ſtellten den Tonatiuh dar, wie er die buntgeſtreifte Waldſchlange in Stücke zerhaut, alſo wie auch ſonſt Sonnengötter und Sonnenheroen als Wärmebringer die Schlange der Gewäſſer beſiegen, wie Herakles, Apollo, Thor und der Tibetaniſche Durga, Humb. Monum. 84, oder wie auch in Peru Manco Capac, in Bogota Bochica in ähnlichen Mythen geprieſen werden. Zu dieſer epiſchen Faſſung des Sonnengottes gehört auch der aſtronomiſche Mythus, wie die jetzige Sonne und der Mond durch Verwandlung von Heroen entſtanden ſeien, die ſich freiwillig ins Feuer ſtürzten. Oben §. 96.

Thierdienſt iſt ſowohl ſüdlich als nordiſch. Im Süden ſind die Thiere Repräſentanten von großartig, aber in beſtimmter Beziehung wirkenden Naturkräften, Symbole von Naturgeſetzen, wie die Geſtirne. So bei den ſüdlichen Kulturreligionen. Im Norden ſind ſie Schutzgeiſter alle für alles, allgemeine Vermittler und Körper des allgemein Göttlichen. Als Thiere, die überhaupt dem Süden angehören, haben wir die Affen, Jaguare, Löwen bezeichnet, welche in gemalten und gehauenen Abbildungen und im Mythus vorkommen. Schlangen wurden zwar im Norden auch verehrt, aber, wie wir geſehen, iſt ihr Dienſt im Süden

weit verbreiteter, und beſonders haben die Mexikaner denſelben erſt im Süden angenommen. Der bekannte und berühmteſte Schlangengott Votan ging zwar nicht zu den Azteken über, aber wie ſchon Quetzalcoatl, die geflügelte Schlange, das Schlangenattribut angenommen hatte, ſo auch jetzt Huitzilopochtli. Die dreizehn Culebras ſind ebenfalls Schlangengottheiten der Chiapaneſen, und wenn die Zahl der aztekiſchen Hauptgötter auf dreizehn angegeben wird, ſo werden es wohl dieſelben alten Zeitgötter gemeint ſein, welche bei der ſüdlichen Urbevölkerung bereits zu ebenſoviel Anführern euhemeriſirt worden waren. Auch andere Zeitgötter der Majas ſind Thiere. Clavig. I, 345. 363. Prescott M. I, 47. Kottencamp I, 200. Die Majas haben dieſe Kalendergötter, wie z. B. auch den Votan, zu Helden perſonifizirt, die Mexikaner machten ſie zu Schutzgeiſtern der Tage der Geburt und wichtiger Ereigniſſe. Andere Thiere ſind dagegen mehr dem nordiſchen Einfluſſe zuzuſchreiben, wie Wölfe, Bären, beſonders Vögel.

Sehr reichhaltig hat ſich bei den Mexikanern der Dienſt der Götter der Elemente und Lebensbedürfniſſe ausgebildet. Wir erinnern uns, welche Verehrung der Dienſt der Totonakiſchen Ceres, der Centeotl, bei den Azteken gefunden hat. Man bewirthete an ihrem Feſte das Volk, beſang die Heldenthaten der Vorfahren und pries das Alter und den Adel der Familien. Clavig. I, 423 ff. Ihre Beziehung und Verwandtſchaft zur Erde und zu Erdgöttinnen war ähnlich der der Ceres zur Tellus, und als ſolche iſt ſie die allgemeine Mutter, wie Teteionan, Cihuatcohuatl, Tazi, Tonantzin, Tocitzin. Neben ihr gab es dann auch noch einen männlichen aztekiſchen Gott der Erde, Tlatecutli oder Tewacayohua genannt. Ausl. 1831. 1027, aus einem Gebete bei Sahagun. Uebrigens wird wieder in demſelben Gebete die Erde die Mutter Aller genannt, und zwar neben der Sonne, dem Vater.

Neben der Centeotl ſteht am beſten die Göttin der Pflanzen, Blumen und Blüthen, Coatlicue oder Coatlantana, eine Schlangengöttin wie Cihuatcohuatl, und wie Teteionan ebenfalls Mutter Huitzilopochtlis. Dieſe alte Schlangengottheit wurde früher beſonders in Coatepec (Schlangenberg) in der Gegend von Tula verehrt, und zwar als Blumengöttin. Dort gebar ſie den Huitzilopochtli. Die Verbindung mit der Schlange bezeichnet auch hier die Feuchtigkeit, welche die Pflanzenwelt ins Daſein ruft. Als die Azteken ſie aber zu der ihrigen machten, bildeten ſie ſie menſchlich als Frau mit zwei großen Blumenſträuchen auf

ihrem Haupte, die Stirne mit einem Blumenkranz bedeckt, zwei Bänder laufen auf beiden Seiten neben dem Gesichte herab; hinter dem Gesichte befindet sich ein Blumenstrauß wie ein Fächer. So bei Nebel und Minutoli. Die Azteken machten, als sie nach Coatepec kamen, sie zur Mutter ihres Huitzilopochtli. Warum? wird bei der Darstellung dieses Gottes klar werden. Diese Leute waren aber, und sind es noch, große Blumenfreunde, alle ihre Waaren und Kaufläden schmücken sie mit Blumen, und bei allen, namentlich bei feierlichen, Gelegenheiten wendeten sie den bunten Blumenschmuck ihres Landes an, schmückten damit besonders gern ihre Götterbilder, Blumen wurden selbst als Tribut dem Könige bezahlt, mit Blumen wurden Cortes und seine Teotes empfangen. An dem Feste der Coatlicue wurden sehr schön geflochtene Blumen geopfert. Vgl. Clavig. I, 361. 414. 424. 509. 513. Humb. Monum. 133. 138. Cortes 64. Diaz I, 240.

Neben den Schlangengottheiten war Tlaloc mit seiner Gattin eine Hauptgottheit der Mexikaner geworden. Aber rein nordisch ist der chichimekische Corcor, der schon bei der Fluthsage genannt wurde, der Tezpi der Mechoakaner. Das ist auch ursprünglich ein Wassergott und Fischgott, darum trägt er auch den Namen Cipactli, Fisch, Teocipactli, göttlicher Fisch, Huehuetonacateocipactli, alter Fischgott von unserem Fleisch. Darum ist auch seine Gattin eine Pflanzengöttin mit Namen Xochiquetzal d. h. geflügelte Blume. Vgl. Clavig. I, 345. II, 282. Humb. Mon. 144. 158. 207. 226. 236. Planch. 37. 4. 6. Presc. II, 435.

Ob der Gott des Feuers Xiuhteuctli oder Ixcozauqui schon von den Majas verehrt worden, ob er aus dem Norden mitgebracht worden, ist nicht leicht zu entscheiden. Wir haben bei den Majas auch den Dienst der übrigen Elemente vorgefunden, Feuerdienst findet sich aber im Norden wie im Süden. Wenn dieser Gott als ein Gott des Jahres und des Grases zugleich gefeiert wird, so scheint diese wohlthätige Fassung der Hitze eher auf den Norden hinzudeuten. Der aztekischen politischen Richtung aber gehört der Gebrauch an, an seinem Jahresfeste die obrigkeitlichen Personen zu erwählen und die Vasallen zu belehnen. Es hatte also das Feuer eine Beziehung zum Staat und zum Hause, wie bei den Römern das Feuer der Vesta. Denn so allgemein war die Verehrung Xiuhteuctlis, daß er nicht bloß alle Tage seine Tempelopfer erhielt, sondern daß in jedem Hause bei Tische ihm der erste Trank geweiht wurde. Auch mit Orgien wurde er verehrt. In den Tempeln brannte

überhaupt überall heiliges Feuer, ſechshundert heilige Feuer warfen von den Tempeln Mexikos ihren Schein weithin über den See, nach der Geburt eines Kindes wurde es, wie wir ſpäter ausführlicher ſehen werden, durchs Feuer gezogen. Die ganze aztekiſche Religion trägt ſehr viel an ſich von dem Charakter des ſchiwaitiſchen Feuerdienſtes. Alle Jahre einmal wurde das Feuer in den Tempeln und Privathäuſern ausgelöſcht, und vor dem mit Juwelen und ſchönen Federn geſchmückten Bilde des Feuergottes von neuem wieder angezündet. Von dem großen alle zwei und fünfzig Jahre wiederkehrenden Feuerfeſte wiſſen wir bereits, daß man an demſelben das Ende der Welt erwartete, und mit der Erneuerung des Feuers ein neues Sekulum antrat. Hier aber iſt noch von dem alle vier Jahre wiederkehrenden Feſte des Xiuhteuctli in Quauhtitlan zu reden, welches einen Charakter an ſich trägt, wie das cykliſche Feſt bei den Muyscas, das ebenfalls urſprünglich ein Feuerfeſt war. Bei dem Feſte in Quauhtitlan nun, einer Stadt nördlich und nicht weit von Mexiko, pflanzte man den Tag vor dem Feſte ſechs hohe Bäume vor dem Tempel auf, und opferte zwei Sklaven, denen man die Haut abzog. Den folgenden Tag bekleideten ſich zwei Prieſter mit dieſen Häuten, und wenn ſie nun die Stufen des Tempels heruntergeſchritten, rief das unten verſammelte Volk: Seht, da kommen unſere Götter! Den ganzen Tag tanzten ſie nun unter Begleitung von Muſik, und unterdeſſen dauerten Wachtelopfer fort, ſo daß wenigſtens deren achttauſend geopfert wurden. Dann banden die Prieſter ſechs Gefangene an die Gipfel der Bäume feſt, welche dort mit Pfeilen erſchoſſen wurden. Sobald ſie todt waren, wurden die Körper herunter genommen, die Bruſt geöffnet, und das Herz ausgeſchnitten. Das Fleiſch der Menſchen und der Wachteln wurde von den Prieſtern und Adelichen als Opfermahlzeit verſpeist. Vgl. Clav. I, 355. 370. 395. 424. 431. 437 ff. Cortes 397. Humb. Mon. 186. 206. 213. Univ. 28. 6. Wuttke I, 278.

Von den Elementen bleibt noch die Luft übrig. Wir haben geſehen, wie der Luftgott der Majas bei den Mexikanern in den Ehecatotontin ſich fortſetzte, jedoch in ſehr untergeordneter Bedeutung. Denn es traten in dieſer Hinſicht in den Vordergrund bei den Tolteken Quetzalcoatl, bei den Azteken Huitzilopochtli, von welchen Nationalgöttern beſonders und ausführlich zu reden iſt.

An dieſe Götter der Elemente und Pflanzen reihen ſich am natürlichſten diejenigen der andern Lebensbedürfniſſe. Wir erinnern uns,

wie die otomitiſche Jagdgöttin Mixcoatl in einem großen Jagdfeſte von den Azteken verehrt wurde. Dazu kommt nun noch die Göttin des Salzes Huixtocihuatl. Wie den Mexikaniſchen Völkern das Salz ein ſo wichtiges Lebensbedürfniß war, daß die Tlaskalaner den Azteken nichts ſo übel nahmen, als die Abſperrung des Salzes, ſo wurde dieſe Göttin hoch verehrt, namentlich mit Rückſicht auf das in der Nähe der Hauptſtadt gelegene Salzwerk. Ihr Feſt wurde mit Tanz und Geſang gefeiert, die tanzenden Weiber waren durch Blumenkränze mit einander verbunden. Auch hier ſtellte das Weib, welches ihr geopfert wurde, die Göttin dar. Clav. I, 360. 422.

Die Mexikaner verfertigten verſchiedene Arten von geiſtigen Getränken, Octli, oder Pulque, welche die Schriftſteller Wein nennen, Agavewein, Magueywein, Wein aus Mais und dgl. Obſchon nun ſtrenge Sittenmandate die Trunkenheit unterſagten, und bloß alten Leuten vergünſtigten, wurden gerade dieſe Geſetze am wenigſten genau beobachtet, und man machte ſich nicht bloß im Privatleben kein Gewiſſen aus einem Rauſche, ſondern Völlerei fand nicht ſelten zu Ehren der Götter ſtatt. Man kann durch ſtrenge Geſetze alle anderen Laſter bei den Barbaren eher ausrotten als die Trunkſucht. Vgl. Diaz I, 198. II, 32. III, 195. 204. 298. IV, 261. Cortes 103. 424. Acoſta IV, 16. Clavig. I, 215. 269. 427. 438. 440. 488. 587 ff. Humb. Mon. 51. Ward Mexico II, 55—60. Mühlenpfordt I, 99. 219. Prescott I, 109.

Natürlich verehrten ſie dann auch ihren Gott des Weins Totochtli, oder auch Cenzontotochtli d. h. den vierhundertſtimmigen Spottvogel des Weins. Bei den Tlaskalanern heißt er Ometochtli. Man nannte ihn auch den Erwürger, Tepuechmecaniani, oder den Ertränker Teatlahuiani; ebenfalls kommt für ihn der Name Texcatzoncatl vor. Der Weingott hatte einen Tempel mit vierhundert Prieſtern. Wie ein Ertrunkener in das Kleid des Tlaloc, ſo wurde ein Trunkenbold in das des Totochtli gekleidet. Auch ſein Feſt wurde mit Menſchenopfern begangen. Nebel hält ein kleines ſteinernes Bild, das auf einem Faſſe ſitzt, für den Totochtli. Clavig. I, 360. 443. Strahlheim 476. Vollmer. Th. Gage I, 84.

Den Schluß zu dieſen Nahrung ſpendenden alten Naturgottheiten bildet Chilli oder Yxi, die Göttin des Ueberfluſſes, eine Art Ops, die in dem Gebete an Tlaloc erwähnt wird, daher ſie wohl eine Majagottheit ſein wird. Vgl. Ausland 1831. 1041 aus Sahagun.

§. 107. Der nordiſche Geiſterglaube und Fetiſchismus der Mexikaner in ſeiner Verbindung mit dem ſüdlichen Naturdienſte.

Wie bei den nordiſchen Rothhäuten, wie in Aſien und dem heidniſchen Europa, zeigt ſich auch im Mexikaniſchen das nordiſche Element im Geiſterglauben. Die Geiſter ſpuken als ſelbſtſtändige Geſpenſter, und dann haben wieder alle ſichtbaren Dinge, vor allem die mit geheimnißvollen Kräften wirkenden, die Seele mit ahnenden Schauern erfüllenden Orte, ihre Geiſter. So bewohnt ein eigener Geiſt das Innere der Berge, die Mexikaner nannten ihn Tepeyollotli. Humb. Mon. 145. Beſonders ſind die Vulkane, jene redenden Berge, von Geiſtern bewohnt, die ihre Ausbrüche bewirken, und die von ihnen heimgeſuchten Gegenden unter ihrem Zauberbanne halten. In der Nähe von Turtla im Staate Veracruz giebt es kleine Landſeen vulkaniſchen Urſprungs, welche die bezauberten Lagunen heißen. In dem gelben Waſſer einer ſolchen Lagune ſoll die weit und breit berühmte Fee Malitzin ihren Mais gewaſchen, und in dem grünen Waſſer einer andern Lagune ſich ſelbſt gebadet haben. Mühlenpfordt II, 32.

Dieſer nordiſche Geiſterglaube zeigt ſich aber beſonders in dem Mexikaniſchen Glauben an Schutzgeiſter für die einzelnen Menſchen. Dieſelben ſind bei den Azteken zu einer Art Penaten geworden, oder man könnte ſie ebenſogut mit den Laren und Genien vergleichen, und ihre Körper haben menſchliche Geſtalt angenommen. Es ſind kleine, menſchliche Bilder von gebrannter Erde, die man daher auch die Kleinen, Tepitoton, heißt. Wie bei den Griechen, ſo dienten auch hier dieſe kleinen, von Töpfern verfertigten Bilder nicht dem Tempeldienſte, ſondern dem häuslichen Kultus und der Beſtattung des Einzelnen. Der König hatte deren ſechs, ein Adelicher vier, die geringern Leute zwei. Dergleichen Tepitoton findet man noch jetzt in der Hauptſtadt Mexiko, in Cholula, Tlascala, ſelbſt am Panuco im Lande der Totonaken. Sie waren in Gräbern, Häuſern, Straßen aufgeſtellt oder aufgehängt, zum Aufhängen haben ſie zwei Löcher, durch welche Schnüre gezogen werden. Auch die Menſchen trugen ſie mit ſich auf dieſelbe Weiſe, wie die Wilden ihre Fetiſche als Amulette mit ſich führen, und gerade dieſer Umſtand beweiſt ihre Fetiſchnatur. An den Tepitoton haften die Schutzgeiſter. Die Mexikaniſchen Sammlungen, z. B. die im Basler Muſeum,

beſitzen viele ſolcher thönernen Bilder, man findet auch dieſelben häufig abgebildet. Wie nun aber die Römer auch große Götter als Penates publici verehrten, und wie wieder der Einzelne große Götter zu Privatpenaten wählen konnte, ſo war es auch bei den Azteken. So wird von Huitzilopochtli berichtet, er ſei ein Hausgötze der Azteken geweſen. Auch andre Tepitoton verrathen ſich durch ihre Attribute als bekannte Götter höhern Ranges, die von Einzelnen zu Penaten gewählt wurden, wie z. B. Centeotl, entweder mit dem Mais auf dem Arm, oder mit einem Kinde.

Wenn die Zahl der Mexikaniſchen Götter auf dreitauſend angegeben wird, ſo können die weitverzweigten Schutzgeiſter und Tepitoton nicht wohl mitgerechnet ſein. Ueberhaupt läßt ſich ja die Zahl der Götter eines großen polytheiſtiſchen Volkes nicht begränzen. Doch mag ſich auf einer gewiſſen Stufe der Entwicklung, wenn die Triebkraft des Frühlings vorbei iſt, die Zahl einigermaßen fixiren, zumal wenn die Einzelnen ſich bekannte größere Gottheiten zu Tepitoton wählen. Aber urſprünglich ſind die Tepitoton, wie namenlos, ſo auch zahllos. Vgl. Clavig. I, 363. Humboldt Monum. 94. 217. Minutoli 44. 51 nach Deppe. Lindemann III, 147.

Zu Schutzgöttern wurden auch die Zeitgötter, zunächſt die Götter für die Tage. Sie ſind nämlich die Beſchützer derjenigen Menſchen, die an ihrem Tage geboren ſind. Von weniger Bedeutung ſcheinen bei den Azteken die dreizehn Zeitgötter geweſen zu ſein, wenigſtens wird weder ihrer in ihrer Vereinigung weiter gedacht, noch werden ihre Namen genannt. Daß ſie mit den dreizehn Culebras der Majas zuſammenhängen dürften, iſt ſchon bemerkt worden. Hingegen ſind von beſtimmter Wichtigkeit einige Gottheiten für Altersſtufen, wie Ilamateuctli, die Göttin des Greiſenalters, deren Feſt Aehnlichkeit mit den Lupercalien hatte. Die Prieſter liefen durch die Gaſſen, und ſchlugen die ihnen begegnenden Perſonen weiblichen Geſchlechtes mit Heubündeln. Auch hier wurde eine Weibsperſon, die die Göttin darſtellte, ihr geopfert. Zwei Gottheiten ſind da zum Schutz der kleinen Kinder, Joalteuctli und Joalticitl, eigentlich Wiegengottheiten, denen die Mexikaner des Nachts ihre Kinder zu gutem Schlaf empfahlen. Schutzgötter der Geſchlechter ſind Ometeuctli und Omecihuatl, jener der Männer, dieſe der Weiber. So war Joalteuctli der Schutzgeiſt der Knäbchen, Joalticitl der Mädchen. Clavigero I, 345 ff. 356. 362 ff. 430. 435. 437.

Während die Tepitoton menſchliche Geſtalt haben, iſt auch bei vielen Schutzgeiſtern die thieriſche geblieben. So bei den ſüdlichen Zeitgöttern, welche erſt von den Nordländern zu Schutzgöttern gemacht worden ſind, wie auch die nordiſchen Rothhäute Thiere zu Schutzgöttern wählen. Bei den Mexikanern ſind die Schutzgötter der Nationen Quetzalcoatl und Huitzilopochtli auch urſprünglich Thiergötter. Wie das Thieriſche in den Anthropomorphismus ausſchlagen will, ſieht man aus einem Götzenbild in Tetzcutzinco, es ſtellt einen Fuchs (Coyotl) dar, aber die Indianer ſagten, es ſei ein berühmter Indianer. Ternaux Compans XII, 300.

Gewöhnlich hat der Schutzgeiſt, wie überhaupt der heidniſche Gott, ſeine böſe und ſeine nützliche Seite in einem und demſelben Weſen vereinigt. Doch giebt es auch häufig neben den Schutzgeiſtern beſondre böſe Geiſter als die Gegenbilder jener, Polter- und Plagegeiſter. Bei den Mexikanern heißen ſie Tzitzimimes oder Tzitzimite, welche die leibige Dürre in die Pflanzenwelt bringen, und am Ende der Welt die Menſchen verzehren werden. Auch die Geiſter der Vulkane ſind vorzugsweiſe böſe und verheerend. Humboldt Monum. 179. Ausland 1831, 1042.

Zu den böſen Geiſtern iſt auch zu zählen Tlacatecolotl, die vernünftige Eule, die auch den Beinamen trägt Motlatlaperiani, ein böſer Geiſt, der den Menſchen bisweilen erſcheint, ſie in Furcht ſetzt, ſie zu quälen und ihnen zu ſchaden ſucht. Manche ſetzen ihn dem Teotl als dem oberſten guten Gott entgegen, und machen ihn geradezu zum Teufel, dem oberſten Geiſte des Böſen und der Sünde. Dieſe Auffaſſung iſt ſo wenig richtig als die von Teotl, er hat eben ſo wenig ſittliche Bedeutung als dieſer. Tlacatecolotl iſt nichts mehr als einer der vielen nordiſchen Spukgeiſter, ſein Name ſchon weist ihm ſeinen Platz unter den nordiſchen Thiergeiſtern an. Wenn er mit dem auf den großen Antillen verehrten Eulengott in einem Zuſammenhange ſteht, ſo iſt die Vorſtellung von ihm als der vernünftigen Eule von den Majas hergekommen. Aber die Mexikaner haben auch ihn zu einem Geiſte, und zwar zu einem böſen Geiſte umgeſchaffen. Wahrſcheinlich war er ein Weiſſagegott, der aber Böſes verkündigte. Dieſer alte Thiergott wurde von den Mexikanern anthropomorphiſch abgebildet mit einem Herzen in der einen Hand, aus einem andern trinkt er, ein drittes hält er an ſeinem Halſe. Humboldt hält ihn für den Geiſt der Säuferei, den Sauf-

teufel. Vgl. Clavigero I, 342. Humboldt Monum. 237. pl. 37. 10. Minutoli Anh. 8. Prescott I, 47.

Unter den Schutzgeistern ganzer Nationen, Penates publici, ist, da später erst von Quetzalcoatl der Tolteken gehandelt werden soll, zuerst der mythische Heerführer und König der Chichimeken, Xolotl, zu nennen, der die Schaaren seines Volkes an Flüssen und Seeen vereinigte. Daß er der Schutzgott dieses Volkes war, sieht man schon daraus, daß er schon vor Erschaffung dieses gegenwärtigen Menschengeschlechtes lebte. Er hatte ja den Knochen in der Unterwelt geholt, aus welchem die Menschen nachher ihr Dasein erhielten. Oben §. 100. Vgl. Clavigero I, 144 ff. 213 ff. 347 ff. 179. Univers 10.

Der Nationalgott und Schutzgeist der Tlaskalaner war Camaxtle, ein Kriegs- und Jagdgott, den die einen mit Huitzilopochtli, andere mit Mixcoatl, wieder andere mit Quetzalcoatl zusammenstellen. Da sein Fest im Tempel der Göttin des Wassers gefeiert wurde, so hatte wohl auch dieser Gott eine natürliche Beziehung zur Fruchtbarkeit. Statt Menschenopfer brachten ihm die Tlaskalaner Blutopfer, die die Priester durch Verstümmelungen ihrer eigenen Zungen gewannen. Clavigero I, 171. 363. 399 ff. Humboldt Monum. 318 nach Torquemada II, 55. 307. Rehfues zu Diaz I, 279 ff. Th. Gage I, 85.

In Tezcuco bei den Acolhuanern wurde Tlacahuepancuecotzin als oberster Kriegsgott verehrt. Man machte ihn wegen der Bundesgenossenschaft dieser Stadt mit Mexiko zum jüngern Bruder des Mexikanischen Nationalgottes, und stellte sein Bild immer neben das seines Bruders. Clavigero I, 359. Humboldt Monum. 218, pl. 29. Essai 169. Vollmer Tab. 107. 2.

Wiederum gewann man auch hier durch bloße Personification der Völker und Städte Ahnen und Gründer derselben mit göttlicher Geltung, was die Athener eponymische Heroen nannten. So war Chichimecatl der erste König der Chichimeken, Tenuch oder Mexi der Gründer Tenochtitlans oder Mexikos, der Urahn der Tenucher oder Mexikaner, der wiederum als Mexitli zum Gott von Mexiko, ein Beiname des obersten Nationalgottes Huitzilopochtli, geworden ist. Acosta VII, 4. Humboldt Essai 421. Dieser gab der Stadt Huitzilopochco den Namen. Und so waren Ulmecatl der Urahn der Olmeken, Xicalancatl der Xicalanken, Mixtecatl der Mixteken, Otomitl der Otomiten, Xelhua aber gründete eine Menge Städte. Man sieht, daß auch nichtmexikanische

Völker hineingezogen wurden, die man ſich ſonſt als Rieſen denkt, daher Xelhua in den Mythen von den Weltaltern unter den Rieſen erſchien. Er war es, der Cholula baute, und der hier Urvölker des Majageſchlechtes repräſentirt. Humboldt Monum. 31. Ueber andere vgl. Ixtlilxochitl I, Cap. 5. 6 bei Ternaux Compans Tom. XII. Alle ſolche Schutzgeiſter ſind wohl in ſofern zu einer Art Heroen geworden, als man ſie zu Menſchen machte. Aber Menſchen waren ſie nie.

Die Azteken insbeſondere gaben noch den Gewerben und Ständen ihre beſondern Schutzgeiſter und Ständepatrone. Für die Krieger war es Huitzilopochtli; für die Beamten und Lehnsherren als ſolche Xiuhteuctli; für die Blumenhändler die Blumengöttin Coatlantana, der ſie große Blumenfeſte feierten. Clavigero I, 414. Der Gott der Kaufleute, der mit Menſchenopfern und koſtbaren Mahlzeiten in zwei großen jährlichen Feſten verehrt wurde, hieß Jacateuctli. Opochtli iſt der Gott der Fiſcher, der Erfinder der Netze und Fiſchergeräthe. Ein anderer Gott der Fiſcher hieß Amimitl. In der Tzapotlatenan ſehen wir eine Göttin der Arzneikunſt, eine Erfinderin des Oeles Oxitl und anderer Heilmittel; doch mußte ihre günſtige Mitwirkung mit Menſchenopfern geſucht werden. Ein andrer Heilgott hieß Ixtilton, d. h. der ein ſchwarzes Geſicht hat. Er heilte beſonders kranke Kinder durch ein von den Prieſtern eingeſegnetes Waſſer. Der Gott der Goldſchmiede Xipe wurde mit Opferung von Kriegsgefangenen und Golddieben verehrt. Letztere ſchleppte man an den Haaren auf den Tempel, ſie wurden geſchunden, und in ihre Haut kleideten ſich die Prieſter, die ſo den Gott darſtellten. Das Unterlaſſen ſolcher Opfer rächte der Gott durch Krätze, Augenkrankheiten und Kopfſchmerzen. Clavigero I, 413. 487. Auch die Verfertiger der Strohdecken hatten ihren Schutzgeiſt, und zwar einen viel gütigern als die Goldſchmiede. Er hieß Nappateuctli. Clavigero I, 360.

Eine weitere Entwicklung der Mexikaniſchen Religion gegen den Anthropomorphismus hin iſt die anthropopathiſche Perſonificirung und Vergötterung menſchlicher Seelenzuſtände, Triebe und Eigenſchaften. So wurde in Tlascala die Herzhaftigkeit, der Muth, der Geiz göttlich verehrt. Lindemann III, 145. Das verhältnißmäßige Zurücktreten ſolcher klaren Perſonificationen bei den Mexikanern iſt ein Beweis der primitiven Stufe ihrer Barbarenkultur, auf welche die poetiſche Geſtaltung des Menſchlichen noch wenig Einfluß geübt hatte. Bei den Azteken treten

noch am meiſten hervor die Gottheiten eines neben dem Nahrungsbedürfniſſe am frühſten mit Beſtimmtheit ſich geltend machenden Triebes, die Gottheiten der ſinnlichen Liebe und Wolluſt. Als ſolche werden genannt Tlazolteotl und Tlazolteucihua, erſterer männlich, letztere weiblich. Ihre Verehrer waren Wollüſtlinge, und hingerichtete Ehebrecher wurden in ihr Kleid gekleidet, wie Ertrunkene in das Kleid des Tlalok, Trunkenbolde in das des Totochtli. Clavigero I, 361. 443. Humboldt Mon. 101. 145. Die Göttin der Wolluſt und aller Freuden hieß auch Ixcuina, welche nackt gebildet wurde, was ſonſt bei dieſen nordiſchen Völkern äußerſt ſelten vorkommt. Bei dem Majageſchlechte findet es ſich eher. Von dieſem mögen auch urſprünglich herrühren, außer dem bei Humboldt angeführten gemalten Bilde (Monum. 100. 101) auch einige ſteinerne, die ſich auf dem Basler Muſeum befinden. Die Göttin der Wolluſt hieß auch Tlemezquiquilli, und iſt mit Blumen bekränzt. Eine bloße Beziehung auf die Freude bei Spielen und Feſtlichkeiten hatte der Gott Omacatl, deſſen Bild bei öffentlichen Luſtbarkeiten aus dem Tempel geholt und aufgeſtellt zu werden pflegte. Clavigero I, 362. 364. 545. Eine Art Liebesgottheit iſt auch Cundinamarca, aber mehr im politiſchen Sinn, Göttin der Eintracht, Vereinigung, Verbindung, in deren Tempel die religiöſen und politiſchen Verſammlungen gehalten zu werden pflegten. Der Name dieſer Göttin iſt nicht aztekiſch, das R fehlt in dieſer Sprache; da wir aber früher dieſes Wort für das Land der beiden Staaten der Muyscas antrafen, ſo gehört es wohl den Sprachen des alten Centralamerika an, und hat dort wie hier die gemeinſame Bedeutung: Verbindung, Vereinigung, Bund. S. Vollmer.

Die Vereinigung des ſüdlichen Religionselements mit dem nordiſchen, und die aus der Durchdringung beider entſtandene anthropomorphiſche Geſtaltung der Mexikaniſchen Götter zeigt ſich noch anſchaulicher als in ſolchen Einzelnheiten in den drei großen Mexikaniſchen Hauptgöttern Quetzalcoatl, Huitzilopochtli und Tezcatlipoca, denen wir daher als concreten Mittelpunkten des Kultus und der religiöſen Anſchauungsweiſe eine beſondere Aufmerkſamkeit widmen wollen.

§. 108. Quetzalcoatl.

Es iſt paſſend, der Darſtellung dieſes Gottes die Sage von dem Toltekiſchen Kulturheros, Oberprieſter und Religionsſtifter Quetzalcoatl voranzuſchicken. Wir wiſſen aus der Geſchichte der Tolteken, oben §. 101, daß nach dem Auszug dieſes Volkes aus ſeiner nordiſchen Urheimat Huehuettlapallan, d. h. Alttlapallan oder Altrothland, dieſelben zuerſt die Stadt Tula im Norden von Anahuac zur Hauptſtadt ihres neugegründeten Reiches ausgewählt hatten. Dort nun war ihr Hoheprieſter und geiſtliches Oberhaupt Quetzalcoatl. Neben ihm verwaltete ſein Gefährte Huemac oder auch Huematzin das weltliche Regiment, derſelbe, der das Geſetzbuch der Nation ſchrieb. Quetzalcoatl ſoll ein weißer Mann geweſen ſein, nach anderen hatte er ein hochgeröthetes Geſicht, ſein Körperbau war kräftig, die Stirne breit, er hatte große Augen, ſchwarzes Haar und einen ſtarken Bart. Er trug immer ein langes weißes Gewand, das nach Gomara mit Kreuzen beſät war, das Haupt zierte die Mithra, in der Hand trug er die Sichel. In der Nähe von Tula befindet ſich der Vulkan Cotcitepec oder Tzotzitepec. Dort unterzog er ſich langen und mannigfachen Kaſteiungen, in denen er ſeinen Prieſtern und Nachfolgern voranging. Der Name dieſes Berges bedeutet: Berg des Schreiens. Wenn nämlich Quetzalcoatl Geſetze gab, ſo ſtellte er einen Ausrufer auf den Gipfel deſſelben, deſſen Stimme dreihundert Meilen weit gehört wurde. Im Uebrigen that er, was auch anderswo die Kulturheroen und mythiſchen Religionsſtifter, er lehrte das Volk den Ackerbau, das Metallſchmelzen, Steineſchneiden, und im Staate zu leben. Ebenderſelbe ordnete das Jahr und den Kalender, zeigte ſeinen Unterthanen die richtigen Religionsgebräuche, namentlich predigte er durchgehends gegen die Menſchenopfer und ließ den Göttern bloß Früchte und Blumen darbringen. Mit dem Kriege wollte er nichts zu ſchaffen haben, er konnte nicht einmal vom Kriege reden hören, und wenn es dennoch in ſeiner Gegenwart geſchah, ſo verhielt er ſich beide Ohren. Damals war daher ein wirkliches goldenes Zeitalter wie zur Zeit Saturns, Thiere und ſelbſt die Menſchen lebten im Frieden, die Erde brachte ohne Pflege die reichſten Ernten, und zwar wuchs das Getreide ſo ſtark, daß ein Mann an einer Aehre genug zu tragen hatte; man färbte keine Baumwolle, weil ſie von allen Farben wuchs; alle Früchte waren im größten Ueberfluß vorhanden. Reichthum beglückte daher alle

Leute und den Quetzalcoatl beſonders ſo ſehr, daß er ganze Paläſte von Silber, Gold und Edelſteinen beſaß. Und dabei war die Luft mit den angenehmſten Wohlgerüchen und einer Menge ſchön befiederter Vögel erfüllt, durch deren Geſang alle Welt ergötzt wurde.

Aber auch dieſes irdiſche Glück erfuhr ſein Ende. Gegen Quetzalcoatl und Huemac erhob ſich, um ſie zu trennen und dadurch ihre Herrſchaft zu vernichten, Tezcatlipoca. An einem Strick von Spinngeweben ließ er ſich vom Himmel herab, und begann nun mit Hülfe von Zauberkünſten ſeinen Zweck zu verfolgen. Zuerſt ſtellte er ſich in der Geſtalt eines ſchönen Jünglings und in der Tracht eines Kaufmanns, welcher Pfefferſchaalen verkaufte, der Tochter des Königs Huemac vor. Bald verführte er die Prinzeſſin, und brach ſo die Bahn einer hereinbrechenden allgemeinen Sittenloſigkeit und eines völligen Verfalls der Geſetze. Dem Quetzalcoatl aber nahte er ſich in der Geſtalt eines alten Mannes in der Abſicht, ihn zum Wegziehen in ſeine Heimat Tlapallan zu bewegen. Zu dieſem Ende bot er ihm einen angeblichen Unſterblichkeitstrank an. Kaum aber hatte ihn Quetzalcoatl getrunken, als in ihm ein mächtiger Trieb erwachte, ſeine Heimat wieder zu ſehen. Er zerſtörte ſeine ſilbernen, goldenen und edelſteinernen Paläſte, verwandelte die Fruchtbäume in dürre Stauden, und befahl allen Singvögeln das Land zu verlaſſen und ihn zu begleiten. So zog er fort, und auf ſeinem Zuge unterhielt ihn der Geſang der ihn begleitenden Vögelſchaar.

Er richtete ſeine Reiſe zuerſt nach Süden, und gelangte nach Quauhtitlan im Lande Anahuac. In der Nähe dieſer Stadt warf er einen Baum mit Steinen nieder, die in demſelben ſtecken blieben. Etwas weniges weiter ſüdlich in demſelben Hochthale bei Tlalnepantla oder Tanepantla drückte er Hand und Fuß mit ſolcher Kraft in einen Felſen, daß ſich der Abdruck bis in die ſpäteſten Jahrhunderte erhalten hat, gerade wie der Eindruck der Hufeiſen von den Pferden des Caſtor und Pollux bei Regillum, wo ſie erſchienen waren. Die Spanier haben in dieſen und ähnlichen Naturſpielen die deutlichſten Spuren des Apoſtels Thomas, des Apoſtels von Indien, erkennen zu ſollen geglaubt.

Nun richtete Quetzalcoatl ſeinen Weg nach Oſten, und gelangte nach Cholula. Hier mußte er ſich länger aufhalten, denn die Einwohner übertrugen ihm die Regierung ihres Staates. Unter derſelben erneuerte ſich auch hier wiederum derſelbe Zuſtand der Dinge, wie er in ſeiner erſten Reſidenzſtadt Tula geweſen war. Seine Herrſchaft dehnte

ſich aber hier ſehr aus, von Cholula aus ſandte er Kolonien nach Huarayacac, Tabasco und Campèche, ſpäter rühmte ſich der Adel in Yucatan von ihm abzuſtammen, und in der neueſten Zeit fand man dort noch Leute ſeines Namens, wie in Chiapas Nachkommen Votans. In Cholula ſelbſt wurde er vergöttert, überall errichtete man ihm Tempel, ſogar bei den Feinden der Cholulaner.

Nach einem Aufenthalt von zwanzig Jahren in Cholula ſetzte er ſeine Reiſe nach Tlapallan fort, bis er an den Fluß und die Provinz Coatzacoalco oder Goaſacoalco, Guaſacualco, d. h. Schlupfwinkel der Schlange — ſüdlich von Veracruz kam. Hier ſchickte er die vier Jünglinge, die ihm von Cholula an das Geleite gegeben hatten, wieder zu den Cholulanern zurück mit dem Verſprechen, ſpäter wieder zu kommen, und die alte Regierung wieder zu erneuern. Aus Liebe zu ihm übertrugen die Cholulaner den vier Jünglingen die Regierung ihres Staates. Seither hatte ſich auch bis auf die Zeit von Cortes dieſe Hoffnung auf ſeine Rückkehr bei den Mexikaniſchen Völkern erhalten. Man hielt ſogar anfänglich dieſen für den rückkehrenden Quetzalcoatl, opferte ihm einen Menſchen, und beſtrich mit deſſen Blut den Eroberer und ſeine Gefährten. Auch der Pater Sahagun wurde auf ſeiner Reiſe nach Mexiko von Jedermann gefragt, ob er und ſeine Gefährten von Tlapallan herkämen? Nach der Erzählung Montezumas bei Cortes kehrte Quetzalcoatl wirklich einmal nach Cholula zurück, aber nach ſo langer Zeit, daß unterdeſſen ſeine Unterthanen mit den Weibern der Ureinwohner ſich vermählt, Kinder erzeugt und ſich ſo vermehrt hatten, daß viele neue Ortſchaften gegründet werden mußten. Dieſes neue Geſchlecht wollte aber nichts mehr von ihrem alten Herrn wiſſen, und verweigerte ihm den Gehorſam. Unwillig entfernte er ſich mit der Drohung, ſpäter wieder zu kommen und ſie mit Gewalt zu bändigen. Es iſt nicht auffallend, daß eine Erwartung, die den Cholulanern eine Hoffnung war, dem Montezuma und ſeinen Azteken ſich zu einer Furcht geſtaltete.

Nach den einen Berichten ſtarb Quetzalcoatl im Schlupfwinkel der Schlange, im Lande Coatzacoalco, nach den andern entfernte er ſich plötzlich gegen Oſten, und ein aus zuſammengewundenen Schlangen gebildetes Schiff brachte ihn nach Tlapallan. Vgl. Torquemada II, 49. III, 7. 20. IV, 14. Clavigero I, 350 ff. Ixtlilrochitl und Ternaux Compans XII, 5 ff. 10. 18. Cortes erſter Brief §. 21. 29. A. v. Humboldt Monum. 30. 81. 85. 97. 211. 230. 318 ff. Prichard IV, 383 ff.

Kehfues zu Bernal Diaz I, 280, 285 nach Torquemada und Gomara. Prescott I, 48 ff. 386 ff. 452. 500. II, 438. Bourbourg, Andree Westland II, 3. 178 ff.

Eine genauere Ansicht und Kritik dieser Erzählung, die sich auf die Analogie mythologischer Gesetze gründet, zeigt uns zunächst, daß Quetzalcoatl die euhemeristirte Idee des Toltekischen Kulturvolks in ihrer religiösen Fassung ist. Schon von vornherein fällt die Aehnlichkeit der soeben erzählten Sage auf mit der von Manco Capac, Botschika, Saturn, und wie sie alle heißen. Wenn Prescott, Wuttke und viele andere ihn für einen vergötterten Menschen, Religionsstifter und Kulturheros halten, so können sie für ihre Ansicht die jüngste Form der Sage selbst geltend machen, in welcher Quetzalcoatl ja so dargestellt ist. Wenn aber auch bei allen Völkern, und so auch bei den Amerikanischen, der Euhemerismus uralt ist, die Personification ist ja schon der erste Schritt zu ihm, so gelten gegen diese Auffassung Quetzalcoatls schon dieselben allgemeinen Gründe, die überall gegen solche Kulturheroen sprechen. Wird hier noch insbesonders ein Gewicht auf das weiße Gesicht und den Bart gelegt, so ist auch hier auf das zu verweisen, was über diese Punkte aus Anlaß der Peruanischen und namentlich Muyskischen Kulturmythen bemerkt worden ist. Man könnte hier noch beifügen, daß der Bart, der den Mexikanischen Priestern zukommt, auch dem Quetzalcoatl nicht fehlen dürfe, und daß neben dem weißen Gesichte auch ein rothes genannt wird, welches letztere leicht den Argwohn erzeugen könnte, Quetzalcoatl sei als weißer Mann ausgegeben worden wegen seines weißen Gewandes. Indessen bedürfen wir nach dem Früherbemerkten nicht dergleichen, und die nachfolgende deutliche Lösung Quetzalcoatls als eines Naturgottes, der zum Kulturheros, und durch die anthropomorphirende Sage zu einem Menschen geworden ist, wirft auch hier den Euhemerismus, und mit ihm alle seine Gründe von selbst über Bord.

Schon die Sage selbst enthält in sich Widersprüche, deren jüngere Elemente reiner Idealisirung der Urzeit angehören. So wenn es von seiner Zeit heißt, daß damals die Erde alles von selbst gegeben habe ohne Menschenarbeit, so stimmt diese Aussage nicht mit der wirklichen alten Ueberlieferung des Kulturmythus zusammen, nach welchem Quetzalcoatl den Ackerbau und andere Arbeiten gelehrt hat, zu denen Fleiß und Schweiß nothwendig sind. Auch die sentimentale Friedensliebe ist dem Gotte erst in einer spätern Zeit angedichtet, als die Tolteken den

kriegerischen Geist ihrer siegreichen Vorfahren verloren hatten, als namentlich die Cholulaner der Weichlichkeit ergeben mehr durch List als durch Muth sich auszeichneten. Prescott I, 386 nach Camargo, Gomara und Torquemada. Die Männer stritten in den ältern Zeiten in gestickten Röcken, durch die keine Waffe durchzubringen vermochte, und die Weiber zeigten sich im Kampfe nicht minder tapfer. Ternaux Comp. XII, 19 ff. Auch das Angesicht wird in der Sage schöner und holder dargestellt, als wie es an den Bildern sich zeigt. In dem Hauptorte seiner Verehrung, in Cholula, stand oben auf der großen Pyramide der Tempel mit der Bildsäule Quetzalcoatls. Das Gesicht derselben hatte aber finstere Züge, und wich von dem schönen Gesichte ab, das er auf Erden gehabt haben sollte. Prescott I, 388. So ist es auch mit einem übrigens kräftig gehaltenen Kopfe Quetzalcoatls mit einem Barte, der sich im Museum zu Basel befindet.

Bei diesen Punkten also verräth die Sage selber ihre spätern idealisirenden Elemente. In allen übrigen Theilen dagegen treten sehr treu und sichtbar entweder die Toltekischen Eigenthümlichkeiten des gesammten Volkes an ihrem Kulturheros als dem personifizirten Ideal hervor, oder es sind die ursprünglichen Eigenschaften aus dem Wesen des Naturgottes noch kenntlich. Wo die Tolteken waren, da war auch er, oder ein ihm identischer Heros, die Tolteken, die nach Süden zogen, sind Kolonien von ihm, die Hauptstädte der Tolteken, Tula und Cholula, sind seine Residenzen, und wie die Gesetze der Tolteken weit und breit im Lande herrschten, so ertönte die Stimme des Ausrufers seiner Gesetze dreihundert Meilen weit im Lande umher, und vielleicht hängt auch darum seine Zunge, wie die Buddhas, so weit heraus, weil seine Worte, weil der Toltekische Einfluß so weit reichte. Die Kunst und Kultur der Tolteken, ihr Reichthum und ihre Religiosität, selbst ihre spätere unkriegerische Friedfertigkeit, alle diese Eigenschaften finden sich auf Quetzalcoatl übergetragen. Auch der lange Rock der Tolteken war bereits die Kleidung ihres Urhelden, und die Halsbinde der Knaben seines Klosterordens findet sich auf seinem Bilde wieder angebracht. Clavig. I, 386, Prescott I, 388. Und wie seine Priester die Mitra tragen, so wird auch er abgebildet. Rehfues I, 288. Denn vor allem ist er als das Urbild der Toltekischen Priester, der Tlamacazque (ihr Orden hieß Tlamacazcojotl) aufgefaßt, deren Haupt oder Klostervorsteher jedesmal den Namen Quetzalcoatl trug. Clavigero I, 386. 429. Wie diese seine

Orden einer ſehr ſtrengen Obſervanz unterworfen waren, und man ſich dem Quetzalcoatl zu Ehren Zunge, Ohren und Lippen ſchlitzte, ja wie ſchon die kleinen Knaben durch einen Einſchnitt auf der Bruſt ihm geweiht wurden, ſo unterzog er ſich ſelber vor allen andern dieſen Kaſteiungen auf dem Berge Cotcitepec. Clavigero I, 352. 388. Humboldt Monum. 30. 187. 318. Man darf dieſe Kaſteiungen nicht Büßungen nennen, wie ſo häufig geſchieht, ſie haben keine ſittliche Bedeutung, etwa begangene Sünden abzubüßen, eben ſo wenig haben ſie den myſtiſchen Sinn Indiſchen Weltabſterbens und Verſenkens in das pantheiſtiſche Urall und Urnichts, alles dieß iſt den amerikaniſchen Religionen fremd, ſondern es ſind Blutopfer, Surrogate für in den Hintergrund gedrängte Menſchenopfer, um irdiſchen Segen zu erflehen, irdiſches Unheil abzuwenden. Denn wie Quetzalcoatl gegen die Menſchenopfer geprediget hatte, ſo waren auch ſeine Prieſter unter der aztekiſchen Herrſchaft ſehr lau im Darbringen derſelben. Als Cortes jenes furchtbare Blutbad in Cholula angerichtet hatte, begab ſich Montezuma in den großen Tempel Huitzilopochtlis, brachte ſtarke Menſchenopfer, und befragte den Gott. Dieſer ſprach ihm Muth ein, und verſicherte ihn, daß es den Cholulanern nur darum ſo ſchlimm gegangen ſei, weil ſie ſo läßig in den Menſchenopfern wären. Rehfues 281 nach Gomara.

Wie endlich das Verſchwinden der Tolteken im Süden und Südoſten parallel geht mit dem Verſchwinden Quetzalcoatls, ſo finden wir namentlich manche Züge aus dem Ende des letzten Toltekiſchen Königs wieder in dem Ende des Urbildes der Tolteken. Als jener, der König Tlolpintzin, von ſeinen Feinden geſchlagen worden war, floh er dem Süden zu gen Tlapallan. Er hinterließ aber ſeinen Freunden als letzten Abſchied die Worte: Er habe ſich gen Oſten zurückgezogen, werde aber nach 5012 Jahren wiederkehren, und ſich an den Nachkommen ſeiner Feinde rächen. Nachdem er noch dreißig Jahre in Tlapallan gelebt hatte, ſtarb er. Seine Geſetze wurden ſpäter von Nezalhualcoyotzin angenommen. Bei den Indianern aber hatte ſich noch lange der Glaube erhalten, daß Tlolpintzin mit Nezalhualcoyotzin und einigen andern tapfern Königen in der Höhle Xicco nach dem Tode, ähnlich den drei Tellen der Urkantone der Schweiz, ſich aufhielten, einſt aber aus derſelben hervorbrechen und ſie befreien würden. Es wird Niemand überſehen, wie die Erzählung mit der Montezumas von dem Wiederkommen

Quetzalcoatls übereinstimmt. Vgl. Ixtlilxochitl bei Ternaux Compans XII, 19 ff.

Quetzalcoatl kann aber nicht Repräsentant und Nationalgott der Tolteken sein ohne zugleich, und zwar ursprünglich, eine Naturgrundlage für sein göttliches Wesen zu haben. So ist es überall bei den Naturvölkern und ihrem Nationalgott, daß der letztere ein Naturgott ist, und auf dieser Grundlage allmälig zum Nationalgott wurde, bis er endlich mit einem Nationalkönig, Oberpriester, Religionsstifter ganz in der menschlichen Geschichte endete. Je älter und primitiver aber der Kulturzustand eines Volkes ist, desto leichter läßt sich auch das ursprüngliche Wesen seines Nationalgottes trotz aller Verpuppungen und Metamorphosen erkennen. Und so ist es hier. Hinter der menschlichen Gestalt des Gottes schimmern seine Naturhüllen klar hervor, und der Nationalgott ist bei allen seinen Verehrern noch gar wohl als ein Naturgott bekannt. Darum konnte man ihn auch wegen seines mächtigen Einflusses auf die Natur als den Schöpfer ansehen. Andree Westland II, 2. 87 nach Bourbourg.

Die rein menschliche Gestalt dieses Gottes, wie sie sowohl in der Sage als im Bildniß auftritt, ist nicht die ursprüngliche, sondern die jüngste. Seine ältesten sinnlichen Darstellungen sind aus der äußern Natur hergenommen, der sein Wesen ursprünglich angehört, und haben sich in mancherlei Attributen erhalten. Alle diese symbolisiren ihn als den Gott der Fruchtbarkeit, wie sie vor allem durch den wohlthätigen Einfluß der Luft zu Tage tritt. Alle Mexikanischen und Europäischen Erklärungen machen ihn zum Gott der Luft und des Windes, selbst die euhemeristische Fassung läßt den Menschen Quetzalcoatl zu einem Gott der Luft vergöttert werden. Alle Mexikanischen Stämme verehrten ihn auch noch zur Zeit der Entdeckung als Gott der Luft, und alle Berichte, wenn sie auch in den Einzelnheiten seines poetischen Lebens noch so sehr abweichen, stimmen ohne Ausnahme in diesem einen Punkte als dem wesentlichen und Hauptpunkte zusammen.

Außer den Symbolen, die seinem Bilde bloß beigefügt wurden, sind es zunächst drei Attribute, welche eben so viele ursprüngliche sichtbare Formen und Hüllen dieses Gottes sind, in denen er dargestellt und verehrt wurde, der Sperling, der Feuerstein, die Schlange.

Nach Herrera (vgl. Rehfues I, 288 und Acosta V, 9) hatte das Bild des Quetzalcoatl zwar den Körper eines Menschen, aber den Kopf

eines Vogels, eines Sperlings mit rothem Schnabel und einem großen Kamme, die Zunge hing ihm weit aus dem Schnabel heraus. Der mit Quetzalcoatl parallele Luftgott dieſer nordiſchen Völker, der Azteken Huitzilopochtli, hatte auch noch links das Kolibriattribut an ſeiner menſchlichen Geſtalt beibehalten, als Erinnerung an ſeine frühere Kolibrinatur. Das iſt nordiſches Element. Auch der große Geiſt der nordiſchen Rothhäute erſcheint am liebſten als Vogel. So iſt der lateiniſche Picus urſprünglich ein Specht, nachher anthropomorphirt und ſelbſt euhemeriſirt, hat aber auch als menſchlicher Seher den Specht neben ſich hingeſtellt. Mehrere Egyptiſche Götter haben Menſchenkörper und Thierköpfe, namentlich auch Vogelköpfe. Vögel ſind nicht bloß Symbole einzelner göttlicher Eigenſchaften, wie allerdings zu den Zeiten des Anthropomorphismus, auch nicht bloße Boten und Vermittler göttlicher Aufträge, ſondern ſie ſind urſprünglich ſelber als Götter angeſehen, Hüllen göttlicher Kräfte, zumal im Norden Amerikas, und für den Gott der Luft, der befruchtenden Luft, iſt die natürlichſte Hülle ein Vogel, und zwar ein Singvogel. Darum iſt auch bei den Mexikanern die Hieroglyphe für die Luft der Kopf eines Vogels mit drei Zungen. Darum, wo auch nur immer Quetzalcoatl ſich aufhielt und herrſchte, da erfüllten Vögel die Luft, Singvögel bezeugten ihren Einfluß, zog er weg, ſo nahm er ſie mit ſich fort und erfreute ſich auf der Reiſe an ihrem Geſange.

Eine zweite Hülle Quetzalcoatls war der Feuerſtein. Denſelben haben wir ebenfalls ſchon früher als Symbol und Hieroglyphe der Luft kennen gelernt. Entweder ſtellte ihn ein ſchwarzer Stein vor, oder mehrere kleine grüne, die vom Himmel gefallen ſeien, wahrſcheinlich Aerolithen, wurden von den Cholulanern im Dienſte Quetzalcoatls verehrt. Bétancourt erklärt ſogar den Namen Quetzalcoatl entgegen der gewöhnlichen Erklärung durch: Zwilling von Edelſtein. Clavig. I, 352. Humboldt Monum. 32. 94. 208. Mit dieſer Steinverehrung hängt auch die Sage von Quauhtitlan zuſammen, daß Quetzalcoatl dort mit Steinen einen Baum umgeworfen habe, die in ihm ſtecken blieben. Dieſe Steine wurden aber auch ſpäter als heilige Steine Quetzalcoatls verehrt. Und ebenſo muß der Stein bei Tlalnepantla, in den er ſeine Hand drückte, den Gott ſelber dargeſtellt haben. Dergleichen alten Steinkultus ſowohl für größere Naturgötter als für Fetiſche fanden wir in Peru vielfach in der vorinkaiſchen Zeit. Aber auch im alten Centralamerika ſtießen wir auf den Kultus ſolcher grünen Steine, welche man Chal-

chihuetes nannte. Votan wurde als ein ſolcher grüner Stein verehrt, und zwar waren die beiden anderen Attribute ebenfalls damit vereinigt. Wahrſcheinlich gehört dieſes Attribut Quetzalcoatls dem Süden an.

Die dritte Geſtalt Quetzalcoatls, die ebenfalls dem Süden angehört, iſt die Schlange, er iſt ein Schlangengott, oder iſt doch mit einem alten Schlangengotte verſchmolzen worden. Die Schlange iſt zwar, ſo viel ich weiß, nicht ein direktes Symbol der Luft, und darum iſt dieſes Attribut auch nicht das ihm von Anfang an zukommende, wohl aber bezeichnet die Schlange den mit Hülfe der Wärme und des Regens befruchtenden Einfluß des Himmels, des Frühjahrs, des ſich verjüngenden Jahres. Es bezeichnet aber dieſen Gott ſchon ſein Name als Schlangengott, Quetzalcoatl heißt nach der gewöhnlichen Erklärung: die gefiederte, die mit Federn bedeckte, grün gefiederte Schlange, die Waldſchlange mit reicher Feder. Acoſta V, 9. Irtlilxochitl bei Ternaux Compans XII, 6. Clavigero I, 352. Daher iſt auch noch bei dem menſchlichen Bilde dieſes Gottes eine Schlange geblieben. Prescott I, 500. Der andere Name, unter dem er in Yucatan verehrt wurde, heißt Cuculcan, eine mit göttlichen Federn geſchmückte Schlange. Bourbourg Weſtland II, 3. 179. Der Eingang ſeines runden Tempels in Mexiko ſtellte den Rachen einer gewaltigen Schlange mit Fangzähnen vor. Clavigero I, 371. Quetzalcoatl verſchwand in der Provinz Coatzocoalco, Schlangenwinkel, und ein Schlangenſchiff brachte ihn nach Tlapallan. In Yucatan hießen ſeine Anhänger Schlangen, Cocome (Plural von Coatl), Irtlilxochitl bei Ternaux Compans XII, 38, und er ſelbſt trug in dieſem Lande, ſowie in Chiapas den Namen Cocolcan. Das Schlangenattribut bezeichnet auch bei Huitzilopochtli den wohlthätigen Einfluß der Himmelsluft, den jährlichen erneuernden Kreislauf der Natur, die fortdauernde Verjüngung des Naturlebens in Keimen und Blüthen. Auch der nordiſche Himmelsgott Odin ſteht mit Schlangen in mehrfacher Beziehung, er verwandelte ſich in eine Schlange, und führte den Beinamen von Schlangen. W. Müller, Geſchichte der altdeutſchen Religion S. 206.

An dieſen Ort gehört auch, was die Sage von dem Verhältniſſe Tezcatlipocas zu Quetzalcoatl erzählt hat. Die Vertreibung des letztern durch erſtern bezeichnet nicht etwa, wie man auch vermuthen könnte, den Gegenſatz der Aztekiſchen Religion zu der ihr vorangegangenen Toltekiſchen. Alsdann wäre ein viel näherer Repräſentant dieſes Gegenſatzes Huitzilopochtli geweſen, der an der Spitze der Aztekiſchen Götter

ſteht, und bei deſſen Verehrung jener Gegenſatz ſich am grellſten kundgiebt. Wohl hatte Quetzalcoatl gegen die Menſchenopfer gepredigt, wohl waren dieſe durch die Azteken in noch nie geſehener Weiſe in Flor gekommen; allein zur Zeit der Aztekenherrſchaft, und in dieſe gehört nothwendig die Entſtehung jener Quetzalcoatlſage, hatte der Kultus dieſes Gottes die Menſchenopfer in reichlichem Maße angenommen. So wenig trat damals ein ſolcher Gegenſatz hervor, daß vielmehr Quetzalcoatl bei den Azteken nicht bloß in Cholula, ſondern auch in Mexiko und überall der höchſten Verehrung theilhaftig war. Seine Prieſter ſtanden im höchſten Anſehen, und ſein Tempel ſtand in Mexiko neben dem Huitzilopochtlis. Humboldt Monum. 236. Nicht nur nennt Montezuma den Toltekiſchen Kulturheros einen Führer ſeiner Vorfahren, Humboldt Mon. 31. Prescott I, 452, ſondern die Azteken machten ihn ſogar zu einem Sohn Huitzilopochtlis. Rehfues I, 180. Der Gegenſatz der beiden Götter Quetzalcoatl und Tezcatlipoca hat einen andern Grund, er beruht nicht in der Geſchichte ihrer Verehrung, ſondern in der Natur und dem Weſen beider, in den Naturerſcheinungen, die beide darſtellen. Wenn in Quetzalcoatl der Gott der ſegenſpendenden Himmelsluft, die in der Luft der fruchtbaren Jahreszeit ſich offenbarende Gotteskraft verehrt wird, ſo iſt Tezcatlipoca ſein Gegenbild, der Gott der finſtern, des Lebens und Keimens beraubten Unterwelt, der Gott der Dürre, des Verwelkens, des Todes. Darum iſt überall, wo der erſtere herrſcht, Reichthum und Fülle, die Luft mit Wohlgerüchen und Singvögeln angefüllt, ein wahres goldenes Zeitalter, — wenn er aber mit den Singvögeln nach dem Süden wegzieht, wird er von Tezcatlipoca vertrieben, Dürre tritt ein, und die ſilbernen, goldenen und edelſteinernen Paläſte, die Symbole des Reichthums, werden zerſtört. Doch verſpricht er überall Wiederkehr. Eine Darſtellung, die Humboldt (Monum. 84) erwähnt und abgebildet mittheilt, zeigt den Tezcatlipoca, wie er die Schlange in Stücke zerhaut. Das hat nicht den Sinn, wie wenn Heracles, Tonatiuh, der große Geiſt der Chippewas, Schoolcraft Wigwam 205, — der deutſche Siegfried, die keltiſchen Drachentödter Triſtan und Iwein, W. Müller Erklärung der Nibelungenſage 1841. Oſterwald Iwein 1853, oder andere Sonnengötter, Frühlingsgötter und Kulturheroen die Schlange der unfruchtbaren Feuchtigkeit bekämpfen und beſiegen; ſolche Auffaſſung widerſtrebt dem Weſen dieſes Gottes. Vielmehr bekämpft hier der Gott des Todes und der Dürre in der Schlange, dem Symbol der Feuchtigkeit, die

Fruchtbarkeit des Pflanzenlebens, ganz parallel damit, wie er in der Sage dem goldenen Zeitalter Quetzalcoatls ein Ende macht.

Dabei erhebt sich nun aber die Frage: Wenn denn Quetzalcoatl erst im Süden das Schlangenattribut und diesen seinen Namen erhalten hat, welches denn seine ursprünglich nordische und Toltekische Bezeichnung gewesen sei? Darauf antworten wir mit der Ansicht derer, die schon Irtlilxochitl (bei Ternaux Compans XII, 5 ff.) ausgesprochen hat, welche behaupten, daß Quetzalcoatl und sein weltlicher Genosse Huemac eine und dieselbe Person seien. Und wenn nun gegen diese Ansicht Ternaux Compans die Bemerkung macht, daß Quetzalcoatl eigentlich ein Olmeke, Huemac dagegen ein Tolteke gewesen, so liegt in dieser Bemerkung gerade der Schlüssel zur Hebung dieser Schwierigkeit. Beide haben Recht, Irtlilxochitl und Ternaux, Huemac ist der ursprünglich Toltekische Name des Toltekischen Nationalgottes, Herrschers und Verfassers der heiligen Bücher, das ist der alte Name, den die Tolteken ursprünglich gebrauchten. Als aber mit der Zeit dieses Volk südlichen Einflüssen immer zugänglicher geworden war, als man dem alten Luftgott in Sperlingsgestalt auch noch das Schlangenattribut wegen seines die Erde verjüngenden Einflusses beifügte, kam auch bald der neue Name des gebildetern Volkes auf. So ist wohl der Name Olmekisch, aber nicht der Gott, eher sind von dem Majagott Votan Eigenschaften auf den Toltekischen Gott übergetragen worden. Weil nun beide Namen ursprünglich doppelten Ursprungs sind, so hat die beide Namen vorfindende Sage aus beiden zwei Personen gemacht, und sie neben einander gestellt. Es ist aber leicht zu erkennen, daß sie dem Wesen nach Eins sind, Huemac hat so gut eine religiöse Bedeutung wie Quetzalcoatl, er hat als Huematzin das göttliche Buch verfaßt, den Inbegriff aller irdischen und himmlischen Weisheit der Tolteken, — und eben so gut hat wieder Quetzalcoatl neben seiner religiösen Stellung auch seine weltliche als Herrscher und Kulturheld. Wie Quetzalcoatl göttliches Wesen hat, so ebenfalls Huemac, dem dreihundert Lebensjahre, und ebenfalls das Eindrücken seiner Hand in den Felsen zugeschrieben werden.

Zu den Attributen des Sperlings, Feuersteins und der Schlange kommen nun noch andre, welche für Quetzalcoatl dieselben Eigenschaften aussagen, die aber mehr zurücktreten. Als Gott der Luft trägt er den wunderbar gemalten Schild in der Hand, welcher ein Sinnbild der Beherrschung der Winde war. Presc. I, 388. Als Gott, der durch

den Einfluß der Luft bewirkten Fruchtbarkeit trägt er bei ſich wie Saturnus die Sichel, dieſes Sinnbild der Ernte, er iſt's ja, der die Ernte zur Reife bringt. Man pflegte von ihm auch zu ſagen, daß er dem Gott des Waſſers den Weg bahne, denn in dieſen Gegenden gehen dem Regen immer die Winde voran. Clavig. I, 352. Und eben wegen dieſer innigen Verbindung mit dem Regen, die ihm ſchon das Schlangenattribut verſchafft hatte, war auch ſein Mantel mit Kreuzen beſät. Humboldt Monum. 318. Wir haben ſchon früher geſehen, §. 98, daß ſolche Kreuze bei dem Majageſchlechte den Regengott vorſtellen, und Symbole des fruchtbaren Regens ſind. So paſſen ſie für denjenigen Gott, der nur in dem Sinne Gott der Luft iſt, als dieſe Luft ihren befruchtenden und belebenden Einfluß auf die Erde ausübt, wozu nirgends mehr als in Centralamerika die langen Regen unerläßlich ſind.

Hier muß noch eine Frage beſprochen werden, die ſich wohl ſchon früher aufgedrungen hat: Warum dieſer Gott von Oſten komme, nach Oſten ſich entferne, und von Oſten wieder erwartet werde? Die Tolteken ſind ja nach den faſt übereinſtimmenden Nachrichten aller von Norden gekommen, auch Quetzalcoatl beginnt ſeine Herrſchaft im Norden, in Tula, und macht Schritt für Schritt ſeine Reiſe von Norden nach Südoſten ganz gleich wie die Tolteken, die von Tula ſich ſüdwärts zogen. Vgl. auch Andree Weſtland II, 2. 92. Offenbar geht er nach Oſten zurück, weil dieſer ſeine Heimat iſt, von der er kam und wieder kommen ſoll. Seine öſtliche Herkunft aber hat zweifelsohne ihren nächſten Grund in dem Herkommen der dortigen Paſſatwinde von Oſten, von wo ſie den Regen und mit ihm die Fruchtbarkeit in das Innere von Centralamerika bringen. Denn in Veracruz, Tampico und Tabasco regnet es in der Regel zwei bis drei Wochen früher als zu Puebla und Mexiko. Mühlenpfordt I, 76. Ein andrer Grund, der aber mit dieſem einen gewiſſen Zuſammenhang hat, mag in der Verwandtſchaft des Gottes der Luft mit dem Sonnengotte liegen, die häufig eine gleiche Stellung in der Natur und in der Verehrung einnahmen. Wir wiſſen nun, daß auch die Kulturheroen der Peruaner und Muyscas deßwegen von Oſten kommen, weil ſie Sonnengötter ſind. Quetzalcoatl iſt nun allerdings dieß nicht, aber der befruchtende Luftgott ſteht auch anderwärts mit der befruchtenden Sonne gern in naher Beziehung, wie z. B. Hutzilopochtli, Odin und Brama. Die Sonne iſt ſein Auge. Dieſe Beziehung zur Sonne hatte ſchon Montezuma berührt, als er vor Cor-

tes von dem Weggehen Quetzalcoatls in diejenigen Gegenden ſprach, aus denen die Sonne komme. Prescott I, 452. Wie die Sonne das Auge des Himmels iſt, dem das Herz des für den Himmelsgott geopferten Menſchen dargehalten wird, ſo geſchieht dasſelbe bei Nacht dem Monde, dem am Feſte Quetzalcoatls dieſe Anerkennung gezollt wird. Acoſta V, 30. Rehfues I, 284. Ich bemerke dieß hier bloß, um auf den Zuſammenhang des Luftgottes mit den großen Himmelskörpern hinzuweiſen.

An die Vorſtellung eines Luftgottes knüpfen ſich nun noch von ſelbſt einige andre an. Es iſt natürlich, daß der Gott des himmliſchen Segens auch der Gott des Reichthums iſt. Acoſta V, 9. Aller Reichthum fußt zunächſt auf dem Ertrag der Erde, auf dem Segen des Himmels, auch irdiſch die Sache gefaßt. Gold iſt nur Symbol dieſes Reichthums wie der goldene Regen des Zeus. So war auch nach Acoſta das Bild Quetzalcoatls von Gold, Silber, Kleinodien, reichen Federn und bunten Kleidern umgeben, die ſeinen Reichthum anſchaulich machten. Eben deßwegen trug er auch einen goldenen Helm. Presc. I, 239. und ſein Scepter war mit koſtbaren Edelſteinen geſchmückt. Prescott I, 388. Dieſelbe Anſchauung liegt auch den Mythen der Alten von ſchätzehütenden Schlangen und Drachen zu Grund.

Warum den Gott des Reichthums die Kaufleute vor allen und als ihren Hauptgott in Cholula verehrten, bedarf keiner Erklärung. Sein Dienſt zeigte ſich in genannter Stadt auf folgende Weiſe. Schon vierzig Tage vor dem Feſte desſelben kauften die Kaufleute einen makelloſen Sklaven. Zuerſt wurde dieſer in einem See gebadet, den ſie den Götterſee nannten, dann in den Gott Quetzalcoatl gekleidet, den er die vierzig Tage lang darzuſtellen hatte. Während dieſer Zeit genoß er die gleiche Verehrung, die dem Gotte zukam, er wurde auf eine erhabene Stelle geſetzt, mit Blumen beſchenkt, mit den ausgeſuchteſten Speiſen genährt. Doch bewahrte man ihn des Nachts wohl, damit er nicht entflöhe. Bei ſeinen Aufzügen durch die Stadt ſang und tanzte er, dann liefen Weiber und Kinder aus den Häuſern, begrüßten und beſchenkten ihn. So ging es bis neun Tage vor Ablauf der vierzig. Jetzt traten zwei alte Prieſter in demüthiger Stellung zu ihm, und ſagten ihm mit tiefer Stimme: Herr, wiſſe, daß in neun Tagen dein Tanzen und Singen aufhört, denn du mußt ſterben! Blieb er fortan in ſeiner freudigen Stimmung, und zum Tanz und Geſang aufgelegt,

ſo galt das für ein gutes Zeichen, das Gegentheil für ein böſes. Im letztern Falle bereiteten ſie aus Blut und Cacao ein Getränke, welches ihm die Erinnerung an alle frühern Worte verwiſchen ſollte. Wenn er dasſelbe getrunken, hoffte man, werde er ſeine frühere Heiterkeit wieder erlangen. Am Tage des Feſtes wurde ihm noch größere Ehre erwieſen denn zuvor, Muſik gemacht, Weihrauch gebracht. Zuletzt, wenn ſchon die Stunde der Mitternacht ſich genaht hatte, wurde er geopfert, das Herz ihm aus dem Leibe genommen und dem Monde zuerſt hingehalten, darauf dem Götzenbilde hingeworfen. Der Körper aber wurde über die Stufen des Tempels hinunter geſtürzt. Derſelbe diente alsdann den Kaufleuten, beſonders den Sklavenhändlern, zum Opfermahle. Dieſes Feſt und Opfer fand alljährlich ſtatt, aber nach gewiſſen Cyklen, wie im göttlichen Jahre, Teoxihuitl, wurde es viel feierlicher begangen. Ueberhaupt hatte Quetzalcoatl zur Zeit der Azteken ſeine Menſchenopfer ſo gut wie andre Götter. Acoſta V, 30. Humb. Mon. 318. 97. 236. Prescott I, 389. Rehfues zu Diaz I, 279. 282. Lindemann I, 143. Ausland 1831. S. 1054.

Die Kraft, die dem Makrokosmus wieder aufhilft, heilt und verjüngt auch den Mikrokosmus, die Individuen; ſie iſt die allgemeine Heilkraft. Mit der guten Witterung erholen ſich wieder tauſend Hinfällige, und erquickende Regen erquicken nicht blos die durſtigen Fluren der Tropenländer, ſondern auch die Menſchen daſelbſt. Der Gott der Luft, der Himmelsluft wird ſo zum Heilgott. So ſagte dem Pauſanias (vgl. VII, 23. 6.) ein Phönizier, daß der Schlangengott Aeskulapios die geſund machende Luft bedeute. Iſt dieſer Himmelsgott nämlich auch zugleich ein Schlangengott wie Quetzalcoatl, ſo iſt die verjüngende und neubelebende Naturkraft in einem klaren Parallelismus ausgedrückt. Auch der Schlangengott iſt ein Heilgott, und ſelbſt der griechiſche Aesculap kann der Schlange nicht entbehren. Man kann es bei ſo bewandten Umſtänden den unfruchtbaren Weibern der Mexikaniſchen Völkerſchaften nicht verdenken, wenn ſie zu Quetzalcoatl ihre Gebete richteten. Clavig. I, 352. Dieſes Hineilen und Hülfeſuchen der Kranken und Gebrechlichen nach Cholula zum Heilgotte iſt auch, wie das ſchon früher als Kulturelement erwähnt wurde, in jenen dramatiſchen Aufführungen der bedeutendſten Feſte Quetzalcoatls recht plaſtiſch und ſelbſt komiſch dargeſtellt, wobei auch ganz paſſend Menſchen dem Luftgott zu Ehren ſich in Vögel verkleideten. Acoſta V, 30. Oben S. 546.

§. 109. Huitzilopochtli. *)

Es iſt im Vorhergehenden ſchon mehr als einmal von Huitzilopochtli und zwar als einem urſprünglichen Luft- und Himmelsgott die Rede geweſen. Aber auch noch in einem zweiten Hauptpunkte ſtimmt er mit Quetzalcoatl überein, darin nämlich, daß er wie dieſer zum anthropomorphiſchen Nationalgott geworden iſt, wie jener der Tolteken, ſo er der Azteken. Auf ihren Zügen und in ihren Kriegen, bei Gründung ihrer Geſetze und Städte, im Glück wie im Unglück ließen dieſe ſich durch ſeine Orakel, durch den Geiſt ſeines Weſens beſtimmen. Aber wie das Volk der Tolteken, zumal in ſeiner ſpätern Geſtaltung, von dem der Azteken ſich unterſcheidet, ſo auch der Charakter ihrer beiden oberſten Nationalgötter. Glich die Hauptſtadt der Tolteken Cholula wegen der religiöſen Beſtrebungen dem modernen Rom, ſo wurde auch der hier thronende Gott in einen Oberprieſter vermenſchlicht, in welchem dieſes Volk ſein menſchliches Ideal erblickte. Dagegen könnte man die Hauptſtadt der Azteken eher mit dem alten Rom wegen ihres kriegeriſchen Geiſtes zuſammenſtellen, und darum iſt auch folgerichtig der Nationalgott der Azteken ſo gut wie der Römiſche Mars ein Kriegsgott.

Der hier folgenden Darſtellung dieſes Gottes liegt eine im Jahr 1847 erſchienene Monographie über denſelben Gegenſtand zu Grunde, deren weſentliche Anſichten ſich mir ſeither durch die fortgeſetzten Studien nur beſtätigt haben. **)

Alles vereinigt ſich bei dieſem Gotte, Name, Attribute und Symbole, der Mythus und der Kultus, auf leichte Weiſe uns die Bedeutung desſelben zu enthüllen.

Wir wollen dießmal von dem Namen des Gottes ausgehen. Derſelbe heißt ſchon nach Sahagun, Torquemada, Acoſta V, 9 und der

---

*) So ſchreibt ſchon der unbekannte Eroberer den Namen dieſes Gottes, welcher eigentlich Huitzilopotſchtli auszuſprechen iſt, daher die populär gewordene Verſtümmlung Vitzilipuchtli oder Vitzlipuzli leicht entſtehen konnte.

**) Ueber jene Monographie vgl. das Urtheil in der Allg. Zeitung, 1853. Beilage Nro. 31, S. 491.

Mehrzahl der Schriftſteller Links ein Kolibri, von Huitzilin, Kolibri, und opochtli, links. Bei der Zuſammenſetzung der aztekiſchen Wörter wird die Endung abgeſtoßen. Wirklich hatte auch öfters das Bild des Gottes am linken Fuße die Federn des Kolibri. Clavig. I, 90. 357. Humboldt Essai 169. Das Kolibriattribut paßt in mehrfacher Hinſicht für dieſen Gott. Dieſer Vogel mochte ihnen leicht als der ſchönſte der Vögel erſcheinen und als der würdigſte Repräſentant ihrer Hauptgottheit. Glänzt doch ſeine Haube wie eine mit Rubinen und allen Arten von Edelſteinen gezierte Krone! Nach ihrer Weiſe haben daher die Azteken den Kolibri Sonnenſtrahl oder Sonnenhaar genannt, da er nicht anders auf die Blumen fällt, als wären ſie von einem Sonnenſtrahle getroffen. Auch der oberſte Gott der Karaiben Juluca wird durch ein Stirnband aus den Federn des Kolibri geziert. Die alten Mexikaner hielten für ihren edelſten Schmuck jene Prachtmäntel aus Kolibrifedern, welche Cortes ſo rühmt, und noch jetzt zieren die Aztekinnen ihre Ohren mit Kolibrifedern. Dieſer Kolibriſchmuck am linken Fuße des Gottes war nicht der einzige, auch auf ſeinem Haupte hatte er einen grünen Federbuſch, der wie der Schnabel eines kleinen Vogels geſtaltet war, Acoſta a. a. O. Clavig. I, 358. Diaz II, 82, ſein Schild in ſeiner Linken war mit weißen Federn geziert, und das ganze Bild wurde gelegentlich mit einem Mantel von Federn bekleidet. Zu dieſen allgemeinen Eigenſchaften, welche das Kolibriattribut als ein göttliches verſtändlich machen, kommt noch die ſpezielle Tugend der Tapferkeit dieſes Vogels, die ſich für den Kriegsgott beſonders ziemt. Der engliſche Reiſende Bullok (vgl. Reiſe nach Mexiko, deutſch S. 115. 120. Okens Naturgeſchichte VII, 1. 180 ff.) erzählt ſehr anziehend, wie dieſes Vögelchen durch ſeinen außerordentlichen Muth ſich auszeichne, zehnmal größere Vögel anfalle, ihnen ins Auge fliege, und ſeinen ſcharfen Schnabel als die gefährlichſte Waffe gebrauche. Man könne nichts Kühneres ſehen, als ſeinen Angriff auf andre Kolibri's, wenn er in der Zeit der Brütung in ſeinem Gebiete geſtört zu werden fürchte. Der Einfluß der Eiferſucht mache dieſe Thierchen zu vollkommenen Furien, ihre Kehle ſchwelle, die Krone ihres Hauptes, ihr Schwanz und ihre Flügel breiten ſich aus, ſie fechten pfeifend in der Luft, bis einer mit völlig erſchöpften Kräften zur Erde ſtürzt. Daß nun gerade in dieſem kleinen Weſen ſolches Kampffeuer ſich ausſpricht, gerade dieß zeigt die Macht dieſes Kampffeuers, und nur um ſo eher wird das religiöſe

Gefühl wach, wenn ihm das Werkzeug einer göttlichen Kraft als ein ſonſt an und für ſich geringes und ſchwaches Gefäß erſcheint. Der kleine, aber kühne und kampfluſtige Specht ſteht in einer ähnlichen Beziehung zu Mars, und heißt daher auch picus martius.

Von dieſer gewöhnlichen Erklärung des Namens Huitzilopochtli durch Kolibri links weicht die von Veytia ab, der Prichard (IV, 385) beiſtimmt, nach welcher der Name Linker Hand bezeichnete, von Huitztoc, Hand, weil Huitzilopochtli dem Mythus zufolge nach ſeinem Tode an der linken Seite des Gottes Tezcatlipoca ſitze. Allein Huitzilopochtli iſt jenſeits an einem andern Ort als ſein Bruder, ſteht auch höher, als daß er nur von ſeiner Stellung zu dieſem ſeinen Namen haben ſollte, und aztekiſch heißt eigentlich Hand Maitl oder Toma. Vater Mithr. III, 3. 106.

Neben dieſem dem Gott den Namen gebenden Attribut gibt es noch andre, die auf den Begriff des Kriegsgottes hinweiſen. So hatte Huitzilopochtli in der rechten Hand wie Mars und Odin den Speer, oder auch einen Bogen, in der linken bald ein Bündel Pfeile, bald einen weißen runden Schild, an deſſen Seite ſich die vier Pfeile befanden, die ihm vom Himmel zugeſchickt waren, auf daß er damit die Heldenthaten ſeines Volkes verrichtete. Von ihnen hing, wie von dem von dem Himmel gefallenen Ancile der Römiſchen Marspriester, oder von dem Palladium der kriegeriſchen Pallas Athene die Wohlfahrt des Staates ab.

Auch Beinamen bezeichneten den Huitzilopochtli als Kriegsgott, denn er heißt geradezu der ſchreckliche Gott, Tetzateotl, oder auch das Entſetzen, Tetzahuitl. Dieſe Namen erhielt er ſchon bei ſeiner Geburt, als er kaum dem Mutterleibe entſprungen, ſeine Feinde erlegte. Clavigero I, 357.

Nicht minder verräth ſeine Verwandtſchaft ſeine kriegeriſche Natur. So war ſein jüngſter Bruder, Tlacahuepancuextotzin, ebenfalls ein Kriegsgott, deſſen Bild in Mexiko aufgeſtellt war, beſonders aber in Tezcuco Verehrung genoß. Clavig. I, 359. Humboldt Essai 169. In noch genauerer Verbindung mit ihm ſteht ſein Waffengefährte, oder, wie ihn Bernal Diaz (II, 83 vgl. Clavig. I, 359. 429) nennt, ſein Page, Païnalton d. h. der Geſchwinde; denn er war der Gott des plötzlichen Kriegslärms, tumultus oder Landſturms, des Aufgebotes in Maſſe, ſeine Anrufung verpflichtete alle Waffenfähigen zu den Waffen zu greifen. Sonſt iſt er auch Stellvertreter Huitzilopochtlis, überhaupt

Fluth der Bote der göttlichen Freudenbotschaft gewesen. Man hatte ihn beim Ablaufen des Wassers fliegen lassen, und bald kehrte er mit einem kleinen Zweige in die Arche zurück. Clavig. II, 283. Humb. Mon. 227. Auf den Katharineninseln bei Kalifornien verehrte man die Raben als Dollmetscher des göttlichen Willens. Geschichte von Kalifornien S. 77 vgl. III, 110 nach Torquemada.

Aus dem Obigen ergiebt sich nun ferner von selbst die Einerleiheit Huitzitons mit Huitzilopochtli, die schon der gelehrte Kenner der Mexikanischen Sprachen und Ueberlieferungen, der Italiener Boturini annahm. Vgl. Clav. I, 357. Name, Mythus, Attribut weisen beim letztern auf den Kolibri. Bevor der Anthropomorphismus diesen Gott umgestaltet hatte, war er bloß ein kleiner Kolibri, Huitziton; mit dem Anthropomorphismus wurde der Vogel bloß Attribut, Emblem oder Symbol, und der Name des Gottes änderte sich mit seiner Gestalt in Kolibrilinks, Huitzilopochtli.

Die Einerleiheit beider bei übrigens ganz verschiedener Erklärung des Namens nimmt auch Veytia (Prichard IV, 385) an, nach welchem Huitzitoc der Name des Häuptlings war, der die Heere der Azteken bei der letzten Wanderung von Chicomoztoc oder Siebenhöhlen in das Land Anahuac führte. Unter seiner Anführung waren die Azteken überall siegreich, darum kam er nach seinem Tode an die linke Seite des Gottes Tezcatlipoca zu sitzen, und führt aus diesem Grunde seither den Namen Huitzilopochtli d. h. linker Hand. Vgl. oben, am Anfang des Paragraphen.

Außer dem Namen, dem Attribut und der Mythenanalogie geht aber auch noch die Einerleiheit Huitzitons mit Huitzilopochtli aus dem Umstande hervor, daß beiden dieselben wesentlichsten Handlungen zugeschrieben werden. Wir haben gesehen, wie Huitziton den Azteken ihre Heimat zu verlassen befahl; nach einem andern Berichte bei Acosta VII, 4 geschah es auf die Ueberredung Huitzilopochtlis hin. Wenn andere Spanische Geschichtschreiber sagen, sie hätten es auf Anstiften des Teufels gethan, so bezeichnen sie damit nach einem bald stehend gewordenen Sprachgebrauch niemand anders als den Huitzilopochtli, welcher sogar nicht so lange nach der Eroberung Mexikos unter dem Namen Vizliputzli in Deutschland als Teufel sich popularisirte, wie man aus dem alten Volksdrama von Faust sieht. Ferner sagt die Sage von Huitziton, er habe die Azteken auf ihrem Auswanderungszuge Feuer reiben

ſten Anſehen geſtanden haben. Dieſer vernahm die Stimme eines Vögelchens, welches ausrief: Tihui! d. h. laßt uns gehen! Damit forderte es das Volk auf ſeine Heimat zu verlaſſen, was auch auf das Anrathen Huitzitons wirklich geſchah. Clavig. I, 172 ff. Wenn wir den Namen Huitziton, die Natur der Erzählung, und die mythiſche Urzeit, in die ſie fällt, bedenken, ſo kann uns kein Zweifel darüber bleiben, wer dieſer Huitziton geweſen ſei. Zunächſt iſt es Niemand anders als der kleine Vogel ſelber, der in der ſpätern Geſtaltung des Mythus zur anthropomorphiſchen Sage gerade ſo von ihm euhemeriſtiſch getrennt wurde, wie der lateiniſche Picus von ſeinem Spechte. Dieſer ſowohl durch ſeinen Geſang als Flug weiſſagende Picus wurde nämlich vorgeſtellt als ein Jüngling mit dem Specht auf dem Haupte, deſſen er ſich zur Ausübung der Seherkunſt bediente. Aber urſprünglich war er nichts andres, als wofür ihn ſein Name ausgiebt, der Specht, der auf der hölzernen Säule verehrt wurde, von der herab er weiſſagte. Dieſer Specht ſetzte ſich auf das vexillum der Sabiner und führte ſie in die Gegend, die von ihm den Namen Picenum erhielt. Und wie dieſer ſein Volk in die neue Heimat führte, ähnlich dem Huitziton, ſo weiſen im Alterthum noch viele andere Thiergötter diejenigen, welche neue Wohnſitze ſuchten. So führte den Battus ein Rabe nach Cyrene, die Chalcidier eine Taube nach Cyrene, die Kreter Apollo in Geſtalt eines Delphins nach Pytho, Antinoë gründete eine neue Anſiedlung, indem ſie einer Schlange folgte, den Kadmus führte ein Stier nach Theben, die Hirpiner leitete ein Wolf, ſabiniſch hirpus. Vgl. Jacob Grimm, deutſche Mythol. 1093. 638. 925. So erhielten die Stammeltern des ſüdamerikaniſchen Volkes der Mbayas durch den Vogel Caracara den göttlichen Befehl, ſtatt feſte Wohnſitze zu beſitzen, in den Gebieten der andern Völker feindlich herumzuſchweifen; alſo ein Antikulturmythus. Oben S. 268. Klemm II, 154. Wie Städtegründungen das Entſtehen ſolcher Mythen begünſtigen, vgl. Otfr. Müllers Prolegomena S. 169 ff.; ſo die Kloſterſtiftungen, denen in häufigen Sagen des chriſtlichen Mittelalters Thiere den Platz anwieſen, einer der vielen damaligen Ueberbleibſel alten Heidenthums in der Volksanſchauung. Alſo Huitziton iſt der Kolibrigott, welcher als Orakelgott der Azteken ihre Auswanderung befiehlt. Sein Name heißt nichts anderes als: Kleiner Kolibri, die Endſylbe ton iſt Verkleinerungsſylbe, wie bei Painalton. So war ſchon früher der Kolibri dem Tezpi der Mechoakaner, eines den Azteken verwandten Volkes, bei der großen

Fluth der Bote der göttlichen Freudenbotschaft gewesen. Man hatte ihn beim Ablaufen des Wassers fliegen lassen, und bald kehrte er mit einem kleinen Zweige in die Arche zurück. Clavig. II, 283. Humb. Mon. 227. Auf den Katharineninseln bei Kalifornien verehrte man die Raben als Dollmetscher des göttlichen Willens. Geschichte von Kalifornien S. 77 vgl. III, 110 nach Torquemada.

Aus dem Obigen ergiebt sich nun ferner von selbst die Einerleiheit Huitzitons mit Huitzilopochtli, die schon der gelehrte Kenner der Mexikanischen Sprachen und Ueberlieferungen, der Italiener Boturini annahm. Vgl. Clav. I, 357. Name, Mythus, Attribut weisen beim letztern auf den Kolibri. Bevor der Anthropomorphismus diesen Gott umgestaltet hatte, war er bloß ein kleiner Kolibri, Huitziton; mit dem Anthropomorphismus wurde der Vogel bloß Attribut, Emblem oder Symbol, und der Name des Gottes änderte sich mit seiner Gestalt in Kolibrilinks, Huitzilopochtli.

Die Einerleiheit beider bei übrigens ganz verschiedener Erklärung des Namens nimmt auch Veytia (Prichard IV, 385) an, nach welchem Huitzitoc der Name des Häuptlings war, der die Heere der Azteken bei der letzten Wanderung von Chicomoztoc oder Siebenhöhlen in das Land Anahuac führte. Unter seiner Anführung waren die Azteken überall siegreich, darum kam er nach seinem Tode an die linke Seite des Gottes Tezcatlipoca zu sitzen, und führt aus diesem Grunde seither den Namen Huitzilopochtli d. h. linker Hand. Vgl. oben, am Anfang des Paragraphen.

Außer dem Namen, dem Attribut und der Mythenanalogie geht aber auch noch die Einerleiheit Huitzitons mit Huitzilopochtli aus dem Umstande hervor, daß beiden dieselben wesentlichsten Handlungen zugeschrieben werden. Wir haben gesehen, wie Huitziton den Azteken ihre Heimat zu verlassen befahl; nach einem andern Berichte bei Acosta VII, 4 geschah es auf die Ueberredung Huitzilopochtlis hin. Wenn andere Spanische Geschichtschreiber sagen, sie hätten es auf Anstiften des Teufels gethan, so bezeichnen sie damit nach einem bald stehend gewordenen Sprachgebrauch niemand anders als den Huitzilopochtli, welcher sogar nicht so lange nach der Eroberung Mexikos unter dem Namen Vizliputzli in Deutschland als Teufel sich populariſirte, wie man aus dem alten Volksdrama von Faust sieht. Ferner sagt die Sage von Huitziton, er habe die Azteken auf ihrem Auswanderungszuge Feuer reiben

gelehrt. Clavig. I, 178. Die Gabe des Feuers wird gewöhnlich auf einen Kulturgott zurückgeführt, ein ſolcher war aber Huitzilopochtli, der bei ſeinem Volke Kleidung, Geſetze, Ceremonien einführte. Es hat keine hiſtoriſche Bedeutung, wenn es heißt, daß Huitziton irgend einmal dem Volke das Feuer gegeben habe, es giebt keine Menſchen ohne Feuer, und darum ſagt auch ein ſchon früher erwähnter Mythus, daß die Menſchen ſchon vor dem Daſein der jetzigen Sonne Feuer gemacht hätten. §. 100. Die Bedeutung jener Sage iſt eine religiöſe, ſie iſt ein Mythus, nach welchem die Azteken ihrem Kulturgott Huitziton, ſpäter Huitzilopochtli, den Urſprung aller menſchlichen Kultur zuſchrieben.

Aber dieſer Gott trug auch ein Band von Menſchenherzen und Menſchengeſichtern aus Gold und Silber, auf ſeinem Kleide waren verſchiedene Todtenknochen, und ein in Stücken zerriſſener Menſch abgebildet. Diaz II, 82. Clavig. I, 418. Dieſe Attribute, ähnlich denen des Indiſchen Schiwa und der Kali, verrathen ihn nur zu deutlich als den Gott, welchem Menſchenopfer gebracht wurden.

Es war eine bei den Völkern des Mexikaniſchen Reichs ſehr verbreitete Anſicht, die Menſchenopfer ſeien erſt ſeit den letzten zwei Jahrhunderten durch die Azteken aufgekommen. Vorher habe man bloß unblutige Opfer gebracht. Ein Mythus verlegt den Anfang der Menſchenopfer ins vierzehnte Jahrhundert, in welchen ſich folgende drei erſte Fälle derſelben ereignet haben ſollen. Vgl. Clavig. I, 184 ff. 388. Humb. Monum. 92. 94. 281. Mühlenpfordt II, 267.

Das damals im Thale Anahuac herrſchende Volk der Colhuaner, ſo lautete die erſte Erzählung, lieferte ſeinen Feinden von Xochimilca ein Treffen, das durch das Ungeſtüm der zinspflichtigen Azteken zu Gunſten der Colhuaner entſchieden wurde. Während nun dieſe eine große Menge von Gefangenen ihrem Könige darſtellten, hatten ſich die Azteken bloß vier Gefangene abſeits verborgen, wieſen hingegen als Beweis ihrer Tapferkeit auf die Menge der Ohren, die ſie nach Mongolen- und Türken-Art den getödteten Feinden abgeſchnitten hatten. Dabei rühmten ſie, es würde ihren Sieg viel zu viel verzögert haben, wenn ſie ihre Zeit mit Gefangenmachen hätten verlieren wollen. Stolz auf ihren Sieg errichteten ſie ihrem Huitzilopochtli in Huitzilopocheo einen Altar, und eröffneten ihrem Oberherrn, dem Könige der Colhuaner, den Wunſch, ihrem Gotte ein würdiges und köſtliches Opfer darbringen zu dürfen. Dieſer ſchickte ihnen durch Prieſter einen gemeinſamen todten Vogel, den

dieſe ohne Gruß auf den Altar legten, und ſich entfernten. Die Azteken verbiſſen ihren Unwillen, und fügten zum Vogel noch ein wohlriechendes Kraut, und ein Meſſer vom Steine Itzli. Als aber der König ſammt Gefolge mehr des Hohnes als der Ehre wegen ſich zum Opferfeſte begeben hatte, wurden plötzlich die vier gefangenen Xochimilkaner hervorgebracht, auf den Opferſtein gelegt, ihnen mit dem Itzli die Bruſt aufgeſchnitten und das ſchlagende Herz herausgeriſſen. In Folge dieſes Menſchenopfers ergriff Entſetzen die Colhuaner, ſie entließen die Azteken aus ihrer Dienſtbarkeit, und jagten ſie fort. Dieſe zogen noch einige Zeit im Lande herum, und gründeten dann auf Befehl ihres Gottes an dem Orte, wo ſie eine Opuntie auf einem Steine gefunden hatten, ihre Hauptſtadt Tenochtitlan.

Das zweite Menſchenopfer traf bereits einen Colhuaner. Ein Azteke wanderte an dem Ufer des Sees ein Thier zu erjagen, das er ſeinem Schutzgotte opfern wollte. Da begegnet er einem Colhuaner, Namens Xomimitl, ergrimmt greift er ihn an, beſiegt ihn, und der Beſiegte verblutet auf dem Opferſtein. Humboldt Monum. 95.

Die beiden Mythen ſind aitiologiſche und aus dem Opferkultus zu erklären. Bei dem erſten wird dieß klar durch die vier Gefangenen, welche wir bei der dritten Erzählung genauer werden kennen lernen. Die zweite Erzählung perſonifizirt das aztekiſche und das colhuaniſche Volk in den beiden Männern, das zweite Volk lieferte dem erſtern damals die Menſchenopfer. Mit dem Opfer jenes Xomimitl, deſſen Parallelismus mit den vier Xochimilkanern des erſten Mythus Niemand verkennen kann, wurde der erſte Tempel Huitzilopochtlis in Tenochtitlan eingeweiht.

Noch deutlicher zeigt das dritte Menſchenopfer die Kultusgrundlage des Mythus. Auch dieſes bezieht ſich, wie das zweite, auf einen Colhuaner. Die Azteken erboten ſich gegen den König der letztern, ſeiner Tochter göttliche Ehre zu erweiſen, und ſie ihrem Nationalgotte als Mutter zu weihen, ihr Gott wolle es ſo. Der König freute ſich der künftigen Ehre ſeiner Tochter, entließ ſie, und man führte ſie mit großem Gepränge nach Tenochtitlan. Aber kaum angekommen wurde ſie geopfert, und mit ihrer abgezogenen Haut einer der tapferſten Jünglinge bekleidet. Der König, zu dem feierlichen Akte der Vergötterung ſeiner Tochter miteingeladen, wurde ihren Tod erſt dann gewahr, als er bei der Flamme des Kopalgummi die blutige Haut um den Jüngling zur

Seite des Götzen erkannte. Die Tochter aber wurde sofort in aller Form zur Mutter Huitzilopochtlis und aller Götter erklärt. Clavig. I, 188. Humb. Mon. 95.

Dieser aitiologische Kultusmythus erklärt sich einfach. Der Name jener Tochter ist Teteionan, die wir ja schon als die Göttermutter, und als Tocitzin, unsere Großmutter, kennen lernten. Das war nie eine menschliche Königstochter, sondern durch Euhemerismus ist sie es erst geworden, etwa wie Iphigenia ursprünglich als Artemis zu denken ist. Teteionan die Göttin hatte ihr besonderes Fest in Mexiko, an dem eine weibliche Person als Göttin gekleidet und geopfert wurde, auf den Schultern eines andern Weibes wurde ihr der Kopf abgeschnitten, dann die Haut abgezogen, welche ein Jüngling unter zahlreicher Begleitung dem Huitzilopochtli als Geschenk darbrachte. Vorher aber opferte man vier Kriegsgefangene. Clavig. I, 362. 425.

Aehnlich dieser von Clavigero überlieferten Sage ist eine andere, deren Gewährsmann Acosta V, 9 ist. Nach diesem war Tozi die Tochter des Königs von Culguacar, und wurde auf Befehl Huitzilopochtlis, weil er sie zur Schwester haben wollte, als erstes Menschenopfer geschlachtet. Die Tozi ist aber nichts andres als die Tocitzin, und wird ebenfalls durch unsere Großmutter erklärt. Von ihr nun soll sich nach der Aztekischen Ueberlieferung die Sitte herschreiben, Priester mit der Haut geopferter Menschen zu bekleiden, dergleichen Abbildungen man oft sieht, namentlich bei Humboldt; auch besitzt die Basler Mexikanische Sammlung ein steinernes Bild eines solchen mit einer fremden Menschenhaut überzogenen Priesters. Von dieser Sitte hatte der vierte Monat, an dem sie am häufigsten vorkommen mochte, seinen Namen Tlacaxipehualitzli, d. h. einem Menschen die Haut abziehen, erhalten. Humboldt Mon. 132. Clavigero I, 615.

In diesen beiden Sagen werden Göttinnen geopfert, oder *stellvertretende Menschen* statt der Göttinnen. Wir sind bei den Muyscas, in Centralamerika, und bei vielen Gottheiten der Mexikaner auf Menschenopfer gestoßen, bei denen der dem Opfer bestimmte Mensch den Gott darstellt, dem er geopfert werden soll. Auch bei den nördlichen Indianern, den sogenannten Indianos bravos, wurden Sklaven als Stellvertreter der Götter geopfert. Meiners krit. Gesch. I, 332. Der dem Gotte geopferte Mensch wird von ihm verschlungen, geht in ihn über, ist bereits ein Theil von ihm, ist er selber. So war es, um das letzte

ſo galt das für ein gutes Zeichen, das Gegentheil für ein böſes. Im letztern Falle bereiteten ſie aus Blut und Cacao ein Getränke, welches ihm die Erinnerung an alle frühern Worte verwiſchen ſollte. Wenn er dasſelbe getrunken, hoffte man, werde er ſeine frühere Heiterkeit wieder erlangen. Am Tage des Feſtes wurde ihm noch größere Ehre erwieſen denn zuvor, Muſik gemacht, Weihrauch gebracht. Zuletzt, wenn ſchon die Stunde der Mitternacht ſich genaht hatte, wurde er geopfert, das Herz ihm aus dem Leibe genommen und dem Monde zuerſt hingehalten, darauf dem Götzenbilde hingeworfen. Der Körper aber wurde über die Stufen des Tempels hinunter geſtürzt. Derſelbe diente alsdann den Kaufleuten, beſonders den Sklavenhändlern, zum Opfermahle. Dieſes Feſt und Opfer fand alljährlich ſtatt, aber nach gewiſſen Cyklen, wie im göttlichen Jahre, Teoxihuitl, wurde es viel feierlicher begangen. Ueberhaupt hatte Quetzalcoatl zur Zeit der Azteken ſeine Menſchenopfer ſo gut wie andre Götter. Acoſta V, 30. Humb. Mon. 318. 97. 236. Prescott I, 389. Rehfues zu Diaz I, 279. 282. Lindemann I, 143. Ausland 1831. S. 1054.

Die Kraft, die dem Makrokosmus wieder aufhilft, heilt und verjüngt auch den Mikrokosmus, die Individuen; ſie iſt die allgemeine Heilkraft. Mit der guten Witterung erholen ſich wieder tauſend Hinfällige, und erquickende Regen erquicken nicht blos die durſtigen Fluren der Tropenländer, ſondern auch die Menſchen daſelbſt. Der Gott der Luft, der Himmelsluft wird ſo zum Heilgott. So ſagte dem Pauſanias (vgl. VII, 23. 6.) ein Phönizier, daß der Schlangengott Aeskulapios die geſund machende Luft bedeute. Iſt dieſer Himmelsgott nämlich auch zugleich ein Schlangengott wie Quetzalcoatl, ſo iſt die verjüngende und neubelebende Naturkraft in einem klaren Parallelismus ausgedrückt. Auch der Schlangengott iſt ein Heilgott, und ſelbſt der griechiſche Aesculap kann der Schlange nicht entbehren. Man kann es bei ſo bewandten Umſtänden den unfruchtbaren Weibern der Mexikaniſchen Völkerſchaften nicht verdenken, wenn ſie zu Quetzalcoatl ihre Gebete richteten. Clavig. I, 352. Dieſes Hineilen und Hülfeſuchen der Kranken und Gebrechlichen nach Cholula zum Heilgotte iſt auch, wie das ſchon früher als Kulturelement erwähnt wurde, in jenen dramatiſchen Aufführungen der bedeutendſten Feſte Quetzalcoatls recht plaſtiſch und ſelbſt komiſch dargeſtellt, wobei auch ganz paſſend Menſchen dem Luftgott zu Ehren ſich in Vögel verkleideten. Acoſta V, 30. Oben S. 546.

§. 109. Huitzilopochtli. *)

Es iſt im Vorhergehenden ſchon mehr als einmal von Huitzilopochtli und zwar als einem urſprünglichen Luft- und Himmelsgott die Rede geweſen. Aber auch noch in einem zweiten Hauptpunkte ſtimmt er mit Quetzalcoatl überein, darin nämlich, daß er wie dieſer zum anthropomorphiſchen Nationalgott geworden iſt, wie jener der Tolteken, ſo er der Azteken. Auf ihren Zügen und in ihren Kriegen, bei Gründung ihrer Geſetze und Städte, im Glück wie im Unglück ließen dieſe ſich durch ſeine Orakel, durch den Geiſt ſeines Weſens beſtimmen. Aber wie das Volk der Tolteken, zumal in ſeiner ſpätern Geſtaltung, von dem der Azteken ſich unterſcheidet, ſo auch der Charakter ihrer beiden oberſten Nationalgötter. Glich die Hauptſtadt der Tolteken Cholula wegen der religiöſen Beſtrebungen dem modernen Rom, ſo wurde auch der hier thronende Gott in einen Oberprieſter vermenſchlicht, in welchem dieſes Volk ſein menſchliches Ideal erblickte. Dagegen könnte man die Hauptſtadt der Azteken eher mit dem alten Rom wegen ihres kriegeriſchen Geiſtes zuſammenſtellen, und darum iſt auch folgerichtig der Nationalgott der Azteken ſo gut wie der Römiſche Mars ein Kriegsgott.

Der hier folgenden Darſtellung dieſes Gottes liegt eine im Jahr 1847 erſchienene Monographie über denſelben Gegenſtand zu Grunde, deren weſentliche Anſichten ſich mir ſeither durch die fortgeſetzten Studien nur beſtätigt haben. **)

Alles vereinigt ſich bei dieſem Gotte, Name, Attribute und Symbole, der Mythus und der Kultus, auf leichte Weiſe uns die Bedeutung desſelben zu enthüllen.

Wir wollen dießmal von dem Namen des Gottes ausgehen. Derſelbe heißt ſchon nach Sahagun, Torquemada, Acoſta V, 9 und der

---

*) So ſchreibt ſchon der unbekannte Eroberer den Namen dieſes Gottes, welcher eigentlich Huitzilopotſchtli auszuſprechen iſt, daher die populär gewordene Verſtümmlung Vitzilipuchtli oder Vizlipuzli leicht entſtehen konnte.

**) Ueber jene Monographie vgl. das Urtheil in der Allg. Zeitung, 1853. Beilage Nro. 31, S. 491.

Mehrzahl der Schriftſteller Links ein Kolibri, von Huitzilin, Kolibri, und opochtli, links. Bei der Zuſammenſetzung der aztekiſchen Wörter wird die Endung abgeſtoßen. Wirklich hatte auch öfters das Bild des Gottes am linken Fuße die Federn des Kolibri. Clavig. I, 90. 357. Humboldt Essai 169. Das Kolibriattribut paßt in mehrfacher Hinſicht für dieſen Gott. Dieſer Vogel mochte ihnen leicht als der ſchönſte der Vögel erſcheinen und als der würdigſte Repräſentant ihrer Hauptgottheit. Glänzt doch ſeine Haube wie eine mit Rubinen und allen Arten von Edelſteinen gezierte Krone! Nach ihrer Weiſe haben daher die Azteken den Kolibri Sonnenſtrahl oder Sonnenhaar genannt, da er nicht anders auf die Blumen fällt, als wären ſie von einem Sonnenſtrahle getroffen. Auch der oberſte Gott der Karaiben Juluca wird durch ein Stirnband aus den Federn des Kolibri geziert. Die alten Mexikaner hielten für ihren edelſten Schmuck jene Prachtmäntel aus Kolibrifedern, welche Cortes ſo rühmt, und noch jetzt zieren die Aztekinnen ihre Ohren mit Kolibrifedern. Dieſer Kolibrischmuck am linken Fuße des Gottes war nicht der einzige, auch auf ſeinem Haupte hatte er einen grünen Federbuſch, der wie der Schnabel eines kleinen Vogels geſtaltet war, Acoſta a. a. O. Clavig. I, 358. Diaz II, 82, ſein Schild in ſeiner Linken war mit weißen Federn geziert, und das ganze Bild wurde gelegentlich mit einem Mantel von Federn bekleidet. Zu dieſen allgemeinen Eigenſchaften, welche das Kolibriattribut als ein göttliches verſtändlich machen, kommt noch die ſpezielle Tugend der Tapferkeit dieſes Vogels, die ſich für den Kriegsgott beſonders ziemt. Der engliſche Reiſende Bullok (vgl. Reiſe nach Mexiko, deutſch S. 115. 120. Okens Naturgeſchichte VII, 1. 180 ff.) erzählt ſehr anziehend, wie dieſes Vögelchen durch ſeinen außerordentlichen Muth ſich auszeichne, zehnmal größere Vögel anfalle, ihnen ins Auge fliege, und ſeinen ſcharfen Schnabel als die gefährlichſte Waffe gebrauche. Man könne nichts Kühneres ſehen, als ſeinen Angriff auf andre Kolibri's, wenn er in der Zeit der Brütung in ſeinem Gebiete geſtört zu werden fürchte. Der Einfluß der Eiferſucht mache dieſe Thierchen zu vollkommenen Furien, ihre Kehle ſchwelle, die Krone ihres Hauptes, ihr Schwanz und ihre Flügel breiten ſich aus, ſie fechten pfeifend in der Luft, bis einer mit völlig erſchöpften Kräften zur Erde ſtürzt. Daß nun gerade in dieſem kleinen Weſen ſolches Kampffeuer ſich ausſpricht, gerade dieß zeigt die Macht dieſes Kampffeuers, und nur um ſo eher wird das religiöſe

Gefühl wach, wenn ihm das Werkzeug einer göttlichen Kraft als ein ſonſt an und für ſich geringes und ſchwaches Gefäß erſcheint. Der kleine, aber kühne und kampfluſtige Specht ſteht in einer ähnlichen Beziehung zu Mars, und heißt daher auch picus martius.

Von dieſer gewöhnlichen Erklärung des Namens Huitzilopochtli durch Kolibri links weicht die von Veytia ab, der Prichard (IV, 385) beiſtimmt, nach welcher der Name Linker Hand bezeichnete, von Huitzitoc, Hand, weil Huitzilopochtli dem Mythus zufolge nach ſeinem Tode an der linken Seite des Gottes Tezcatlipoca ſitze. Allein Huitzilopochtli iſt jenſeits an einem andern Ort als ſein Bruder, ſteht auch höher, als daß er nur von ſeiner Stellung zu dieſem ſeinen Namen haben ſollte, und aztekiſch heißt eigentlich Hand Maitl oder Toma. Vater Mithr. III, 3. 106.

Neben dieſem dem Gott den Namen gebenden Attribut gibt es noch andre, die auf den Begriff des Kriegsgottes hinweiſen. So hatte Huitzilopochtli in der rechten Hand wie Mars und Odin den Speer, oder auch einen Bogen, in der linken bald ein Bündel Pfeile, bald einen weißen runden Schild, an deſſen Seite ſich die vier Pfeile befanden, die ihm vom Himmel zugeſchickt waren, auf daß er damit die Heldenthaten ſeines Volkes verrichtete. Von ihnen hing, wie von dem von dem Himmel gefallenen Ancile der Römiſchen Marspriester, oder von dem Palladium der kriegeriſchen Pallas Athene die Wohlfahrt des Staates ab.

Auch Beinamen bezeichneten den Huitzilopochtli als Kriegsgott, denn er heißt geradezu der ſchreckliche Gott, Tetzateotl, oder auch das Entſetzen, Tetzahuitl. Dieſe Namen erhielt er ſchon bei ſeiner Geburt, als er kaum dem Mutterleibe entſprungen, ſeine Feinde erlegte. Clavigero I, 357.

Nicht minder verräth ſeine Verwandtſchaft ſeine kriegeriſche Natur. So war ſein jüngſter Bruder, Tlacahuepancuextotzin, ebenfalls ein Kriegsgott, deſſen Bild in Mexiko aufgeſtellt war, beſonders aber in Tezcuco Verehrung genoß. Clavig. I, 359. Humboldt Essai 169. In noch genauerer Verbindung mit ihm ſteht ſein Waffengefährte, oder, wie ihn Bernal Diaz (II, 83 vgl. Clavig. I, 359. 429) nennt, ſein Page, Painalton d. h. der Geſchwinde; denn er war der Gott des plötzlichen Kriegslärms, tumultus oder Landſturms, des Aufgebotes in Maſſe, ſeine Anrufung verpflichtete alle Waffenfähigen zu den Waffen zu greifen. Sonſt iſt er auch Stellvertreter Huitzilopochtlis, überhaupt

ihm untergeordnet. Denn er war nur ein kleiner Götze, wie ihn Diaz nennt, und wie ihn auch die Endſylbe Ton bezeichnet. Vater Mithr. III, 3. 94. 87. Das Bild dieſes kleinen Kriegslärmers wurde immer auf den Altar Huitzilopochtlis geſetzt, und auch bisweilen an deſſen Feſte umhergetragen.

Andre Attribute oder ſymboliſche Beigaben ſtellten den Huitzilipochtli ganz allgemein als den Nationalgott des kriegeriſchen Volkes dar, und verſinnbildlichten ſeine perſönliche Gegenwart. Auf der Wanderung aus der Urheimat trugen je vier Prieſter ſein hölzernes Bild mit dem vom Himmel gefallenen Fähnlein und den vier Pfeilen. Der Tragſtuhl, auf dem das Bild getragen wurde, hieß der Stuhl Gottes, Teoicpalli, und war eine heilige Kiſte, wie ſie bei Etruskern und Egyptern, bei Griechen und Römern, in Ilium (Pauſ. VII, 49), bei Japaneſen und Mongolen ſich vorfindet. In Amerika war auch eine ſolche Lade bei den Cherokeſen im Gebrauch. Magazin 1837. 359. Dahin gehört auch in ihrer Art die Bundeslade, welche die Leviten durch die Wüſte und in die Schlachten trugen. Wo ſich nur immer die Azteken auf ihrer Wanderung einige Zeit aufhielten, errichteten ſie ihrem Gotte einen Altar oder eine Opferhöhe, auf die ſie den Gottesſtuhl mit dem Bilde ſetzten, welche Urform auch noch ſpäter für ihre Tempel beibehalten wurde. Daneben wurde auch ein bewegliches Zelt, tabernaculum oder Stiftshütte, in der Mitte des Feldes aufgeſchlagen, wie ſie bei Wandervölkern z. B. den Mongolen, gebräuchlich ſind. Meiners krit. Geſch. I, 466 ff. Der Gott aber gab ihnen die Geſetze und Gebräuche eines Kulturvolkes, und erhielt Opfer von Falken, Wachteln und Kriegsgefangenen.

Wie bei Quetzalcoatl der Kopf des Sperlings an ſeinem menſchlichen Körper auf ſeine frühere Verehrung in der Geſtalt eines Sperlings hinweiſt, ſo zeigt uns nicht weniger das Kolibriattribut im Bilde und Namen Huitzilopochtlis, daß auch er urſprünglich ein Thiergott war. Darauf führt bei ihm nicht bloß das allgemeine mythologiſche Geſetz, daß dergleichen Thierattribute auf eine uralte Thierverehrung der betreffenden Gottheit hinweiſen, ſondern hier kommt noch der ſpezielle Mythus von Huitziton zu Hülfe, um die Grundlage des zu enthüllenden Gottes ins Licht zu ſtellen.

Als die Azteken noch im Lande Aztlan lebten, ſoll unter ihnen, wie ſich noch ſpät die Sage erhalten hat, ein gewiſſer Huitziton im höch-

ſten Anſehen geſtanden haben. Dieſer vernahm die Stimme eines Vögelchens, welches ausrief: Tihui! d. h. laßt uns gehen! Damit forderte es das Volk auf ſeine Heimat zu verlaſſen, was auch auf das Anrathen Huitzitons wirklich geſchah. Clavig. I, 172 ff. Wenn wir den Namen Huitziton, die Natur der Erzählung, und die mythiſche Urzeit, in die ſie fällt, bedenken, ſo kann uns kein Zweifel darüber bleiben, wer dieſer Huitziton geweſen ſei. Zunächſt iſt es Niemand anders als der kleine Vogel ſelber, der in der ſpätern Geſtaltung des Mythus zur anthropomorphiſchen Sage gerade ſo von ihm euhemeriſtiſch getrennt wurde, wie der lateiniſche Picus von ſeinem Spechte. Dieſer ſowohl durch ſeinen Geſang als Flug weiſſagende Picus wurde nämlich vorgeſtellt als ein Jüngling mit dem Specht auf dem Haupte, deſſen er ſich zur Ausübung der Seherkunſt bediente. Aber urſprünglich war er nichts andres, als wofür ihn ſein Name ausgiebt, der Specht, der auf der hölzernen Säule verehrt wurde, von der herab er weiſſagte. Dieſer Specht ſetzte ſich auf das vexillum der Sabiner und führte ſie in die Gegend, die von ihm den Namen Picenum erhielt. Und wie dieſer ſein Volk in die neue Heimat führte, ähnlich dem Huitziton, ſo weiſen im Alterthum noch viele andere Thiergötter diejenigen, welche neue Wohnſitze ſuchten. So führte den Battus ein Rabe nach Cyrene, die Chalcidier eine Taube nach Cyrene, die Kreter Apollo in Geſtalt eines Delphins nach Pytho, Antinoë gründete eine neue Anſiedlung, indem ſie einer Schlange folgte, den Kadmus führte ein Stier nach Theben, die Hirpiner leitete ein Wolf, ſabiniſch hirpus. Vgl. Jacob Grimm, deutſche Mythol. 1093. 638. 925. So erhielten die Stammeltern des ſüdamerikaniſchen Volkes der Mbayas durch den Vogel Caracara den göttlichen Befehl, ſtatt feſte Wohnſitze zu beſitzen, in den Gebieten der andern Völker feindlich herumzuſchweifen; alſo ein Antikulturmythus. Oben S. 268. Klemm II, 154. Wie Städtegründungen das Entſtehen ſolcher Mythen begünſtigen, vgl. Otfr. Müllers Prolegomena S. 169 ff.; ſo die Kloſterſtiftungen, denen in häufigen Sagen des chriſtlichen Mittelalters Thiere den Platz anwieſen, einer der vielen damaligen Ueberbleibſel alten Heidenthums in der Volksanſchauung. Alſo Huitziton iſt der Kolibrigott, welcher als Orakelgott der Azteken ihre Auswanderung befiehlt. Sein Name heißt nichts anderes als: Kleiner Kolibri, die Endſylbe ton iſt Verkleinerungsſylbe, wie bei Painalton. So war ſchon früher der Kolibri dem Tezpi der Mechoakaner, eines den Azteken verwandten Volkes, bei der großen

Fluth der Bote der göttlichen Freudenbotschaft gewesen. Man hatte ihn beim Ablaufen des Wassers fliegen lassen, und bald kehrte er mit einem kleinen Zweige in die Arche zurück. Clavig. II, 283. Humb. Mon. 227. Auf den Katharineninseln bei Kalifornien verehrte man die Raben als Dollmetscher des göttlichen Willens. Geschichte von Kalifornien S. 77 vgl. III, 110 nach Torquemada.

Aus dem Obigen ergiebt sich nun ferner von selbst die Einerleiheit Huitzitons mit Huitzilopochtli, die schon der gelehrte Kenner der Mexikanischen Sprachen und Ueberlieferungen, der Italiener Boturini annahm. Vgl. Clav. I, 357. Name, Mythus, Attribut weisen beim letztern auf den Kolibri. Bevor der Anthropomorphismus diesen Gott umgestaltet hatte, war er bloß ein kleiner Kolibri, Huitziton; mit dem Anthropomorphismus wurde der Vogel bloß Attribut, Emblem oder Symbol, und der Name des Gottes änderte sich mit seiner Gestalt in Kolibrilinks, Huitzilopochtli.

Die Einerleiheit beider bei übrigens ganz verschiedener Erklärung des Namens nimmt auch Veytia (Prichard IV, 385) an, nach welchem Huitzitoc der Name des Häuptlings war, der die Heere der Azteken bei der letzten Wanderung von Chicomoztoc oder Siebenhöhlen in das Land Anahuac führte. Unter seiner Anführung waren die Azteken überall siegreich, darum kam er nach seinem Tode an die linke Seite des Gottes Tezcatlipoca zu sitzen, und führt aus diesem Grunde seither den Namen Huitzilopochtli d. h. linker Hand. Vgl. oben, am Anfang des Paragraphen.

Außer dem Namen, dem Attribut und der Mythenanalogie geht aber auch noch die Einerleiheit Huitzitons mit Huitzilopochtli aus dem Umstande hervor, daß beiden dieselben wesentlichsten Handlungen zugeschrieben werden. Wir haben gesehen, wie Huitziton den Azteken ihre Heimat zu verlassen befahl; nach einem andern Berichte bei Acosta VII, 4 geschah es auf die Ueberredung Huitzilopochtlis hin. Wenn andere Spanische Geschichtschreiber sagen, sie hätten es auf Anstiften des Teufels gethan, so bezeichnen sie damit nach einem bald stehend gewordenen Sprachgebrauch niemand anders als den Huitzilopochtli, welcher sogar nicht so lange nach der Eroberung Mexikos unter dem Namen Vizliputzli in Deutschland als Teufel sich populariſirte, wie man aus dem alten Volksdrama von Faust sieht. Ferner sagt die Sage von Huitziton, er habe die Azteken auf ihrem Auswanderungszuge Feuer reiben

gelehrt. Clavig. I, 178. Die Gabe des Feuers wird gewöhnlich auf einen Kulturgott zurückgeführt, ein ſolcher war aber Huitzilopochtli, der bei ſeinem Volke Kleidung, Geſetze, Ceremonien einführte. Es hat keine hiſtoriſche Bedeutung, wenn es heißt, daß Huitziton irgend einmal dem Volke das Feuer gegeben habe, es giebt keine Menſchen ohne Feuer, und darum ſagt auch ein ſchon früher erwähnter Mythus, daß die Menſchen ſchon vor dem Daſein der jetzigen Sonne Feuer gemacht hätten. §. 100. Die Bedeutung jener Sage iſt eine religiöſe, ſie iſt ein Mythus, nach welchem die Azteken ihrem Kulturgott Huitziton, ſpäter Huitzilopochtli, den Urſprung aller menſchlichen Kultur zuſchrieben.

Aber dieſer Gott trug auch ein Band von Menſchenherzen und Menſchengeſichtern aus Gold und Silber, auf ſeinem Kleide waren verſchiedene Todtenknochen, und ein in Stücken zerriſſener Menſch abgebildet. Diaz II, 82. Clavig. I, 418. Dieſe Attribute, ähnlich denen des Indiſchen Schiwa und der Kali, verrathen ihn nur zu deutlich als den Gott, welchem *Menſchenopfer* gebracht wurden.

Es war eine bei den Völkern des Mexikaniſchen Reichs ſehr verbreitete Anſicht, die Menſchenopfer ſeien erſt ſeit den letzten zwei Jahrhunderten durch die Azteken aufgekommen. Vorher habe man bloß unblutige Opfer gebracht. Ein Mythus verlegt den Anfang der Menſchenopfer ins vierzehnte Jahrhundert, in welchen ſich folgende drei erſte Fälle derſelben ereignet haben ſollen. Vgl. Clavig. I, 184 ff. 388. Humb. Monum. 92. 94. 281. Mühlenpfordt II, 267.

Das damals im Thale Anahuac herrſchende Volk der Colhuaner, ſo lautete die *erſte Erzählung*, lieferte ſeinen Feinden von Xochimilca ein Treffen, das durch das Ungeſtüm der zinspflichtigen Azteken zu Gunſten der Colhuaner entſchieden wurde. Während nun dieſe eine große Menge von Gefangenen ihrem Könige darſtellten, hatten ſich die Azteken bloß vier Gefangene abſeits verborgen, wieſen hingegen als Beweis ihrer Tapferkeit auf die Menge der Ohren, die ſie nach Mongolen- und Türken-Art den getödteten Feinden abgeſchnitten hatten. Dabei rühmten ſie, es würde ihren Sieg viel zu viel verzögert haben, wenn ſie ihre Zeit mit Gefangenmachen hätten verlieren wollen. Stolz auf ihren Sieg errichteten ſie ihrem Huitzilopochtli in Huitzilopochco einen Altar, und eröffneten ihrem Oberherrn, dem Könige der Colhuaner, den Wunſch, ihrem Gotte ein würdiges und köſtliches Opfer darbringen zu dürfen. Dieſer ſchickte ihnen durch Prieſter einen gemeinſamen todten Vogel, den

dieſe ohne Gruß auf den Altar legten, und ſich entfernten. Die Azteken verbiſſen ihren Unwillen, und fügten zum Vogel noch ein wohlriechendes Kraut, und ein Meſſer vom Steine Itli. Als aber der König ſammt Gefolge mehr des Hohnes als der Ehre wegen ſich zum Opferfeſte begeben hatte, wurden plötzlich die vier gefangenen Xochimilkaner hervorgebracht, auf den Opferſtein gelegt, ihnen mit dem Itli die Bruſt aufgeſchnitten und das ſchlagende Herz herausgeriſſen. In Folge dieſes Menſchenopfers ergriff Entſetzen die Colhuaner, ſie entließen die Azteken aus ihrer Dienſtbarkeit, und jagten ſie fort. Dieſe zogen noch einige Zeit im Lande herum, und gründeten dann auf Befehl ihres Gottes an dem Orte, wo ſie eine Opuntie auf einem Steine gefunden hatten, ihre Hauptſtadt Tenochtitlan.

Das zweite Menſchenopfer traf bereits einen Colhuaner. Ein Azteke wanderte an dem Ufer des Sees ein Thier zu erjagen, das er ſeinem Schutzgotte opfern wollte. Da begegnet er einem Colhuaner, Namens Xomimitl, ergrimmt greift er ihn an, beſiegt ihn, und der Beſiegte verblutet auf dem Opferſtein. Humboldt Monum. 95.

Die beiden Mythen ſind attiologiſche und aus dem Opferkultus zu erklären. Bei dem erſten wird dieß klar durch die vier Gefangenen, welche wir bei der dritten Erzählung genauer werden kennen lernen. Die zweite Erzählung perſonifizirt das aztekiſche und das colhuaniſche Volk in den beiden Männern, das zweite Volk lieferte dem erſtern damals die Menſchenopfer. Mit dem Opfer jenes Xomimitl, deſſen Parallelismus mit den vier Xochimilkanern des erſten Mythus Niemand verkennen kann, wurde der erſte Tempel Huitzilopochtlis in Tenochtitlan eingeweiht.

Noch deutlicher zeigt das dritte Menſchenopfer die Kultusgrundlage des Mythus. Auch dieſes bezieht ſich, wie das zweite, auf einen Colhuaner. Die Azteken erboten ſich gegen den König der letztern, ſeiner Tochter göttliche Ehre zu erweiſen, und ſie ihrem Nationalgotte als Mutter zu weihen, ihr Gott wolle es ſo. Der König freute ſich der künftigen Ehre ſeiner Tochter, entließ ſie, und man führte ſie mit großem Gepränge nach Tenochtitlan. Aber kaum angekommen wurde ſie geopfert, und mit ihrer abgezogenen Haut einer der tapferſten Jünglinge bekleidet. Der König, zu dem feierlichen Akte der Vergötterung ſeiner Tochter miteingeladen, wurde ihren Tod erſt dann gewahr, als er bei der Flamme des Kopalgummi die blutige Haut um den Jüngling zur

Seite des Götzen erkannte. Die Tochter aber wurde ſofort in aller Form zur Mutter Huitzilopochtlis und aller Götter erklärt. Clavig. I, 188. Humb. Mon. 95.

Dieſer aitiologiſche Kultusmythus erklärt ſich einfach. Der Name jener Tochter iſt Teteionan, die wir ja ſchon als die Göttermutter, und als Tocitzin, unſere Großmutter, kennen lernten. Das war nie eine menſchliche Königstochter, ſondern durch Euhemerismus iſt ſie es erſt geworden, etwa wie Iphigenia urſprünglich als Artemis zu denken iſt. Teteionan die Göttin hatte ihr beſonderes Feſt in Mexiko, an dem eine weibliche Perſon als Göttin gekleidet und geopfert wurde, auf den Schultern eines andern Weibes wurde ihr der Kopf abgeſchnitten, dann die Haut abgezogen, welche ein Jüngling unter zahlreicher Begleitung dem Huitzilopochtli als Geſchenk darbrachte. Vorher aber opferte man vier Kriegsgefangene. Clavig. I, 362. 425.

Aehnlich dieſer von Clavigero überlieferten Sage iſt eine andere, deren Gewährsmann Acoſta V, 9 iſt. Nach dieſem war Tozi die Tochter des Königs von Culguacar, und wurde auf Befehl Huitzilopochtlis, weil er ſie zur Schweſter haben wollte, als erſtes Menſchenopfer geſchlachtet. Die Tozi iſt aber nichts andres als die Tocitzin, und wird ebenfalls durch unſere Großmutter erklärt. Von ihr nun ſoll ſich nach der Aztekiſchen Ueberlieferung die Sitte herſchreiben, Prieſter mit der Haut geopferter Menſchen zu bekleiden, dergleichen Abbildungen man oft ſieht, namentlich bei Humboldt; auch beſitzt die Basler Mexikaniſche Sammlung ein ſteinernes Bild eines ſolchen mit einer fremden Menſchenhaut überzogenen Prieſters. Von dieſer Sitte hatte der vierte Monat, an dem ſie am häufigſten vorkommen mochte, ſeinen Namen Tlacaxipehualitzli, d. h. einem Menſchen die Haut abziehen, erhalten. Humboldt Mon. 132. Clavigero I, 615.

In dieſen beiden Sagen werden Göttinnen geopfert, oder *ſtellvertretende Menſchen* ſtatt der Göttinnen. Wir ſind bei den Muyscas, in Centralamerika, und bei vielen Gottheiten der Mexikaner auf Menſchenopfer geſtoßen, bei denen der dem Opfer beſtimmte Menſch den Gott darſtellt, dem er geopfert werden ſoll. Auch bei den nördlichen Indianern, den ſogenannten Indianos bravos, wurden Sklaven als Stellvertreter der Götter geopfert. Meiners krit. Geſch. I, 332. Der dem Gotte geopferte Menſch wird von ihm verſchlungen, geht in ihn über, iſt bereits ein Theil von ihm, iſt er ſelber. So war es, um das letzte

Beispiel in Erinnerung zu bringen, mit dem Sklaven, der am Feste der Kaufleute zu Cholula den Quetzalcoatl darstellte.

Die Kritik kann dem jüngern Alter, in welches nach diesen drei Mythen der Ursprung der Mexikanischen Menschenopfer gesetzt wird, nur eine relative Wahrheit zugestehen. Wir wissen bereits, daß in ganz Amerika die Menschenopfer uralt sind, und daß sie nur an einigen wenigen Stellen, wie in Peru theilweise durch die Inkas, humanern Bestrebungen gewichen sind. Wir haben dieselben in ganz Südamerika angetroffen. Eben so fanden sie überall im südlichen Centralamerika statt, und namentlich gehörten sie allen den Völkern des Majageschlechtes, welche früher die Länder des Mexikanischen Reiches bewohnten. Aber auch im Norden war es nicht anders, bei den nordischen Rothhäuten waren sie überall verbreitet, sowohl der Sonne zu lieb, als den Geistern ihrer göttlich verehrten Vorfahren. Daher wurden denn auch bei den Völkern, die mit den Azteken zu derselben Familie gehörten, frühe schon Menschen geopfert. Wir erinnern uns aus der frühern Darstellung, daß die Chichimeken in ihrem kosmogonischen Mythus den Menschenopfern ein gerade so hohes Alter gaben als der gegenwärtigen Sonne. Wenn nun insgemein versichert wird, der Toltekische Quetzalcoatl habe überall gegen die Menschenopfer gepredigt, so setzt dieser Widerstand schon des Toltekismus das frühere Vorhandensein dieser Opfer voraus. Jene Aussage über Quetzalcoatl weist aber zugleich auf den Weg hin, wie sich die abweichenden Berichte, Sagen und Mythen vereinigen lassen. In den ältesten Zeiten herrschten überall Menschenopfer. Die Tolteken, ähnlich den Inkas, suchten sie einigermaßen abzuschaffen, und wenn sie sie auch nicht ganz auszurotten vermochten, haben sie sie doch stark in den Hintergrund gedrängt. Die Azteken führten ihre Herrschaft wieder ein. So werden in Ostindien die Menschenopfer bereits dem Weltalter vor der Fluth zugeschrieben, daher auch die Griechen daselbst Reste der ihnen zu Grunde liegenden Anthropophagie vorfanden. Diese alten Menschenopfer suchte der Bramaismus zu vertilgen, in den Veden sind sie verboten, ein Verbot, welches in Verbindung mit der Sitte Menschen scheinbar zu opfern, ebenfalls auf das ältere Vorhandensein wirklicher Menschenopfer schließen läßt. Die spätere Religionspartei der Schiwaiten führte dieselben aber auch wieder ein. Vgl. Windischmann, die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte II, 696. Herodot III, 38. 97. Arriani periplus 35. Creuzers Symbolik, 2. Ausg. Bd. I, 3. 367.

So alt die nationalpolitische Seite Huitzilopochtlis auch ist, so ist die natürliche doch noch ursprünglicher. Auch diesem Gotte liegt nämlich eine Naturbasis zu Grunde, welche nicht bloß sein Wesen klar macht, sondern auch ihr Licht auf die weitere Entwicklung des Gottes als eines National- und Kriegsgottes zurückwirft. Alle diejenigen Forscher, die nicht von dieser Basis ausgehen, sehen nichts als unauflösliche Räthsel und Widersprüche vor sich.

Diese Naturbasis zeigt sich zuerst in dem Mythus von seiner Geburt. In der Nähe von Tula war ein Ort Coatepec. Dort lebte ein gottesfürchtiges Weib, Namens Coatlicue. Als dieses eines Tages nach seiner Gewohnheit zum Tempel ging, fiel ein bunter Federball vom Himmel herab. Es steckte selbigen in den Busen, um mit seinen Federn den Altar zu schmücken. Wie es ihn aber zu diesem Behufe wieder hervornehmen wollte, konnte es ihn nicht mehr finden. Dagegen bemerkte es einige Tage nachher seine Schwangerschaft. Auch seine Kinder, die Centzonhuiznahuis, bemerkten sie, und, um ihrer eigenen Schande zuvorzukommen, beschlossen sie, die Mutter vor ihrer Niederkunft zu tödten. Da aber wurde diese in ihrer Traurigkeit wunderbar durch eine Stimme getröstet, die sich in ihrem Leibe also vernehmen ließ: Fürchte dich nicht, o Mutter, ich werde dich retten zu deiner größten Ehre und zu meinem größten Ruhme! Eben waren die Brüder, durch ihre Schwester noch mehr aufgehetzt, im Begriff sie zu tödten, siehe da, wie einst die bewaffnete Athene aus dem Haupte ihres Vaters hervorsprang, wurde Huitzilopochtli geboren, mit dem Schild in der Linken, in der Rechten den Speer, den grünen Federbusch auf dem Haupte, und am linken Bein das Kolibrigefieder, Gesicht aber, Arme und Beine hatten blaue Streifen. Sogleich erschlug er seine Gegner alle, plünderte ihre Wohnungen, und brachte den Raub der Mutter. Darob nannte man ihn schon damals das Entsetzen und den schrecklichen Gott. Vgl. Clavig. I, 357. Prescott I, 48.

Fassen wir diesen Mythus zur Zergliederung schärfer ins Auge, so fällt uns auf, daß hier eine andere Mutter des Gottes erscheint als die früher zu seiner Ehre geopferte Tetionan. Zwei Mütter haben in der Mythologie nichts Auffallendes, ich erinnere nur an Aphrodite und Athene, welche nach verschiedenen Angaben verschiedene Väter hatten. So lange die Mythenbildung noch thätig ist, und auf frischer Naturanschauung beruht, da ist etwas verschiedene Auffassung (denn ganz ver-

Fluth der Bote der göttlichen Freundschaft gewesen. Man hatte ihn beim Ablaufen des Wassers fliegen lassen, und bald kehrte er mit einem kleinen Zweige in die Arche zurück. Clavig. II, 283. Humb. Mon. 227. Auf den Katharinen-Inseln bei Kalifornien verehrte man die Raben als Dollmetscher des göttlichen Willens. Geschichte von Kalifornien S. 77 vgl. III, 110 nach Torquemada.

Aus dem Obigen ergiebt sich nun ferner von selbst die Einerleiheit Huitzitons mit Huitzilopochtli, die schon der gelehrte Kenner der Mexikanischen Sprachen und Ueberlieferungen, der Italiener Beturini annahm. Vgl. Clav. I, 357. Name, Mythus, Attribut weisen beim letztern auf den Kolibri. Bevor der Anthropomorphismus diesen Gott umgestaltet hatte, war er bloß ein kleiner Kolibri, Huitziton; mit dem Anthropomorphismus wurde der Vogel bloß Attribut, Emblem oder Symbol, und der Name des Gottes änderte sich mit seiner Gestalt in Kolibrilinks, Huitzilopochtli.

Die Einerleiheit beider bei übrigens ganz verschiedener Erklärung des Namens nimmt auch Veytia (Prichard IV, 385) an, nach welchem Huitzitoc der Name des Häuptlings war, der die Heere der Azteken bei der letzten Wanderung von Chicomoztoc oder Siebenhöhlen in das Land Anahuac führte. Unter seiner Anführung waren die Azteken überall siegreich, darum kam er nach seinem Tode an die linke Seite des Gottes Tezcatlipoca zu sitzen, und führt aus diesem Grunde seither den Namen Huitzilopochtli d. h. linker Hand. Vgl. oben, am Anfang des Paragraphen.

Außer dem Namen, dem Attribut und der Mythenanalogie geht aber auch noch die Einerleiheit Huitzitons mit Huitzilopochtli aus dem Umstande hervor, daß beiden dieselben wesentlichsten Handlungen zugeschrieben werden. Wir haben gesehen, wie Huitziton den Azteken ihre Heimat zu verlassen befahl; nach einem andern Berichte bei Acosta VII, 4 geschah es auf die Ueberredung Huitzilopochtlis hin. Wenn andere Spanische Geschichtschreiber sagen, sie hätten es auf Anstiften des Teufels gethan, so bezeichnen sie damit nach einem bald stehend gewordenen Sprachgebrauch niemand anders als den Huitzilopochtli, welcher sogar nicht so lange nach der Eroberung Mexikos unter dem Namen Vizliputzli in Deutschland als Teufel sich populariſirte, wie man aus dem alten Volksdrama von Faust sieht. Ferner sagt die Sage von Huitziton, er habe die Azteken auf ihrem Auswanderungszuge Feuer reiben

gelehrt. Clavig. I, 178. Die Gabe des Feuers wird gewöhnlich auf einen Kulturgott zurückgeführt, ein ſolcher war aber Huitzilopochtli, der bei ſeinem Volke Kleidung, Geſetze, Ceremonien einführte. Es hat keine hiſtoriſche Bedeutung, wenn es heißt, daß Huitziton irgend einmal dem Volke das Feuer gegeben habe, es giebt keine Menſchen ohne Feuer, und darum ſagt auch ein ſchon früher erwähnter Mythus, daß die Menſchen ſchon vor dem Daſein der jetzigen Sonne Feuer gemacht hätten. §. 100. Die Bedeutung jener Sage iſt eine religiöſe, ſie iſt ein Mythus, nach welchem die Azteken ihrem Kulturgott Huitziton, ſpäter Huitzilopochtli, den Urſprung aller menſchlichen Kultur zuſchrieben.

Aber dieſer Gott trug auch ein Band von Menſchenherzen und Menſchengeſichtern aus Gold und Silber, auf ſeinem Kleide waren verſchiedene Todtenknochen, und ein in Stücken zerriſſener Menſch abgebildet. Diaz II, 82. Clavig. I, 418. Dieſe Attribute, ähnlich denen des Indiſchen Schiwa und der Kali, verrathen ihn nur zu deutlich als den Gott, welchem *Menſchenopfer* gebracht wurden.

Es war eine bei den Völkern des Mexikaniſchen Reichs ſehr verbreitete Anſicht, die Menſchenopfer ſeien erſt ſeit den letzten zwei Jahrhunderten durch die Azteken aufgekommen. Vorher habe man bloß unblutige Opfer gebracht. Ein Mythus verlegt den Anfang der Menſchenopfer ins vierzehnte Jahrhundert, in welchen ſich folgende drei erſte Fälle derſelben ereignet haben ſollen. Vgl. Clavig. I, 184 ff. 388. Humb. Monum. 92. 94. 281. Mühlenpfordt II, 267.

Das damals im Thale Anahuac herrſchende Volk der Colhuaner, ſo lautete die *erſte Erzählung*, lieferte ſeinen Feinden von Xochimilca ein Treffen, das durch das Ungeſtüm der zinspflichtigen Azteken zu Gunſten der Colhuaner entſchieden wurde. Während nun dieſe eine große Menge von Gefangenen ihrem Könige darſtellten, hatten ſich die Azteken bloß vier Gefangene abſeits verborgen, wieſen hingegen als Beweis ihrer Tapferkeit auf die Menge der Ohren, die ſie nach Mongolen- und Türken-Art den getödteten Feinden abgeſchnitten hatten. Dabei rühmten ſie, es würde ihren Sieg viel zu viel verzögert haben, wenn ſie ihre Zeit mit Gefangenmachen hätten verlieren wollen. Stolz auf ihren Sieg errichteten ſie ihrem Huitzilopochtli in Huitzilopocho einen Altar, und eröffneten ihrem Oberherrn, dem Könige der Colhuaner, den Wunſch, ihrem Gotte ein würdiges und köſtliches Opfer darbringen zu dürfen. Dieſer ſchickte ihnen durch Prieſter einen gemeinſamen todten Vogel, den

dieſe ohne Gruß auf den Altar legten, und ſich entfernten. Die Azteken verbiſſen ihren Unwillen, und fügten zum Vogel noch ein wohlriechendes Kraut, und ein Meſſer vom Steine Itli. Als aber der König ſammt Gefolge mehr des Hohnes als der Ehre wegen ſich zum Opferfeſte begeben hatte, wurden plötzlich die vier gefangenen Xochimilkaner hervorgebracht, auf den Opferſtein gelegt, ihnen mit dem Itli die Bruſt aufgeſchnitten und das ſchlagende Herz herausgeriſſen. In Folge dieſes Menſchenopfers ergriff Entſetzen die Colhuaner, ſie entließen die Azteken aus ihrer Dienſtbarkeit, und jagten ſie fort. Dieſe zogen noch einige Zeit im Lande herum, und gründeten dann auf Befehl ihres Gottes an dem Orte, wo ſie eine Opuntie auf einem Steine gefunden hatten, ihre Hauptſtadt Tenochtitlan.

Das zweite Menſchenopfer traf bereits einen Colhuaner. Ein Azteke wanderte an dem Ufer des Sees ein Thier zu erjagen, das er ſeinem Schutzgotte opfern wollte. Da begegnet er einem Colhuaner, Namens Xomimitl, ergrimmt greift er ihn an, beſiegt ihn, und der Beſiegte verblutet auf dem Opferſtein. Humboldt Monum. 95.

Die beiden Mythen ſind aitiologiſche und aus dem Opferkultus zu erklären. Bei dem erſten wird dieß klar durch die vier Gefangenen, welche wir bei der dritten Erzählung genauer werden kennen lernen. Die zweite Erzählung perſonifizirt das aztekiſche und das colhuaniſche Volk in den beiden Männern, das zweite Volk lieferte dem erſtern damals die Menſchenopfer. Mit dem Opfer jenes Xomimitl, deſſen Parallelismus mit den vier Xochimilkanern des erſten Mythus Niemand verkennen kann, wurde der erſte Tempel Huitzilopochtlis in Tenochtitlan eingeweiht.

Noch deutlicher zeigt das dritte Menſchenopfer die Kultusgrundlage des Mythus. Auch dieſes bezieht ſich, wie das zweite, auf einen Colhuaner. Die Azteken erboten ſich gegen den König der letztern, ſeiner Tochter göttliche Ehre zu erweiſen, und ſie ihrem Nationalgotte als Mutter zu weihen, ihr Gott wolle es ſo. Der König freute ſich der künftigen Ehre ſeiner Tochter, entließ ſie, und man führte ſie mit großem Gepränge nach Tenochtitlan. Aber kaum angekommen wurde ſie geopfert, und mit ihrer abgezogenen Haut einer der tapferſten Jünglinge bekleidet. Der König, zu dem feierlichen Akte der Vergötterung ſeiner Tochter miteingeladen, wurde ihren Tod erſt dann gewahr, als er bei der Flamme des Kopalgummi die blutige Haut um den Jüngling zur

Seite des Götzen erkannte. Die Tochter aber wurde sofort in aller Form zur Mutter Huitzilopochtlis und aller Götter erklärt. Clavig. I, 188. Humb. Mon. 95.

Dieser aitiologische Kultusmythus erklärt sich einfach. Der Name jener Tochter ist Teteionan, die wir ja schon als die Göttermutter, und als Tocitzin, unsere Großmutter, kennen lernten. Das war nie eine menschliche Königstochter, sondern durch Euhemerismus ist sie es erst geworden, etwa wie Iphigenia ursprünglich als Artemis zu denken ist. Teteionan die Göttin hatte ihr besonderes Fest in Mexiko, an dem eine weibliche Person als Göttin gekleidet und geopfert wurde, auf den Schultern eines andern Weibes wurde ihr der Kopf abgeschnitten, dann die Haut abgezogen, welche ein Jüngling unter zahlreicher Begleitung dem Huitzilopochtli als Geschenk darbrachte. Vorher aber opferte man vier Kriegsgefangene. Clavig. I, 362. 425.

Aehnlich dieser von Clavigero überlieferten Sage ist eine andere, deren Gewährsmann Acosta V, 9 ist. Nach diesem war Tozi die Tochter des Königs von Culguacar, und wurde auf Befehl Huitzilopochtlis, weil er sie zur Schwester haben wollte, als erstes Menschenopfer geschlachtet. Die Tozi ist aber nichts andres als die Tocitzin, und wird ebenfalls durch unsere Großmutter erklärt. Von ihr nun soll sich nach der Aztekischen Ueberlieferung die Sitte herschreiben, Priester mit der Haut geopferter Menschen zu bekleiden, dergleichen Abbildungen man oft sieht, namentlich bei Humboldt; auch besitzt die Basler Mexikanische Sammlung ein steinernes Bild eines solchen mit einer fremden Menschenhaut überzogenen Priesters. Von dieser Sitte hatte der vierte Monat, an dem sie am häufigsten vorkommen mochte, seinen Namen Tlacaxipehualitzli, d. h. einem Menschen die Haut abziehen, erhalten. Humboldt Mon. 132. Clavigero I, 615.

In diesen beiden Sagen werden Göttinnen geopfert, oder *stellvertretende Menschen* statt der Göttinnen. Wir sind bei den Muyscas, in Centralamerika, und bei vielen Gottheiten der Mexikaner auf Menschenopfer gestoßen, bei denen der dem Opfer bestimmte Mensch den Gott darstellt, dem er geopfert werden soll. Auch bei den nördlichen Indianern, den sogenannten Indianos bravos, wurden Sklaven als Stellvertreter der Götter geopfert. Meiners krit. Gesch. I, 332. Der dem Gotte geopferte Mensch wird von ihm verschlungen, geht in ihn über, ist bereits ein Theil von ihm, ist er selber. So war es, um das letzte

Beiſpiel in Erinnerung zu bringen, mit dem Sklaven, der am Feſte der Kaufleute zu Cholula den Quetzalcoatl darſtellte.

Die Kritik kann dem jüngern Alter, in welches nach dieſen drei Mythen der Urſprung der Mexikaniſchen Menſchenopfer geſetzt wird, nur eine relative Wahrheit zugeſtehen. Wir wiſſen bereits, daß in ganz Amerika die Menſchenopfer uralt ſind, und daß ſie nur an einigen wenigen Stellen, wie in Peru theilweiſe durch die Inkas, humanern Beſtrebungen gewichen ſind. Wir haben dieſelben in ganz Südamerika angetroffen. Eben ſo fanden ſie überall im ſüdlichen Centralamerika ſtatt, und namentlich gehörten ſie allen den Völkern des Majageſchlechtes, welche früher die Länder des Mexikaniſchen Reiches bewohnten. Aber auch im Norden war es nicht anders, bei den nordiſchen Rothhäuten waren ſie überall verbreitet, ſowohl der Sonne zu lieb, als den Geiſtern ihrer göttlich verehrten Vorfahren. Daher wurden denn auch bei den Völkern, die mit den Azteken zu derſelben Familie gehörten, frühe ſchon Menſchen geopfert. Wir erinnern uns aus der frühern Darſtellung, daß die Chichimeken in ihrem kosmogoniſchen Mythus den Menſchenopfern ein gerade ſo hohes Alter gaben als der gegenwärtigen Sonne. Wenn nun insgemein verſichert wird, der Toltekiſche Quetzalcoatl habe überall gegen die Menſchenopfer gepredigt, ſo ſetzt dieſer Widerſtand ſchon des Toltekismus das frühere Vorhandenſein dieſer Opfer voraus. Jene Ausſage über Quetzalcoatl weist aber zugleich auf den Weg hin, wie ſich die abweichenden Berichte, Sagen und Mythen vereinigen laſſen. In den älteſten Zeiten herrſchten überall Menſchenopfer. Die Tolteken, ähnlich den Inkas, ſuchten ſie einigermaßen abzuſchaffen, und wenn ſie ſie auch nicht ganz auszurotten vermochten, haben ſie ſie doch ſtark in den Hintergrund gedrängt. Die Azteken führten ihre Herrſchaft wieder ein. So werden in Oſtindien die Menſchenopfer bereits dem Weltalter vor der Fluth zugeſchrieben, daher auch die Griechen daſelbſt Reſte der ihnen zu Grunde liegenden Anthropophagie vorfanden. Dieſe alten Menſchenopfer ſuchte der Bramaismus zu vertilgen, in den Veden ſind ſie verboten, ein Verbot, welches in Verbindung mit der Sitte Menſchen ſcheinbar zu opfern, ebenfalls auf das ältere Vorhandenſein wirklicher Menſchenopfer ſchließen läßt. Die ſpätere Religionspartei der Schiwaiten führte dieſelben aber auch wieder ein. Vgl. Windiſchmann, die Philoſophie im Fortgang der Weltgeſchichte II, 696. Herodot III, 38. 97. Arriani periplus 35. Creuzers Symbolik, 2. Ausg. Bd. I, 3. 367.

So alt die nationalpolitische Seite Huitzilopochtlis auch ist, so ist die natürliche doch noch ursprünglicher. Auch diesem Gotte liegt nämlich eine Naturbasis zu Grunde, welche nicht bloß sein Wesen klar macht, sondern auch ihr Licht auf die weitere Entwicklung des Gottes als eines National- und Kriegsgottes zurückwirft. Alle diejenigen Forscher, die nicht von dieser Basis ausgehen, sehen nichts als unauflösliche Räthsel und Widersprüche vor sich.

Diese Naturbasis zeigt sich zuerst in dem Mythus von seiner Geburt. In der Nähe von Tula war ein Ort Coatepec. Dort lebte ein gottesfürchtiges Weib, Namens Coatlicue. Als dieses eines Tages nach seiner Gewohnheit zum Tempel ging, fiel ein bunter Federball vom Himmel herab. Es steckte selbigen in den Busen, um mit seinen Federn den Altar zu schmücken. Wie es ihn aber zu diesem Behufe wieder hervornehmen wollte, konnte es ihn nicht mehr finden. Dagegen bemerkte es einige Tage nachher seine Schwangerschaft. Auch seine Kinder, die Centzonhuiznahuis, bemerkten sie, und, um ihrer eigenen Schande zuvorzukommen, beschlossen sie, die Mutter vor ihrer Niederkunft zu tödten. Da aber wurde diese in ihrer Traurigkeit wunderbar durch eine Stimme getröstet, die sich in ihrem Leibe also vernehmen ließ: Fürchte dich nicht, o Mutter, ich werde dich retten zu deiner größten Ehre und zu meinem größten Ruhme! Eben waren die Brüder, durch ihre Schwester noch mehr aufgehetzt, im Begriff sie zu tödten, siehe da, wie einst die bewaffnete Athene aus dem Haupte ihres Vaters hervorsprang, wurde Huitzilopochtli geboren, mit dem Schild in der Linken, in der Rechten den Speer, den grünen Federbusch auf dem Haupte, und am linken Bein das Kolibrigefieder, Gesicht aber, Arme und Beine hatten blaue Streifen. Sogleich erschlug er seine Gegner alle, plünderte ihre Wohnungen, und brachte den Raub der Mutter. Darob nannte man ihn schon damals das Entsetzen und den schrecklichen Gott. Vgl. Clavig. I, 357. Prescott I, 48.

Fassen wir diesen Mythus zur Zergliederung schärfer ins Auge, so fällt uns auf, daß hier eine andere Mutter des Gottes erscheint als die früher zu seiner Ehre geopferte Teteionan. Zwei Mütter haben in der Mythologie nichts Auffallendes, ich erinnere nur an Aphrodite und Athene, welche nach verschiedenen Angaben verschiedene Väter hatten. So lange die Mythenbildung noch thätig ist, und auf frischer Naturanschauung beruht, da ist etwas verschiedene Auffassung (denn ganz ver-

ſchieden ſind auch die beiden Mütter hier nicht) von verſchiedenem Standpunkt aus möglich. Erſt der cycliſche Anthropomorphismus fixirt die einſeitige Abſchließung. Vgl. O. Müllers Proleg. 270 ff. Tetelonan iſt Huitzilopochtlis Mutter, weil aller Götter Mutter; die Mutter hier iſt die zu einer frommen Frau euhemeriſirte Flora der Azteken, Coatlicue oder Coatlantana, von deren Dienſt in Coatepec und Mexiko wir ſchon früher geſprochen haben. §. 106.

Das zweite, was im Mythus hervortritt, iſt die enge Verbindung Huitzilopochtlis mit der Pflanzenwelt. Der Kolibri iſt der Bote des Frühlings, den der Süden dem Norden, das heiße Land dem gemäßigten zuſchickt. Zugleich vermittelt er die Befruchtung der Blumen, indem er durch ſeine Bewegungen die Uebertragung des Staubes von den Staubfäden auf die Narbe vermittelt. Er ſenkt dann ſein langes, dünnes Schnäbelchen tief hinab in die Blume, und unter den Staubfäden wühlend trinkt er zugleich den Blumennektar und hilft die Blüthenbegattung vollziehen. Moritz Wagner Reiſen in Nordamerika Bd. I, 1854, S. 160 ff. Auch im lateiniſchen Mythus ſteht Mars zur Flora in einem engen Verhältniß, Juno gebirt ihn ohne Jupiters Zuthun mit Hülfe der Flora. Ovid. fast. V, 229 ff. In dem nordiſchen Mythus iſt Thor mit Nanna, der nordiſchen Flora, befreundet. Uhlands Thor 152. Wir haben oben S. 60 eine Sage der Pimos-Indianer kennen gelernt, nach welcher die Göttin des Mais von einem Regentropfen ſchwanger wurde, und nachher den Vorfahr des Volkes gebar, welches die großen Häuſer baute.

Auf die Frage aber, warum Huitzilopochtli der Sohn der Pflanzengöttin ſei, und welches denn ſeine eigentliche Beziehung zur Pflanzenwelt, erhalten wir durch die Betrachtung ſeines Kultus in ſeinen drei alten Jahresfeſten Aufſchluß. Dieſelben fallen gerade in diejenigen Einſchnitte des Jahres, die für das Mexikaniſche Klima die einflußreichſten ſind, in die Mitte Mais, Mitte Auguſts, und an das Ende Decembers.

Mit der erſten Hälfte des Mai beginnt in der Regel die Regenzeit. Vorher herrſcht die größte Dürre und Erſtarrung, die Pflanzenwelt erſcheint ſchlaff und matt, alles Lebens baar, der Boden grau von dürrem, erſtorbenem Graſe. Aber ſchon nach den erſten Regentagen kleiden ſich die Bäume in friſches Grün, bedeckt ſich der Boden mit friſchen Kräutern, die ganze Natur athmet zu neuem Leben auf. Bäume,

Stauden, Pflanzen entfalten ihre Blüthen, würziger Duft überall. Die Frucht entkeimt dem bestellten Acker, das saftige helle Grün des Mais erquickt das Auge. So schildert Mühlenpfordt diese Jahreszeit, der sich lange Zeit in diesen Gegenden aufgehalten hatte. Vgl. auch Burkarts Aufenthalt und Reisen in Mexiko 1825—34. Was Völker in den Japetiden S. 81 (vgl. O. Müller Prol. 235) sagt, daß Regen und Wasser als befruchtende Principien unter die ersten Sätze ältester Physik gehören, und uns in unzähligen Mythen begegnen, — das gilt natürlich von den Tropenländern in doppeltem Maaß. Es braucht auch wenig Phantasie, um den gewaltigen Eindruck zu begreifen, den die dadurch veränderte Natur mit all ihrer Pracht und ihrem Segen auf das Gemüth des Naturmenschen hervorbringen muß. Darum ist auch bei den Azteken der alte Tlaloc zu so hoher Verehrung gelangt, und Quetzalcoatl hat es nicht verschmäht, seinen Mantel mit den Kreuzen eines Regengottes zieren zu lassen. Und so steht denn am Beginne der durch den Regen wieder belebten Natur das erste Jahresfest Huitzilopochtlis, das Fest der Ankunft des Gottes, Rehfues II, 286. Acosta V, 24, die Weihrauchspende Huitzilopochtlis. So hieß es bei den heidnischen Deutschen, daß Nerthus, Freya, Hulda, Bertha, Frieg und andere Gottheiten zu dieser Zeit in das Land zögen. Grimm Myth. 740. Da wurde nun eigens für dieses Fest von den Azteken das Bild ihres Hauptgottes von einer eßbaren Pflanze und von Honig in der Größe des hölzernen Bildes verfertigt, und vor demselben sangen Jünglinge die Thaten ihres Gottes und heilige Gebetlieder um Regen und Fruchtbarkeit. Es folgten Wachtelopfer in erstaunlicher Menge, Räucherungen, und dann der bedeutsame Tanz der Priester und Jungfrauen. Die Jungfrauen, die diesen Tag Schwestern Huitzilopochtlis hießen, trugen auf dem Haupte Kränze von dürren Maisblättern, und in den Händen gespaltene Rohre, indem sie so die dürre Zeit darstellten. Ihnen gegenüber versinnbildlichte sich die belebte Natur in den Priestern, deren Lippen mit Honig bedeckt waren. Prescott I, 601. In Amerika gab es vor Ankunft der Europäer keine Bienen. Max v. Wied Nordamerika II, 346. Sie sind aber in ihrer Bedeutung hier durch die Kolibri vertreten, denn diese, auch Honigvögel oder Bienenvögel genannt, holen wie die Bienen schwebend und summend aus röhrenförmigen Blumen ihre Nahrung, die aus kleinen Käferchen besteht, welche von Honig leben, und ihre Jungen nähren sie, indem sie dieselben an der mit Honigsaft bedeckten Zunge sau-

gen laſſen. Noch durch ein anderes Symbol ſprach ſich der Frühling bei den Prieſtern aus, indem jeder einen Stab in der Hand hielt, auf dem eine Blume von Federn ſteckte, und über dem ſich noch ein Federbuſch befand, wie ja auch durch Freyas Falkengefieder der Eintritt der ſchönen Jahreszeit angezeigt wird. Uhlands Thor 140. Ein zum Opfer auserſehener Gefangener war ſchon ſeit einem Jahre dazu beſtimmt, und führte den Namen: Weiſer Herr des Himmels. Denn er ſtellte den Gott ſelber dar, und hatte die Freiheit, die Stunde der Opferung ſelbſt zu wählen, er ſtarb auch nicht wie die übrigen Kriegsgefangenen auf dem Opferſtein, ſondern auf den Schultern der Prieſter. An demſelben Feſte wurden die kleinen Kinder durch einen kleinen Einſchnitt auf der Bruſt ihrem vaterländiſchen Gotte geweiht. Clavigero I, 417 ff. Rehfues II, 275.

So erſcheint auch Mars als Frühlingsgott, er, dem das Gras und der heilige Frühling von Thiergeburten (ver sacrum) geweiht war, deſſen Hauptfeſt und deſſen Monat in den Anfang des Frühlings fällt, zu welcher Zeit die Salier ebenfalls ihre alten religiöſen Lieder ſangen, und wo ebenfalls ein Mann den Gott vorſtellte. Auch das Feſt der Erweckung des Hercules in Tyrus fällt aus gleichem Grund in den Frühling. Movers bei Erſch, Artikel Phönizien S. 422 a.

So macht beim Mythus von der Geburt, und beim erſten Feſte Huitzilopochtlis der Frühling oder die Kraft, die den Frühling hervorbringt, die Grundlage ſeines Weſens. Die kriegeriſchen Attribute ſind Anhängſel des anthropomorphirten National- und Kriegsgottes.

Das zweite Hauptfeſt des Gottes fällt in die Mitte Auguſts. Der Regen, der bisher angedauert und erlabt hatte, wird unterbrochen, es naht die ſchönſte Jahreszeit, in der der azurne Himmel des Tropenlandes in einer Ebene von achthalbtauſend Fuß über dem Meeresſpiegel ſeine Herrlichkeit und ſeine wohlthätige Wärme Menſchen, Thiere und Pflanzen fühlen läßt. Jetzt iſt der zwölfte Monat da, der Monat der reifen Früchte. Humboldt Monum. 133. Da wurden in allen Tempeln und in allen Häuſern die Götter mit Blumen geſchmückt. Jetzt iſt es nicht mehr der Regen, der da ſegnete, ſondern der blaue Himmel, der das bunte Farbenſpiel der Blumenwelt hegt. Darum war auch das Bild Huitzilopochtlis blau (nicht weil er der aktiven Raſſe angehörte!), mit einem azurnen Band war das Haupt umwunden, in der Rechten war ein azurner Stab oder eine Keule, und er ſelber ſaß auf einem azur-

nen Schemel, der schon nach alter Angabe den Himmel als seinen Wohnsitz bezeichnete. Acosta V, 9. Arme und Schenkel hatten ebenfalls blaue Streifen, und am Halse hingen kostbare blaue Steine. So wird auch der Egyptische Gott der Befruchtung, Khem, blau dargestellt.

Das dritte Fest Huitzilopochtlis fällt in die Wintersonnenwende, eine Zeit, die überall im Kultus und in dem Mythus eine große Rolle spielt. Am bekanntesten ist die durch das ganze Römische Kaiserreich am 25. December gefeierte Geburt des Mithras, der unbesiegten Sonne. In Nordamerika nennen die Chipewas darum den December den Mond des kleinen Geistes, den Januar den des großen Geistes, Chateaubriand voyage en Amérique I, 190. Auf der Mexikanischen Hochebene trug die Festfeier auch in diesem Monate den Charakter der eintretenden Jahreszeit und des Zustandes der Natur an sich. Die Kälte tritt ein, die Gebirge bedecken sich mit Schnee, Humboldt Monum. 134, der Boden trocknet aus, die Pflanzen finden ihre Nahrung nicht mehr, viele Bäume verlieren ihr Laub. Mit einem Worte: die Natur erscheint todt. Und so ergeht es auch jetzt ihrem Gotte. Die Priester verfertigten nämlich sein Bild von allerlei Samen, die mit dem Blute geopferter Kinder zusammengebacken wurden. Mancherlei religiöse Reinigungen und Sühnungen, Waschungen mit Wasser, Aderlassen, Fasten, Prozessionen, Räucherungen, Wachtelopfer, Menschenopfer bereiteten zur Feier vor. Alsdann schoß ein Priester Quetzalcoatls einen Pfeil gegen jenes Bild Huitzilopochtlis, und durchschoß den Gott. So galt dieser nun für todt, es wurde ihm wie den Menschenopfern vom Priester das Herz ausgeschnitten, und vom Könige, dem Stellvertreter des Gottes auf Erden, gegessen. Den Leib aber vertheilten sie für die verschiedenen Quartiere der Stadt so, daß jeder Mann ein Stückchen erhielt. Dieß hieß man Teocualo, der Gott, den man ißt. Clavigero I, 428 ff. Humboldt Monum. 134.

Im Allgemeinen ist die Bedeutung des Todes dieses Gottes klar, er fällt mit dem Tode der Vegetation zusammen, worauf auch die Vergleichung mit dem Geburtsmythus und den beiden andern Festen Huitzilopochtlis hinführt. Darum ist dieses dritte Fest zugleich auch ein Fest des Bruders dieses Gottes, des Tezcatlipoca, des Gottes der Unterwelt, des Todes, der Dürre und des Hungers, dessen Herrschaft da beginnt, wo die des Bruders aufhört. Auf ähnliche Weise und in ähnlichem Sinne sterben im Mythus und Kultus Osiris, den Typhon tödtet, Dionysos und Herkules in den Phönizischen Pflanzstädten, Adonis lebt die

eine Hälfte des Jahres bei Aphrodite, die andere bei Perſephone, der Indiſche Kriſchna geht in die Unterwelt, und ebenſo ſtarben Brama und der Celtiſche Sonnengott Hu jährlich, und jährlich leben ſie wieder auf. Creuzers Symbolik, 3. Ausgabe, I, 3. 416. Friedrich Schlegel Sprache und Weisheit u. ſ. w. 115. Meiners kritiſche Geſchichte I, 342. Eckermann Myth. III, 2. 164 ff. Hieher gehört auch das Feſt der Selbſtverbrennung des Tyriſchen Herakles, das in die Zeit des Abſterbens der Vegetation fällt, wenn gleich dieſelbe die Sommerszeit iſt. Movers bei Erſch, A. Phönizien S. 422 a.

Was dann aber die Sitte des Gotteſſens betrifft, ſo findet ſie ſich bei den Mexikanern auch noch bei einem andern Feſte, das in dieſe Jahreszeit fiel, und das den Göttern der Berge und des Waſſers gefeiert wurde. Alsdann verfertigten ſie kleine Götterbilder aus Teig und Samen, öffneten ihnen wie den Menſchenopfern die Bruſt, ſchnitten das Herz heraus, und vertheilten den Leib zum Verſpeiſen. Oben §. 98. Clavig. I, 430. Die Zeit dieſer Handlung zeigt, daß ſie in nothwendigem Zuſammenhange mit dem Tode des Gottes zu denken iſt. Da der Gott ſtirbt, ſo muß das auf religiöſe Weiſe geſchehen als Opfer, und da der anthropomorphirte Gott ſtirbt, ſo ſtirbt er als Menſchenopfer nach allen dabei nöthigen Gebräuchen, er wird vom Prieſter getödtet, das Herz wird ihm ausgeriſſen, ſein Leib als Opfermahlzeit verſpeist, wie das bei jedem Menſchenopfer der Fall war. Ob dabei der Gedanke mit angedeutet werde, daß der Gott, indem ſein Leib verſpeist werde, ſich mittheile und dargebe? Allerdings, aber nicht ſo abſtrakt, metaphyſiſch oder gar chriſtlich und moraliſch, ſondern bloß nach ſeiner Naturſeite, die des Feſtgottes eigentliches Weſen iſt. In Sämereien gibt er ſeinen Leib den Seinigen zu genießen, wie die gegen den Winter hin abgeſtorbene Natur dennoch, und gerade jetzt am meiſten, eine Fülle ihres Segens den Menſchen zum Genuß aufgeſpeichert hat. Sie gibt ihnen ihre Leibesfrucht, oder ihren Fruchtleib als Hoſtie. Der Gott bewirthet überhaupt beim Opfer durch die Opfermahlzeit die Opfernden, und wenn der Sklave, wie ſo oft, den Gott, dem er geopfert wird, darſtellt, ſo iſt auch das Verzehren ſeines Fleiſches ein Verzehren des Gottes. Wir haben ſogar die Sitte von Völkern kennen gelernt, die die Aſche ihrer Vorfahren, die ſie göttlich verehrten, verſchlangen, um ihrer Eigenſchaften theilhaftig zu werden. S. 209. 262. Das Volk der Arkanſas im Weſten des Miſſiſippi, das die Hunde gött-

lich verehrte, pflegte an einem ſeiner Feſte Hundefleiſch zu eſſen. Aus dem Tagebuch eines Reiſenden, in den neuern Beobachtungen. S. 327. Und viele andre Völker ſchlachten feierlich Thiere, verzehren ihr Fleiſch, und verehren nachher dieſe Thiere göttlich in ihren Ueberreſten. Meiners krit. Geſch. I, 155. Hier iſt doch das Verſpeiſen des Gottes in den Sämereien klar, — aber auch dieſe Sitte fand ſich bei den alten Griechen. C. F. Hermann gottesdienſtl. Alterth. S. 110. Uebrigens hat das Zerſtückeln des Jahresgottes der Alten im Kultus und Mythus keinen andern Sinn als hier das Vertheilen des Leibes Huitzilopochtlis. Solches geſchieht mit dem Sonnenſtier im Perſiſchen Mithrasopfer, ſo wie am Feſte und im Mythus des Dionyſos-Zagreus, ebenſo des Oſiris und Atthys. Vgl. Baur Symb. II, 1. 244. II, 2. 159. 291. Oben S. 264.

Aus allem dem ergibt ſich die poſitive Beziehung Huitzilopochtlis zum jährlichen Leben der Pflanzenwelt, ſowohl aus den drei Jahresfeſten, als aus dem Mythus von ſeiner Geburt. Das erſte Feſt iſt die Ankunft des Gottes, wenn die Pflanzenwelt ankommt, daher alsdann die Gebetlieder um Regen, daher die Jungfrauen als ſeine Schweſtern die ihm feindſelige Zeit der Dürre darſtellen, gerade wie im Geburtsmythus ſeine Geſchwiſter, und beſonders ſeine Schweſter, ſeine Feinde ſind, und wie Tezcatlipoca, der Gott der Dürre, ſein Bruder iſt. Geſchwiſter drücken in der Mythologie, und ſo im Kultus nicht ſelten parallele Gegenſätze aus. Das zweite Feſt ſtellt uns den Gott hin, wie die Pflanzenwelt in ihrer Pracht, daher auch die Mexikaner den Kolibri Sonnenſtrahl nennen, nach der Form, in der jetzt ihr Gott erſcheint. Der Kolibri ſchläft aber auch ſeinen Winterſchlaf, Clavig. I, 90. de Laet 256, und ſo ſtirbt auch der Gott im Winter mit der Pflanzenwelt. Die Grönländer fragten den jüngern Egede, ob denn der Gott des Himmels und der Erde nie ſterbe, und als man ihnen dieß verneinte, verwunderten ſie ſich ſehr darüber, und bemerkten, daß dieß ein großer Gott ſein müſſe. Nachrichten des jüngern Egede S. 87. Meiners krit. Geſch. I, 48. Dieſe innige Beziehung zur Pflanzenwelt zeigte ſich auch in dem Geburtsmythus Huitzilopochtlis, hier erſcheint er als der Sohn der Pflanzengöttin. Hiebei iſt die Frage Wuttke's nicht ſo ſchwer zu beantworten: ob die Sage von dieſer Geburt ſich auf eine bloße Menſchwerdung des ſchon früher exiſtirenden Gottes beziehe, oder auf eine Geburt des entſtehenden Gottes ſelbſt?

Die Azteken waren allerdings auch ſchon über dieſe Frage unſchlüſſig, indem die einen ihn auf Erden in Menſchengeſtalt gelebt haben laſſen, die andern das Bewußtſein ſeines Naturweſens noch wohl erhalten hatten. Clavig. I, 357. Auf dieſe Frage antworten wir aber einfach nach Obigem: Die Geburt des Gottes wiederholt ſich jedes Jahr, bloß der Mythus hat aus derſelben eine einmal in der Zeit geweſene Geburt geſchaffen, und der Anthropomorphismus dichtete ſehr ſchön die Menſchwerdung. Von einer frühern Exiſtenz eines gebornen Gottes weiß aber der Mythus nichts, da nach ihm der Gott erſt ſpäter in den Himmel erhoben wurde. Zum Euhemerismus iſt es aber bei Huitzilopochtli nicht gekommen, wenn auch allerdings bei Huitziton. Dadurch nun aber, daß der Mythus den Gott zum Sohne der Pflanzengöttin macht, trennt er ſein Weſen von dem der Mutter, und ſomit iſt Huitzilopochtli, in ſo naher Beziehung er auch zur Pflanzenwelt ſteht, doch nicht die Pflanzenwelt ſelbſt. Dieß wird uns durch eine weitere Verfolgung des Geburtsmythus noch klarer werden. Nach demſelben iſt nämlich Huitzilopochtli nicht bloß der Sohn der Coatlicue, ſondern auch die ſie befruchtende Kraft. Jener bunte Federball, der vom Himmel fiel, und den Coatlicue in den Buſen barg, iſt nichts andres als Huitzilopochtli ſelber, der kleine Kolibri, der die Befruchtung der Pflanzen vermittelt, und die von ihm im Frühling ausgehende und verkündete männliche, befruchtende Naturkraft. Mit dem Federbuſch iſt er auch geboren, und dieſes Sinnbild der ſchönen Jahreszeit verläßt ihn auf keiner ſeiner Darſtellungen, es bleibt ſein Attribut. Nach einem ähnlichen Symbole haben die Tapuas in Südamerika bei ihrem jährlichen Feſte der Ausſaat die Sitte, daß einer einen Büſchel von Straußenfedern an den Rücken hängt, welche wie ein Rad ausgebreitet ſind. Dieſer Büſchel iſt ihnen Sinnbild der befruchtenden Kraft, die vom Himmel kommt. So erklärt ſich ihr Glaube, daß in dieſem Büſchel Brot vom Himmel falle. Barläus 706. Wir haben in dieſem Kultusgebrauch die natürliche Baſis zu einem ſolchen Geburtsmythus. In der nordiſchen Mythologie iſt Neekris, der Ball, geradezu der Vater der Nanna, der nordiſchen Flora. Daß dieſe männliche Himmelskraft als Federball gedacht wird, paßt für den Kolibrigott. Auch die Eſthen dachten ſich ihren Donnergott als den Gott der Wärme in Geſtalt eines Vogels. Mone bei Creuzers Symbolik V, 74 ff. So waren im gleichen Sinne dem Zeus in Dodona und Arkadien die Tauben heilig, und den Chineſen iſt ein

fliegender Vogel Bild des Himmels. Es kann aber auch dieſe Kraft auf andere Weiſe ſymboliſirt werden, und zu einem ganz ähnlichen Geburtsmythus Anlaß geben. So barg nach einem Phrygiſchen Mythus die Tochter des Gottes Sangarius die Früchte eines Mandelbaumes, der aus dem Samen des Erdenkindes Agdiſtis entſtanden war, in ihrem Buſen; die Früchte verſchwanden, die Tochter ward ſchwanger, und gebar den ſchönen Knaben Attes. Pauſanias VII, 17. 5. Nach Arnobius adversus gentes V, 6. V, 13 waren es die Früchte eines Granatbaumes, welche die Nanna ſchwängerten. Bei den Chineſen wurde eine Nymphe, Namens Puzza, die Ernährerin alles Lebenden, von dem Genuſſe einer Lotusblume ſchwanger, und gebar einen großen Geſetzgeber und Eroberer. Dupuis origine etc. III, 2. 864 nach Orville, Vollmer: Puzza. Wiederum wurde Danaë von dem goldnen Regen des Zeus ſchwanger, ebenfalls nach einer leicht verſtändlichen Symbolik. Es iſt immer die männliche Naturkraft, bald in der Sonne, bald wie hier im blauen Himmel geſchaut (daher Huitzilopochtli Herr des Himmels heißt, Ochibus oder Huchilahos), welche in dem Mutterleib der Pflanzenwelt zugleich den bunten Samen legt, und zugleich ſich ſelbſt wiederum gebirt, und in der Pflanzenwelt offenbart. Dieſe himmliſche Lebenskraft, ſobald ſie einen irdiſchen Mutterleib gefunden, iſt ſich ſchon vor der Geburt im Triebe ihrer Knoſpen ihres Sieges bewußt, wie im Mythus jene innere Stimme die Mutter tröſtete und gegen alle ihre Feinde ſchützte. Aber als perſönlichen, anthropomorphiſchen Gott denkt ſich der Mythus den Huitzilopochtli erſt nach ſeiner Geburt.

Dieß iſt die natürliche Bedeutung Huitzilopochtlis, die wir als die Baſis aller andern Entwicklungen des Gottes angenommen haben, und zwar ſchon aus dem allgemeinen Grunde, weil nach den Geſetzen der Mythologie die älteſten heidniſchen Götter Naturgötter ſind, und die heidniſche Religion eben ſo weſentlich Naturreligion als Polytheismus iſt. Es iſt aber auch aus der ſpeziellen Auseinanderlegung und Verfolgung der verſchiedenen Eigenſchaften dasſelbe Reſultat gewonnen worden. Da jedoch dieſe Anſicht bis jetzt noch nicht allgemein in Beziehung auf dieſen Gott hat durchdringen mögen, ſo ſind noch einige wenige Worte über die Vereinigung der anthropomorphiſch-nationalen Seite und der natürlichen Huitzilopochtlis beizufügen. Man hat geglaubt, bei Huitzilopochtli gerade wie bei Mars die kriegeriſche Seite zur Baſis aller übrigen machen zu müſſen. Der Krieg ſei deß-

wegen ein Kind des Frühlings, weil man in dieſer Zeit nach langer Winterruhe wieder zu den Waffen greife. Bei Huitzilopochtli iſt nun dieß auf keine Weiſe der Fall, denn wenn mit der im Frühling einbrechenden Regenzeit die Ankunft des Gottes gefeiert wird und ſein Geburtsfeſt, dann machen die bodenloſen Wege im Mexikaniſchen die Kriegsführung geradezu unmöglich. Die älteſten Kriege ſind Kinder des Herbſtes, wenn man ſich der reifen Früchte zu berauben ſucht. Dagegen knüpft ſich der Begriff des Kriegs- und Nationalgottes ſehr leicht an die Baſis des befruchtenden Himmelsgottes. Sei es, daß dieſer oberſte Naturgott, wie Huitzilopochtli, Gott des Himmels iſt, wie denn auch der regenbringende Zeus bereits bei Homer Nationalgott iſt, dem man bis ſpät hinab in Arkadien Menſchenopfer brachte, ſei er ein Sonnengott, wie Baal, den man in Phönizien um Regen anflehte, von dem man das Wachsthum der Früchte erwartete (Movers Phöniz. I, 448), und den man ebenfalls mit Menſchenopfern verehrte, auch der celtiſche Hu iſt ein ätheriſcher Kriegsgott, eigentlich Sonnengott, der dem Siege des Frühlings zu Ehren ſeine Menſchenopfer hatte, Eckermann III, 2. 161. 163; — und nicht weniger hat der Himmelsgott Odin ſeine beſtimmte Beziehung zu Krieg, Kampf und Kriegsgewalt, Uhlands Thor 88, — ſei er endlich ein Feuergott wie Moloch und Schiwa, denen aus Furcht vor Mißwachs und Hungersnoth Menſchenopfer bluteten, — auf die ſichtbare Unterlage eines ſolchen Gottes kommt es weniger an als darauf, daß ein Volk demſelben die oberſte Leitung des Jahreslaufes beiſchrieb. Iſt dieß, ſo wird dieſer oberſte Herrſcher auch zum Nationalgott, da das Leben der Nation zunächſt von der Jahresſpende der Natur abhängt. Iſt die Nation eine kriegeriſche, ſo wird der Nationalgott natürlich zugleich der Kriegsgott. Wie der Anthropomorphismus erſt ſpäter zum Naturgott hinzutritt, ſo ſeine Verehrung als Kriegsgott und Nationalgott. Auch bei Mars, ſowie bei Picus und Faunus, ſieht man dieſelbe Stufenfolge immer mehr ein. Mars wird nämlich in einem von Cato aufbewahrten Gebete angerufen, daß er Heerden und Hirten bewahre, ſchlechte Witterung und Mißwachs abwende; bei Virgil Aen. III, 35 wird er als Flurgott erwähnt. Demnach ſtellt man den Beinamen gradivus nicht mehr mit gradior in Zuſammenhang, ſondern mit gramen, crescere, Gras, und daß divus, göttlich, nicht weſentlich zum Begriffe gehöre, ſieht man aus der Eugubiniſchen Tafel, auf welcher er Grabovi und Kraputi heißt. Vgl. Laſſen, Bei-

träge zur Erklärung der Eugubiniſchen Tafeln, Bonn 1833. Rhein. Muſeum I, 376. Corssen, origines poëseos Romanæ p. 30. In dem Liede der arvaliſchen Brüder wird er geradezu als der Beſchützer der Blumen angerufen. So iſt alſo auch bei dieſem die Naturſeite die Baſis. Die Verbindung der beiden Seiten drückt die Chineſiſche Symbolik ſo aus, daß nach ihr Speere und Waffen Bilder der Pflanzenkeime ſind. Piper, Bezeichungen des Welt- und Lebensanfangs in der chineſiſchen Bilderſchrift. S. 17 vgl. 27. 33. 42. Bei den Azteken iſt dieſe Verbindung ſchon im Kolibri angeſchaut, dem Sonnenſtrahl, der die Blumen umſchwirrt, und in deſſen kleinem Leibe dann wieder der größte Kriegsmuth flammt. Bei den Egyptern wurde der Käfer auf der Krieger Ring geſetzt, und bei eben denſelben bezeichnete er Welt und Zeugung.

Dieſe beiden Seiten vereinigen ſich aber auch in der Anſchauung Huitzilopochtlis als Unſterblichkeitsgottes, wie wir das ſpäter in der Darſtellung der Unſterblichkeitsvorſtellungen nachweiſen werden, §. 120.

Es bleibt noch übrig, von einem andern Attribute Huitzilopochtlis, dem Schlangenattribute, zu reden. Huitzilopochtli iſt auch ein Schlangengott. Wir haben ſchon früher bei dem Schlangendienſte des Majageſchlechtes §. 97 von den vielen Schlangen in der Umgebung dieſes Gottes im Mythus und am Bilde geſprochen, und wie dieſes Attribut erſt ſpäter in Coatepec, wo die Schlangengöttin Coatlicue ihn gebar, zu dem urſprünglichen des Kolibri hinzukam. Wenn nun die Schlange in den alten Kulturreligionen bald die Zeit, bald die Welt, bald das Waſſer, oder die jährliche Verjüngung in Keimen und Blüthen, den ewigen Kreislauf der Natur, die Herrſchaft, die Weiſſagung bezeichnet, ſo treffen alle dieſe Bedeutungen bei dieſem Gotte zu; denn andere, bei denen das nicht der Fall iſt, übergehen wir hier, wie die Beziehung auf die Erde und die Heilkraft, die bei andern Mexikaniſchen Göttern ſtattfand, oder die auf das böſe Prinzip, welche hier gar nicht ſtattfindet. Wie hingegen die Schlange jährlich ihre Haut wechſelt, und den Winterſchlaf hält, ſo Huitzilopochtli, deſſen Mutter, die Flora, daher eine Schlangengöttin iſt. So iſt in den Myſterien der Demeter die Schlange ein Bild des Saatkorns, in den Sabazien ein Bild des befruchtenden Zeus und des Segens; bei den Hindus iſt die Schlange ebenfalls Symbol der produktiven Kraft und Wärme, oder Symbol des Lebens, Attribut des Leben gebenden Schiwa, bei den Egyptern

wegen ein Kind des Frühlings, weil man in dieser Zeit nach langer Winterruhe wieder zu den Waffen greife. Bei Huitzilopochtli ist nun dieß auf keine Weise der Fall, denn wenn mit der im Frühling einbrechenden Regenzeit die Ankunft des Gottes gefeiert wird und sein Geburtsfest, dann machen die bodenlosen Wege im Mexikanischen die Kriegsführung geradezu unmöglich. Die ältesten Kriege sind Kinder des Herbstes, wenn man sich der reifen Früchte zu berauben sucht. Dagegen knüpft sich der Begriff des Kriegs- und Nationalgottes sehr leicht an die Basis des befruchtenden Himmelsgottes. Sei es, daß dieser oberste Naturgott, wie Huitzilopochtli, Gott des Himmels ist, wie denn auch der regenbringende Zeus bereits bei Homer Nationalgott ist, dem man bis spät hinab in Arkadien Menschenopfer brachte, sei er ein Sonnengott, wie Baal, den man in Phönizien um Regen anflehte, von dem man das Wachsthum der Früchte erwartete (Movers Phöniz. I, 448), und den man ebenfalls mit Menschenopfern verehrte, auch der celtische Hu ist ein ätherischer Kriegsgott, eigentlich Sonnengott, der dem Siege des Frühlings zu Ehren seine Menschenopfer hatte, Eckermann III, 2. 161. 163; — und nicht weniger hat der Himmelsgott Odin seine bestimmte Beziehung zu Krieg, Kampf und Kriegsgewalt, Uhlands Thor 88, — sei er endlich ein Feuergott wie Moloch und Schiwa, denen aus Furcht vor Mißwachs und Hungersnoth Menschenopfer bluteten, — auf die sichtbare Unterlage eines solchen Gottes kommt es weniger an als darauf, daß ein Volk demselben die oberste Leitung des Jahreslaufes beischrieb. Ist dieß, so wird dieser oberste Herrscher auch zum Nationalgott, da das Leben der Nation zunächst von der Jahresspende der Natur abhängt. Ist die Nation eine kriegerische, so wird der Nationalgott natürlich zugleich der Kriegsgott. Wie der Anthropomorphismus erst später zum Naturgott hinzutritt, so seine Verehrung als Kriegsgott und Nationalgott. Auch bei Mars, sowie bei Picus und Faunus, sieht man dieselbe Stufenfolge immer mehr ein. Mars wird nämlich in einem von Cato aufbewahrten Gebete angerufen, daß er Heerden und Hirten bewahre, schlechte Witterung und Mißwachs abwende; bei Virgil Aen. III, 35 wird er als Flurgott erwähnt. Demnach stellt man den Beinamen gradivus nicht mehr mit gradior in Zusammenhang, sondern mit gramen, crescere, Gras, und daß divus, göttlich, nicht wesentlich zum Begriffe gehöre, sieht man aus der Eugubinischen Tafel, auf welcher er Grabovi und Kraputi heißt. Vgl. Lassen, Bei-

träge zur Erklärung der Eugubiniſchen Tafeln, Bonn 1833. Rhein. Muſeum I, 376. Corssen, origines poëseos Romanæ p. 30. In dem Liede der arvaliſchen Brüder wird er geradezu als der Beſchützer der Blumen angerufen. So iſt alſo auch bei dieſem die Naturſeite die Baſis. Die Verbindung der beiden Seiten drückt die Chineſiſche Symbolik ſo aus, daß nach ihr Speere und Waffen Bilder der Pflanzenkeime ſind. Piper, Bezeichungen des Welt- und Lebensanfangs in der chineſiſchen Bilderſchrift. S. 17 vgl. 27. 33. 42. Bei den Azteken iſt dieſe Verbindung ſchon im Kolibri angeſchaut, dem Sonnenſtrahl, der die Blumen umſchwirrt, und in deſſen kleinem Leibe dann wieder der größte Kriegsmuth flammt. Bei den Egyptern wurde der Käfer auf der Krieger Ring geſetzt, und bei eben denſelben bezeichnete er Welt und Zeugung.

Dieſe beiden Seiten vereinigen ſich aber auch in der Anſchauung Huitzilopochtlis als Unſterblichkeitsgottes, wie wir das ſpäter in der Darſtellung der Unſterblichkeitsvorſtellungen nachweiſen werden, §. 120.

Es bleibt noch übrig, von einem andern Attribute Huitzilopochtlis, dem Schlangenattribute, zu reden. Huitzilopochtli iſt auch ein Schlangengott. Wir haben ſchon früher bei dem Schlangendienſte des Majageſchlechtes §. 97 von den vielen Schlangen in der Umgebung dieſes Gottes im Mythus und am Bilde geſprochen, und wie dieſes Attribut erſt ſpäter in Coatepec, wo die Schlangengöttin Coatlicue ihn gebar, zu dem urſprünglichen des Kolibri hinzukam. Wenn nun die Schlange in den alten Kulturreligionen bald die Zeit, bald die Welt, bald das Waſſer, oder die jährliche Verjüngung in Keimen und Blüthen, den ewigen Kreislauf der Natur, die Herrſchaft, die Weiſſagung bezeichnet, ſo treffen alle dieſe Bedeutungen bei dieſem Gotte zu; denn andere, bei denen das nicht der Fall iſt, übergehen wir hier, wie die Beziehung auf die Erde und die Hellkraft, die bei andern Mexikaniſchen Göttern ſtattfand, oder die auf das böſe Prinzip, welche hier gar nicht ſtattfindet. Wie hingegen die Schlange jährlich ihre Haut wechſelt, und den Winterſchlaf hält, ſo Huitzilopochtli, deſſen Mutter, die Flora, daher eine Schlangengöttin iſt. So iſt in den Myſterien der Demeter die Schlange ein Bild des Saatkorns, in den Sabazien ein Bild des befruchtenden Zeus und des Segens; bei den Hindus iſt die Schlange ebenfalls Symbol der produktiven Kraft und Wärme, oder Symbol des Lebens, Attribut des Leben gebenden Schiwa, bei den Egyptern

und Phöniziern Bild der jährlichen Verjüngung in Keimen und Blüthen. So kommt die Schlange Agathodämon mit Aehren und Mohnköpfen als Symbol der Fruchtbarkeit vor. Zeigt der Gott dieſe ſeine Natur im Frühjahr durch den Regen, ſo iſt die Schlange ein paſſendes Attribut. In Indien ſind Schlangen Genien von Seeen, und das Pendſchab, deſſen Fruchtbarkeit durch die jährliche Ueberfluthung bedingt iſt, hat den Namen Schlangenländer (Nagakhanda), und uralten Schlangenkultus. Vgl. Ritter Erdk. IV, 69. VI, 144. III, 1193. Auch der erhaltende Waſſergott Viſchnu erhielt das Schlangenattribut. Bei den Chineſen konnte ebenfalls das Waſſer mit der Schlange bezeichnet werden. Piper 98. Bei den Peruanern heißt die Rieſenſchlange die Mutter des Waſſers. Tſchudi's Peru II, 264.

Mit dem Begriff der jährlichen Erneuerung der Natur hängt auch der der nie alternden Zeit zuſammen, daher die Schlange den Azteken als Symbol der Zeit ihr Sekulum kreisförmig umgiebt. Beſtimmter aber bezeichnet ſie bei Huitzilopochtli neben dem Kolibri den Weiſſagegott, wie bei den Griechen die Schlange Python. Auch daß die Schlange, wie bei den Egyptern, Zeichen des Königs iſt, paßt zu dieſem Gotte, der als der eigentliche König ſeines Volkes aufgefaßt wurde. Ob ſie dann auch noch wegen ihres feurigen Angriffs den Kriegsgott bezeichnen könne, wie ſie denn ſowohl im Mythus als auch im Kultus in Verbindung mit der Kriegsgöttin Athene geſetzt wird, Pauſan. I, S. 41. 58. Gierig zu Ovid Metam. II, 561, wage ich in Beziehung auf Huitzilopochtli weniger beſtimmt zu behaupten. Wenn auch die Rückſicht auf den National- und Kriegsgott bei dem Schlangenattribut nicht ganz zurücktritt, ſo wird doch durch daſſelbe vorzugsweiſe die Naturſeite klar bezeichnet, wie denn auch erſt in den Südländern, wo Schlangendienſt herrſchte, mit dem Schlangenattribut die Beziehung auf die ſüdliche Natur recht klar an dieſem Gotte hervortritt. Im Norden iſt die durch die Schlange dargeſtellte Feuchtigkeit natürlich nie zu derjenigen kosmologiſchen Bedeutung gelangt, wie in den heißen Ländern des Südens. Eher repräſentirt da die Schlange ein antikosmogoniſches, böſes Prinzip.

§. 110. Tezcatlipoca.

Tezcatlipoca, Tezcatlpopoca, oder auch Tezcallipula, der rauchende oder der glänzende Spiegel. Den gewöhnlichen Namen glänzender Spiegel führt er ſowohl von dem glänzenden, ſchwarzen, marmorartigen Stein, aus dem ſein Bild verfertigt war, und den ſie Teoteti, göttlichen Stein, nannten, vorzüglich aber wegen des glänzenden Schildes an ſeinem linken Arme, der wie ein Spiegel ausſah. Auch hatte er wie Spiegel leuchtende Augen. Der Ausdruck rauchender Spiegel ſchreibt ſich von den zwei rauchenden Fackeln her, welche an das Ohr angebracht waren, das er als ein Attribut an ſich trug. Vgl. Diaz Bd. II, 83 Irtlil. bei Tern. Comp. XII, 294. Acoſta V, 9. Clavig. I, 345 ff. II, 503. Tern. Comp. XIII, 349. Prescott I, 499.

Die Deutung dieſes Namens hängt mit dem ganzen Verſtändniß dieſes Gottes ſo ſehr zuſammen, daß ſie ſich erſt aus der Geſchichte deſſelben, wie der Mythus ſie aufgeſtellt hat, aus der Verehrung und den Attributen deſſelben ergeben kann.

Wenn wir auch hier mit der mythiſchen Geſchichte des Gottes beginnen, von der die meiſten vereinzelten Züge uns ſchon begegnet ſind, ſo fällt uns gleich Anfangs die Eigenheit an derſelben auf, daß der Gott zwar wohl im Mythus ſo gut wie im Bilde anthromorphirt, aber nicht ſo hiſtoriſirt und zum Heros oder nach Brasseur de Bourbourg, Ausland 1854. S. 305. a. zum Könige gemacht wurde, wie Quetzalcoatl, Huitzilopochtli, und ſo viele andere. Er erſcheint zwar bei ſeinem Auftreten gegen Quetzalcoatl auch als Menſch, und zwar als ein Zauberer; allein er nimmt die Menſchengeſtalt, das eine Mal die eines frommen Greiſes, das andere Mal die eines ſchönen jungen Kaufmanns, bloß vorübergehend an, und zum Zweck einer augenblicklichen Täuſchung Quetzalcoatls und der Königstochter. An ſich weilt er nicht auf der Erde, ſtammt nicht von einer irdiſchen Mutter. Aus dem Himmel kommt er auf die Erde hernieder, indem er ſich an einer Leiter von Spinngeweben herabläßt. Spinnen vermitteln wie die Vögel der Luft den Zuſammenhang zwiſchen Erde und Luft, zwiſchen den himmliſchen Göttern und den Erdbewohnern. Darum bedienten ſich auch die Peruaner der Spinnen, um den Willen der Götter zu erforſchen. Oben S. 398. Damals nun war es auch, daß Tezcatlipoca, wie wir geſehen haben, in kriegeriſcher Rüſtung (denn ſo zeigt ihn die Abbildung) die Waldſchlange

zerhieb. Sonst aber ist von Anfang an sein gewöhnlicher Aufenthalt der Himmel. Darum heißt es bei Veytia, um die Vergötterung Huitzitocs und seine Versetzung in den Himmel zu bezeichnen, derselbe sei nach seinem Tode wegen seines Kriegsruhms an die linke Seite Tezcatlipocas erhöht und daher Huitzilopochtli, linker Hand, genannt worden. Daher ist Tezcatlipoca auch der Bruder bald Huitzilopochtlis, bald Tlalocs. Und nur als Himmelsgott konnte er dem auf Erden von ihm verfolgten Quetzalcoatl die Unsterblichkeit verleihen. Er war es, der die große Fluth den Menschen vorhersagte, sie ermahnte, der Lustbarkeit zu vergessen, und in einem ausgehöhlten Baume sich zu retten. Als nach der großen Fluth die geretteten Menschen Fische braten wollten, ärgerte sich im Himmel darüber Tezcatlipoca, und verwandelte die Fische in Hunde. Andree Westland II, 2. 88 nach Bourbourg und dem Codex Chimalpopoca. Als Gott von so hoher Stellung erscheint er auch bei der Schöpfung der jetzigen Sonne, da er einem Menschen den Auftrag gab, in das Haus der Sonne zu gehen, um Musik zu den Festen zu holen. Diesem baute er zu seiner Reise eine Brücke von Wallfischen und Schildkröten, Symbolen welttragender und weltbewegender Kräfte, die nur ein Himmelsgott zur Verfügung hat. Und wenn er jenem Menschen ein Lied zum Singen mitgab, so konnte er es selbst nur aus dem himmlischen Sonnenhause haben, der Heimat der Musik und des Gesangs. Ixtlilx. XII, 260. Picard 146. Clavig. I, 349. Humboldt Mon. 30. 83.

Dieser Stellung im Himmel verdankt er es auch, daß er den höchsten Rang erhielt, und Manche ihn noch höher stellten als seinen Bruder Huitzilopochtli, welche Stellung auch der Mythus von Huitzitoc voraussetzt. Man hielt ihn für den großen Geist, für den Schöpfer, die Weltseele, den Gott der Vorsehung, und im Gebete wurde er angerufen als der unsichtbare Beschirmer, durch dessen Weisheit sein Volk geleitet werde, unter dessen Herrschaft es lebt, er wird angerufen als Allbeherrscher und unsichtbarer Gott. Er hatte den Beinamen Titla-Cohuan oder Titlacohuan, wir sind deine Sklaven. Diaz II, 23. I, 129. Sahagun, im Ausland 1831. S. 1027. Clavig. I, 345 ff. Humboldt Monum. 25. 84. 100. Minutoli 81. Prescott I, 499. Andree Westland II, 2. 88.

Diesem seinem hohen Range war auch seine Verehrung bei den Mexikanern angemessen. Wie Huitzilopochtli der ursprüngliche Nationalgott der Azteken war, so Tezcatlipoca der der Tlailotlaken, eines nor-

diſchen Stammes, der erſt nach den Azteken ins Land gezogen ſein ſoll, und wie die Tolteken als geſchickte Künſtler und Hiſtorienmaler im Mexikaniſchen Sinne des Wortes ſich auszeichneten. Sie erhielten Wohnſitze in Tezcuco, Chalco und anderen Städten von Anahuac, in denen ſie gewöhnlich, und das bis auf die Zeit der Eroberung, getrennte Quartiere und Vorſtädte inne hatten. Irtlil. XII, 82. Die Azteken machten dieſen Gott zu dem ihrigen und zum Bruder Huitzilopochtlis. Beide hatten den großen Tempel in Mexiko miteinander gemeinſchaftlich, jeder von beiden hatte auf der Höhe des Tempels ſeine beſondere Kapelle, und ſein auf einem Altare ſtehendes Bild. Clavig. I, 369. Im großen Hofe dieſes Tempels hatte Tezcatlipoca wieder einen kleinen Tempel. Clavig. I, 371. Daneben war ein andrer großer Tempel in Mexiko ihm beſonders gewiedmet, dieſer hatte eine Treppe mit achtzig Stufen, war ſehr geräumig, und inwendig mit vielen Bildern und Figuren ausgeſtattet. Gegen dieſe beiden großen Haupttempel ſahen alle andern wie Pfarrkirchen neben Kathedralen aus. Acoſta V, 13. Hazart 503. Der letztere Tempel war übrigens erſt ſechs Jahre vor der Entdeckung Amerikas erbaut worden. Humb. Monum. 25. Ob der ſogenannte Spiegeltempel in Mexiko, welcher Tezcacalli hieß, einer von dieſen Tempeln, und dem Tezcatlipoca, dem glänzenden Spiegel, geweiht geweſen ſei, wird nicht berichtet. Clavig. I, 371. Hingegen befand ſich jenſeits des Sees, etwa eine Stunde von Mexiko, ein beſonderer Tempel dieſes Gottes, bei welchem im Mai ein Menſchenopfer gebracht wurde, wie wir ſpäter noch weiter ſehen werden. Der Dienſt Tezcatlipocas verbreitete ſich überhaupt durch die Azteken durch das ganze Mexikaniſche Reich, ſo daß die Spanier ſchon bei St. Juan de Ulloa einen Tempel dieſes Gottes mit ſchwarzen Prieſtern und Menſchenopfern von Knaben vorfanden. Diaz I, 42.

Dieſer Verehrung und ſeinem Range angemeſſen war auch ſein Bild mit Koſtbarkeiten, Zierathen und Juwelen ausgeſchmückt. Sein Ohrgehänge war von Gold und Silber, in der untern Lippe hatte er ein kryſtallenes Rohr mit einer grünen oder blauen Feder. Sein polirtes Haar war mit einer goldenen Einfaſſung umwunden. Zwiſchen den beiden Ohren hing eine Anzahl kleiner Reiger, das Haupt war mit Wachtelfedern gekrönt. Am Halſe hing ein Kleinod, ſo groß, daß es ihm den Magen bedeckte, an beiden Armen befanden ſich goldene Armbänder; auf dem Nabel war ein koſtbarer grüner Stein. Uebrigens

wird er bald als ein ſchöner junger Mann in ewiger Jugendblüthe geſchildert, bald als ein großer garſtiger Götze, der faſt ein Bärengeſicht hatte, um deſſen Leib ſich ein Kreis mit Teufelsfiguren wand, die mit Schlangenſchwänzen verſehen waren. Erſtere Schilderung entſpricht mehr der aztekiſchen Idee und dem Begriffe des Gottes, letztere der wirklichen Darſtellung und Spaniſchen Auffaſſung derſelben. Diaz I, 42. II, 83. Acoſta V, 9. Clavig. I, 346. Prescott I, 60.

Wir vermögen aber dieſe poſitive Seite des Gottes, welche Wuttke I, 259 einzig als die weſentliche heraushebt, nicht gehörig zu würdigen und zu begreifen, wenn wir nicht auch die weit mehr ausgebildete negative ins Auge faſſen. Dieſelbe tritt namentlich an ſeinen Feſten ſehr kenntlich und die Deutung unterſtützend in den Vordergrund. Dieſe Kultusbaſis allein kann uns auch das Geſammtweſen des Gottes in der Vereinigung der beiden Seiten klar machen.

Dem Tezcatlipoca werden im Jahr drei regelmäßige Feſte gefeiert, das Hauptfeſt im Mai, das ihn allein betrifft; das Feſt der Ankunft der Götter im October, bei welcher er die Hauptrolle ſpielt; das Feſt im December hat er mit ſeinem Bruder Huitzilopochtli gemeinſchaftlich. Dazu kommt noch die alle vier Jahre ſtattfindende noch feierlichere Begehung des Hauptfeſtes im Mai.

Das erſte jährliche Feſt Tezcatlipocas im Mai war ſein Hauptfeſt, und eines der vier vornehmſten Feſte der Mexikaner. Zehn Tage vor dem Haupttage ging der Oberprieſter Tezcatlipocas in der Kleidung und mit den Attributen ſeines Gottes, den Gott darſtellend, mit einem Blumenſtrauß und einer Flöte aus dem Tempel, blies mit letzterer gegen die vier Himmelsgegenden, nahm mit dem Finger Staub von der Erde, und verſchluckte ihn. Das ganze Volk fiel auf die Erde, flehte um Gnade, und verſchluckte ebenfalls Staub. Fünf Tage vor dem Feſte faſteten die Prieſter und wichen nicht aus dem Tempel. Den Tag vor dem Feſte wurde der Gott mit einem neuen Kleide bekleidet, mit allerlei Schmuck geziert, der Tempelvorhang aufgezogen, und das Bild des Gottes den Augen enthüllt. Nun kam der Tag des Feſtes ſelbſt, der auf unſern neunzehnten Mai fiel. Nachdem die große Maſſe des Volkes ſich verſammelt hatte, trugen in den Gott gekleidete Prieſter das Bild Tezcatlipocas auf einem Tragſeſſel einher, welcher aus Stricken von gedörrten Maisſtauden verfertigt war. Dieſer Tragſeſſel wurde für ein Sinnbild der Dürre erklärt, und von ihm hatte auch der Monat den

Namen Toxcatl oder Toxcoalth, Trockenheit. Viele Vornehme nebst den Jünglingen und Jungfrauen des Gottes trugen dergleichen Stricke um den Hals und in den Händen. Diese Jünglinge und Mädchen nämlich bildeten eine Art dem Gott gewiedmeten Orden, der Tepochtlitzli hieß, dessen Mitglieder zwar nicht beisammen wohnten, aber unter einem Obern zu Gesang und Tanz für ihren Gott sich zu versammeln pflegten. Ihre ganze Erziehung war eine religiöse. Clavig. I, 387. Ferner streute an dem Festtage eine Prozession Blumen und wohlriechende Kräuter vor dem Tempel hin. Zwei räuchernde Priester trugen das Götzenbild auf den Schultern, während das knieende Volk mit Stricken, die am Ende einen Knoten hatten, sich Achseln und Rücken geißelte. Dabei erflehte man die Hülfe der Nacht, der Winde und Stürme, daß sie gegen den Gott beistehen, und die von ihm verfügten Leiden beendigen möchten. Der Gott selber sollte durch Geschenke und Opfergaben von Gold, Edelsteinen, Blumen, Federn, Thieren, Lebensmitteln zur Gnade bewogen werden. Das Hauptopfer aber war der schönste junge Kriegsgefangene oder Sklave, der den jugendlichen Gott vorzustellen hatte. Er war schon seit einem ganzen Jahre als der Gott verehrt worden, zwanzig Tage vor dem Festtage hatte man ihn an vier schöne Mädchen verheirathet, fünf Tage vorher mit prächtigen Mahlzeiten bewirthet. Jetzt am Hauptfesttage selbst begleitete er das Bild seines Gottes an der Spitze der Prozession, und wurde dann eine Meile weit von der Stadt jenseits des Sees in einem besondern Tempel mit aller ihm gebührenden Ehrerbietung geopfert, das ausgeschnittene Herz dem Götzenbilde, und darauf der Sonne dargeboten, der Leib aber nicht wie sonst zu geschehen pflegte, die Tempeltreppe hinuntergeworfen, sondern von den Priestern hinuntergetragen. Adeliche und Priester, welche die Beine und Arme des Geopferten zur Opfermahlzeit erhielten, stellten mit den Jünglingen des Gottes einen Tanz an, die Jungfrauen opferten Honigkuchen, heiliges Fleisch genannt, welche für die Sieger in den Wettläufen bestimmt waren, die von den Jünglingen die Tempeltreppe hinab angestellt wurden. Den Schluß des Festes bildete die Verheirathung der heirathsfähig gewordenen Jünglinge und Jungfrauen, welche bei ihrem Abschied aus der Priesterobhut und dem Dienste des Gottes von den jüngern zurückbleibenden Genossen verlacht wurden. Clavig. I, 415 ff. Acosta V, 17 beſ. 29. Picard 156 ff. Ternaux Comp. VIII, 13. Prescott I, 60.

Sowohl der Name des Festes Toxcatl, als der dürre Mais, sowohl die Opferung des Gottes, als der verschluckte Staub bezeichnen symbolisch die Dürre, die in dieser Zeit den höchsten Grad erreicht, aber auch ihr Ende findet. Der dürre Mais der trockenen Zeit macht den aufsprossenden Blumen und wohlriechenden Kräutern Platz; der Gott der Dürre wird geopfert und stirbt, der Staub wird verschluckt, — lauter einfach und deutlich sprechende Symbole. Wenn berichtet wird, daß der für Tezcatlipoca im Mai geopferte Mann göttliche Ehre erhielt, der für Huitzilopochtli nicht, so hat dieß seinen natürlichen Grund darin, daß jener den sterbenden Gott darstellte, dieser nicht. Clavigero I, 419. Als den Gott der Dürre haben wir den Tezcatlipoca schon früher kennen gelernt, als uns sein Gegensatz zu Quetzalcoatl und zu der Waldschlange klar wurde. Jetzt wissen wir auch, warum man gegen ihn die Hülfe der abkühlenden feuchten Nacht, und die der regenbringenden Winde und Stürme anfleht. In diesem Sinne ist er auch Bruder Huitzilopochtlis, da, wie wir schon gesehen haben, Brüder in der Mythologie gern gleichberechtigte Gegensätze auf demselben Gebiete personifiziren. In demselben Monat Mai stirbt zuerst Tezcatlipoca den Opfertod, denn die Dürre muß schwinden; gleich nachher wird nach diesem brüderlichen Parallelismus die Ankunft Huitzilopochtlis gefeiert. Daher konnte man auch das Todtenfest des erstern die Umarmung des letztern nennen. Wie der Sohn der Blumengöttin kommt, da stirbt die Dürre, Tezcatlipoca erhört das Flehen seines Volkes, und weicht von selbst seinem Bruder. Nach derselben Anschauung ist dieser Gott auch zum Bruder des Wassergottes Tlaloc gemacht worden, so daß beide ihre Macht theilten, und gemeinschaftliche Opfer, Gebete, Danksagungen erhielten. Picard 146.

Das zweite Fest Tezcatlipocas fällt in den October. In diesem Monat beginnt eigentlich auf der Hochebene die schönste Jahreszeit, denn die Regen hören auf, und alles wird üppig, der Himmel blau, die Erde trocken. Mühlenpfordt I, 75. In diese Zeit fällt, wie wir schon bei Huitzilopochtli sahen, das Fest der Ankunft der Götter. Weil diese Ankunft mit dem Aufhören des Regens beginnt, so kommt auch von allen Göttern der trockene Tezcatlipoca zuerst an. Alsdann streute man vor der Tempelthüre des Gottes Maisstaub, und sobald der Oberprieſter Fußstapfen in dem Staube wahrnahm, rief er aus: Unser Gott ist angelangt. Und wirklich kam auch mit dem Wahrnehmen der ersten Fuß-

ſtapfen im Staube der Gott der Trockenheit. Prieſter und Volk feierten die ganze Nacht ſeine Ankunft mit Geſang und Tänzen. An dieſem Feſte wurden die Schlachtopfer lebendig verbrannt. Clavigero I, 426. 390.

Das dritte Feſt Tezcatlipocas iſt daſſelbe mit dem dritten ſeines Bruders Huitzilopochtli, welches in den December fiel, in welchem nun ſeinerſeits dieſer ſtirbt, während Tezcatlipoca darum an dieſem Feſte Antheil hat, weil er jetzt zu hohen Ehren kommt. Clavigero I, 428. So tödtet ſogar in Phönizien den fünf und zwanzigſten December Typhon den Herakles.

Die Feier des Maifeſtes, die alle vier Jahre ſtattfindet, unterſcheidet ſich von der gewöhnlichen alljährlichen nicht qualitativ, ſondern nur quantitativ durch ihre größere Feierlichkeit und Koſtbarkeit. Man opferte mehrere Menſchen, das Wettlaufen fand die Treppen hinauf ſtatt, und die Sieger erhielten gewiſſe prieſterliche Privilegien. Acoſta V, 9. 29. Picard 157.

In allen dieſen zuletzt genannten Feſten zeigt ſich, ſo gut wie in dem erſten, Tezcatlipoca als der Gott der Dürre und Trockenheit, nur mit dem Unterſchiede, daß wie er im erſten ſtirbt, er im zweiten wieder erwacht und kommt, und am dritten ſeine beklagenswerthe Herrſchaft beginnt. Denn der Gott der Dürre iſt, wie ſich leicht begreift, auch der Gott des Hungers, Acoſta V, 9. Picard 146, wie wir ſogar einen beſondern Hungergott Vizteot in Nicaragua kennen gelernt haben. Damit hängt zuſammen, daß er der Peſt vorſteht, die ſo oft im Gefolge des Hungers auftritt. Beide ſind Strafmittel in der Hand des Gottes. Er iſt aber der Urheber der Krankheiten aus demſelben Grunde, aus welchem ſein Gegner Quetzalcoatl Gott der Heilkunſt und Geſundheit iſt, und wie Typhon die Krankheiten verurſacht.

Der Gott des Hungers und der Peſt iſt auch der Gott des Todes, der einen ſchwarzen Leib hat, und deſſen Attribute Todtenköpfe und Todtenknochen ſind. Clavigero I, 346. Picard 147. Minutoli Anhang 16. Darum heißt er auch der Feind, Yaotzin, und der Unfriedenerreger, Necoc-Yaotl. Ausland 1854, S. 305 a. Als Todtengott hat er auch ſeinen Antheil an den Schlachten, fordert den Tod der Menſchen, und entſcheidet über ihr Leben dieſſeits und jenſeits. Daher beteten am Maifeſte die Krieger zu ihm um Muth gegen die Todesfurcht, und um Gefangene, die dem Opfertode dargebracht werden könnten. Acoſta V, 29.

Besonders erläutert den Charakter des Gottes das von Sahagun aufbewahrte Gebet, welches bei einem herannahenden Kriege an ihn gerichtet wurde, und welches also lautete: „Menschenfreundlichster und hülfreichster Herr, unsichtbarer und unfühlbarer Beschirmer, durch dessen „Weisheit wir geleitet werden, unter dessen Herrschaft wir leben! Herr „der Schlachten! Es ist wahr und gewiß, daß ein Krieg sich naht, der „Gott des Krieges öffnet seinen Mund, er hat Hunger, er will das Blut „derer verschlingen, die im Kampfe fallen werden. Es scheint, daß sich „freuen wolle die Sonne und der Gott der Erde, der sich nennt Tlatecutli! Sie wollen mit Speise und Trank letzen die Götter des Himmels und der Unterwelt, und bereiten werden sie ihnen ein Mahl von „Fleisch und Blut der Sterblichen, die in diesem Kriege umkommen „werden. Schon blicken auf uns die Götter des Himmels und der „Unterwelt, um zu sehen, wer siegen, wer besiegt werden wird, wer „tödten, wer den Tod erleiden soll. Schon blicken sie herab auf die, „deren Blut getrunken, und deren Fleisch verzehrt werden soll. Und „sie wissen es nicht, die edeln Väter und Mütter, deren Kinder sterben „sollen, es wissen es nicht ihre Geschwister und Verwandten. Es wissen es nicht die Mütter, die sie ernährten, als sie klein waren, und „die sie mit ihrer Milch säugten. Füge es, o Herr, daß die, welche „fallen, gütig aufgenommen werden von der Sonne und der Erde, die „der Vater und die Mutter aller sind, und in deren Herzen die Liebe „wohnt; du hast sie nicht getäuscht, indem du thatest, was du thatest, „indem du forderteſt, daß sie im Kriege sterben; denn wahr und gewiß „ist es, daß du sie auf diese Erde sandtest, auf daß sie die Sonne und „die Erde speisen mit ihrem Fleisch und Blut. O menschenfreundlichster Herr, Herr der Schlachten, Allbeherrscher, dessen Name Tezcatlipoca ist, unsichtbarer und unfühlbarer Gott! Wir flehen dich an, daß „die, welche du in diesem Kriege fallen lässest, mit Liebe und Ehre aufgenommen werden mögen in der Wohnung der Sonne, daß sie versammelt werden mögen zu den Helden (hier werden die Namen verschiedener Helden genannt), die in den Kriegen der Vorzeit gefallen „sind; dort genießen sie der ewigen Freuden, sie feiern in ewigem Lobgesang unsern Beherrscher, die Sonne; sie athmen ein die Süßigkeit „der Blumen voll des lieblichen Geschmackes und Duftes. Dieß ist die „Herrlichkeit, die der Helden, der Tapfern wartet, die im Kampfe gefallen sind. Sie berauschen sich in Vergnügungen. Sie erinnern sich

„nicht mehr, ſie zählen nicht Tag, nicht Nacht, nicht Jahre, nicht Zei„ten, denn ihre Macht, ihre Herrlichkeit iſt ohn' Ende, und die Blu„men, deren Duft ſie athmen, verwelken nie und nimmermehr.“ Ausland 1831. S. 1027.

Der Gott des Todes kann auch als ein Gott der Unterwelt, oder, wie ſich Diaz II, 83. I, 129 ausdrückt, als ein Höllengott aufgefaßt werden, unter dem die Seelen der Verſtorbenen ſtehen. Das iſt jedoch nicht ſo gemeint, als ob er etwa in der Unterwelt ſeine Wohnung gehabt, und dort wie Mictlanteuctli und andere Götter der Unterwelt über die Todten eine fortdauernde Herrſchaft ausgeübt hätte. Von der Art wird von Tezcatlipoca nichts berichtet, im Gegentheil iſt überall der Himmel als ſein Aufenthaltsort vorausgeſetzt. Er iſt der Gott der Todten nur inſofern, als er die Menſchen in den Tod ſchickt, und wie Apollo ſie verdirbt.

In dieſem Sinne wird ihm auch ein Gericht zugeſchrieben. Mit den vier Pfeilen in ſeiner Rechten, mit den vier Pfeilen in dem Schilde ſeiner Linken richtet und ſtraft er; auch wird er dargeſtellt, wie er den Speer drohend in der Rechten hält, oder wie er den Finger drohend emporhebt. Um ihn als Richter darzuſtellen, ſetzten ſie ihn auf eine Bank in einem rothen Kleide. Daher wird er auch insgemein der Richter genannt, und als Gott der Strafen am meiſten von allen Göttern gefürchtet, wie auch der unerbittliche Hades der verhaßteſte unter allen Göttern iſt. Acoſta V, 9. 13. Picard 146 ff. Clavig. I, 345 ff.

Dieſes Gericht iſt aber durchaus nicht als ein ſittliches zu denken, und bezieht ſich nicht auf eine jenſeitige Vergeltung der dieſſeitigen Thaten. Tezcatlipoca ſtraft hienieden durch Dürre, Hunger, Peſt, Tod nicht etwa die Sünder und für die Sünden, ſondern alle Menſchen gleichmäßig, die ihm alle das Strafgeld des Todes zu entrichten haben, nicht als der Sünde Sold, ſondern als den Tribut ihres irdiſchen Daſeins. Denn dazu ſind ſie, wie es im obigen Gebete heißt, auf dieſe Erde geſendet worden, daß ſie mit ihrem Fleiſch und Blut die Erde ſpeiſen. Daher ſind auch die Peinigungen und Gebete der Flehenden nicht Büßungen zu nennen, welcher dieſer Gottesverehrung fremdartige Begriff von den Spaniern erſt hineingetragen wurde. Wohl heißt es, daß die Sünder Furcht vor ihm hatten, und daß ſie zu ihm ängſtlich flehten; aber das geſchah nicht aus eigener bußfertiger Geſinnung, ſondern damit ihr Vergehen nicht an den Tag und vor den

menſchlichen Richter kommen möchte; auch geſchah es nicht, weil man ihn für einen Feind der Sünde gehalten hätte, denn als er auf Erden erſchienen war, hatte er ja die Menſchen ſelbſt im Reiche Quetzalcoatls zur Sünde verführt, — ſondern weil er mit ſeinem glänzenden Spiegel alles beleuchtet und ans Tageslicht zieht, mithin auch die Thaten der Menſchen. Acoſta V, 29. Ternaux Comp. XII, 18. vgl. noch die bei Quetzalcoatl angeführten Stellen.

Die Abweſenheit der ſittlichen Bedeutung dieſes Gerichtes iſt auch aus der Art ſeines Erbarmens und ſeiner Gnade erſichtlich, die ſich durchaus nicht im ſittlichen Gebiete bewegen. Allerdings iſt er nicht bloß der zornige Gott, der den üppigen Segen der Natur zurückhält, Elend, Jammer und Angſt verbreitet. Er iſt auch ein menſchenfreundlicher und hülfreicher Herr, wie er im Gebete angeredet wird. Darum iſt eins ſeiner Attribute ein goldenes Ohr, das an ſeinen Haaren hing, mit dem er die Gebete der Flehenden hört, welche durch die rauchenden Fackeln an ſeinem Ohre angezeigt werden. Daher iſt er denn auch der Gott der Gnade und des Frohlockens, und der 19. Mai, ſein Todestag, iſt auch ſein Verſöhnungstag, an welchem ſein Zorn und Grimm aufhört, an welchem die Thore ſeines Tempels den Flehenden geöffnet werden, und der unfruchtbaren Dürre durch die dargebrachten Blumen, durch die ſtellvertretende Opferung des Gottes, und durch die Umarmung Huitzilopochtlis ein Ziel geſteckt wird. Aber es iſt dieſes Erbarmen des ſterbenden Gottes kein andres, als daß er ſich ſelber entfernt, und dem Regen und der wiederkehrenden Fruchtbarkeit weicht, wie dieſer Wechſel im ewigen Kreislauf der Natur bedingt iſt.

Wie wir zuletzt den Tezcatlipoca als Richter zugleich und als Erbarmer in einer und derſelben Hinſicht erblicken, jedoch ſo, daß die negative Seite, die des Richters, vorzieht, ſo vereinigt überhaupt das ganze Weſen des Gottes dieſe beiden poſitiven und negativen Seiten. Dieſes Weſen ſpricht ſeiner Naturgrundlage nach eine Totalherrſchaft über die Natur in ihrer vegetabiliſchen Aeußerung aus, ſowohl in ihrer Thätigkeit, als in ihrem Zurückziehen. Die poſitive Thätigkeit iſt bei ſeinem Gegner Quetzalcoatl, und bei ſeinem Bruder Huitzilopochtli mehr hervorgetreten. Aber ſie fehlt auch dem Tezcatlipoca nicht, ſo wenig, daß bei der Ankunft der Götter, wenn beim Aufhören des Regens die Herrlichkeit der Natur ankommt, Tezcatlipoca der erſte der Kommenden iſt. Die Trockenheit wirkt dann poſitiv. In dieſem kosmologiſchen Sinne konnte man ihn

wohl als den Weltſchöpfer, und als die Weltſeele auffaſſen, auf welchen Kreislauf der Einen Natur auch die Schlangen an ſeinem Leib ſich beziehen dürften. Bei Tlaloc dem Waſſergotte, ſeinem andern Bruder, zeigt ſich eine ähnliche Vereinigung der beiden Seiten, nur im umgekehrten Verhältniß. Beim Waſſergotte tritt natürlich die entgegengeſetzte Seite als beim Gott der Dürre in den Vordergrund, die poſitive, er iſt vorzugsweiſe der Segenſpender. Aber er hält auch den Regen zurück, wie oft Aeolus die Winde verſchloſſen hält, er ſäumt oft lange, bis er kommt, und iſt ein grimmiger Gott, der viele Verehrung fordert, und nur durch Menſchenopfer, durch dargebrachte zarte Kindlein erweicht und herbeigelockt werden kann. Dieſe Vereinigung beider extremen Seiten finden wir bei manchen griechiſchen Göttern ſowohl von demiurgiſcher Bedeutung, wie Dionyſos, als auch namentlich bei Göttern des Todes, beim unterirdiſchen Zeus, bei Hades und Perſephone, welche letztere einen Theil des Jahres in der Unterwelt ruht, den andern bei den Göttern zubringt. Und ſo iſt auch der Indiſche Feuergott Schiwa ſowohl der Zerſtörer, als auch der Erwärmer und Beleber.

Man kann auch mit Wuttke die Analogie des Sonnengottes hieher ziehen, und ſelbſt einige Verwandtſchaft, wenn auch nicht Identität, Tezcatlipocas mit demſelben annehmen. Denn die Sonne wirkt auf dieſelbe Weiſe wohlthätig belebend, und dann wieder ſengend und verdorrend, als ein wahrer Verderber und Apollo. Das rauchende Herz des dem Tezcatlipoca dargebrachten Menſchenopfers wird ja der Sonne hingehalten. Die dürren Kränze der Maisſtauden bezeichnen eben ſo gut die Sonnenhitze. Und wie der alles ſehende Helios ſieht auch Tezcatlipoca alles in ſeinem Spiegel. Glänzender (φοῖβος) Spiegel wäre keine unnatürliche Benennung für den Sonnengott. Wie bei den Sonnenbildern war auch an ſeinem Bilde die Bruſt mit maſſivem Golde bedeckt. Sein Haar war wie bei Apollo und Helios mit einer goldenen Schnur zuſammengebunden. Wie Apollo erſcheint er als ſchöner Jüngling ſowohl als auch mit den Pfeilen. Jährlich erhielt ſein Bild ein neues Gewand, wie die Sonne alljährlich neu ſich wandelt. Im Mai, wenn die Regen kommen und der Gott ſtirbt, verbirgt ſich die Sonne; im October, wenn die Sonne vom azurnen Himmel ihre Pracht entfaltet und der bunten Erddecke mittheilt, dann ziehen die Götter ein, und an ihrer Spitze Tezcatlipoca; wenn endlich Ende Decembers Huitzilopochtli mit der Vegetation ſtirbt, da wird der Sonnengott gewöhn-

sich geboren, und auch Tezcatlipoca nimmt dann neue Kraft, neues Wachsthum. Wenn er ferner ein Lied beſitzt, bevor noch die Menſchen Muſik und Geſang aus dem Sonnenhauſe ſich verſchafft haben, ſo muß er doch wohl ſelbſt mit dieſer Heimat der Muſik, ſo gut wie der Muſik und Geſang ſchirmende Apollo, in inniger Verbindung geſtanden haben. Darum flehte man ihn auch an, daß er die tapfern Krieger mit Liebe und Ehre in die Wohnungen des Sonnenhauſes aufnehmen und ſie dort mit den Helden der Vorzeit verſammeln möchte. In demſelben Gebete werden abwechſelnd er und die Sonne Herrſcher genannt.

Ohne nun gerade mit Wuttke den Tezcatlipoca als einen perſonifizirten Sonnengott zu denken (obſchon ich dieſe Anſicht nicht falſch zu nennen wage), ſo iſt doch wenigſtens aus allem Obigen anſchaulich geworden, wie der Naturgott Tezcatlipoca mit ſeinem Einfluß auf die Jahresvegetation mit der Sonne in der innigſten Beziehung ſteht. Wie Apollo der Verderber ſein eigenthümliches helleniſches Weſen in ſeiner Perſonifikation ſo ſehr entwickelte, daß viele darob die natürliche Grundlage verkennen, ſo kann auch der Verderber Tezcatlipoca unter Aztekiſchen Händen nach und nach ein ähnliches Schickſal erfahren haben, doch immer ſo, daß ihn noch ſein Name in ſeiner Eigenthümlichkeit verriethe. Doch läßt ſich der Name des glänzenden Spiegels auch ohne direkte Beziehung auf die Sonne erklären. Auch bei den Alten hatte der Spiegel eine demiurgiſche Bedeutung. Als Dionyſos im Spiegel ſein Bild bemerkte, ſchuf er nach demſelben dieſe ſchöne Welt. Creuzers Symbolik III, 409. 447. 523 ff. Nach einer Indiſchen Kosmogonie betrachtet ſich das Urweſen in einem Spiegel, und wie es ſich ſchaut, wird es als Schöpferkraft thätig. Bohlen, altes Indien I, 161. 164. Bähr moſaiſche Symbolik I, 495 ff. Wer aber dieſen klaren und conſequenten Pantheismus, zumal mit dieſem kosmogoniſchen Element, den Mexikanern nicht zutrauen kann, wird ſich leicht zu der Grundlage der Sonne für das Weſen Tezcatlipocas hingezogen fühlen, und ohne Schwierigkeit die Andeutungen Wuttke's weiter auszuführen im Stande ſein. So hatte Moloch auf der Stirne einen glänzenden Stein, wie Theophylakt zu Apoſtelgeſch. VII, 43 nach Cyrillus berichtet, welcher Stein entweder, wie Theophylakt will, den Heſperus bedeutet, εἰς ἑωσφόρου τύπον, oder nach Seldenus de Diis Syris I, 6 die Sonne.

§. 111. Der Kultus. Die Opfer.

Aus dem Bisherigen iſt im Einzelnen vielfach der Charakter der Götterverehrung ſichtbar hervorgetreten. Es ſind jetzt nur noch die vereinzelten Züge desſelben zuſammenzufaſſen.

Wie bei den Peruanern iſt auch bei den Mexikanern der Kultus der eines Kulturvolkes, in den verſchiedenſten Beziehungen des Orts und der Zeit, ſo wie der denſelben vermittelnden Perſonen, geregelt und feſtgeordnet.

Bei den Mexikanern erſcheint die Wichtigkeit des Kultus in der Naturreligion ſehr bewußt. Das ganze Verhältniß der Menſchen zu der Gottheit und ſomit zur ganzen Natur iſt rein und allein durch den Kultus bedingt. Wie bei dem alten Zendvolke, ſo bewirkt auch nach der Anſicht der Mexikaner der Kultus, daß die Natur in ihrem Geleiſe bleibt, was bloß bei den ſeit Confucius ſchon mehr moderniſirten und moraliſirenden Chineſen von der Sittlichkeit der Herrſcher abhängig gemacht wird. Vgl. Stuhr Unterſuchung über die Urſprünglichkeit der Sternkunde unter den Chineſen u. ſ. w. S. 35 ff. Bei den Azteken ſchwor daher der König, daß er die Religion der Vorfahren ſchützen, und bewirken wolle, daß die Sonne ihren Lauf gehe, daß die Wolken regnen, die Flüſſe fließen, die Früchte reifen. Clavig. I, 465 nach Gomara.

An der Spitze des Kultus ſtanden auch hier die Opfer als Gaben, durch die die Gunſt der Götter gewonnen wird. Wir haben ſchon geſehen, wie zur Zeit der Blüthe des Majageſchlechtes neben den unblutigen Opfern auch zahlreiche blutige gebracht wurden. Unter den Tolteken waren zwar die unblutigen vorherrſchend, aber auch zahlreiche blutige wurden dargebracht. Und unter den ſpäter eingewanderten Völkern, bei denen die blutigen Opfer, namentlich die Menſchenopfer, ſtark vorherrſchen, ſind auch die unblutigen ſehr beliebt. Beſonders ſagten dem Geſchmacke und dem Charakter der Azteken die Blumenopfer zu, wie ſchon früher den Tolteken. Blumengeſchenke waren überhaupt ſehr beliebt, der König erhielt Blumen als Tribut, mit Blumen wurden daher auch die Götter beſchenkt und geſchmückt. Man glaubte daher den Cortes nicht angemeſſener als mit Blumen bei ſeinem feierlichen Ein-

zuge empfangen zu können. War doch die Mutter des großen Nationalgottes die Blumengöttin, und bezog ſich ja weit mehr als die Hälfte der Feſte und Mythen auf das Pflanzenleben! Dahin gehören auch die Räucherungen von Kopalgummi, welche täglich in jedem Hauſe vom Hausvater, viermal täglich in den Tempeln von den Prieſtern dargebracht wurden. Häufig ſind auch die Opfer von Früchten, Sämereien, namentlich die Erſtlinge der Früchte, in Menge zubereitete Speiſen, die für die Götter beſtimmt, und von den Prieſtern verſpeiſt wurden. Auch beſchenkte man die Götter mit ſchönen Papageienfedern und Juwelen. Jeder erſte Biſſen bei der Mahlzeit war dem Gotte des Feuers gewidmet. Von blutigen oder Thieropfern ſind die Wachtelopfer die am häufigſten erwähnten, welche täglich für die Sonne, dann auch für den Feuergott gebracht wurden, und nach dem Mythus eben ſo alt ſind wie die gegenwärtige Sonne. Dem Huitzilopochtli wurden Falken geopfert, der Mixcoatl oder Jagdgöttin Haſen, Kaninchen und Rehe. Vgl. Acoſta V, 18. Diaz I, 224 ff. Clavig. I, 349. 381. 388. 393 ff. 410. 418 ff. 421. Humboldt Monum. 40. a. A. 349. 394. Prescott 1, 110. 270. 491. 496. Robertſon II, 351. Klemm V, 104, Wuttke 1, 268.

§. 112. Der Kultus. Fortſetzung. Die Menſchenopfer.

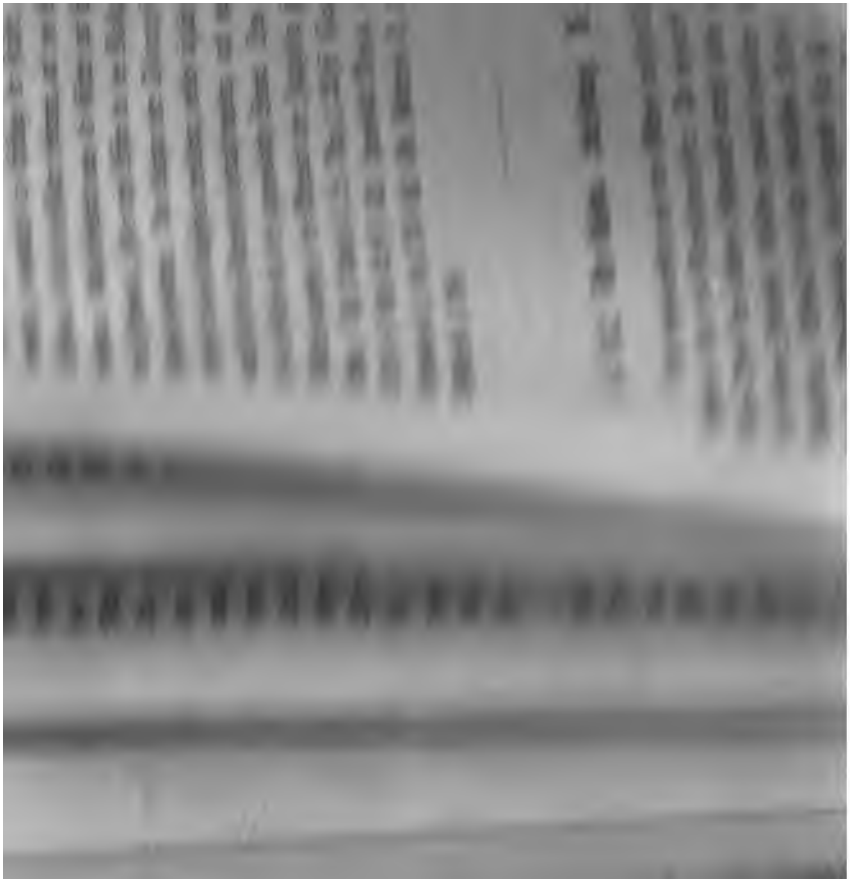
Die bedeutendſten und den Göttern wohlgefälligſten Opfer bei den Azteken ſind die Menſchenopfer. Da nirgends, ſo viel wir wiſſen, dieſe Opfer den gleichen Höhepunkt erreicht haben wie hier, ſo liegt es in unſerm Intereſſe, dieſelben genauer anzuſehen und ausführlicher zu behandeln. Ueberall bei allen heidniſchen Völkern fanden ſich in den Urzeiten Menſchenopfer, aber nirgends ſind ſie von der Geſchichte in dieſem Grade vorgefunden worden. Daraus iſt keineswegs zu ſchließen, daß ſie nicht ebenfalls anderswo in einem ſolchen analogen primären Kulturſtand vorgekommen ſeien, ſondern im Gegentheil laſſen die aztekiſchen Menſchenopfer auch Blicke auf die Lage der Dinge bei andern Völkern in einem ähnlichen Stadium der Entwicklung thun.

Während nun die meiſten Schriftſteller mit Abſcheu und Schauder von dieſen Menſchenopfern reden und ſie gar nicht begreifen können,

während die alten Spanier ſie als Teufelsdienſt bezeichnen, der mit Feuer und Schwert auszurotten ſei, — während die Neuern dieſelben mehr mit ſentimentaler Weichheit bejammern, ſtellt ſich Wuttke allerdings dadurch auf einen richtigern Standpunkt, daß er dieſelben zu begreifen ſucht. Aber ich weiß nicht, ob er nicht wiederum zu weit geht, und da eine ſittliche Kraft, und ein religiöſes Abhängigkeitsgefühl erblickt, welches die Nichtigkeit des Irdiſchen im Gegenſatz zu den höhern Mächten kund thue, wo urſprünglich und weſentlich viel rohere Motive dieſe Art Gottesdienſt hervorbrachten, der dann allerdings im Verlauf geregelt wurde, und die Beziehung auf die individuelle Rohheit verlor. Zwar erkennt es Wuttke an, daß in dieſem Heidenthum zumal das Göttliche dem Menſchlichen mit ſchauerlicher Fremdheit entgegenſtehe, aber er faßt das Menſchenopfer doch immer von dem Standpunkte des Geopferten aus, gleichſam als wäre es ein freiwilliges. Da es aber der Regel nach dieſes nicht iſt, ſondern eine Gabe der Opfernden an den Gott, die dem Gotte zu lieb, und nicht des Geopferten wegen, geopfert wird, ſo ſtellt es nicht die Nichtigkeit des Irdiſchen dar, ſondern im Gegentheil den hohen Werth des irdiſchen Fleiſches und Blutes und ſeines Genuſſes für den Gott, die Befangenheit ſeines Bedürfniſſes im Irdiſchen. Und der Menſch weiht dieſem Bedürfniſſe des Gottes nicht ſich ſelbſt, ſondern Kriegsgefangene, Sklaven, gekaufte Kinder, die er wie andre Habe und Eigenthum dem Gotte als Geſchenk darbringt und ſich dadurch deſſen Wohlwollen erwirbt. Das iſt die aztekiſche, überhaupt die urſprünglich heidniſche Anſchauung bei den Menſchenopfern, die nicht durch Vermengen unſers Standpunktes mit dem ihrigen in moderne Denkweiſe hineingezogen werden darf.

Darum haben wir uns die hiſtoriſchen Verhältniſſe der Menſchenopfer vollſtändig zu vergegenwärtigen, indem nur auf dieſer hiſtoriſchen Baſis ein kritiſches Urtheil über dieſe Naturerſcheinung des Menſchengeſchlechtes im Allgemeinen und der Azteken im Beſondern möglich iſt.

Man kann hier als bekannt vorausſetzen, daß nach den neuſten Unterſuchungen die Menſchenopfer in den Urzeiten bei allen Völkern und Raſſen, zähle man ſie nun zu den aktiven oder paſſiven, ſtatt fanden. Wir finden ſie von den Mongolen bis nach Vorderaſien, bei allen aſiatiſchen und allen europäiſchen Völkern, am zahlreichſten bei ſolchen, die im erſten Kulturſtadium ſtanden, wie Celten, und noch jetzt herrſchen ſie wie vor tauſend und tauſend Jahren bei den Schwarzen in Afrika. In Ame-



opfer anzusehen, sowohl nach
der Sache, als auch nach einer
che der Menschenopferer selber.
logisch der Ursprung und die
chsten aus der Anthropophagie.
einen Theil dessen, das er selbst
sich in allem den gleichen Be-
griff. Man dachte sich überall,
Geruch des Weihrauchs röchen.
die Hera den Beinamen der
so Herakles den des Rinder-
deßwegen einen ganzen Ochsen
enischen Opferidee, in die alle
neuerer Zeit auch K. Friedrich
n Alterthümern der Griechen
, und gab, die Menschenfleisch
n Sinne aßen, so ist es natür-
mittheilten, um sie zufrieden zu
nicht etwas Vereinzeltes in den
, sondern findet sich einheimisch
n Skythen, Galatern, Tartaren
en Negern in den verschiedensten
ngern. L'esprit des Usages etc.
ff. Klemm I, 307. Endlicher
Prescott II, 443. Pauw I, 212.
nea. Meiners II, 85. 86. 88.
chte der Mission auf den karaib.
nder II, 155 ff. Pallas II, 326.
mus VII, 2 §. 27. 28. 31. He-
1. 1243. In Amerika haben wir
n, und in Ueberresten aus vorkul-
Herder selbst gesteht, daß vielleicht die
r Brüder fraßen. Ideen Bch. 9, 1. 5.
werden nicht selten durch die Noth, be-
thierischer Nahrung dazu getrieben, wie
er Nothzustand begründet aber — h nicht
re verzehrten die Asche ihrer T — das

rika haben wir dieselben überall nachgewiesen, im Norden wie im Süden, im Osten wie im Westen, bei Wilden wie bei Kulturvölkern. In Centralamerika besonders, und namentlich auch bei den Urvölkern im Mexikanischen Reiche fanden wir sie in Verbindung mit dem Dienste der Sonne, welche Verbindung auch die Azteken beibehalten hatten, ebenfalls im Dienste der Centeotl und des Tlaloc. Die Beschreibung der Menschenopfer in Yucatan, wie sie der Geschichtschreiber Cogolludo giebt, stimmt sehr mit der Mexikanischen überein. Die zu opfernden Menschen wurden auf den Opferstein gehoben, das Schlangenhalsband auf den Hals gelegt, vom Oberpriester die Brust aufgeschnitten, das noch dampfende Herz herausgerissen, der Sonne dargehalten, und dann dem Götzenbild ins Gesicht geworfen. Stephens Centralamerika II, 184 ff. Yucatan Cap. 14. Auch erinnern wir uns, daß das nordische, den Azteken verwandte Volk der Chichimeken einen Mythus erhalten hatte, nach welchem die Menschenopfer so alt sind als die gegenwärtige Sonne, welche dieselbe gleich anfangs forderte, d. h. der urälteste Sonnenkultus forderte sie. Durch diese Thatsachen fällt aber die so häufig ausgesprochene Behauptung von selbst, als ob die Menschenopfer erst von den Azteken in der historischen Zeit, und seit ihrem Erscheinen in Anahuac aufgebracht, und den andern Völkern aufgedrungen worden wären. Wohl hat dieß wilde und barbarische, wohl einerseits aber nicht auch anderseits gutmüthige Volk der Azteken darin sich ausgezeichnet, daß es nicht wie andere spätere Kulturvölker, wie die Peruaner unter den Inkas, und die Tolteken in Centralamerika, die Menschenopfer zurückzudrängen versucht hätte, welches doch überall der naturgemäße Fortschritt der Kultur war, sondern daß es dieselben mit unerhörtem Fleiße kultivirte, und allen gesittetern Bestrebungen entgegentrat. Aber so wenig haben die Azteken erst in Anahuac die Menschenopfer eingeführt und aufgebracht, daß sie vielmehr mit den aus dem Norden mitgebrachten andere verbanden, die sie in Centralamerika vorfanden.

Es ist schon bei der Religion der Rothhäute, und bei der des Majageschlechtes, auch anderswo, von dem Zusammenhange der Menschenopfer mit der Anthropophagie die Rede gewesen. Nicht als ob alle Menschenopfer in diesem Zusammenhange ständen, oder als ob nicht bei späterer Entwicklung eine andere Anschauung sich geltend hätte machen können, besonders wenn einmal die Anthropophagie aus dem gewöhnlichen Leben entschwunden war; — aber letztere ist immer als eine

der natürlichsten Grundlagen der Menschenopfer anzusehen, sowohl nach dem allgemeinen Begriff und der Natur der Sache, als auch nach einer Menge wörtlicher und symbolischer Aussprüche der Menschenopferer selber.

Es erklärt sich nämlich schon psychologisch der Ursprung und die einfache Idee der Menschenopfer am einfachsten aus der Anthropophagie. Der Mensch giebt überhaupt im Opfer einen Theil dessen, das er selbst zu genießen pflegt, den Göttern, die er sich in allem den gleichen Bedürfnissen und Neigungen unterworfen denkt. Man dachte sich überall, daß die Götter die Opfer genössen, den Geruch des Weihrauchs röchen. Wegen der ihr gebrachten Ziegenopfer hatte Hera den Beinamen der Ziegenesserin (αἰγοφάγος) erhalten, und so Herakles den des Rinderfressers, der auch im aitiologischen Mythus deßwegen einen ganzen Ochsen verzehrt. Diese einfache Grundlage der heidnischen Opferidee, in die alle anderen größtentheils hineinfallen, hat in neuerer Zeit auch K. Friedrich Hermann erkannt in den gottesdienstlichen Alterthümern der Griechen §. 24. Wenn es nun Menschen giebt, und gab, die Menschenfleisch aßen, und gern aßen, und mit religiösem Sinne aßen, so ist es natürlich, daß sie auch den Göttern davon mittheilten, um sie zufrieden zu stellen. Die Anthropophagie ist aber nicht etwas Vereinzeltes in den Primärzuständen, besonders der Wilden, sondern findet sich einheimisch in allen Welttheilen, in Indien, bei den Skythen, Galatern, Tartaren und Samojeden, bei den Australiern, den Negern in den verschiedensten Theilen Afrikas, bei den heidnischen Ungern. L'esprit des Usages etc. Londres et Paris, 1785. T. I. p. 15 ff. Klemm I, 307. Endlicher scriptores rerum ungaricarum. a. A. Prescott II, 443. Pauw I, 212. Snellgrave, und Sommerat über Guinea. Meiners II, 85. 86. 88. Monographie 1785. Oldendorp Geschichte der Mission auf den karaib. Inseln 25. 306. Junghuhn Batta-Länder II, 155 ff. Pallas II, 326. I, 227. A. Gellius IX, 4, 6. Ptolemäus VII, 2 §. 27. 28. 31. Herodot IV, 62. 64 ff. Ausland 1831. 1243. In Amerika haben wir die Anthropophagie bei allen Wilden, und in Ueberresten aus vorkulturlichen Zuständen angetroffen. Herder selbst gesteht, daß vielleicht die meisten Nationen das Fleisch ihrer Brüder fraßen. Ideen Bch. 9, 1. 5. Wilde Jäger- und Fischervölker werden nicht selten durch die Noth, besonders durch den Mangel an thierischer Nahrung dazu getrieben, wie in Neu-Seeland. Ein solcher Nothzustand begründet aber noch nicht eine stehende Sitte. Andere verzehrten die Asche ihrer Todten, oder das

Fleiſch ihrer Eltern aus Liebe zu ihnen, indem man auf dieſe Weiſe der Eigenſchaften derſelben hoffte theilhaftig zu werden. Herodot III, 38. 97. Duden Europa I, 390. 393. Kraft Sitten der Wilden 112. L'esprit des usages I, 14. III, 306. Ausland 1832. I, 52. b nach Ranking. Oben S. 209. 262. Mehr wirkte das gränzenloſe Rachegefühl. Die mit den Spaniern verbündeten Tlaskalteken fraßen die Leichen der Azteken als ihre gewöhnliche Mahlzeit, Cortes II, c. 14. 28. 33. 35. 36. An manchen Orten erzeugte auch die Gewohnheit jene unheimliche und abgefeimte Lüſternheit nach Fleiſch und Blut von Menſchen. Humboldt Anſichten 2. Ausg. B. I, 44. 264. Wuttke I, 287. Prescott II, 443. I, 63. 124. Klemm I, 244. 179. Junghuhn 158. Daſſelbe Verlangen nun ſchrieb man den Göttern zu. Wenn die nordamerikaniſchen Wilden die Gefangenen zu Tode gemartert haben, rufen ſie den Geiſtern ihrer gefallenen Krieger, ſich nun ſatt zu trinken an dem Blute ihrer Feinde. Meiners II, 89. Charlevoix Journal 247. Die alten Perſer riefen dem heiligen Feuer zu, wenn ſie ihm Menſchen opferten: Feuer, Herr, iß! Maximus Tyrius 8, 4, S. 83. Nach dem Calica Purana ſpricht bei dem Menſchenopfer, das die Schiwaiten der Göttin Kali darbringen, der Opferprieſter: Trinke das Blut, iß auf und gieb uns Sicherheit! Der alte in Böotien verehrte Zeus Laphyſtios hieß der Gefräßige bloß wegen früher ihm dargebrachter Menſchenopfer, Pauſan. I, 24. 2. IX, 34, 4; und Lycaon, der ſein Kind dem Zeus als Speiſe vorgeſetzt, weist auf dieſelbe urſprüngliche Anſicht, die dann freilich nach Umgeſtaltung der Zeusreligion verabſcheut wurde, indem der Helleniſche Mythus den Lycaon in einen Wolf verwandelte. Bei den Celten glaubte man, daß die Götter, namentlich die Feen, den Leib aufſchnitten und das Herz fräßen, Schreiber Taſchenbuch V, 13. 19. 34. 83. 108. 186; von zwei ſchwarzen Vögeln, die eine celtiſche Gottheit darſtellten, der man Menſchen opferte, ſagte man, daß ſie täglich zum Mittagsmahl zwei Menſchen verzehrten, und eben ſo viele zum Abendbrot, Eckermann III, 2. 232. Bei den Völkern der Südſee herrſchte der Glaube, daß die Götter in der Unterwelt den Menſchen das Fleiſch von den Knochen mit Muſcheln abkratzten und verſpeisten. Meinicke die Südſeevölker S. 20 nach Freycinet und Cook. Dieſelben hatten auch den Glauben des Vampyrismus, daß nämlich die Seelen der Verſtorbenen ſich bei Nachtzeit in die Hütten der Lebendigen einſchlichen, und ihnen das Herz und die Einge-

weide aus dem Leibe fräßen. Forſters Beobachtungen S. 470. Meiners I, 303. Die Irokeſen beteten bei den Menſchenopfern: Dir, o Geiſt Arieskoi, ſchlachten wir dieſes Opfer, damit Du von deſſen Fleiſch geſpeiſet, und dadurch bewogen werdeſt, uns fernerhin gegen unſere Feinde Glück und Sieg zu ſchenken. Hazart II, 478. Vgl. oben S. 85, beſ. 143 ff. 212 ff. 263. 282 ff. Wie im Mexikaniſchen Reiche lebendige Thiere, welche göttliche Ehre genoſſen, mit Menſchenfleiſch gefüttert wurden, (vgl. auch oben S. 258 über Braſilien) ſo goß man das Blut in den Mund der Götzenbilder, oder beſtrich ihre Lippen mit demſelben, bot ihnen das Herz dar, das man ihnen in den Mund ſteckte. Als beim Kampfe der Tlaskalaner gegen die Spanier erſtere ſahen, daß es letztern an Lebensmitteln gebrach, ſchickten ſie ihnen einen bedeutenden Vorrath von Mais zu, weil ſie ſich einerſeits ſchämten, einen von Hunger entkräfteten Feind anzugreifen, anderſeits ſie ihre Götter durch keine ausgehungerten Schlachtopfer entehren wollten, ſo wenig als ihnen ſelbſt ein ſo abgemergeltes Wildpret ein Leckerbiſſen ſein würde. Robertſon II, 46 nach Gomara und Herrera. Als Montezuma den Cortes für den Quetzalcoatl, und die Spanier für Götter hielt, ſandte er einige Menſchen, um ſie vor dem angekommenen Gott zu ſchlachten, im Falle nämlich, wenn die Geſandten merken ſollten, daß es ihm wohlgefällig wäre, und er Blut zu trinken verlangte. Auch gab man den Spaniern mit Menſchenblut beſprengte Maiskuchen, die ſie, als ſie das Blut rochen, mit Ekel ausſpieen. Solches berichtet Sahagun nach inländiſchen Quellen. Ausland 1831. 1054. b. Auch haben wir früher geſehen, daß es in dem Gebete an Tezcatlipoca hieß, die in den Schlachten Gefallenen ſollten mit ihrem Fleiſch und Blut die Götter des Himmels und der Unterwelt, Sonne und Erde ſpeiſen, denn dazu ſeien ſie geboren. Ausland 1831. 1027.

In der Regel findet man überall bei den Menſchenfreſſern auch Menſchenopfer, und umgekehrt laſſen Menſchenopfer wenigſtens auf das frühere Vorhandenſein der Anthropophagie ſchließen. Schon der ältere Plinius (H. N. VI, 17) bemerkt, daß Menſchenopfer und Menſchenfreſſen ganz nahe an einander liegen. Sextus Empiricus adv. Math. II, 31. IX, 15 ſchreibt die Anthropophagie den ältern Griechen ganz allgemein zu. Im Mythus aß Tydeus von dem Fleiſche ſeines Feindes Menalippos (Schol. Pind. Nem. 10. 12.), oder er verzehrt ſein Gehirn. Apollod. III, 6. 8. Vgl. Euſtath. S. 1273. 2. Und eben ſo

menſchlichen Richter kommen möchte; auch geſchah es nicht, weil man ihn für einen Feind der Sünde gehalten hätte, denn als er auf Erden erſchienen war, hatte er ja die Menſchen ſelbſt im Reiche Quetzalcoatls zur Sünde verführt, — ſondern weil er mit ſeinem glänzenden Spiegel alles beleuchtet und ans Tageslicht zieht, mithin auch die Thaten der Menſchen. Acoſta V, 29. Ternaux Comp. XII, 18. vgl. noch die bei Quetzalcoatl angeführten Stellen.

Die Abweſenheit der ſittlichen Bedeutung dieſes Gerichtes iſt auch aus der Art ſeines Erbarmens und ſeiner Gnade erſichtlich, die ſich durchaus nicht im ſittlichen Gebiete bewegen. Allerdings iſt er nicht bloß der zornige Gott, der den üppigen Segen der Natur zurückhält, Elend, Jammer und Angſt verbreitet. Er iſt auch ein menſchenfreundlicher und hülfreicher Herr, wie er im Gebete angeredet wird. Darum iſt eins ſeiner Attribute ein goldenes Ohr, das an ſeinen Haaren hing, mit dem er die Gebete der Flehenden hört, welche durch die rauchenden Fackeln an ſeinem Ohre angezeigt werden. Daher iſt er denn auch der Gott der Gnade und des Frohlockens, und der 19. Mai, ſein Todestag, iſt auch ſein Verſöhnungstag, an welchem ſein Zorn und Grimm aufhört, an welchem die Thore ſeines Tempels den Flehenden geöffnet werden, und der unfruchtbaren Dürre durch die dargebrachten Blumen, durch die ſtellvertretende Opferung des Gottes, und durch die Umarmung Huitzilopochtlis ein Ziel geſteckt wird. Aber es iſt dieſes Erbarmen des ſterbenden Gottes kein andres, als daß er ſich ſelber entfernt, und dem Regen und der wiederkehrenden Fruchtbarkeit weicht, wie dieſer Wechſel im ewigen Kreislauf der Natur bedingt iſt.

Wie wir zuletzt den Tezcatlipoca als Richter zugleich und als Erbarmer in einer und derſelben Hinſicht erblicken, jedoch ſo, daß die negative Seite, die des Richters, vorzieht, ſo vereinigt überhaupt das ganze Weſen des Gottes dieſe beiden poſitiven und negativen Seiten. Dieſes Weſen ſpricht ſeiner Naturgrundlage nach eine Totalherrſchaft über die Natur in ihrer vegetabiliſchen Aeußerung aus, ſowohl in ihrer Thätigkeit, als in ihrem Zurückziehen. Die poſitive Thätigkeit iſt bei ſeinem Gegner Quetzalcoatl, und bei ſeinem Bruder Huitzilopochtli mehr hervorgetreten. Aber ſie fehlt auch dem Tezcatlipoca nicht, ſo wenig, daß bei der Ankunft der Götter, wenn beim Aufhören des Regens die Herrlichkeit der Natur ankommt, Tezcatlipoca der erſte der Kommenden iſt. Die Trockenheit wirkt dann poſitiv. In dieſem kosmologiſchen Sinne konnte man ihn

wohl als den Weltſchöpfer, und als die Weltſeele auffaſſen, auf welchen Kreislauf der Einen Natur auch die Schlangen an ſeinem Leib ſich beziehen dürften. Bei Tlaloc dem Waſſergotte, ſeinem andern Bruder, zeigt ſich eine ähnliche Vereinigung der beiden Seiten, nur im umgekehrten Verhältniß. Beim Waſſergotte tritt natürlich die entgegengeſetzte Seite als beim Gott der Dürre in den Vordergrund, die poſitive, er iſt vorzugsweiſe der Segenſpender. Aber er hält auch den Regen zurück, wie oft Aeolus die Winde verſchloſſen hält, er ſäumt oft lange, bis er kommt, und iſt ein grimmiger Gott, der viele Verehrung fordert, und nur durch Menſchenopfer, durch dargebrachte zarte Kindlein erweicht und herbeigelockt werden kann. Dieſe Vereinigung beider extremen Seiten finden wir bei manchen griechiſchen Göttern ſowohl von demiurgiſcher Bedeutung, wie Dionyſos, als auch namentlich bei Göttern des Todes, beim unterirdiſchen Zeus, bei Hades und Perſephone, welche letztere einen Theil des Jahres in der Unterwelt ruht, den andern bei den Göttern zubringt. Und ſo iſt auch der Indiſche Feuergott Schiwa ſowohl der Zerſtörer, als auch der Erwärmer und Beleber.

Man kann auch mit Wuttke die Analogie des Sonnengottes hieher ziehen, und ſelbſt einige Verwandtſchaft, wenn auch nicht Identität, Tezcatlipocas mit demſelben annehmen. Denn die Sonne wirkt auf dieſelbe Weiſe wohlthätig belebend, und dann wieder ſengend und verdorrend, als ein wahrer Verderber und Apollo. Das rauchende Herz des dem Tezcatlipoca dargebrachten Menſchenopfers wird ja der Sonne hingehalten. Die dürren Kränze der Maisſtauden bezeichnen eben ſo gut die Sonnenhitze. Und wie der alles ſehende Helios ſieht auch Tezcatlipoca alles in ſeinem Spiegel. Glänzender (φοῖβος) Spiegel wäre keine unnatürliche Benennung für den Sonnengott. Wie bei den Sonnenbildern war auch an ſeinem Bilde die Bruſt mit maſſivem Golde bedeckt. Sein Haar war wie bei Apollo und Helios mit einer goldenen Schnur zuſammengebunden. Wie Apollo erſcheint er als ſchöner Jüngling ſowohl als auch mit den Pfeilen. Jährlich erhielt ſein Bild ein neues Gewand, wie die Sonne alljährlich neu ſich wandelt. Im Mai, wenn die Regen kommen und der Gott ſtirbt, verbirgt ſich die Sonne; im October, wenn die Sonne vom azurnen Himmel ihre Pracht entfaltet und der bunten Erddecke mittheilt, dann ziehen die Götter ein, und an ihrer Spitze Tezcatlipoca; wenn endlich Ende Decembers Huitzilopochtli mit der Vegetation ſtirbt, da wird der Sonnengott gewöhn-

lich geboren, und auch Tezcatlipoca nimmt dann neue Kraft, neues Wachsthum. Wenn er ferner ein Lied beſitzt, bevor noch die Menſchen Muſik und Geſang aus dem Sonnenhauſe ſich verſchafft haben, ſo muß er doch wohl ſelbſt mit dieſer Heimat der Muſik, ſo gut wie der Muſik und Geſang ſchirmende Apollo, in inniger Verbindung geſtanden haben. Darum flehte man ihn auch an, daß er die tapfern Krieger mit Liebe und Ehre in die Wohnungen des Sonnenhauſes aufnehmen und ſie dort mit den Helden der Vorzeit verſammeln möchte. In demſelben Gebete werden abwechſelnd er und die Sonne Herrſcher genannt.

Ohne nun gerade mit Wuttke den Tezcatlipoca als einen perſonifizirten Sonnengott zu denken (obſchon ich dieſe Anſicht nicht falſch zu nennen wage), ſo iſt doch wenigſtens aus allem Obigen anſchaulich geworden, wie der Naturgott Tezcatlipoca mit ſeinem Einfluß auf die Jahresvegetation mit der Sonne in der innigſten Beziehung ſteht. Wie Apollo der Verderber ſein eigenthümliches helleniſches Weſen in ſeiner Perſonifikation ſo ſehr entwickelte, daß viele darob die natürliche Grundlage verkennen, ſo kann auch der Verderber Tezcatlipoca unter Aztekiſchen Händen nach und nach ein ähnliches Schickſal erfahren haben, doch immer ſo, daß ihn noch ſein Name in ſeiner Eigenthümlichkeit verriethe. Doch läßt ſich der Name des glänzenden Spiegels auch ohne direkte Beziehung auf die Sonne erklären. Auch bei den Alten hatte der Spiegel eine demiurgiſche Bedeutung. Als Dionyſos im Spiegel ſein Bild bemerkte, ſchuf er nach demſelben dieſe ſchöne Welt. Creuzers Symbolik III, 409. 447. 528 ff. Nach einer Indiſchen Kosmogonie betrachtet ſich das Urweſen in einem Spiegel, und wie es ſich ſchaut, wird es als Schöpferkraft thätig. Bohlen, altes Indien I, 161. 164. Bähr moſaiſche Symbolik I, 495 ff. Wer aber dieſen klaren und conſequenten Pantheismus, zumal mit dieſem kosmogoniſchen Element, den Mexikanern nicht zutrauen kann, wird ſich leicht zu der Grundlage der Sonne für das Weſen Tezcatlipocas hingezogen fühlen, und ohne Schwierigkeit die Andeutungen Wuttke's weiter auszuführen im Stande ſein. So hatte Moloch auf der Stirne einen glänzenden Stein, wie Theophylakt zu Apoſtelgeſch. VII, 43 nach Cyrillus berichtet, welcher Steiu entweder, wie Theophylakt will, den Heſperus bedeutet, εἰς ἑωσφόρου τύπον, oder nach Seldenus de Diis Syris I, 6 die Sonne.

§. 111. Der Kultus. Die Opfer.

Aus dem Bisherigen iſt im Einzelnen vielfach der Charakter der Götterverehrung ſichtbar hervorgetreten. Es ſind jetzt nur noch die vereinzelten Züge desſelben zuſammenzufaſſen.

Wie bei den Peruanern iſt auch bei den Mexikanern der Kultus der eines Kulturvolkes, in den verſchiedenſten Beziehungen des Orts und der Zeit, ſo wie der denſelben vermittelnden Perſonen, geregelt und feſtgeordnet.

Bei den Mexikanern erſcheint die Wichtigkeit des Kultus in der Naturreligion ſehr bewußt. Das ganze Verhältniß der Menſchen zu der Gottheit und ſomit zur ganzen Natur iſt rein und allein durch den Kultus bedingt. Wie bei dem alten Zendvolke, ſo bewirkt auch nach der Anſicht der Mexikaner der Kultus, daß die Natur in ihrem Geleiſe bleibt, was bloß bei den ſeit Confucius ſchon mehr moderniſirten und moraliſirenden Chineſen von der Sittlichkeit der Herrſcher abhängig gemacht wird. Vgl. Stuhr Unterſuchung über die Urſprünglichkeit der Sternkunde unter den Chineſen u. ſ. w. S. 35 ff. Bei den Azteken ſchwor daher der König, daß er die Religion der Vorfahren ſchützen, und bewirken wolle, daß die Sonne ihren Lauf gehe, daß die Wolken regnen, die Flüſſe fließen, die Früchte reifen. Clavig. I, 465 nach Gomara.

An der Spitze des Kultus ſtanden auch hier die Opfer als Gaben, durch die die Gunſt der Götter gewonnen wird. Wir haben ſchon geſehen, wie zur Zeit der Blüthe des Majageſchlechtes neben den unblutigen Opfern auch zahlreiche blutige gebracht wurden. Unter den Tolteken waren zwar die unblutigen vorherrſchend, aber auch zahlreiche blutige wurden dargebracht. Und unter den ſpäter eingewanderten Völkern, bei denen die blutigen Opfer, namentlich die Menſchenopfer, ſtark vorherrſchen, ſind auch die unblutigen ſehr beliebt. Beſonders ſagten dem Geſchmacke und dem Charakter der Azteken die Blumenopfer zu, wie ſchon früher den Tolteken. Blumengeſchenke waren überhaupt ſehr beliebt, der König erhielt Blumen als Tribut, mit Blumen wurden daher auch die Götter beſchenkt und geſchmückt. Man glaubte daher den Cortes nicht angemeſſener als mit Blumen bei ſeinem feierlichen Ein-

zuge empfangen zu können. War doch die Mutter des großen Nationalgottes die Blumengöttin, und bezog sich ja weit mehr als die Hälfte der Feste und Mythen auf das Pflanzenleben! Dahin gehören auch die Räucherungen von Kopalgummi, welche täglich in jedem Hause vom Hausvater, viermal täglich in den Tempeln von den Priestern dargebracht wurden. Häufig sind auch die Opfer von Früchten, Sämereien, namentlich die Erstlinge der Früchte, in Menge zubereitete Speisen, die für die Götter bestimmt, und von den Priestern verspeisten wurden. Auch beschenkte man die Götter mit schönen Papageienfedern und Juwelen. Jeder erste Bissen bei der Mahlzeit war dem Gotte des Feuers gewidmet. Von blutigen oder Thieropfern sind die Wachtelopfer die am häufigsten erwähnten, welche täglich für die Sonne, dann auch für den Feuergott gebracht wurden, und nach dem Mythus eben so alt sind wie die gegenwärtige Sonne. Dem Huitzilopochtli wurden Falken geopfert, der Mixcoatl oder Jagdgöttin Hasen, Kaninchen und Rehe. Vgl. Acosta V, 18. Diaz I, 224 ff. Clavig. I, 349. 381. 388. 393 ff. 400. 418 ff. 421. Humboldt Monum. 40. a. A. 349. 394. Prescott I, 110. 270. 491. 496. Robertson II, 351. Klemm V, 104, Wuttke I, 268.

---

§. 112. Der Kultus. Fortsetzung. Die Menschenopfer.

Die bedeutendsten und den Göttern wohlgefälligsten Opfer bei den Azteken sind die Menschenopfer. Da nirgends, so viel wir wissen, diese Opfer den gleichen Höhepunkt erreicht haben wie hier, so liegt es in unserm Interesse, dieselben genauer anzusehen und ausführlicher zu behandeln. Ueberall bei allen heidnischen Völkern fanden sich in den Urzeiten Menschenopfer, aber nirgends sind sie von der Geschichte in diesem Grade vorgefunden worden. Daraus ist keineswegs zu schließen, daß sie nicht ebenfalls anderswo in einem solchen analogen primären Kulturstand vorgekommen seien, sondern im Gegentheil lassen die aztekischen Menschenopfer auch Blicke auf die Lage der Dinge bei andern Völkern in einem ähnlichen Stadium der Entwicklung thun.

Während nun die meisten Schriftsteller mit Abscheu und Schauder von diesen Menschenopfern reden und sie gar nicht begreifen können,

während die alten Spanier ſie als Teufelsdienſt bezeichnen, der mit Feuer und Schwert auszurotten ſei, — während die Neuern dieſelben mehr mit ſentimentaler Weichheit bejammern, ſtellt ſich Wuttke allerdings dadurch auf einen richtigern Standpunkt, daß er dieſelben zu begreifen ſucht. Aber ich weiß nicht, ob er nicht wiederum zu weit geht, und da eine ſittliche Kraft, und ein religiöſes Abhängigkeitsgefühl erblickt, welches die Nichtigkeit des Irdiſchen im Gegenſatz zu den höhern Mächten kund thue, wo urſprünglich und weſentlich viel rohere Motive dieſe Art Gottesdienſt hervorbrachten, der dann allerdings im Verlauf geregelt wurde, und die Beziehung auf die individuelle Rohheit verlor. Zwar erkennt es Wuttke an, daß in dieſem Heidenthum zumal das Göttliche dem Menſchlichen mit ſchauerlicher Fremdheit entgegenſtehe, aber er faßt das Menſchenopfer doch immer von dem Standpunkte des Geopferten aus, gleichſam als wäre es ein freiwilliges. Da es aber der Regel nach dieſes nicht iſt, ſondern eine Gabe der Opfernden an den Gott, die dem Gotte zu lieb, und nicht des Geopferten wegen, geopfert wird, ſo ſtellt es nicht die Nichtigkeit des Irdiſchen dar, ſondern im Gegentheil den hohen Werth des irdiſchen Fleiſches und Blutes und ſeines Genuſſes für den Gott, die Befangenheit ſeines Bedürfniſſes im Irdiſchen. Und der Menſch weiht dieſem Bedürfniſſe des Gottes nicht ſich ſelbſt, ſondern Kriegsgefangene, Sklaven, gekaufte Kinder, die er wie andre Habe und Eigenthum dem Gotte als Geſchenk darbringt und ſich dadurch deſſen Wohlwollen erwirbt. Das iſt die aztekiſche, überhaupt die urſprünglich heidniſche Anſchauung bei den Menſchenopfern, die nicht durch Vermengen unſers Standpunktes mit dem ihrigen in moderne Denkweiſe hineingezogen werden darf.

Darum haben wir uns die hiſtoriſchen Verhältniſſe der Menſchenopfer vollſtändig zu vergegenwärtigen, indem nur auf dieſer hiſtoriſchen Baſis ein kritiſches Urtheil über dieſe Naturerſcheinung des Menſchengeſchlechtes im Allgemeinen und der Azteken im Beſondern möglich iſt.

Man kann hier als bekannt vorausſetzen, daß nach den neuſten Unterſuchungen die Menſchenopfer in den Urzeiten bei allen Völkern und Raſſen, zähle man ſie nun zu den aktiven oder paſſiven, ſtatt fanden. Wir finden ſie von den Mongolen bis nach Vorderaſien, bei allen aſiatiſchen und allen europäiſchen Völkern, am zahlreichſten bei ſolchen, die im erſten Kulturſtadium ſtanden, wie Celten, und noch jetzt herrſchen ſie wie vor tauſend und tauſend Jahren bei den Schwarzen in Afrika. In Ame-

Sowohl der Name des Feſtes Toxcatl, als der dürre Mais, ſowohl die Opferung des Gottes, als der verſchluckte Staub bezeichnen ſymboliſch die Dürre, die in dieſer Zeit den höchſten Grad erreicht, aber auch ihr Ende findet. Der dürre Mais der trockenen Zeit macht den aufſproſſenden Blumen und wohlriechenden Kräutern Platz; der Gott der Dürre wird geopfert und ſtirbt, der Staub wird verſchluckt, — lauter einfach und deutlich ſprechende Symbole. Wenn berichtet wird, daß der für Tezcatlipoca im Mai geopferte Mann göttliche Ehre erhielt, der für Huitzilopochtli nicht, ſo hat dieß ſeinen natürlichen Grund darin, daß jener den ſterbenden Gott darſtellte, dieſer nicht. Clavigero I, 419. Als den Gott der Dürre haben wir den Tezcatlipoca ſchon früher kennen gelernt, als uns ſein Gegenſatz zu Quetzalcoatl und zu der Waldſchlange klar wurde. Jetzt wiſſen wir auch, warum man gegen ihn die Hülfe der abkühlenden feuchten Nacht, und die der regenbringenden Winde und Stürme anfleht. In dieſem Sinne iſt er auch Bruder Huitzilopochtlis, da, wie wir ſchon geſehen haben, Brüder in der Mythologie gern gleichberechtigte Gegenſätze auf demſelben Gebiete perſonifiziren. In demſelben Monat Mai ſtirbt zuerſt Tezcatlipoca den Opfertod, denn die Dürre muß ſchwinden; gleich nachher wird nach dieſem brüderlichen Parallelismus die Ankunft Huitzilopochtlis gefeiert. Daher konnte man auch das Todtenfeſt des erſtern die Umarmung des letztern nennen. Wie der Sohn der Blumengöttin kommt, da ſtirbt die Dürre, Tezcatlipoca erhört das Flehen ſeines Volkes, und weicht von ſelbſt ſeinem Bruder. Nach derſelben Anſchauung iſt dieſer Gott auch zum Bruder des Waſſergottes Tlaloc gemacht worden, ſo daß beide ihre Macht theilten, und gemeinſchaftliche Opfer, Gebete, Dankſagungen erhielten. Picard 146.

Das zweite Feſt Tezcatlipocas fällt in den October. In dieſem Monat beginnt eigentlich auf der Hochebene die ſchönſte Jahreszeit, denn die Regen hören auf, und alles wird üppig, der Himmel blau, die Erde trocken. Mühlenpfordt I, 75. In dieſe Zeit fällt, wie wir ſchon bei Huitzilopochtli ſahen, das Feſt der Ankunft der Götter. Weil dieſe Ankunft mit dem Aufhören des Regens beginnt, ſo kommt auch von allen Göttern der trockene Tezcatlipoca zuerſt an. Alsdann ſtreute man vor der Tempelthüre des Gottes Maisſtaub, und ſobald der Oberprieſter Fußſtapfen in dem Staube wahrnahm, rief er aus: Unſer Gott iſt angelangt. Und wirklich kam auch mit dem Wahrnehmen der erſten Fuß-

ſtapfen im Staube der Gott der Trockenheit. Prieſter und Volk feierten die ganze Nacht ſeine Ankunft mit Geſang und Tänzen. An dieſem Feſte wurden die Schlachtopfer lebendig verbrannt. Clavigero I, 426. 390.

Das dritte Feſt Tezcatlipocas iſt daſſelbe mit dem dritten ſeines Bruders Huitzilopochtli, welches in den December fiel, in welchem nun ſeinerſeits dieſer ſtirbt, während Tezcatlipoca darum an dieſem Feſte Antheil hat, weil er jetzt zu hohen Ehren kommt. Clavigero I, 428. So tödtet ſogar in Phönizien den fünf und zwanzigſten December Typhon den Herakles.

Die Feier des Maifeſtes, die alle vier Jahre ſtattfindet, unterſcheidet ſich von der gewöhnlichen alljährlichen nicht qualitativ, ſondern nur quantitativ durch ihre größere Feierlichkeit und Koſtbarkeit. Man opferte mehrere Menſchen, das Wettlaufen fand die Treppen hinauf ſtatt, und die Sieger erhielten gewiſſe prieſterliche Privilegien. Acoſta V, 9. 29. Picard 157.

In allen dieſen zuletzt genannten Feſten zeigt ſich, ſo gut wie in dem erſten, Tezcatlipoca als der Gott der Dürre und Trockenheit, nur mit dem Unterſchiede, daß wie er im erſten ſtirbt, er im zweiten wieder erwacht und kommt, und am dritten ſeine beklagenswerthe Herrſchaft beginnt. Denn der Gott der Dürre iſt, wie ſich leicht begreift, auch der Gott des Hungers, Acoſta V, 9. Picard 146, wie wir ſogar einen beſondern Hungergott Vizteot in Nicaragua kennen gelernt haben. Damit hängt zuſammen, daß er der Peſt vorſteht, die ſo oft im Gefolge des Hungers auftritt. Beide ſind Strafmittel in der Hand des Gottes. Er iſt aber der Urheber der Krankheiten aus demſelben Grunde, aus welchem ſein Gegner Quetzalcoatl Gott der Heilkunſt und Geſundheit iſt, und wie Typhon die Krankheiten verurſacht.

Der Gott des Hungers und der Peſt iſt auch der Gott des Todes, der einen ſchwarzen Leib hat, und deſſen Attribute Todtenköpfe und Todtenknochen ſind. Clavigero I, 346. Picard 147. Minutoli Anhang 16. Darum heißt er auch der Feind, Yaotzin, und der Unfriedenerreger, Necoc-Yaotl. Ausland 1854, S. 305 a. Als Todtengott hat er auch ſeinen Antheil an den Schlachten, fordert den Tod der Menſchen, und entſcheidet über ihr Leben dieſſeits und jenſeits. Daher beteten am Maifeſte die Krieger zu ihm um Muth gegen die Todesfurcht, und um Gefangene, die dem Opfertode dargebracht werden könnten. Acoſta V, 29.

Beſonders erläutert den Charakter des Gottes das von Sahagun aufbewahrte Gebet, welches bei einem herannahenden Kriege an ihn gerichtet wurde, und welches alſo lautete: „Menſchenfreundlichſter und hülfreichſter Herr, unſichtbarer und unfühlbarer Beſchirmer, durch deſſen „Weisheit wir geleitet werden, unter deſſen Herrſchaft wir leben! Herr „der Schlachten! Es iſt wahr und gewiß, daß ein Krieg ſich naht, der „Gott des Krieges öffnet ſeinen Mund, er hat Hunger, er will das Blut „derer verſchlingen, die im Kampfe fallen werden. Es ſcheint, daß ſich „freuen wolle die Sonne und der Gott der Erde, der ſich nennt Tlatecutli! Sie wollen mit Speiſe und Trank letzen die Götter des Himmels und der Unterwelt, und bereiten werden ſie ihnen ein Mahl von „Fleiſch und Blut der Sterblichen, die in dieſem Kriege umkommen „werden. Schon blicken auf uns die Götter des Himmels und der „Unterwelt, um zu ſehen, wer ſiegen, wer beſiegt werden wird, wer „tödten, wer den Tod erleiden ſoll. Schon blicken ſie herab auf die, „deren Blut getrunken, und deren Fleiſch verzehrt werden ſoll. Und „ſie wiſſen es nicht, die edeln Väter und Mütter, deren Kinder ſterben „ſollen, es wiſſen es nicht ihre Geſchwiſter und Verwandten. Es wiſſen es nicht die Mütter, die ſie ernährten, als ſie klein waren, und „die ſie mit ihrer Milch ſäugten. Füge es, o Herr, daß die, welche „fallen, gütig aufgenommen werden von der Sonne und der Erde, die „der Vater und die Mutter aller ſind, und in deren Herzen die Liebe „wohnt; du haſt ſie nicht getäuſcht, indem du thateſt, was du thateſt, „indem du forderteſt, daß ſie im Kriege ſterben; denn wahr und gewiß „iſt es, daß du ſie auf dieſe Erde ſandteſt, auf daß ſie die Sonne und „die Erde ſpeiſen mit ihrem Fleiſch und Blut. O menſchenfreundlichſter Herr, Herr der Schlachten, Allbeherrſcher, deſſen Name Tezcatlipoca iſt, unſichtbarer und unfühlbarer Gott! Wir flehen dich an, daß „die, welche du in dieſem Kriege fallen läſſeſt, mit Liebe und Ehre aufgenommen werden mögen in der Wohnung der Sonne, daß ſie verſammelt werden mögen zu den Helden (hier werden die Namen verſchiedener Helden genannt), die in den Kriegen der Vorzeit gefallen „ſind; dort genießen ſie der ewigen Freuden, ſie feiern in ewigem Lobgeſang unſern Beherrſcher, die Sonne; ſie athmen ein die Süßigkeit „der Blumen voll des lieblichen Geſchmackes und Duftes. Dieß iſt die „Herrlichkeit, die der Helden, der Tapfern wartet, die im Kampfe gefallen ſind. Sie berauſchen ſich in Vergnügungen. Sie erinnern ſich

„nicht mehr, ſie zählen nicht Tag, nicht Nacht, nicht Jahre, nicht Zei„ten, denn ihre Macht, ihre Herrlichkeit iſt ohn' Ende, und die Blu„men, deren Duft ſie athmen, verwelken nie und nimmermehr.“ Ausland 1831. S. 1027.

Der Gott des Todes kann auch als ein Gott der Unterwelt, oder, wie ſich Diaz II, 83. I, 129 ausdrückt, als ein Höllengott aufgefaßt werden, unter dem die Seelen der Verſtorbenen ſtehen. Das iſt jedoch nicht ſo gemeint, als ob er etwa in der Unterwelt ſeine Wohnung gehabt, und dort wie Mictlanteuctli und andere Götter der Unterwelt über die Todten eine fortdauernde Herrſchaft ausgeübt hätte. Von der Art wird von Tezcatlipoca nichts berichtet, im Gegentheil iſt überall der Himmel als ſein Aufenthaltsort vorausgeſetzt. Er iſt der Gott der Todten nur inſofern, als er die Menſchen in den Tod ſchickt, und wie Apollo ſie verdirbt.

In dieſem Sinne wird ihm auch ein Gericht zugeſchrieben. Mit den vier Pfeilen in ſeiner Rechten, mit den vier Pfeilen in dem Schilde ſeiner Linken richtet und ſtraft er; auch wird er dargeſtellt, wie er den Speer drohend in der Rechten hält, oder wie er den Finger drohend emporhebt. Um ihn als Richter darzuſtellen, ſetzten ſie ihn auf eine Bank in einem rothen Kleide. Daher wird er auch insgemein der Richter genannt, und als Gott der Strafen am meiſten von allen Göttern gefürchtet, wie auch der unerbittliche Hades der verhaßteſte unter allen Göttern iſt. Acoſta V, 9. 13. Picard 146 ff. Clavig. I, 345 ff.

Dieſes Gericht iſt aber durchaus nicht als ein ſittliches zu denken, und bezieht ſich nicht auf eine jenſeitige Vergeltung der dieſſeitigen Thaten. Tezcatlipoca ſtraft hienieden durch Dürre, Hunger, Peſt, Tod nicht etwa die Sünder und für die Sünden, ſondern alle Menſchen gleichmäßig, die ihm alle das Strafgeld des Todes zu entrichten haben, nicht als der Sünde Sold, ſondern als den Tribut ihres irdiſchen Daſeins. Denn dazu ſind ſie, wie es im obigen Gebete heißt, auf dieſe Erde geſendet worden, daß ſie mit ihrem Fleiſch und Blut die Erde ſpeiſen. Daher ſind auch die Peinigungen und Gebete der Flehenden nicht Büßungen zu nennen, welcher dieſer Gottesverehrung fremdartige Begriff von den Spaniern erſt hineingetragen wurde. Wohl heißt es, daß die Sünder Furcht vor ihm hatten, und daß ſie zu ihm ängſtlich flehten; aber das geſchah nicht aus eigener bußfertiger Geſinnung, ſondern damit ihr Vergehen nicht an den Tag und vor den

menſchlichen Richter kommen möchte; auch geſchah es nicht, weil man ihn für einen Feind der Sünde gehalten hätte, denn als er auf Erden erſchienen war, hatte er ja die Menſchen ſelbſt im Reiche Quetzalcoatls zur Sünde verführt, — ſondern weil er mit ſeinem glänzenden Spiegel alles beleuchtet und ans Tageslicht zieht, mithin auch die Thaten der Menſchen. Acoſta V, 29. Ternaux Comp. XII, 18. vgl. noch die bei Quetzalcoatl angeführten Stellen.

Die Abweſenheit der ſittlichen Bedeutung dieſes Gerichtes iſt auch aus der Art ſeines Erbarmens und ſeiner Gnade erſichtlich, die ſich durchaus nicht im ſittlichen Gebiete bewegen. Allerdings iſt er nicht bloß der zornige Gott, der den üppigen Segen der Natur zurückhält, Elend, Jammer und Angſt verbreitet. Er iſt auch ein menſchenfreundlicher und hülfreicher Herr, wie er im Gebete angeredet wird. Darum iſt eins ſeiner Attribute ein goldenes Ohr, das an ſeinen Haaren hing, mit dem er die Gebete der Flehenden hört, welche durch die rauchenden Fackeln an ſeinem Ohre angezeigt werden. Daher iſt er denn auch der Gott der Gnade und des Frohlockens, und der 19. Mai, ſein Todestag, iſt auch ſein Verſöhnungstag, an welchem ſein Zorn und Grimm aufhört, an welchem die Thore ſeines Tempels den Flehenden geöffnet werden, und der unfruchtbaren Dürre durch die dargebrachten Blumen, durch die ſtellvertretende Opferung des Gottes, und durch die Umarmung Huitzilopochtlis ein Ziel geſteckt wird. Aber es iſt dieſes Erbarmen des ſterbenden Gottes kein andres, als daß er ſich ſelber entfernt, und dem Regen und der wiederkehrenden Fruchtbarkeit weicht, wie dieſer Wechſel im ewigen Kreislauf der Natur bedingt iſt.

Wie wir zuletzt den Tezcatlipoca als Richter zugleich und als Erbarmer in einer und derſelben Hinſicht erblicken, jedoch ſo, daß die negative Seite, die des Richters, vorzieht, ſo vereinigt überhaupt das ganze Weſen des Gottes dieſe beiden poſitiven und negativen Seiten. Dieſes Weſen ſpricht ſeiner Naturgrundlage nach eine Totalherrſchaft über die Natur in ihrer vegetabiliſchen Aeußerung aus, ſowohl in ihrer Thätigkeit, als in ihrem Zurückziehen. Die poſitive Thätigkeit iſt bei ſeinem Gegner Quetzalcoatl, und bei ſeinem Bruder Huitzilopochtli mehr hervorgetreten. Aber ſie fehlt auch dem Tezcatlipoca nicht, ſo wenig, daß bei der Ankunft der Götter, wenn beim Aufhören des Regens die Herrlichkeit der Natur ankommt, Tezcatlipoca der erſte der Kommenden iſt. Die Trockenheit wirkt dann poſitiv. In dieſem kosmologiſchen Sinne konnte man ihn

wohl als den Weltſchöpfer, und als die Weltſeele auffaſſen, auf welchen Kreislauf der Einen Natur auch die Schlangen an ſeinem Leib ſich beziehen dürften. Bei Tlaloc dem Waſſergotte, ſeinem andern Bruder, zeigt ſich eine ähnliche Vereinigung der beiden Seiten, nur im umgekehrten Verhältniß. Beim Waſſergotte tritt natürlich die entgegengeſetzte Seite als beim Gott der Dürre in den Vordergrund, die poſitive, er iſt vorzugsweiſe der Segenſpender. Aber er hält auch den Regen zurück, wie oft Aeolus die Winde verſchloſſen hält, er ſäumt oft lange, bis er kommt, und iſt ein grimmiger Gott, der viele Verehrung fordert, und nur durch Menſchenopfer, durch dargebrachte zarte Kindlein erweicht und herbeigelockt werden kann. Dieſe Vereinigung beider extremen Seiten finden wir bei manchen griechiſchen Göttern ſowohl von demiurgiſcher Bedeutung, wie Dionyſos, als auch namentlich bei Göttern des Todes, beim unterirdiſchen Zeus, bei Hades und Perſephone, welche letztere einen Theil des Jahres in der Unterwelt ruht, den andern bei den Göttern zubringt. Und ſo iſt auch der Indiſche Feuergott Schiwa ſowohl der Zerſtörer, als auch der Erwärmer und Beleber.

Man kann auch mit Wuttke die Analogie des Sonnengottes hieher ziehen, und ſelbſt einige Verwandtſchaft, wenn auch nicht Identität, Tezcatlipocas mit demſelben annehmen. Denn die Sonne wirkt auf dieſelbe Weiſe wohlthätig belebend, und dann wieder ſengend und verdorrend, als ein wahrer Verderber und Apollo. Das rauchende Herz des dem Tezcatlipoca dargebrachten Menſchenopfers wird ja der Sonne hingehalten. Die dürren Kränze der Maisſtauden bezeichnen eben ſo gut die Sonnenhitze. Und wie der alles ſehende Helios ſieht auch Tezcatlipoca alles in ſeinem Spiegel. Glänzender (φοῖβος) Spiegel wäre keine unnatürliche Benennung für den Sonnengott. Wie bei den Sonnenbildern war auch an ſeinem Bilde die Bruſt mit maſſivem Golde bedeckt. Sein Haar war wie bei Apollo und Helios mit einer goldenen Schnur zuſammengebunden. Wie Apollo erſcheint er als ſchöner Jüngling ſowohl als auch mit den Pfeilen. Jährlich erhielt ſein Bild ein neues Gewand, wie die Sonne alljährlich neu ſich wandelt. Im Mai, wenn die Regen kommen und der Gott ſtirbt, verbirgt ſich die Sonne; im October, wenn die Sonne vom azurnen Himmel ihre Pracht entfaltet und der bunten Erddecke mittheilt, dann ziehen die Götter ein, und an ihrer Spitze Tezcatlipoca; wenn endlich Ende Decembers Huitzilopochtli mit der Vegetation ſtirbt, da wird der Sonnengott gewöhn-

lich geboren, und auch Tezcatlipoca nimmt dann neue Kraft, neues Wachsthum. Wenn er ferner ein Lied beſitzt, bevor noch die Menſchen Muſik und Geſang aus dem Sonnenhauſe ſich verſchafft haben, ſo muß er doch wohl ſelbſt mit dieſer Heimat der Muſik, ſo gut wie der Muſik und Geſang ſchirmende Apollo, in inniger Verbindung geſtanden haben. Darum flehte man ihn auch an, daß er die tapfern Krieger mit Liebe und Ehre in die Wohnungen des Sonnenhauſes aufnehmen und ſie dort mit den Helden der Vorzeit verſammeln möchte. In demſelben Gebete werden abwechſelnd er und die Sonne Herrſcher genannt.

Ohne nun gerade mit Wuttke den Tezcatlipoca als einen perſonifizirten Sonnengott zu denken (obſchon ich dieſe Anſicht nicht falſch zu nennen wage), ſo iſt doch wenigſtens aus allem Obigen anſchaulich geworden, wie der Naturgott Tezcatlipoca mit ſeinem Einfluß auf die Jahresvegetation mit der Sonne in der innigſten Beziehung ſteht. Wie Apollo der Verderber ſein eigenthümliches helleniſches Weſen in ſeiner Perſonifikation ſo ſehr entwickelte, daß viele darob die natürliche Grundlage verkennen, ſo kann auch der Verderber Tezcatlipoca unter Aztekiſchen Händen nach und nach ein ähnliches Schickſal erfahren haben, doch immer ſo, daß ihn noch ſein Name in ſeiner Eigenthümlichkeit verriethe. Doch läßt ſich der Name des glänzenden Spiegels auch ohne direkte Beziehung auf die Sonne erklären. Auch bei den Alten hatte der Spiegel eine demiurgiſche Bedeutung. Als Dionyſos im Spiegel ſein Bild bemerkte, ſchuf er nach demſelben dieſe ſchöne Welt. Creuzers Symbolik III, 409. 447. 528 ff. Nach einer Indiſchen Kosmogonie betrachtet ſich das Urweſen in einem Spiegel, und wie es ſich ſchaut, wird es als Schöpferkraft thätig. Bohlen, altes Indien I, 161. 164. Bähr moſaiſche Symbolik I, 495 ff. Wer aber dieſen klaren und conſequenten Pantheismus, zumal mit dieſem kosmogoniſchen Element, den Mexikanern nicht zutrauen kann, wird ſich leicht zu der Grundlage der Sonne für das Weſen Tezcatlipocas hingezogen fühlen, und ohne Schwierigkeit die Andeutungen Wuttke's weiter auszuführen im Stande ſein. So hatte Moloch auf der Stirne einen glänzenden Stein, wie Theophylakt zu Apoſtelgeſch. VII, 43 nach Cyrillus berichtet, welcher Stein entweder, wie Theophylakt will, den Heſperus bedeutet, εἰς ἑωσφόρου τύπον, oder nach Seldenus de Diis Syris I, 6 die Sonne.

§. 111. Der Kultus. Die Opfer.

Aus dem Bisherigen iſt im Einzelnen vielfach der Charakter der Götterverehrung ſichtbar hervorgetreten. Es ſind jetzt nur noch die vereinzelten Züge desſelben zuſammenzufaſſen.

Wie bei den Peruanern iſt auch bei den Mexikanern der Kultus der eines Kulturvolkes, in den verſchiedenſten Beziehungen des Orts und der Zeit, ſo wie der denſelben vermittelnden Perſonen, geregelt und feſtgeordnet.

Bei den Mexikanern erſcheint die Wichtigkeit des Kultus in der Naturreligion ſehr bewußt. Das ganze Verhältniß der Menſchen zu der Gottheit und ſomit zur ganzen Natur iſt rein und allein durch den Kultus bedingt. Wie bei dem alten Zendvolke, ſo bewirkt auch nach der Anſicht der Mexikaner der Kultus, daß die Natur in ihrem Geleiſe bleibt, was bloß bei den ſeit Confucius ſchon mehr moderniſirten und moraliſirenden Chineſen von der Sittlichkeit der Herrſcher abhängig gemacht wird. Vgl. Stuhr Unterſuchung über die Urſprünglichkeit der Sternkunde unter den Chineſen u. ſ. w. S. 35 ff. Bei den Azteken ſchwor daher der König, daß er die Religion der Vorfahren ſchützen, und bewirken wolle, daß die Sonne ihren Lauf gehe, daß die Wolken regnen, die Flüſſe fließen, die Früchte reifen. Clavig. I, 465 nach Gomara.

An der Spitze des Kultus ſtanden auch hier die Opfer als Gaben, durch die die Gunſt der Götter gewonnen wird. Wir haben ſchon geſehen, wie zur Zeit der Blüthe des Majageſchlechtes neben den unblutigen Opfern auch zahlreiche blutige gebracht wurden. Unter den Tolteken waren zwar die unblutigen vorherrſchend, aber auch zahlreiche blutige wurden dargebracht. Und unter den ſpäter eingewanderten Völkern, bei denen die blutigen Opfer, namentlich die Menſchenopfer, ſtark vorherrſchen, ſind auch die unblutigen ſehr beliebt. Beſonders ſagten dem Geſchmacke und dem Charakter der Azteken die Blumenopfer zu, wie ſchon früher den Tolteken. Blumengeſchenke waren überhaupt ſehr beliebt, der König erhielt Blumen als Tribut, mit Blumen wurden daher auch die Götter beſchenkt und geſchmückt. Man glaubte daher den Cortes nicht angemeſſener als mit Blumen bei ſeinem feierlichen Ein-

Sowohl der Name des Feſtes Toxcatl, als der dürre Mais, ſowohl die Opferung des Gottes, als der verſchluckte Staub bezeichnen ſymboliſch die Dürre, die in dieſer Zeit den höchſten Grad erreicht, aber auch ihr Ende findet. Der dürre Mais der trockenen Zeit macht den aufſproſſenden Blumen und wohlriechenden Kräutern Platz; der Gott der Dürre wird geopfert und ſtirbt, der Staub wird verſchluckt, — lauter einfach und deutlich ſprechende Symbole. Wenn berichtet wird, daß der für Tezcatlipoca im Mai geopferte Mann göttliche Ehre erhielt, der für Huitzilopochtli nicht, ſo hat dieß ſeinen natürlichen Grund darin, daß jener den ſterbenden Gott darſtellte, dieſer nicht. Clavigero I, 419. Als den Gott der Dürre haben wir den Tezcatlipoca ſchon früher kennen gelernt, als uns ſein Gegenſatz zu Quetzalcoatl und zu der Waldſchlange klar wurde. Jetzt wiſſen wir auch, warum man gegen ihn die Hülfe der abkühlenden feuchten Nacht, und die der regenbringenden Winde und Stürme anfleht. In dieſem Sinne iſt er auch Bruder Huitzilopochtlis, da, wie wir ſchon geſehen haben, Brüder in der Mythologie gern gleichberechtigte Gegenſätze auf demſelben Gebiete perſonifiziren. In demſelben Monat Mai ſtirbt zuerſt Tezcatlipoca den Opfertod, denn die Dürre muß ſchwinden; gleich nachher wird nach dieſem brüderlichen Parallelismus die Ankunft Huitzilopochtlis gefeiert. Daher konnte man auch das Todtenfeſt des erſtern die Umarmung des letztern nennen. Wie der Sohn der Blumengöttin kommt, da ſtirbt die Dürre, Tezcatlipoca erhört das Flehen ſeines Volkes, und weicht von ſelbſt ſeinem Bruder. Nach derſelben Anſchauung iſt dieſer Gott auch zum Bruder des Waſſergottes Tlaloc gemacht worden, ſo daß beide ihre Macht theilten, und gemeinſchaftliche Opfer, Gebete, Dankſagungen erhielten. Picard 146.

Das zweite Feſt Tezcatlipocas fällt in den October. In dieſem Monat beginnt eigentlich auf der Hochebene die ſchönſte Jahreszeit, denn die Regen hören auf, und alles wird üppig, der Himmel blau, die Erde trocken. Mühlenpfordt I, 75. In dieſe Zeit fällt, wie wir ſchon bei Huitzilopochtli ſahen, das Feſt der Ankunft der Götter. Weil dieſe Ankunft mit dem Aufhören des Regens beginnt, ſo kommt auch von allen Göttern der trockene Tezcatlipoca zuerſt an. Alsdann ſtreute man vor der Tempelthüre des Gottes Maisſtaub, und ſobald der Oberprieſter Fußſtapfen in dem Staube wahrnahm, rief er aus: Unſer Gott iſt angelangt. Und wirklich kam auch mit dem Wahrnehmen der erſten Fuß-

ſtapfen im Staube der Gott der Trockenheit. Prieſter und Volk feierten die ganze Nacht ſeine Ankunft mit Geſang und Tänzen. An dieſem Feſte wurden die Schlachtopfer lebendig verbrannt. Clavigero I, 426. 390.

Das dritte Feſt Tezcatlipocas iſt daſſelbe mit dem dritten ſeines Bruders Huitzilopochtli, welches in den December fiel, in welchem nun ſeinerſeits dieſer ſtirbt, während Tezcatlipoca darum an dieſem Feſte Antheil hat, weil er jetzt zu hohen Ehren kommt. Clavigero I, 428. So tödtet ſogar in Phönizien den fünf und zwanzigſten December Typhon den Herakles.

Die Feier des Maifeſtes, die alle vier Jahre ſtattfindet, unterſcheidet ſich von der gewöhnlichen alljährlichen nicht qualitativ, ſondern nur quantitativ durch ihre größere Feierlichkeit und Koſtbarkeit. Man opferte mehrere Menſchen, das Wettlaufen fand die Treppen hinauf ſtatt, und die Sieger erhielten gewiſſe prieſterliche Privilegien. Acoſta V, 9. 29. Picard 157.

In allen dieſen zuletzt genannten Feſten zeigt ſich, ſo gut wie in dem erſten, Tezcatlipoca als der Gott der Dürre und Trockenheit, nur mit dem Unterſchiede, daß wie er im erſten ſtirbt, er im zweiten wieder erwacht und kommt, und am dritten ſeine beklagenswerthe Herrſchaft beginnt. Denn der Gott der Dürre iſt, wie ſich leicht begreift, auch der Gott des Hungers, Acoſta V, 9. Picard 146, wie wir ſogar einen beſondern Hungergott Vizteot in Nicaragua kennen gelernt haben. Damit hängt zuſammen, daß er der Peſt vorſteht, die ſo oft im Gefolge des Hungers auftritt. Beide ſind Strafmittel in der Hand des Gottes. Er iſt aber der Urheber der Krankheiten aus demſelben Grunde, aus welchem ſein Gegner Quetzalcoatl Gott der Heilkunſt und Geſundheit iſt, und wie Typhon die Krankheiten verurſacht.

Der Gott des Hungers und der Peſt iſt auch der Gott des Todes, der einen ſchwarzen Leib hat, und deſſen Attribute Todtenköpfe und Todtenknochen ſind. Clavigero I, 346. Picard 147. Minutoli Anhang 16. Darum heißt er auch der Feind, Yaotzin, und der Unfriedenerreger, Necoc-Yaotl. Ausland 1854, S. 305 a. Als Todtengott hat er auch ſeinen Antheil an den Schlachten, fordert den Tod der Menſchen, und entſcheidet über ihr Leben dieſſeits und jenſeits. Daher beteten am Maifeſte die Krieger zu ihm um Muth gegen die Todesfurcht, und um Gefangene, die dem Opfertode dargebracht werden könnten. Acoſta V, 29.

Beſonders erläutert den Charakter des Gottes das von Sahagun aufbewahrte Gebet, welches bei einem herannahenden Kriege an ihn gerichtet wurde, und welches alſo lautete: „Menſchenfreundlichſter und hülfreichſter Herr, unſichtbarer und unfühlbarer Beſchirmer, durch deſſen „Weisheit wir geleitet werden, unter deſſen Herrſchaft wir leben! Herr „der Schlachten! Es iſt wahr und gewiß, daß ein Krieg ſich naht, der „Gott des Krieges öffnet ſeinen Mund, er hat Hunger, er will das Blut „derer verſchlingen, die im Kampfe fallen werden. Es ſcheint, daß ſich „freuen wolle die Sonne und der Gott der Erde, der ſich nennt Tlatecutli! Sie wollen mit Speiſe und Trank letzen die Götter des Himmels und der Unterwelt, und bereiten werden ſie ihnen ein Mahl von „Fleiſch und Blut der Sterblichen, die in dieſem Kriege umkommen „werden. Schon blicken auf uns die Götter des Himmels und der „Unterwelt, um zu ſehen, wer ſiegen, wer beſiegt werden wird, wer „tödten, wer den Tod erleiden ſoll. Schon blicken ſie herab auf die, „deren Blut getrunken, und deren Fleiſch verzehrt werden ſoll. Und „ſie wiſſen es nicht, die edeln Väter und Mütter, deren Kinder ſterben „ſollen, es wiſſen es nicht ihre Geſchwiſter und Verwandten. Es wiſſen es nicht die Mütter, die ſie ernährten, als ſie klein waren, und „die ſie mit ihrer Milch ſäugten. Füge es, o Herr, daß die, welche „fallen, gütig aufgenommen werden von der Sonne und der Erde, die „der Vater und die Mutter aller ſind, und in deren Herzen die Liebe „wohnt; du haſt ſie nicht getäuſcht, indem du thateſt, was du thateſt, „indem du forderteſt, daß ſie im Kriege ſterben; denn wahr und gewiß „iſt es, daß du ſie auf dieſe Erde ſandteſt, auf daß ſie die Sonne und „die Erde ſpeiſen mit ihrem Fleiſch und Blut. O menſchenfreundlichſter Herr, Herr der Schlachten, Allbeherrſcher, deſſen Name Tezcatlipoca iſt, unſichtbarer und unfühlbarer Gott! Wir flehen dich an, daß „die, welche du in dieſem Kriege fallen läſſeſt, mit Liebe und Ehre aufgenommen werden mögen in der Wohnung der Sonne, daß ſie verſammelt werden mögen zu den Helden (hier werden die Namen verſchiedener Helden genannt), die in den Kriegen der Vorzeit gefallen „ſind; dort genießen ſie der ewigen Freuden, ſie feiern in ewigem Lobgeſang unſern Beherrſcher, die Sonne; ſie athmen ein die Süßigkeit „der Blumen voll des lieblichen Geſchmackes und Duftes. Dieß iſt die „Herrlichkeit, die der Helden, der Tapfern wartet, die im Kampfe gefallen ſind. Sie berauſchen ſich in Vergnügungen. Sie erinnern ſich

„nicht mehr, ſie zählen nicht Tag, nicht Nacht, nicht Jahre, nicht Zei„ten, denn ihre Macht, ihre Herrlichkeit iſt ohn' Ende, und die Blu„men, deren Duft ſie athmen, verwelken nie und nimmermehr.“ Ausland 1831. S. 1027.

Der Gott des Todes kann auch als ein Gott der Unterwelt, oder, wie ſich Diaz II, 83. I, 129 ausdrückt, als ein Höllengott aufgefaßt werden, unter dem die Seelen der Verſtorbenen ſtehen. Das iſt jedoch nicht ſo gemeint, als ob er etwa in der Unterwelt ſeine Wohnung gehabt, und dort wie Mictlanteuctli und andere Götter der Unterwelt über die Todten eine fortdauernde Herrſchaft ausgeübt hätte. Von der Art wird von Tezcatlipoca nichts berichtet, im Gegentheil iſt überall der Himmel als ſein Aufenthaltsort vorausgeſetzt. Er iſt der Gott der Todten nur inſofern, als er die Menſchen in den Tod ſchickt, und wie Apollo ſie verdirbt.

In dieſem Sinne wird ihm auch ein Gericht zugeſchrieben. Mit den vier Pfeilen in ſeiner Rechten, mit den vier Pfeilen in dem Schilde ſeiner Linken richtet und ſtraft er; auch wird er dargeſtellt, wie er den Speer drohend in der Rechten hält, oder wie er den Finger drohend emporhebt. Um ihn als Richter darzuſtellen, ſetzten ſie ihn auf eine Bank in einem rothen Kleide. Daher wird er auch insgemein der Richter genannt, und als Gott der Strafen am meiſten von allen Göttern gefürchtet, wie auch der unerbittliche Hades der verhaßteſte unter allen Göttern iſt. Acoſta V, 9. 13. Picard 146 ff. Clavig. I, 345 ff.

Dieſes Gericht iſt aber durchaus nicht als ein ſittliches zu denken, und bezieht ſich nicht auf eine jenſeitige Vergeltung der dieſſeitigen Thaten. Tezcatlipoca ſtraft hienieden durch Dürre, Hunger, Peſt, Tod nicht etwa die Sünder und für die Sünden, ſondern alle Menſchen gleichmäßig, die ihm alle das Strafgeld des Todes zu entrichten haben, nicht als der Sünde Sold, ſondern als den Tribut ihres irdiſchen Daſeins. Denn dazu ſind ſie, wie es im obigen Gebete heißt, auf dieſe Erde geſendet worden, daß ſie mit ihrem Fleiſch und Blut die Erde ſpeiſen. Daher ſind auch die Peinigungen und Gebete der Flehenden nicht Büßungen zu nennen, welcher dieſer Gottesverehrung fremdartige Begriff von den Spaniern erſt hineingetragen wurde. Wohl heißt es, daß die Sünder Furcht vor ihm hatten, und daß ſie zu ihm ängſtlich flehten; aber das geſchah nicht aus eigener bußfertiger Geſinnung, ſondern damit ihr Vergehen nicht an den Tag und vor den

menſchlichen Richter kommen möchte; auch geſchah es nicht, weil man ihn für einen Feind der Sünde gehalten hätte, denn als er auf Erden erſchienen war, hatte er ja die Menſchen ſelbſt im Reiche Quetzalcoatls zur Sünde verführt, — ſondern weil er mit ſeinem glänzenden Spiegel alles beleuchtet und ans Tageslicht zieht, mithin auch die Thaten der Menſchen. Acoſta V, 29. Ternaux Comp. XII, 18. vgl. noch die bei Quetzalcoatl angeführten Stellen.

Die Abweſenheit der ſittlichen Bedeutung dieſes Gerichtes iſt auch aus der Art ſeines Erbarmens und ſeiner Gnade erſichtlich, die ſich durchaus nicht im ſittlichen Gebiete bewegen. Allerdings iſt er nicht bloß der zornige Gott, der den üppigen Segen der Natur zurückhält, Elend, Jammer und Angſt verbreitet. Er iſt auch ein menſchenfreundlicher und hülfreicher Herr, wie er im Gebete angeredet wird. Darum iſt eins ſeiner Attribute ein goldenes Ohr, das an ſeinen Haaren hing, mit dem er die Gebete der Flehenden hört, welche durch die rauchenden Fackeln an ſeinem Ohre angezeigt werden. Daher iſt er denn auch der Gott der Gnade und des Frohlockens, und der 19. Mai, ſein Todestag, iſt auch ſein Verſöhnungstag, an welchem ſein Zorn und Grimm aufhört, an welchem die Thore ſeines Tempels den Flehenden geöffnet werden, und der unfruchtbaren Dürre durch die dargebrachten Blumen, durch die ſtellvertretende Opferung des Gottes, und durch die Umarmung Huitzilopochtlis ein Ziel geſteckt wird. Aber es iſt dieſes Erbarmen des ſterbenden Gottes kein andres, als daß er ſich ſelber entfernt, und dem Regen und der wiederkehrenden Fruchtbarkeit weicht, wie dieſer Wechſel im ewigen Kreislauf der Natur bedingt iſt.

Wie wir zuletzt den Tezcatlipoca als Richter zugleich und als Erbarmer in einer und derſelben Hinſicht erblicken, jedoch ſo, daß die negative Seite, die des Richters, vorzieht, ſo vereinigt überhaupt das ganze Weſen des Gottes dieſe beiden poſitiven und negativen Seiten. Dieſes Weſen ſpricht ſeiner Naturgrundlage nach eine Totalherrſchaft über die Natur in ihrer vegetabiliſchen Aeußerung aus, ſowohl in ihrer Thätigkeit, als in ihrem Zurückziehen. Die poſitive Thätigkeit iſt bei ſeinem Gegner Quetzalcoatl, und bei ſeinem Bruder Huitzilopochtli mehr hervorgetreten. Aber ſie fehlt auch dem Tezcatlipoca nicht, ſo wenig, daß bei der Ankunft der Götter, wenn beim Aufhören des Regens die Herrlichkeit der Natur ankommt, Tezcatlipoca der erſte der Kommenden iſt. Die Trockenheit wirkt dann poſitiv. In dieſem kosmologiſchen Sinne konnte man ihn

wohl als den Weltſchöpfer, und als die Weltſeele auffaſſen, auf welchen Kreislauf der Einen Natur auch die Schlangen an ſeinem Leib ſich beziehen dürften. Bei Tlaloc dem Waſſergotte, ſeinem andern Bruder, zeigt ſich eine ähnliche Vereinigung der beiden Seiten, nur im umgekehrten Verhältniß. Beim Waſſergotte tritt natürlich die entgegengeſetzte Seite als beim Gott der Dürre in den Vordergrund, die poſitive, er iſt vorzugsweiſe der Segenſpender. Aber er hält auch den Regen zurück, wie oft Aeolus die Winde verſchloſſen hält, er ſäumt oft lange, bis er kommt, und iſt ein grimmiger Gott, der viele Verehrung fordert, und nur durch Menſchenopfer, durch dargebrachte zarte Kindlein erweicht und herbeigelockt werden kann. Dieſe Vereinigung beider extremen Seiten finden wir bei manchen griechiſchen Göttern ſowohl von demiurgiſcher Bedeutung, wie Dionyſos, als auch namentlich bei Göttern des Todes, beim unterirdiſchen Zeus, bei Hades und Perſephone, welche letztere einen Theil des Jahres in der Unterwelt ruht, den andern bei den Göttern zubringt. Und ſo iſt auch der Indiſche Feuergott Schiwa ſowohl der Zerſtörer, als auch der Erwärmer und Beleber.

Man kann auch mit Wuttke die Analogie des Sonnengottes hieher ziehen, und ſelbſt einige Verwandtſchaft, wenn auch nicht Identität, Tezcatlipocas mit demſelben annehmen. Denn die Sonne wirkt auf dieſelbe Weiſe wohlthätig belebend, und dann wieder ſengend und verdorrend, als ein wahrer Verderber und Apollo. Das rauchende Herz des dem Tezcatlipoca dargebrachten Menſchenopfers wird ja der Sonne hingehalten. Die dürren Kränze der Maisſtauden bezeichnen eben ſo gut die Sonnenhitze. Und wie der alles ſehende Helios ſieht auch Tezcatlipoca alles in ſeinem Spiegel. Glänzender (φοῖβος) Spiegel wäre keine unnatürliche Benennung für den Sonnengott. Wie bei den Sonnenbildern war auch an ſeinem Bilde die Bruſt mit maſſivem Golde bedeckt. Sein Haar war wie bei Apollo und Helios mit einer goldenen Schnur zuſammengebunden. Wie Apollo erſcheint er als ſchöner Jüngling ſowohl als auch mit den Pfeilen. Jährlich erhielt ſein Bild ein neues Gewand, wie die Sonne alljährlich neu ſich wandelt. Im Mai, wenn die Regen kommen und der Gott ſtirbt, verbirgt ſich die Sonne; im October, wenn die Sonne vom azurnen Himmel ihre Pracht entfaltet und der bunten Erddecke mittheilt, dann ziehen die Götter ein, und an ihrer Spitze Tezcatlipoca; wenn endlich Ende Decembers Huitzilopochtli mit der Vegetation ſtirbt, da wird der Sonnengott gewöhn-

lich geboren, und auch Tezcatlipoca nimmt dann neue Kraft, neues Wachsthum. Wenn er ferner ein Lied beſitzt, bevor noch die Menſchen Muſik und Geſang aus dem Sonnenhauſe ſich verſchafft haben, ſo muß er doch wohl ſelbſt mit dieſer Heimat der Muſik, ſo gut wie der Muſik und Geſang ſchirmende Apollo, in inniger Verbindung geſtanden haben. Darum flehte man ihn auch an, daß er die tapfern Krieger mit Liebe und Ehre in die Wohnungen des Sonnenhauſes aufnehmen und ſie dort mit den Helden der Vorzeit verſammeln möchte. In demſelben Gebete werden abwechſelnd er und die Sonne Herrſcher genannt.

Ohne nun gerade mit Wuttke den Tezcatlipoca als einen perſonifizirten Sonnengott zu denken (obſchon ich dieſe Anſicht nicht falſch zu nennen wage), ſo iſt doch wenigſtens aus allem Obigen anſchaulich geworden, wie der Naturgott Tezcatlipoca mit ſeinem Einfluß auf die Jahresvegetation mit der Sonne in der innigſten Beziehung ſteht. Wie Apollo der Verderber ſein eigenthümliches helleniſches Weſen in ſeiner Perſonifikation ſo ſehr entwickelte, daß viele darob die natürliche Grundlage verkennen, ſo kann auch der Verderber Tezcatlipoca unter Aztekiſchen Händen nach und nach ein ähnliches Schickſal erfahren haben, doch immer ſo, daß ihn noch ſein Name in ſeiner Eigenthümlichkeit verriethe. Doch läßt ſich der Name des glänzenden Spiegels auch ohne direkte Beziehung auf die Sonne erklären. Auch bei den Alten hatte der Spiegel eine demiurgiſche Bedeutung. Als Dionyſos im Spiegel ſein Bild bemerkte, ſchuf er nach demſelben dieſe ſchöne Welt. Creuzers Symbolik III, 409. 447. 528 ff. Nach einer Indiſchen Kosmogonie betrachtet ſich das Urweſen in einem Spiegel, und wie es ſich ſchaut, wird es als Schöpferkraft thätig. Bohlen, altes Indien I, 161. 164. Bähr moſaiſche Symbolik I, 495 ff. Wer aber dieſen klaren und conſequenten Pantheismus, zumal mit dieſem kosmogoniſchen Element, den Mexikanern nicht zutrauen kann, wird ſich leicht zu der Grundlage der Sonne für das Weſen Tezcatlipocas hingezogen fühlen, und ohne Schwierigkeit die Andeutungen Wuttke's weiter auszuführen im Stande ſein. So hatte Moloch auf der Stirne einen glänzenden Stein, wie Theophylakt zu Apoſtelgeſch. VII, 43 nach Cyrillus berichtet, welcher Steiu entweder, wie Theophylakt will, den Heſperus bedeutet, εἰς ἑωσφόρου τύπον, oder nach Seldenus de Diis Syris I, 6 die Sonne.

§. 111. Der Kultus. Die Opfer.

Aus dem Bisherigen iſt im Einzelnen vielfach der Charakter der Götterverehrung ſichtbar hervorgetreten. Es ſind jetzt nur noch die vereinzelten Züge desſelben zuſammenzufaſſen.

Wie bei den Peruanern iſt auch bei den Mexikanern der Kultus der eines Kulturvolkes, in den verſchiedenſten Beziehungen des Orts und der Zeit, ſo wie der denſelben vermittelnden Perſonen, geregelt und feſtgeordnet.

Bei den Mexikanern erſcheint die Wichtigkeit des Kultus in der Naturreligion ſehr bewußt. Das ganze Verhältniß der Menſchen zu der Gottheit und ſomit zur ganzen Natur iſt rein und allein durch den Kultus bedingt. Wie bei dem alten Zendvolke, ſo bewirkt auch nach der Anſicht der Mexikaner der Kultus, daß die Natur in ihrem Geleiſe bleibt, was bloß bei den ſeit Confucius ſchon mehr moderniſirten und moraliſirenden Chineſen von der Sittlichkeit der Herrſcher abhängig gemacht wird. Vgl. Stuhr Unterſuchung über die Urſprünglichkeit der Sternkunde unter den Chineſen u. ſ. w. S. 35 ff. Bei den Azteken ſchwor daher der König, daß er die Religion der Vorfahren ſchützen, und bewirken wolle, daß die Sonne ihren Lauf gehe, daß die Wolken regnen, die Flüſſe fließen, die Früchte reifen. Clavig. I, 465 nach Gomara.

An der Spitze des Kultus ſtanden auch hier die Opfer als Gaben, durch die die Gunſt der Götter gewonnen wird. Wir haben ſchon geſehen, wie zur Zeit der Blüthe des Majageſchlechtes neben den unblutigen Opfern auch zahlreiche blutige gebracht wurden. Unter den Tolteken waren zwar die unblutigen vorherrſchend, aber auch zahlreiche blutige wurden dargebracht. Und unter den ſpäter eingewanderten Völkern, bei denen die blutigen Opfer, namentlich die Menſchenopfer, ſtark vorherrſchen, ſind auch die unblutigen ſehr beliebt. Beſonders ſagten dem Geſchmacke und dem Charakter der Azteken die Blumenopfer zu, wie ſchon früher den Tolteken. Blumengeſchenke waren überhaupt ſehr beliebt, der König erhielt Blumen als Tribut, mit Blumen wurden daher auch die Götter beſchenkt und geſchmückt. Man glaubte daher den Cortes nicht angemeſſener als mit Blumen bei ſeinem feierlichen Ein-

zuge empfangen zu können. War doch die Mutter des großen Nationalgottes die Blumengöttin, und bezog sich ja weit mehr als die Hälfte der Feste und Mythen auf das Pflanzenleben! Dahin gehören auch die Räucherungen von Kopalgummi, welche täglich in jedem Hause vom Hausvater, viermal täglich in den Tempeln von den Priestern dargebracht wurden. Häufig sind auch die Opfer von Früchten, Sämereien, namentlich die Erstlinge der Früchte, in Menge zubereitete Speisen, die für die Götter bestimmt, und von den Priestern verspeisten wurden. Auch beschenkte man die Götter mit schönen Papageienfedern und Juwelen. Jeder erste Bissen bei der Mahlzeit war dem Gotte des Feuers gewidmet. Von blutigen oder Thieropfern sind die Wachtelopfer die am häufigsten erwähnten, welche täglich für die Sonne, dann auch für den Feuergott gebracht wurden, und nach dem Mythus eben so alt sind wie die gegenwärtige Sonne. Dem Huitzilopochtli wurden Falken geopfert, der Mixcoatl oder Jagdgöttin Hasen, Kaninchen und Rehe. Vgl. Acosta V, 18. Diaz I, 224 ff. Clavig. I, 349. 381. 388. 393 ff. 400. 418 ff. 421. Humboldt Monum. 40. a. A. 349. 394. Prescott I, 110. 270. 491. 496. Robertson II, 351. Klemm V, 104, Wuttke I, 268.

---

§. 112. Der Kultus. Fortsetzung. Die Menschenopfer.

Die bedeutendsten und den Göttern wohlgefälligsten Opfer bei den Azteken sind die Menschenopfer. Da nirgends, so viel wir wissen, diese Opfer den gleichen Höhepunkt erreicht haben wie hier, so liegt es in unserm Interesse, dieselben genauer anzusehen und ausführlicher zu behandeln. Ueberall bei allen heidnischen Völkern fanden sich in den Urzeiten Menschenopfer, aber nirgends sind sie von der Geschichte in diesem Grade vorgefunden worden. Daraus ist keineswegs zu schließen, daß sie nicht ebenfalls anderswo in einem solchen analogen primären Kulturstand vorgekommen seien, sondern im Gegentheil lassen die aztekischen Menschenopfer auch Blicke auf die Lage der Dinge bei andern Völkern in einem ähnlichen Stadium der Entwicklung thun.

Während nun die meisten Schriftsteller mit Abscheu und Schauder von diesen Menschenopfern reden und sie gar nicht begreifen können,

während die alten Spanier sie als Teufelsdienst bezeichnen, der mit Feuer und Schwert auszurotten sei, — während die Neuern dieselben mehr mit sentimentaler Weichheit bejammern, stellt sich Wuttke allerdings dadurch auf einen richtigern Standpunkt, daß er dieselben zu begreifen sucht. Aber ich weiß nicht, ob er nicht wiederum zu weit geht, und da eine sittliche Kraft, und ein religiöses Abhängigkeitsgefühl erblickt, welches die Nichtigkeit des Irdischen im Gegensatz zu den höhern Mächten kund thue, wo ursprünglich und wesentlich viel rohere Motive diese Art Gottesdienst hervorbrachten, der dann allerdings im Verlauf geregelt wurde, und die Beziehung auf die individuelle Rohheit verlor. Zwar erkennt es Wuttke an, daß in diesem Heidenthum zumal das Göttliche dem Menschlichen mit schauerlicher Fremdheit entgegenstehe, aber er faßt das Menschenopfer doch immer von dem Standpunkte des Geopferten aus, gleichsam als wäre es ein freiwilliges. Da es aber der Regel nach dieses nicht ist, sondern eine Gabe der Opfernden an den Gott, die dem Gotte zu lieb, und nicht des Geopferten wegen, geopfert wird, so stellt es nicht die Nichtigkeit des Irdischen dar, sondern im Gegentheil den hohen Werth des irdischen Fleisches und Blutes und seines Genusses für den Gott, die Befangenheit seines Bedürfnisses im Irdischen. Und der Mensch weiht diesem Bedürfnisse des Gottes nicht sich selbst, sondern Kriegsgefangene, Sklaven, gekaufte Kinder, die er wie andre Habe und Eigenthum dem Gotte als Geschenk darbringt und sich dadurch dessen Wohlwollen erwirbt. Das ist die aztekische, überhaupt die ursprünglich heidnische Anschauung bei den Menschenopfern, die nicht durch Vermengen unsers Standpunktes mit dem ihrigen in moderne Denkweise hineingezogen werden darf.

Darum haben wir uns die historischen Verhältnisse der Menschenopfer vollständig zu vergegenwärtigen, indem nur auf dieser historischen Basis ein kritisches Urtheil über diese Naturerscheinung des Menschengeschlechtes im Allgemeinen und der Azteken im Besondern möglich ist.

Man kann hier als bekannt voraussetzen, daß nach den neusten Untersuchungen die Menschenopfer in den Urzeiten bei allen Völkern und Rassen, zähle man sie nun zu den aktiven oder passiven, statt fanden. Wir finden sie von den Mongolen bis nach Vorderasien, bei allen asiatischen und allen europäischen Völkern, am zahlreichsten bei solchen, die im ersten Kulturstadium standen, wie Celten, und noch jetzt herrschen sie wie vor tausend und tausend Jahren bei den Schwarzen in Afrika. In Ame-

rika haben wir dieſelben überall nachgewieſen, im Norden wie im Süden, im Oſten wie im Weſten, bei Wilden wie bei Kulturvölkern. In Centralamerika beſonders, und namentlich auch bei den Urvölkern im Mexikaniſchen Reiche fanden wir ſie in Verbindung mit dem Dienſte der Sonne, welche Verbindung auch die Azteken beibehalten hatten, ebenfalls im Dienſte der Centeotl und des Tlaloc. Die Beſchreibung der Menſchenopfer in Yucatan, wie ſie der Geſchichtſchreiber Cogolludo giebt, ſtimmt ſehr mit der Mexikaniſchen überein. Die zu opfernden Menſchen wurden auf den Opferſtein gehoben, das Schlangenhalsband auf den Hals gelegt, vom Oberprieſter die Bruſt aufgeſchnitten, das noch dampfende Herz herausgeriſſen, der Sonne dargehalten, und dann dem Götzenbild ins Geſicht geworfen. Stephens Centralamerika II, 184 ff. Yucatan Cap. 14. Auch erinnern wir uns, daß das nordiſche, den Azteken verwandte Volk der Chichimeken einen Mythus erhalten hatte, nach welchem die Menſchenopfer ſo alt ſind als die gegenwärtige Sonne, welche dieſelbe gleich anfangs forderte, d. h. der urälteſte Sonnenkultus forderte ſie. Durch dieſe Thatſachen fällt aber die ſo häufig ausgeſprochene Behauptung von ſelbſt, als ob die Menſchenopfer erſt von den Azteken in der hiſtoriſchen Zeit, und ſeit ihrem Erſcheinen in Anahuac aufgebracht, und den andern Völkern aufgedrungen worden wären. Wohl hat dieß wilde und barbariſche, wohl einerſeits aber nicht auch anderſeits gutmüthige Volk der Azteken darin ſich ausgezeichnet, daß es nicht wie andere ſpätere Kulturvölker, wie die Peruaner unter den Inkas, und die Tolteken in Centralamerika, die Menſchenopfer zurückzudrängen verſucht hätte, welches doch überall der naturgemäße Fortſchritt der Kultur war, ſondern daß es dieſelben mit unerhörtem Fleiße kultivirte, und allen geſittetern Beſtrebungen entgegentrat. Aber ſo wenig haben die Azteken erſt in Anahuac die Menſchenopfer eingeführt und aufgebracht, daß ſie vielmehr mit den aus dem Norden mitgebrachten andere verbanden, die ſie in Centralamerika vorfanden.

Es iſt ſchon bei der Religion der Rothhäute, und bei der des Majageſchlechtes, auch anderswo, von dem Zuſammenhange der Menſchenopfer mit der Anthropophagie die Rede geweſen. Nicht als ob alle Menſchenopfer in dieſem Zuſammenhange ſtänden, oder als ob nicht bei ſpäterer Entwicklung eine andere Anſchauung ſich geltend hätte machen können, beſonders wenn einmal die Anthropophagie aus dem gewöhnlichen Leben entſchwunden war; — aber letztere iſt immer als eine

der natürlichsten Grundlagen der Menschenopfer anzusehen, sowohl nach dem allgemeinen Begriff und der Natur der Sache, als auch nach einer Menge wörtlicher und symbolischer Aussprüche der Menschenopferer selber.

Es erklärt sich nämlich schon psychologisch der Ursprung und die einfache Idee der Menschenopfer am einfachsten aus der Anthropophagie. Der Mensch giebt überhaupt im Opfer einen Theil dessen, das er selbst zu genießen pflegt, den Göttern, die er sich in allem den gleichen Bedürfnissen und Neigungen unterworfen denkt. Man dachte sich überall, daß die Götter die Opfer genössen, den Geruch des Weihrauchs röchen. Wegen der ihr gebrachten Ziegenopfer hatte Hera den Beinamen der Ziegenesserin (αἰγοφάγος) erhalten, und so Herakles den des Rinderfressers, der auch im aitiologischen Mythus deßwegen einen ganzen Ochsen verzehrt. Diese einfache Grundlage der heidnischen Opferidee, in die alle anderen größtentheils hineinfallen, hat in neuerer Zeit auch K. Friedrich Hermann erkannt in den gottesdienstlichen Alterthümern der Griechen §. 24. Wenn es nun Menschen giebt, und gab, die Menschenfleisch aßen, und gern aßen, und mit religiösem Sinne aßen, so ist es natürlich, daß sie auch den Göttern davon mittheilten, um sie zufrieden zu stellen. Die Anthropophagie ist aber nicht etwas Vereinzeltes in den Primärzuständen, besonders der Wilden, sondern findet sich einheimisch in allen Welttheilen, in Indien, bei den Skythen, Galatern, Tartaren und Samojeden, bei den Australiern, den Negern in den verschiedensten Theilen Afrikas, bei den heidnischen Ungern. L'esprit des Usages etc. Londres et Paris, 1785. T. I. p. 15 ff. Klemm I, 307. Endlicher scriptores rerum ungaricarum. a. A. Prescott II, 443. Pauw I, 212. Snellgrave, und Sommerat über Guinea. Meiners II, 85. 86. 88. Monographie 1785. Oldendorp Geschichte der Mission auf den karaib. Inseln 25. 306. Junghuhn Batta-Länder II, 155 ff. Pallas II, 326. I, 227. A. Gellius IX, 4, 6. Ptolemäus VII, 2 §. 27. 28. 31. Herodot IV, 62. 64 ff. Ausland 1831. 1243. In Amerika haben wir die Anthropophagie bei allen Wilden, und in Ueberresten aus vorkulturlichen Zuständen angetroffen. Herder selbst gesteht, daß vielleicht die meisten Nationen das Fleisch ihrer Brüder fraßen. Ideen Bch. 9, 1. 5. Wilde Jäger- und Fischervölker werden nicht selten durch die Noth, besonders durch den Mangel an thierischer Nahrung dazu getrieben, wie in Neu-Seeland. Ein solcher Nothzustand begründet aber noch nicht eine stehende Sitte. Andere verzehrten die Asche ihrer Todten, oder das

Fleiſch ihrer Eltern aus Liebe zu ihnen, indem man auf dieſe Weiſe der Eigenſchaften derſelben hoffte theilhaftig zu werden. Herodot III, 38. 97. Duden Europa I, 390. 393. Kraft Sitten der Wilden 112. L'esprit des usages I, 14. III, 306. Ausland 1832. I, 52. b nach Ranking. Oben S. 209. 262. Mehr wirkte das gränzenloſe Rachegefühl. Die mit den Spaniern verbündeten Tlaskalteken fraßen die Leichen der Azteken als ihre gewöhnliche Mahlzeit, Cortes II, c. 14. 28. 33. 35. 36. An manchen Orten erzeugte auch die Gewohnheit jene unheimliche und abgefeimte Lüſternheit nach Fleiſch und Blut von Menſchen. Humboldt Anſichten 2. Ausg. B. I, 44. 264. Wuttke I, 287. Prescott II, 443. I, 63. 124. Klemm I, 244. 179. Junghuhn 158. Daſſelbe Verlangen nun ſchrieb man den Göttern zu. Wenn die nordamerikaniſchen Wilden die Gefangenen zu Tode gemartert haben, rufen ſie den Geiſtern ihrer gefallenen Krieger, ſich nun ſatt zu trinken an dem Blute ihrer Feinde. Meiners II, 89. Charlevoix Journal 247. Die alten Perſer riefen dem heiligen Feuer zu, wenn ſie ihm Menſchen opferten: Feuer, Herr, iß! Maximus Tyrius 8, 4, S. 83. Nach dem Calica Purana ſpricht bei dem Menſchenopfer, das die Schiwaiten der Göttin Kali darbringen, der Opferprieſter: Trinke das Blut, iß auf und gieb uns Sicherheit! Der alte in Böotien verehrte Zeus Laphyſtios hieß der Gefräßige bloß wegen früher ihm dargebrachter Menſchenopfer, Pauſan. I, 24. 2. IX, 34, 4; und Lycaon, der ſein Kind dem Zeus als Speiſe vorgeſetzt, weist auf dieſelbe urſprüngliche Anſicht, die dann freilich nach Umgeſtaltung der Zeusreligion verabſcheut wurde, indem der Helleniſche Mythus den Lycaon in einen Wolf verwandelte. Bei den Celten glaubte man, daß die Götter, namentlich die Feen, den Leib aufſchnitten und das Herz fräßen, Schreiber Taſchenbuch V, 13. 19. 34. 83. 108. 186; von zwei ſchwarzen Vögeln, die eine celtiſche Gottheit darſtellten, der man Menſchen opferte, ſagte man, daß ſie täglich zum Mittagsmahl zwei Menſchen verzehrten, und eben ſo viele zum Abendbrot, Eckermann III, 2. 232. Bei den Völkern der Südſee herrſchte der Glaube, daß die Götter in der Unterwelt den Menſchen das Fleiſch von den Knochen mit Muſcheln abkratzten und verſpeisten. Meinicke die Südſeevölker S. 20 nach Freycinet und Cook. Dieſelben hatten auch den Glauben des Vampyrismus, daß nämlich die Seelen der Verſtorbenen ſich bei Nachtzeit in die Hütten der Lebendigen einſchlichen, und ihnen das Herz und die Einge-

weide aus dem Leibe fräßen. Forſters Beobachtungen S. 470. Meiners I, 303. Die Irokeſen beteten bei den Menſchenopfern: Dir, o Geiſt Arieskoi, ſchlachten wir dieſes Opfer, damit Du von deſſen Fleiſch geſpeiſet, und dadurch bewogen werdeſt, uns fernerhin gegen unſere Feinde Glück und Sieg zu ſchenken. Hazart II, 478. Vgl. oben S. 85, beſ. 143 ff. 212 ff. 263. 282 ff. Wie im Mexikaniſchen Reiche lebendige Thiere, welche göttliche Ehre genoſſen, mit Menſchenfleiſch gefüttert wurden, (vgl. auch oben S. 258 über Braſilien) ſo goß man das Blut in den Mund der Götzenbilder, oder beſtrich ihre Lippen mit demſelben, bot ihnen das Herz dar, das man ihnen in den Mund ſteckte. Als beim Kampfe der Tlaskalaner gegen die Spanier erſtere ſahen, daß es letztern an Lebensmitteln gebrach, ſchickten ſie ihnen einen bedeutenden Vorrath von Mais zu, weil ſie ſich einerſeits ſchämten, einen von Hunger entkräfteten Feind anzugreifen, anderſeits ſie ihre Götter durch keine ausgehungerten Schlachtopfer entehren wollten, ſo wenig als ihnen ſelbſt ein ſo abgemergeltes Wildpret ein Leckerbiſſen ſein würde. Robertſon II, 46 nach Gomara und Herrera. Als Montezuma den Cortes für den Quetzalcoatl, und die Spanier für Götter hielt, ſandte er einige Menſchen, um ſie vor dem angekommenen Gott zu ſchlachten, im Falle nämlich, wenn die Geſandten merken ſollten, daß es ihm wohlgefällig wäre, und er Blut zu trinken verlangte. Auch gab man den Spaniern mit Menſchenblut beſprengte Maiskuchen, die ſie, als ſie das Blut rochen, mit Ekel ausſpieen. Solches berichtet Sahagun nach inländiſchen Quellen. Ausland 1831. 1054. b. Auch haben wir früher geſehen, daß es in dem Gebete an Tezcatlipoca hieß, die in den Schlachten Gefallenen ſollten mit ihrem Fleiſch und Blut die Götter des Himmels und der Unterwelt, Sonne und Erde ſpeiſen, denn dazu ſeien ſie geboren. Ausland 1831. 1027.

In der Regel findet man überall bei den Menſchenfreſſern auch Menſchenopfer, und umgekehrt laſſen Menſchenopfer wenigſtens auf das frühere Vorhandenſein der Anthropophagie ſchließen. Schon der ältere Plinius (H. N. VI, 17) bemerkt, daß Menſchenopfer und Menſchenfreſſen ganz nahe an einander liegen. Sextus Empiricus adv. Math. II, 31. IX, 15 ſchreibt die Anthropophagie den ältern Griechen ganz allgemein zu. Im Mythus aß Tydeus von dem Fleiſche ſeines Feindes Menalippos (Schol. Pind. Nem. 10. 12.), oder er verzehrt ſein Gehirn. Apollod. III, 6. 8. Vgl. Euſtath. S. 1273. 2. Und eben ſo

wird in dem homeriſchen Mythus von den das Land nicht bebauenden, rieſenhaften, den Zeus nicht ehrenden, menſchenfreſſenden Kyklopen ſich eine Ueberlieferung von alten Religionszuſtänden erhalten haben. In Egypten hat nach Diodor I, 14 Oſiris die Anthropophagie abgeſchafft, d. h. der Oſirisdienſt. In neuerer Zeit haben Forſcher, die man wohl nennen darf, die Anſicht von dem nothwendigen Zuſammenhang der Menſchenopfer mit der Anthropophagie beſtätigt gefunden. Forſter ſprach denſelben Gedanken aus in Beziehung auf die Südſeeinſulaner, und ſein Schluß iſt durch eine aufgefundene inländiſche Sage beſtätigt worden. Reiſe um die Welt Bd. II, S. 323 ff. Denſelben Zuſammenhang weist auch Meinicke bei den Südſeevölkern S. 43, nach. Pallas in den Sammlungen Bd. II, S. 226, und Schreiber in ſeinem Taſchenbuch Bd. V, 53 bekennen ſich zu derſelben Anſicht hinſichtlich der Menſchenopfer der Kalmüken und der Celten. Andere nicht zu überſehende Gewährsmänner dieſer Anſicht ſind Friedrich Auguſt Wolf in dem Aufſatz über den Urſprung der Opfer, Vermiſchte Schriften S. 270, H. G. Bent, der eine Monographie über die alten Menſchenopfer geſchrieben hat, Weimar 1834. Duden, Europa u. Deutſchland S. 387 ff. Pauw recherches I, 210 ff. Die Anthropophagie verlor ſich allerdings insgemein früher als die Menſchenopfer; im Heidenthum ſiegte die Humanität, da wo ſie ſiegte, oft gegen die Religion, die Humanität kam in die Religion, nicht aus der Religion, die Religion widerſtand auch den guten Neuerungen. Sobald die Menſchen zu Kulturvölkern werden, entſagen ſie der Anthropophagie. Wenn ſich dieſelbe am längſten bei den Opfermahlzeiten erhielt, ſo beſtätigt dieſe Erſcheinung unſere Anſicht. Viel ſchwerer noch hält es, die Menſchen von den Menſchenopfern, als von der Anthropophagie abzubringen. Das religiöſe Gefühl verbietet es dem Naturmenſchen. Die Franken behielten ihre Menſchenopfer noch bei, auch nachdem ſie Chriſten geworden waren, bis auf die Zeit Prokops. Bell goth. II, 25; — daſſelbe wird von den Gothen berichtet, Grotii hist. Goth. S. 617. Meiners II, 93. Und ſo muß gegen Bähr, Wuttke u. v. A. die Anſicht auf das Beſtimmteſte feſtgehalten werden, daß die Menſchenopfer allerdings als ein Ueberbleibſel früherer Wildheit anzuſehen ſind, und von allen humaniſirten Nationen, Heiden, Juden, Chriſten und Muhamedanern mit Recht und von jeher ſo angeſehen worden ſind. Der allerdings tiefere Sinn derſelben liegt in ihrer religiöſen Beziehung, die mit der perſönlichen Faſſung und Anthropomorphirung

der Götter zuſammenhängt, — aber dieſer tiefere Sinn beſteht mit der Rohheit und Wildheit, und muß in Verbindung mit ihr, und in Verbindung mit den kindiſch rohen Vorſtellungen, Gefühlen und Trieben aufgefaßt werden, und nicht nach metaphyſiſchen Spekulationen von der abſoluten Nichtigkeit des Irdiſchen, die jene Menſchen ſo wenig als ihre Götter hatten. Die Naturreligion iſt eben durch das Verhältniß des Menſchen zur Natur bedingt.

Sobald nun aber einmal die Anthropophagie außer Uebung gekommen iſt, verlieren die Menſchenopfer ihre natürliche Grundlage, werden auch bei größerer Richtung des Gemüths auf den Kultus gehäſſig, es regen ſich die menſchlichen Gefühle des gewöhnlichen Lebens auch auf dem religiöſen Gebiete, da und dort verſucht ſich Widerſtand, und man wagt es, durch Surrogate, von denen auch ſchon die Rede war, und noch ſein wird, die Menſchenopfer zu erſetzen. Dieß iſt der Zuſtand der Dinge und ſeine Anſchauung bei den Mexikaniſchen Völkerſchaften. Wo noch wilde Jägerſtämme ſich erhalten hatten, wie z. B. unter den Otomiten, da war auch noch im gewöhnlichen Leben Anthropophagie. So ſchreibt Cortes an Karl V., daß dieſes Volk unter anderm Proviant gebratene Kinder mit ſich führte, die auch den Spaniern in die Hände fielen. Vgl. Cortes bei Koppe 337. Dieſelben pflegten das Fleiſch geopferter Kinder auf den Mexikaniſchen Märkten zu verkaufen, wie wir früher geſehen haben. Es erhielt ſich dieſe Unſitte in Amerika in civiliſirtere Zuſtände hinein länger als auf dem öſtlichen Feſtlande offenbar wegen des Mangels an Viehzucht. So hat auch Cook in Neuſeeland durch Einführung von Schweinen dem Kannibalismus Schranken zu ſetzen vermocht. Die Azteken ſelbſt nun und andre Kulturvölker des Mexikaniſchen Reichs hatten dem gewöhnlichen Genuſſe des Menſchenfleiſches ſo ziemlich entſagt. Daß ſie aber das Opferfleiſch von den zahlreichen Menſchenopfern aßen, weiſt auf den von uns angegebenen Urſprung der Sitte hin. Bei dieſen Opfermahlzeiten von Menſchenfleiſch fiel dem Gotte das Herz zu als ſeine einzige Speiſe (über den angeblichen mythiſchen oder aitiologiſchen Grund warum? vgl. Acoſta VII, 5. Majer 1812, 310), das Uebrige erhielten bei Kriegsgefangenen die Sieger, bei Sklaven und Kindern die Eigenthümer. Vgl. Diaz I, 138. II, 73. Rehfues III, 302. Prescott I, 67. Cortes 178. 309. 348. Diaz I, 191. II, 17. Clavig. I, 390. 417. Robertſon II, 337. Der unbekannte Eroberer bei Rehfues III, 302. Man eignete ſich bei ſol-

chen Opfermahlzeiten nicht das fremde Verdienſt zu, wie Wuttke will, ſondern das fremde Fleiſch und Blut, das man an der Tafel des Gottes mitgenoß. Bloß der Theil, den man dem Gotte gab, begründete ein Verdienſt der Opferer, nicht des Geopferten, der weit in den meiſten Fällen als ein Feind des Vaterlandes und des aztekiſchen Kriegsgottes dargeboten wurde. Dieſes Schickſal erlitten auch alle gefangenen Spanier, die Azteken fanden aber ihr Fleiſch bitter wie Galle. Diaz III, 152. Cortes 242. 275. 318. 330. 353. 336. 427. Diaz I, 106. II, 247. 252. III, 37. 52. 96. 142. 151. 155. 166. 182. beſ. 148. 203. 241. IV, 250. 257 ff.

Anthropophagie iſt alſo klar auch bei den Azteken die natürlichſte Grundlage der Menſchenopfer nach der Vorſtellung, daß die Götter die Opfer genöſſen. Bei den Kriegsgefangenen wird das Fleiſch aus Rache genoſſen, und dem Kriegsgotte zum Dank für ſeine Hülfe ſein Antheil zugewieſen. Beim Opfer von Sklaven und Kindern iſt es ein Geſchenk, welches den Gott begütigen, ein drohendes Unglück, beſonders Dürre, abwenden, ein kommendes Glück herbeiführen und beſchleunigen ſoll. Allerdings herrſchte nun bei den alle Rache dem Staate überlaſſenden Mexikanern nicht mehr jenes individuelle Rachegefühl der nordiſchen Rothhäute, welche den Gefangenen nicht genug martern konnten. Die civiliſirten Barbaren handelten nach einem geregelten Kriegsrecht und ritterlichen Kriegsgebrauch, ehrten ſo viel als möglich den Gefangenen, und wieſen ihm ſogar nach dem Tode eine ſelige Wohnung bei dem Kriegsgotte an. Aber die Götter, ſchlimmer als die Menſchen, blieben lüſtern nach Menſchenfleiſch und Menſchenblut, und forderten oft und viel durch ihre Orakel dergleichen Leckerbiſſen zur Stillung ihrer Begierde. Natürlich zeichnete ſich darin der Kriegsgott vor allen andern aus. Die Menſchen aber ehrten die Gefangenen auch noch auf andre Weiſe. Wie bei den Germanen und Römern die Gladiatorenkämpfe ihren Urſprung dem Menſchenopfer verdankten, Tac. Germ. 10. Hartung Rel. der R. I, 51. 170, ſo ſehen wir auch dergleichen Kämpfe in Verbindung mit den Menſchenopfern der Azteken. Gefangenen feindlichen Kriegern nämlich, die man wegen ihrer Tapferkeit und ihres Ranges beſonders ehren wollte, geſtattete man vor der Opferung einen Zweikampf, den ſie auf dem ſogenannten Fechterſtein mit Mexikaniſchen Kriegern zu beſtehen hatten. Gelang es nun dem fremden Krieger nach einander ſechs Mexikaner zu beſiegen, ſo wurde er mit Ehren entlaſſen.

Clavig. I, 391. Humboldt Monum. 119 ff. Wuttke I, 272. Prescott I, 62. Da nun der Opfertod an ſich nichts Unehrenvolles hatte, und die Mexikaner den chriſtlichen Abſcheu gegen denſelben gar nicht begreifen konnten, ſo wählten ſogar Männer von Stand freiwillig den Tod des Menſchenopfers. Das ändert aber die Natur des letztern im Geringſten nicht. Man opferte ſich auf, entweder um durch die Hingabe ſeines eigenen Körpers das Vaterland zu retten, für welches der Gott ein Opfer forderte, oder durch einen religiöſen Tod einer Schmach vor den Menſchen zu entgehen. Clavig. I, 222 ff. Prescott I, 67. Meiners kr. Geſch. II, 76 ff.

Es gibt nun allerdings auch noch eine andere Art Menſchenopfer, die an ſich nicht auf der Grundlage der Anthropophagie ruht, wenn nämlich der Geopferte den Gott darſtellt, dem er geopfert wird. Zwar iſt auch dieſe Art mit der andern inſofern in Verbindung geſetzt, als man durch ſie gewiſſe Kriegsgefangene auf beſondere Weiſe ehren will. Wenn nämlich, wie wir ſchon früher erzählt haben, der König mit eigener Hand einen Kriegsgefangenen machte, wurde letzterer als Repräſentant der Sonne verehrt, und mit ihren Inſignien geziert. Die beiden Arten vereinigen ſich einfach ſo, daß der dem Gotte zu Theil gewordene und von ihm verſchlungene Kriegsgefangene in ihn übergeht, und ſchon vorher der Idee nach ſein Weſen mit dem des Gottes vertauſcht. Das iſt aber eigentlich eine Verſchmelzung zweier Arten von Menſchenopfern, die in einander überſpringen. Die den Gott darſtellenden Menſchenopfer ſind der Regel nach nicht Kriegsgefangene, ſondern ausgeleſene Leute, welche den Gott mit ſeinen Inſignien und Kleidern dramatiſch darzuſtellen haben, und zwar ſtellen ſie gewöhnlich den Tod des Gottes dar, ähnlich wie in den griechiſchen Myſterien die Schickſale der Götter, beſonders ihr Tod, mimiſch und ſymboliſch von Menſchen vorgeſtellt wurde, Creuzers Symbolik III, 473 ff., nur daß die Azteken dabei auch die letzte unmenſchliche Conſequenz nicht ſcheuten. Daß das ſo geopferte Menſchenopfer als Opferfleiſch verſpeist wurde, hatte zunächſt keinen andern Sinn, als daß auch bei dieſem Opfer der Gebrauch der Opfermahlzeit feſtgehalten wurde. Die Conſequenz lag aber allerdings nahe, daß die Menſchen dadurch den Gott ſelbſt genöſſen, für welchen Gedanken aber die Azteken wieder eine andere Art von darſtellenden Opfern einführten, die wir gleich unten bei den Surrogaten der Menſchenopfer beſprechen werden, die wir übrigens auch ſchon früher

bei Huitzilopochtli und Tlaloc angeführt haben. Hier verweilen wir noch kürzlich bei den wirklichen Menschenopfern, die den Gott darstellten, und die im Einzelnen uns auch schon früher vorgeführt worden sind. Die Opfer dieser Art sind in ganz Amerika verbreitet. Im Norden kommen sie vor bei den sogenannten Indios bravos, bei denen Sklaven als Stellvertreter der Götter geopfert werden. Meiners kr. Gesch. I, 332. Im Süden fanden wir sie in Brasilien, besonders aber bei den Muyscas, bei denen der fürs Menschenopfer bestimmte Guesa den Bochica darstellte. Bei den Mexikanern wurde der dem Feuergotte in Quautitlan geopferte, und ihn darstellende Sklave wie der Guesa durch Pfeile erschossen. Der Sklave, der den Tezcatlipoca und seinen Tod darstellte, wurde auf ehrenvolle Weise behandelt, und sein Leichnam nicht, wie die der Kriegsgefangenen, die Tempeltreppe hinuntergeworfen, sondern von den Oberpriestern hinuntergetragen. Dazu wurde aus keinem andern Grunde der schönste Sklave ausgelesen, als weil es sich für den Gott nicht anders schickt, und jedes Opfer eines Kulturvolkes, doppelt aber das, welches den Gott darstellte, makellos sein mußte. Auch wurde nicht ein Glücklicher geopfert, sondern ein Sklave, und das Glück, das man ihm seit seiner Auswahl zu Theil werden ließ, galt nicht mehr ihm, sondern dem Gotte, den man in ihm verehrte. Auf ihn selber gab man acht, daß er nicht entfliehe. Ein andres Menschenopfer der Art war das Weib, welches die Göttermutter Teteionan oder Tocitzin darstellte. Sie wurde nicht auf die gewöhnliche Weise wie die Kriegsgefangenen auf dem Opferstein mit Herausschneiden des Herzens geopfert, sondern indem ihr auf den Schultern eines andern Weibes der Kopf abgeschnitten wurde. Die Sklaven nun, die auf solche Weise geopfert wurden, wurden eine geraume Zeit vorher dazu erlesen, erhielten neben allen möglichen göttlichen Ehrenbezeugungen auch alle möglichen menschlichen Freuden, man versah sie mit den ausgesuchtesten Speisen, und verheirathete sie mit jungen Mädchen. Dieß nannte man Nacaxipe Velizli, Acosta V, 21. a. A. Hazart 504, eine Sitte, die wir auch in Brasilien vorfanden. Oben S. 283. Aber auch in der alten Welt begegnen wir ihr in den Hüttenfesten von Vorderasien, bei denen die Gefangenen vor ihrem Opfertode den Genuß von Wollüsten gestattet erhielten. Movers Phönizier I, 480 ff. 493 ff. Von der Sitte, einen für das Menschenopfer freiwillig sich darbietenden Menschen öffentlich aufzufüttern,

die bei den Massilienſern ſtattfand, erzählt Servius zu Virgils Aeneis III, 57.

Das gewöhnliche Verfahren bei Menſchenopfern von Kriegsgefangenen auf dem Tempel Huitzilopochtlis war aber folgendes: Die Opferſtätte war die Höhe des Tempels ſelber. In dieſer Höhe ſtand außer den kleinen Kapellen mit den Götzenbildern Huitzilopochtlis und Tezcatlipocas der Opferaltar oder Opferſtein, ein grüner, oben converer Stein von drei Fuß Höhe, eben ſo viel Breite und fünf Fuß Länge. Clavig. I, 389. Humboldt Monum. 120. Bei jedem Menſchenopfer waren ſechs Prieſter thätig, deren oberſter mit erblicher Würde, Topiltzin, jeweilen den Namen des Gottes führte, dem das Menſchenopfer gebracht wurde. Sobald der zum Opfer beſtimmte Gefangene bei der feierlichen Prozeſſion die Treppen hinauf auf der Plattform angelangt war, wurde das Götzenbild dem Volke gezeigt, damit es ſein Gebet an dasſelbe richten möchte. Die Prieſter aber, alle fünf übrigen in weißen Mänteln und mit ſchwarz gefärbtem Körper, ſtreckten das Opfer über den converen Opferſtein aus, vier hielten ihm Arme und Beine, der fünfte den Kopf, der Topiltzin aber im rothen Mantel öffnete mit dem ſteinernen Meſſer die Bruſt, nahm das Herz heraus, zeigte es des Tags der Sonne, des Nachts den Sternen, und legte es dem Götzenbilde zu Füßen. Darauf ergriff er es wiederum, und ſteckte es mit einem goldenen Löffel in den Mund des Götzen. Vgl. Clavig. a. a. O. Klemm V, 101 nach einer alten Abbildung im Cod. Vat. bei Kingsborough. Mit dem Blute wurden die Thürgeſimſe der Kapelle und das Bild des Gottes beſtrichen. Bisweilen verbrannte man das Herz, und auch die andern Körpertheile, und bewahrte die Aſche. Diaz III, 301. Wuttke 274. Von den Opfermahlzeiten, und von den dem Waſſergott zu Ehren ertränkten Kindern iſt ſchon früher die Rede geweſen.

Die Zahl der Menſchenopfer war durch die Azteken immerfort vermehrt worden, und unter dem letzten Montezuma aufs höchſte geſtiegen. Sie wird aber verſchieden angegeben. Die höchſte Zahl nennen Herrera Dec. III, l. I, c. 16 und Acoſta V, 21, nach welchem an Einem Tage 5000, ja manchmal 20,000 geopfert wurden. Zumaraga, der erſte Biſchof von Mexiko, der bekannte Hieroglyphenverbrenner, macht in einem Briefe vom Jahre 1691 in Davila's Teatro eccles. 126 die Zahl 20,000 aus einer, die an einem Tag vorkommen könne, zu einer jährlichen, ſo auch Gomara cron. c. 229 und Clavig, I, 392,

nur daß ersterer beifügt, daß in einigen Jahren sich die Zahl auf 50,000 ausgedehnt habe. Torquemada mon. ind. VII, 21 läßt sogar jährlich bloß an Kindern 20,000 geopfert werden. Die Kritik pflegt in solchen Dingen der kleinern Zahl den Vorzug zu geben. Da hätten wir uns zunächst am sichersten an den ehrlichen Bernal Diaz IV, 259 zu halten, der nach der Berechnung der Franziskaner, welche in den ersten Zeiten in dem vertrautesten Verkehr und Zutrauen der Inländer standen, die Zahl der regelmäßig alle Jahre geopferten Menschen zu 2500 angibt. Denn wenn der fromme und edle Vertheidiger der Indianer Las Casas (ed. Llorente I, 365. 386) die Zahl bis 50, höchstens 100 hinunterſetzt, so kann dieß, wie auch Prescott und Wuttke zugestehen, bei seiner Tendenzschriftstellerei, Unzuverlässigkeit bei sonstigen Zahlangaben, und Unkenntniß der Mexikanischen Zustände gegen die andern, namentlich Bernal Diaz und die Franziskaner, in keinen Betracht kommen. Die große Verschiedenheit der Angaben der andern rührt großentheils von der Verwechslung ordentlicher und außerordentlicher Fälle her, welche letztere sich in der letzten Zeit so sehr gehäuft hatten. Nach dem Siege über die Anwohner des Mexikanischen Meerbusens wurden auf einmal 6000 Gefangene geopfert. Clavig. I, 266. Das ist aber wenig gegen die Einweihung des großen Tempels Huitzilopochtlis im Jahr 1486. Damals sparte man seit Jahren die Gefangenen zu diesem Zwecke auf. Von allen Seiten hergeschleppt, bildeten sie einen Zug, der eine Meile lang war. Nach Torquemada II, c. 63. vgl. Prescott I, 64 waren es 72,344. Ixtlilxochitl hist. chich. bei Ternaux Comp. XIII, 48 sagt 80,400, so daß in diesem Jahre die Zahl sämmtlicher Menschenopfer über 100,000 gewesen sei. So viel ist gewiß, daß viele Kriege in der hauptsächlichsten Absicht unternommen wurden, sich eine große Anzahl Gefangener zu verschaffen, was sich besonders vor den Krönungsfeierlichkeiten der Könige ereignete. Die Azteken durften sich sogar dafür, daß sie die Tlaskalteken nicht zu unterjochen vermochten, der Ausrede bedienen, sie machten bloß deßwegen mit ihnen nicht fertig, damit sie doch noch irgend woher die gehörige Anzahl Kriegsgefangener zu ihren Menschenopfern herholen könnten. Unter andern seltenen Merkwürdigkeiten eines der religiösen Feste der Azteken bemerkt Clavigero I, 432 als die größte Merkwürdigkeit, daß an demselben keine Menschenopfer stattfanden. Vgl. noch überhaupt Robertson

II, 557. Clavig. I, 392. Rehfues LX. IV, 259. Prescott I, 64. Bullok 140. 147. Wuttke 274. Minutoli Anh. 57.

Noch bestimmter aber vielleicht als aus allen jenen Zahlangaben wird die Menge der Geopferten aus der Masse der aufbewahrten Opferschädel anschaulich. So sah Diaz (II, 89) neben dem großen Tempel des Huitzilopochtli in Mexiko einen zweiten Tempel, in welchem man Menschenschädel und Todtenknochen, die von Menschenopfern herrührten, symmetrisch aufgestellt hatte, beide abgesondert, und in einer Zahl, die nicht zu zählen gewesen. Andre, wie z. B. Andreas de Tapia, ein Offizier aus Cortes Freischaar, und Gonzalo de Umbria, zählten die Schädel, und fanden deren 136,000. Gomara C. 82. Clavig. I, 373, Prescott I, 65. 501. Kingsborough Tab. 80. In einer nicht besonders bedeutenden Stadt zwischen Cempoalla und Tlascala, Xocotlan, fand Diaz II, 192 an 100,000 Schädel so aufgestellt in bester Ordnung, und im gleichen Verhältniß sah man die übrigen Menschenknochen auf einer andern Seite des Platzes aufgeschichtet. Und so hatte jede größere Stadt ihr Gebäude zur Aufbewahrung der Schädel geopferter Kriegsgefangener. Diese Gebäude hießen in Mexiko Huitzompan, an andern Orten Quaxicalco. Clavig. I, 266. 373.

Wie sehr auch die Azteken den Bestrebungen zur Zurückdrängung der Menschenopfer entgegen waren, so hatten sich doch auch bei ihnen mildere Formen derselben in Surrogaten zum Theil von der Urbevölkerung des Majageschlechtes, vielleicht auch von den Tolteken her erhalten. Schon daß bei den Azteken, wie bei den Griechen Verbrecher, Diebe dem Gotte Xipe geopfert wurden, könnte als ein ähnliches Bestreben dieses Volkes angesehen werden, sich auf diese Art durch Opferung solcher zu entledigen, die ohnehin schon dem Tode verfallen waren, wenn nur nicht auch noch andere Opfer neben den Dieben zugleich, und zwar auf sehr grausame Weise diesem Gotte des Reichthums gefallen wären. Clavig. I, 413. Hingegen gehört ganz unzweifelhaft das von der Urbevölkerung her uns schon bekannte Blutlassen hieher, das dem Geschmacke der Azteken besonders zusagte. Wie man mit diesem Blute in Centralamerika die Bilder der Götter bestrich, damit sie es genießen möchten, so besprengten die Azteken damit den Altar. Einige ihrer Priester brachten alle Tage dergleichen Blutopfer, die sie aus den Ohren, Lippen, Zungen, Armen, Beinen gewonnen hatten. Durch solches Blutlassen zeichneten sich die Priester des Quetzalcoatl und die Tlaskalaner

aus. Erſtere pflegten ſich mit großen Dornen, die ſie mit Blut gefärbt auf den Altar niederlegten, freiwillig zu ſtechen. Dieſes Blutlaſſen begegnete uns aber bei vielen Feſten neben dem Faſten als Vorbereitung. Vgl. Robertſon II, 351. Ausland 1854. S. 305. a. nach Braſſeur de Bourbourg. Clavig. I. 386. 396. 400. Wuttke 270. Als ein ſolches Blutopfer iſt auch die Beſchneidung anzuſehen, durch welche die Kinder der Azteken ihrem Nationalgotte geweiht wurden. Wir erinnern uns, daß bei manchen Stämmen der Urbevölkerung neben der Zunge auch die Schamtheile beſchnitten wurden, welches letztere bei den Azteken wegfiel, die bloß andre Körpertheile, gewöhnlich die Bruſt, beſchnitten. Dieſe Blutopfer bei der Einweihung der Kinder für ihren Schutzgeiſt haben ſich auch bis in die neueſten Zeiten im Nagualismus erhalten. Hinter dem Ohre, oder unter der Zunge wurde Blut gelaſſen und geopfert. Ausland 1854. S. 306. a. Endlich iſt ein Surrogat des Menſchenopfers das Opfern eines Götterbildes aus Teig und Saamen, welches verſpeist wurde, denn gewöhnlich und urſprünglich mußte ein Menſch den ſterbenden Gott darſtellen. Bei Griechen und Römern fanden ſich auch dergleichen ſtellvertretende Opferbilder der Götter. C. Fr. Hermann gottesdienſtliche Alterthümer der Hellenen 27, 16. Creuzers Symb. II, 481. 2. Ausg. Th. I, 3. 367. Meiners kr. Geſchichte II, 85. 96. Hartung Rel. der Römer I, 63. Porphyrius de abstinentia II, 55. Macrob. Sat. I, 7. Dionys. Hal. I, 38. Festus voce: ver sacrum. Es iſt früher erzählt worden, wie an einem Feſte der Götter der Berge und des Waſſers kleine Götterbilder aus Teig und Saamen feierlich geopfert wurden. Clav. I, 430, und daß um dieſelbe Zeit, Ende Decembers, ein großes Bild Huitzilopochtlis aus Sämereien geopfert und verſpeist wurde. Hieher gehört auch das aus Saamen, welche mit Blut zuſammengebacken waren, beſtehende Götzenbild, das Montezuma den Spaniern zuſchickte, als er ſie noch für Leute des Quetzalcoatl hielt; wobei als charakteriſtiſch nicht zu überſehen iſt, daß die Sämereien ſolcher Bilder doch mit Menſchenblut zuſammengebacken waren.

§. 113. Der Kultus. Fortſetzung. Gebete, Gelübde, Geſang und Tanz, Muſik.

Die Opfer waren von Gebeten begleitet, zu welchem Theile des Kultus wir nun übergehen. Man kann nicht ſagen, daß in dem Grade, in welchem das Opfer vorherrſcht, überhaupt die Handlung, auch hier wie oft das Gebet, das Wort, das Bewußtſein zurücktrete. Die Azteken waren ein ſehr intelligentes und bewußtes Kulturvolk. Es kommen bei vielen Gelegenheiten Gebete vor, und nicht nur, daß in öffentlichen Dingen Prieſter für das Volk beten, ſondern das Volk ſelbſt betete ſtehende Gebete an verſchiedene Götter, indem es am Fuße des Tempels ſtand, während die Prieſter auf der Höhe. Dergleichen Gebete waren die früher mitgetheilten an Tezcatlipoca, und an Tlaloc. Man betete ſolche Gebete bei Menſchenopfern, Unglücksfällen, Königswahlen, und anderen wichtigen Ereigniſſen. Die äußere Geberde beſtand gewöhnlich im Niederwerfen, aber auch im Knieen, oder man blieb ſtehen, berührte aber mit der rechten Hand den Boden, und führte ſie dann an den Mund, alſo ebenfalls eine Adoration im wörtlichen Sinn. Gewöhnlich war man bei dem Gebete gegen Oſten gekehrt. Der Inhalt des Gebetes betraf Glück und Unglück, bewegte ſich nicht auf dem ſittlichen Gebiete. Vgl. Clavig. I, 364. 389. 399. 434. 437. II, 116. Humb. Mon. 78. 83 a. E. Ausland 1831. 1027. 1041 aus Sahagun. Prescott I, 52. 54 ff. II, 116.

Zu den Gebeten ſind auch die Gelübde zu rechnen, es ſind Gebete, in denen man den Göttern unter gewiſſen Bedingungen Verſprechen macht, um ſie dadurch zu vermögen, die Bedingungen, Gewährung eines angelegentlichen Wunſches, Errettung aus einer Krankheit, Glück im Heirathen, Wohlergehen der Familie, zu erfüllen. In letzterm Falle gelobte man, den Tempel des Gottes Omocatl zu beſuchen, und ihm Weihrauch und Papier darzubringen; oder man gelobte in heiligen Teichen zu baden, wie z. B. im Teiche Tezcapan; auch gelobte man ſeine eigenen Kinder dem Tempeldienſte. Clavig. I, 364. 372. 384. Wuttke 271.

Geſang und Tanz ſind bei allen Naturvölkern ein natürlicher Ausdruck des religiöſen Gefühls, an dem die Götter, wie überhaupt an jeder Fröhlichkeit, ſo gut wie die Menſchen ihre Freude haben. Geſang und Tanz finden ſich übrigens bei allen religiöſen Feſten und Gelegen-

heiten der Mexikaner, doch bei den fröhlichen vorherrschend. Da sangen sie oft fast den ganzen Tag ununterbrochen. Eigene Priester dichteten die Hymnen, andere sangen sie. Clavig I, 371. 380 ff. 417 ff. 535. 541. Humb. Mon. 32. Rehfues II, 281. Mühlenpfordt II, 184.

Besonders suchten sie wie die Peruaner ihre Tänze zu Ehren der Götter künstlich einzurichten. Es gab verschiedene solcher festlichen Tänze, entweder im Kreise, oder in Reihen. Die Adelichen vor allen zogen ihren schönsten Schmuck an, — das Volk tanzte am liebsten wie die Rothhäute in Thierverkleidung. Der kleine Tanz wurde in den Palästen oder Tempeln getanzt, der große auf dem Vorhofe des Tempels, letzterer stellte viele einander einschließende Kreise dar. Am ersten Feste Huitzilopochtlis lernten wir den Tanz der Priester und Jungfrauen kennen, die die fröhliche und die dürre Jahreszeit bezeichneten. Vgl. Clavig. I, 540 ff. 418. Acosta VI, 28.

Auch über die Mexikanische Musik gilt im Ganzen dasselbe, was von der Peruanischen, sie zeigt dieselben Instrumente und denselben Charakter. Das Hauptinstrument war eine Art Flöte, dergleichen in großer Zahl jetzt noch gefunden werden. Dann werden erwähnt Trompetenmuscheln, Hörner, Pauken, Holzcylinder. Der Charakter der Musik entsprach dem der Religion, er war barbarisch, und vorherrschend düster und melancholisch. Nach dem früher erzählten Mythus über den Ursprung der Musik rührte dieselbe aus der Götterwohnung her, und kam zu den Menschen nur durch göttliche Hülfe. Clavig. I, 539. 349. 415 Rehfues II, 281. Th. Gage III, 121. Abbildung von Instrumenten siehe bei Nebel, Minutoli u. a. m.

---

§. 114. Der Kultus. Fortsetzung. Die Götterbilder.

Zum Kultus gehörten die Götterbilder, es scheint keine anderen Bilder als Kultusbilder gegeben zu haben. Auch ihr Charakter entsprach dieser Religionsstufe, namentlich die großen Tempelbilder von Stein, während die Familiengötter, die aus Erde gebrannt waren, mehr aus einer frühern Stufe in diese herüberragen. Die steinernen Tempelbilder waren zum Theil von sehr hartem Stein und mit vielem Fleiße

gearbeitet, andere ſind wieder roh und von poröſem Stein. Metallene Bilder waren ſelten, doch gab es wie in Peru ein goldnes Bild der Sonnenſcheibe und einen ſilbernen Mond. Die größten Bilder ſollen von Holz geweſen ſein. Merkwürdig und eigenthümlich ſind die Götterbilder, die aus Saamen verfertigt und verſpeist wurden. Zur Zeit öffentlichen Unglücks bedeckte man die Götterbilder mit Masken, beſonders beim Tode eines Königs. Von den Attributen der Götterbilder haben wir bei den einzelnen Göttern geſprochen. Gewiſſermaßen als Götterbilder haben wir die Prieſterbilder anzuſehen, welche mit der Haut eines Menſchenopfers bekleidet ſind, denn es iſt immer ein Menſch, der den Gott darſtellt. Hinſichtlich des künſtleriſchen Charakters der Bilder, ſo ſtehen dieſelben im Allgemeinen höher als ihre Malereien, tiefer als die Werke der Architektur. Wie bei den Egyptern ſind die Thiere wahrer und freier aufgefaßt als die menſchlichen Phyſiognomien und Formen, welche letztern den Schlußſtein der Kunſt bilden. Aber auch hier herrſcht Verſchiedenheit nach Zeiten und Völkern. Wir haben geſehen, daß die Bilder der ſüdlichen Urbewohner auf den Ruinen von Palenque, die der Zapoteken, manche die Squier in Centralamerika vorfand, mehr Kunſt verrathen, als die der Tolteken und Azteken, deren Kunſt nur eine, die toltekiſche iſt. Doch finden ſich auch umgekehrte Fälle, wie wenigſtens im Norden, wo das ältere Bild des Tlaloc viel unvollkommener und weniger zierlich gearbeitet war als ein jüngeres. Es bedarf kaum bemerkt zu werden, daß auch bei den fleißigſten Bildwerken die Kunſt ſich nie zur Freiheit des Selbſtzwecks erhoben hat, ſo wenig als dieß bei anderen Barbaren der Fall war. Wenn man auch nicht der wohl mehr zum Spaß gemachten Bemerkung von Solis beiſtimmt, daß die häßlichſten Bilder am meiſten gegolten haben, ſo ſtehen doch die Mexikaniſchen wie alle Amerikaniſchen bedeutend unter denen des alten Egyptens und Vorderaſiens. Eigenthümlich ſind auf den Bildern von Palenque die abgeplatteten Stirnen, wie man ſie auch den Karaiben zuſchreibt. Die meiſten Bilder zeichnen ſich durch ihre großen Naſen aus, die man für etwas Edles und Göttliches hielt, während ſich dieſe Völker ſo wenig als die Oſtaſiaten, die am eheſten Einfluß auf Amerika ausübten, durch größere Naſen vor anderen Menſchen bemerklich machen. Humb. Mon. 48. Cortes 109. 107. Diaz I, 41. 161. II, 74. Acoſta V, 9. Clavig. I, 363. 557. 364. 429. 375. 444. Prescott I, 113. 284. 494. II, 340. 444. Univers 48. 6 ff. 317 b. Rehfues I, 275.

chen Opfermahlzeiten nicht das fremde Verdienſt zu, wie Wuttke will, ſondern das fremde Fleiſch und Blut, das man an der Tafel des Gottes mitgenoß. Bloß der Theil, den man dem Gotte gab, begründete ein Verdienſt der Opferer, nicht des Geopferten, der weit in den meiſten Fällen als ein Feind des Vaterlandes und des aztekiſchen Kriegsgottes dargeboten wurde. Dieſes Schickſal erlitten auch alle gefangenen Spanier, die Azteken fanden aber ihr Fleiſch bitter wie Galle. Diaz III, 152. Cortes 242. 275. 318. 330. 353. 336. 427. Diaz I, 106. II, 247. 252. III, 37. 52. 96. 142. 151. 155. 166. 182. beſ. 148. 203. 241. IV, 250. 257 ff.

Anthropophagie iſt alſo klar auch bei den Azteken die natürlichſte Grundlage der Menſchenopfer nach der Vorſtellung, daß die Götter die Opfer genöſſen. Bei den Kriegsgefangenen wird das Fleiſch aus Rache genoſſen, und dem Kriegsgotte zum Dank für ſeine Hülfe ſein Antheil zugewieſen. Beim Opfer von Sklaven und Kindern iſt es ein Geſchenk, welches den Gott begütigen, ein drohendes Unglück, beſonders Dürre, abwenden, ein kommendes Glück herbeiführen und beſchleunigen ſoll. Allerdings herrſchte nun bei den alle Rache dem Staate überlaſſenden Mexikanern nicht mehr jenes individuelle Rachegefühl der nordiſchen Rothhäute, welche den Gefangenen nicht genug martern konnten. Die civiliſirten Barbaren handelten nach einem geregelten Kriegsrecht und ritterlichen Kriegsgebrauch, ehrten ſo viel als möglich den Gefangenen, und wieſen ihm ſogar nach dem Tode eine ſelige Wohnung bei dem Kriegsgotte an. Aber die Götter, ſchlimmer als die Menſchen, blieben lüſtern nach Menſchenfleiſch und Menſchenblut, und forderten oft und viel durch ihre Orakel dergleichen Leckerbiſſen zur Stillung ihrer Begierde. Natürlich zeichnete ſich darin der Kriegsgott vor allen andern aus. Die Menſchen aber ehrten die Gefangenen auch noch auf andre Weiſe. Wie bei den Germanen und Römern die Gladiatorenkämpfe ihren Urſprung dem Menſchenopfer verdankten, Tac. Germ. 10. Hartung Rel. der R. I, 51. 170, ſo ſehen wir auch dergleichen Kämpfe in Verbindung mit den Menſchenopfern der Azteken. Gefangenen feindlichen Kriegern nämlich, die man wegen ihrer Tapferkeit und ihres Ranges beſonders ehren wollte, geſtattete man vor der Opferung einen Zweikampf, den ſie auf dem ſogenannten Fechterſtein mit Mexikaniſchen Kriegern zu beſtehen hatten. Gelang es nun dem fremden Krieger nach einander ſechs Mexikaner zu beſiegen, ſo wurde er mit Ehren entlaſſen.

Clavig. I, 391. Humboldt Monum. 119 ff. Wuttke I, 272. Prescott I, 62. Da nun der Opfertod an ſich nichts Unehrenvolles hatte, und die Mexikaner den chriſtlichen Abſcheu gegen denſelben gar nicht begreifen konnten, ſo wählten ſogar Männer von Stand freiwillig den Tod des Menſchenopfers. Das ändert aber die Natur des letztern im Geringſten nicht. Man opferte ſich auf, entweder um durch die Hingabe ſeines eigenen Körpers das Vaterland zu retten, für welches der Gott ein Opfer forderte, oder durch einen religiöſen Tod einer Schmach vor den Menſchen zu entgehen. Clavig. I, 222 ff. Prescott I, 67. Meiners kr. Geſch. II, 76 ff.

Es gibt nun allerdings auch noch eine andere Art Menſchenopfer, die an ſich nicht auf der Grundlage der Anthropophagie ruht, wenn nämlich der Geopferte den Gott darſtellt, dem er geopfert wird. Zwar iſt auch dieſe Art mit der andern inſofern in Verbindung geſetzt, als man durch ſie gewiſſe Kriegsgefangene auf beſondere Weiſe ehren will. Wenn nämlich, wie wir ſchon früher erzählt haben, der König mit eigener Hand einen Kriegsgefangenen machte, wurde letzterer als Repräſentant der Sonne verehrt, und mit ihren Inſignien geziert. Die beiden Arten vereinigen ſich einfach ſo, daß der dem Gotte zu Theil gewordene und von ihm verſchlungene Kriegsgefangene in ihn übergeht, und ſchon vorher der Idee nach ſein Weſen mit dem des Gottes vertauſcht. Das iſt aber eigentlich eine Verſchmelzung zweier Arten von Menſchenopfern, die in einander überſpringen. Die den Gott darſtellenden Menſchenopfer ſind der Regel nach nicht Kriegsgefangene, ſondern ausgeleſene Leute, welche den Gott mit ſeinen Inſignien und Kleidern dramatiſch darzuſtellen haben, und zwar ſtellen ſie gewöhnlich den Tod des Gottes dar, ähnlich wie in den griechiſchen Myſterien die Schickſale der Götter, beſonders ihr Tod, mimiſch und ſymboliſch von Menſchen vorgeſtellt wurde, Creuzers Symbolik III, 473 ff., nur daß die Azteken dabei auch die letzte unmenſchliche Conſequenz nicht ſcheuten. Daß das ſo geopferte Menſchenopfer als Opferfleiſch verſpeist wurde, hatte zunächſt keinen andern Sinn, als daß auch bei dieſem Opfer der Gebrauch der Opfermahlzeit feſtgehalten wurde. Die Conſequenz lag aber allerdings nahe, daß die Menſchen dadurch den Gott ſelbſt genöſſen, für welchen Gedanken aber die Azteken wieder eine andere Art von darſtellenden Opfern einführten, die wir gleich unten bei den Surrogaten der Menſchenopfer beſprechen werden, die wir übrigens auch ſchon früher

bei Huitzilopochtli und Tlaloc angeführt haben. Hier verweilen wir noch kürzlich bei den wirklichen Menschenopfern, die den Gott darstellten, und die im Einzelnen uns auch schon früher vorgeführt worden sind. Die Opfer dieser Art sind in ganz Amerika verbreitet. Im Norden kommen sie vor bei den sogenannten Indios bravos, bei denen Sklaven als Stellvertreter der Götter geopfert werden. Meiners kr. Gesch. I, 332. Im Süden fanden wir sie in Brasilien, besonders aber bei den Muyscas, bei denen der fürs Menschenopfer bestimmte Guesa den Bochica darstellte. Bei den Mexikanern wurde der dem Feuergotte in Quautitlan geopferte, und ihn darstellende Sklave wie der Guesa durch Pfeile erschossen. Der Sklave, der den Tezcatlipoca und seinen Tod darstellte, wurde auf ehrenvolle Weise behandelt, und sein Leichnam nicht, wie die der Kriegsgefangenen, die Tempeltreppe hinuntergeworfen, sondern von den Oberpriestern hinuntergetragen. Dazu wurde aus keinem andern Grunde der schönste Sklave ausgelesen, als weil es sich für den Gott nicht anders schickt, und jedes Opfer eines Kulturvolkes, doppelt aber das, welches den Gott darstellte, mackellos sein mußte. Auch wurde nicht ein Glücklicher geopfert, sondern ein Sklave, und das Glück, das man ihm seit seiner Auswahl zu Theil werden ließ, galt nicht mehr ihm, sondern dem Gotte, den man in ihm verehrte. Auf ihn selber gab man acht, daß er nicht entfliehe. Ein andres Menschenopfer der Art war das Weib, welches die Göttermutter Teteionan oder Tocitzin darstellte. Sie wurde nicht auf die gewöhnliche Weise wie die Kriegsgefangenen auf dem Opferstein mit Herausschneiden des Herzens geopfert, sondern indem ihr auf den Schultern eines andern Weibes der Kopf abgeschnitten wurde. Die Sklaven nun, die auf solche Weise geopfert wurden, wurden eine geraume Zeit vorher dazu erlesen, erhielten neben allen möglichen göttlichen Ehrenbezeugungen auch alle möglichen menschlichen Freuden, man versah sie mit den ausgesuchtesten Speisen, und verheirathete sie mit jungen Mädchen. Dieß nannte man Nacaxipe Velizli, Acosta V, 21. a. A. Hazart 504, eine Sitte, die wir auch in Brasilien vorfanden. Oben S. 283. Aber auch in der alten Welt begegnen wir ihr in den Hüttenfesten von Vorderasien, bei denen die Gefangenen vor ihrem Opfertode den Genuß von Wollüsten gestattet erhielten. Movers Phönizier I, 480 ff. 493 ff. Von der Sitte, einen für das Menschenopfer freiwillig sich darbietenden Menschen öffentlich aufzufüttern,

die bei den Massilienſern ſtattfand, erzählt Servius zu Virgils Aeneis III, 57.

Das gewöhnliche Verfahren bei Menſchenopfern von Kriegsgefangenen auf dem Tempel Huitzilopochtlis war aber folgendes: Die Opferſtätte war die Höhe des Tempels ſelber. In dieſer Höhe ſtand außer den kleinen Kapellen mit den Götzenbildern Huitzilopochtlis und Tezcatlipocas der Opferaltar oder Opferſtein, ein grüner, oben converer Stein von drei Fuß Höhe, eben ſo viel Breite und fünf Fuß Länge. Clavig. I, 389. Humboldt Monum. 120. Bei jedem Menſchenopfer waren ſechs Prieſter thätig, deren oberſter mit erblicher Würde, Topiltzin, jeweilen den Namen des Gottes führte, dem das Menſchenopfer gebracht wurde. Sobald der zum Opfer beſtimmte Gefangene bei der feierlichen Prozeſſion die Treppen hinauf auf der Plattform angelangt war, wurde das Götzenbild dem Volke gezeigt, damit es ſein Gebet an dasſelbe richten möchte. Die Prieſter aber, alle fünf übrigen in weißen Mänteln und mit ſchwarz gefärbtem Körper, ſtreckten das Opfer über den converen Opferſtein aus, vier hielten ihm Arme und Beine, der fünfte den Kopf, der Topiltzin aber im rothen Mantel öffnete mit dem ſteinernen Meſſer die Bruſt, nahm das Herz heraus, zeigte es des Tags der Sonne, des Nachts den Sternen, und legte es dem Götzenbilde zu Füßen. Darauf ergriff er es wiederum, und ſteckte es mit einem goldenen Löffel in den Mund des Götzen. Vgl. Clavig. a. a. O. Klemm V, 101 nach einer alten Abbildung im Cod. Vat. bei Kingsborough. Mit dem Blute wurden die Thürgeſimſe der Kapelle und das Bild des Gottes beſtrichen. Bisweilen verbrannte man das Herz, und auch die andern Körpertheile, und bewahrte die Aſche. Diaz III, 301. Wuttke 274. Von den Opfermahlzeiten, und von den dem Waſſergott zu Ehren ertränkten Kindern iſt ſchon früher die Rede geweſen.

Die Zahl der Menſchenopfer war durch die Azteken immerfort vermehrt worden, und unter dem letzten Montezuma aufs höchſte geſtiegen. Sie wird aber verſchieden angegeben. Die höchſte Zahl nennen Herrera Dec. III, l. I, c. 16 und Acoſta V, 21, nach welchem an Einem Tage 5000, ja manchmal 20,000 geopfert wurden. Zumaraga, der erſte Biſchof von Mexiko, der bekannte Hieroglyphenverbrenner, macht in einem Briefe vom Jahre 1691 in Davila's Teatro eccles. 126 die Zahl 20,000 aus einer, die an einem Tag vorkommen könne, zu einer jährlichen, ſo auch Gomara cron. c. 229 und Clavig, I, 392,

nur daß erſterer beifügt, daß in einigen Jahren ſich die Zahl auf 50,000 ausgedehnt habe. Torquemada mon. ind. VII, 21 läßt ſogar jährlich bloß an Kindern 20,000 geopfert werden. Die Kritik pflegt in ſolchen Dingen der kleinern Zahl den Vorzug zu geben. Da hätten wir uns zunächſt am ſicherſten an den ehrlichen Bernal Diaz IV, 259 zu halten, der nach der Berechnung der Franziskaner, welche in den erſten Zeiten in dem vertrauteſten Verkehr und Zutrauen der Inländer ſtanden, die Zahl der regelmäßig alle Jahre geopferten Menſchen zu 2500 angibt. Denn wenn der fromme und edle Vertheidiger der Indianer Las Caſas (ed. Llorente I, 365. 386) die Zahl bis 50, höchſtens 100 hinunterſetzt, ſo kann dieß, wie auch Prescott und Wuttke zugeſtehen, bei ſeiner Tendenzſchriftſtellerei, Unzuverläſſigkeit bei ſonſtigen Zahlangaben, und Unkenntniß der Mexikaniſchen Zuſtände gegen die andern, namentlich Bernal Diaz und die Franziskaner, in keinen Betracht kommen. Die große Verſchiedenheit der Angaben der andern rührt großentheils von der Verwechslung ordentlicher und außerordentlicher Fälle her, welche letztere ſich in der letzten Zeit ſo ſehr gehäuft hatten. Nach dem Siege über die Anwohner des Mexikaniſchen Meerbuſens wurden auf einmal 6000 Gefangene geopfert. Clavig. I, 266. Das iſt aber wenig gegen die Einweihung des großen Tempels Huitzilopochtlis im Jahr 1486. Damals ſparte man ſeit Jahren die Gefangenen zu dieſem Zwecke auf. Von allen Seiten hergeſchleppt, bildeten ſie einen Zug, der eine Meile lang war. Nach Torquemada II, c. 63. vgl. Prescott I, 64 waren es 72,344. Ixtlilxochitl hist. chich. bei Ternaux Comp. XIII, 48 ſagt 80,400, ſo daß in dieſem Jahre die Zahl ſämmtlicher Menſchenopfer über 100,000 geweſen ſei. So viel iſt gewiß, daß viele Kriege in der hauptſächlichſten Abſicht unternommen wurden, ſich eine große Anzahl Gefangener zu verſchaffen, was ſich beſonders vor den Krönungsfeierlichkeiten der Könige ereignete. Die Azteken durften ſich ſogar dafür, daß ſie die Tlaskalteken nicht zu unterjochen vermochten, der Ausrede bedienen, ſie machten bloß deßwegen mit ihnen nicht fertig, damit ſie doch noch irgend woher die gehörige Anzahl Kriegsgefangener zu ihren Menſchenopfern herholen könnten. Unter andern ſeltenen Merkwürdigkeiten eines der religiöſen Feſte der Azteken bemerkt Clavigero I, 432 als die größte Merkwürdigkeit, daß an demſelben keine Menſchenopfer ſtattfanden. Vgl. noch überhaupt Robertſon

II, 557. Clavig. I, 392. Rehfues LX. IV, 259. Prescott I, 64. Bullok 140. 147. Wuttke 274. Minutoli Anh. 57.

Noch bestimmter aber vielleicht als aus allen jenen Zahlangaben wird die Menge der Geopferten aus der Masse der aufbewahrten Opferschädel anschaulich. So sah Diaz (II, 89) neben dem großen Tempel des Huitzilopochtli in Mexiko einen zweiten Tempel, in welchem man Menschenschädel und Todtenknochen, die von Menschenopfern herrührten, symmetrisch aufgestellt hatte, beide abgesondert, und in einer Zahl, die nicht zu zählen gewesen. Andre, wie z. B. Andreas de Tapia, ein Offizier aus Cortes Freischaar, und Gonzalo de Umbria, zählten die Schädel, und fanden deren 136,000. Gomara C. 82. Clavig. I, 373, Prescott I, 65. 501. Kingsborough Tab. 80. In einer nicht besonders bedeutenden Stadt zwischen Cempoalla und Tlascala, Xocotlan, fand Diaz II, 192 an 100,000 Schädel so aufgestellt in bester Ordnung, und im gleichen Verhältniß sah man die übrigen Menschenknochen auf einer andern Seite des Platzes aufgeschichtet. Und so hatte jede größere Stadt ihr Gebäude zur Aufbewahrung der Schädel geopferter Kriegsgefangener. Diese Gebäude hießen in Mexiko Huitzompan, an andern Orten Quaxicalco. Clavig. I, 266. 373.

Wie sehr auch die Azteken den Bestrebungen zur Zurückdrängung der Menschenopfer entgegen waren, so hatten sich doch auch bei ihnen mildere Formen derselben in Surrogaten zum Theil von der Urbevölkerung des Majageschlechtes, vielleicht auch von den Tolteken her erhalten. Schon daß bei den Azteken, wie bei den Griechen Verbrecher, Diebe dem Gotte Xipe geopfert wurden, könnte als ein ähnliches Bestreben dieses Volkes angesehen werden, sich auf diese Art durch Opferung solcher zu entledigen, die ohnehin schon dem Tode verfallen waren, wenn nur nicht auch noch andere Opfer neben den Dieben zugleich, und zwar auf sehr grausame Weise diesem Gotte des Reichthums gefallen wären. Clavig. I, 413. Hingegen gehört ganz unzweifelhaft das von der Urbevölkerung her uns schon bekannte Blutlassen hieher, das dem Geschmacke der Azteken besonders zusagte. Wie man mit diesem Blute in Centralamerika die Bilder der Götter bestrich, damit sie es genießen möchten, so besprengten die Azteken damit den Altar. Einige ihrer Priester brachten alle Tage dergleichen Blutopfer, die sie aus den Ohren, Lippen, Zungen, Armen, Beinen gewonnen hatten. Durch solches Blutlassen zeichneten sich die Priester des Quetzalcoatl und die Tlaskalaner

aus. Erſtere pflegten ſich mit großen Dornen, die ſie mit Blut gefärbt auf den Altar niederlegten, freiwillig zu ſtechen. Dieſes Blutlaſſen begegnete uns aber bei vielen Feſten neben dem Faſten als Vorbereitung. Vgl. Robertſon II, 351. Ausland 1854. S. 305. a. nach Braſſeur de Bourbourg. Clavig. I. 386. 396. 400. Wuttke 270. Als ein ſolches Blutopfer iſt auch die Beſchneidung anzuſehen, durch welche die Kinder der Azteken ihrem Nationalgotte geweiht wurden. Wir erinnern uns, daß bei manchen Stämmen der Urbevölkerung neben der Zunge auch die Schamtheile beſchnitten wurden, welches letztere bei den Azteken wegfiel, die bloß andre Körpertheile, gewöhnlich die Bruſt, beſchnitten. Dieſe Blutopfer bei der Einweihung der Kinder für ihren Schutzgeiſt haben ſich auch bis in die neueſten Zeiten im Nagualismus erhalten. Hinter dem Ohre, oder unter der Zunge wurde Blut gelaſſen und geopfert. Ausland 1854. S. 306. a. Endlich iſt ein Surrogat des Menſchenopfers das Opfern eines Götterbildes aus Teig und Saamen, welches verſpeist wurde, denn gewöhnlich und urſprünglich mußte ein Menſch den ſterbenden Gott darſtellen. Bei Griechen und Römern fanden ſich auch dergleichen ſtellvertretende Opferbilder der Götter. C. Fr. Hermann gottesdienſtliche Alterthümer der Hellenen 27, 16. Creuzers Symb. II, 481. 2. Ausg. Th. I, 3. 367. Meiners kr. Geſchichte II, 85. 96. Hartung Rel. der Römer I, 63. Porphyrius de abstinentia II, 55. Macrob. Sat. I, 7. Dionys. Hal. I, 38. Festus voce: ver sacrum. Es iſt früher erzählt worden, wie an einem Feſte der Götter der Berge und des Waſſers kleine Götterbilder aus Teig und Saamen feierlich geopfert wurden. Clav. I, 430, und daß um dieſelbe Zeit, Ende Decembers, ein großes Bild Huitzilopochtlis aus Sämereien geopfert und verſpeist wurde. Hieher gehört auch das aus Saamen, welche mit Blut zuſammengebacken waren, beſtehende Götzenbild, das Montezuma den Spaniern zuſchickte, als er ſie noch für Leute des Quetzalcoatl hielt; wobei als charakteriſtiſch nicht zu überſehen iſt, daß die Sämereien ſolcher Bilder doch mit Menſchenblut zuſammengebacken waren.

§. 113. Der Kultus. Fortsetzung. Gebete, Gelübde, Gesang und Tanz, Musik.

Die Opfer waren von Gebeten begleitet, zu welchem Theile des Kultus wir nun übergehen. Man kann nicht sagen, daß in dem Grade, in welchem das Opfer vorherrscht, überhaupt die Handlung, auch hier wie oft das Gebet, das Wort, das Bewußtsein zurücktrete. Die Azteken waren ein sehr intelligentes und bewußtes Kulturvolk. Es kommen bei vielen Gelegenheiten Gebete vor, und nicht nur, daß in öffentlichen Dingen Priester für das Volk beten, sondern das Volk selbst betete stehende Gebete an verschiedene Götter, indem es am Fuße des Tempels stand, während die Priester auf der Höhe. Dergleichen Gebete waren die früher mitgetheilten an Tezcatlipoca, und an Tlaloc. Man betete solche Gebete bei Menschenopfern, Unglücksfällen, Königswahlen, und anderen wichtigen Ereignissen. Die äußere Geberde bestand gewöhnlich im Niederwerfen, aber auch im Knieen, oder man blieb stehen, berührte aber mit der rechten Hand den Boden, und führte sie dann an den Mund, also ebenfalls eine Adoration im wörtlichen Sinn. Gewöhnlich war man bei dem Gebete gegen Osten gekehrt. Der Inhalt des Gebetes betraf Glück und Unglück, bewegte sich nicht auf dem sittlichen Gebiete. Vgl. Clavig. I, 364. 389. 399. 434. 437. II, 116. Humb. Mon. 78. 83 a. E. Ausland 1831. 1027. 1041 aus Sahagun. Prescott I, 52. 54 ff. II, 116.

Zu den Gebeten sind auch die Gelübde zu rechnen, es sind Gebete, in denen man den Göttern unter gewissen Bedingungen Versprechen macht, um sie dadurch zu vermögen, die Bedingungen, Gewährung eines angelegentlichen Wunsches, Errettung aus einer Krankheit, Glück im Heirathen, Wohlergehen der Familie, zu erfüllen. In letzterm Falle gelobte man, den Tempel des Gottes Omocatl zu besuchen, und ihm Weihrauch und Papier darzubringen; oder man gelobte in heiligen Teichen zu baden, wie z. B. im Teiche Tezcapan; auch gelobte man seine eigenen Kinder dem Tempeldienste. Clavig. I, 364. 372. 384. Wuttke 271.

Gesang und Tanz sind bei allen Naturvölkern ein natürlicher Ausdruck des religiösen Gefühls, an dem die Götter, wie überhaupt an jeder Fröhlichkeit, so gut wie die Menschen ihre Freude haben. Gesang und Tanz finden sich übrigens bei allen religiösen Festen und Gelegen-

heiten der Mexikaner, doch bei den fröhlichen vorherrschend. Da sangen sie oft fast den ganzen Tag ununterbrochen. Eigene Priester dichteten die Hymnen, andere sangen sie. Clavig I, 371. 380 ff. 417 ff. 535. 541. Humb. Mon. 32. Rehfues II, 281. Mühlenpfordt II, 184.

Besonders suchten sie wie die Peruaner ihre Tänze zu Ehren der Götter künstlich einzurichten. Es gab verschiedene solcher festlichen Tänze, entweder im Kreise, oder in Reihen. Die Adelichen vor allen zogen ihren schönsten Schmuck an, — das Volk tanzte am liebsten wie die Rothhäute in Thierverkleidung. Der kleine Tanz wurde in den Palästen oder Tempeln getanzt, der große auf dem Vorhofe des Tempels, letzterer stellte viele einander einschließende Kreise dar. Am ersten Feste Huitzilopochtlis lernten wir den Tanz der Priester und Jungfrauen kennen, die die fröhliche und die dürre Jahreszeit bezeichneten. Vgl. Clavig. I, 540 ff. 418. Acosta VI, 28.

Auch über die Mexikanische Musik gilt im Ganzen dasselbe, was von der Peruanischen, sie zeigt dieselben Instrumente und denselben Charakter. Das Hauptinstrument war eine Art Flöte, dergleichen in großer Zahl jetzt noch gefunden werden. Dann werden erwähnt Trompetenmuscheln, Hörner, Pauken, Holzcylinder. Der Charakter der Musik entsprach dem der Religion, er war barbarisch, und vorherrschend düster und melancholisch. Nach dem früher erzählten Mythus über den Ursprung der Musik rührte dieselbe aus der Götterwohnung her, und kam zu den Menschen nur durch göttliche Hülfe. Clavig. I, 539. 349. 415 Rehfues II, 281. Th. Gage III, 121. Abbildung von Instrumenten siehe bei Nebel, Minutoli u. a. m.

---

§. 114. Der Kultus. Fortsetzung. Die Götterbilder.

Zum Kultus gehörten die Götterbilder, es scheint keine anderen Bilder als Kultusbilder gegeben zu haben. Auch ihr Charakter entsprach dieser Religionsstufe, namentlich die großen Tempelbilder von Stein, während die Familiengötter, die aus Erde gebrannt waren, mehr aus einer frühern Stufe in diese herüberragen. Die steinernen Tempelbilder waren zum Theil von sehr hartem Stein und mit vielem Fleiße

gearbeitet, andere ſind wieder roh und von poröſem Stein. Metallene Bilder waren ſelten, doch gab es wie in Peru ein goldnes Bild der Sonnenſcheibe und einen ſilbernen Mond. Die größten Bilder ſollen von Holz geweſen ſein. Merkwürdig und eigenthümlich ſind die Götterbilder, die aus Saamen verfertigt und verſpeist wurden. Zur Zeit öffentlichen Unglücks bedeckte man die Götterbilder mit Masken, beſonders beim Tode eines Königs. Von den Attributen der Götterbilder haben wir bei den einzelnen Göttern geſprochen. Gewiſſermaßen als Götterbilder haben wir die Prieſterbilder anzuſehen, welche mit der Haut eines Menſchenopfers bekleidet ſind, denn es iſt immer ein Menſch, der den Gott darſtellt. Hinſichtlich des künſtleriſchen Charakters der Bilder, ſo ſtehen dieſelben im Allgemeinen höher als ihre Malereien, tiefer als die Werke der Architektur. Wie bei den Egyptern ſind die Thiere wahrer und freier aufgefaßt als die menſchlichen Phyſiognomien und Formen, welche letztern den Schlußſtein der Kunſt bilden. Aber auch hier herrſcht Verſchiedenheit nach Zeiten und Völkern. Wir haben geſehen, daß die Bilder der ſüdlichen Urbewohner auf den Ruinen von Palenque, die der Zapoteken, manche die Squier in Centralamerika vorfand, mehr Kunſt verrathen, als die der Tolteken und Azteken, deren Kunſt nur eine, die toltekiſche iſt. Doch finden ſich auch umgekehrte Fälle, wie wenigſtens im Norden, wo das ältere Bild des Tlaloc viel unvollkommener und weniger zierlich gearbeitet war als ein jüngeres. Es bedarf kaum bemerkt zu werden, daß auch bei den fleißigſten Bildwerken die Kunſt ſich nie zur Freiheit des Selbſtzwecks erhoben hat, ſo wenig als dieß bei anderen Barbaren der Fall war. Wenn man auch nicht der wohl mehr zum Spaß gemachten Bemerkung von Solis beiſtimmt, daß die häßlichſten Bilder am meiſten gegolten haben, ſo ſtehen doch die Mexikaniſchen wie alle Amerikaniſchen bedeutend unter denen des alten Egyptens und Vorderaſiens. Eigenthümlich ſind auf den Bildern von Palenque die abgeplatteten Stirnen, wie man ſie auch den Karaiben zuſchreibt. Die meiſten Bilder zeichnen ſich durch ihre großen Naſen aus, die man für etwas Edles und Göttliches hielt, während ſich dieſe Völker ſo wenig als die Oſtaſiaten, die am eheſten Einfluß auf Amerika ausübten, durch größere Naſen vor anderen Menſchen bemerklich machen. Humb. Mon. 48. Cortes 109. 107. Diaz I, 41. 161. II, 74. Acoſta V, 9. Clavig. I, 363. 557. 364. 429. 375. 444. Prescott I, 113. 284. 494. II, 340. 444. Univers 48. 6 ff. 317 b. Rehfues I, 275.

III, 299. Kugler Kunſtgeſchichte 23 ff. 33. Minutoli 31. Anh. 11. 55. Humb. Mon. 4 ff. 47 ff. 101. 236. 213 ff. 317. 301. Anſichten 2. Ausg. I, 179. Kritiſche Unterſuchungen I, 383. Braunſchweig 63. 145 ff. Muſeo Mexicano I, 2. 401. Abbildungen finden ſich vielfach bei Humboldt, Nebel, Majer, im Univers u. ſ. w. Sammlungen Mexikaniſcher Götzenbilder ſind auch nicht ſelten, mir am bekannteſten die Basler.

§. 115. Der Kultus. Fortſetzung. Die Tempel.

Merkwürdig beſtimmt entſprechen die Tempel der Mexikaner ihrem primären Kultur- und Religionszuſtand, indem ſie, wie Kugler (Kunſtgeſchichte, 2. Ausg. S. 21 ff.) richtig bemerkt, die einfachſte Form des religiöſen Denkmales darſtellen, in der ein architektoniſches Prinzip auf impoſante Weiſe in die Erſcheinung tritt. Wir haben ſchon bei den vorinkaiſchen Peruanern, und dann bei der vortoltekiſch-mexikaniſchen Urbevölkerung Centralamerikas dieſe alte Urform der Tempel vorgefunden, die nichts andres iſt als eine künſtliche Opferhöhe, ein rieſiger Altar, damit das Opfer den Göttern nahe, den Menſchen ſichtbar wäre. Die Inkas haben zwar ihren Tempeln die Form einer Götterwohnung, eines Obdachs und Palaſtes für die Götter gegeben, aber nicht ſo die Mexikaner. Denn obſchon ihr Tempel den Namen trägt Teocalli (vgl. θεοῦ καλιά), d. h. Hütte Gottes, ſo ſind doch ſowohl im Süden die Tempel der Urbevölkerung meiſtens bloß künſtliche Berge und Opferhöhen, ſeien ſie nun in natürliche Felſen gehauen oder aus Steinen aufgebaut — bloß in Nicaragua gab es hölzerne Tempel mit Dächern und vielen Kapellen im Innern, im Vorhofe mit Altarhügeln, Squier Nic. 507 nach Oviedo, und auch die nordiſchen Völker, namentlich die Azteken, haben zur Zeit ihrer Wanderung ihren künſtlichen tragbaren Tempel in der pyramidalen Form mit ſich geführt, der mehr mit dem Brandopferaltar der Israeliten, als mit der ſogenannten Stiftshütte zu vergleichen ſein dürfte. Doch fand Stephens nicht ſelten Gänge und Zimmer in den Opferhügeln, wie z. B. in Senuiſacal und beim Hauſe des Zwerges. Yucatan 90. 141. Aber dieſe Uebergänge zu einer andern Art vermochten hier noch nicht jene urſprüngliche Bedeutung der Pyramiden zu verän-

dern. Bei den Mexikanern selber kamen sie gar nicht vor. Die Grundlage dieser Pyramidenform fand sich schon im Norden, wo manche Tumuli, z. B. bei Saint Louis und Point Creek, in großen Absätzen emporsteigen. Kugler Kunstgeschichte, 2. Ausg. S. 17. Die Tempel der Mexikaner waren also keine Wohnungen der Götter, die Wohnungen waren auf der Höhe der Tempel in ziemlich kleinen und unansehnlichen Kapellen oder Nischen angebracht, in denen sich das Götterbild befand. Vor demselben wurde auf der Höhe des Tempels geopfert, nicht etwa unten im Vorhofe, oder im Innern des Tempels. Diese Form hatte der Hauptidee nach auch der große Tempel des Bel in Babylon, wie schon Zoega bemerkte. Humb. Monum. 32. Ein kleiner Altar befand sich allerdings noch auf der großen Opferhöhe, der Opferstein, das war aber nur der Aufsatz, altaria, zur Opferhöhe, ara. Es findet daher, außer etwas von der äußern Form, nicht die geringste Verwandtschaft statt zwischen der Egyptischen Spitzpyramide, die die Todten bedeckte, und zwischen der oben abgestumpften Opferpyramide der Mexikaner. Den Unterschied hat besonders Stephens scharf herausgehoben, der in Egypten wie in Centralamerika hinlängliche Selbstanschauung gesammelt hatte. Auch Kugler (Kunstgeschichte, 2. Ausg. 20 ff.) sieht gerade in der Eigenthümlichkeit der Mexikanischen Architektur einen Gegenbeweis gegen ihre Ableitung von anderswoher. Die in lebendigen Felsen eingehauenen Opferhöhen bilden gewöhnlich nur Ein großes Ganze mit einer großen Treppe, die von Norden hinaufführt; sie gehören der Urbevölkerung an. Aber auch die künstlichen Pyramidentempel mit erbauten Stockwerken gehören ihrem Ursprunge nach schon der Urbevölkerung, wie z. B. der Tempel von Teotihuacan. Diese Tempel haben den Eingang von Westen. Alle Tempel sind viereckig und genau nach den Weltgegenden orientirt; bloß die Tempel des Quetzalcoatl waren rund. Was wir schon bei den Peruanern bemerkten, wiederholen wir auch hier, die Tempel der vorgeschichtlichen Urzeit vor der Einwanderung aus dem Norden zeichnen sich durch ihre Verhältnisse, Verzierungen, Basreliefs vor den spätern, den Mexikanischen, aus. Der Haupttempel der letzteren war der des Huitzilopochtli in Mexiko. Statt der auf der Wanderung mitgetragenen hölzernen Opferhöhe wurde in der Hauptstadt ein stattlicher Tempel errichtet, mehrere Male verschönert, dann bei den wachsenden Hülfsmitteln des Staates niedergerissen, und der große, letzte, prachtvolle steinerne Tempel erbaut, etwa ein Jahr-

hundert vor ſeiner Zerſtörung durch die Spanier. Er beſtand aus fünf horizontalen Abſätzen, auf dieſelben führten ſchmale Treppen bloß vier Mann breit, und die immer nur an einer Ecke in die Höhe gingen. Wenn nun ſo eine Opferprozeſſion ſich den Tempel hinaufbewegte, und die erſte Treppe erſtiegen hatte, ging ſie auf dem erſten Stockwerke rings um den ganzen Tempel herum, bis ſie an derſelben Ecke an die zweite Treppe kam, die ſie wieder hinaufzog, und ſo fort, bis ſie auf der Höhe anlangte, ſo daß der Tempel wie von Bändern umwunden in den azurnen Himmel hineinzuragen ſchien. Dieſen Tempel hatte Huitzilopochtli mit ſeinem Bruder gemeinſchaftlich, beide hatten auf ſeiner Höhe Kapellen und Bilder. Sonſt gab es in der Hauptſtadt noch viele Tempel, Kapellen, Prieſterwohnungen, Seminarien, Herbergen, — im Mexikaniſchen Reiche mehrere Tauſende. Auch in Mexiko gab es wie in Cuzco einen Tempel für die Götter beſiegter Völker. Nächſt den Tempeln in der Hauptſtadt ſtanden zur Zeit der Aztekenherrſchaft die Tempel in Chatula, eben an die große Pyramide des Quetzalcoatl, im höchſten Anſehen. Vgl. Cortes 105 ff. Diaz II, 80. 86, 32. und Rehfues daſelbſt III, 29. 307. I, 47. III, 300. I, 274. 279. Acoſta V, 12. Solis (deutſch) 482. Robertſon II, 54. 344. 554 ff. Clavig. I, 364 ff. 370 ff. 317. 256. 376 ff. Humboldt Mon. 24 ff. 7. 118. 79. 190. Majer, 1812, 160 ff. 306 ff. Prescott I, 58 ff. 493. 500. II, 454. Klemm V, 153. Braunſchweig 145. 151 ff. Wuttke I, 277. Die Kunſtgeſchichten von Kugler und Stieglitz, das Univers pittoresque u. ſ. w.

---

§. 116. Der Kultus. Fortſetzung. Die Feſte.

Die Vereinigung der Kultushandlungen fand an den Feſten ſtatt, Opfer mit Opfermahlzeiten, wobei man ſich gegenſeitig oder das Volk beſchenkte, Gebete und Gelübde, Faſten und Aderlaſſen füllten dieſelben, ſowie Prozeſſionen und Tänze, gymnaſtiſche und kriegeriſche Uebungen. Wie die Grundlage der Götter und der Gottesverehrung die Natur ſelber war, ſo herrſchte auch bei den Feſten die Beziehung auf die Natur im Großen vor, die Jahresnatur. So waren uns ſchon im Vorhergehenden die Feſte Tezcatlipocas, Huitzilopochtlis, Quetzalcoatls,

Tlaloes, der Centeotl und der Coatlantana, das Feſt aller Berge, das Feuerfeſt Xiuhteuctlis durch ihre Beziehung auf die äußere Natur verſtändlich. Schon die regelmäßige Zeit, in welche dieſe Feſte fallen, iſt durch den regelmäßigen Lauf des Jahres beſtimmt. So gab es zwanzig ſtehende Hauptfeſte, die im aztekiſchen Kalender bei Acoſta, Clavigero und andern angegeben und beſchrieben ſind. Dieſe Feſte wurden alle vier Jahre feierlicher, noch feierlicher alle dreizehn Jahre gefeiert, welche Jahre im aztekiſchen Kalender von beſondrer Bedeutung ſind. Eine kosmologiſche Bedeutung hatte das alle 52 Jahre wiederkehrende Sekularfeſt, welches wir am Schluſſe der Darſtellung der Weltalter beſchrieben haben. §. 100. Eine eigentliche hiſtoriſche Beziehung auf frühere Ereigniſſe in der Mexikaniſchen Geſchichte haben die Naturfeſte der Mexikaner niemals angenommen, wenn nicht etwa die Loblieder der Adeligen zum Lobe ihrer tapfern Vorfahren dahin gerechnet werden wollen, was aber darum nicht wohl geht, weil die Zeit, Handlung und Benennung keines Feſtes auf ſie Bezug nimmt. Hiſtoriſche Volksfeſte, wenn auch völlig religiös gehalten, gehören ſchon einer höhern und freiern Entwicklungsſtufe an. Hingegen ſuchte man den Symbolen des Kultus nicht bloß eine mythiſche, ſondern ſelbſt eine hiſtoriſche Baſis zu geben, wie wir das bei den Mythen von dem Urſprunge der Menſchenopfer und bei manchen andern aitiologiſchen Mythen geſehen haben. Allgemeine politiſche Beziehungen dagegen ließen allerdings die Feſte zu. Huitzilopochtli wurde an ſeinem Feſte als National- und Kriegsgott gefeiert, und ihm als ſolchem wurden durch die Beſchneidung die Kinder geweiht. So wurden auch kleine Kinder mit Einſchneiden in die Bruſt in die Klöſter Quetzalcoatls aufgenommen. Sehr feierliche und durch die hohe Zahl der Menſchenopfer ausgezeichnete religiöſe Feſte wurden bei den jeweiligen Thronbeſteigungen der Fürſten gefeiert. Das Einſchreiben der jungen Mannſchaft im September in die Liſten der Krieger geſchah an einem beſondern Soldatenfeſt. Die Ausbeſſerung der Straßen und Waſſerleitungen in demſelben Monate geſchah auch nur mit Zuziehung der Götter. Ueberhaupt hatte jeder Stand, jedes Gewerbe, nicht bloß der Ackerbau, ſeine Feſte ſo gut wie ſeine Götter, unter denen, wie wir uns erinnern, beſonders das Feſt der Kaufleute in Cholula ſich hervorthat. Dem nordiſchen Geiſterglauben dagegen gehören die Feſte der Todten an, welche die Azteken im Jenner, die Tlaskalteken im Auguſt feierten. Vgl. außer den frühern Darſtellungen: Acoſta VI,

28. V, 12. VII, 28 a. E. Clav. I, 179. 186. 190. 320. 413 ff. Humboldt Monum. 78. 128. 132. 179. 309. Rehfues I, 279. II, 286. Univers 27 ff. Prescott I, 59. 99. 601. Wuttke 277.

---

§. 117. Der Kultus. Fortsetzung. Die Priester.

Die Verwalter des Kultus, die Priester, nahmen hier wie überall bei den Kulturvölkern der primären Kulturstufe, eine hohe Stellung ein. Ihre Beschäftigung war Gottesdienst, Wissenschaft, Aufmunterung im Krieg, Ausübung der Heilkunde, Erziehung der vornehmen Jugend in Seminarien, die zugleich für eine Zeitlang dem Tempeldienste gewidmet war. Die Zahl der Priester war daher sehr groß, so daß bloß beim großen Tempel in der Hauptstadt 5000 derselben thätig gewesen sein sollen, und die Menge aller von Clavigero sogar auf vier Millionen angegeben wird. Solche und andere Umstände lassen Humboldt, Braunschweig, Wuttke die Mexikanische Priesterschaft mit der buddhistischen in Tibet und Japan in historischen Zusammenhang bringen. Es finden sich nämlich auch hier jene verschiedenen Klassen und Congregationen, die gelbe und rothe Kopfbedeckung, die schwarzen baumwollenen Gewänder, welche die Mexikanischen Priester über den Kopf schlugen, und andre dergleichen Aehnlichkeiten. Bei allen diesen Analogien in Einzelnheiten sind aber in innern und äußern Hauptsachen solche wesentliche Verschiedenheiten, daß die Ansicht von historischem Zusammenhange mexikanischen und buddhistischen Priesterwesens nur mit der größten Vorsicht aufgenommen werden darf. Dahin zähle ich den contemplativen Mystizismus, und die göttliche Verehrung eines lebendigen Menschen bei den Buddhisten, bei den Mexikanern den wilden, kräftigen und barbarisirenden Charakter der Priester mit ihren Menschenopfern, die in den schärfsten Gegensatz zu einander treten. Eine andre Hauptsache ist auch das Cölibat, welches überall der großen buddhistischen Priesterschaft eigenthümlich ist, während dasselbe den Mexikanern nicht zukommt. Das Mexikanische Priesterthum ist weder der Regel nach lebenslänglich noch ehelos. Es gab allerdings wie in Nicaragua (Oviedo S. 65. Buschmann I, 157. Picard 166), so im Mexikanischen Reiche gewisse Mönchsorden in Klö-

ſtern mit dem ſtrengen Gelübde der Keuſchheit. Solche Prieſter hießen Tlamakasken (Tlamacazqui). Allein dieſes Gelübde dauerte nur für die ganze Lebenszeit, wenn es die Betreffenden ſo wählten. Die eigentlichen Aztekiſchen Tempelprieſter und Opferer, Teoquixqui, Diener Gottes, genannt, lebten in der Ehe, das Prieſterthum Huitzilopochtlis war ſogar erblich, und befand ſich in den Händen gewiſſer Familien. Im Uebrigen gab es vielerlei Prieſter, und eine wahre Hierarchie. An der Spitze derſelben ſtanden bei den Azteken zwei durch Wahl hingeſtellte Oberprieſter aus vornehmem Geſchlechte, die bei den wichtigen Staatsangelegenheiten, und namentlich bei Kriegserklärungen, immer zu Rathe gezogen wurden. Der erſte hieß Teoteuctli, oder göttlicher Herr, der den König ſalbte. Der zweite war Hueiteoquixque, der große Prieſter. Dieſen war noch ein dritter beigeordnet, Mexicoteohuatzin, welcher die Aufſicht über die andern Prieſter führte, der dann wieder zwei Unteraufſeher hatte, von denen einer die Aufſicht über die Seminarien führte. Wiederum beſorgte ein beſondrer Prieſter die Oekonomie der Tempel, ein andrer die Feſtlieder, einer war Capellmeiſter, ein andrer wieder Ceremonienmeiſter. Die beſondern Gottheiten hatten auch ihre beſondern Prieſter, wie die Römiſchen flamines. Eine jede Prieſtercongregation hatte wieder ihren beſondern Vorſteher oder antistes. Beſonders ausgezeichnet waren die Prieſterſchaften des Huitzilopochtli, des Tezcatlipoca, Quetzalcoatl, und der Centeotl. Alle ziehen bei Gelegenheiten die Kleider und Attribute ihres Gottes an; die Prieſter des Quetzalcoatl nannten ſich ſogar mit dem Namen ihres Gottes; der oberſte Opferprieſter Huitzilopochtlis, Topiltzin, trug jedesmal den Namen des Gottes, dem ein Opfer gebracht wurde.

Mit den Prieſtern ſind nicht ganz gleichzuſtellen, wie ſchon bemerkt wurde, die Mönche und jungen Leute in Klöſtern und Seminarien. Man beſtimmte Kinder beiderlei Geſchlechts zu dieſen Mönchsorden, wie man ſie auch nennt, und im ſiebenten Jahre kamen ſie ins Kloſter und blieben darin bis zu ihrer Verheirathung. Schon bei den Totonaken war ein ſolcher Orden für Greiſe und Wittwen im Dienſte der Centeotl beſtimmt; bei den Tolteken hatten wir ſchon früher den Orden des Quetzalcoatl, bei den Azteken den des Tezcatlipoca kennen gelernt. Wie dieſe Mönchsorden und Jugendſeminarien von den frühern Völkern her beibehalten wurden, ſo blieben auch die alten Prieſterſchaften der Totonaken, Mixteken, Tolteken fortwährend in Anſehen, wenn auch unter

der Oberhoheit der Aztekischen. Die Tlaskaltekischen Priester bewahrten natürlich wie ihr Volk ihre Unabhängigkeit.

Was den Charakter der Priesterschaft anbetrifft, so ist zwischen den verschiedenen Völkern und Zeiten zu unterscheiden. Von den Priestern des alten Majageschlechtes wissen wir zwar wenig mehr, dürfen wir aber von den Resten des Volkscharakters und der Religion auf sie zurückschließen, so haben wir neben strengen Entsagungen wieder mancherlei Ueppigkeit bei ihnen uns zu denken. In Nicaragua fanden wir die Tlamacazqui mit dem strengen Gelübde der Keuschheit. Neben ihnen konnten die Zauberer Teroxes, Thiergestalten annehmen und mit dem Blicke Kinder rauben. Oviedo 247 ff. Buschmann I, 157. Squier Nicar. 507. Die Toltekischen Priester zeichneten sich durch wissenschaftliches Streben, und in späterer Zeit durch stilles, zurückgezogenes, asketisches Leben aus. Der aztekischen Priesterschaft wird schon von Cortes und allen folgenden Gewährsmännern das Lob eines strengen und keuschen Lebenswandels gezollt. Sie waren Huitzilopochtlis, und nicht blutdürstiger als das gesammte Volk dieses Gottes.

Die Priesterinnen versahen die geringern Dienste, nahmen im Staatsleben keine Stellung ein, durften auch keine eigentlichen Opfer darbringen. Sie räucherten, unterhielten das heilige Feuer, und bereiteten die Lebensmittel für Götter und Opfermahlzeiten. Einige waren Priesterinnen von Jugend auf, andere nur einige Jahre lang, beide aber verheiratheten sich gewöhnlich im heirathsfähigen Alter, und traten dann aus dem Tempeldienste. Vgl. Cortes 489. (I, 31), Acosta V, 14. 20. 26. Clavig. I, 178. 398. Diaz I, 11. Meiners krit. Geschichte II, 223. 526. Humboldt Monum. 93. 98. 119. 194. 290. Braunschweig 62. Picard 152. Prescott I, 53 ff. 67. Kottencamp I, 199. Wuttke 275.

§. 118. Der Kultus. Fortsetzung. Reinigungen, Fasten, Wassertaufe und Feuertaufe.

Zum Schlusse unserer Bemerkungen über den Mexikanischen Kultus verdienen wohl einige Angaben über religiöse Reinigungen hier

einen Platz. Dahin zählen wir besonders die Fasten, die Waschungen, das Durchziehen durchs Feuer. Das Blutlassen und die Beschneidung rechnen wir nach dem schon oben bemerkten nicht hieher, weil sie zunächst nicht Symbole der Reinigung, sondern der Hingabe, Opfer, sind. Dadurch fallen sie allerdings mit den Reinigungen in den allgemeinern Begriff der Einweihungen und Heiligungen für die Gottheit zusammen.

Die Fasten finden statt bei vielen und verschiedenen Gelegenheiten. Ihre Idee besteht darin, daß es sich für einen, der sich der Gottheit zu nahen im Begriffe ist, nicht schicke, dieß mit überfülltem Bauche zu thun, der ohnehin das Gemüth für den religiösen Sinn abstumpft. Die Wilden fasten, um in ekstatischen Zuständen mit ihrem Schutzgeist in Verbindung zu treten. Die Azteken suchten daher eher zu viel als zu wenig zu thun, und sich durch vorgeschriebene Entsagungen nicht bloß der Speise, sondern auch des Schlafs und des Beischlafs für die gottesdienstliche Handlung zu reinigen und zu weihen. Die Enthaltung von Speise bestand gewöhnlich in Entsagung von Fleisch und starkem Getränk, und im Beschränken des Essens auf einmal des Tags. Es gab Fasten von drei, vier, fünf, zwanzig, vierzig, sechszig, hundert und sechszig Tagen, ja sogar von vier Jahren. Dann waren die Fasten wieder entweder allgemeine, welche das ganze Volk zu halten hatte, oder Privatfasten, wie sie z. B. Eigenthümer von Opfern vor Darbringung ihres Opfers zu beobachten pflegten. Ueberhaupt aber werden diese reinigenden Vorbereitungsfasten fast vor allen Festen erwähnt. Bei besondern Unglücksfällen des Staates trat ein außerordentliches Fasten des Oberpriesters ein, welcher sich in eine Hütte des Waldes zurückzog. Es mußten die Azteken das Fasten mit einem noch um so feinern Gefühl für religiös schicklich halten, da schon im gemeinen Leben dem öffentlichen Sinne die Mäßigkeit als eine angestammte Tugend erschien. Vgl. Clavigero I, 353. 397 ff. 413. 382.

Wie überall im Süden, so sind auch hier die Reinigungen durch Wasser gebräuchlich. Täglich badeten sich die Priester des Quetzalcoatl um Mitternacht, um vor ihrem Gotte rein zu erscheinen. Lässige Priester wurden in den See getaucht und mit Gewalt rein geschwemmt. Die Priester hatten besondere Teiche zum Baden, und Brunnen zum Trinken. Im Teiche Tezcapan badeten viele, um ein den Göttern gethanes Gelübde zu erfüllen. Denn solche Reinigkeit liebten die Götter. Das Wasser des Brunnens Texpalatl ward für heilig gehalten, und

nur an den großen Festen getrunken. Vgl. Clavig. I, 372. vgl. 580 u. a. m.

Besonders aber ist von solchen Wasserreinigungen die Wassertaufe der Kinder merkwürdig, die wir schon bei den Peruanern vorfanden. Dieselbe bestand aus zwei Akten. Der erste fand gleich bei der Geburt statt, nach welcher die Hebamme das Kind badete, und feierlich der Wassergöttin Chalchiuhcueje empfahl, daß sie es von aller Unreinigkeit und allem Unglücke reinigen möchte. Bei dieser Gelegenheit sprachen die Verwandten ihre Glückwünsche aus, und die Wahrsager weissagten über das Schicksal des Kindes aus dem Kalenderzeichen. Unter noch größern Feierlichkeiten geschah das zweite Bad, zu dem Freunde, Verwandte, Kinder als zu einem feierlichen Taufschmaus oder Tauffuppe eingeladen wurden. Das Kind wurde feierlich im Hause herumgetragen, um es gleichsam den Hausgöttern darzustellen und zu empfehlen, ähnlich wie dieß bei den Amphidromien der Griechen, und nach der Inschrift von Rosette auch in Egypten der Gebrauch gewesen war. Alsdann wurde eine mit Wasser gefüllte Wanne in den Hof gestellt, das Kind ausgezogen, und von der Hebamme also angeredet: „Mein Kind, die Götter Ometeuctli und Omecihuatl, Herren des Himmels, haben dich in diese unglückliche Welt gesandt; nimm dieses Wasser hin, welches dir Leben geben soll." Dann benetzte sie Mund, Kopf und Brust des Kindes, badete zuletzt den ganzen Körper, rieb dessen Glieder, und sprach: „Wo bist du Unglück? in welchem Gliede steckst du? Entferne dich von diesem Kinde!" Das Kind wurde darauf in Gebeten den Göttern empfohlen, zuerst dem Ometeuctli und der Omecihuatl, dann in zwei Gebeten den Göttern des Wassers, in einem fernern allen Göttern, zuletzt dem Himmel und der Erde. Nach Verrichtung noch andrer verschiedener Ceremonien wurde das Kind angekleidet, in eine Wiege gelegt, der Göttin der Wiegen, Jacateuctli, und dem Gotte des Schlafes, Joalteuctli, empfohlen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch dem Kinde der Name gegeben. Vgl. Clavig. I, 434 ff. Humb. Monum. 78. 286. 289. Prescott I, 52. Acosta V, 27. Wuttke 266. Bernardino de Sahagun spricht als Augenzeuge von diesen Wassertaufen der Azteken. Das Symbol einer Reinigung durch Wasser, und mithin einer Weihe ist zu natürlich, als daß man in demselben mit ältern Spanischen Geistlichen, denen Prescott und Tiedemann beistimmen, den Beweis eines frühern christlichen Einflusses erblicken dürfte. Wasserreinigungen im religiösen Sinne, und

zwar in Verbindung mit Initiationen finden ſich im Heidenthum weit verbreitet.

Zu den Feierlichkeiten, welche bei der zweiten Waſſertaufe ſtatt fanden, gehört auch die Feuerreinigung, oder Feuertaufe. Sie beſtand darin, daß der Knabe viermal durchs Feuer gezogen wurde. Das Feuer iſt bei allen Naturvölkern ein Symbol der Reinheit, nicht ſowohl weil es wie das Waſſer reinigt, als weil es ſelber die Anſchauung der höchſten Reinheit gewährt. Die Sitte des Hindurchziehens durchs Feuer bei Kleinen, des Hindurchſpringens bei Großen, des Hindurchtreibens bei Heerden war in der alten Welt ſehr verbreitet. So hielten es die Römer, an den Palilien um ſich und Heerden zu ſchützen, ſo thaten ſie, wenn ſie von einem Leichenzuge zurückkehrten, um ſich zu reinigen. Dieſelbe Sitte ſah noch im fünften Jahrhundert in Syrien Theodoret, Biſchof zu Cyrus. So war es in Deutſchland, Frankreich, überhaupt im nördlichen Europa, auch in Griechenland im Mittelalter gehalten, die Fortſetzung einer altheidniſchen Sitte, welche auch als ſolche im 65ten Canon des Concils von 680 bezeichnet und verboten wurde. In Oſtindien gehen noch jetzt die Mütter mit ihren Neugebornen zwiſchen zwei Feuern hindurch. Wir ſtehen nach ſolchen Analogien auch im Geringſten nicht an, das im alten Teſtament erwähnte Hindurchgehenlaſſen für Moloch durchs Feuer — mit den alten Erklärern, Chriſten ſowohl als Rabbinen bis Spencer und Carpzow auf dieſelbe Sitte zu beziehen, und nicht mit den Neuern auf die Menſchenopfer. Dafür ſpricht neben der Analogie, zu der wir alſo hier die Mexikaniſche Sitte beifügen, auch der Ausdruck ſelbſt, welcher am einfachſten auf die alte Erklärung hinweiſt. Wenn dagegen die Neuern auf andere Stellen hinweiſen, in denen unzweifelhaft von Kinderopfern die Rede iſt, ſo leugnen wir ja die letztern bei den Kanaanitern und abgöttiſchen Hebräern ſo wenig als bei den Mexikanern. Es fanden eben beide Sitten ſtatt, ſie dürfen aber mit einander nicht verwechſelt werden. Vgl. Clavig. I, 437 nach Boturini. Grimm, altdeutſche Mythol. 2te Ausgabe, Bd. I, S. 583 ff. Schreibers Taſchenbuch V, 66. 76 ff. Hartung, Religion der Römer I, 46. 199. II, 152. Vossius de idol. II, 168. 199. Movers Religion der Phönizier 328 ff. Sepp Mythologie I, 196.

III, 299. Kugler Kunſtgeſchichte 23 ff. 33. Minutoli 31. Anh. 11. 55. Humb. Mon. 4 ff. 47 ff. 101. 236. 213 ff. 317. 301. Anſichten 2. Ausg. I, 179. Kritiſche Unterſuchungen I, 383. Braunſchweig 63. 145 ff. Muſeo Mexicano I, 2. 401. Abbildungen finden ſich vielfach bei Humboldt, Nebel, Majer, im Univers u. ſ. w. Sammlungen Mexikaniſcher Götzenbilder ſind auch nicht ſelten, mir am bekannteſten die Basler.

§. 115. Der Kultus. Fortſetzung. Die Tempel.

Merkwürdig beſtimmt entſprechen die Tempel der Mexikaner ihrem primären Kultur- und Religionszuſtand, indem ſie, wie Kugler (Kunſtgeſchichte, 2. Ausg. S. 21 ff.) richtig bemerkt, die einfachſte Form des religiöſen Denkmales darſtellen, in der ein architektoniſches Prinzip auf impoſante Weiſe in die Erſcheinung tritt. Wir haben ſchon bei den vorinkaiſchen Peruanern, und dann bei der vortoltekiſch-mexikaniſchen Urbevölkerung Centralamerikas dieſe alte Urform der Tempel vorgefunden, die nichts andres iſt als eine künſtliche Opferhöhe, ein rieſiger Altar, damit das Opfer den Göttern nahe, den Menſchen ſichtbar wäre. Die Inkas haben zwar ihren Tempeln die Form einer Götterwohnung, eines Obdachs und Palaſtes für die Götter gegeben, aber nicht ſo die Mexikaner. Denn obſchon ihr Tempel den Namen trägt Teocalli (vgl. θεοῦ καλιά), d. h. Hütte Gottes, ſo ſind doch ſowohl im Süden die Tempel der Urbevölkerung meiſtens bloß künſtliche Berge und Opferhöhen, ſeien ſie nun in natürliche Felſen gehauen oder aus Steinen aufgebaut — bloß in Nicaragua gab es hölzerne Tempel mit Dächern und vielen Kapellen im Innern, im Vorhofe mit Altarhügeln, Squier Nic. 507 nach Oviedo, und auch die nordiſchen Völker, namentlich die Azteken, haben zur Zeit ihrer Wanderung ihren künſtlichen tragbaren Tempel in der pyramidalen Form mit ſich geführt, der mehr mit dem Brandopferaltar der Israeliten, als mit der ſogenannten Stiftshütte zu vergleichen ſein dürfte. Doch fand Stephens nicht ſelten Gänge und Zimmer in den Opferhügeln, wie z. B. in Senuiſacal und beim Hauſe des Zwerges. Yucatan 90. 141. Aber dieſe Uebergänge zu einer andern Art vermochten hier noch nicht jene urſprüngliche Bedeutung der Pyramiden zu verän-

dern. Bei den Mexikanern selber kamen sie gar nicht vor. Die Grundlage dieser Pyramidenform fand sich schon im Norden, wo manche Tumuli, z. B. bei Saint Louis und Point Creek, in großen Absätzen emporsteigen. Kugler Kunstgeschichte, 2. Ausg. S. 17. Die Tempel der Mexikaner waren also keine Wohnungen der Götter, die Wohnungen waren auf der Höhe der Tempel in ziemlich kleinen und unansehnlichen Kapellen oder Nischen angebracht, in denen sich das Götterbild befand. Vor demselben wurde auf der Höhe des Tempels geopfert, nicht etwa unten im Vorhofe, oder im Innern des Tempels. Diese Form hatte der Hauptidee nach auch der große Tempel des Bel in Babylon, wie schon Zoega bemerkte. Humb. Monum. 32. Ein kleiner Altar befand sich allerdings noch auf der großen Opferhöhe, der Opferstein, das war aber nur der Aufsatz, altaria, zur Opferhöhe, ara. Es findet daher, außer etwas von der äußern Form, nicht die geringste Verwandtschaft statt zwischen der Egyptischen Spitzpyramide, die die Todten bedeckte, und zwischen der oben abgestumpften Opferpyramide der Mexikaner. Den Unterschied hat besonders Stephens scharf herausgehoben, der in Egypten wie in Centralamerika hinlängliche Selbstanschauung gesammelt hatte. Auch Kugler (Kunstgeschichte, 2. Ausg. 20 ff.) sieht gerade in der Eigenthümlichkeit der Mexikanischen Architektur einen Gegenbeweis gegen ihre Ableitung von anderswoher. Die in lebendigen Felsen eingehauenen Opferhöhen bilden gewöhnlich nur Ein großes Ganze mit einer großen Treppe, die von Norden hinaufführt; sie gehören der Urbevölkerung an. Aber auch die künstlichen Pyramidentempel mit erbauten Stockwerken gehören ihrem Ursprunge nach schon der Urbevölkerung, wie z. B. der Tempel von Teotihuacan. Diese Tempel haben den Eingang von Westen. Alle Tempel sind viereckig und genau nach den Weltgegenden orientirt; bloß die Tempel des Quetzalcoatl waren rund. Was wir schon bei den Peruanern bemerkten, wiederholen wir auch hier, die Tempel der vorgeschichtlichen Urzeit vor der Einwanderung aus dem Norden zeichnen sich durch ihre Verhältnisse, Verzierungen, Basreliefs vor den spätern, den Mexikanischen, aus. Der Haupttempel der letzteren war der des Huitzilopochtli in Mexiko. Statt der auf der Wanderung mitgetragenen hölzernen Opferhöhe wurde in der Hauptstadt ein stattlicher Tempel errichtet, mehrere Male verschönert, dann bei den wachsenden Hülfsmitteln des Staates niedergerissen, und der große, letzte, prachtvolle steinerne Tempel erbaut, etwa ein Jahr-

hundert vor ſeiner Zerſtörung durch die Spanier. Er beſtand aus fünf horizontalen Abſätzen, auf dieſelben führten ſchmale Treppen bloß vier Mann breit, und die immer nur an einer Ecke in die Höhe gingen. Wenn nun ſo eine Opferprozeſſion ſich den Tempel hinaufbewegte, und die erſte Treppe erſtiegen hatte, ging ſie auf dem erſten Stockwerke rings um den ganzen Tempel herum, bis ſie an derſelben Ecke an die zweite Treppe kam, die ſie wieder hinaufzog, und ſo fort, bis ſie auf der Höhe anlangte, ſo daß der Tempel wie von Bändern umwunden in den azurnen Himmel hineinzuragen ſchien. Dieſen Tempel hatte Huitzilopochtli mit ſeinem Bruder gemeinſchaftlich, beide hatten auf ſeiner Höhe Kapellen und Bilder. Sonſt gab es in der Hauptſtadt noch viele Tempel, Kapellen, Prieſterwohnungen, Seminarien, Herbergen, — im Mexikaniſchen Reiche mehrere Tauſende. Auch in Mexiko gab es wie in Cuzco einen Tempel für die Götter beſiegter Völker. Nächſt den Tempeln in der Hauptſtadt ſtanden zur Zeit der Aztekenherrſchaft die Tempel in Chatula, oben an die große Pyramide des Quetzalcoatl, im höchſten Anſehen. Vgl. Cortes 105 ff. Diaz II, 80. 86, 32. und Rehfues daſelbſt III, 29. 307. I, 47. III, 300. I, 274. 279. Acoſta V, 12. Solis (deutſch) 482. Robertſon II, 54. 344. 554 ff. Clavig. I, 364 ff. 370 ff. 317. 256. 376 ff. Humboldt Mon. 24 ff. 7. 118. 79. 190. Majer, 1812, 160 ff. 306 ff. Prescott I, 58 ff. 493. 500. II, 454. Klemm V, 153. Braunſchweig 145. 151 ff. Wuttke I, 277. Die Kunſtgeſchichten von Kugler und Stieglitz, das Univers pittoresque u. ſ. w.

---

§. 116. Der Kultus. Fortſetzung. Die Feſte.

Die Vereinigung der Kultushandlungen fand an den Feſten ſtatt, Opfer mit Opfermahlzeiten, wobei man ſich gegenſeitig oder das Volk beſchenkte, Gebete und Gelübde, Faſten und Aderlaſſen füllten dieſelben, ſowie Prozeſſionen und Tänze, gymnaſtiſche und kriegeriſche Uebungen. Wie die Grundlage der Götter und der Gottesverehrung die Natur ſelber war, ſo herrſchte auch bei den Feſten die Beziehung auf die Natur im Großen vor, die Jahresnatur. So waren uns ſchon im Vorhergehenden die Feſte Tezcatlipocas, Huitzilopochtlis, Quetzalcoatls,

Tlalocs, der Centeotl und der Coatlantana, das Feſt aller Berge, das Feuerfeſt Xiuhteuctlis durch ihre Beziehung auf die äußere Natur verſtändlich. Schon die regelmäßige Zeit, in welche dieſe Feſte fallen, iſt durch den regelmäßigen Lauf des Jahres beſtimmt. So gab es zwanzig ſtehende Hauptfeſte, die im aztekiſchen Kalender bei Acoſta, Clavigero und andern angegeben und beſchrieben ſind. Dieſe Feſte wurden alle vier Jahre feierlicher, noch feierlicher alle dreizehn Jahre gefeiert, welche Jahre im aztekiſchen Kalender von beſondrer Bedeutung ſind. Eine kosmologiſche Bedeutung hatte das alle 52 Jahre wiederkehrende Sekularfeſt, welches wir am Schluſſe der Darſtellung der Weltalter beſchrieben haben. §. 100. Eine eigentliche hiſtoriſche Beziehung auf frühere Ereigniſſe in der Mexikaniſchen Geſchichte haben die Naturfeſte der Mexikaner niemals angenommen, wenn nicht etwa die Loblieder der Adeligen zum Lobe ihrer tapfern Vorfahren dahin gerechnet werden wollen, was aber darum nicht wohl geht, weil die Zeit, Handlung und Benennung keines Feſtes auf ſie Bezug nimmt. Hiſtoriſche Volksfeſte, wenn auch völlig religiös gehalten, gehören ſchon einer höhern und freiern Entwicklungsſtufe an. Hingegen ſuchte man den Symbolen des Kultus nicht bloß eine mythiſche, ſondern ſelbſt eine hiſtoriſche Baſis zu geben, wie wir das bei den Mythen von dem Urſprunge der Menſchenopfer und bei manchen andern aitiologiſchen Mythen geſehen haben. Allgemeine politiſche Beziehungen dagegen ließen allerdings die Feſte zu. Huitzilopochtli wurde an ſeinem Feſte als National- und Kriegsgott gefeiert, und ihm als ſolchem wurden durch die Beſchneidung die Kinder geweiht. So wurden auch kleine Kinder mit Einſchneiden in die Bruſt in die Klöſter Quetzalcoatls aufgenommen. Sehr feierliche und durch die hohe Zahl der Menſchenopfer ausgezeichnete religiöſe Feſte wurden bei den jeweiligen Thronbeſteigungen der Fürſten gefeiert. Das Einſchreiben der jungen Mannſchaft im September in die Liſten der Krieger geſchah an einem beſondern Soldatenfeſt. Die Ausbeſſerung der Straßen und Waſſerleitungen in demſelben Monate geſchah auch nur mit Zuziehung der Götter. Ueberhaupt hatte jeder Stand, jedes Gewerbe, nicht bloß der Ackerbau, ſeine Feſte ſo gut wie ſeine Götter, unter denen, wie wir uns erinnern, beſonders das Feſt der Kaufleute in Cholula ſich hervorthat. Dem nordiſchen Geiſterglauben dagegen gehören die Feſte der Todten an, welche die Azteken im Jenner, die Tlaskalteken im Auguſt feierten. Vgl. außer den frühern Darſtellungen: Acoſta VI,

28. V, 12. VII, 28 a. E. Clav. I, 179. 186. 190. 320. 413 ff. Humboldt Monum. 78. 128. 132. 179. 309. Rehfues I, 279. II, 286. Univers 27 ff. Prescott I, 59. 99. 601. Wuttke 277.

---

§. 117. Der Kultus. Fortsetzung. Die Priester.

Die Verwalter des Kultus, die Priester, nahmen hier wie überall bei den Kulturvölkern der primären Kulturstufe, eine hohe Stellung ein. Ihre Beschäftigung war Gottesdienst, Wissenschaft, Aufmunterung im Krieg, Ausübung der Heilkunde, Erziehung der vornehmen Jugend in Seminarien, die zugleich für eine Zeitlang dem Tempeldienste gewidmet war. Die Zahl der Priester war daher sehr groß, so daß bloß beim großen Tempel in der Hauptstadt 5000 derselben thätig gewesen sein sollen, und die Menge aller von Clavigero sogar auf vier Millionen angegeben wird. Solche und andere Umstände lassen Humboldt, Braunschweig, Wuttke die Mexikanische Priesterschaft mit der buddhistischen in Tibet und Japan in historischen Zusammenhang bringen. Es finden sich nämlich auch hier jene verschiedenen Klassen und Congregationen, die gelbe und rothe Kopfbedeckung, die schwarzen baumwollenen Gewänder, welche die Mexikanischen Priester über den Kopf schlugen, und andre dergleichen Aehnlichkeiten. Bei allen diesen Analogien in Einzelnheiten sind aber in innern und äußern Hauptsachen solche wesentliche Verschiedenheiten, daß die Ansicht von historischem Zusammenhange mexikanischen und buddhistischen Priesterwesens nur mit der größten Vorsicht aufgenommen werden darf. Dahin zähle ich den contemplativen Mystizismus, und die göttliche Verehrung eines lebendigen Menschen bei den Buddhisten, bei den Mexikanern den wilden, kräftigen und barbarisirenden Charakter der Priester mit ihren Menschenopfern, die in den schärfsten Gegensatz zu einander treten. Eine andre Hauptsache ist auch das Cölibat, welches überall der großen buddhistischen Priesterschaft eigenthümlich ist, während dasselbe den Mexikanern nicht zukommt. Das Mexikanische Priesterthum ist weder der Regel nach lebenslänglich noch ehelos. Es gab allerdings wie in Nicaragua (Oviedo S. 65. Buschmann I, 157. Picard 166), so im Mexikanischen Reiche gewisse Mönchsorden in Klö-

ſtern mit dem ſtrengen Gelübde der Keuſchheit. Solche Prieſter hießen Tlamakasken (Tlamacazqui). Allein dieſes Gelübde dauerte nur für die ganze Lebenszeit, wenn es die Betreffenden ſo wählten. Die eigentlichen Aztekiſchen Tempelprieſter und Opferer, Teoquixqui, Diener Gottes, genannt, lebten in der Ehe, das Prieſterthum Huitzilopochtlis war ſogar erblich, und befand ſich in den Händen gewiſſer Familien. Im Uebrigen gab es vielerlei Prieſter, und eine wahre Hierarchie. An der Spitze derſelben ſtanden bei den Azteken zwei durch Wahl hingeſtellte Oberprieſter aus vornehmem Geſchlechte, die bei den wichtigen Staatsangelegenheiten, und namentlich bei Kriegserklärungen, immer zu Rathe gezogen wurden. Der erſte hieß Teoteuctli, oder göttlicher Herr, der den König ſalbte. Der zweite war Hueiteoquixque, der große Prieſter. Dieſen war noch ein dritter beigeordnet, Mexicoteohuatzin, welcher die Aufſicht über die andern Prieſter führte, der dann wieder zwei Unteraufſeher hatte, von denen einer die Aufſicht über die Seminarien führte. Wiederum beſorgte ein beſondrer Prieſter die Oekonomie der Tempel, ein andrer die Feſtlieder, einer war Capellmeiſter, ein andrer wieder Ceremonienmeiſter. Die beſondern Gottheiten hatten auch ihre beſondern Prieſter, wie die Römiſchen flamines. Eine jede Prieſtercongregation hatte wieder ihren beſondern Vorſteher oder antistes. Beſonders ausgezeichnet waren die Prieſterſchaften des Huitzilopochtli, des Tezcatlipoca, Quetzalcoatl, und der Centeotl. Alle ziehen bei Gelegenheiten die Kleider und Attribute ihres Gottes an; die Prieſter des Quetzalcoatl nannten ſich ſogar mit dem Namen ihres Gottes; der oberſte Opferprieſter Huitzilopochtlis, Topiltzin, trug jedesmal den Namen des Gottes, dem ein Opfer gebracht wurde.

Mit den Prieſtern ſind nicht ganz gleichzuſtellen, wie ſchon bemerkt wurde, die Mönche und jungen Leute in Klöſtern und Seminarien. Man beſtimmte Kinder beiderlei Geſchlechts zu dieſen Mönchsorden, wie man ſie auch nennt, und im ſiebenten Jahre kamen ſie ins Kloſter und blieben darin bis zu ihrer Verheirathung. Schon bei den Totonaken war ein ſolcher Orden für Greiſe und Wittwen im Dienſte der Centeotl beſtimmt; bei den Tolteken hatten wir ſchon früher den Orden des Quetzalcoatl, bei den Azteken den des Tezcatlipoca kennen gelernt. Wie dieſe Mönchsorden und Jugendſeminarien von den frühern Völkern her beibehalten wurden, ſo blieben auch die alten Prieſterſchaften der Totonaken, Mixteken, Tolteken fortwährend in Anſehen, wenn auch unter

der Oberhoheit der Aztekischen. Die Tlaskaltekischen Priester bewahrten natürlich wie ihr Volk ihre Unabhängigkeit.

Was den Charakter der Priesterschaft anbetrifft, so ist zwischen den verschiedenen Völkern und Zeiten zu unterscheiden. Von den Priestern des alten Majageschlechtes wissen wir zwar wenig mehr, dürfen wir aber von den Resten des Volkscharakters und der Religion auf sie zurückschließen, so haben wir neben strengen Entsagungen wieder mancherlei Ueppigkeit bei ihnen uns zu denken. In Nicaragua fanden wir die Tlamacazqui mit dem strengen Gelübde der Keuschheit. Neben ihnen konnten die Zauberer Teroxes, Thiergestalten annehmen und mit dem Blicke Kinder rauben. Oviedo 247 ff. Buschmann I, 157. Squier Nicar. 507. Die Tolteksischen Priester zeichneten sich durch wissenschaftliches Streben, und in späterer Zeit durch stilles, zurückgezogenes, asketisches Leben aus. Der aztekischen Priesterschaft wird schon von Cortes und allen folgenden Gewährsmännern das Lob eines strengen und keuschen Lebenswandels gezollt. Sie waren Huitzilopochtlis, und nicht blutdürstiger als das gesammte Volk dieses Gottes.

Die Priesterinnen versahen die geringern Dienste, nahmen im Staatsleben keine Stellung ein, durften auch keine eigentlichen Opfer darbringen. Sie räucherten, unterhielten das heilige Feuer, und bereiteten die Lebensmittel für Götter und Opfermahlzeiten. Einige waren Priesterinnen von Jugend auf, andere nur einige Jahre lang, beide aber verheiratheten sich gewöhnlich im heirathsfähigen Alter, und traten dann aus dem Tempeldienste. Vgl. Cortes 489. (I, 31), Acosta V, 14. 20. 26. Clavig. I, 178. 398. Diaz I, 11. Meiners krit. Geschichte II, 223. 526. Humboldt Monum. 93. 98. 119. 194. 290. Braunschweig 62. Picard 152. Prescott I, 53 ff. 67. Kottencamp I, 199. Wuttke 275.

§. 118. Der Kultus. Fortsetzung. Reinigungen, Fasten, Wassertaufe und Feuertaufe.

Zum Schlusse unserer Bemerkungen über den Mexikanischen Kultus verdienen wohl einige Angaben über religiöse Reinigungen hier

einen Platz. Dahin zählen wir besonders die Fasten, die Waschungen, das Durchziehen durchs Feuer. Das Blutlassen und die Beschneidung rechnen wir nach dem schon oben bemerkten nicht hieher, weil sie zunächst nicht Symbole der Reinigung, sondern der Hingabe, Opfer, sind. Dadurch fallen sie allerdings mit den Reinigungen in den allgemeinern Begriff der Einweihungen und Heiligungen für die Gottheit zusammen.

Die Fasten finden statt bei vielen und verschiedenen Gelegenheiten. Ihre Idee besteht darin, daß es sich für einen, der sich der Gottheit zu nahen im Begriffe ist, nicht schicke, dieß mit überfülltem Bauche zu thun, der ohnehin das Gemüth für den religiösen Sinn abstumpft. Die Wilden fasten, um in ekstatischen Zuständen mit ihrem Schutzgeist in Verbindung zu treten. Die Azteken suchten daher eher zu viel als zu wenig zu thun, und sich durch vorgeschriebene Entsagungen nicht bloß der Speise, sondern auch des Schlafs und des Beischlafs für die gottesdienstliche Handlung zu reinigen und zu weihen. Die Enthaltung von Speise bestand gewöhnlich in Entsagung von Fleisch und starkem Getränk, und im Beschränken des Essens auf einmal des Tags. Es gab Fasten von drei, vier, fünf, zwanzig, vierzig, sechszig, hundert und sechszig Tagen, ja sogar von vier Jahren. Dann waren die Fasten wieder entweder allgemeine, welche das ganze Volk zu halten hatte, oder Privatfasten, wie sie z. B. Eigenthümer von Opfern vor Darbringung ihres Opfers zu beobachten pflegten. Ueberhaupt aber werden diese reinigenden Vorbereitungsfasten fast vor allen Festen erwähnt. Bei besondern Unglücksfällen des Staates trat ein außerordentliches Fasten des Oberpriesters ein, welcher sich in eine Hütte des Waldes zurückzog. Es mußten die Azteken das Fasten mit einem noch um so feinern Gefühl für religiös schicklich halten, da schon im gemeinen Leben dem öffentlichen Sinne die Mäßigkeit als eine angestammte Tugend erschien. Vgl. Clavigero I, 353. 397 ff. 413. 382.

Wie überall im Süden, so sind auch hier die Reinigungen durch Wasser gebräuchlich. Täglich badeten sich die Priester des Quetzalcoatl um Mitternacht, um vor ihrem Gotte rein zu erscheinen. Lässige Priester wurden in den See getaucht und mit Gewalt rein geschwemmt. Die Priester hatten besondere Teiche zum Baden, und Brunnen zum Trinken. Im Teiche Tezcapan badeten viele, um ein den Göttern gethanes Gelübde zu erfüllen. Denn solche Reinigkeit liebten die Götter. Das Wasser des Brunnens Texpalatl ward für heilig gehalten, und

nur an den großen Festen getrunken. Vgl. Clavig. I, 372. vgl. 580 u. a. m.

Besonders aber ist von solchen Wasserreinigungen die Wassertaufe der Kinder merkwürdig, die wir schon bei den Peruanern vorfanden. Dieselbe bestand aus zwei Akten. Der erste fand gleich bei der Geburt statt, nach welcher die Hebamme das Kind badete, und feierlich der Wassergöttin Chalchiuhcueje empfahl, daß sie es von aller Unreinigkeit und allem Unglücke reinigen möchte. Bei dieser Gelegenheit sprachen die Verwandten ihre Glückwünsche aus, und die Wahrsager weissagten über das Schicksal des Kindes aus dem Kalenderzeichen. Unter noch größern Feierlichkeiten geschah das zweite Bad, zu dem Freunde, Verwandte, Kinder als zu einem feierlichen Taufschmaus oder Tauffuppe eingeladen wurden. Das Kind wurde feierlich im Hause herumgetragen, um es gleichsam den Hausgöttern darzustellen und zu empfehlen, ähnlich wie dieß bei den Amphidromien der Griechen, und nach der Inschrift von Rosette auch in Egypten der Gebrauch gewesen war. Alsdann wurde eine mit Wasser gefüllte Wanne in den Hof gestellt, das Kind ausgezogen, und von der Hebamme also angeredet: „Mein Kind, die Götter Ometeuctli und Omecihuatl, Herren des Himmels, haben dich in diese unglückliche Welt gesandt; nimm dieses Wasser hin, welches dir Leben geben soll." Dann benetzte sie Mund, Kopf und Brust des Kindes, badete zuletzt den ganzen Körper, rieb dessen Glieder, und sprach: „Wo bist du Unglück? in welchem Gliede steckst du? Entferne dich von diesem Kinde!" Das Kind wurde darauf in Gebeten den Göttern empfohlen, zuerst dem Ometeuctli und der Omecihuatl, dann in zwei Gebeten den Göttern des Wassers, in einem fernern allen Göttern, zuletzt dem Himmel und der Erde. Nach Verrichtung noch andrer verschiedener Ceremonien wurde das Kind angekleidet, in eine Wiege gelegt, der Göttin der Wiegen, Jacateuctli, und dem Gotte des Schlafes, Joalteuctli, empfohlen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch dem Kinde der Name gegeben. Vgl. Clavig. I, 434 ff. Humb. Monum. 78. 286. 289. Prescott I, 52. Acosta V, 27. Wuttke 266. Bernardino de Sahagun spricht als Augenzeuge von diesen Wassertaufen der Azteken. Das Symbol einer Reinigung durch Wasser, und mithin einer Weihe ist zu natürlich, als daß man in demselben mit ältern Spanischen Geistlichen, denen Prescott und Tiedemann beistimmen, den Beweis eines frühern christlichen Einflusses erblicken dürfte. Wasserreinigungen im religiösen Sinne, und

zwar in Verbindung mit Initiationen finden ſich im Heidenthum weit verbreitet.

Zu den Feierlichkeiten, welche bei der zweiten Waſſertaufe ſtatt fanden, gehört auch die Feuerreinigung, oder Feuertaufe. Sie beſtand darin, daß der Knabe viermal durchs Feuer gezogen wurde. Das Feuer iſt bei allen Naturvölkern ein Symbol der Reinheit, nicht ſowohl weil es wie das Waſſer reinigt, als weil es ſelber die Anſchauung der höchſten Reinheit gewährt. Die Sitte des Hindurchziehens durchs Feuer bei Kleinen, des Hindurchſpringens bei Großen, des Hindurchtreibens bei Heerden war in der alten Welt ſehr verbreitet. So hielten es die Römer, an den Palilien um ſich und Heerden zu ſchützen, ſo thaten ſie, wenn ſie von einem Leichenzuge zurückkehrten, um ſich zu reinigen. Dieſelbe Sitte ſah noch im fünften Jahrhundert in Syrien Theodoret, Biſchof zu Cyrus. So war es in Deutſchland, Frankreich, überhaupt im nördlichen Europa, auch in Griechenland im Mittelalter gehalten, die Fortſetzung einer altheidniſchen Sitte, welche auch als ſolche im 65ten Canon des Concils von 680 bezeichnet und verboten wurde. In Oſtindien gehen noch jetzt die Mütter mit ihren Neugebornen zwiſchen zwei Feuern hindurch. Wir ſtehen nach ſolchen Analogien auch im Geringſten nicht an, das im alten Teſtament erwähnte Hindurchgehenlaſſen für Moloch durchs Feuer — mit den alten Erklärern, Chriſten ſowohl als Rabbinen bis Spencer und Carpzow auf dieſelbe Sitte zu beziehen, und nicht mit den Neuern auf die Menſchenopfer. Dafür ſpricht neben der Analogie, zu der wir alſo hier die Mexikaniſche Sitte beifügen, auch der Ausdruck ſelbſt, welcher am einfachſten auf die alte Erklärung hinweist. Wenn dagegen die Neuern auf andere Stellen hinweiſen, in denen unzweifelhaft von Kinderopfern die Rede iſt, ſo leugnen wir ja die letztern bei den Kanaanitern und abgöttiſchen Hebräern ſo wenig als bei den Mexikanern. Es fanden eben beide Sitten ſtatt, ſie dürfen aber mit einander nicht verwechſelt werden. Vgl. Clavig. I, 437 nach Boturini. Grimm, altdeutſche Mythol. 2te Ausgabe, Bd. I, S. 583 ff. Schreibers Taſchenbuch V, 66. 76 ff. Hartung, Religion der Römer I, 46. 199. II, 152. Vossius de idol. II, 168. 199. Movers Religion der Phönizier 328 ff. Sepp Mythologie I, 196.

III, 299. Kugler Kunſtgeſchichte 23 ff. 33. Minutoli 31. Anh. 11. 55. Humb. Mon. 4 ff. 47 ff. 101. 236. 213 ff. 317. 301. Anſichten 2. Ausg. I, 179. Kritiſche Unterſuchungen I, 383. Braunſchweig 63. 145 ff. Muſeo Mexicano I, 2. 401. Abbildungen finden ſich vielfach bei Humboldt, Nebel, Majer, im Univers u. ſ. w. Sammlungen Mexikaniſcher Götzenbilder ſind auch nicht ſelten, mir am bekannteſten die Basler.

---

§. 115. Der Kultus. Fortſetzung. Die Tempel.

Merkwürdig beſtimmt entſprechen die Tempel der Mexikaner ihrem primären Kultur- und Religionszuſtand, indem ſie, wie Kugler (Kunſtgeſchichte, 2. Ausg. S. 21 ff.) richtig bemerkt, die einfachſte Form des religiöſen Denkmales darſtellen, in der ein architektoniſches Prinzip auf impoſante Weiſe in die Erſcheinung tritt. Wir haben ſchon bei den vorinkaiſchen Peruanern, und dann bei der vortoltekiſch-mexikaniſchen Urbevölkerung Centralamerikas dieſe alte Urform der Tempel vorgefunden, die nichts andres iſt als eine künſtliche Opferhöhe, ein rieſiger Altar, damit das Opfer den Göttern nahe, den Menſchen ſichtbar wäre. Die Inkas haben zwar ihren Tempeln die Form einer Götterwohnung, eines Obdachs und Palaſtes für die Götter gegeben, aber nicht ſo die Mexikaner. Denn obſchon ihr Tempel den Namen trägt Teocalli (vgl. θεοῦ καλιά), d. h. Hütte Gottes, ſo ſind doch ſowohl im Süden die Tempel der Urbevölkerung meiſtens bloß künſtliche Berge und Opferhöhen, ſeien ſie nun in natürliche Felſen gehauen oder aus Steinen aufgebaut — bloß in Nicaragua gab es hölzerne Tempel mit Dächern und vielen Kapellen im Innern, im Vorhofe mit Altarhügeln, Squier Nic. 507 nach Oviedo, und auch die nordiſchen Völker, namentlich die Azteken, haben zur Zeit ihrer Wanderung ihren künſtlichen tragbaren Tempel in der pyramidalen Form mit ſich geführt, der mehr mit dem Brandopferaltar der Israeliten, als mit der ſogenannten Stiftshütte zu vergleichen ſein dürfte. Doch fand Stephens nicht ſelten Gänge und Zimmer in den Opferhügeln, wie z. B. in Senuiſacal und beim Hauſe des Zwerges. Yucatan 90. 141. Aber dieſe Uebergänge zu einer andern Art vermochten hier noch nicht jene urſprüngliche Bedeutung der Pyramiden zu verän-

dern. Bei den Mexikanern selber kamen sie gar nicht vor. Die Grundlage dieser Pyramidenform fand sich schon im Norden, wo manche Tumuli, z. B. bei Saint Louis und Point Creek, in großen Absätzen emporsteigen. Kugler Kunstgeschichte, 2. Ausg. S. 17. Die Tempel der Mexikaner waren also keine Wohnungen der Götter, die Wohnungen waren auf der Höhe der Tempel in ziemlich kleinen und unansehnlichen Kapellen oder Nischen angebracht, in denen sich das Götterbild befand. Vor demselben wurde auf der Höhe des Tempels geopfert, nicht etwa unten im Vorhofe, oder im Innern des Tempels. Diese Form hatte der Hauptidee nach auch der große Tempel des Bel in Babylon, wie schon Zoega bemerkte. Humb. Monum. 32. Ein kleiner Altar befand sich allerdings noch auf der großen Opferhöhe, der Opferstein, das war aber nur der Aufsatz, altaria, zur Opferhöhe, ara. Es findet daher, außer etwas von der äußern Form, nicht die geringste Verwandtschaft statt zwischen der Egyptischen Spitzpyramide, die die Todten bedeckte, und zwischen der oben abgestumpften Opferpyramide der Mexikaner. Den Unterschied hat besonders Stephens scharf herausgehoben, der in Egypten wie in Centralamerika hinlängliche Selbstanschauung gesammelt hatte. Auch Kugler (Kunstgeschichte, 2. Ausg. 20 ff.) sieht gerade in der Eigenthümlichkeit der Mexikanischen Architektur einen Gegenbeweis gegen ihre Ableitung von anderswoher. Die in lebendigen Felsen eingehauenen Opferhöhen bilden gewöhnlich nur Ein großes Ganze mit einer großen Treppe, die von Norden hinaufführt; sie gehören der Urbevölkerung an. Aber auch die künstlichen Pyramidentempel mit erbauten Stockwerken gehören ihrem Ursprunge nach schon der Urbevölkerung, wie z. B. der Tempel von Teotihuacan. Diese Tempel haben den Eingang von Westen. Alle Tempel sind viereckig und genau nach den Weltgegenden orientirt; bloß die Tempel des Quetzalcoatl waren rund. Was wir schon bei den Peruanern bemerkten, wiederholen wir auch hier, die Tempel der vorgeschichtlichen Urzeit vor der Einwanderung aus dem Norden zeichnen sich durch ihre Verhältnisse, Verzierungen, Basreliefs vor den spätern, den Mexikanischen, aus. Der Haupttempel der letzteren war der des Hutzilopochtli in Mexiko. Statt der auf der Wanderung mitgetragenen hölzernen Opferhöhe wurde in der Hauptstadt ein stattlicher Tempel errichtet, mehrere Male verschönert, dann bei den wachsenden Hülfsmitteln des Staates niedergerissen, und der große, letzte, prachtvolle steinerne Tempel erbaut, etwa ein Jahr-

hundert vor ſeiner Zerſtörung durch die Spanier. Er beſtand aus fünf horizontalen Abſätzen, auf dieſelben führten ſchmale Treppen bloß vier Mann breit, und die immer nur an einer Ecke in die Höhe gingen. Wenn nun ſo eine Opferprozeſſion ſich den Tempel hinaufbewegte, und die erſte Treppe erſtiegen hatte, ging ſie auf dem erſten Stockwerke rings um den ganzen Tempel herum, bis ſie an derſelben Ecke an die zweite Treppe kam, die ſie wieder hinaufzog, und ſo fort, bis ſie auf der Höhe anlangte, ſo daß der Tempel wie von Bändern umwunden in den azurnen Himmel hineinzuragen ſchien. Dieſen Tempel hatte Huitzilopochtli mit ſeinem Bruder gemeinſchaftlich, beide hatten auf ſeiner Höhe Kapellen und Bilder. Sonſt gab es in der Hauptſtadt noch viele Tempel, Kapellen, Prieſterwohnungen, Seminarien, Herbergen, — im Mexikaniſchen Reiche mehrere Tauſende. Auch in Mexiko gab es wie in Cuzco einen Tempel für die Götter beſiegter Völker. Nächſt den Tempeln in der Hauptſtadt ſtanden zur Zeit der Aztekenherrſchaft die Tempel in Chatula, oben an die große Pyramide des Quetzalcoatl, im höchſten Anſehen. Vgl. Cortes 105 ff. Diaz II, 80. 86, 32. und Rehfues daſelbſt III, 29. 307. I, 47. III, 300. I, 274. 279. Acoſta V, 12. Solis (deutſch) 482. Robertſon II, 54. 344. 554 ff. Clavig. I, 364 ff. 370 ff. 317. 256. 376 ff. Humboldt Mon. 24 ff. 7. 118. 79. 190. Majer, 1812, 160 ff. 306 ff. Prescott I, 58 ff. 493. 500. II, 454. Klemm V, 153. Braunſchweig 145. 151 ff. Wuttke I, 277. Die Kunſtgeſchichten von Kugler und Stieglitz, das Univers pittoresque u. ſ. w.

---

§. 116. Der Kultus. Fortſetzung. Die Feſte.

Die Vereinigung der Kultushandlungen fand an den Feſten ſtatt, Opfer mit Opfermahlzeiten, wobei man ſich gegenſeitig oder das Volk beſchenkte, Gebete und Gelübde, Faſten und Aderlaſſen füllten dieſelben, ſowie Prozeſſionen und Tänze, gymnaſtiſche und kriegeriſche Uebungen. Wie die Grundlage der Götter und der Gottesverehrung die Natur ſelber war, ſo herrſchte auch bei den Feſten die Beziehung auf die Natur im Großen vor, die Jahresnatur. So waren uns ſchon im Vorhergehenden die Feſte Tezcatlipocas, Huitzilopochtlis, Quetzalcoatls,

Tlaloc, der Centeotl und der Coatlantana, das Feſt aller Berge, das Feuerfeſt Xiuhteuctlis durch ihre Beziehung auf die äußere Natur verſtändlich. Schon die regelmäßige Zeit, in welche dieſe Feſte fallen, iſt durch den regelmäßigen Lauf des Jahres beſtimmt. So gab es zwanzig ſtehende Hauptfeſte, die im aztekiſchen Kalender bei Acoſta, Clavigero und andern angegeben und beſchrieben ſind. Dieſe Feſte wurden alle vier Jahre feierlicher, noch feierlicher alle dreizehn Jahre gefeiert, welche Jahre im aztekiſchen Kalender von beſondrer Bedeutung ſind. Eine kosmologiſche Bedeutung hatte das alle 52 Jahre wiederkehrende Sekularfeſt, welches wir am Schluſſe der Darſtellung der Weltalter beſchrieben haben. §. 100. Eine eigentliche hiſtoriſche Beziehung auf frühere Ereigniſſe in der Mexikaniſchen Geſchichte haben die Naturfeſte der Mexikaner niemals angenommen, wenn nicht etwa die Loblieder der Adeligen zum Lobe ihrer tapfern Vorfahren dahin gerechnet werden wollen, was aber darum nicht wohl geht, weil die Zeit, Handlung und Benennung keines Feſtes auf ſie Bezug nimmt. Hiſtoriſche Volksfeſte, wenn auch völlig religiös gehalten, gehören ſchon einer höhern und freiern Entwicklungsſtufe an. Hingegen ſuchte man den Symbolen des Kultus nicht bloß eine mythiſche, ſondern ſelbſt eine hiſtoriſche Baſis zu geben, wie wir das bei den Mythen von dem Urſprunge der Menſchenopfer und bei manchen andern aitiologiſchen Mythen geſehen haben. Allgemeine politiſche Beziehungen dagegen ließen allerdings die Feſte zu. Huitzilopochtli wurde an ſeinem Feſte] als National- und Kriegsgott gefeiert, und ihm als ſolchem wurden durch die Beſchneidung die Kinder geweiht. So wurden auch kleine Kinder mit Einſchneiden in die Bruſt in die Klöſter Quetzalcoatls aufgenommen. Sehr feierliche und durch die hohe Zahl der Menſchenopfer ausgezeichnete religiöſe Feſte wurden bei den jeweiligen Thronbeſteigungen der Fürſten gefeiert. Das Einſchreiben der jungen Mannſchaft im September in die Liſten der Krieger geſchah an einem beſondern Soldatenfeſt. Die Ausbeſſerung der Straßen und Waſſerleitungen in demſelben Monate geſchah auch nur mit Zuziehung der Götter. Ueberhaupt hatte jeder Stand, jedes Gewerbe, nicht bloß der Ackerbau, ſeine Feſte ſo gut wie ſeine Götter, unter denen, wie wir uns erinnern, beſonders das Feſt der Kaufleute in Cholula ſich hervorthat. Dem nordiſchen Geiſterglauben dagegen gehören die Feſte der Todten an, welche die Azteken im Jenner, die Tlaskalteken im Auguſt feierten. Vgl. außer den frühern Darſtellungen: Acoſta VI,

28. V, 12. VII, 28 a. E. Clav. I, 179. 186. 190. 320. 413 ff. Humboldt Monum. 78. 128. 132. 179. 309. Rehfues I, 279. II, 286. Univers 27 ff. Prescott I, 59. 99. 601. Wuttke 277.

---

§. 117. Der Kultus. Fortſetzung. Die Prieſter.

Die Verwalter des Kultus, die Prieſter, nahmen hier wie überall bei den Kulturvölkern der primären Kulturſtufe, eine hohe Stellung ein. Ihre Beſchäftigung war Gottesdienſt, Wiſſenſchaft, Aufmunterung im Krieg, Ausübung der Heilkunde, Erziehung der vornehmen Jugend in Seminarien, die zugleich für eine Zeitlang dem Tempeldienſte gewidmet war. Die Zahl der Prieſter war daher ſehr groß, ſo daß bloß beim großen Tempel in der Hauptſtadt 5000 derſelben thätig geweſen ſein ſollen, und die Menge aller von Clavigero ſogar auf vier Millionen angegeben wird. Solche und andere Umſtände laſſen Humboldt, Braunſchweig, Wuttke die Mexikaniſche Prieſterſchaft mit der buddhiſtiſchen in Tibet und Japan in hiſtoriſchen Zuſammenhang bringen. Es finden ſich nämlich auch hier jene verſchiedenen Klaſſen und Congregationen, die gelbe und rothe Kopfbedeckung, die ſchwarzen baumwollenen Gewänder, welche die Mexikaniſchen Prieſter über den Kopf ſchlugen, und andre dergleichen Aehnlichkeiten. Bei allen dieſen Analogien in Einzelnheiten ſind aber in innern und äußern Hauptſachen ſolche weſentliche Verſchiedenheiten, daß die Anſicht von hiſtoriſchem Zuſammenhange mexikaniſchen und buddhiſtiſchen Prieſterweſens nur mit der größten Vorſicht aufgenommen werden darf. Dahin zähle ich den contemplativen Myſtizismus, und die göttliche Verehrung eines lebendigen Menſchen bei den Buddhiſten, bei den Mexikanern den wilden, kräftigen und barbariſirenden Charakter der Prieſter mit ihren Menſchenopfern, die in den ſchärfſten Gegenſatz zu einander treten. Eine andre Hauptſache iſt auch das Cölibat, welches überall der großen buddhiſtiſchen Prieſterſchaft eigenthümlich iſt, während daſſelbe den Mexikanern nicht zukommt. Das Mexikaniſche Prieſterthum iſt weder der Regel nach lebenslänglich noch ehelos. Es gab allerdings wie in Nicaragua (Oviedo S. 65. Buſchmann I, 157. Picard 166), ſo im Mexikaniſchen Reiche gewiſſe Mönchsorden in Klö-

ſtern mit dem ſtrengen Gelübde der Keuſchheit. Solche Prieſter hießen Tlamakasken (Tlamacazqui). Allein dieſes Gelübde dauerte nur für die ganze Lebenszeit, wenn es die Betreffenden ſo wählten. Die eigentlichen Aztekiſchen Tempelprieſter und Opferer, Teoquixqui, Diener Gottes, genannt, lebten in der Ehe, das Prieſterthum Huitzilopochtlis war ſogar erblich, und befand ſich in den Händen gewiſſer Familien. Im Uebrigen gab es vielerlei Prieſter, und eine wahre Hierarchie. An der Spitze derſelben ſtanden bei den Azteken zwei durch Wahl hingeſtellte Oberprieſter aus vornehmem Geſchlechte, die bei den wichtigen Staatsangelegenheiten, und namentlich bei Kriegserklärungen, immer zu Rathe gezogen wurden. Der erſte hieß Teoteuctli, oder göttlicher Herr, der den König ſalbte. Der zweite war Hueiteoquixque, der große Prieſter. Dieſen war noch ein dritter beigeordnet, Mexicoteohuatzin, welcher die Aufſicht über die andern Prieſter führte, der dann wieder zwei Unteraufſeher hatte, von denen einer die Aufſicht über die Seminarien führte. Wiederum beſorgte ein beſondrer Prieſter die Oekonomie der Tempel, ein andrer die Feſtlieder, einer war Capellmeiſter, ein andrer wieder Ceremonienmeiſter. Die beſondern Gottheiten hatten auch ihre beſondern Prieſter, wie die Römiſchen flamines. Eine jede Prieſtercongregation hatte wieder ihren beſondern Vorſteher oder antistes. Beſonders ausgezeichnet waren die Prieſterſchaften des Huitzilopochtli, des Tezcatlipoca, Quetzalcoatl, und der Centeotl. Alle ziehen bei Gelegenheiten die Kleider und Attribute ihres Gottes an; die Prieſter des Quetzalcoatl nannten ſich ſogar mit dem Namen ihres Gottes; der oberſte Opferprieſter Huitzilopochtlis, Topiltzin, trug jedesmal den Namen des Gottes, dem ein Opfer gebracht wurde.

Mit den Prieſtern ſind nicht ganz gleichzuſtellen, wie ſchon bemerkt wurde, die Mönche und jungen Leute in Klöſtern und Seminarien. Man beſtimmte Kinder beiderlei Geſchlechts zu dieſen Mönchsorden, wie man ſie auch nennt, und im ſiebenten Jahre kamen ſie ins Kloſter und blieben darin bis zu ihrer Verheirathung. Schon bei den Totonaken war ein ſolcher Orden für Greiſe und Wittwen im Dienſte der Centeotl beſtimmt; bei den Tolteken hatten wir ſchon früher den Orden des Quetzalcoatl, bei den Azteken den des Tezcatlipoca kennen gelernt. Wie dieſe Mönchsorden und Jugendſeminarien von den frühern Völkern her beibehalten wurden, ſo blieben auch die alten Prieſterſchaften der Totonaken, Mixteken, Tolteken fortwährend in Anſehen, wenn auch unter

der Oberhoheit der Aztekischen. Die Tlaskaltekischen Priester bewahrten natürlich wie ihr Volk ihre Unabhängigkeit.

Was den Charakter der Priesterschaft anbetrifft, so ist zwischen den verschiedenen Völkern und Zeiten zu unterscheiden. Von den Priestern des alten Majageschlechtes wissen wir zwar wenig mehr, dürfen wir aber von den Resten des Volkscharakters und der Religion auf sie zurückschließen, so haben wir neben strengen Entsagungen wieder mancherlei Ueppigkeit bei ihnen uns zu denken. In Nicaragua fanden wir die Tlamacazqui mit dem strengen Gelübde der Keuschheit. Neben ihnen konnten die Zauberer Texores, Thiergestalten annehmen und mit dem Blicke Kinder rauben. Oviedo 247 ff. Buschmann I, 157. Squier Nicar. 507. Die Tolteksischen Priester zeichneten sich durch wissenschaftliches Streben, und in späterer Zeit durch stilles, zurückgezogenes, asketisches Leben aus. Der aztekischen Priesterschaft wird schon von Cortes und allen folgenden Gewährsmännern das Lob eines strengen und keuschen Lebenswandels gezollt. Sie waren Huitzilopochtlis, und nicht blutdürstiger als das gesammte Volk dieses Gottes.

Die Priesterinnen versahen die geringern Dienste, nahmen im Staatsleben keine Stellung ein, durften auch keine eigentlichen Opfer darbringen. Sie räucherten, unterhielten das heilige Feuer, und bereiteten die Lebensmittel für Götter und Opfermahlzeiten. Einige waren Priesterinnen von Jugend auf, andere nur einige Jahre lang, beide aber verheiratheten sich gewöhnlich im heirathsfähigen Alter, und traten dann aus dem Tempeldienste. Vgl. Cortes 489. (I, 31), Acosta V, 14. 20. 26. Clavig. I, 178. 398. Diaz I, 11. Meiners krit. Geschichte II, 223. 526. Humboldt Monum. 93. 98. 119. 194. 290. Braunschweig 62. Picard 152. Prescott I, 53 ff. 67. Kottencamp I, 199. Wuttke 275.

---

§. 118. Der Kultus. Fortsetzung. Reinigungen, Fasten, Wassertaufe und Feuertaufe.

Zum Schlusse unserer Bemerkungen über den Mexikanischen Kultus verdienen wohl einige Angaben über religiöse Reinigungen hier

einen Platz. Dahin zählen wir besonders die Fasten, die Waschungen, das Durchziehen durchs Feuer. Das Blutlassen und die Beschneidung rechnen wir nach dem schon oben bemerkten nicht hieher, weil sie zunächst nicht Symbole der Reinigung, sondern der Hingabe, Opfer, sind. Dadurch fallen sie allerdings mit den Reinigungen in den allgemeinern Begriff der Einweihungen und Heiligungen für die Gottheit zusammen.

Die Fasten finden statt bei vielen und verschiedenen Gelegenheiten. Ihre Idee besteht darin, daß es sich für einen, der sich der Gottheit zu nahen im Begriffe ist, nicht schicke, dieß mit überfülltem Bauche zu thun, der ohnehin das Gemüth für den religiösen Sinn abstumpft. Die Wilden fasten, um in ekstatischen Zuständen mit ihrem Schutzgeist in Verbindung zu treten. Die Azteken suchten daher eher zu viel als zu wenig zu thun, und sich durch vorgeschriebene Entsagungen nicht bloß der Speise, sondern auch des Schlafs und des Beischlafs für die gottesdienstliche Handlung zu reinigen und zu weihen. Die Enthaltung von Speise bestand gewöhnlich in Entsagung von Fleisch und starkem Getränk, und im Beschränken des Essens auf einmal des Tags. Es gab Fasten von drei, vier, fünf, zwanzig, vierzig, sechszig, hundert und sechszig Tagen, ja sogar von vier Jahren. Dann waren die Fasten wieder entweder allgemeine, welche das ganze Volk zu halten hatte, oder Privatfasten, wie sie z. B. Eigenthümer von Opfern vor Darbringung ihres Opfers zu beobachten pflegten. Ueberhaupt aber werden diese reinigenden Vorbereitungsfasten fast vor allen Festen erwähnt. Bei besondern Unglücksfällen des Staates trat ein außerordentliches Fasten des Oberpriesters ein, welcher sich in eine Hütte des Waldes zurückzog. Es mußten die Azteken das Fasten mit einem noch um so feinern Gefühl für religiös schicklich halten, da schon im gemeinen Leben dem öffentlichen Sinne die Mäßigkeit als eine angestammte Tugend erschien. Vgl. Clavigero I, 353. 397 ff. 413. 382.

Wie überall im Süden, so sind auch hier die Reinigungen durch Wasser gebräuchlich. Täglich badeten sich die Priester des Quetzalcoatl um Mitternacht, um vor ihrem Gotte rein zu erscheinen. Lässige Priester wurden in den See getaucht und mit Gewalt rein geschwemmt. Die Priester hatten besondere Teiche zum Baden, und Brunnen zum Trinken. Im Teiche Tezcapan badeten viele, um ein den Göttern gethanes Gelübde zu erfüllen. Denn solche Reinigkeit liebten die Götter. Das Wasser des Brunnens Texpalatl ward für heilig gehalten, und

[illegible] Vgl. Clavig. I, 372. vgl. 580 [illegible]

[illegible] die Wasser-[illegible] bei den Peruanern vor-[illegible] Der erste fand gleich bei [illegible] das Kind badete, und [illegible] daß sie es von aller [illegible] Bei dieser Gelegen-[illegible] aus, und die Wahr-[illegible] aus dem Kalenderzeichen. [illegible] das zweite Bad, zu dem [illegible] Taufschmaus oder [illegible] Das Kind wurde feierlich im Hause [illegible] darzustellen und zu [illegible] der Griechen, und [illegible] der Gebrauch gewesen [illegible] in den Hof ge-[illegible] also angeredet: „[illegible] Herren des Him-[illegible] Welt gesandt; nimm dieses Was-[illegible] Dann benetzte sie Mund, Kopf [illegible] den ganzen Körper, rieb dessen [illegible] in welchem Gliede steckst du? [illegible] Das Kind wurde darauf in Gebeten den [illegible] und der Omecihuatl, dann in [illegible] in einem fernern allen Göttern, zu-[illegible] Nach Verrichtung noch andrer verschiedener [illegible] wurde das Kind angekleidet, in eine Wiege gelegt, der Göttin der Wiegen, Jacateuctli, und dem Gotte des Schlafes, Joalteuctli, em-pfohlen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch dem Kinde der Name gegeben. Vgl. Clavig. I, 434 ff. Humb. Monum. 78. 286. 289. Prescott I, 52. Acosta V, 27. Wuttke 266. Bernardino de Sahagun spricht als Augen-zeuge von diesen Wassertaufen der Azteken. Das Symbol einer Reini-gung durch Wasser, und mithin einer Weihe ist zu natürlich, als daß man in demselben mit ältern Spanischen Geistlichen, denen Prescott und Tiedemann beistimmen, den Beweis eines frühern christlichen Ein-flusses erblicken dürfte. Wasserreinigungen im religiösen Sinne, und

zwar in Verbindung mit Initiationen finden ſich im Heidenthum weit verbreitet.

Zu den Feierlichkeiten, welche bei der zweiten Waſſertaufe ſtatt fanden, gehört auch die Feuerreinigung, oder Feuertaufe. Sie beſtand darin, daß der Knabe viermal durchs Feuer gezogen wurde. Das Feuer iſt bei allen Naturvölkern ein Symbol der Reinheit, nicht ſowohl weil es wie das Waſſer reinigt, als weil es ſelber die Anſchauung der höchſten Reinheit gewährt. Die Sitte des Hindurchziehens durchs Feuer bei Kleinen, des Hindurchſpringens bei Großen, des Hindurchtreibens bei Heerden war in der alten Welt ſehr verbreitet. So hielten es die Römer, an den Palilien um ſich und Heerden zu ſchützen, ſo thaten ſie, wenn ſie von einem Leichenzuge zurückkehrten, um ſich zu reinigen. Dieſelbe Sitte ſah noch im fünften Jahrhundert in Syrien Theodoret, Biſchof zu Cyrus. So war es in Deutſchland, Frankreich, überhaupt im nördlichen Europa, auch in Griechenland im Mittelalter gehalten, die Fortſetzung einer altheidniſchen Sitte, welche auch als ſolche im 65ten Canon des Concils von 680 bezeichnet und verboten wurde. In Oſtindien gehen noch jetzt die Mütter mit ihren Neugebornen zwiſchen zwei Feuern hindurch. Wir ſtehen nach ſolchen Analogien auch im Geringſten nicht an, das im alten Teſtament erwähnte Hindurchgehenlaſſen für Moloch durchs Feuer — mit den alten Erklärern, Chriſten ſowohl als Rabbinen bis Spencer und Carpzow auf dieſelbe Sitte zu beziehen, und nicht mit den Neuern auf die Menſchenopfer. Dafür ſpricht neben der Analogie, zu der wir alſo hier die Mexikaniſche Sitte beifügen, auch der Ausdruck ſelbſt, welcher am einfachſten auf die alte Erklärung hinweiſt. Wenn dagegen die Neuern auf andere Stellen hinweiſen, in denen unzweifelhaft von Kinderopfern die Rede iſt, ſo leugnen wir ja die letztern bei den Kanaanitern und abgöttiſchen Hebräern ſo wenig als bei den Mexikanern. Es fanden eben beide Sitten ſtatt, ſie dürfen aber mit einander nicht verwechſelt werden. Vgl. Clavig. I, 437 nach Boturini. Grimm, altdeutſche Mythol. 2te Ausgabe, Bd. I, S. 583 ff. Schreibers Taſchenbuch V, 66. 76 ff. Hartung, Religion der Römer I, 46. 199. II, 152. Vossius de idol. II, 168. 199. Movers Religion der Phönizier 328 ff. Sepp Mythologie I, 196.

§. 119. Vorſtellungen von der Offenbarung der Gottheit.

Jede wirkliche und poſitive Religion beſteht in einem wirklichen Verhältniß zur Gottheit, wenn dasſelbe auch noch ſo mangelhaft, fehlerhaft und naturbefangen iſt, es iſt immer ein wirkliches Verhältniß, in welchem der Menſch zu der ſich ihm offenbarenden Gottheit oder zu den göttlichen Kräften in der Natur der Dinge ſteht.

Auch nach der Vorſtellung der Mexikaniſchen Völker, wie andrer Naturvölker, iſt die ganze Natur eine Offenbarung der Gottheit, die verſchiedenen Einflüſſe und Kräfte der Natur werden als eben ſo viele Götter aufgefaßt, die alſo Naturgötter ſind. Der Menſch hat noch das unmittelbare Bewußtſein von der in dieſen Kräften wirkenden Perſönlichkeit, wenn auch dieß Bewußtſein durch die Naturbefangenheit der Religion prismatiſch zur Vielheit der Götter gebrochen iſt. Es herrſchte bei den Mexikanern noch der volle ungeſtörte Glaube an eine unmittelbare Offenbarung der Gottheit in der Natur, der allen Naturvölkern, und zwar von Natur, inwohnt. Wenn die Natur im Frühling wieder zum Leben erwachte, ſo iſt das die Ankunft der Götter, wenn ſie im Dezember abſtirbt, dann ſtirbt auch der Hauptgott Huitzilopochtli.

Wenn ſich auch in der Natur die Götter offenbaren, ſo ſind dieſe doch zu ſehr in jener befangen, und mit ihr identifizirt, als daß von einer eigentlichen Kosmogonie die Rede ſein könnte. Eine ſolche ſetzt die Gottheit viel zu ſehr über die Natur, als daß ſie bei ſolcher Urbildungsſtufe eines noch reinen Heidenthums oder Naturdienſtes vorkommen könnte. Was aus ſolchen älteſten Zeiten gewöhnlich den Namen von Kosmogonien trägt, ſind Emanationslehren, Anſchauungen des Urſprungs der Dinge und Menſchen aus Naturgeſetzen, Naturgegenſtänden und Nothwendigkeiten. So verhält es ſich mit dem Entſtehen der fünf Sonnen oder Weltalter, die durch Elemente beſtehen und vergehen. Wohl wurde bald Teotl, bald Tezcatlipoca, bald die Sonne als oberſter Gott und ſelbſt als Schöpfer gefaßt, indem man die kosmologiſche Anſchauung der Jahresleitung auf die Schöpfung und Leitung des Univerſums übertrug, aber die Vorſtellungen von der Schöpfung traten bei den Mexikanern ſehr zurück und entwickelten ſich nicht einmal in der poetiſchen Mannigfaltigkeit, wie bei den nordiſchen Rothhäuten.

Eben ſo ſtoßen wir hier auch noch nicht auf Göttergenealogien. Dergleichen zuſammenhängende Syſteme ſucceſſiv ſich offenbarender göttlicher Kräfte und Weſen entſtehen oder entwickeln ſich erſt auf einer folgenden Stufe der Religion und Bildung. Die Anfänge dazu ſind bei den Mexikanern nur ſchwach. So haben ſie ihre Göttermutter, zur Seltenheit ſtammt einer vom andern ab, Huitzilopochtli von der Coatlantana, Quetzalcoatl von Tezcatlipoca, dieſer iſt wieder Bruder Huitzilopochtlis. Aber alles das hängt ſo wenig unter ſich zuſammen, daß daraus nicht einmal der Schluß gemacht werden darf, daß Tezcatlipoca ein Sohn der Coatlantana, oder irgend einer Mutter ſeines Bruders ſei, es hindert auch nicht, daß Quetzalcoatl wenigſtens theilweiſe als ein älterer Gott denn ſein Vater galt. Die Bezeichnungen Mutter, Vater, Bruder ſind als ganz vereinzelte Verwandtſchaftsbezeichnungen aufzufaſſen. Haben hinwieder manche Götter ihre Gattinnen, ſo wird doch nichts von ihren Kindern und dergleichen Mythen erzählt. Deßwegen hat aber die Anſchauung der göttlichen Offenbarung nicht gelitten, da dergleichen Schmuck mehr der poetiſchen Ausſchmückung und cykliſchen Zuſammenſtellung, als der religiöſen Weltbetrachtung angehört.

Außerdem daß die Götter ihr eigenes Weſen in der Welt offenbaren, ſo ſehr, daß ſie mit der Natur geboren werden, leben und ſterben, offenbaren ſie noch vielfach ihren Willen den Menſchen. Und dieß iſt die Offenbarung im engern Sinn, nach welcher aber nicht der ſittliche Wille ſich kund thut in ſittlichen Anforderungen, ſondern Wohl und Wehe verhängen die Götter, und machen dafür Kultusanforderungen. Bleiben dieſe zu lange aus, ſo offenbart ſich der göttliche Zorn, durch Geſchenke wird er befriedigt. Es offenbart ſich allerdings das Abhängigkeitsverhältniß, aber auf die naturbefangene Weiſe der alten Naturreligion.

Die Vermittler dieſer Offenbarung ſind die Prieſter, durch welche die Gottheit ihren Willen und ihre Geſinnung offenbart, und durch die ſie zugleich wieder befriedigt wird. Wie letzteres durch den Kultus geſchieht, iſt ſchon ausgeführt worden. Es iſt dieß das Geſchäft der Prieſter in allen civiliſirten Naturſtaaten. Die Entgegennahme der göttlichen Offenbarung iſt ihnen aber von den alten Zauberern und Sehern als zweites Geſchäft zu Theil geworden, welches ſie bei den Mexikanern völlig geerbt haben.

hundert vor ſeiner Zerſtörung durch die Spanier. Er beſtand aus fünf horizontalen Abſätzen, auf dieſelben führten ſchmale Treppen bloß vier Mann breit, und die immer nur an einer Ecke in die Höhe gingen. Wenn nun ſo eine Opferprozeſſion ſich den Tempel hinaufbewegte, und die erſte Treppe erſtiegen hatte, ging ſie auf dem erſten Stockwerke rings um den ganzen Tempel herum, bis ſie an derſelben Ecke an die zweite Treppe kam, die ſie wieder hinaufzog, und ſo fort, bis ſie auf der Höhe anlangte, ſo daß der Tempel wie von Bändern umwunden in den azurnen Himmel hineinzuragen ſchien. Dieſen Tempel hatte Huitzilopochtli mit ſeinem Bruder gemeinſchaftlich, beide hatten auf ſeiner Höhe Kapellen und Bilder. Sonſt gab es in der Hauptſtadt noch viele Tempel, Kapellen, Prieſterwohnungen, Seminarien, Herbergen, — im Mexikaniſchen Reiche mehrere Tauſende. Auch in Mexiko gab es wie in Cuzco einen Tempel für die Götter beſiegter Völker. Nächſt den Tempeln in der Hauptſtadt ſtanden zur Zeit der Aztekenherrſchaft die Tempel in Chatula, oben an die große Pyramide des Quetzalcoatl, im höchſten Anſehen. Vgl. Cortes 105 ff. Diaz II, 80. 86, 32. und Rehfues daſelbſt III, 29. 307. I, 47. III, 300. I, 274. 279. Acoſta V, 12. Solis (deutſch) 482. Robertſon II, 54. 344. 554 ff. Clavig. I, 364 ff. 370 ff. 317. 256. 376 ff. Humboldt Mon. 24 ff. 7. 118. 79. 190. Majer, 1812, 160 ff. 306 ff. Prescott I, 58 ff. 493. 500. II, 454. Klemm V, 153. Braunſchweig 145. 151 ff. Wuttke I, 277. Die Kunſtgeſchichten von Kugler und Stieglitz, das Univers pittoresque u. ſ. w.

---

§. 116. Der Kultus. Fortſetzung. Die Feſte.

Die Vereinigung der Kultushandlungen fand an den Feſten ſtatt, Opfer mit Opfermahlzeiten, wobei man ſich gegenſeitig oder das Volk beſchenkte, Gebete und Gelübde, Faſten und Aderlaſſen füllten dieſelben, ſowie Prozeſſionen und Tänze, gymnaſtiſche und kriegeriſche Uebungen. Wie die Grundlage der Götter und der Gottesverehrung die Natur ſelber war, ſo herrſchte auch bei den Feſten die Beziehung auf die Natur im Großen vor, die Jahresnatur. So waren uns ſchon im Vorhergehenden die Feſte Tezcatlipocas, Huitzilopochtlis, Quetzalcoatls,

Tlaloes, der Centeotl und der Coatlantana, das Feſt aller Berge, das Feuerfeſt Xiuhteuctlis durch ihre Beziehung auf die äußere Natur verſtändlich. Schon die regelmäßige Zeit, in welche dieſe Feſte fallen, iſt durch den regelmäßigen Lauf des Jahres beſtimmt. So gab es zwanzig ſtehende Hauptfeſte, die im aztekiſchen Kalender bei Acoſta, Clavigero und andern angegeben und beſchrieben ſind. Dieſe Feſte wurden alle vier Jahre feierlicher, noch feierlicher alle dreizehn Jahre gefeiert, welche Jahre im aztekiſchen Kalender von beſondrer Bedeutung ſind. Eine kosmologiſche Bedeutung hatte das alle 52 Jahre wiederkehrende Sekularfeſt, welches wir am Schluſſe der Darſtellung der Weltalter beſchrieben haben. §. 100. Eine eigentliche hiſtoriſche Beziehung auf frühere Ereigniſſe in der Mexikaniſchen Geſchichte haben die Naturfeſte der Mexikaner niemals angenommen, wenn nicht etwa die Loblieder der Adeligen zum Lobe ihrer tapfern Vorfahren dahin gerechnet werden wollen, was aber darum nicht wohl geht, weil die Zeit, Handlung und Benennung keines Feſtes auf ſie Bezug nimmt. Hiſtoriſche Volksfeſte, wenn auch völlig religiös gehalten, gehören ſchon einer höhern und freiern Entwicklungsſtufe an. Hingegen ſuchte man den Symbolen des Kultus nicht bloß eine mythiſche, ſondern ſelbſt eine hiſtoriſche Baſis zu geben, wie wir das bei den Mythen von dem Urſprunge der Menſchenopfer und bei manchen andern aitiologiſchen Mythen geſehen haben. Allgemeine politiſche Beziehungen dagegen ließen allerdings die Feſte zu. Huitzilopochtli wurde an ſeinem Feſte als National- und Kriegsgott gefeiert, und ihm als ſolchem wurden durch die Beſchneidung die Kinder geweiht. So wurden auch kleine Kinder mit Einſchneiden in die Bruſt in die Klöſter Quetzalcoatls aufgenommen. Sehr feierliche und durch die hohe Zahl der Menſchenopfer ausgezeichnete religiöſe Feſte wurden bei den jeweiligen Thronbeſteigungen der Fürſten gefeiert. Das Einſchreiben der jungen Mannſchaft im September in die Liſten der Krieger geſchah an einem beſondern Soldatenfeſt. Die Ausbeſſerung der Straßen und Waſſerleitungen in demſelben Monate geſchah auch nur mit Zuziehung der Götter. Ueberhaupt hatte jeder Stand, jedes Gewerbe, nicht bloß der Ackerbau, ſeine Feſte ſo gut wie ſeine Götter, unter denen, wie wir uns erinnern, beſonders das Feſt der Kaufleute in Cholula ſich hervorthat. Dem nordiſchen Geiſterglauben dagegen gehören die Feſte der Todten an, welche die Azteken im Jenner, die Tlaskalteken im Auguſt feierten. Vgl. außer den frühern Darſtellungen: Acoſta VI,

28. V, 12. VII, 28 a. E. Clav. I, 179. 186. 190. 320. 413 ff. Humboldt Monum. 78. 128. 132. 179. 309. Rehfues I, 279. II, 286. Univers 27 ff. Prescott I, 59. 99. 601. Wuttke 277.

---

§. 117. Der Kultus. Fortsetzung. Die Priester.

Die Verwalter des Kultus, die Priester, nahmen hier wie überall bei den Kulturvölkern der primären Kulturstufe, eine hohe Stellung ein. Ihre Beschäftigung war Gottesdienst, Wissenschaft, Aufmunterung im Krieg, Ausübung der Heilkunde, Erziehung der vornehmen Jugend in Seminarien, die zugleich für eine Zeitlang dem Tempeldienste gewidmet war. Die Zahl der Priester war daher sehr groß, so daß bloß beim großen Tempel in der Hauptstadt 5000 derselben thätig gewesen sein sollen, und die Menge aller von Clavigero sogar auf vier Millionen angegeben wird. Solche und andere Umstände lassen Humboldt, Braunschweig, Wuttke die Mexikanische Priesterschaft mit der buddhistischen in Tibet und Japan in historischen Zusammenhang bringen. Es finden sich nämlich auch hier jene verschiedenen Klassen und Congregationen, die gelbe und rothe Kopfbedeckung, die schwarzen baumwollenen Gewänder, welche die Mexikanischen Priester über den Kopf schlugen, und andre dergleichen Aehnlichkeiten. Bei allen diesen Analogien in Einzelnheiten sind aber in innern und äußern Hauptsachen solche wesentliche Verschiedenheiten, daß die Ansicht von historischem Zusammenhange mexikanischen und buddhistischen Priesterwesens nur mit der größten Vorsicht aufgenommen werden darf. Dahin zähle ich den contemplativen Mystizismus, und die göttliche Verehrung eines lebendigen Menschen bei den Buddhisten, bei den Mexikanern den wilden, kräftigen und barbarisirenden Charakter der Priester mit ihren Menschenopfern, die in den schärfsten Gegensatz zu einander treten. Eine andre Hauptsache ist auch das Cölibat, welches überall der großen buddhistischen Priesterschaft eigenthümlich ist, während dasselbe den Mexikanern nicht zukommt. Das Mexikanische Priesterthum ist weder der Regel nach lebenslänglich noch ehelos. Es gab allerdings wie in Nicaragua (Oviedo S. 65. Buschmann I, 157. Picard 166), so im Mexikanischen Reiche gewisse Mönchsorden in Klö-

ſtern mit dem ſtrengen Gelübde der Keuſchheit. Solche Prieſter hießen Tlamakasken (Tlamacazqui). Allein dieſes Gelübde dauerte nur für die ganze Lebenszeit, wenn es die Betreffenden ſo wählten. Die eigentlichen Aztekiſchen Tempelprieſter und Opferer, Teoquirqui, Diener Gottes, genannt, lebten in der Ehe, das Prieſterthum Huitzilopochtlis war ſogar erblich, und befand ſich in den Händen gewiſſer Familien. Im Uebrigen gab es vielerlei Prieſter, und eine wahre Hierarchie. An der Spitze derſelben ſtanden bei den Azteken zwei durch Wahl hingeſtellte Oberprieſter aus vornehmem Geſchlechte, die bei den wichtigen Staatsangelegenheiten, und namentlich bei Kriegserklärungen, immer zu Rathe gezogen wurden. Der erſte hieß Teoteuctli, oder göttlicher Herr, der den König ſalbte. Der zweite war Hueiteoquirque, der große Prieſter. Dieſen war noch ein dritter beigeordnet, Mexicoteohuatzin, welcher die Aufſicht über die andern Prieſter führte, der dann wieder zwei Unteraufſeher hatte, von denen einer die Aufſicht über die Seminarien führte. Wiederum beſorgte ein beſondrer Prieſter die Oekonomie der Tempel, ein andrer die Feſtlieder, einer war Capellmeiſter, ein andrer wieder Ceremonienmeiſter. Die beſondern Gottheiten hatten auch ihre beſondern Prieſter, wie die Römiſchen flamines. Eine jede Prieſtercongregation hatte wieder ihren beſondern Vorſteher oder antistes. Beſonders ausgezeichnet waren die Prieſterſchaften des Huitzilopochtli, des Tezcatlipoca, Quetzalcoatl, und der Centeotl. Alle ziehen bei Gelegenheiten die Kleider und Attribute ihres Gottes an; die Prieſter des Quetzalcoatl nannten ſich ſogar mit dem Namen ihres Gottes; der oberſte Opferprieſter Huitzilopochtlis, Topiltzin, trug jedesmal den Namen des Gottes, dem ein Opfer gebracht wurde.

Mit den Prieſtern ſind nicht ganz gleichzuſtellen, wie ſchon bemerkt wurde, die Mönche und jungen Leute in Klöſtern und Seminarien. Man beſtimmte Kinder beiderlei Geſchlechts zu dieſen Mönchsorden, wie man ſie auch nennt, und im ſiebenten Jahre kamen ſie ins Kloſter und blieben darin bis zu ihrer Verheirathung. Schon bei den Totonaken war ein ſolcher Orden für Greiſe und Wittwen im Dienſte der Centeotl beſtimmt; bei den Tolteken hatten wir ſchon früher den Orden des Quetzalcoatl, bei den Azteken den des Tezcatlipoca kennen gelernt. Wie dieſe Mönchsorden und Jugendſeminarien von den frühern Völkern her beibehalten wurden, ſo blieben auch die alten Prieſterſchaften der Totonaken, Mixteken, Tolteken fortwährend in Anſehen, wenn auch unter

der Oberhoheit der Aztekischen. Die Tlaskaltekischen Priester bewahrten natürlich wie ihr Volk ihre Unabhängigkeit.

Was den Charakter der Priesterschaft anbetrifft, so ist zwischen den verschiedenen Völkern und Zeiten zu unterscheiden. Von den Priestern des alten Majageschlechtes wissen wir zwar wenig mehr, dürfen wir aber von den Resten des Volkscharakters und der Religion auf sie zurückschließen, so haben wir neben strengen Entsagungen wieder mancherlei Unmöglichkeit bei ihnen uns zu denken. In Nicaragua fanden wir die Thamacaspuri mit dem strengen Gelübde der Keuschheit. Neben ihnen kennen die Zauberer Tecoros, Thiergestalten annehmen und mit dem Blicke Kinder rauben. Oviedo 247 ff. Buschmann I, 157. Squier Nicar. 307. Die Toltekischen Priester zeichneten sich durch wissenschaftliches Streben, und in späterer Zeit durch stilles, zurückgezogenes, asketisches Leben aus. Der aztekischen Priesterschaft wird schon von Cortes und allen folgenden Gewährsmännern das Lob eines strengen und keuschen Lebenswandels gezollt. Sie waren Huitzilopochtlis, und nicht blutdürstiger als das gesammte Volk dieses Gottes.

Die Priesterinnen versahen die geringern Dienste, nahmen im Staatsleben keine Stellung ein, durften auch keine eigentlichen Opfer darbringen. Sie räucherten, unterhielten das heilige Feuer, und bereiteten die Lebensmittel für Götter und Opfermahlzeiten. Einige waren Priesterinnen von Jugend auf, andere nur einige Jahre lang, beide aber verheiratheten sich gewöhnlich im heirathsfähigen Alter, und traten dann aus dem Tempeldienste. Vgl. Cortes 489. (I, 31), Acosta V, 14. 20. 26. Clavig. I, 178. 398. Diaz I, 11. Meiners krit. Geschichte II, 223. 526. Humboldt Monum. 93. 98. 119. 194. 290. Braunschweig 62. Picard 152. Prescott I, 53 ff. 67. Kottencamp I, 199. Wuttke 275.

---

§. 118. Der Kultus. Fortsetzung. Reinigungen, Fasten, Wassertaufe und Feuertaufe.

Zum Schlusse unserer Bemerkungen über den Mexikanischen Kultus verdienen wohl einige Angaben über religiöse Reinigungen hier

einen Platz. Dahin zählen wir besonders die Fasten, die Waschungen, das Durchziehen durchs Feuer. Das Blutlassen und die Beschneidung rechnen wir nach dem schon oben bemerkten nicht hieher, weil sie zunächst nicht Symbole der Reinigung, sondern der Hingabe, Opfer, sind. Dadurch fallen sie allerdings mit den Reinigungen in den allgemeinern Begriff der Einweihungen und Heiligungen für die Gottheit zusammen.

Die Fasten finden statt bei vielen und verschiedenen Gelegenheiten. Ihre Idee besteht darin, daß es sich für einen, der sich der Gottheit zu nahen im Begriffe ist, nicht schicke, dieß mit überfülltem Bauche zu thun, der ohnehin das Gemüth für den religiösen Sinn abstumpft. Die Wilden fasten, um in ekstatischen Zuständen mit ihrem Schutzgeist in Verbindung zu treten. Die Azteken suchten daher eher zu viel als zu wenig zu thun, und sich durch vorgeschriebene Entsagungen nicht bloß der Speise, sondern auch des Schlafs und des Beischlafs für die gottesdienstliche Handlung zu reinigen und zu weihen. Die Enthaltung von Speise bestand gewöhnlich in Entsagung von Fleisch und starkem Getränk, und im Beschränken des Essens auf einmal des Tags. Es gab Fasten von drei, vier, fünf, zwanzig, vierzig, sechszig, hundert und sechszig Tagen, ja sogar von vier Jahren. Dann waren die Fasten wieder entweder allgemeine, welche das ganze Volk zu halten hatte, oder Privatfasten, wie sie z. B. Eigenthümer von Opfern vor Darbringung ihres Opfers zu beobachten pflegten. Ueberhaupt aber werden diese reinigenden Vorbereitungsfasten fast vor allen Festen erwähnt. Bei besondern Unglücksfällen des Staates trat ein außerordentliches Fasten des Oberpriesters ein, welcher sich in eine Hütte des Waldes zurückzog. Es mußten die Azteken das Fasten mit einem noch um so feinern Gefühl für religiös schicklich halten, da schon im gemeinen Leben dem öffentlichen Sinne die Mäßigkeit als eine angestammte Tugend erschien. Vgl. Clavigero I, 353. 397 ff. 413. 382.

Wie überall im Süden, so sind auch hier die Reinigungen durch Wasser gebräuchlich. Täglich badeten sich die Priester des Quetzalcoatl um Mitternacht, um vor ihrem Gotte rein zu erscheinen. Lässige Priester wurden in den See getaucht und mit Gewalt rein geschwemmt. Die Priester hatten besondere Teiche zum Baden, und Brunnen zum Trinken. Im Teiche Tezcapan badeten viele, um ein den Göttern gethanes Gelübde zu erfüllen. Denn solche Reinigkeit liebten die Götter. Das Wasser des Brunnens Texpalatl ward für heilig gehalten, und

nur an den großen Feſten getrunken. Vgl. Clavig. I, 372. vgl. 580 u. a. m.

Beſonders aber iſt von ſolchen Waſſerreinigungen die Waſſertaufe der Kinder merkwürdig, die wir ſchon bei den Peruanern vorfanden. Dieſelbe beſtand aus zwei Akten. Der erſte fand gleich bei der Geburt ſtatt, nach welcher die Hebamme das Kind badete, und feierlich der Waſſergöttin Chalchiuhcueje empfahl, daß ſie es von aller Unreinigkeit und allem Unglücke reinigen möchte. Bei dieſer Gelegenheit ſprachen die Verwandten ihre Glückwünſche aus, und die Wahrſager weiſſagten über das Schickſal des Kindes aus dem Kalenderzeichen. Unter noch größern Feierlichkeiten geſchah das zweite Bad, zu dem Freunde, Verwandte, Kinder als zu einem feierlichen Taufſchmaus oder Taufſuppe eingeladen wurden. Das Kind wurde feierlich im Hauſe herumgetragen, um es gleichſam den Hausgöttern darzuſtellen und zu empfehlen, ähnlich wie dieß bei den Amphidromien der Griechen, und nach der Inſchrift von Roſette auch in Egypten der Gebrauch geweſen war. Alsdann wurde eine mit Waſſer gefüllte Wanne in den Hof geſtellt, das Kind ausgezogen, und von der Hebamme alſo angeredet: „Mein Kind, die Götter Ometeuctli und Omecihuatl, Herren des Himmels, haben dich in dieſe unglückliche Welt geſandt; nimm dieſes Waſſer hin, welches dir Leben geben ſoll.“ Dann benetzte ſie Mund, Kopf und Bruſt des Kindes, badete zuletzt den ganzen Körper, rieb deſſen Glieder, und ſprach: „Wo biſt du Unglück? in welchem Gliede ſteckſt du? Entferne dich von dieſem Kinde!“ Das Kind wurde darauf in Gebeten den Göttern empfohlen, zuerſt dem Ometeuctli und der Omecihuatl, dann in zwei Gebeten den Göttern des Waſſers, in einem fernern allen Göttern, zuletzt dem Himmel und der Erde. Nach Verrichtung noch andrer verſchiedener Ceremonien wurde das Kind angekleidet, in eine Wiege gelegt, der Göttin der Wiegen, Jacateuctli, und dem Gotte des Schlafes, Joalteuctli, empfohlen. Bei dieſer Gelegenheit wurde auch dem Kinde der Name gegeben. Vgl. Clavig. I, 434 ff. Humb. Monum. 78. 286. 289. Prescott I, 52. Acoſta V, 27. Wuttke 266. Bernardino de Sahagun ſpricht als Augenzeuge von dieſen Waſſertaufen der Azteken. Das Symbol einer Reinigung durch Waſſer, und mithin einer Weihe iſt zu natürlich, als daß man in demſelben mit ältern Spaniſchen Geiſtlichen, denen Prescott und Tiedemann beiſtimmen, den Beweis eines frühern chriſtlichen Einfluſſes erblicken dürfte. Waſſerreinigungen im religiöſen Sinne, und

zwar in Verbindung mit Initiationen finden ſich im Heidenthum weit verbreitet.

Zu den Feierlichkeiten, welche bei der zweiten Waſſertaufe ſtatt fanden, gehört auch die Feuerreinigung, oder Feuertaufe. Sie beſtand darin, daß der Knabe viermal durchs Feuer gezogen wurde. Das Feuer iſt bei allen Naturvölkern ein Symbol der Reinheit, nicht ſowohl weil es wie das Waſſer reinigt, als weil es ſelber die Anſchauung der höchſten Reinheit gewährt. Die Sitte des Hindurchziehens durchs Feuer bei Kleinen, des Hindurchſpringens bei Großen, des Hindurchtreibens bei Heerden war in der alten Welt ſehr verbreitet. So hielten es die Römer, an den Palilien um ſich und Heerden zu ſchützen, ſo thaten ſie, wenn ſie von einem Leichenzuge zurückkehrten, um ſich zu reinigen. Dieſelbe Sitte ſah noch im fünften Jahrhundert in Syrien Theodoret, Biſchof zu Cyrus. So war es in Deutſchland, Frankreich, überhaupt im nördlichen Europa, auch in Griechenland im Mittelalter gehalten, die Fortſetzung einer altheidniſchen Sitte, welche auch als ſolche im 65ten Canon des Concils von 680 bezeichnet und verboten wurde. In Oſtindien gehen noch jetzt die Mütter mit ihren Neugebornen zwiſchen zwei Feuern hindurch. Wir ſtehen nach ſolchen Analogien auch im Geringſten nicht an, das im alten Teſtament erwähnte Hindurchgehenlaſſen für Moloch durchs Feuer — mit den alten Erklärern, Chriſten ſowohl als Rabbinen bis Spencer und Carpzow auf dieſelbe Sitte zu beziehen, und nicht mit den Neuern auf die Menſchenopfer. Dafür ſpricht neben der Analogie, zu der wir alſo hier die Mexikaniſche Sitte beifügen, auch der Ausdruck ſelbſt, welcher am einfachſten auf die alte Erklärung hinweist. Wenn dagegen die Neuern auf andere Stellen hinweiſen, in denen unzweifelhaft von Kinderopfern die Rede iſt, ſo leugnen wir ja die letztern bei den Kanaanitern und abgöttiſchen Hebräern ſo wenig als bei den Mexikanern. Es fanden eben beide Sitten ſtatt, ſie dürfen aber mit einander nicht verwechſelt werden. Vgl. Clavig. I, 437 nach Boturini. Grimm, altdeutſche Mythol. 2te Ausgabe, Bd. I, S. 583 ff. Schreibers Taſchenbuch V, 66. 76 ff. Hartung, Religion der Römer I, 46. 199. II, 152. Vossius de idol. II, 168. 199. Movers Religion der Phönizier 328 ff. Sepp Mythologie I, 196.

hundert vor ſeiner Zerſtörung durch die Spanier. Er beſtand aus fünf horizontalen Abſätzen, auf dieſelben führten ſchmale Treppen bloß vier Mann breit, und die immer nur an einer Ecke in die Höhe gingen. Wenn nun ſo eine Opferprozeſſion ſich den Tempel hinaufbewegte, und die erſte Treppe erſtiegen hatte, ging ſie auf dem erſten Stockwerke rings um den ganzen Tempel herum, bis ſie an derſelben Ecke an die zweite Treppe kam, die ſie wieder hinaufzog, und ſo fort, bis ſie auf der Höhe anlangte, ſo daß der Tempel wie von Bändern umwunden in den azurnen Himmel hineinzuragen ſchien. Dieſen Tempel hatte Huitzilopochtli mit ſeinem Bruder gemeinſchaftlich, beide hatten auf ſeiner Höhe Kapellen und Bilder. Sonſt gab es in der Hauptſtadt noch viele Tempel, Kapellen, Prieſterwohnungen, Seminarien, Herbergen, — im Mexikaniſchen Reiche mehrere Tauſende. Auch in Mexiko gab es wie in Cuzco einen Tempel für die Götter beſiegter Völker. Nächſt den Tempeln in der Hauptſtadt ſtanden zur Zeit der Aztekenherrſchaft die Tempel in Chatula, oben an die große Pyramide des Quetzalcoatl, im höchſten Anſehen. Vgl. Cortes 105 ff. Diaz II, 80. 86, 32. und Rehfues daſelbſt III, 29. 307. I, 47. III, 300. I, 274. 279. Acoſta V, 12. Solis (deutſch) 482. Robertſon II, 54. 344. 554 ff. Clavig. I, 364 ff. 370 ff. 317. 256. 376 ff. Humboldt Mon. 24 ff. 7. 118. 79. 190. Majer, 1812, 160 ff. 306 ff. Prescott I, 58 ff. 493. 500. II, 454. Klemm V, 153. Braunſchweig 145. 151 ff. Wuttke I, 277. Die Kunſtgeſchichten von Kugler und Stieglitz, das Univers pittoresque u. ſ. w.

---

§. 116. Der Kultus. Fortſetzung. Die Feſte.

Die Vereinigung der Kultushandlungen fand an den Feſten ſtatt, Opfer mit Opfermahlzeiten, wobei man ſich gegenſeitig oder das Volk beſchenkte, Gebete und Gelübde, Faſten und Aderlaſſen füllten dieſelben, ſowie Prozeſſionen und Tänze, gymnaſtiſche und kriegeriſche Uebungen. Wie die Grundlage der Götter und der Gottesverehrung die Natur ſelber war, ſo herrſchte auch bei den Feſten die Beziehung auf die Natur im Großen vor, die Jahresnatur. So waren uns ſchon im Vorhergehenden die Feſte Tezcatlipocas, Huitzilopochtlis, Quetzalcoatls,

Tlaloc, der Centeotl und der Coatlantana, das Feſt aller Berge, das Feuerfeſt Xiuhteuctlis durch ihre Beziehung auf die äußere Natur verſtändlich. Schon die regelmäßige Zeit, in welche dieſe Feſte fallen, iſt durch den regelmäßigen Lauf des Jahres beſtimmt. So gab es zwanzig ſtehende Hauptfeſte, die im aztekiſchen Kalender bei Acoſta, Clavigero und andern angegeben und beſchrieben ſind. Dieſe Feſte wurden alle vier Jahre feierlicher, noch feierlicher alle dreizehn Jahre gefeiert, welche Jahre im aztekiſchen Kalender von beſondrer Bedeutung ſind. Eine kosmologiſche Bedeutung hatte das alle 52 Jahre wiederkehrende Sekularfeſt, welches wir am Schluſſe der Darſtellung der Weltalter beſchrieben haben. §. 100. Eine eigentliche hiſtoriſche Beziehung auf frühere Ereigniſſe in der Mexikaniſchen Geſchichte haben die Naturfeſte der Mexikaner niemals angenommen, wenn nicht etwa die Loblieder der Adeligen zum Lobe ihrer tapfern Vorfahren dahin gerechnet werden wollen, was aber darum nicht wohl geht, weil die Zeit, Handlung und Benennung keines Feſtes auf ſie Bezug nimmt. Hiſtoriſche Volksfeſte, wenn auch völlig religiös gehalten, gehören ſchon einer höhern und freiern Entwicklungsſtufe an. Hingegen ſuchte man den Symbolen des Kultus nicht bloß eine mythiſche, ſondern ſelbſt eine hiſtoriſche Baſis zu geben, wie wir das bei den Mythen von dem Urſprunge der Menſchenopfer und bei manchen andern aitiologiſchen Mythen geſehen haben. Allgemeine politiſche Beziehungen dagegen ließen allerdings die Feſte zu. Huitzilopochtli wurde an ſeinem Feſte als National- und Kriegsgott gefeiert, und ihm als ſolchem wurden durch die Beſchneidung die Kinder geweiht. So wurden auch kleine Kinder mit Einſchneiden in die Bruſt in die Klöſter Quetzalcoatls aufgenommen. Sehr feierliche und durch die hohe Zahl der Menſchenopfer ausgezeichnete religiöſe Feſte wurden bei den jeweiligen Thronbeſteigungen der Fürſten gefeiert. Das Einſchreiben der jungen Mannſchaft im September in die Liſten der Krieger geſchah an einem beſondern Soldatenfeſt. Die Ausbeſſerung der Straßen und Waſſerleitungen in demſelben Monate geſchah auch nur mit Zuziehung der Götter. Ueberhaupt hatte jeder Stand, jedes Gewerbe, nicht bloß der Ackerbau, ſeine Feſte ſo gut wie ſeine Götter, unter denen, wie wir uns erinnern, beſonders das Feſt der Kaufleute in Cholula ſich hervorthat. Dem nordiſchen Geiſterglauben dagegen gehören die Feſte der Todten an, welche die Azteken im Jenner, die Tlaskalteken im Auguſt feierten. Vgl. außer den frühern Darſtellungen: Acoſta VI,

28. V, 12. VII, 28 a. E. Clav. I, 179. 186. 190. 320. 413 ff. Humboldt Monum. 78. 128. 132. 179. 309. Rehfues I, 279. II, 286. Univers 27 ff. Prescott I, 59. 99. 601. Wuttke 277.

---

§. 117. Der Kultus. Fortsetzung. Die Priester.

Die Verwalter des Kultus, die Priester, nahmen hier wie überall bei den Kulturvölkern der primären Kulturstufe, eine hohe Stellung ein. Ihre Beschäftigung war Gottesdienst, Wissenschaft, Aufmunterung im Krieg, Ausübung der Heilkunde, Erziehung der vornehmen Jugend in Seminarien, die zugleich für eine Zeitlang dem Tempeldienste gewidmet war. Die Zahl der Priester war daher sehr groß, so daß bloß beim großen Tempel in der Hauptstadt 5000 derselben thätig gewesen sein sollen, und die Menge aller von Clavigero sogar auf vier Millionen angegeben wird. Solche und andere Umstände lassen Humboldt, Braunschweig, Wuttke die Mexikanische Priesterschaft mit der buddhistischen in Tibet und Japan in historischen Zusammenhang bringen. Es finden sich nämlich auch hier jene verschiedenen Klassen und Congregationen, die gelbe und rothe Kopfbedeckung, die schwarzen baumwollenen Gewänder, welche die Mexikanischen Priester über den Kopf schlugen, und andre dergleichen Aehnlichkeiten. Bei allen diesen Analogien in Einzelnheiten sind aber in innern und äußern Hauptsachen solche wesentliche Verschiedenheiten, daß die Ansicht von historischem Zusammenhange mexikanischen und buddhistischen Priesterwesens nur mit der größten Vorsicht aufgenommen werden darf. Dahin zähle ich den contemplativen Mystizismus, und die göttliche Verehrung eines lebendigen Menschen bei den Buddhisten, bei den Mexikanern den wilden, kräftigen und barbarisirenden Charakter der Priester mit ihren Menschenopfern, die in den schärfsten Gegensatz zu einander treten. Eine andre Hauptsache ist auch das Cölibat, welches überall der großen buddhistischen Priesterschaft eigenthümlich ist, während dasselbe den Mexikanern nicht zukommt. Das Mexikanische Priesterthum ist weder der Regel nach lebenslänglich noch ehelos. Es gab allerdings wie in Nicaragua (Oviedo S. 65. Buschmann I, 157. Picard 166), so im Mexikanischen Reiche gewisse Mönchsorden in Klö-

ſtern mit dem ſtrengen Gelübde der Keuſchheit. Solche Prieſter hießen Tlamakasken (Tlamacazqui). Allein dieſes Gelübde dauerte nur für die ganze Lebenszeit, wenn es die Betreffenden ſo wählten. Die eigentlichen Aztekiſchen Tempelprieſter und Opferer, Teoquixqui, Diener Gottes, genannt, lebten in der Ehe, das Prieſterthum Huitzilopochtlis war ſogar erblich, und befand ſich in den Händen gewiſſer Familien. Im Uebrigen gab es vielerlei Prieſter, und eine wahre Hierarchie. An der Spitze derſelben ſtanden bei den Azteken zwei durch Wahl hingeſtellte Oberprieſter aus vornehmem Geſchlechte, die bei den wichtigen Staatsangelegenheiten, und namentlich bei Kriegserklärungen, immer zu Rathe gezogen wurden. Der erſte hieß Teoteuctli, oder göttlicher Herr, der den König ſalbte. Der zweite war Hueiteoquixque, der große Prieſter. Dieſen war noch ein dritter beigeordnet, Mexicoteohuatzin, welcher die Aufſicht über die andern Prieſter führte, der dann wieder zwei Unteraufſeher hatte, von denen einer die Aufſicht über die Seminarien führte. Wiederum beſorgte ein beſondrer Prieſter die Oekonomie der Tempel, ein andrer die Feſtlieder, einer war Capellmeiſter, ein andrer wieder Ceremonienmeiſter. Die beſondern Gottheiten hatten auch ihre beſondern Prieſter, wie die Römiſchen flamines. Eine jede Prieſtercongregation hatte wieder ihren beſondern Vorſteher oder antistes. Beſonders ausgezeichnet waren die Prieſterſchaften des Huitzilopochtli, des Tezcatlipoca, Quetzalcoatl, und der Centeotl. Alle ziehen bei Gelegenheiten die Kleider und Attribute ihres Gottes an; die Prieſter des Quetzalcoatl nannten ſich ſogar mit dem Namen ihres Gottes; der oberſte Opferprieſter Huitzilopochtlis, Topiltzin, trug jedesmal den Namen des Gottes, dem ein Opfer gebracht wurde.

Mit den Prieſtern ſind nicht ganz gleichzuſtellen, wie ſchon bemerkt wurde, die Mönche und jungen Leute in Klöſtern und Seminarien. Man beſtimmte Kinder beiderlei Geſchlechts zu dieſen Mönchsorden, wie man ſie auch nennt, und im ſiebenten Jahre kamen ſie ins Kloſter und blieben darin bis zu ihrer Verheirathung. Schon bei den Totonaken war ein ſolcher Orden für Greiſe und Wittwen im Dienſte der Centeotl beſtimmt; bei den Tolteken hatten wir ſchon früher den Orden des Quetzalcoatl, bei den Azteken den des Tezcatlipoca kennen gelernt. Wie dieſe Mönchsorden und Jugendſeminarien von den frühern Völkern her beibehalten wurden, ſo blieben auch die alten Prieſterſchaften der Totonaken, Mixteken, Tolteken fortwährend in Anſehen, wenn auch unter

der Oberhoheit der Aztekiſchen. Die Tlaskaltekiſchen Prieſter bewahrten natürlich wie ihr Volk ihre Unabhängigkeit.

Was den Charakter der Prieſterſchaft anbetrifft, ſo iſt zwiſchen den verſchiedenen Völkern und Zeiten zu unterſcheiden. Von den Prieſtern des alten Majageſchlechtes wiſſen wir zwar wenig mehr, dürfen wir aber von den Reſten des Volkscharakters und der Religion auf ſie zurückſchließen, ſo haben wir neben ſtrengen Entſagungen wieder mancherlei Ueppigkeit bei ihnen uns zu denken. In Nicaragua fanden wir die Tlamacazqui mit dem ſtrengen Gelübde der Keuſchheit. Neben ihnen konnten die Zauberer Teroxes, Thiergeſtalten annehmen und mit dem Blicke Kinder rauben. Oviedo 247 ff. Buſchmann I, 157. Squier Nicar. 507. Die Toltekiſchen Prieſter zeichneten ſich durch wiſſenſchaftliches Streben, und in ſpäterer Zeit durch ſtilles, zurückgezogenes, asketiſches Leben aus. Der aztekiſchen Prieſterſchaft wird ſchon von Cortes und allen folgenden Gewährsmännern das Lob eines ſtrengen und keuſchen Lebenswandels gezollt. Sie waren Huitzilopochtlis, und nicht blutdürſtiger als das geſammte Volk dieſes Gottes.

Die Prieſterinnen verſahen die geringern Dienſte, nahmen im Staatsleben keine Stellung ein, durften auch keine eigentlichen Opfer darbringen. Sie räucherten, unterhielten das heilige Feuer, und bereiteten die Lebensmittel für Götter und Opfermahlzeiten. Einige waren Prieſterinnen von Jugend auf, andere nur einige Jahre lang, beide aber verheiratheten ſich gewöhnlich im heirathsfähigen Alter, und traten dann aus dem Tempeldienſte. Vgl. Cortes 489. (I, 31), Acoſta V, 14. 20. 26. Clavig. I, 178. 398. Diaz I, 11. Meiners krit. Geſchichte II, 223. 526. Humboldt Monum. 93. 98. 119. 194. 290. Braunſchweig 62. Picard 152. Prescott I, 53 ff. 67. Kottencamp I, 199. Wuttke 275.

§. 118. Der Kultus. Fortſetzung. Reinigungen, Faſten, Waſſertaufe und Feuertaufe.

Zum Schluſſe unſerer Bemerkungen über den Mexikaniſchen Kultus verdienen wohl einige Angaben über religiöſe Reinigungen hier

einen Platz. Dahin zählen wir besonders die Fasten, die Waschungen, das Durchziehen durchs Feuer. Das Blutlassen und die Beschneidung rechnen wir nach dem schon oben bemerkten nicht hieher, weil sie zunächst nicht Symbole der Reinigung, sondern der Hingabe, Opfer, sind. Dadurch fallen sie allerdings mit den Reinigungen in den allgemeinern Begriff der Einweihungen und Heiligungen für die Gottheit zusammen.

Die Fasten finden statt bei vielen und verschiedenen Gelegenheiten. Ihre Idee besteht darin, daß es sich für einen, der sich der Gottheit zu nahen im Begriffe ist, nicht schicke, dieß mit überfülltem Bauche zu thun, der ohnehin das Gemüth für den religiösen Sinn abstumpft. Die Wilden fasten, um in ekstatischen Zuständen mit ihrem Schutzgeist in Verbindung zu treten. Die Azteken suchten daher eher zu viel als zu wenig zu thun, und sich durch vorgeschriebene Entsagungen nicht bloß der Speise, sondern auch des Schlafs und des Beischlafs für die gottesdienstliche Handlung zu reinigen und zu weihen. Die Enthaltung von Speise bestand gewöhnlich in Entsagung von Fleisch und starkem Getränk, und im Beschränken des Essens auf einmal des Tags. Es gab Fasten von drei, vier, fünf, zwanzig, vierzig, sechszig, hundert und sechszig Tagen, ja sogar von vier Jahren. Dann waren die Fasten wieder entweder allgemeine, welche das ganze Volk zu halten hatte, oder Privatfasten, wie sie z. B. Eigenthümer von Opfern vor Darbringung ihres Opfers zu beobachten pflegten. Ueberhaupt aber werden diese reinigenden Vorbereitungsfasten fast vor allen Festen erwähnt. Bei besondern Unglücksfällen des Staates trat ein außerordentliches Fasten des Oberpriesters ein, welcher sich in eine Hütte des Waldes zurückzog. Es mußten die Azteken das Fasten mit einem noch um so feinern Gefühl für religiös schicklich halten, da schon im gemeinen Leben dem öffentlichen Sinne die Mäßigkeit als eine angestammte Tugend erschien. Vgl. Clavigero I, 353. 397 ff. 413. 382.

Wie überall im Süden, so sind auch hier die Reinigungen durch Wasser gebräuchlich. Täglich badeten sich die Priester des Quetzalcoatl um Mitternacht, um vor ihrem Gotte rein zu erscheinen. Lässige Priester wurden in den See getaucht und mit Gewalt rein geschwemmt. Die Priester hatten besondere Teiche zum Baden, und Brunnen zum Trinken. Im Teiche Tezcapan badeten viele, um ein den Göttern gethanes Gelübde zu erfüllen. Denn solche Reinigkeit liebten die Götter. Das Wasser des Brunnens Texpalatl ward für heilig gehalten, und

nur an den großen Festen getrunken. Vgl. Clavig. I, 372. vgl. 580 u. a. m.

Besonders aber ist von solchen Wasserreinigungen die Wassertaufe der Kinder merkwürdig, die wir schon bei den Peruanern vorfanden. Dieselbe bestand aus zwei Akten. Der erste fand gleich bei der Geburt statt, nach welcher die Hebamme das Kind badete, und feierlich der Wassergöttin Chalchiuhcueje empfahl, daß sie es von aller Unreinigkeit und allem Unglücke reinigen möchte. Bei dieser Gelegenheit sprachen die Verwandten ihre Glückwünsche aus, und die Wahrsager weissagten über das Schicksal des Kindes aus dem Kalenderzeichen. Unter noch größern Feierlichkeiten geschah das zweite Bad, zu dem Freunde, Verwandte, Kinder als zu einem feierlichen Taufschmaus oder Taufsuppe eingeladen wurden. Das Kind wurde feierlich im Hause herumgetragen, um es gleichsam den Hausgöttern darzustellen und zu empfehlen, ähnlich wie dieß bei den Amphidromien der Griechen, und nach der Inschrift von Rosette auch in Egypten der Gebrauch gewesen war. Alsdann wurde eine mit Wasser gefüllte Wanne in den Hof gestellt, das Kind ausgezogen, und von der Hebamme also angeredet: „Mein Kind, die Götter Ometeuctli und Omecihuatl, Herren des Himmels, haben dich in diese unglückliche Welt gesandt; nimm dieses Wasser hin, welches dir Leben geben soll." Dann benetzte sie Mund, Kopf und Brust des Kindes, badete zuletzt den ganzen Körper, rieb dessen Glieder, und sprach: „Wo bist du Unglück? in welchem Gliede steckst du? Entferne dich von diesem Kinde!" Das Kind wurde darauf in Gebeten den Göttern empfohlen, zuerst dem Ometeuctli und der Omecihuatl, dann in zwei Gebeten den Göttern des Wassers, in einem fernern allen Göttern, zuletzt dem Himmel und der Erde. Nach Verrichtung noch andrer verschiedener Ceremonien wurde das Kind angekleidet, in eine Wiege gelegt, der Göttin der Wiegen, Jacateuctli, und dem Gotte des Schlafes, Joalteuctli, empfohlen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch dem Kinde der Name gegeben. Vgl. Clavig. I, 434 ff. Humb. Monum. 78. 286. 289. Prescott I, 52. Acosta V, 27. Wuttke 266. Bernardino de Sahagun spricht als Augenzeuge von diesen Wassertaufen der Azteken. Das Symbol einer Reinigung durch Wasser, und mithin einer Weihe ist zu natürlich, als daß man in demselben mit ältern Spanischen Geistlichen, denen Prescott und Tiedemann beistimmen, den Beweis eines frühern christlichen Einflusses erblicken dürfte. Wasserreinigungen im religiösen Sinne, und

zwar in Verbindung mit Initiationen finden ſich im Heidenthum weit verbreitet.

Zu den Feierlichkeiten, welche bei der zweiten Waſſertaufe ſtatt fanden, gehört auch die Feuerreinigung, oder Feuertaufe. Sie beſtand darin, daß der Knabe viermal durchs Feuer gezogen wurde. Das Feuer iſt bei allen Naturvölkern ein Symbol der Reinheit, nicht ſowohl weil es wie das Waſſer reinigt, als weil es ſelber die Anſchauung der höchſten Reinheit gewährt. Die Sitte des Hindurchziehens durchs Feuer bei Kleinen, des Hindurchſpringens bei Großen, des Hindurchtreibens bei Heerden war in der alten Welt ſehr verbreitet. So hielten es die Römer, an den Palilien um ſich und Heerden zu ſchützen, ſo thaten ſie, wenn ſie von einem Leichenzuge zurückkehrten, um ſich zu reinigen. Dieſelbe Sitte ſah noch im fünften Jahrhundert in Syrien Theodoret, Biſchof zu Cyrus. So war es in Deutſchland, Frankreich, überhaupt im nördlichen Europa, auch in Griechenland im Mittelalter gehalten, die Fortſetzung einer altheidniſchen Sitte, welche auch als ſolche im 65ten Canon des Concils von 680 bezeichnet und verboten wurde. In Oſtindien gehen noch jetzt die Mütter mit ihren Neugebornen zwiſchen zwei Feuern hindurch. Wir ſtehen nach ſolchen Analogien auch im Geringſten nicht an, das im alten Teſtament erwähnte Hindurchgehenlaſſen für Moloch durchs Feuer — mit den alten Erklärern, Chriſten ſowohl als Rabbinen bis Spencer und Carpzow auf dieſelbe Sitte zu beziehen, und nicht mit den Neuern auf die Menſchenopfer. Dafür ſpricht neben der Analogie, zu der wir alſo hier die Mexikaniſche Sitte beifügen, auch der Ausdruck ſelbſt, welcher am einfachſten auf die alte Erklärung hinweiſt. Wenn dagegen die Neuern auf andere Stellen hinweiſen, in denen unzweifelhaft von Kinderopfern die Rede iſt, ſo leugnen wir ja die letztern bei den Kanaanitern und abgöttiſchen Hebräern ſo wenig als bei den Mexikanern. Es fanden eben beide Sitten ſtatt, ſie dürfen aber mit einander nicht verwechſelt werden. Vgl. Clavig. I, 437 nach Boturini. Grimm, altdeutſche Mythol. 2te Ausgabe, Bd. I, S. 583 ff. Schreibers Taſchenbuch V, 66. 76 ff. Hartung, Religion der Römer I, 46. 199. II, 152. Vossius de idol. II, 168. 199. Movers Religion der Phönizier 328 ff. Sepp Mythologie I, 196.

§. 119. Vorſtellungen von der Offenbarung der Gottheit.

Jede wirkliche und poſitive Religion beſteht in einem wirklichen Verhältniß zur Gottheit, wenn dasſelbe auch noch ſo mangelhaft, fehlerhaft und naturbefangen iſt, es iſt immer ein wirkliches Verhältniß, in welchem der Menſch zu der ſich ihm offenbarenden Gottheit oder zu den göttlichen Kräften in der Natur der Dinge ſteht.

Auch nach der Vorſtellung der Mexikaniſchen Völker, wie andrer Naturvölker, iſt die ganze Natur eine Offenbarung der Gottheit, die verſchiedenen Einflüſſe und Kräfte der Natur werden als eben ſo viele Götter aufgefaßt, die alſo Naturgötter ſind. Der Menſch hat noch das unmittelbare Bewußtſein von der in dieſen Kräften wirkenden Perſönlichkeit, wenn auch dieß Bewußtſein durch die Naturbefangenheit der Religion prismatiſch zur Vielheit der Götter gebrochen iſt. Es herrſchte bei den Mexikanern noch der volle ungeſtörte Glaube an eine unmittelbare Offenbarung der Gottheit in der Natur, der allen Naturvölkern, und zwar von Natur, inwohnt. Wenn die Natur im Frühling wieder zum Leben erwachte, ſo iſt das die Ankunft der Götter, wenn ſie im December abſtirbt, dann ſtirbt auch der Hauptgott Huitzilopochtli.

Wenn ſich auch in der Natur die Götter offenbaren, ſo ſind dieſe doch zu ſehr in jener befangen, und mit ihr identifizirt, als daß von einer eigentlichen Kosmogonie die Rede ſein könnte. Eine ſolche ſetzt die Gottheit viel zu ſehr über die Natur, als daß ſie bei ſolcher Urbildungsſtufe eines noch reinen Heidenthums oder Naturdienſtes vorkommen könnte. Was aus ſolchen älteſten Zeiten gewöhnlich den Namen von Kosmogonien trägt, ſind Emanationslehren, Anſchauungen des Urſprungs der Dinge und Menſchen aus Naturgeſetzen, Naturgegenſtänden und Nothwendigkeiten. So verhält es ſich mit dem Entſtehen der fünf Sonnen oder Weltalter, die durch Elemente beſtehen und vergehen. Wohl wurde bald Teotl, bald Tezcatlipoca, bald die Sonne als oberſter Gott und ſelbſt als Schöpfer gefaßt, indem man die kosmologiſche Anſchauung der Jahresleitung auf die Schöpfung und Leitung des Univerſums übertrug, aber die Vorſtellungen von der Schöpfung traten bei den Mexikanern ſehr zurück und entwickelten ſich nicht einmal in der poetiſchen Mannigfaltigkeit, wie bei den nordiſchen Rothhäuten.

Eben ſo ſtoßen wir hier auch noch nicht auf Göttergenealogien. Dergleichen zuſammenhängende Syſteme ſucceſſiv ſich offenbarender göttlicher Kräfte und Weſen entſtehen oder entwickeln ſich erſt auf einer folgenden Stufe der Religion und Bildung. Die Anfänge dazu ſind bei den Mexikanern nur ſchwach. So haben ſie ihre Göttermutter, zur Seltenheit ſtammt einer vom andern ab, Huitzilopochtli von der Coatlantana, Quetzalcoatl von Tezcatlipoca, dieſer iſt wieder Bruder Huitzilopochtlis. Aber alles das hängt ſo wenig unter ſich zuſammen, daß daraus nicht einmal der Schluß gemacht werden darf, daß Tezcatlipoca ein Sohn der Coatlantana, oder irgend einer Mutter ſeines Bruders ſei, es hindert auch nicht, daß Quetzalcoatl wenigſtens theilweiſe als ein älterer Gott denn ſein Vater galt. Die Bezeichnungen Mutter, Vater, Bruder ſind als ganz vereinzelte Verwandtſchaftsbezeichnungen aufzufaſſen. Haben hinwieder manche Götter ihre Gattinnen, ſo wird doch nichts von ihren Kindern und dergleichen Mythen erzählt. Deßwegen hat aber die Anſchauung der göttlichen Offenbarung nicht gelitten, da dergleichen Schmuck mehr der poetiſchen Ausſchmückung und cykliſchen Zuſammenſtellung, als der religiöſen Weltbetrachtung angehört.

Außerdem daß die Götter ihr eigenes Weſen in der Welt offenbaren, ſo ſehr, daß ſie mit der Natur geboren werden, leben und ſterben, offenbaren ſie noch vielfach ihren Willen den Menſchen. Und dieß iſt die Offenbarung im engern Sinn, nach welcher aber nicht der ſittliche Wille ſich kund thut in ſittlichen Anforderungen, ſondern Wohl und Wehe verhängen die Götter, und machen dafür Kultusanforderungen. Bleiben dieſe zu lange aus, ſo offenbart ſich der göttliche Zorn, durch Geſchenke wird er befriedigt. Es offenbart ſich allerdings das Abhängigkeitsverhältniß, aber auf die naturbefangene Weiſe der alten Naturreligion.

Die Vermittler dieſer Offenbarung ſind die Prieſter, durch welche die Gottheit ihren Willen und ihre Geſinnung offenbart, und durch die ſie zugleich wieder befriedigt wird. Wie letzteres durch den Kultus geſchieht, iſt ſchon ausgeführt worden. Es iſt dieß das Geſchäft der Prieſter in allen civiliſirten Naturſtaaten. Die Entgegennahme der göttlichen Offenbarung iſt ihnen aber von den alten Zauberern und Sehern als zweites Geſchäft zu Theil geworden, welches ſie bei den Mexikanern völlig geerbt haben.

Die Art ſolcher göttlichen Offenbarungen ſtimmt nun bei den Kulturvölkern, wie wir ſchon bei den Peruanern geſehen haben, nicht mit der Weiſe der Zauberer überein, wenigſtens in den wenigſten Fällen. Häufig iſt ſchon in den Schriften der Eroberer, und dann der Spaniſchen Geiſtlichen von Orakeln der Mexikaner die Rede. So gab es Orakel in Mexiko, Cholula, Tezcuco, in Cozumel, bei den Zapoteken. Gewöhnlich wird nicht geſagt, welches die Weiſe der Orakel geweſen ſei. Die Spanier glaubten ſo gut an dieſe Orakel, wie die Mexikaner, nur ſtellten ſie ſich vor, der Teufel rede aus den Götzenbildern zu den Prieſtern. Von den Orakelprieſtern der Centeotl wird berichtet, wenn ſie vom Adel und den Oberprieſtern um Rath befragt wurden, ſeien ſie auf den Ferſen geſeſſen, und hätten mit niedergeſchlagenen Augen zugehört. Der Regel nach waren die Orakel mit Opfern verbunden, und namentlich ſind hier, wie bei den Celten, Germanen und andern Völkern derſelben primären Kulturſtufe, die Götter, denen man Menſchenopfer bringt, auch die Orakelgötter. Dieſe Verbindung der Opfer mit den Orakeln zeigt aber, worin letztere beſtanden haben, nämlich in dem Betrachten der Opfereingeweide, wie uns das bei den Peruanern begegnete §. 82, und wie es uns aus der Haruspicina der altitaliſchen Völker, der Hieroscopia der Griechen und andrer Völker, z. B. der Mongolen (Wuttke I, 146), der alten Welt bekannt iſt. Bei den Mexikanern aber, bei denen die Orakel mit den Menſchenopfern zuſammenhingen, muß man, wie ſo häufig im Heidenthume (vgl. Burckhardts Conſtantin S. 269. 276), die menſchlichen Eingeweide beſchaut haben. Ueberhaupt wird ſich bei den Mexikanern ſo gut wie ſonſtwo eine beſtimmte religiöſe Wiſſenſchaft oder heilige Disciplin in dieſer Hinſicht gebildet haben mit beſtimmten Regeln und Vorſchriften. Der pſychologiſche Zuſammenhang dieſer Weiſſagung mit dem wilden Schamanenthum zeigt ſich aber in den ekſtatiſchen Zuſtänden, in welche die Orakel gebenden Mexikaniſchen Prieſter zu gerathen ſtrebten. Dieſelben beſtrichen ſich nämlich mit einer betäubenden Salbe, die ſie mit einem Geiſte wilder Bewußtloſigkeit ergriff, und in ekſtatiſche Zuſtände verſetzte. Denn vermittelſt dieſer Salbe hatten ſie Erſcheinungen der Götter, z. B. Huitzilopochtlis, ſprachen mit ihnen, und ſie ertheilten ihnen ihre Antworten. So hatten die Celtiſchen Barden ihren myſtiſchen Keſſel, mit deſſen Hülfe ſie weiſſagten; die alten Slaviſchen Prieſter tranken, um ſich zum Weiſſagen zu begeiſtern, das Opferblut; die

Cimbern und Brukterer weissagten aus den Eingeweiden der Menschenopfer und ihrem Blute, namentlich schlachteten die weißgekleideten Priesterinnen der Cimbern die Gefangenen über einem gewaltigen Kessel, in den das Blut floß, mit dem man weissagte. Dahin gehört auch die Hexensalbe. Die Salbe der Mexikanischen Priester wurde aus betäubenden Kräutern und giftigen Thieren verfertigt und hieß Nahrung der Götter.

Neben dieser Haruspizin fand aber auch die Beobachtung des Gesangs und Flugs der Vögel statt, Auspizien im engern Sinne. So war Quetzalcoatl ein weissagender Specht ursprünglich, Huitzilopochtli ein Kolibri, der als Weissagegott verehrt wurde, Orakel ertheilte, und dem Volke die wichtigsten Befehle, z. B. zur Auswanderung ertheilte. Wie bei den Nordamerikanischen Indianern galt auch bei den Mexikanern das Geschrei der Eule für unglückbringend. Die Könige leiteten oft selbst die Auspizien, die sich bis tief in die christlichen Zeiten erhielten, wie z. B. in Guatemala.

Im weitern Sinn gehörte zu diesem Auspizienwesen auch noch die Beobachtung der Himmelskörper, und das astrologische Merken auf die Kalenderzeichen, Horoscop. Die Zeichendeuter standen im höchsten Ansehen und übten den größten Einfluß. Bei allen wichtigen Gelegenheiten wurden die Zeichen der Tage untersucht, bei der Geburt, bei Heirathen, Reisen, beim Krieg u. s. w. und aus denselben Glück und Unglück geweissagt. Der im Jahr 1790 aufgefundene, und von Gama und Humboldt erklärte Kalenderstein diente solchen astrologischen Zwecken. Das Buch der Sonne, Tonalamatl, von welchem Sahagun Auskunft ertheilt, war ebenfalls ein astrologisches Buch dieser Art. Ausland 1853. 305 b. Kometen, Sonnenfinsternisse und Mondfinsternisse galten auch hier wie anderswo für Unglücksboten. In Tezcuco gab es, wie für andere Wissenschaften, so auch für die Wahrsagung ein besonderes Collegium oder Akademie. Es sind alles das nur verschiedene Ausdrucksweisen eines und desselben Schicksalsglaubens, dem das gesammte Heidenthum anheimfällt.

Merkwürdig ist der alte Glaube der Azteken an den Untergang ihres eigenen Reiches, welcher sich auch kurz vor der Ankunft der Spanier durch Wahrnehmung von mancherlei denselben ankündigenden Unglückszeichen aussprach. Man erwartete nämlich, daß Quetzalcoatl, wie er es verheißen, einst wiederkommen, und sein Reich erneuern werde. Diese Zeit glaubte man nahe bevorstehend im Anfange des sechszehnten

28. V, 12. VII, 28 a. E. Clav. I, 179. 186. 190. 320. 413 ff. Humboldt Monum. 78. 128. 132. 179. 309. Rehfues I, 279. II, 286. Univers 27 ff. Prescott I, 59. 99. 601. Wuttke 277.

---

§. 117. Der Kultus. Fortsetzung. Die Priester.

Die Verwalter des Kultus, die Priester, nahmen hier wie überall bei den Kulturvölkern der primären Kulturstufe, eine hohe Stellung ein. Ihre Beschäftigung war Gottesdienst, Wissenschaft, Aufmunterung im Krieg, Ausübung der Heilkunde, Erziehung der vornehmen Jugend in Seminarien, die zugleich für eine Zeitlang dem Tempeldienste gewidmet war. Die Zahl der Priester war daher sehr groß, so daß bloß beim großen Tempel in der Hauptstadt 5000 derselben thätig gewesen sein sollen, und die Menge aller von Clavigero sogar auf vier Millionen angegeben wird. Solche und andere Umstände lassen Humboldt, Braunschweig, Wuttke die Mexikanische Priesterschaft mit der buddhistischen in Tibet und Japan in historischen Zusammenhang bringen. Es finden sich nämlich auch hier jene verschiedenen Klassen und Congregationen, die gelbe und rothe Kopfbedeckung, die schwarzen baumwollenen Gewänder, welche die Mexikanischen Priester über den Kopf schlugen, und andre dergleichen Aehnlichkeiten. Bei allen diesen Analogien in Einzelnheiten sind aber in innern und äußern Hauptsachen solche wesentliche Verschiedenheiten, daß die Ansicht von historischem Zusammenhange mexikanischen und buddhistischen Priesterwesens nur mit der größten Vorsicht aufgenommen werden darf. Dahin zähle ich den contemplativen Mystizismus, und die göttliche Verehrung eines lebendigen Menschen bei den Buddhisten, bei den Mexikanern den wilden, kräftigen und barbarisirenden Charakter der Priester mit ihren Menschenopfern, die in den schärfsten Gegensatz zu einander treten. Eine andre Hauptsache ist auch das Cölibat, welches überall der großen buddhistischen Priesterschaft eigenthümlich ist, während dasselbe den Mexikanern nicht zukommt. Das Mexikanische Priesterthum ist weder der Regel nach lebenslänglich noch ehelos. Es gab allerdings wie in Nicaragua (Oviedo S. 65. Buschmann I, 157. Picard 166), so im Mexikanischen Reiche gewisse Mönchsorden in Klö-

ſtern mit dem ſtrengen Gelübde der Keuſchheit. Solche Prieſter hießen Tlamakasken (Tlamacazqui). Allein dieſes Gelübde dauerte nur für die ganze Lebenszeit, wenn es die Betreffenden ſo wählten. Die eigentlichen Aztekiſchen Tempelprieſter und Opferer, Teoquirqui, Diener Gottes, genannt, lebten in der Ehe, das Prieſterthum Huitzilopochtlis war ſogar erblich, und befand ſich in den Händen gewiſſer Familien. Im Uebrigen gab es vielerlei Prieſter, und eine wahre Hierarchie. An der Spitze derſelben ſtanden bei den Azteken zwei durch Wahl hingeſtellte Oberprieſter aus vornehmem Geſchlechte, die bei den wichtigen Staatsangelegenheiten, und namentlich bei Kriegserklärungen, immer zu Rathe gezogen wurden. Der erſte hieß Teoteuctli, oder göttlicher Herr, der den König ſalbte. Der zweite war Hueiteoquirque, der große Prieſter. Dieſen war noch ein dritter beigeordnet, Mexicoteohuatzin, welcher die Aufſicht über die andern Prieſter führte, der dann wieder zwei Unteraufſeher hatte, von denen einer die Aufſicht über die Seminarien führte. Wiederum beſorgte ein beſondrer Prieſter die Oekonomie der Tempel, ein andrer die Feſtlieder, einer war Capellmeiſter, ein andrer wieder Ceremonienmeiſter. Die beſondern Gottheiten hatten auch ihre beſondern Prieſter, wie die Römiſchen flamines. Eine jede Prieſtercongregation hatte wieder ihren beſondern Vorſteher oder antistes. Beſonders ausgezeichnet waren die Prieſterſchaften des Huitzilopochtli, des Tezcatlipoca, Quetzalcoatl, und der Centeotl. Alle ziehen bei Gelegenheiten die Kleider und Attribute ihres Gottes an; die Prieſter des Quetzalcoatl nannten ſich ſogar mit dem Namen ihres Gottes; der oberſte Opferprieſter Huitzilopochtlis, Topiltzin, trug jedesmal den Namen des Gottes, dem ein Opfer gebracht wurde.

Mit den Prieſtern ſind nicht ganz gleichzuſtellen, wie ſchon bemerkt wurde, die Mönche und jungen Leute in Klöſtern und Seminarien. Man beſtimmte Kinder beiderlei Geſchlechts zu dieſen Mönchsorden, wie man ſie auch nennt, und im ſiebenten Jahre kamen ſie ins Kloſter und blieben darin bis zu ihrer Verheirathung. Schon bei den Totonaken war ein ſolcher Orden für Greiſe und Wittwen im Dienſte der Centeotl beſtimmt; bei den Tolteken hatten wir ſchon früher den Orden des Quetzalcoatl, bei den Azteken den des Tezcatlipoca kennen gelernt. Wie dieſe Mönchsorden und Jugendſeminarien von den frühern Völkern her beibehalten wurden, ſo blieben auch die alten Prieſterſchaften der Totonaken, Mixteken, Tolteken fortwährend in Anſehen, wenn auch unter

der Oberhoheit der Aztekischen. Die Tlaskaltekischen Priester bewahrten natürlich wie ihr Volk ihre Unabhängigkeit.

Was den Charakter der Priesterschaft anbetrifft, so ist zwischen den verschiedenen Völkern und Zeiten zu unterscheiden. Von den Priestern des alten Majageschlechtes wissen wir zwar wenig mehr, dürfen wir aber von den Resten des Volkscharakters und der Religion auf sie zurückschließen, so haben wir neben strengen Entsagungen wieder mancherlei Ueppigkeit bei ihnen uns zu denken. In Nicaragua fanden wir die Tlamacazqui mit dem strengen Gelübde der Keuschheit. Neben ihnen konnten die Zauberer Teyotes, Thiergestalten annehmen und mit dem Blicke Kinder rauben. Oviedo 247 ff. Buschmann I, 157. Squier Nicar. 507. Die Toltekischen Priester zeichneten sich durch wissenschaftliches Streben, und in späterer Zeit durch stilles, zurückgezogenes, asketisches Leben aus. Der aztekischen Priesterschaft wird schon von Cortes und allen folgenden Gewährsmännern das Lob eines strengen und keuschen Lebenswandels gezollt. Sie waren Huitzilopochtlis, und nicht blutdürstiger als das gesammte Volk dieses Gottes.

Die Priesterinnen versahen die geringern Dienste, nahmen im Staatsleben keine Stellung ein, durften auch keine eigentlichen Opfer darbringen. Sie räucherten, unterhielten das heilige Feuer, und bereiteten die Lebensmittel für Götter und Opfermahlzeiten. Einige waren Priesterinnen von Jugend auf, andere nur einige Jahre lang, beide aber verheiratheten sich gewöhnlich im heirathsfähigen Alter, und traten dann aus dem Tempeldienste. Vgl. Cortes 489. (I, 31), Acosta V, 14. 20. 26. Clavig. I, 178. 398. Diaz I, 11. Meiners krit. Geschichte II, 223. 526. Humboldt Monum. 93. 98. 119. 194. 290. Braunschweig 62. Picard 152. Prescott I, 53 ff. 67. Kottencamp I, 199. Wuttke 275.

---

§. 118. Der Kultus. Fortsetzung. Reinigungen, Fasten, Wassertaufe und Feuertaufe.

Zum Schlusse unserer Bemerkungen über den Mexikanischen Kultus verdienen wohl einige Angaben über religiöse Reinigungen hier

einen Platz. Dahin zählen wir besonders die Fasten, die Waschungen, das Durchziehen durchs Feuer. Das Blutlassen und die Beschneidung rechnen wir nach dem schon oben bemerkten nicht hieher, weil sie zunächst nicht Symbole der Reinigung, sondern der Hingabe, Opfer, sind. Dadurch fallen sie allerdings mit den Reinigungen in den allgemeinern Begriff der Einweihungen und Heiligungen für die Gottheit zusammen.

Die Fasten finden statt bei vielen und verschiedenen Gelegenheiten. Ihre Idee besteht darin, daß es sich für einen, der sich der Gottheit zu nahen im Begriffe ist, nicht schicke, dieß mit überfülltem Bauche zu thun, der ohnehin das Gemüth für den religiösen Sinn abstumpft. Die Wilden fasten, um in ekstatischen Zuständen mit ihrem Schutzgeist in Verbindung zu treten. Die Azteken suchten daher eher zu viel als zu wenig zu thun, und sich durch vorgeschriebene Entsagungen nicht bloß der Speise, sondern auch des Schlafs und des Beischlafs für die gottesdienstliche Handlung zu reinigen und zu weihen. Die Enthaltung von Speise bestand gewöhnlich in Entsagung von Fleisch und starkem Getränk, und im Beschränken des Essens auf einmal des Tags. Es gab Fasten von drei, vier, fünf, zwanzig, vierzig, sechszig, hundert und sechszig Tagen, ja sogar von vier Jahren. Dann waren die Fasten wieder entweder allgemeine, welche das ganze Volk zu halten hatte, oder Privatfasten, wie sie z. B. Eigenthümer von Opfern vor Darbringung ihres Opfers zu beobachten pflegten. Ueberhaupt aber werden diese reinigenden Vorbereitungsfasten fast vor allen Festen erwähnt. Bei besondern Unglücksfällen des Staates trat ein außerordentliches Fasten des Oberpriesters ein, welcher sich in eine Hütte des Waldes zurückzog. Es mußten die Azteken das Fasten mit einem noch um so feinern Gefühl für religiös schicklich halten, da schon im gemeinen Leben dem öffentlichen Sinne die Mäßigkeit als eine angestammte Tugend erschien. Vgl. Clavigero I, 353. 397 ff. 413. 382.

Wie überall im Süden, so sind auch hier die Reinigungen durch Wasser gebräuchlich. Täglich badeten sich die Priester des Quetzalcoatl um Mitternacht, um vor ihrem Gotte rein zu erscheinen. Lässige Priester wurden in den See getaucht und mit Gewalt rein geschwemmt. Die Priester hatten besondere Teiche zum Baden, und Brunnen zum Trinken. Im Teiche Tezcapan badeten viele, um ein den Göttern gethanes Gelübde zu erfüllen. Denn solche Reinigkeit liebten die Götter. Das Wasser des Brunnens Texpalatl ward für heilig gehalten, und

nur an den großen Festen getrunken. Vgl. Clavig. I, 372. vgl. 580 u. a. m.

Besonders aber ist von solchen Wasserreinigungen die Wassertaufe der Kinder merkwürdig, die wir schon bei den Peruanern vorfanden. Dieselbe bestand aus zwei Akten. Der erste fand gleich bei der Geburt statt, nach welcher die Hebamme das Kind badete, und feierlich der Wassergöttin Chalchiuhcueje empfahl, daß sie es von aller Unreinigkeit und allem Unglücke reinigen möchte. Bei dieser Gelegenheit sprachen die Verwandten ihre Glückwünsche aus, und die Wahrsager weissagten über das Schicksal des Kindes aus dem Kalenderzeichen. Unter noch größern Feierlichkeiten geschah das zweite Bad, zu dem Freunde, Verwandte, Kinder als zu einem feierlichen Taufschmaus oder Taufsuppe eingeladen wurden. Das Kind wurde feierlich im Hause herumgetragen, um es gleichsam den Hausgöttern darzustellen und zu empfehlen, ähnlich wie dieß bei den Amphidromien der Griechen, und nach der Inschrift von Rosette auch in Egypten der Gebrauch gewesen war. Alsdann wurde eine mit Wasser gefüllte Wanne in den Hof gestellt, das Kind ausgezogen, und von der Hebamme also angeredet: „Mein Kind, die Götter Ometeuctli und Omecihuatl, Herren des Himmels, haben dich in diese unglückliche Welt gesandt; nimm dieses Wasser hin, welches dir Leben geben soll." Dann benetzte sie Mund, Kopf und Brust des Kindes, badete zuletzt den ganzen Körper, rieb dessen Glieder, und sprach: „Wo bist du Unglück? in welchem Gliede steckst du? Entferne dich von diesem Kinde!" Das Kind wurde darauf in Gebeten den Göttern empfohlen, zuerst dem Ometeuctli und der Omecihuatl, dann in zwei Gebeten den Göttern des Wassers, in einem fernern allen Göttern, zuletzt dem Himmel und der Erde. Nach Verrichtung noch andrer verschiedener Ceremonien wurde das Kind angekleidet, in eine Wiege gelegt, der Göttin der Wiegen, Jacateuctli, und dem Gotte des Schlafes, Joalteuctli, empfohlen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch dem Kinde der Name gegeben. Vgl. Clavig. I, 434 ff. Humb. Monum. 78. 286. 289. Prescott I, 52. Acosta V, 27. Wuttke 266. Bernardino de Sahagun spricht als Augenzeuge von diesen Wassertaufen der Azteken. Das Symbol einer Reinigung durch Wasser, und mithin einer Weihe ist zu natürlich, als daß man in demselben mit ältern Spanischen Geistlichen, denen Prescott und Tiedemann beistimmen, den Beweis eines frühern christlichen Einflusses erblicken dürfte. Wasserreinigungen im religiösen Sinne, und

zwar in Verbindung mit Initiationen finden ſich im Heidenthum weit verbreitet.

Zu den Feierlichkeiten, welche bei der zweiten Waſſertaufe ſtatt fanden, gehört auch die Feuerreinigung, oder Feuertaufe. Sie beſtand darin, daß der Knabe viermal durchs Feuer gezogen wurde. Das Feuer iſt bei allen Naturvölkern ein Symbol der Reinheit, nicht ſowohl weil es wie das Waſſer reinigt, als weil es ſelber die Anſchauung der höchſten Reinheit gewährt. Die Sitte des Hindurchziehens durchs Feuer bei Kleinen, des Hindurchſpringens bei Großen, des Hindurchtreibens bei Heerden war in der alten Welt ſehr verbreitet. So hielten es die Römer, an den Palilien um ſich und Heerden zu ſchützen, ſo thaten ſie, wenn ſie von einem Leichenzuge zurückkehrten, um ſich zu reinigen. Dieſelbe Sitte ſah noch im fünften Jahrhundert in Syrien Theodoret, Biſchof zu Cyrus. So war es in Deutſchland, Frankreich, überhaupt im nördlichen Europa, auch in Griechenland im Mittelalter gehalten, die Fortſetzung einer altheidniſchen Sitte, welche auch als ſolche im 65ten Canon des Concils von 680 bezeichnet und verboten wurde. In Oſtindien gehen noch jetzt die Mütter mit ihren Neugebornen zwiſchen zwei Feuern hindurch. Wir ſtehen nach ſolchen Analogien auch im Geringſten nicht an, das im alten Teſtament erwähnte Hindurchgehenlaſſen für Moloch durchs Feuer — mit den alten Erklärern, Chriſten ſowohl als Rabbinen bis Spencer und Carpzow auf dieſelbe Sitte zu beziehen, und nicht mit den Neuern auf die Menſchenopfer. Dafür ſpricht neben der Analogie, zu der wir alſo hier die Mexikaniſche Sitte beifügen, auch der Ausdruck ſelbſt, welcher am einfachſten auf die alte Erklärung hinweiſt. Wenn dagegen die Neuern auf andere Stellen hinweiſen, in denen unzweifelhaft von Kinderopfern die Rede iſt, ſo leugnen wir ja die letztern bei den Kanaanitern und abgöttiſchen Hebräern ſo wenig als bei den Mexikanern. Es fanden eben beide Sitten ſtatt, ſie dürfen aber mit einander nicht verwechſelt werden. Vgl. Clavig. I, 437 nach Boturini. Grimm, altdeutſche Mythol. 2te Ausgabe, Bd. I, S. 583 ff. Schreibers Taſchenbuch V, 66. 76 ff. Hartung, Religion der Römer I, 46. 199. II, 152. Vossius de idol. II, 168. 199. Movers Religion der Phönizier 328 ff. Sepp Mythologie I, 196.

§. 119. Vorſtellungen von der Offenbarung der Gottheit.

Jede wirkliche und poſitive Religion beſteht in einem wirklichen Verhältniß zur Gottheit, wenn dasſelbe auch noch ſo mangelhaft, fehlerhaft und naturbefangen iſt, es iſt immer ein wirkliches Verhältniß, in welchem der Menſch zu der ſich ihm offenbarenden Gottheit oder zu den göttlichen Kräften in der Natur der Dinge ſteht.

Auch nach der Vorſtellung der Mexikaniſchen Völker, wie andrer Naturvölker, iſt die ganze Natur eine Offenbarung der Gottheit, die verſchiedenen Einflüſſe und Kräfte der Natur werden als eben ſo viele Götter aufgefaßt, die alſo Naturgötter ſind. Der Menſch hat noch das unmittelbare Bewußtſein von der in dieſen Kräften wirkenden Perſönlichkeit, wenn auch dieß Bewußtſein durch die Naturbefangenheit der Religion prismatiſch zur Vielheit der Götter gebrochen iſt. Es herrſchte bei den Mexikanern noch der volle ungeſtörte Glaube an eine unmittelbare Offenbarung der Gottheit in der Natur, der allen Naturvölkern, und zwar von Natur, inwohnt. Wenn die Natur im Frühling wieder zum Leben erwachte, ſo iſt das die Ankunft der Götter, wenn ſie im December abſtirbt, dann ſtirbt auch der Hauptgott Huitzilopochtli.

Wenn ſich auch in der Natur die Götter offenbaren, ſo ſind dieſe doch zu ſehr in jener befangen, und mit ihr identifizirt, als daß von einer eigentlichen Kosmogonie die Rede ſein könnte. Eine ſolche ſetzt die Gottheit viel zu ſehr über die Natur, als daß ſie bei ſolcher Urbildungsſtufe eines noch reinen Heidenthums oder Naturdienſtes vorkommen könnte. Was aus ſolchen älteſten Zeiten gewöhnlich den Namen von Kosmogonien trägt, ſind Emanationslehren, Anſchauungen des Urſprungs der Dinge und Menſchen aus Naturgeſetzen, Naturgegenſtänden und Nothwendigkeiten. So verhält es ſich mit dem Entſtehen der fünf Sonnen oder Weltalter, die durch Elemente beſtehen und vergehen. Wohl wurde bald Teotl, bald Tezcatlipoca, bald die Sonne als oberſter Gott und ſelbſt als Schöpfer gefaßt, indem man die kosmologiſche Anſchauung der Jahresleitung auf die Schöpfung und Leitung des Univerſums übertrug, aber die Vorſtellungen von der Schöpfung traten bei den Mexikanern ſehr zurück und entwickelten ſich nicht einmal in der poetiſchen Mannigfaltigkeit, wie bei den nordiſchen Rothhäuten.

Eben ſo ſtoßen wir hier auch noch nicht auf Göttergenealogien. Dergleichen zuſammenhängende Syſteme ſucceſſiv ſich offenbarender göttlicher Kräfte und Weſen entſtehen oder entwickeln ſich erſt auf einer folgenden Stufe der Religion und Bildung. Die Anfänge dazu ſind bei den Mexikanern nur ſchwach. So haben ſie ihre Göttermutter, zur Seltenheit ſtammt einer vom andern ab, Huitzilopochtli von der Coatlantana, Quetzalcoatl von Tezcatlipoca, dieſer iſt wieder Bruder Huitzilopochtlis. Aber alles das hängt ſo wenig unter ſich zuſammen, daß daraus nicht einmal der Schluß gemacht werden darf, daß Tezcatlipoca ein Sohn der Coatlantana, oder irgend einer Mutter ſeines Bruders ſei, es hindert auch nicht, daß Quetzalcoatl wenigſtens theilweiſe als ein älterer Gott denn ſein Vater galt. Die Bezeichnungen Mutter, Vater, Bruder ſind als ganz vereinzelte Verwandtſchaftsbezeichnungen aufzufaſſen. Haben hinwieder manche Götter ihre Gattinnen, ſo wird doch nichts von ihren Kindern und dergleichen Mythen erzählt. Deßwegen hat aber die Anſchauung der göttlichen Offenbarung nicht gelitten, da dergleichen Schmuck mehr der poetiſchen Ausſchmückung und cykliſchen Zuſammenſtellung, als der religiöſen Weltbetrachtung angehört.

Außerdem daß die Götter ihr eigenes Weſen in der Welt offenbaren, ſo ſehr, daß ſie mit der Natur geboren werden, leben und ſterben, offenbaren ſie noch vielfach ihren Willen den Menſchen. Und dieß iſt die Offenbarung im engern Sinn, nach welcher aber nicht der ſittliche Wille ſich kund thut in ſittlichen Anforderungen, ſondern Wohl und Wehe verhängen die Götter, und machen dafür Kultusanforderungen. Bleiben dieſe zu lange aus, ſo offenbart ſich der göttliche Zorn, durch Geſchenke wird er befriedigt. Es offenbart ſich allerdings das Abhängigkeitsverhältniß, aber auf die naturbefangene Weiſe der alten Naturreligion.

Die Vermittler dieſer Offenbarung ſind die Prieſter, durch welche die Gottheit ihren Willen und ihre Geſinnung offenbart, und durch die ſie zugleich wieder befriedigt wird. Wie letzteres durch den Kultus geſchieht, iſt ſchon ausgeführt worden. Es iſt dieß das Geſchäft der Prieſter in allen civiliſirten Naturſtaaten. Die Entgegennahme der göttlichen Offenbarung iſt ihnen aber von den alten Zauberern und Sehern als zweites Geſchäft zu Theil geworden, welches ſie bei den Mexikanern völlig geerbt haben.

Die Art ſolcher göttlichen Offenbarungen ſtimmt nun bei den Kulturvölkern, wie wir ſchon bei den Peruanern geſehen haben, nicht mit der Weiſe der Zauberer überein, wenigſtens in den wenigſten Fällen. Häufig iſt ſchon in den Schriften der Eroberer, und dann der Spaniſchen Geiſtlichen von Orakeln der Mexikaner die Rede. So gab es Orakel in Mexiko, Cholula, Tezcuco, in Cozumel, bei den Zapoteken. Gewöhnlich wird nicht geſagt, welches die Weiſe der Orakel geweſen ſei. Die Spanier glaubten ſo gut an dieſe Orakel, wie die Mexikaner, nur ſtellten ſie ſich vor, der Teufel rede aus den Götzenbildern zu den Prieſtern. Von den Orakelprieſtern der Centeotl wird berichtet, wenn ſie vom Adel und den Oberprieſtern um Rath befragt wurden, ſeien ſie auf den Ferſen geſeſſen, und hätten mit niedergeſchlagenen Augen zugehört. Der Regel nach waren die Orakel mit Opfern verbunden, und namentlich ſind hier, wie bei den Celten, Germanen und andern Völkern derſelben primären Kulturſtufe, die Götter, denen man Menſchenopfer bringt, auch die Orakelgötter. Dieſe Verbindung der Opfer mit den Orakeln zeigt aber, worin letztere beſtanden haben, nämlich in dem Betrachten der Opfereingeweide, wie uns das bei den Peruanern begegnete §. 82, und wie es uns aus der Haruspicina der altitaliſchen Völker, der Hieroscopia der Griechen und andrer Völker, z. B. der Mongolen (Wuttke I, 146), der alten Welt bekannt iſt. Bei den Mexikanern aber, bei denen die Orakel mit den Menſchenopfern zuſammenhingen, muß man, wie ſo häufig im Heidenthume (vgl. Burckhardts Conſtantin S. 269. 276), die menſchlichen Eingeweide beſchaut haben. Ueberhaupt wird ſich bei den Mexikanern ſo gut wie ſonſtwo eine beſtimmte religiöſe Wiſſenſchaft oder heilige Disciplin in dieſer Hinſicht gebildet haben mit beſtimmten Regeln und Vorſchriften. Der pſychologiſche Zuſammenhang dieſer Weiſſagung mit dem wilden Schamanenthum zeigt ſich aber in den ekſtatiſchen Zuſtänden, in welche die Orakel gebenden Mexikaniſchen Prieſter zu gerathen ſtrebten. Dieſelben beſtrichen ſich nämlich mit einer betäubenden Salbe, die ſie mit einem Geiſte wilder Bewußtloſigkeit ergriff, und in ekſtatiſche Zuſtände verſetzte. Denn vermittelſt dieſer Salbe hatten ſie Erſcheinungen der Götter, z. B. Huitzilopochtlis, ſprachen mit ihnen, und ſie ertheilten ihnen ihre Antworten. So hatten die Celtiſchen Barden ihren myſtiſchen Keſſel, mit deſſen Hülfe ſie weiſſagten; die alten Slaviſchen Prieſter tranken, um ſich zum Weiſſagen zu begeiſtern, das Opferblut; die

Cimbern und Brukterer weissagten aus den Eingeweiden der Menschenopfer und ihrem Blute, namentlich schlachteten die weißgekleideten Priesterinnen der Cimbern die Gefangenen über einem gewaltigen Kessel, in den das Blut floß, mit dem man weissagte. Dahin gehört auch die Hexensalbe. Die Salbe der Mexikanischen Priester wurde aus betäubenden Kräutern und giftigen Thieren verfertigt und hieß Nahrung der Götter.

Neben dieser Haruspizin fand aber auch die Beobachtung des Gesangs und Flugs der Vögel statt, Auspizien im engern Sinne. So war Quetzalcoatl ein weissagender Specht ursprünglich, Huitzilopochtli ein Kolibri, der als Weissagegott verehrt wurde, Orakel ertheilte, und dem Volke die wichtigsten Befehle, z. B. zur Auswanderung ertheilte. Wie bei den Nordamerikanischen Indianern galt auch bei den Mexikanern das Geschrei der Eule für unglückbringend. Die Könige leiteten oft selbst die Auspizien, die sich bis tief in die christlichen Zeiten erhielten, wie z. B. in Guatemala.

Im weitern Sinn gehörte zu diesem Auspizienwesen auch noch die Beobachtung der Himmelskörper, und das astrologische Merken auf die Kalenderzeichen, Horoscop. Die Zeichendeuter standen im höchsten Ansehen und übten den größten Einfluß. Bei allen wichtigen Gelegenheiten wurden die Zeichen der Tage untersucht, bei der Geburt, bei Heirathen, Reisen, beim Krieg u. s. w. und aus denselben Glück und Unglück geweissagt. Der im Jahr 1790 aufgefundene, und von Gama und Humboldt erklärte Kalenderstein diente solchen astrologischen Zwecken. Das Buch der Sonne, Tonalamatl, von welchem Sahagun Auskunft ertheilt, war ebenfalls ein astrologisches Buch dieser Art. Ausland 1853. 305 b. Kometen, Sonnenfinsternisse und Mondfinsternisse galten auch hier wie anderswo für Unglücksboten. In Tezcuco gab es, wie für andere Wissenschaften, so auch für die Wahrsagung ein besonderes Collegium oder Akademie. Es sind alles das nur verschiedene Ausdrucksweisen eines und desselben Schicksalsglaubens, dem das gesammte Heidenthum anheimfällt.

Merkwürdig ist der alte Glaube der Azteken an den Untergang ihres eigenen Reiches, welcher sich auch kurz vor der Ankunft der Spanier durch Wahrnehmung von mancherlei denselben ankündigenden Unglückszeichen aussprach. Man erwartete nämlich, daß Quetzalcoatl, wie er es verheißen, einst wiederkommen, und sein Reich erneuern werde. Diese Zeit glaubte man nahe bevorstehend im Anfange des sechszehnten

28. V, 12. VII, 28 a. E. Clav. I, 179. 186. 190. 320. 413 ff. Humboldt Monum. 78. 128. 132. 179. 309. Rehfues I, 279. II, 286. Univers 27 ff. Prescott I, 59. 99. 601. Wuttke 277.

---

§. 117. Der Kultus. Fortsetzung. Die Priester.

Die Verwalter des Kultus, die Priester, nahmen hier wie überall bei den Kulturvölkern der primären Kulturstufe, eine hohe Stellung ein. Ihre Beschäftigung war Gottesdienst, Wissenschaft, Aufmunterung im Krieg, Ausübung der Heilkunde, Erziehung der vornehmen Jugend in Seminarien, die zugleich für eine Zeitlang dem Tempeldienste gewidmet war. Die Zahl der Priester war daher sehr groß, so daß bloß beim großen Tempel in der Hauptstadt 5000 derselben thätig gewesen sein sollen, und die Menge aller von Clavigero sogar auf vier Millionen angegeben wird. Solche und andere Umstände lassen Humboldt, Braunschweig, Wuttke die Mexikanische Priesterschaft mit der buddhistischen in Tibet und Japan in historischen Zusammenhang bringen. Es finden sich nämlich auch hier jene verschiedenen Klassen und Congregationen, die gelbe und rothe Kopfbedeckung, die schwarzen baumwollenen Gewänder, welche die Mexikanischen Priester über den Kopf schlugen, und andre dergleichen Aehnlichkeiten. Bei allen diesen Analogien in Einzelnheiten sind aber in innern und äußern Hauptsachen solche wesentliche Verschiedenheiten, daß die Ansicht von historischem Zusammenhange mexikanischen und buddhistischen Priesterwesens nur mit der größten Vorsicht aufgenommen werden darf. Dahin zähle ich den contemplativen Mystizismus, und die göttliche Verehrung eines lebendigen Menschen bei den Buddhisten, bei den Mexikanern den wilden, kräftigen und barbarisirenden Charakter der Priester mit ihren Menschenopfern, die in den schärfsten Gegensatz zu einander treten. Eine andre Hauptsache ist auch das Cölibat, welches überall der großen buddhistischen Priesterschaft eigenthümlich ist, während dasselbe den Mexikanern nicht zukommt. Das Mexikanische Priesterthum ist weder der Regel nach lebenslänglich noch ehelos. Es gab allerdings wie in Nicaragua (Oviedo S. 65. Buschmann I, 157. Picard 166), so im Mexikanischen Reiche gewisse Mönchsorden in Klö-

ſtern mit dem ſtrengen Gelübde der Keuſchheit. Solche Prieſter hießen Tlamakasken (Tlamacazqui). Allein dieſes Gelübde dauerte nur für die ganze Lebenszeit, wenn es die Betreffenden ſo wählten. Die eigentlichen Aztekiſchen Tempelprieſter und Opferer, Teoquixqui, Diener Gottes, genannt, lebten in der Ehe, das Prieſterthum Huitzilopochtlis war ſogar erblich, und befand ſich in den Händen gewiſſer Familien. Im Uebrigen gab es vielerlei Prieſter, und eine wahre Hierarchie. An der Spitze derſelben ſtanden bei den Azteken zwei durch Wahl hingeſtellte Oberprieſter aus vornehmem Geſchlechte, die bei den wichtigen Staatsangelegenheiten, und namentlich bei Kriegserklärungen, immer zu Rathe gezogen wurden. Der erſte hieß Teoteuctli, oder göttlicher Herr, der den König ſalbte. Der zweite war Hueiteoquixque, der große Prieſter. Dieſen war noch ein dritter beigeordnet, Mexicoteohuatzin, welcher die Aufſicht über die andern Prieſter führte, der dann wieder zwei Unteraufſeher hatte, von denen einer die Aufſicht über die Seminarien führte. Wiederum beſorgte ein beſondrer Prieſter die Oekonomie der Tempel, ein andrer die Feſtlieder, einer war Capellmeiſter, ein andrer wieder Ceremonienmeiſter. Die beſondern Gottheiten hatten auch ihre beſondern Prieſter, wie die Römiſchen flamines. Eine jede Prieſtercongregation hatte wieder ihren beſondern Vorſteher oder antistes. Beſonders ausgezeichnet waren die Prieſterſchaften des Huitzilopochtli, des Tezcatlipoca, Quetzalcoatl, und der Centeotl. Alle ziehen bei Gelegenheiten die Kleider und Attribute ihres Gottes an; die Prieſter des Quetzalcoatl nannten ſich ſogar mit dem Namen ihres Gottes; der oberſte Opferprieſter Huitzilopochtlis, Topiltzin, trug jedesmal den Namen des Gottes, dem ein Opfer gebracht wurde.

Mit den Prieſtern ſind nicht ganz gleichzuſtellen, wie ſchon bemerkt wurde, die Mönche und jungen Leute in Klöſtern und Seminarien. Man beſtimmte Kinder beiderlei Geſchlechts zu dieſen Mönchsorden, wie man ſie auch nennt, und im ſiebenten Jahre kamen ſie ins Kloſter und blieben darin bis zu ihrer Verheirathung. Schon bei den Totonaken war ein ſolcher Orden für Greiſe und Wittwen im Dienſte der Centeotl beſtimmt; bei den Tolteken hatten wir ſchon früher den Orden des Quetzalcoatl, bei den Azteken den des Tezcatlipoca kennen gelernt. Wie dieſe Mönchsorden und Jugendſeminarien von den frühern Völkern her beibehalten wurden, ſo blieben auch die alten Prieſterſchaften der Totonaken, Mixteken, Tolteken fortwährend in Anſehen, wenn auch unter

der Oberhoheit der Aztekischen. Die Tlaskaltekischen Priester bewahrten natürlich wie ihr Volk ihre Unabhängigkeit.

Was den Charakter der Priesterschaft anbetrifft, so ist zwischen den verschiedenen Völkern und Zeiten zu unterscheiden. Von den Priestern des alten Majageschlechtes wissen wir zwar wenig mehr, dürfen wir aber von den Resten des Volkscharakters und der Religion auf sie zurückschließen, so haben wir neben strengen Entsagungen wieder mancherlei Ueppigkeit bei ihnen uns zu denken. In Nicaragua fanden wir die Tlamacazqui mit dem strengen Gelübde der Keuschheit. Neben ihnen konnten die Zauberer Texores, Thiergestalten annehmen und mit dem Blicke Kinder rauben. Oviedo 247 ff. Buschmann I, 157. Squier Nicar. 507. Die Tolteksischen Priester zeichneten sich durch wissenschaftliches Streben, und in späterer Zeit durch stilles, zurückgezogenes, asketisches Leben aus. Der aztekischen Priesterschaft wird schon von Cortes und allen folgenden Gewährsmännern das Lob eines strengen und keuschen Lebenswandels gezollt. Sie waren Huitzilopochtlis, und nicht blutdürstiger als das gesammte Volk dieses Gottes.

Die Priesterinnen versahen die geringern Dienste, nahmen im Staatsleben keine Stellung ein, durften auch keine eigentlichen Opfer darbringen. Sie räucherten, unterhielten das heilige Feuer, und bereiteten die Lebensmittel für Götter und Opfermahlzeiten. Einige waren Priesterinnen von Jugend auf, andere nur einige Jahre lang, beide aber verheiratheten sich gewöhnlich im heirathsfähigen Alter, und traten dann aus dem Tempeldienste. Vgl. Cortes 489. (I, 31), Acosta V, 14. 20. 26. Clavig. I, 178. 398. Diaz I, 11. Meiners krit. Geschichte II, 223. 526. Humboldt Monum. 93. 98. 119. 194. 290. Braunschweig 62. Picard 152. Prescott I, 53 ff. 67. Kottencamp I, 199. Wuttke 275.

---

§. 118. Der Kultus. Fortsetzung. Reinigungen, Fasten, Wassertaufe und Feuertaufe.

Zum Schlusse unserer Bemerkungen über den Mexikanischen Kultus verdienen wohl einige Angaben über religiöse Reinigungen hier

einen Platz. Dahin zählen wir besonders die Fasten, die Waschungen, das Durchziehen durchs Feuer. Das Blutlassen und die Beschneidung rechnen wir nach dem schon oben bemerkten nicht hieher, weil sie zunächst nicht Symbole der Reinigung, sondern der Hingabe, Opfer, sind. Dadurch fallen sie allerdings mit den Reinigungen in den allgemeinern Begriff der Einweihungen und Heiligungen für die Gottheit zusammen.

Die Fasten finden statt bei vielen und verschiedenen Gelegenheiten. Ihre Idee besteht darin, daß es sich für einen, der sich der Gottheit zu nahen im Begriffe ist, nicht schicke, dieß mit überfülltem Bauche zu thun, der ohnehin das Gemüth für den religiösen Sinn abstumpft. Die Wilden fasten, um in ekstatischen Zuständen mit ihrem Schutzgeist in Verbindung zu treten. Die Azteken suchten daher eher zu viel als zu wenig zu thun, und sich durch vorgeschriebene Entsagungen nicht bloß der Speise, sondern auch des Schlafs und des Beischlafs für die gottesdienstliche Handlung zu reinigen und zu weihen. Die Enthaltung von Speise bestand gewöhnlich in Entsagung von Fleisch und starkem Getränk, und im Beschränken des Essens auf einmal des Tags. Es gab Fasten von drei, vier, fünf, zwanzig, vierzig, sechszig, hundert und sechszig Tagen, ja sogar von vier Jahren. Dann waren die Fasten wieder entweder allgemeine, welche das ganze Volk zu halten hatte, oder Privatfasten, wie sie z. B. Eigenthümer von Opfern vor Darbringung ihres Opfers zu beobachten pflegten. Ueberhaupt aber werden diese reinigenden Vorbereitungsfasten fast vor allen Festen erwähnt. Bei besondern Unglücksfällen des Staates trat ein außerordentliches Fasten des Oberpriesters ein, welcher sich in eine Hütte des Waldes zurückzog. Es mußten die Azteken das Fasten mit einem noch um so feinern Gefühl für religiös schicklich halten, da schon im gemeinen Leben dem öffentlichen Sinne die Mäßigkeit als eine angestammte Tugend erschien. Vgl. Clavigero I, 353. 397 ff. 413. 382.

Wie überall im Süden, so sind auch hier die Reinigungen durch Wasser gebräuchlich. Täglich badeten sich die Priester des Quetzalcoatl um Mitternacht, um vor ihrem Gotte rein zu erscheinen. Lässige Priester wurden in den See getaucht und mit Gewalt rein geschwemmt. Die Priester hatten besondere Teiche zum Baden, und Brunnen zum Trinken. Im Teiche Tezcapan badeten viele, um ein den Göttern gethanes Gelübde zu erfüllen. Denn solche Reinigkeit liebten die Götter. Das Wasser des Brunnens Texpalatl ward für heilig gehalten, und

nur an den großen Festen getrunken. Vgl. Clavig. I, 372. vgl. 580 u. a. m.

Besonders aber ist von solchen Wasserreinigungen die Wassertaufe der Kinder merkwürdig, die wir schon bei den Peruanern vorfanden. Dieselbe bestand aus zwei Akten. Der erste fand gleich bei der Geburt statt, nach welcher die Hebamme das Kind badete, und feierlich der Wassergöttin Chalchiuhcueje empfahl, daß sie es von aller Unreinigkeit und allem Unglücke reinigen möchte. Bei dieser Gelegenheit sprachen die Verwandten ihre Glückwünsche aus, und die Wahrsager weissagten über das Schicksal des Kindes aus dem Kalenderzeichen. Unter noch größern Feierlichkeiten geschah das zweite Bad, zu dem Freunde, Verwandte, Kinder als zu einem feierlichen Taufschmaus oder Taufsuppe eingeladen wurden. Das Kind wurde feierlich im Hause herumgetragen, um es gleichsam den Hausgöttern darzustellen und zu empfehlen, ähnlich wie dieß bei den Amphidromien der Griechen, und nach der Inschrift von Rosette auch in Egypten der Gebrauch gewesen war. Alsdann wurde eine mit Wasser gefüllte Wanne in den Hof gestellt, das Kind ausgezogen, und von der Hebamme also angeredet: „Mein Kind, die Götter Ometeuctli und Omecihuatl, Herren des Himmels, haben dich in diese unglückliche Welt gesandt; nimm dieses Wasser hin, welches dir Leben geben soll." Dann benetzte sie Mund, Kopf und Brust des Kindes, badete zuletzt den ganzen Körper, rieb dessen Glieder, und sprach: „Wo bist du Unglück? in welchem Gliede steckst du? Entferne dich von diesem Kinde!" Das Kind wurde darauf in Gebeten den Göttern empfohlen, zuerst dem Ometeuctli und der Omecihuatl, dann in zwei Gebeten den Göttern des Wassers, in einem fernern allen Göttern, zuletzt dem Himmel und der Erde. Nach Verrichtung noch andrer verschiedener Ceremonien wurde das Kind angekleidet, in eine Wiege gelegt, der Göttin der Wiegen, Jacateuctli, und dem Gotte des Schlafes, Joalteuctli, empfohlen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch dem Kinde der Name gegeben. Vgl. Clavig. I, 434 ff. Humb. Monum. 78. 286. 289. Prescott I, 52. Acosta V, 27. Wuttke 266. Bernardino de Sahagun spricht als Augenzeuge von diesen Wassertaufen der Azteken. Das Symbol einer Reinigung durch Wasser, und mithin einer Weihe ist zu natürlich, als daß man in demselben mit ältern Spanischen Geistlichen, denen Prescott und Tiedemann beistimmen, den Beweis eines frühern christlichen Einflusses erblicken dürfte. Wasserreinigungen im religiösen Sinne, und

zwar in Verbindung mit Initiationen finden ſich im Heidenthum weit verbreitet.

Zu den Feierlichkeiten, welche bei der zweiten Waſſertaufe ſtatt fanden, gehört auch die Feuerreinigung, oder Feuertaufe. Sie beſtand darin, daß der Knabe viermal durchs Feuer gezogen wurde. Das Feuer iſt bei allen Naturvölkern ein Symbol der Reinheit, nicht ſowohl weil es wie das Waſſer reinigt, als weil es ſelber die Anſchauung der höchſten Reinheit gewährt. Die Sitte des Hindurchziehens durchs Feuer bei Kleinen, des Hindurchſpringens bei Großen, des Hindurchtreibens bei Heerden war in der alten Welt ſehr verbreitet. So hielten es die Römer, an den Palilien um ſich und Heerden zu ſchützen, ſo thaten ſie, wenn ſie von einem Leichenzuge zurückkehrten, um ſich zu reinigen. Dieſelbe Sitte ſah noch im fünften Jahrhundert in Syrien Theodoret, Biſchof zu Cyrus. So war es in Deutſchland, Frankreich, überhaupt im nördlichen Europa, auch in Griechenland im Mittelalter gehalten, die Fortſetzung einer altheidniſchen Sitte, welche auch als ſolche im 65ten Canon des Concils von 680 bezeichnet und verboten wurde. In Oſtindien gehen noch jetzt die Mütter mit ihren Neugebornen zwiſchen zwei Feuern hindurch. Wir ſtehen nach ſolchen Analogien auch im Geringſten nicht an, das im alten Teſtament erwähnte Hindurchgehenlaſſen für Moloch durchs Feuer — mit den alten Erklärern, Chriſten ſowohl als Rabbinen bis Spencer und Carpzow auf dieſelbe Sitte zu beziehen, und nicht mit den Neuern auf die Menſchenopfer. Dafür ſpricht neben der Analogie, zu der wir alſo hier die Mexikaniſche Sitte beifügen, auch der Ausdruck ſelbſt, welcher am einfachſten auf die alte Erklärung hinweiſt. Wenn dagegen die Neuern auf andere Stellen hinweiſen, in denen unzweifelhaft von Kinderopfern die Rede iſt, ſo leugnen wir ja die letztern bei den Kanaanitern und abgöttiſchen Hebräern ſo wenig als bei den Mexikanern. Es fanden eben beide Sitten ſtatt, ſie dürfen aber mit einander nicht verwechſelt werden. Vgl. Clavig. I, 437 nach Boturini. Grimm, altdeutſche Mythol. 2te Ausgabe, Bd. I, S. 583 ff. Schreibers Taſchenbuch V, 66. 76 ff. Hartung, Religion der Römer I, 46. 199. II, 152. Vossius de idol. II, 168. 199. Movers Religion der Phönizier 328 ff. Sepp Mythologie I, 196.

§. 119. Vorſtellungen von der Offenbarung der Gottheit.

Jede wirkliche und poſitive Religion beſteht in einem wirklichen Verhältniß zur Gottheit, wenn dasſelbe auch noch ſo mangelhaft, fehlerhaft und naturbefangen iſt, es iſt immer ein wirkliches Verhältniß, in welchem der Menſch zu der ſich ihm offenbarenden Gottheit oder zu den göttlichen Kräften in der Natur der Dinge ſteht.

Auch nach der Vorſtellung der Mexikaniſchen Völker, wie andrer Naturvölker, iſt die ganze Natur eine Offenbarung der Gottheit, die verſchiedenen Einflüſſe und Kräfte der Natur werden als eben ſo viele Götter aufgefaßt, die alſo Naturgötter ſind. Der Menſch hat noch das unmittelbare Bewußtſein von der in dieſen Kräften wirkenden Perſönlichkeit, wenn auch dieß Bewußtſein durch die Naturbefangenheit der Religion prismatiſch zur Vielheit der Götter gebrochen iſt. Es herrſchte bei den Mexikanern noch der volle ungeſtörte Glaube an eine unmittelbare Offenbarung der Gottheit in der Natur, der allen Naturvölkern, und zwar von Natur, inwohnt. Wenn die Natur im Frühling wieder zum Leben erwachte, ſo iſt das die Ankunft der Götter, wenn ſie im December abſtirbt, dann ſtirbt auch der Hauptgott Huitzilopochtli.

Wenn ſich auch in der Natur die Götter offenbaren, ſo ſind dieſe doch zu ſehr in jener befangen, und mit ihr identifizirt, als daß von einer eigentlichen Kosmogonie die Rede ſein könnte. Eine ſolche ſetzt die Gottheit viel zu ſehr über die Natur, als daß ſie bei ſolcher Urbildungsſtufe eines noch reinen Heidenthums oder Naturdienſtes vorkommen könnte. Was aus ſolchen älteſten Zeiten gewöhnlich den Namen von Kosmogonien trägt, ſind Emanationslehren, Anſchauungen des Urſprungs der Dinge und Menſchen aus Naturgeſetzen, Naturgegenſtänden und Nothwendigkeiten. So verhält es ſich mit dem Entſtehen der fünf Sonnen oder Weltalter, die durch Elemente beſtehen und vergehen. Wohl wurde bald Teotl, bald Tezcatlipoca, bald die Sonne als oberſter Gott und ſelbſt als Schöpfer gefaßt, indem man die kosmologiſche Anſchauung der Jahresleitung auf die Schöpfung und Leitung des Univerſums übertrug, aber die Vorſtellungen von der Schöpfung traten bei den Mexikanern ſehr zurück und entwickelten ſich nicht einmal in der poetiſchen Mannigfaltigkeit, wie bei den nordiſchen Rothhäuten.

Eben ſo ſtoßen wir hier auch noch nicht auf Göttergenealogien. Dergleichen zuſammenhängende Syſteme ſucceſſiv ſich offenbarender göttlicher Kräfte und Weſen entſtehen oder entwickeln ſich erſt auf einer folgenden Stufe der Religion und Bildung. Die Anfänge dazu ſind bei den Mexikanern nur ſchwach. So haben ſie ihre Göttermutter, zur Seltenheit ſtammt einer vom andern ab, Huitzilopochtli von der Coatlantana, Quetzalcoatl von Tezcatlipoca, dieſer iſt wieder Bruder Huitzilopochtlis. Aber alles das hängt ſo wenig unter ſich zuſammen, daß daraus nicht einmal der Schluß gemacht werden darf, daß Tezcatlipoca ein Sohn der Coatlantana, oder irgend einer Mutter ſeines Bruders ſei, es hindert auch nicht, daß Quetzalcoatl wenigſtens theilweiſe als ein älterer Gott denn ſein Vater galt. Die Bezeichnungen Mutter, Vater, Bruder ſind als ganz vereinzelte Verwandtſchaftsbezeichnungen aufzufaſſen. Haben hinwieder manche Götter ihre Gattinnen, ſo wird doch nichts von ihren Kindern und dergleichen Mythen erzählt. Deßwegen hat aber die Anſchauung der göttlichen Offenbarung nicht gelitten, da dergleichen Schmuck mehr der poetiſchen Ausſchmückung und cykliſchen Zuſammenſtellung, als der religiöſen Weltbetrachtung angehört.

Außerdem daß die Götter ihr eigenes Weſen in der Welt offenbaren, ſo ſehr, daß ſie mit der Natur geboren werden, leben und ſterben, offenbaren ſie noch vielfach ihren Willen den Menſchen. Und dieß iſt die Offenbarung im engern Sinn, nach welcher aber nicht der ſittliche Wille ſich kund thut in ſittlichen Anforderungen, ſondern Wohl und Wehe verhängen die Götter, und machen dafür Kultusanforderungen. Bleiben dieſe zu lange aus, ſo offenbart ſich der göttliche Zorn, durch Geſchenke wird er befriedigt. Es offenbart ſich allerdings das Abhängigkeitsverhältniß, aber auf die naturbefangene Weiſe der alten Naturreligion.

Die Vermittler dieſer Offenbarung ſind die Prieſter, durch welche die Gottheit ihren Willen und ihre Geſinnung offenbart, und durch die ſie zugleich wieder befriedigt wird. Wie letzteres durch den Kultus geſchieht, iſt ſchon ausgeführt worden. Es iſt dieß das Geſchäft der Prieſter in allen civiliſirten Naturſtaaten. Die Entgegennahme der göttlichen Offenbarung iſt ihnen aber von den alten Zauberern und Sehern als zweites Geſchäft zu Theil geworden, welches ſie bei den Mexikanern völlig geerbt haben.

Cimbern und Brukterer weissagten aus den Eingeweiden der Menschenopfer und ihrem Blute, namentlich schlachteten die weißgekleideten Priesterinnen der Cimbern die Gefangenen über einem gewaltigen Kessel, in den das Blut floß, mit dem man weissagte. Dahin gehört auch die Hexensalbe. Die Salbe der Mexikanischen Priester wurde aus betäubenden Kräutern und giftigen Thieren verfertigt und hieß Nahrung der Götter.

Neben dieser Haruspizin fand aber auch die Beobachtung des Gesangs und Flugs der Vögel statt, *Auspizien* im engern Sinne. So war Quetzalcoatl ein weissagender Specht ursprünglich, Huitzilopochtli ein Kolibri, der als Weissagegott verehrt wurde, Orakel ertheilte, und dem Volke die wichtigsten Befehle, z. B. zur Auswanderung ertheilte. Wie bei den Nordamerikanischen Indianern galt auch bei den Mexikanern das Geschrei der Eule für unglückbringend. Die Könige leiteten oft selbst die Auspizien, die sich bis tief in die christlichen Zeiten erhielten, wie z. B. in Guatemala.

Im weitern Sinn gehörte zu diesem Auspizienwesen auch noch die Beobachtung der Himmelskörper, und das *astrologische* Merken auf die Kalenderzeichen, Horoscop. Die Zeichendeuter standen im höchsten Ansehen und übten den größten Einfluß. Bei allen wichtigen Gelegenheiten wurden die Zeichen der Tage untersucht, bei der Geburt, bei Heirathen, Reisen, beim Krieg u. s. w. und aus denselben Glück und Unglück geweissagt. Der im Jahr 1790 aufgefundene, und von Gama und Humboldt erklärte Kalenderstein diente solchen astrologischen Zwecken. Das Buch der Sonne, Tonalamatl, von welchem Sahagun Auskunft ertheilt, war ebenfalls ein astrologisches Buch dieser Art. Ausland 1853. 305 b. Kometen, Sonnenfinsternisse und Mondfinsternisse galten auch hier wie anderswo für Unglücksboten. In Tezcuco gab es, wie für andere Wissenschaften, so auch für die Wahrsagung ein besonderes Collegium oder Akademie. Es sind alles das nur verschiedene Ausdrucksweisen eines und desselben Schicksalsglaubens, dem das gesammte Heidenthum anheimfällt.

Merkwürdig ist der alte Glaube der Azteken an den *Untergang ihres eigenen Reiches*, welcher sich auch kurz vor der Ankunft der Spanier durch Wahrnehmung von mancherlei denselben ankündigenden Unglückszeichen aussprach. Man erwartete nämlich, daß Quetzalcoatl, wie er es verheißen, einst wiederkommen, und sein Reich erneuern werde. Diese Zeit glaubte man nahe bevorstehend im Anfange des sechszehnten

28. V, 12. VII, 28 a. E. Clav. I, 179. 186. 190. 320. 413 ff. Humboldt Monum. 78. 128. 132. 179. 309. Rehfues I, 279. II, 286. Univers 27 ff. Prescott I, 59. 99. 601. Wuttke 277.

---

§. 117. Der Kultus. Fortsetzung. Die Priester.

Die Verwalter des Kultus, die Priester, nahmen hier wie überall bei den Kulturvölkern der primären Kulturstufe, eine hohe Stellung ein. Ihre Beschäftigung war Gottesdienst, Wissenschaft, Aufmunterung im Krieg, Ausübung der Heilkunde, Erziehung der vornehmen Jugend in Seminarien, die zugleich für eine Zeitlang dem Tempeldienste gewidmet war. Die Zahl der Priester war daher sehr groß, so daß bloß beim großen Tempel in der Hauptstadt 5000 derselben thätig gewesen sein sollen, und die Menge aller von Clavigero sogar auf vier Millionen angegeben wird. Solche und andere Umstände lassen Humboldt, Braunschweig, Wuttke die Mexikanische Priesterschaft mit der buddhistischen in Tibet und Japan in historischen Zusammenhang bringen. Es finden sich nämlich auch hier jene verschiedenen Klassen und Congregationen, die gelbe und rothe Kopfbedeckung, die schwarzen baumwollenen Gewänder, welche die Mexikanischen Priester über den Kopf schlugen, und andre dergleichen Aehnlichkeiten. Bei allen diesen Analogien in Einzelnheiten sind aber in innern und äußern Hauptsachen solche wesentliche Verschiedenheiten, daß die Ansicht von historischem Zusammenhange mexikanischen und buddhistischen Priesterwesens nur mit der größten Vorsicht aufgenommen werden darf. Dahin zähle ich den contemplativen Mystizismus, und die göttliche Verehrung eines lebendigen Menschen bei den Buddhisten, bei den Mexikanern den wilden, kräftigen und barbarisirenden Charakter der Priester mit ihren Menschenopfern, die in den schärfsten Gegensatz zu einander treten. Eine andre Hauptsache ist auch das Cölibat, welches überall der großen buddhistischen Priesterschaft eigenthümlich ist, während dasselbe den Mexikanern nicht zukommt. Das Mexikanische Priesterthum ist weder der Regel nach lebenslänglich noch ehelos. Es gab allerdings wie in Nicaragua (Oviedo S. 65. Buschmann I, 157. Picard 166), so im Mexikanischen Reiche gewisse Mönchsorden in Klö-

ſtern mit dem ſtrengen Gelübde der Keuſchheit. Solche Prieſter hießen Tlamakasken (Tlamacazqui). Allein dieſes Gelübde dauerte nur für die ganze Lebenszeit, wenn es die Betreffenden ſo wählten. Die eigentlichen Aztekiſchen Tempelprieſter und Opferer, Teoquirqui, Diener Gottes, genannt, lebten in der Ehe, das Prieſterthum Huitzilopochtlis war ſogar erblich, und befand ſich in den Händen gewiſſer Familien. Im Uebrigen gab es vielerlei Prieſter, und eine wahre Hierarchie. An der Spitze derſelben ſtanden bei den Azteken zwei durch Wahl hingeſtellte Oberprieſter aus vornehmem Geſchlechte, die bei den wichtigen Staatsangelegenheiten, und namentlich bei Kriegserklärungen, immer zu Rathe gezogen wurden. Der erſte hieß Teoteuctli, oder göttlicher Herr, der den König ſalbte. Der zweite war Hueiteoquirque, der große Prieſter. Dieſen war noch ein dritter beigeordnet, Mexicoteohuatzin, welcher die Aufſicht über die andern Prieſter führte, der dann wieder zwei Unteraufſeher hatte, von denen einer die Aufſicht über die Seminarien führte. Wiederum beſorgte ein beſondrer Prieſter die Oekonomie der Tempel, ein andrer die Feſtlieder, einer war Capellmeiſter, ein andrer wieder Ceremonienmeiſter. Die beſondern Gottheiten hatten auch ihre beſondern Prieſter, wie die Römiſchen flamines. Eine jede Prieſtercongregation hatte wieder ihren beſondern Vorſteher oder antistes. Beſonders ausgezeichnet waren die Prieſterſchaften des Huitzilopochtli, des Tezcatlipoca, Quetzalcoatl, und der Centeotl. Alle ziehen bei Gelegenheiten die Kleider und Attribute ihres Gottes an; die Prieſter des Quetzalcoatl nannten ſich ſogar mit dem Namen ihres Gottes; der oberſte Opferprieſter Huitzilopochtlis, Topiltzin, trug jedesmal den Namen des Gottes, dem ein Opfer gebracht wurde.

Mit den Prieſtern ſind nicht ganz gleichzuſtellen, wie ſchon bemerkt wurde, die Mönche und jungen Leute in Klöſtern und Seminarien. Man beſtimmte Kinder beiderlei Geſchlechts zu dieſen Mönchsorden, wie man ſie auch nennt, und im ſiebenten Jahre kamen ſie ins Kloſter und blieben darin bis zu ihrer Verheirathung. Schon bei den Totonaken war ein ſolcher Orden für Greiſe und Wittwen im Dienſte der Centeotl beſtimmt; bei den Tolteken hatten wir ſchon früher den Orden des Quetzalcoatl, bei den Azteken den des Tezcatlipoca kennen gelernt. Wie dieſe Mönchsorden und Jugendſeminarien von den frühern Völkern her beibehalten wurden, ſo blieben auch die alten Prieſterſchaften der Totonaken, Mixteken, Tolteken fortwährend in Anſehen, wenn auch unter

der Oberhoheit der Aztekischen. Die Tlaskaltekischen Priester bewahrten natürlich wie ihr Volk ihre Unabhängigkeit.

Was den Charakter der Priesterschaft anbetrifft, so ist zwischen den verschiedenen Völkern und Zeiten zu unterscheiden. Von den Priestern des alten Majageschlechtes wissen wir zwar wenig mehr, dürfen wir aber von den Resten des Volkscharakters und der Religion auf sie zurückschließen, so haben wir neben strengen Entsagungen wieder mancherlei Unreinigkeit bei ihnen uns zu denken. In Nicaragua fanden wir die Tlamacazqui mit dem strengen Gelübde der Keuschheit. Neben ihnen konnten die Zauberer Terores, Thiergestalten annehmen und mit dem Blicke Kinder rauben. Oviedo 247 ff. Buschmann I, 157. Squier Nicar. 307. Die Tolteksischen Priester zeichneten sich durch wissenschaftliches Streben, und in späterer Zeit durch stilles, zurückgezogenes, asketisches Leben aus. Der aztekischen Priesterschaft wird schon von Cortes und allen folgenden Gewährsmännern das Lob eines strengen und keuschen Lebenswandels gezollt. Sie waren Huitzilopochtlis, und nicht blutdürstiger als das gesammte Volk dieses Gottes.

Die Priesterinnen versahen die geringern Dienste, nahmen im Staatsleben keine Stellung ein, durften auch keine eigentlichen Opfer darbringen. Sie räucherten, unterhielten das heilige Feuer, und bereiteten die Lebensmittel für Götter und Opfermahlzeiten. Einige waren Priesterinnen von Jugend auf, andere nur einige Jahre lang, beide aber verheiratheten sich gewöhnlich im heirathsfähigen Alter, und traten dann aus dem Tempeldienste. Vgl. Cortes 489. (I, 31), Acosta V, 14. XI 26. Clavig. I, 178. 398. Diaz I, 11. Meiners krit. Geschichte II, 223. 526. Humboldt Monum. 93. 98. 119. 194. 290. Braunschweig 62. Picard 152. Prescott I, 53 ff. 67. Kottencamp I, 199. Wuttke 273.

§. 118. Der Kultus. Fortsetzung. Reinigungen, Fasten, Wassertaufe und Feuertaufe.

Zum Schlusse unserer Bemerkungen über den Mexikanischen Kultus verdienen wohl einige Angaben über religiöse Reinigungen hier

einen Platz. Dahin zählen wir besonders die Fasten, die Waschungen, das Durchziehen durchs Feuer. Das Blutlassen und die Beschneidung rechnen wir nach dem schon oben bemerkten nicht hieher, weil sie zunächst nicht Symbole der Reinigung, sondern der Hingabe, Opfer, sind. Dadurch fallen sie allerdings mit den Reinigungen in den allgemeinern Begriff der Einweihungen und Heiligungen für die Gottheit zusammen.

Die Fasten finden statt bei vielen und verschiedenen Gelegenheiten. Ihre Idee besteht darin, daß es sich für einen, der sich der Gottheit zu nahen im Begriffe ist, nicht schicke, dieß mit überfülltem Bauche zu thun, der ohnehin das Gemüth für den religiösen Sinn abstumpft. Die Wilden fasten, um in ekstatischen Zuständen mit ihrem Schutzgeist in Verbindung zu treten. Die Azteken suchten daher eher zu viel als zu wenig zu thun, und sich durch vorgeschriebene Entsagungen nicht bloß der Speise, sondern auch des Schlafs und des Beischlafs für die gottesdienstliche Handlung zu reinigen und zu weihen. Die Enthaltung von Speise bestand gewöhnlich in Entsagung von Fleisch und starkem Getränk, und im Beschränken des Essens auf einmal des Tags. Es gab Fasten von drei, vier, fünf, zwanzig, vierzig, sechszig, hundert und sechszig Tagen, ja sogar von vier Jahren. Dann waren die Fasten wieder entweder allgemeine, welche das ganze Volk zu halten hatte, oder Privatfasten, wie sie z. B. Eigenthümer von Opfern vor Darbringung ihres Opfers zu beobachten pflegten. Ueberhaupt aber werden diese reinigenden Vorbereitungsfasten fast vor allen Festen erwähnt. Bei besondern Unglücksfällen des Staates trat ein außerordentliches Fasten des Oberpriesters ein, welcher sich in eine Hütte des Waldes zurückzog. Es mußten die Azteken das Fasten mit einem noch um so feinern Gefühl für religiös schicklich halten, da schon im gemeinen Leben dem öffentlichen Sinne die Mäßigkeit als eine angestammte Tugend erschien. Vgl. Clavigero I, 353. 397 ff. 413. 382.

Wie überall im Süden, so sind auch hier die Reinigungen durch Wasser gebräuchlich. Täglich badeten sich die Priester des Quetzalcoatl um Mitternacht, um vor ihrem Gotte rein zu erscheinen. Lässige Priester wurden in den See getaucht und mit Gewalt rein geschwemmt. Die Priester hatten besondere Teiche zum Baden, und Brunnen zum Trinken. Im Teiche Tezcapan badeten viele, um ein den Göttern gethanes Gelübde zu erfüllen. Denn solche Reinigkeit liebten die Götter. Das Wasser des Brunnens Texpalatl ward für heilig gehalten, und

nur an den großen Feſten getrunken. Vgl. Clavig. I, 372. vgl. 580 u. a. m.

Beſonders aber iſt von ſolchen Waſſerreinigungen die Waſſertaufe der Kinder merkwürdig, die wir ſchon bei den Peruanern vorfanden. Dieſelbe beſtand aus zwei Akten. Der erſte fand gleich bei der Geburt ſtatt, nach welcher die Hebamme das Kind badete, und feierlich der Waſſergöttin Chalchiuhcueje empfahl, daß ſie es von aller Unreinigkeit und allem Unglücke reinigen möchte. Bei dieſer Gelegenheit ſprachen die Verwandten ihre Glückwünſche aus, und die Wahrſager weiſſagten über das Schickſal des Kindes aus dem Kalenderzeichen. Unter noch größern Feierlichkeiten geſchah das zweite Bad, zu dem Freunde, Verwandte, Kinder als zu einem feierlichen Taufſchmaus oder Taufſuppe eingeladen wurden. Das Kind wurde feierlich im Hauſe herumgetragen, um es gleichſam den Hausgöttern darzuſtellen und zu empfehlen, ähnlich wie dieß bei den Amphidromien der Griechen, und nach der Inſchrift von Roſette auch in Egypten der Gebrauch geweſen war. Alsdann wurde eine mit Waſſer gefüllte Wanne in den Hof geſtellt, das Kind ausgezogen, und von der Hebamme alſo angeredet: „Mein Kind, die Götter Ometeuctli und Omecihuatl, Herren des Himmels, haben dich in dieſe unglückliche Welt geſandt; nimm dieſes Waſſer hin, welches dir Leben geben ſoll.“ Dann benetzte ſie Mund, Kopf und Bruſt des Kindes, badete zuletzt den ganzen Körper, rieb deſſen Glieder, und ſprach: „Wo biſt du Unglück? in welchem Gliede ſteckſt du? Entferne dich von dieſem Kinde!“ Das Kind wurde darauf in Gebeten den Göttern empfohlen, zuerſt dem Ometeuctli und der Omecihuatl, dann in zwei Gebeten den Göttern des Waſſers, in einem fernern allen Göttern, zuletzt dem Himmel und der Erde. Nach Verrichtung noch andrer verſchiedener Ceremonien wurde das Kind angekleidet, in eine Wiege gelegt, der Göttin der Wiegen, Jacateuctli, und dem Gotte des Schlafes, Joalteuctli, empfohlen. Bei dieſer Gelegenheit wurde auch dem Kinde der Name gegeben. Vgl. Clavig. I, 434 ff. Humb. Monum. 78. 286. 289. Prescott I, 52. Acoſta V, 27. Wuttke 266. Bernardino de Sahagun ſpricht als Augenzeuge von dieſen Waſſertaufen der Azteken. Das Symbol einer Reinigung durch Waſſer, und mithin einer Weihe iſt zu natürlich, als daß man in demſelben mit ältern Spaniſchen Geiſtlichen, denen Prescott und Tiedemann beiſtimmen, den Beweis eines frühern chriſtlichen Einfluſſes erblicken dürfte. Waſſerreinigungen im religiöſen Sinne, und

zwar in Verbindung mit Initiationen finden ſich im Heidenthum weit verbreitet.

Zu den Feierlichkeiten, welche bei der zweiten Waſſertaufe ſtatt fanden, gehört auch die Feuerreinigung, oder Feuertaufe. Sie beſtand darin, daß der Knabe viermal durchs Feuer gezogen wurde. Das Feuer iſt bei allen Naturvölkern ein Symbol der Reinheit, nicht ſowohl weil es wie das Waſſer reinigt, als weil es ſelber die Anſchauung der höchſten Reinheit gewährt. Die Sitte des Hindurchziehens durchs Feuer bei Kleinen, des Hindurchſpringens bei Großen, des Hindurchtreibens bei Heerden war in der alten Welt ſehr verbreitet. So hielten es die Römer, an den Palilien um ſich und Heerden zu ſchützen, ſo thaten ſie, wenn ſie von einem Leichenzuge zurückkehrten, um ſich zu reinigen. Dieſelbe Sitte ſah noch im fünften Jahrhundert in Syrien Theodoret, Biſchof zu Cyrus. So war es in Deutſchland, Frankreich, überhaupt im nördlichen Europa, auch in Griechenland im Mittelalter gehalten, die Fortſetzung einer altheidniſchen Sitte, welche auch als ſolche im 65ten Canon des Concils von 680 bezeichnet und verboten wurde. In Oſtindien gehen noch jetzt die Mütter mit ihren Neugebornen zwiſchen zwei Feuern hindurch. Wir ſtehen nach ſolchen Analogien auch im Geringſten nicht an, das im alten Teſtament erwähnte Hindurchgehenlaſſen für Moloch durchs Feuer — mit den alten Erklärern, Chriſten ſowohl als Rabbinen bis Spencer und Carpzow auf dieſelbe Sitte zu beziehen, und nicht mit den Neuern auf die Menſchenopfer. Dafür ſpricht neben der Analogie, zu der wir alſo hier die Mexikaniſche Sitte beifügen, auch der Ausdruck ſelbſt, welcher am einfachſten auf die alte Erklärung hinweiſt. Wenn dagegen die Neuern auf andere Stellen hinweiſen, in denen unzweifelhaft von Kinderopfern die Rede iſt, ſo leugnen wir ja die letztern bei den Kanaanitern und abgöttiſchen Hebräern ſo wenig als bei den Mexikanern. Es fanden eben beide Sitten ſtatt, ſie dürfen aber mit einander nicht verwechſelt werden. Vgl. Clavig. I, 437 nach Boturini. Grimm, altdeutſche Mythol. 2te Ausgabe, Bd. I, S. 583 ff. Schreibers Taſchenbuch V, 66. 76 ff. Hartung, Religion der Römer I, 46. 199. II, 152. Vossius de idol. II, 168. 199. Movers Religion der Phönizier 328 ff. Sepp Mythologie I, 196.

§. 119. Vorſtellungen von der Offenbarung der Gottheit.

Jede wirkliche und poſitive Religion beſteht in einem wirklichen Verhältniß zur Gottheit, wenn daſſelbe auch noch ſo mangelhaft, fehlerhaft und naturbefangen iſt, es iſt immer ein wirkliches Verhältniß, in welchem der Menſch zu der ſich ihm offenbarenden Gottheit oder zu den göttlichen Kräften in der Natur der Dinge ſteht.

Auch nach der Vorſtellung der Mexikaniſchen Völker, wie andrer Naturvölker, iſt die ganze Natur eine Offenbarung der Gottheit, die verſchiedenen Einflüſſe und Kräfte der Natur werden als eben ſo viele Götter aufgefaßt, die alſo Naturgötter ſind. Der Menſch hat noch das unmittelbare Bewußtſein von der in dieſen Kräften wirkenden Perſönlichkeit, wenn auch dieß Bewußtſein durch die Naturbefangenheit der Religion prismatiſch zur Vielheit der Götter gebrochen iſt. Es herrſchte bei den Mexikanern noch der volle ungeſtörte Glaube an eine unmittelbare Offenbarung der Gottheit in der Natur, der allen Naturvölkern, und zwar von Natur, inwohnt. Wenn die Natur im Frühling wieder zum Leben erwachte, ſo iſt das die Ankunft der Götter, wenn ſie im December abſtirbt, dann ſtirbt auch der Hauptgott Huitzilopochtli.

Wenn ſich auch in der Natur die Götter offenbaren, ſo ſind dieſe doch zu ſehr in jener befangen, und mit ihr identifizirt, als daß von einer eigentlichen Kosmogonie die Rede ſein könnte. Eine ſolche ſetzt die Gottheit viel zu ſehr über die Natur, als daß ſie bei ſolcher Urbildungsſtufe eines noch reinen Heidenthums oder Naturdienſtes vorkommen könnte. Was aus ſolchen älteſten Zeiten gewöhnlich den Namen von Kosmogonien trägt, ſind Emanationslehren, Anſchauungen des Urſprungs der Dinge und Menſchen aus Naturgeſetzen, Naturgegenſtänden und Nothwendigkeiten. So verhält es ſich mit dem Entſtehen der fünf Sonnen oder Weltalter, die durch Elemente beſtehen und vergehen. Wohl wurde bald Teotl, bald Tezcatlipoca, bald die Sonne als oberſter Gott und ſelbſt als Schöpfer gefaßt, indem man die kosmologiſche Anſchauung der Jahresleitung auf die Schöpfung und Leitung des Univerſums übertrug, aber die Vorſtellungen von der Schöpfung traten bei den Mexikanern ſehr zurück und entwickelten ſich nicht einmal in der poetiſchen Mannigfaltigkeit, wie bei den nordiſchen Rothhäuten.

Eben ſo ſtoßen wir hier auch noch nicht auf Göttergenealogien. Dergleichen zuſammenhängende Syſteme ſucceſſiv ſich offenbarender göttlicher Kräfte und Weſen entſtehen oder entwickeln ſich erſt auf einer folgenden Stufe der Religion und Bildung. Die Anfänge dazu ſind bei den Mexikanern nur ſchwach. So haben ſie ihre Göttermutter, zur Seltenheit ſtammt einer vom andern ab, Huitzilopochtli von der Coatlantana, Quetzalcoatl von Tezcatlipoca, dieſer iſt wieder Bruder Huitzilopochtlis. Aber alles das hängt ſo wenig unter ſich zuſammen, daß daraus nicht einmal der Schluß gemacht werden darf, daß Tezcatlipoca ein Sohn der Coatlantana, oder irgend einer Mutter ſeines Bruders ſei, es hindert auch nicht, daß Quetzalcoatl wenigſtens theilweiſe als ein älterer Gott denn ſein Vater galt. Die Bezeichnungen Mutter, Vater, Bruder ſind als ganz vereinzelte Verwandtſchaftsbezeichnungen aufzufaſſen. Haben hinwieder manche Götter ihre Gattinnen, ſo wird doch nichts von ihren Kindern und dergleichen Mythen erzählt. Deßwegen hat aber die Anſchauung der göttlichen Offenbarung nicht gelitten, da dergleichen Schmuck mehr der poetiſchen Ausſchmückung und cykliſchen Zuſammenſtellung, als der religiöſen Weltbetrachtung angehört.

Außerdem daß die Götter ihr eigenes Weſen in der Welt offenbaren, ſo ſehr, daß ſie mit der Natur geboren werden, leben und ſterben, offenbaren ſie noch vielfach ihren Willen den Menſchen. Und dieß iſt die Offenbarung im engern Sinn, nach welcher aber nicht der ſittliche Wille ſich kund thut in ſittlichen Anforderungen, ſondern Wohl und Wehe verhängen die Götter, und machen dafür Kultusanforderungen. Bleiben dieſe zu lange aus, ſo offenbart ſich der göttliche Zorn, durch Geſchenke wird er befriedigt. Es offenbart ſich allerdings das Abhängigkeitsverhältniß, aber auf die naturbefangene Weiſe der alten Naturreligion.

Die Vermittler dieſer Offenbarung ſind die Prieſter, durch welche die Gottheit ihren Willen und ihre Geſinnung offenbart, und durch die ſie zugleich wieder befriedigt wird. Wie letzteres durch den Kultus geſchieht, iſt ſchon ausgeführt worden. Es iſt dieß das Geſchäft der Prieſter in allen civiliſirten Naturſtaaten. Die Entgegennahme der göttlichen Offenbarung iſt ihnen aber von den alten Zauberern und Sehern als zweites Geſchäft zu Theil geworden, welches ſie bei den Mexikanern völlig geerbt haben.

Die Art ſolcher göttlichen Offenbarungen ſtimmt nun bei den Kulturvölkern, wie wir ſchon bei den Peruanern geſehen haben, nicht mit der Weiſe der Zauberer überein, wenigſtens in den wenigſten Fällen. Häufig iſt ſchon in den Schriften der Eroberer, und dann der Spaniſchen Geiſtlichen von Orakeln der Mexikaner die Rede. So gab es Orakel in Mexiko, Cholula, Tezcuco, in Cozumel, bei den Zapoteken. Gewöhnlich wird nicht geſagt, welches die Weiſe der Orakel geweſen ſei. Die Spanier glaubten ſo gut an dieſe Orakel, wie die Mexikaner, nur ſtellten ſie ſich vor, der Teufel rede aus den Götzenbildern zu den Prieſtern. Von den Orakelprieſtern der Centeotl wird berichtet, wenn ſie vom Adel und den Oberprieſtern um Rath befragt wurden, ſeien ſie auf den Ferſen geſeſſen, und hätten mit niedergeſchlagenen Augen zugehört. Der Regel nach waren die Orakel mit Opfern verbunden, und namentlich ſind hier, wie bei den Celten, Germanen und andern Völkern derſelben primären Kulturſtufe, die Götter, denen man Menſchenopfer bringt, auch die Orakelgötter. Dieſe Verbindung der Opfer mit den Orakeln zeigt aber, worin letztere beſtanden haben, nämlich in dem Betrachten der Opfereingeweide, wie uns das bei den Peruanern begegnete §. 82, und wie es uns aus der Haruspicina der altitaliſchen Völker, der Hieroscopia der Griechen und andrer Völker, z. B. der Mongolen (Wuttke I, 146), der alten Welt bekannt iſt. Bei den Mexikanern aber, bei denen die Orakel mit den Menſchenopfern zuſammenhingen, muß man, wie ſo häufig im Heidenthume (vgl. Burckhardts Conſtantin S. 269. 276), die menſchlichen Eingeweide beſchaut haben. Ueberhaupt wird ſich bei den Mexikanern ſo gut wie ſonſtwo eine beſtimmte religiöſe Wiſſenſchaft oder heilige Disciplin in dieſer Hinſicht gebildet haben mit beſtimmten Regeln und Vorſchriften. Der pſychologiſche Zuſammenhang dieſer Weiſſagung mit dem wilden Schamanenthum zeigt ſich aber in den ekſtatiſchen Zuſtänden, in welche die Orakel gebenden Mexikaniſchen Prieſter zu gerathen ſtrebten. Dieſelben beſtrichen ſich nämlich mit einer betäubenden Salbe, die ſie mit einem Geiſte wilder Bewußtloſigkeit ergriff, und in ekſtatiſche Zuſtände verſetzte. Denn vermittelſt dieſer Salbe hatten ſie Erſcheinungen der Götter, z. B. Huitzilopochtlis, ſprachen mit ihnen, und ſie ertheilten ihnen ihre Antworten. So hatten die Celtiſchen Barden ihren myſtiſchen Keſſel, mit deſſen Hülfe ſie weiſſagten; die alten Slaviſchen Prieſter tranken, um ſich zum Weiſſagen zu begeiſtern, das Opferblut; die

Cimbern und Brukterer weiſſagten aus den Eingeweiden der Menſchenopfer und ihrem Blute, namentlich ſchlachteten die weißgekleideten Prieſterinnen der Cimbern die Gefangenen über einem gewaltigen Keſſel, in den das Blut floß, mit dem man weiſſagte. Dahin gehört auch die Hexenſalbe. Die Salbe der Mexikaniſchen Prieſter wurde aus betäubenden Kräutern und giftigen Thieren verfertigt und hieß Nahrung der Götter.

Neben dieſer Haruſpizin fand aber auch die Beobachtung des Geſangs und Flugs der Vögel ſtatt, Auſpizien im engern Sinne. So war Quetzalcoatl ein weiſſagender Specht urſprünglich, Huitzilopochtli ein Kolibri, der als Weiſſagegott verehrt wurde, Orakel ertheilte, und dem Volke die wichtigſten Befehle, z. B. zur Auswanderung ertheilte. Wie bei den Nordamerikaniſchen Indianern galt auch bei den Mexikanern das Geſchrei der Eule für unglückbringend. Die Könige leiteten oft ſelbſt die Auſpizien, die ſich bis tief in die chriſtlichen Zeiten erhielten, wie z. B. in Guatemala.

Im weitern Sinn gehörte zu dieſem Auſpizienweſen auch noch die Beobachtung der Himmelskörper, und das aſtrologiſche Merken auf die Kalenderzeichen, Horoſcop. Die Zeichendeuter ſtanden im höchſten Anſehen und übten den größten Einfluß. Bei allen wichtigen Gelegenheiten wurden die Zeichen der Tage unterſucht, bei der Geburt, bei Heirathen, Reiſen, beim Krieg u. ſ. w. und aus denſelben Glück und Unglück geweiſſagt. Der im Jahr 1790 aufgefundene, und von Gama und Humboldt erklärte Kalenderſtein diente ſolchen aſtrologiſchen Zwecken. Das Buch der Sonne, Tonalamatl, von welchem Sahagun Auskunft ertheilt, war ebenfalls ein aſtrologiſches Buch dieſer Art. Ausland 1853. 305 b. Kometen, Sonnenfinſterniſſe und Mondfinſterniſſe galten auch hier wie anderswo für Unglücksboten. In Tezcuco gab es, wie für andere Wiſſenſchaften, ſo auch für die Wahrſagung ein beſonderes Collegium oder Akademie. Es ſind alles das nur verſchiedene Ausdrucksweiſen eines und deſſelben Schickſalsglaubens, dem das geſammte Heidenthum anheimfällt.

Merkwürdig iſt der alte Glaube der Azteken an den Untergang ihres eigenen Reiches, welcher ſich auch kurz vor der Ankunft der Spanier durch Wahrnehmung von mancherlei denſelben ankündigenden Unglückszeichen ausſprach. Man erwartete nämlich, daß Quetzalcoatl, wie er es verheißen, einſt wiederkommen, und ſein Reich erneuern werde. Dieſe Zeit glaubte man nahe bevorſtehend im Anfange des ſechszehnten

der Oberhoheit der Aztekischen. Die Tlaskaltekischen Priester bewahrten natürlich wie ihr Volk ihre Unabhängigkeit.

Was den Charakter der Priesterschaft anbetrifft, so ist zwischen den verschiedenen Völkern und Zeiten zu unterscheiden. Von den Priestern des alten Majageschlechtes wissen wir zwar wenig mehr, dürfen wir aber von den Resten des Volkscharakters und der Religion auf sie zurückschließen, so haben wir neben strengen Entsagungen wieder mancherlei Ueppigkeit bei ihnen uns zu denken. In Nicaragua fanden wir die Tlamacazqui mit dem strengen Gelübde der Keuschheit. Neben ihnen konnten die Zauberer Texores, Thiergestalten annehmen und mit dem Blicke Kinder rauben. Oviedo 247 ff. Buschmann I, 157. Squier Nicar. 507. Die Tolteksischen Priester zeichneten sich durch wissenschaftliches Streben, und in späterer Zeit durch stilles, zurückgezogenes, asketisches Leben aus. Der aztekischen Priesterschaft wird schon von Cortes und allen folgenden Gewährsmännern das Lob eines strengen und keuschen Lebenswandels gezollt. Sie waren Huitzilopochtlis, und nicht blutdürstiger als das gesammte Volk dieses Gottes.

Die Priesterinnen versahen die geringern Dienste, nahmen im Staatsleben keine Stellung ein, durften auch keine eigentlichen Opfer darbringen. Sie räucherten, unterhielten das heilige Feuer, und bereiteten die Lebensmittel für Götter und Opfermahlzeiten. Einige waren Priesterinnen von Jugend auf, andere nur einige Jahre lang, beide aber verheiratheten sich gewöhnlich im heirathsfähigen Alter, und traten dann aus dem Tempeldienste. Vgl. Cortes 489. (I, 31), Acosta V, 14. 20. 26. Clavig. I, 178. 398. Diaz I, 11. Meiners krit. Geschichte II, 223. 526. Humboldt Monum. 93. 98. 119. 194. 290. Braunschweig 62. Picard 152. Prescott I, 53 ff. 67. Kottencamp I, 199. Wuttke 275.

§. 118. Der Kultus. Fortsetzung. Reinigungen, Fasten, Wassertaufe und Feuertaufe.

Zum Schlusse unserer Bemerkungen über den Mexikanischen Kultus verdienen wohl einige Angaben über religiöse Reinigungen hier

einen Platz. Dahin zählen wir besonders die Fasten, die Waschungen, das Durchziehen durchs Feuer. Das Blutlassen und die Beschneidung rechnen wir nach dem schon oben bemerkten nicht hieher, weil sie zunächst nicht Symbole der Reinigung, sondern der Hingabe, Opfer, sind. Dadurch fallen sie allerdings mit den Reinigungen in den allgemeinern Begriff der Einweihungen und Heiligungen für die Gottheit zusammen.

Die Fasten finden statt bei vielen und verschiedenen Gelegenheiten. Ihre Idee besteht darin, daß es sich für einen, der sich der Gottheit zu nahen im Begriffe ist, nicht schicke, dieß mit überfülltem Bauche zu thun, der ohnehin das Gemüth für den religiösen Sinn abstumpft. Die Wilden fasten, um in ekstatischen Zuständen mit ihrem Schutzgeist in Verbindung zu treten. Die Azteken suchten daher eher zu viel als zu wenig zu thun, und sich durch vorgeschriebene Entsagungen nicht bloß der Speise, sondern auch des Schlafs und des Beischlafs für die gottesdienstliche Handlung zu reinigen und zu weihen. Die Enthaltung von Speise bestand gewöhnlich in Entsagung von Fleisch und starkem Getränk, und im Beschränken des Essens auf einmal des Tags. Es gab Fasten von drei, vier, fünf, zwanzig, vierzig, sechszig, hundert und sechszig Tagen, ja sogar von vier Jahren. Dann waren die Fasten wieder entweder allgemeine, welche das ganze Volk zu halten hatte, oder Privatfasten, wie sie z. B. Eigenthümer von Opfern vor Darbringung ihres Opfers zu beobachten pflegten. Ueberhaupt aber werden diese reinigenden Vorbereitungsfasten fast vor allen Festen erwähnt. Bei besondern Unglücksfällen des Staates trat ein außerordentliches Fasten des Oberpriesters ein, welcher sich in eine Hütte des Waldes zurückzog. Es mußten die Azteken das Fasten mit einem noch um so feinern Gefühl für religiös schicklich halten, da schon im gemeinen Leben dem öffentlichen Sinne die Mäßigkeit als eine angestammte Tugend erschien. Vgl. Clavigero I, 353. 397 ff. 413. 382.

Wie überall im Süden, so sind auch hier die Reinigungen durch Wasser gebräuchlich. Täglich badeten sich die Priester des Quetzalcoatl um Mitternacht, um vor ihrem Gotte rein zu erscheinen. Lässige Priester wurden in den See getaucht und mit Gewalt rein geschwemmt. Die Priester hatten besondere Teiche zum Baden, und Brunnen zum Trinken. Im Teiche Tezcapan badeten viele, um ein den Göttern gethanes Gelübde zu erfüllen. Denn solche Reinigkeit liebten die Götter. Das Wasser des Brunnens Texpalatl ward für heilig gehalten, und

nur an den großen Festen getrunken. Vgl. Clavig. I, 372. vgl. 580 u. a. m.

Besonders aber ist von solchen Wasserreinigungen die Wasserweihe der Kinder merkwürdig, die wir schon bei den Peruanern vorfanden. Dieselbe bestand aus zwei Akten. Der erste fand gleich bei der Geburt statt, nach welcher die Hebamme das Kind badete, und darauf der Wassergöttin Chalchiuheueje empfahl, daß sie es von aller Unreinigkeit und allem Unglücke reinigen möchte. Bei dieser Gelegenheit brachten die Verwandten ihre Glückwünsche aus, und die Wahrsager weissagten über das Schicksal des Kindes aus dem Kalenderzeichen. Einige noch spätere Feierlichkeiten geschah das zweite Bad, zu dem Freunde, Verwandte, Kinder als zu einem feierlichen Taufschmaus oder Taufopfer eingeladen wurden. Das Kind wurde feierlich im Hause herumgetragen, um es gleichsam den Hausgöttern darzustellen und zu empfehlen, ähnlich wie dieß bei den Amphidromien der Griechen, und nach der Aussage von Acosta auch in Egypten der Gebrauch gewesen war. Alsdann wurde eine mit Wasser gefüllte Wanne in den Hof gestellt, das Kind ausgezogen, und von der Hebamme also angeredet: „Mein Kind, die Götter Ometeuctli und Omecihuatl, Herren des Himmels, haben dich in diese unglückliche Welt gesandt; nimm dieses Wasser hin, welches dir Leben geben soll.“ Dann benetzte sie Mund, Kopf und Brust des Kindes, badete zuletzt den ganzen Körper, rieb dessen Glieder, und sprach: „Wo hin du Unglück? in welchem Gliede steckst du? Entferne dich von diesem Kinde!“ Das Kind wurde darauf in Gebeten den Göttern empfohlen, zuerst dem Ometeuctli und der Omecihuatl, dann in zwei Gebeten den Göttern des Wassers, in einem fernern allen Göttern, zuletzt dem Himmel und der Erde. Nach Verrichtung noch andrer verschiedener Ceremonien wurde das Kind angekleidet, in eine Wiege gelegt, der Göttin der Wiegen, Xacateuctli, und dem Gotte des Schlafes, Joalteuctli, empfohlen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch dem Kinde der Name gegeben. Vgl. Clavig. I, 434 ff. Humb. Monum. 78. 286. 289. Prescott I, 52. Acosta V, 27. Muttke 266. Bernardino de Sahagun spricht als Augenzeuge von diesen Wassertaufen der Azteken. Das Symbol einer Reinigung durch Wasser, und mithin einer Weihe ist zu natürlich, als daß man in demselben mit ältern Spanischen Geistlichen, denen Prescott und Tiedemann beistimmen, den Beweis eines frühern christlichen Einflusses erblicken dürfte. Wasserreinigungen im religiösen Sinne, und

zwar in Verbindung mit Initiationen finden ſich im Heidenthum weit verbreitet.

Zu den Feierlichkeiten, welche bei der zweiten Waſſertaufe ſtatt fanden, gehört auch die Feuerreinigung, oder Feuertaufe. Sie beſtand darin, daß der Knabe viermal durchs Feuer gezogen wurde. Das Feuer iſt bei allen Naturvölkern ein Symbol der Reinheit, nicht ſowohl weil es wie das Waſſer reinigt, als weil es ſelber die Anſchauung der höchſten Reinheit gewährt. Die Sitte des Hindurchziehens durchs Feuer bei Kleinen, des Hindurchſpringens bei Großen, des Hindurchtreibens bei Heerden war in der alten Welt ſehr verbreitet. So hielten es die Römer, an den Palilien um ſich und Heerden zu ſchützen, ſo thaten ſie, wenn ſie von einem Leichenzuge zurückkehrten, um ſich zu reinigen. Dieſelbe Sitte ſah noch im fünften Jahrhundert in Syrien Theodoret, Biſchof zu Cyrus. So war es in Deutſchland, Frankreich, überhaupt im nördlichen Europa, auch in Griechenland im Mittelalter gehalten, die Fortſetzung einer altheidniſchen Sitte, welche auch als ſolche im 65ten Canon des Concils von 680 bezeichnet und verboten wurde. In Oſtindien gehen noch jetzt die Mütter mit ihren Neugebornen zwiſchen zwei Feuern hindurch. Wir ſtehen nach ſolchen Analogien auch im Geringſten nicht an, das im alten Teſtament erwähnte Hindurchgehenlaſſen für Moloch durchs Feuer — mit den alten Erklärern, Chriſten ſowohl als Rabbinen bis Spencer und Carpzow auf dieſelbe Sitte zu beziehen, und nicht mit den Neuern auf die Menſchenopfer. Dafür ſpricht neben der Analogie, zu der wir alſo hier die Mexikaniſche Sitte beifügen, auch der Ausdruck ſelbſt, welcher am einfachſten auf die alte Erklärung hinweiſt. Wenn dagegen die Neuern auf andere Stellen hinweiſen, in denen unzweifelhaft von Kinderopfern die Rede iſt, ſo leugnen wir ja die letztern bei den Kanaanitern und abgöttiſchen Hebräern ſo wenig als bei den Mexikanern. Es fanden eben beide Sitten ſtatt, ſie dürfen aber mit einander nicht verwechſelt werden. Vgl. Clavig. I, 437 nach Boturini. Grimm, altdeutſche Mythol. 2te Ausgabe, Bd. I, S. 583 ff. Schreibers Taſchenbuch V, 66. 76 ff. Hartung, Religion der Römer I, 46. 199. II, 152. Vossius de idol. II, 168. 199. Movers Religion der Phönizier 328 ff. Sepp Mythologie I, 196.

§. 119. Vorſtellungen von der Offenbarung der Gottheit.

Jede wirkliche und poſitive Religion beſteht in einem wirklichen Verhältniß zur Gottheit, wenn dasſelbe auch noch ſo mangelhaft, fehlerhaft und naturbefangen iſt, es iſt immer ein wirkliches Verhältniß, in welchem der Menſch zu der ſich ihm offenbarenden Gottheit oder zu den göttlichen Kräften in der Natur der Dinge ſteht.

Auch nach der Vorſtellung der Mexikaniſchen Völker, wie andrer Naturvölker, iſt die ganze Natur eine Offenbarung der Gottheit, die verſchiedenen Einflüſſe und Kräfte der Natur werden als eben ſo viele Götter aufgefaßt, die alſo Naturgötter ſind. Der Menſch hat noch das unmittelbare Bewußtſein von der in dieſen Kräften wirkenden Perſönlichkeit, wenn auch dieß Bewußtſein durch die Naturbefangenheit der Religion prismatiſch zur Vielheit der Götter gebrochen iſt. Es herrſchte bei den Mexikanern noch der volle ungeſtörte Glaube an eine unmittelbare Offenbarung der Gottheit in der Natur, der allen Naturvölkern, und zwar von Natur, inwohnt. Wenn die Natur im Frühling wieder zum Leben erwachte, ſo iſt das die Ankunft der Götter, wenn ſie im December abſtirbt, dann ſtirbt auch der Hauptgott Huitzilopochtli.

Wenn ſich auch in der Natur die Götter offenbaren, ſo ſind dieſe doch zu ſehr in jener befangen, und mit ihr identifizirt, als daß von einer eigentlichen Kosmogonie die Rede ſein könnte. Eine ſolche ſetzt die Gottheit viel zu ſehr über die Natur, als daß ſie bei ſolcher Urbildungsſtufe eines noch reinen Heidenthums oder Naturdienſtes vorkommen könnte. Was aus ſolchen älteſten Zeiten gewöhnlich den Namen von Kosmogonien trägt, ſind Emanationslehren, Anſchauungen des Urſprungs der Dinge und Menſchen aus Naturgeſetzen, Naturgegenſtänden und Nothwendigkeiten. So verhält es ſich mit dem Entſtehen der fünf Sonnen oder Weltalter, die durch Elemente beſtehen und vergehen. Wohl wurde bald Teotl, bald Tezcatlipoca, bald die Sonne als oberſter Gott und ſelbſt als Schöpfer gefaßt, indem man die kosmologiſche Anſchauung der Jahresleitung auf die Schöpfung und Leitung des Univerſums übertrug, aber die Vorſtellungen von der Schöpfung traten bei den Mexikanern ſehr zurück und entwickelten ſich nicht einmal in der poetiſchen Mannigfaltigkeit, wie bei den nordiſchen Rothhäuten.

Eben ſo ſtoßen wir hier auch noch nicht auf Göttergenealogien. Dergleichen zuſammenhängende Syſteme ſucceſſiv ſich offenbarender göttlicher Kräfte und Weſen entſtehen oder entwickeln ſich erſt auf einer folgenden Stufe der Religion und Bildung. Die Anfänge dazu ſind bei den Mexikanern nur ſchwach. So haben ſie ihre Göttermutter, zur Seltenheit ſtammt einer vom andern ab, Huitzilopochtli von der Coatlantana, Quetzalcoatl von Tezcatlipoca, dieſer iſt wieder Bruder Huitzilopochtlis. Aber alles das hängt ſo wenig unter ſich zuſammen, daß daraus nicht einmal der Schluß gemacht werden darf, daß Tezcatlipoca ein Sohn der Coatlantana, oder irgend einer Mutter ſeines Bruders ſei, es hindert auch nicht, daß Quetzalcoatl wenigſtens theilweiſe als ein älterer Gott denn ſein Vater galt. Die Bezeichnungen Mutter, Vater, Bruder ſind als ganz vereinzelte Verwandtſchaftsbezeichnungen aufzufaſſen. Haben hinwieder manche Götter ihre Gattinnen, ſo wird doch nichts von ihren Kindern und dergleichen Mythen erzählt. Deßwegen hat aber die Anſchauung der göttlichen Offenbarung nicht gelitten, da dergleichen Schmuck mehr der poetiſchen Ausſchmückung und cykliſchen Zuſammenſtellung, als der religiöſen Weltbetrachtung angehört.

Außerdem daß die Götter ihr eigenes Weſen in der Welt offenbaren, ſo ſehr, daß ſie mit der Natur geboren werden, leben und ſterben, offenbaren ſie noch vielfach ihren Willen den Menſchen. Und dieß iſt die Offenbarung im engern Sinn, nach welcher aber nicht der ſittliche Wille ſich kund thut in ſittlichen Anforderungen, ſondern Wohl und Wehe verhängen die Götter, und machen dafür Kultusanforderungen. Bleiben dieſe zu lange aus, ſo offenbart ſich der göttliche Zorn, durch Geſchenke wird er befriedigt. Es offenbart ſich allerdings das Abhängigkeitsverhältniß, aber auf die naturbefangene Weiſe der alten Naturreligion.

Die Vermittler dieſer Offenbarung ſind die Prieſter, durch welche die Gottheit ihren Willen und ihre Geſinnung offenbart, und durch die ſie zugleich wieder befriedigt wird. Wie letzteres durch den Kultus geſchieht, iſt ſchon ausgeführt worden. Es iſt dieß das Geſchäft der Prieſter in allen civiliſirten Naturſtaaten. Die Entgegennahme der göttlichen Offenbarung iſt ihnen aber von den alten Zauberern und Sehern als zweites Geſchäft zu Theil geworden, welches ſie bei den Mexikanern völlig geerbt haben.

Die Art ſolcher göttlichen Offenbarungen ſtimmt nun bei den Kulturvölkern, wie wir ſchon bei den Peruanern geſehen haben, nicht mit der Weiſe der Zauberer überein, wenigſtens in den wenigſten Fällen. Häufig iſt ſchon in den Schriften der Eroberer, und dann der Spaniſchen Geiſtlichen von Orakeln der Mexikaner die Rede. So gab es Orakel in Mexiko, Cholula, Tezcuco, in Cozumel, bei den Zapoteken. Gewöhnlich wird nicht geſagt, welches die Weiſe der Orakel geweſen ſei. Die Spanier glaubten ſo gut an dieſe Orakel, wie die Mexikaner, nur ſtellten ſie ſich vor, der Teufel rede aus den Götzenbildern zu den Prieſtern. Von den Orakelprieſtern der Centeotl wird berichtet, wenn ſie vom Adel und den Oberprieſtern um Rath befragt wurden, ſeien ſie auf den Ferſen geſeſſen, und hätten mit niedergeſchlagenen Augen zugehört. Der Regel nach waren die Orakel mit Opfern verbunden, und namentlich ſind hier, wie bei den Celten, Germanen und andern Völkern derſelben primären Kulturſtufe, die Götter, denen man Menſchenopfer bringt, auch die Orakelgötter. Dieſe Verbindung der Opfer mit den Orakeln zeigt aber, worin letztere beſtanden haben, nämlich in dem Betrachten der Opfereingeweide, wie uns das bei den Peruanern begegnete §. 82, und wie es uns aus der Haruspicina der altitaliſchen Völker, der Hieroscopia der Griechen und andrer Völker, z. B. der Mongolen (Wuttke I, 146), der alten Welt bekannt iſt. Bei den Mexikanern aber, bei denen die Orakel mit den Menſchenopfern zuſammenhingen, muß man, wie ſo häufig im Heidenthume (vgl. Burckhardts Conſtantin S. 269. 276), die menſchlichen Eingeweide beſchaut haben. Ueberhaupt wird ſich bei den Mexikanern ſo gut wie ſonſtwo eine beſtimmte religiöſe Wiſſenſchaft oder heilige Disciplin in dieſer Hinſicht gebildet haben mit beſtimmten Regeln und Vorſchriften. Der pſychologiſche Zuſammenhang dieſer Weiſſagung mit dem wilden Schamanenthum zeigt ſich aber in den ekſtatiſchen Zuſtänden, in welche die Orakel gebenden Mexikaniſchen Prieſter zu gerathen ſtrebten. Dieſelben beſtrichen ſich nämlich mit einer betäubenden Salbe, die ſie mit einem Geiſte wilder Bewußtloſigkeit ergriff, und in ekſtatiſche Zuſtände verſetzte. Denn vermittelſt dieſer Salbe hatten ſie Erſcheinungen der Götter, z. B. Huitzilopochtlis, ſprachen mit ihnen, und ſie ertheilten ihnen ihre Antworten. So hatten die Celtiſchen Barden ihren myſtiſchen Keſſel, mit deſſen Hülfe ſie weiſſagten; die alten Slaviſchen Prieſter tranken, um ſich zum Weiſſagen zu begeiſtern, das Opferblut; die

Cimbern und Brukterer weiſſagten aus den Eingeweiden der Menſchenopfer und ihrem Blute, namentlich ſchlachteten die weißgekleideten Prieſterinnen der Cimbern die Gefangenen über einem gewaltigen Keſſel, in den das Blut floß, mit dem man weiſſagte. Dahin gehört auch die Hexenſalbe. Die Salbe der Mexikaniſchen Prieſter wurde aus betäubenden Kräutern und giftigen Thieren verfertigt und hieß Nahrung der Götter.

Neben dieſer Haruſpizin fand aber auch die Beobachtung des Geſangs und Flugs der Vögel ſtatt, *Auſpizien* im engern Sinne. So war Quetzalcoatl ein weiſſagender Specht urſprünglich, Huitzilopochtli ein Kolibri, der als Weiſſagegott verehrt wurde, Orakel ertheilte, und dem Volke die wichtigſten Befehle, z. B. zur Auswanderung ertheilte. Wie bei den Nordamerikaniſchen Indianern galt auch bei den Mexikanern das Geſchrei der Eule für unglückbringend. Die Könige leiteten oft ſelbſt die Auſpizien, die ſich bis tief in die chriſtlichen Zeiten erhielten, wie z. B. in Guatemala.

Im weitern Sinn gehörte zu dieſem Auſpizienweſen auch noch die Beobachtung der Himmelskörper, und das *aſtrologiſche* Merken auf die Kalenderzeichen, Horoſcop. Die Zeichendeuter ſtanden im höchſten Anſehen und übten den größten Einfluß. Bei allen wichtigen Gelegenheiten wurden die Zeichen der Tage unterſucht, bei der Geburt, bei Heirathen, Reiſen, beim Krieg u. ſ. w. und aus denſelben Glück und Unglück geweiſſagt. Der im Jahr 1790 aufgefundene, und von Gama und Humboldt erklärte Kalenderſtein diente ſolchen aſtrologiſchen Zwecken. Das Buch der Sonne, Tonalamatl, von welchem Sahagun Auskunft ertheilt, war ebenfalls ein aſtrologiſches Buch dieſer Art. Ausland 1853. 305 b. Kometen, Sonnenfinſterniſſe und Mondfinſterniſſe galten auch hier wie anderswo für Unglücksboten. In Tezcuco gab es, wie für andere Wiſſenſchaften, ſo auch für die Wahrſagung ein beſonderes Collegium oder Akademie. Es ſind alles das nur verſchiedene Ausdrucksweiſen eines und deſſelben Schickſalsglaubens, dem das geſammte Heidenthum anheimfällt.

Merkwürdig iſt der alte Glaube der Azteken an den *Untergang ihres eigenen Reiches*, welcher ſich auch kurz vor der Ankunft der Spanier durch Wahrnehmung von mancherlei denſelben ankündigenden Unglückszeichen ausſprach. Man erwartete nämlich, daß Quetzalcoatl, wie er es verheißen, einſt wiederkommen, und ſein Reich erneuern werde. Dieſe Zeit glaubte man nahe bevorſtehend im Anfange des ſechszehnten

Jahrhunderts, und hielt anfänglich den Cortes für dieſen Gott. Denn es hatte einmal die Schweſter des Königs ein Geſicht gehabt, in welchem ſie die Männer des Quetzalcoatl in einem Schiffe herkommen ſah. Einmal trat der See von Tezcuco ohne äußere Veranlaſſung aus ſeinen Ufern; ein andermal brannte ein Thurm des großen Tempels ab, auch erſchienen drei Kometen, im Oſten ſah man ein großes Licht am Himmel, in der Luft hörte man Wehklagen, und andres mehr dergleichen erregte in den Gemüthern bange Befürchtungen, wie dergleichen in den Römiſchen Geſchichtſchreibern, und in den chriſtlichen Chroniken der verfloſſenen Jahrhunderte zu leſen ſind. Bekannt ſind auch die Erwartungen der Perſer und Etrusker vom Untergange ihrer Staaten. Vgl. Diaz I, 39. 208. 251. II, 47. 59. 131. 259. III, 272. IV, 47. Rehfues daſelbſt LXI. I, 287. Acoſta V, 9. 26. VII, 23. Picard 153. Clavig. I, 173. 252. 268. 307. 322. 330. 381 ff. 387. 435. 464. 488. II, 582. Humboldt Monum. 282. Thomas Gage III, 103 ff. 167. Prescott I, 95 ff. 247. 367. 411. 419. 536. 538. II, 134. Mühlenpfordt II, 12. 168. Ausland 1831. S. 1054. Görres chriſtl. Myſtik III, 532. Wuttke 262. 299 ff. Majer 1812. 84 ff. Ueber andere Völker: Meiners II, 83. 520. Schreiber Taſchenbuch V, 49 ff. 54. 83. Eckermann III, 86. Tacitus Ann. XIV, 30. Strabo VII, 2 S. 457. Helmold chron. slav. I, c. 52.

§. 120. Unſterblichkeitsglaube.

Es iſt nicht viel darauf zu geben, wenn von dem wilden Theile der Otomier berichtet wird, daß ſie an keine Unſterblichkeit geglaubt, ſondern angenommen hätten, daß die Seelen der Menſchen zugleich mit den Körpern ſtürben. Dergleichen oberflächliche Nachrichten ſind uns bei vielen wilden Völkern Amerikas begegnet, aber ſie haben ſich immer bei genauerer Unterſuchung als unrichtig, und auf Mißverſtändniß beruhend erwieſen. Es wird beſtimmt überliefert, daß alle Völker Neu-Spaniens den allgemeinen menſchlichen Glauben an Unſterblichkeit gehabt hätten. Clavig. I, 342. Die phantaſtiſchen Traumvorſtellungen der Wilden von dem Zuſtande nach dem Tode, die ſich auch hier erhal-

ten haben, vermiſchten ſich aber mit denen der höhern Bildungsſtufen, namentlich mit denen des Anthropomorphismus.

Auch hier entſpricht zunächſt dem reinen und unmittelbaren Naturdienſte, der Verehrung der Naturkräfte, namentlich in Himmelskörpern und Thieren, die Unſterblichkeitsvorſtellung der Seelenwanderung. Schon die Anſicht von einer Wanderung durch die Thiere ſchließt ſich an den Glauben an die Unſterblichkeit der Thiere ſelbſt an, der ſich beſonders bei den Tlaskalteken erhalten hatte. Diejenige Seite der Seelenwanderung aber, die ſich an die Himmelskörper hält, läßt die Seelen nach dem Tode in die Sonne gelangen. Dieſe Seite iſt einerſeits in den gebildetern Vorſtellungen des Tezkukaniſchen Königs Nezahuatcojotl von dem Streben nach jenem Himmel, wo alles ewig iſt, und wohin kein Verderben dringen kann, von den Wohnungen in der Sonne und den Sternen, — in verjüngter Form aufgefriſcht aus dem ältern Naturdienſte. Andrerſeits hat ſie ſich in den Unſterblichkeitshoffnungen populariſirt, welche die Azteken an ihren Nationalgott Huitzilopochtli anknüpften. Vgl. Clavig. I, 342 ff. A. Humb. Mon. 86. Prescott I, 156.

Die dem Anthropomorphismus entſprechenden Unſterblichkeitsvorſtellungen haben wir, inwiefern ſie der Urbevölkerung des Majageſchlechtes angehören, bereits kennen gelernt, und zwar nach ihren beiden Seiten hin, nach der Lichtſeite und nach der Schattenſeite. Wir erinnern uns, wie die Lichtſeite, die Vorſtellung eines glücklichen Paradieſes, ſich an den Waſſergott Tlaloc und ſeine überirdiſche Wohnung Tlalocan anſchloß. Bei der Schattenſeite geſchah daſſelbe mit Mictlanteuctli und Mictlancihuatl, und ihrer Wohnung Mictlan. Dieſe Vorſtellungen, die ſich zum Theil bis Nicaragua vorfanden, ſind aber von den Mexikaniſchen Völkerſchaften angenommen worden, welche dieſelben, beſonders die der Schattenſeite, noch weiter, und nach ihrer Eigenthümlichkeit ausbildeten.

Daher iſt es denn zu erklären, daß der eigentliche Nordiſche Todtengott Tezcatlipoca, der Gott des Todes und der Unterwelt, keinen weitern Einfluß auf die Entwicklung der Unſterblichkeitsvorſtellungen, ſofern ſie das Schattenreich betreffen, ausgeübt hat.

Deſto mehr wurde aber die Lichtſeite von den nordiſchen Völkern mit lebendiger Phantaſie feſtgehalten und ausgeſchmückt. Schon nach der Vorſtellung der Chichimeken wohnen ihre Götter Ometeuctli und

der Oberhoheit der Aztekiſchen. Die Tlaskaltekiſchen Prieſter bewahrten natürlich wie ihr Volk ihre Unabhängigkeit.

Was den Charakter der Prieſterſchaft anbetrifft, ſo iſt zwiſchen den verſchiedenen Völkern und Zeiten zu unterſcheiden. Von den Prieſtern des alten Majageſchlechtes wiſſen wir zwar wenig mehr, dürfen wir aber von den Reſten des Volkscharakters und der Religion auf ſie zurückſchließen, ſo haben wir neben ſtrengen Entſagungen wieder mancherlei Ueppigkeit bei ihnen uns zu denken. In Nicaragua fanden wir die Tlamacazqui mit dem ſtrengen Gelübde der Keuſchheit. Neben ihnen konnten die Zauberer Texores, Thiergeſtalten annehmen und mit dem Blicke Kinder rauben. Oviedo 247 ff. Buſchmann I, 157. Squier Nicar. 507. Die Toltekiſchen Prieſter zeichneten ſich durch wiſſenſchaftliches Streben, und in ſpäterer Zeit durch ſtilles, zurückgezogenes, asketiſches Leben aus. Der aztekiſchen Prieſterſchaft wird ſchon von Cortes und allen folgenden Gewährsmännern das Lob eines ſtrengen und keuſchen Lebenswandels gezollt. Sie waren Huitzilopochtlis, und nicht blutdürſtiger als das geſammte Volk dieſes Gottes.

Die Prieſterinnen verſahen die geringern Dienſte, nahmen im Staatsleben keine Stellung ein, durften auch keine eigentlichen Opfer darbringen. Sie räucherten, unterhielten das heilige Feuer, und bereiteten die Lebensmittel für Götter und Opfermahlzeiten. Einige waren Prieſterinnen von Jugend auf, andere nur einige Jahre lang, beide aber verheiratheten ſich gewöhnlich im heirathsfähigen Alter, und traten dann aus dem Tempeldienſte. Vgl. Cortes 489. (I, 31), Acoſta V, 14. 20. 26. Clavig. I, 178. 398. Diaz I, 11. Meiners krit. Geſchichte II, 223. 526. Humboldt Monum. 93. 98. 119. 194. 290. Braunſchweig 62. Picard 152. Prescott I, 53 ff. 67. Kottencamp I, 199. Wuttke 275.

§. 118. Der Kultus. Fortſetzung. Reinigungen, Faſten, Waſſertaufe und Feuertaufe.

Zum Schluſſe unſerer Bemerkungen über den Mexikaniſchen Kultus verdienen wohl einige Angaben über religiöſe Reinigungen hier

einen Platz. Dahin zählen wir besonders die Fasten, die Waschungen, das Durchziehen durchs Feuer. Das Blutlassen und die Beschneidung rechnen wir nach dem schon oben bemerkten nicht hieher, weil sie zunächst nicht Symbole der Reinigung, sondern der Hingabe, Opfer, sind. Dadurch fallen sie allerdings mit den Reinigungen in den allgemeinern Begriff der Einweihungen und Heiligungen für die Gottheit zusammen.

Die Fasten finden statt bei vielen und verschiedenen Gelegenheiten. Ihre Idee besteht darin, daß es sich für einen, der sich der Gottheit zu nahen im Begriffe ist, nicht schicke, dieß mit überfülltem Bauche zu thun, der ohnehin das Gemüth für den religiösen Sinn abstumpft. Die Wilden fasten, um in ekstatischen Zuständen mit ihrem Schutzgeist in Verbindung zu treten. Die Azteken suchten daher eher zu viel als zu wenig zu thun, und sich durch vorgeschriebene Entsagungen nicht bloß der Speise, sondern auch des Schlafs und des Beischlafs für die gottesdienstliche Handlung zu reinigen und zu weihen. Die Enthaltung von Speise bestand gewöhnlich in Entsagung von Fleisch und starkem Getränk, und im Beschränken des Essens auf einmal des Tags. Es gab Fasten von drei, vier, fünf, zwanzig, vierzig, sechszig, hundert und sechszig Tagen, ja sogar von vier Jahren. Dann waren die Fasten wieder entweder allgemeine, welche das ganze Volk zu halten hatte, oder Privatfasten, wie sie z. B. Eigenthümer von Opfern vor Darbringung ihres Opfers zu beobachten pflegten. Ueberhaupt aber werden diese reinigenden Vorbereitungsfasten fast vor allen Festen erwähnt. Bei besondern Unglücksfällen des Staates trat ein außerordentliches Fasten des Oberpriesters ein, welcher sich in eine Hütte des Waldes zurückzog. Es mußten die Azteken das Fasten mit einem noch um so feinern Gefühl für religiös schicklich halten, da schon im gemeinen Leben dem öffentlichen Sinne die Mäßigkeit als eine angestammte Tugend erschien. Vgl. Clavigero I, 353. 397 ff. 413. 382.

Wie überall im Süden, so sind auch hier die Reinigungen durch Wasser gebräuchlich. Täglich badeten sich die Priester des Quetzalcoatl um Mitternacht, um vor ihrem Gotte rein zu erscheinen. Lässige Priester wurden in den See getaucht und mit Gewalt rein geschwemmt. Die Priester hatten besondere Teiche zum Baden, und Brunnen zum Trinken. Im Teiche Tezcapan badeten viele, um ein den Göttern gethanes Gelübde zu erfüllen. Denn solche Reinigkeit liebten die Götter. Das Wasser des Brunnens Texpalatl ward für heilig gehalten, und

nur an den großen Festen getrunken. Vgl. Clavig. I, 372. vgl. 580 u. a. m.

Besonders aber ist von solchen Wasserreinigungen die Wassertaufe der Kinder merkwürdig, die wir schon bei den Peruanern vorfanden. Dieselbe bestand aus zwei Akten. Der erste fand gleich bei der Geburt statt, nach welcher die Hebamme das Kind badete, und feierlich der Wassergöttin Chalchiubcueje empfahl, daß sie es von aller Unreinigkeit und allem Unglücke reinigen möchte. Bei dieser Gelegenheit sprachen die Verwandten ihre Glückwünsche aus, und die Wahrsager weissagten über das Schicksal des Kindes aus dem Kalenderzeichen. Unter noch größern Feierlichkeiten geschah das zweite Bad, zu dem Freunde, Verwandte, Kinder als zu einem feierlichen Taufschmaus oder Taufsuppe eingeladen wurden. Das Kind wurde feierlich im Hause herumgetragen, um es gleichsam den Hausgöttern darzustellen und zu empfehlen, ähnlich wie dieß bei den Amphidromien der Griechen, und nach der Inschrift von Rosette auch in Egypten der Gebrauch gewesen war. Alsdann wurde eine mit Wasser gefüllte Wanne in den Hof gestellt, das Kind ausgezogen, und von der Hebamme also angeredet: „Mein Kind, die Götter Ometeuctli und Omecihuatl, Herren des Himmels, haben dich in diese unglückliche Welt gesandt; nimm dieses Wasser hin, welches dir Leben geben soll.“ Dann benetzte sie Mund, Kopf und Brust des Kindes, badete zuletzt den ganzen Körper, rieb dessen Glieder, und sprach: „Wo bist du Unglück? in welchem Gliede steckst du? Entferne dich von diesem Kinde!“ Das Kind wurde darauf in Gebeten den Göttern empfohlen, zuerst dem Ometeuctli und der Omecihuatl, dann in zwei Gebeten den Göttern des Wassers, in einem fernern allen Göttern, zuletzt dem Himmel und der Erde. Nach Verrichtung noch andrer verschiedener Ceremonien wurde das Kind angekleidet, in eine Wiege gelegt, der Göttin der Wiegen, Jacateuctli, und dem Gotte des Schlafes, Joalteuctli, empfohlen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch dem Kinde der Name gegeben. Vgl. Clavig. I, 434 ff. Humb. Monum. 78. 286. 289. Prescott I, 52. Acosta V, 27. Wuttke 266. Bernardino de Sahagun spricht als Augenzeuge von diesen Wassertaufen der Azteken. Das Symbol einer Reinigung durch Wasser, und mithin einer Weihe ist zu natürlich, als daß man in demselben mit ältern Spanischen Geistlichen, denen Prescott und Tiedemann beistimmen, den Beweis eines frühern christlichen Einflusses erblicken dürfte. Wasserreinigungen im religiösen Sinne, und

zwar in Verbindung mit Initiationen finden ſich im Heidenthum weit verbreitet.

Zu den Feierlichkeiten, welche bei der zweiten Waſſertaufe ſtatt fanden, gehört auch die Feuerreinigung, oder Feuertaufe. Sie beſtand darin, daß der Knabe viermal durchs Feuer gezogen wurde. Das Feuer iſt bei allen Naturvölkern ein Symbol der Reinheit, nicht ſowohl weil es wie das Waſſer reinigt, als weil es ſelber die Anſchauung der höchſten Reinheit gewährt. Die Sitte des Hindurchziehens durchs Feuer bei Kleinen, des Hindurchſpringens bei Großen, des Hindurchtreibens bei Heerden war in der alten Welt ſehr verbreitet. So hielten es die Römer, an den Palilien um ſich und Heerden zu ſchützen, ſo thaten ſie, wenn ſie von einem Leichenzuge zurückkehrten, um ſich zu reinigen. Dieſelbe Sitte ſah noch im fünften Jahrhundert in Syrien Theodoret, Biſchof zu Cyrus. So war es in Deutſchland, Frankreich, überhaupt im nördlichen Europa, auch in Griechenland im Mittelalter gehalten, die Fortſetzung einer altheidniſchen Sitte, welche auch als ſolche im 65ten Canon des Concils von 680 bezeichnet und verboten wurde. In Oſtindien gehen noch jetzt die Mütter mit ihren Neugebornen zwiſchen zwei Feuern hindurch. Wir ſtehen nach ſolchen Analogien auch im Geringſten nicht an, das im alten Teſtament erwähnte Hindurchgehenlaſſen für Moloch durchs Feuer — mit den alten Erklärern, Chriſten ſowohl als Rabbinen bis Spencer und Carpzow auf dieſelbe Sitte zu beziehen, und nicht mit den Neuern auf die Menſchenopfer. Dafür ſpricht neben der Analogie, zu der wir alſo hier die Mexikaniſche Sitte beifügen, auch der Ausdruck ſelbſt, welcher am einfachſten auf die alte Erklärung hinweiſt. Wenn dagegen die Neuern auf andere Stellen hinweiſen, in denen unzweifelhaft von Kinderopfern die Rede iſt, ſo leugnen wir ja die letztern bei den Kanaanitern und abgöttiſchen Hebräern ſo wenig als bei den Mexikanern. Es fanden eben beide Sitten ſtatt, ſie dürfen aber mit einander nicht verwechſelt werden. Vgl. Clavig. I, 437 nach Boturini. Grimm, altdeutſche Mythol. 2te Ausgabe, Bd. I, S. 583 ff. Schreibers Taſchenbuch V, 66. 76 ff. Hartung, Religion der Römer I, 46. 199. II, 152. Vossius de idol. II, 168. 199. Movers Religion der Phönizier 328 ff. Sepp Mythologie I, 196.

Eben ſo ſtoßen wir hier auch noch nicht auf Göttergenealogien. Dergleichen zuſammenhängende Syſteme ſucceſſiv ſich offenbarender göttlicher Kräfte und Weſen entſtehen oder entwickeln ſich erſt auf einer folgenden Stufe der Religion und Bildung. Die Anfänge dazu ſind bei den Mexikanern nur ſchwach. So haben ſie ihre Göttermutter, zur Seltenheit ſtammt einer vom andern ab, Huitzilopochtli von der Coatlantana, Quetzalcoatl von Tezcatlipoca, dieſer iſt wieder Bruder Huitzilopochtlis. Aber alles das hängt ſo wenig unter ſich zuſammen, daß daraus nicht einmal der Schluß gemacht werden darf, daß Tezcatlipoca ein Sohn der Coatlantana, oder irgend einer Mutter ſeines Bruders ſei, es hindert auch nicht, daß Quetzalcoatl wenigſtens theilweiſe als ein älterer Gott denn ſein Vater galt. Die Bezeichnungen Mutter, Vater, Bruder ſind als ganz vereinzelte Verwandtſchaftsbezeichnungen aufzufaſſen. Haben hinwieder manche Götter ihre Gattinnen, ſo wird doch nichts von ihren Kindern und dergleichen Mythen erzählt. Deßwegen hat aber die Anſchauung der göttlichen Offenbarung nicht gelitten, da dergleichen Schmuck mehr der poetiſchen Ausſchmückung und cykliſchen Zuſammenſtellung, als der religiöſen Weltbetrachtung angehört.

Außerdem daß die Götter ihr eigenes Weſen in der Welt offenbaren, ſo ſehr, daß ſie mit der Natur geboren werden, leben und ſterben, offenbaren ſie noch vielfach ihren Willen den Menſchen. Und dieß iſt die Offenbarung im engern Sinn, nach welcher aber nicht der ſittliche Wille ſich kund thut in ſittlichen Anforderungen, ſondern Wohl und Wehe verhängen die Götter, und machen dafür Kultusanforderungen. Bleiben dieſe zu lange aus, ſo offenbart ſich der göttliche Zorn, durch Geſchenke wird er befriedigt. Es offenbart ſich allerdings das Abhängigkeitsverhältniß, aber auf die naturbefangene Weiſe der alten Naturreligion.

Die Vermittler dieſer Offenbarung ſind die Prieſter, durch welche die Gottheit ihren Willen und ihre Geſinnung offenbart, und durch die ſie zugleich wieder befriedigt wird. Wie letzteres durch den Kultus geſchieht, iſt ſchon ausgeführt worden. Es iſt dieß das Geſchäft der Prieſter in allen civiliſirten Naturſtaaten. Die Entgegennahme der göttlichen Offenbarung iſt ihnen aber von den alten Zauberern und Sehern als zweites Geſchäft zu Theil geworden, welches ſie bei den Mexikanern völlig geerbt haben.

Die Art ſolcher göttlichen Offenbarungen ſtimmt nun bei den Kulturvölkern, wie wir ſchon bei den Peruanern geſehen haben, nicht mit der Weiſe der Zauberer überein, wenigſtens in den wenigſten Fällen. Häufig iſt ſchon in den Schriften der Eroberer, und dann der Spaniſchen Geiſtlichen von Orakeln der Mexikaner die Rede. So gab es Orakel in Mexiko, Cholula, Tezcuco, in Cozumel, bei den Zapoteken. Gewöhnlich wird nicht geſagt, welches die Weiſe der Orakel geweſen ſei. Die Spanier glaubten ſo gut an dieſe Orakel, wie die Mexikaner, nur ſtellten ſie ſich vor, der Teufel rede aus den Götzenbildern zu den Prieſtern. Von den Orakelprieſtern der Centeotl wird berichtet, wenn ſie vom Adel und den Oberprieſtern um Rath befragt wurden, ſeien ſie auf den Ferſen geſeſſen, und hätten mit niedergeſchlagenen Augen zugehört. Der Regel nach waren die Orakel mit Opfern verbunden, und namentlich ſind hier, wie bei den Celten, Germanen und andern Völkern derſelben primären Kulturſtufe, die Götter, denen man Menſchenopfer bringt, auch die Orakelgötter. Dieſe Verbindung der Opfer mit den Orakeln zeigt aber, worin letztere beſtanden haben, nämlich in dem Betrachten der Opfereingeweide, wie uns das bei den Peruanern begegnete §. 82, und wie es uns aus der Haruspicina der altitaliſchen Völker, der Hieroscopia der Griechen und andrer Völker, z. B. der Mongolen (Wuttke I, 146), der alten Welt bekannt iſt. Bei den Mexikanern aber, bei denen die Orakel mit den Menſchenopfern zuſammenhingen, muß man, wie ſo häufig im Heidenthume (vgl. Burckhardts Conſtantin S. 269. 276), die menſchlichen Eingeweide beſchaut haben. Ueberhaupt wird ſich bei den Mexikanern ſo gut wie ſonſtwo eine beſtimmte religiöſe Wiſſenſchaft oder heilige Disciplin in dieſer Hinſicht gebildet haben mit beſtimmten Regeln und Vorſchriften. Der pſychologiſche Zuſammenhang dieſer Weiſſagung mit dem wilden Schamanenthum zeigt ſich aber in den ekſtatiſchen Zuſtänden, in welche die Orakel gebenden Mexikaniſchen Prieſter zu gerathen ſtrebten. Dieſelben beſtrichen ſich nämlich mit einer betäubenden Salbe, die ſie mit einem Geiſte wilder Bewußtloſigkeit ergriff, und in ekſtatiſche Zuſtände verſetzte. Denn vermittelſt dieſer Salbe hatten ſie Erſcheinungen der Götter, z. B. Huitzilopochtlis, ſprachen mit ihnen, und ſie ertheilten ihnen ihre Antworten. So hatten die Celtiſchen Barden ihren myſtiſchen Keſſel, mit deſſen Hülfe ſie weiſſagten; die alten Slaviſchen Prieſter tranken, um ſich zum Weiſſagen zu begeiſtern, das Opferblut; die

Cimbern und Brukterer weissagten aus den Eingeweiden der Menschenopfer und ihrem Blute, namentlich schlachteten die weißgekleideten Priesterinnen der Cimbern die Gefangenen über einem gewaltigen Kessel, in den das Blut floß, mit dem man weissagte. Dahin gehört auch die Hexensalbe. Die Salbe der Mexikanischen Priester wurde aus betäubenden Kräutern und giftigen Thieren verfertigt und hieß Nahrung der Götter.

Neben dieser Haruspizin fand aber auch die Beobachtung des Gesangs und Flugs der Vögel statt, *Auspizien* im engern Sinne. So war Quetzalcoatl ein weissagender Specht ursprünglich, Huitzilopochtli ein Kolibri, der als Weissagegott verehrt wurde, Orakel ertheilte, und dem Volke die wichtigsten Befehle, z. B. zur Auswanderung ertheilte. Wie bei den Nordamerikanischen Indianern galt auch bei den Mexikanern das Geschrei der Eule für unglückbringend. Die Könige leiteten oft selbst die Auspizien, die sich bis tief in die christlichen Zeiten erhielten, wie z. B. in Guatemala.

Im weitern Sinn gehörte zu diesem Auspizienwesen auch noch die Beobachtung der Himmelskörper, und das *astrologische* Merken auf die Kalenderzeichen, Horoscop. Die Zeichendeuter standen im höchsten Ansehen und übten den größten Einfluß. Bei allen wichtigen Gelegenheiten wurden die Zeichen der Tage untersucht, bei der Geburt, bei Heirathen, Reisen, beim Krieg u. s. w. und aus denselben Glück und Unglück geweissagt. Der im Jahr 1790 aufgefundene, und von Gama und Humboldt erklärte Kalenderstein diente solchen astrologischen Zwecken. Das Buch der Sonne, Tonalamatl, von welchem Sahagun Auskunft ertheilt, war ebenfalls ein astrologisches Buch dieser Art. Ausland 1853. 305 b. Kometen, Sonnenfinsternisse und Mondfinsternisse galten auch hier wie anderswo für Unglücksboten. In Tezcuco gab es, wie für andere Wissenschaften, so auch für die Wahrsagung ein besonderes Collegium oder Akademie. Es sind alles das nur verschiedene Ausdrucksweisen eines und desselben Schicksalsglaubens, dem das gesammte Heidenthum anheimfällt.

Merkwürdig ist der alte Glaube der Azteken an den *Untergang ihres eigenen Reiches*, welcher sich auch kurz vor der Ankunft der Spanier durch Wahrnehmung von mancherlei denselben ankündigenden Unglückszeichen aussprach. Man erwartete nämlich, daß Quetzalcoatl, wie er es verheißen, einst wiederkommen, und sein Reich erneuern werde. Diese Zeit glaubte man nahe bevorstehend im Anfange des sechszehnten

Jahrhunderts, und hielt anfänglich den Cortes für diesen Gott. Denn es hatte einmal die Schwester des Königs ein Gesicht gehabt, in welchem sie die Männer des Quetzalcoatl in einem Schiffe herkommen sah. Einmal trat der See von Tezcuco ohne äußere Veranlassung aus seinen Ufern; ein andermal brannte ein Thurm des großen Tempels ab, auch erschienen drei Kometen, im Osten sah man ein großes Licht am Himmel, in der Luft hörte man Wehklagen, und andres mehr dergleichen erregte in den Gemüthern bange Befürchtungen, wie dergleichen in den Römischen Geschichtschreibern, und in den christlichen Chroniken der verflossenen Jahrhunderte zu lesen sind. Bekannt sind auch die Erwartungen der Peruer und Mexikaner vom Untergange ihrer Staaten. Vgl. Diaz I, 38. 205. 251. II, 47. 59. 131. 259. III, 272. IV, 47. Nehfues daselbst LXI. I, 287. Acosta V, 9. 26. VII, 23. Picard 153. Clavig. I, 173. 252. 268. 307. 322. 330. 381 ff. 387. 435. 464. 488. II, 582. Humboldt Mexiko. 282. Thomas Gage III, 103 ff. 167. Prescott I, 95 f. 247. 367. 411. 419. 536. 538. II, 134. Mühlenpfordt II, 12. 168. Ausland 1831. S. 1054. Görres christl. Mystik III, 532. Wuttke 282. 289 f. Majer 1812. 84 ff. Ueber andere Völker: Meiners II, 83. 530. Schreiber Taschenbuch V, 49 ff. 54. 83. Eckermann III, 86. Tacitus Ann. XIV, 30. Strabo VII, 2 S. 457. Helmold chron. slav. I. c. 52.

---

§. 120. Unsterblichkeitsglaube.

Es ist nicht viel darauf zu geben, wenn von dem wilden Theile der Oremier berichtet wird, daß sie an keine Unsterblichkeit geglaubt, sondern angenommen hätten, daß die Seelen der Menschen zugleich mit den Körpern stürben. Dergleichen oberflächliche Nachrichten sind uns bei vielen wilden Völkern Amerikas begegnet, aber sie haben sich immer bei genauerer Untersuchung als unrichtig, und auf Mißverständniß beruhend erwiesen. Es wird bestimmt überliefert, daß alle Völker Neu-Spaniens den allgemeinen menschlichen Glauben an Unsterblichkeit gehabt hätten. Clavig. I, 342. Die phantastischen Traumvorstellungen der Wilden von dem Zustande nach dem Tode, die sich auch hier erhal-

ten haben, vermiſchten ſich aber mit denen der höhern Bildungsſtufen, namentlich mit denen des Anthropomorphismus.

Auch hier entſpricht zunächſt dem reinen und unmittelbaren Naturdienſte, der Verehrung der Naturkräfte, namentlich in Himmelskörpern und Thieren, die Unſterblichkeitsvorſtellung der Seelenwanderung. Schon die Anſicht von einer Wanderung durch die Thiere ſchließt ſich an den Glauben an die Unſterblichkeit der Thiere ſelbſt an, der ſich beſonders bei den Tlaskalteken erhalten hatte. Diejenige Seite der Seelenwanderung aber, die ſich an die Himmelskörper hält, läßt die Seelen nach dem Tode in die Sonne gelangen. Dieſe Seite iſt einerſeits in den gebildetern Vorſtellungen des Tezkukaniſchen Königs Nezahuatcojotl von dem Streben nach jenem Himmel, wo alles ewig iſt, und wohin kein Verderben bringen kann, von den Wohnungen in der Sonne und den Sternen, — in verjüngter Form aufgefriſcht aus dem ältern Naturdienſte. Andrerſeits hat ſie ſich in den Unſterblichkeitshoffnungen populariſirt, welche die Azteken an ihren Nationalgott Huitzilopochtli anknüpften. Vgl. Clavig. I, 342 ff. A. Humb. Mon. 86. Prescott I, 156.

Die dem Anthropomorphismus entſprechenden Unſterblichkeitsvorſtellungen haben wir, inwiefern ſie der Urbevölkerung des Majageſchlechtes angehören, bereits kennen gelernt, und zwar nach ihren beiden Seiten hin, nach der Lichtſeite und nach der Schattenſeite. Wir erinnern uns, wie die Lichtſeite, die Vorſtellung eines glücklichen Paradieſes, ſich an den Waſſergott Tlaloc und ſeine überirdiſche Wohnung Tlalocan anſchloß. Bei der Schattenſeite geſchah daſſelbe mit Mictlanteuctli und Mictlancihuatl, und ihrer Wohnung Mictlan. Dieſe Vorſtellungen, die ſich zum Theil bis Nicaragua vorfanden, ſind aber von den Mexikaniſchen Völkerſchaften angenommen worden, welche dieſelben, beſonders die der Schattenſeite, noch weiter, und nach ihrer Eigenthümlichkeit ausbildeten.

Daher iſt es denn zu erklären, daß der eigentliche Nordiſche Todtengott Tezcatlipoca, der Gott des Todes und der Unterwelt, keinen weitern Einfluß auf die Entwicklung der Unſterblichkeitsvorſtellungen, ſofern ſie das Schattenreich betreffen, ausgeübt hat.

Deſto mehr wurde aber die Lichtſeite von den nordiſchen Völkern mit lebendiger Phantaſie feſtgehalten und ausgeſchmückt. Schon nach der Vorſtellung der Chichimeken wohnen ihre Götter Ometeuctli und

der Oberhoheit der Aztekischen. Die Tlaskaltekischen Priester bewahrten natürlich wie ihr Volk ihre Unabhängigkeit.

Was den Charakter der Priesterschaft anbetrifft, so ist zwischen den verschiedenen Völkern und Zeiten zu unterscheiden. Von den Priestern des alten Majageschlechtes wissen wir zwar wenig mehr, dürfen wir aber von den Resten des Volkscharakters und der Religion auf sie zurückschließen, so haben wir neben strengen Entsagungen wieder mancherlei Ueppigkeit bei ihnen uns zu denken. In Nicaragua fanden wir die Tlamacazqui mit dem strengen Gelübde der Keuschheit. Neben ihnen konnten die Zauberer Texores, Thiergestalten annehmen und mit dem Blicke Kinder rauben. Oviedo 247 ff. Buschmann I, 157. Squier Nicar. 507. Die Toltekischen Priester zeichneten sich durch wissenschaftliches Streben, und in späterer Zeit durch stilles, zurückgezogenes, asketisches Leben aus. Der aztekischen Priesterschaft wird schon von Cortes und allen folgenden Gewährsmännern das Lob eines strengen und keuschen Lebenswandels gezollt. Sie waren Huitzilopochtlis, und nicht blutdürstiger als das gesammte Volk dieses Gottes.

Die Priesterinnen versahen die geringern Dienste, nahmen im Staatsleben keine Stellung ein, durften auch keine eigentlichen Opfer darbringen. Sie räucherten, unterhielten das heilige Feuer, und bereiteten die Lebensmittel für Götter und Opfermahlzeiten. Einige waren Priesterinnen von Jugend auf, andere nur einige Jahre lang, beide aber verheiratheten sich gewöhnlich im heirathsfähigen Alter, und traten dann aus dem Tempeldienste. Vgl. Cortes 489. (I, 31), Acosta V, 14. 20. 26. Clavig. I, 178. 398. Diaz I, 11. Meiners krit. Geschichte II, 223. 526. Humboldt Monum. 93. 98. 119. 194. 290. Braunschweig 62. Picard 152. Prescott I, 53 ff. 67. Kottencamp I, 199. Wuttke 275.

§. 118. Der Kultus. Fortsetzung. Reinigungen, Fasten, Wassertaufe und Feuertaufe.

Zum Schlusse unserer Bemerkungen über den Mexikanischen Kultus verdienen wohl einige Angaben über religiöse Reinigungen hier

einen Platz. Dahin zählen wir besonders die Fasten, die Waschungen, das Durchziehen durchs Feuer. Das Blutlassen und die Beschneidung rechnen wir nach dem schon oben bemerkten nicht hieher, weil sie zunächst nicht Symbole der Reinigung, sondern der Hingabe, Opfer, sind. Dadurch fallen sie allerdings mit den Reinigungen in den allgemeinern Begriff der Einweihungen und Heiligungen für die Gottheit zusammen.

Die Fasten finden statt bei vielen und verschiedenen Gelegenheiten. Ihre Idee besteht darin, daß es sich für einen, der sich der Gottheit zu nahen im Begriffe ist, nicht schicke, dieß mit überfülltem Bauche zu thun, der ohnehin das Gemüth für den religiösen Sinn abstumpft. Die Wilden fasten, um in ekstatischen Zuständen mit ihrem Schutzgeist in Verbindung zu treten. Die Azteken suchten daher eher zu viel als zu wenig zu thun, und sich durch vorgeschriebene Entsagungen nicht bloß der Speise, sondern auch des Schlafs und des Beischlafs für die gottesdienstliche Handlung zu reinigen und zu weihen. Die Enthaltung von Speise bestand gewöhnlich in Entsagung von Fleisch und starkem Getränk, und im Beschränken des Essens auf einmal des Tags. Es gab Fasten von drei, vier, fünf, zwanzig, vierzig, sechszig, hundert und sechszig Tagen, ja sogar von vier Jahren. Dann waren die Fasten wieder entweder allgemeine, welche das ganze Volk zu halten hatte, oder Privatfasten, wie sie z. B. Eigenthümer von Opfern vor Darbringung ihres Opfers zu beobachten pflegten. Ueberhaupt aber werden diese reinigenden Vorbereitungsfasten fast vor allen Festen erwähnt. Bei besondern Unglücksfällen des Staates trat ein außerordentliches Fasten des Oberpriesters ein, welcher sich in eine Hütte des Waldes zurückzog. Es mußten die Azteken das Fasten mit einem noch um so feinern Gefühl für religiös schicklich halten, da schon im gemeinen Leben dem öffentlichen Sinne die Mäßigkeit als eine angestammte Tugend erschien. Vgl. Clavigero I, 353. 397 ff. 413. 382.

Wie überall im Süden, so sind auch hier die Reinigungen durch Wasser gebräuchlich. Täglich badeten sich die Priester des Quetzalcoatl um Mitternacht, um vor ihrem Gotte rein zu erscheinen. Lässige Priester wurden in den See getaucht und mit Gewalt rein geschwemmt. Die Priester hatten besondere Teiche zum Baden, und Brunnen zum Trinken. Im Teiche Tezcapan badeten viele, um ein den Göttern gethanes Gelübde zu erfüllen. Denn solche Reinigkeit liebten die Götter. Das Wasser des Brunnens Texpalatl ward für heilig gehalten, und

nur an den großen Festen getrunken. Vgl. Clavig. I, 372. vgl. 580 u. a. m.

Besonders aber ist von solchen Wasserreinigungen die Wassertaufe der Kinder merkwürdig, die wir schon bei den Peruanern vorfanden. Dieselbe bestand aus zwei Akten. Der erste fand gleich bei der Geburt statt, nach welcher die Hebamme das Kind badete, und feierlich der Wassergöttin Chalchiuhcueje empfahl, daß sie es von aller Unreinigkeit und allem Unglücke reinigen möchte. Bei dieser Gelegenheit sprachen die Verwandten ihre Glückwünsche aus, und die Wahrsager weissagten über das Schicksal des Kindes aus dem Kalenderzeichen. Unter noch größern Feierlichkeiten geschah das zweite Bad, zu dem Freunde, Verwandte, Kinder als zu einem feierlichen Taufschmaus oder Taufsuppe eingeladen wurden. Das Kind wurde feierlich im Hause herumgetragen, um es gleichsam den Hausgöttern darzustellen und zu empfehlen, ähnlich wie dieß bei den Amphidromien der Griechen, und nach der Inschrift von Rosette auch in Egypten der Gebrauch gewesen war. Alsdann wurde eine mit Wasser gefüllte Wanne in den Hof gestellt, das Kind ausgezogen, und von der Hebamme also angeredet: „Mein Kind, die Götter Ometeuctli und Omecihuatl, Herren des Himmels, haben dich in diese unglückliche Welt gesandt; nimm dieses Wasser hin, welches dir Leben geben soll." Dann benetzte sie Mund, Kopf und Brust des Kindes, badete zuletzt den ganzen Körper, rieb dessen Glieder, und sprach: „Wo bist du Unglück? in welchem Gliede steckst du? Entferne dich von diesem Kinde!" Das Kind wurde darauf in Gebeten den Göttern empfohlen, zuerst dem Ometeuctli und der Omecihuatl, dann in zwei Gebeten den Göttern des Wassers, in einem fernern allen Göttern, zuletzt dem Himmel und der Erde. Nach Verrichtung noch andrer verschiedener Ceremonien wurde das Kind angekleidet, in eine Wiege gelegt, der Göttin der Wiegen, Jacateuctli, und dem Gotte des Schlafes, Joalteuctli, empfohlen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch dem Kinde der Name gegeben. Vgl. Clavig. I, 434 ff. Humb. Monum. 78. 286. 289. Prescott I, 52. Acosta V, 27. Wuttke 266. Bernardino de Sahagun spricht als Augenzeuge von diesen Wassertaufen der Azteken. Das Symbol einer Reinigung durch Wasser, und mithin einer Weihe ist zu natürlich, als daß man in demselben mit ältern Spanischen Geistlichen, denen Prescott und Tiedemann beistimmen, den Beweis eines frühern christlichen Einflusses erblicken dürfte. Wasserreinigungen im religiösen Sinne, und

zwar in Verbindung mit Initiationen finden ſich im Heidenthum weit verbreitet.

Zu den Feierlichkeiten, welche bei der zweiten Waſſertaufe ſtatt fanden, gehört auch die Feuerreinigung, oder Feuertaufe. Sie beſtand darin, daß der Knabe viermal durchs Feuer gezogen wurde. Das Feuer iſt bei allen Naturvölkern ein Symbol der Reinheit, nicht ſowohl weil es wie das Waſſer reinigt, als weil es ſelber die Anſchauung der höchſten Reinheit gewährt. Die Sitte des Hindurchziehens durchs Feuer bei Kleinen, des Hindurchſpringens bei Großen, des Hindurchtreibens bei Heerden war in der alten Welt ſehr verbreitet. So hielten es die Römer, an den Palilien um ſich und Heerden zu ſchützen, ſo thaten ſie, wenn ſie von einem Leichenzuge zurückkehrten, um ſich zu reinigen. Dieſelbe Sitte ſah noch im fünften Jahrhundert in Syrien Theodoret, Biſchof zu Cyrus. So war es in Deutſchland, Frankreich, überhaupt im nördlichen Europa, auch in Griechenland im Mittelalter gehalten, die Fortſetzung einer altheidniſchen Sitte, welche auch als ſolche im 65ten Canon des Concils von 680 bezeichnet und verboten wurde. In Oſtindien gehen noch jetzt die Mütter mit ihren Neugebornen zwiſchen zwei Feuern hindurch. Wir ſtehen nach ſolchen Analogien auch im Geringſten nicht an, das im alten Teſtament erwähnte Hindurchgehenlaſſen für Moloch durchs Feuer — mit den alten Erklärern, Chriſten ſowohl als Rabbinen bis Spencer und Carpzow auf dieſelbe Sitte zu beziehen, und nicht mit den Neuern auf die Menſchenopfer. Dafür ſpricht neben der Analogie, zu der wir alſo hier die Mexikaniſche Sitte beifügen, auch der Ausdruck ſelbſt, welcher am einfachſten auf die alte Erklärung hinweiſt. Wenn dagegen die Neuern auf andere Stellen hinweiſen, in denen unzweifelhaft von Kinderopfern die Rede iſt, ſo leugnen wir ja die letztern bei den Kanaanitern und abgöttiſchen Hebräern ſo wenig als bei den Mexikanern. Es fanden eben beide Sitten ſtatt, ſie dürfen aber mit einander nicht verwechſelt werden. Vgl. Clavig. I, 437 nach Boturini. Grimm, altdeutſche Mythol. 2te Ausgabe, Bd. I, S. 583 ff. Schreibers Taſchenbuch V, 66. 76 ff. Hartung, Religion der Römer I, 46. 199. II, 152. Vossius de idol. II, 168. 199. Movers Religion der Phönizier 328 ff. Sepp Mythologie I, 196.

§. 119. Vorſtellungen von der Offenbarung der Gottheit.

Jede wirkliche und poſitive Religion beſteht in einem wirklichen Verhältniß zur Gottheit, wenn dasſelbe auch noch ſo mangelhaft, fehlerhaft und naturbefangen iſt, es iſt immer ein wirkliches Verhältniß, in welchem der Menſch zu der ſich ihm offenbarenden Gottheit oder zu den göttlichen Kräften in der Natur der Dinge ſteht.

Auch nach der Vorſtellung der Mexikaniſchen Völker, wie andrer Naturvölker, iſt die ganze Natur eine Offenbarung der Gottheit, die verſchiedenen Einflüſſe und Kräfte der Natur werden als eben ſo viele Götter aufgefaßt, die alſo Naturgötter ſind. Der Menſch hat noch das unmittelbare Bewußtſein von der in dieſen Kräften wirkenden Perſönlichkeit, wenn auch dieß Bewußtſein durch die Naturbefangenheit der Religion prismatiſch zur Vielheit der Götter gebrochen iſt. Es herrſchte bei den Mexikanern noch der volle ungeſtörte Glaube an eine unmittelbare Offenbarung der Gottheit in der Natur, der allen Naturvölkern, und zwar von Natur, inwohnt. Wenn die Natur im Frühling wieder zum Leben erwachte, ſo iſt das die Ankunft der Götter, wenn ſie im December abſtirbt, dann ſtirbt auch der Hauptgott Huitzilopochtli.

Wenn ſich auch in der Natur die Götter offenbaren, ſo ſind dieſe doch zu ſehr in jener befangen, und mit ihr identifizirt, als daß von einer eigentlichen Kosmogonie die Rede ſein könnte. Eine ſolche ſetzt die Gottheit viel zu ſehr über die Natur, als daß ſie bei ſolcher Urbildungsſtufe eines noch reinen Heidenthums oder Naturdienſtes vorkommen könnte. Was aus ſolchen älteſten Zeiten gewöhnlich den Namen von Kosmogonien trägt, ſind Emanationslehren, Anſchauungen des Urſprungs der Dinge und Menſchen aus Naturgeſetzen, Naturgegenſtänden und Nothwendigkeiten. So verhält es ſich mit dem Entſtehen der fünf Sonnen oder Weltalter, die durch Elemente beſtehen und vergehen. Wohl wurde bald Teotl, bald Tezcatlipoca, bald die Sonne als oberſter Gott und ſelbſt als Schöpfer gefaßt, indem man die kosmologiſche Anſchauung der Jahresleitung auf die Schöpfung und Leitung des Univerſums übertrug, aber die Vorſtellungen von der Schöpfung traten bei den Mexikanern ſehr zurück und entwickelten ſich nicht einmal in der poetiſchen Mannigfaltigkeit, wie bei den nordiſchen Rothhäuten.

Eben ſo ſtoßen wir hier auch noch nicht auf Göttergenealogien. Dergleichen zuſammenhängende Syſteme ſucceſſiv ſich offenbarender göttlicher Kräfte und Weſen entſtehen oder entwickeln ſich erſt auf einer folgenden Stufe der Religion und Bildung. Die Anfänge dazu ſind bei den Mexikanern nur ſchwach. So haben ſie ihre Göttermutter, zur Seltenheit ſtammt einer vom andern ab, Huitzilopochtli von der Coatlantana, Quetzalcoatl von Tezcatlipoca, dieſer iſt wieder Bruder Huitzilopochtlis. Aber alles das hängt ſo wenig unter ſich zuſammen, daß daraus nicht einmal der Schluß gemacht werden darf, daß Tezcatlipoca ein Sohn der Coatlantana, oder irgend einer Mutter ſeines Bruders ſei, es hindert auch nicht, daß Quetzalcoatl wenigſtens theilweiſe als ein älterer Gott denn ſein Vater galt. Die Bezeichnungen Mutter, Vater, Bruder ſind als ganz vereinzelte Verwandtſchaftsbezeichnungen aufzufaſſen. Haben hinwieder manche Götter ihre Gattinnen, ſo wird doch nichts von ihren Kindern und dergleichen Mythen erzählt. Deßwegen hat aber die Anſchauung der göttlichen Offenbarung nicht gelitten, da dergleichen Schmuck mehr der poetiſchen Ausſchmückung und cykliſchen Zuſammenſtellung, als der religiöſen Weltbetrachtung angehört.

Außerdem daß die Götter ihr eigenes Weſen in der Welt offenbaren, ſo ſehr, daß ſie mit der Natur geboren werden, leben und ſterben, offenbaren ſie noch vielfach ihren Willen den Menſchen. Und dieß iſt die Offenbarung im engern Sinn, nach welcher aber nicht der ſittliche Wille ſich kund thut in ſittlichen Anforderungen, ſondern Wohl und Wehe verhängen die Götter, und machen dafür Kultusanforderungen. Bleiben dieſe zu lange aus, ſo offenbart ſich der göttliche Zorn, durch Geſchenke wird er befriedigt. Es offenbart ſich allerdings das Abhängigkeitsverhältniß, aber auf die naturbefangene Weiſe der alten Naturreligion.

Die Vermittler dieſer Offenbarung ſind die Prieſter, durch welche die Gottheit ihren Willen und ihre Geſinnung offenbart, und durch die ſie zugleich wieder befriedigt wird. Wie letzteres durch den Kultus geſchieht, iſt ſchon ausgeführt worden. Es iſt dieß das Geſchäft der Prieſter in allen civiliſirten Naturſtaaten. Die Entgegennahme der göttlichen Offenbarung iſt ihnen aber von den alten Zauberern und Sehern als zweites Geſchäft zu Theil geworden, welches ſie bei den Mexikanern völlig geerbt haben.

Die Art ſolcher göttlichen Offenbarungen ſtimmt nun bei den Kulturvölkern, wie wir ſchon bei den Peruanern geſehen haben, nicht mit der Weiſe der Zauberer überein, wenigſtens in den wenigſten Fällen. Häufig iſt ſchon in den Schriften der Eroberer, und dann der Spaniſchen Geiſtlichen von Orakeln der Mexikaner die Rede. So gab es Orakel in Mexiko, Cholula, Tezcuco, in Cozumel, bei den Zapoteken. Gewöhnlich wird nicht geſagt, welches die Weiſe der Orakel geweſen ſei. Die Spanier glaubten ſo gut an dieſe Orakel, wie die Mexikaner, nur ſtellten ſie ſich vor, der Teufel rede aus den Götzenbildern zu den Prieſtern. Von den Orakelprieſtern der Centeotl wird berichtet, wenn ſie vom Adel und den Oberprieſtern um Rath befragt wurden, ſeien ſie auf den Fersen geſeſſen, und hätten mit niedergeſchlagenen Augen zugehört. Der Regel nach waren die Orakel mit Opfern verbunden, und namentlich ſind hier, wie bei den Celten, Germanen und andern Völkern derſelben primären Kulturſtufe, die Götter, denen man Menſchenopfer bringt, auch die Orakelgötter. Dieſe Verbindung der Opfer mit den Orakeln zeigt aber, worin letztere beſtanden haben, nämlich in dem Betrachten der Opfereingeweide, wie uns das bei den Peruanern begegnete §. 82, und wie es uns aus der Haruspicina der altitaliſchen Völker, der Hieroscopia der Griechen und andrer Völker, z. B. der Mongolen (Wuttke I, 146), der alten Welt bekannt iſt. Bei den Mexikanern aber, bei denen die Orakel mit den Menſchenopfern zuſammenhingen, muß man, wie ſo häufig im Heidenthume (vgl. Burckhardts Conſtantin S. 269. 276), die menſchlichen Eingeweide beſchaut haben. Ueberhaupt wird ſich bei den Mexikanern ſo gut wie ſonſtwo eine beſtimmte religiöſe Wiſſenſchaft oder heilige Disciplin in dieſer Hinſicht gebildet haben mit beſtimmten Regeln und Vorſchriften. Der pſychologiſche Zuſammenhang dieſer Weiſſagung mit dem wilden Schamanenthum zeigt ſich aber in den ekſtatiſchen Zuſtänden, in welche die Orakel gebenden Mexikaniſchen Prieſter zu gerathen ſtrebten. Dieſelben beſtrichen ſich nämlich mit einer betäubenden Salbe, die ſie mit einem Geiſte wilder Bewußtloſigkeit ergriff, und in ekſtatiſche Zuſtände verſetzte. Denn vermittelſt dieſer Salbe hatten ſie Erſcheinungen der Götter, z. B. Huitzilopochtlis, ſprachen mit ihnen, und ſie ertheilten ihnen ihre Antworten. So hatten die Celtiſchen Barden ihren myſtiſchen Keſſel, mit deſſen Hülfe ſie weiſſagten; die alten Slaviſchen Prieſter tranken, um ſich zum Weiſſagen zu begeiſtern, das Opferblut; die

Cimbern und Brukterer weissagten aus den Eingeweiden der Menschenopfer und ihrem Blute, namentlich schlachteten die weißgekleideten Priesterinnen der Cimbern die Gefangenen über einem gewaltigen Kessel, in den das Blut floß, mit dem man weissagte. Dahin gehört auch die Hexensalbe. Die Salbe der Mexikanischen Priester wurde aus betäubenden Kräutern und giftigen Thieren verfertigt und hieß Nahrung der Götter.

Neben dieser Haruspizin fand aber auch die Beobachtung des Gesangs und Flugs der Vögel statt, *Auspizien* im engern Sinne. So war Quetzalcoatl ein weissagender Specht ursprünglich, Huitzilopochtli ein Kolibri, der als Weissagegott verehrt wurde, Orakel ertheilte, und dem Volke die wichtigsten Befehle, z. B. zur Auswanderung ertheilte. Wie bei den Nordamerikanischen Indianern galt auch bei den Mexikanern das Geschrei der Eule für unglückbringend. Die Könige leiteten oft selbst die Auspizien, die sich bis tief in die christlichen Zeiten erhielten, wie z. B. in Guatemala.

Im weitern Sinn gehörte zu diesem Auspizienwesen auch noch die Beobachtung der Himmelskörper, und das *astrologische* Merken auf die Kalenderzeichen, Horoscop. Die Zeichendeuter standen im höchsten Ansehen und übten den größten Einfluß. Bei allen wichtigen Gelegenheiten wurden die Zeichen der Tage untersucht, bei der Geburt, bei Heirathen, Reisen, beim Krieg u. s. w. und aus denselben Glück und Unglück geweissagt. Der im Jahr 1790 aufgefundene, und von Gama und Humboldt erklärte Kalenderstein diente solchen astrologischen Zwecken. Das Buch der Sonne, Tonalamatl, von welchem Sahagun Auskunft ertheilt, war ebenfalls ein astrologisches Buch dieser Art. Ausland 1853. 305 b. Kometen, Sonnenfinsternisse und Mondfinsternisse galten auch hier wie anderswo für Unglücksboten. In Tezcuco gab es, wie für andere Wissenschaften, so auch für die Wahrsagung ein besonderes Collegium oder Akademie. Es sind alles das nur verschiedene Ausdrucksweisen eines und desselben Schicksalsglaubens, dem das gesammte Heidenthum anheimfällt.

Merkwürdig ist der alte Glaube der Azteken an den *Untergang ihres eigenen Reiches*, welcher sich auch kurz vor der Ankunft der Spanier durch Wahrnehmung von mancherlei denselben ankündigenden Unglückszeichen aussprach. Man erwartete nämlich, daß Quetzalcoatl, wie er es verheißen, einst wiederkommen, und sein Reich erneuern werde. Diese Zeit glaubte man nahe bevorstehend im Anfange des sechszehnten

ten haben, vermischten sich aber mit denen der höhern Bildungsstufen, namentlich mit denen des Anthropomorphismus.

Auch hier entspricht zunächst dem reinen und unmittelbaren Naturdienste, der Verehrung der Naturkräfte, namentlich in Himmelskörpern und Thieren, die Unsterblichkeitsvorstellung der Seelenwanderung. Schon die Ansicht von einer Wanderung durch die Thiere schließt sich an den Glauben an die Unsterblichkeit der Thiere selbst an, der sich besonders bei den Tlaskalteken erhalten hatte. Diejenige Seite der Seelenwanderung aber, die sich an die Himmelskörper hält, läßt die Seelen nach dem Tode in die Sonne gelangen. Diese Seite ist einerseits in den gebildetern Vorstellungen des Tezkukanischen Königs Nezahuatcojotl von dem Streben nach jenem Himmel, wo alles ewig ist, und wohin kein Verderben dringen kann, von den Wohnungen in der Sonne und den Sternen, — in verjüngter Form aufgefrischt aus dem ältern Naturdienste. Andrerseits hat sie sich in den Unsterblichkeitshoffnungen popularisirt, welche die Azteken an ihren Nationalgott Huitzilopochtli anknüpften. Vgl. Clavig. I, 342 ff. A. Humb. Mon. 86. Prescott I, 156.

Die dem Anthropomorphismus entsprechenden Unsterblichkeitsvorstellungen haben wir, inwiefern sie der Urbevölkerung des Majageschlechtes angehören, bereits kennen gelernt, und zwar nach ihren beiden Seiten hin, nach der Lichtseite und nach der Schattenseite. Wir erinnern uns, wie die Lichtseite, die Vorstellung eines glücklichen Paradieses, sich an den Wassergott Tlaloc und seine überirdische Wohnung Tlalocan anschloß. Bei der Schattenseite geschah dasselbe mit Mictlanteuctli und Mictlancihuatl, und ihrer Wohnung Mictlan. Diese Vorstellungen, die sich zum Theil bis Nicaragua vorfanden, sind aber von den Mexikanischen Völkerschaften angenommen worden, welche dieselben, besonders die der Schattenseite, noch weiter, und nach ihrer Eigenthümlichkeit ausbildeten.

Daher ist es denn zu erklären, daß der eigentliche Nordische Todtengott Tezcatlipoca, der Gott des Todes und der Unterwelt, keinen weitern Einfluß auf die Entwicklung der Unsterblichkeitsvorstellungen, sofern sie das Schattenreich betreffen, ausgeübt hat.

Desto mehr wurde aber die Lichtseite von den nordischen Völkern mit lebendiger Phantasie festgehalten und ausgeschmückt. Schon nach der Vorstellung der Chichimeken wohnen ihre Götter Ometeuctli und

der Oberhoheit der Aztekiſchen. Die Tlaskaltekiſchen Prieſter bewahrten natürlich wie ihr Volk ihre Unabhängigkeit.

Was den Charakter der Prieſterſchaft anbetrifft, ſo iſt zwiſchen den verſchiedenen Völkern und Zeiten zu unterſcheiden. Von den Prieſtern des alten Majageſchlechtes wiſſen wir zwar wenig mehr, dürfen wir aber von den Reſten des Volkscharakters und der Religion auf ſie zurückſchließen, ſo haben wir neben ſtrengen Entſagungen wieder mancherlei Ueppigkeit bei ihnen uns zu denken. In Nicaragua fanden wir die Tlamacazqui mit dem ſtrengen Gelübde der Keuſchheit. Neben ihnen konnten die Zauberer Teroxes, Thiergeſtalten annehmen und mit dem Blicke Kinder rauben. Oviedo 247 ff. Buſchmann I, 157. Squier Nicar. 507. Die Toltekiſchen Prieſter zeichneten ſich durch wiſſenſchaftliches Streben, und in ſpäterer Zeit durch ſtilles, zurückgezogenes, asketiſches Leben aus. Der aztekiſchen Prieſterſchaft wird ſchon von Cortes und allen folgenden Gewährsmännern das Lob eines ſtrengen und keuſchen Lebenswandels gezollt. Sie waren Huitzilopochtlis, und nicht blutdürſtiger als das geſammte Volk dieſes Gottes.

Die Prieſterinnen verſahen die geringern Dienſte, nahmen im Staatsleben keine Stellung ein, durften auch keine eigentlichen Opfer darbringen. Sie räucherten, unterhielten das heilige Feuer, und bereiteten die Lebensmittel für Götter und Opfermahlzeiten. Einige waren Prieſterinnen von Jugend auf, andere nur einige Jahre lang, beide aber verheiratheten ſich gewöhnlich im heirathsfähigen Alter, und traten dann aus dem Tempeldienſte. Vgl. Cortes 489. (I, 31), Acoſta V, 14. 20. 26. Clavig. I, 178. 398. Diaz I, 11. Meiners krit. Geſchichte II, 223. 526. Humboldt Monum. 93. 98. 119. 194. 290. Braunſchweig 62. Picard 152. Prescott I, 53 ff. 67. Kottencamp I, 199. Wuttke 275.

§. 118. Der Kultus. Fortſetzung. Reinigungen, Faſten, Waſſertaufe und Feuertaufe.

Zum Schluſſe unſerer Bemerkungen über den Mexikaniſchen Kultus verdienen wohl einige Angaben über religiöſe Reinigungen hier

einen Platz. Dahin zählen wir besonders die Fasten, die Waschungen, das Durchziehen durchs Feuer. Das Blutlassen und die Beschneidung rechnen wir nach dem schon oben bemerkten nicht hieher, weil sie zunächst nicht Symbole der Reinigung, sondern der Hingabe, Opfer, sind. Dadurch fallen sie allerdings mit den Reinigungen in den allgemeinern Begriff der Einweihungen und Heiligungen für die Gottheit zusammen.

Die Fasten finden statt bei vielen und verschiedenen Gelegenheiten. Ihre Idee besteht darin, daß es sich für einen, der sich der Gottheit zu nahen im Begriffe ist, nicht schicke, dieß mit überfülltem Bauche zu thun, der ohnehin das Gemüth für den religiösen Sinn abstumpft. Die Wilden fasten, um in ekstatischen Zuständen mit ihrem Schutzgeist in Verbindung zu treten. Die Azteken suchten daher eher zu viel als zu wenig zu thun, und sich durch vorgeschriebene Entsagungen nicht bloß der Speise, sondern auch des Schlafs und des Beischlafs für die gottesdienstliche Handlung zu reinigen und zu weihen. Die Enthaltung von Speise bestand gewöhnlich in Entsagung von Fleisch und starkem Getränk, und im Beschränken des Essens auf einmal des Tags. Es gab Fasten von drei, vier, fünf, zwanzig, vierzig, sechszig, hundert und sechszig Tagen, ja sogar von vier Jahren. Dann waren die Fasten wieder entweder allgemeine, welche das ganze Volk zu halten hatte, oder Privatfasten, wie sie z. B. Eigenthümer von Opfern vor Darbringung ihres Opfers zu beobachten pflegten. Ueberhaupt aber werden diese reinigenden Vorbereitungsfasten fast vor allen Festen erwähnt. Bei besondern Unglücksfällen des Staates trat ein außerordentliches Fasten des Oberpriesters ein, welcher sich in eine Hütte des Waldes zurückzog. Es mußten die Azteken das Fasten mit einem noch um so feinern Gefühl für religiös schicklich halten, da schon im gemeinen Leben dem öffentlichen Sinne die Mäßigkeit als eine angestammte Tugend erschien. Vgl. Clavigero I, 353. 397 ff. 413. 382.

Wie überall im Süden, so sind auch hier die Reinigungen durch Wasser gebräuchlich. Täglich badeten sich die Priester des Quetzalcoatl um Mitternacht, um vor ihrem Gotte rein zu erscheinen. Lässige Priester wurden in den See getaucht und mit Gewalt rein geschwemmt. Die Priester hatten besondere Teiche zum Baden, und Brunnen zum Trinken. Im Teiche Tezcapan badeten viele, um ein den Göttern gethanes Gelübde zu erfüllen. Denn solche Reinigkeit liebten die Götter. Das Wasser des Brunnens Texpalatl ward für heilig gehalten, und

nur an den großen Festen getrunken. Vgl. Clavig. I, 372. vgl. 580 u. a. m.

Besonders aber ist von solchen Wasserreinigungen die Wassertaufe der Kinder merkwürdig, die wir schon bei den Peruanern vorfanden. Dieselbe bestand aus zwei Akten. Der erste fand gleich bei der Geburt statt, nach welcher die Hebamme das Kind badete, und feierlich der Wassergöttin Chalchiuhcueje empfahl, daß sie es von aller Unreinigkeit und allem Unglücke reinigen möchte. Bei dieser Gelegenheit sprachen die Verwandten ihre Glückwünsche aus, und die Wahrsager weissagten über das Schicksal des Kindes aus dem Kalenderzeichen. Unter noch größern Feierlichkeiten geschah das zweite Bad, zu dem Freunde, Verwandte, Kinder als zu einem feierlichen Taufschmaus oder Taufsuppe eingeladen wurden. Das Kind wurde feierlich im Hause herumgetragen, um es gleichsam den Hausgöttern darzustellen und zu empfehlen, ähnlich wie dieß bei den Amphidromien der Griechen, und nach der Inschrift von Rosette auch in Egypten der Gebrauch gewesen war. Alsdann wurde eine mit Wasser gefüllte Wanne in den Hof gestellt, das Kind ausgezogen, und von der Hebamme also angeredet: „Mein Kind, die Götter Ometeuctli und Omecihuatl, Herren des Himmels, haben dich in diese unglückliche Welt gesandt; nimm dieses Wasser hin, welches dir Leben geben soll." Dann benetzte sie Mund, Kopf und Brust des Kindes, badete zuletzt den ganzen Körper, rieb dessen Glieder, und sprach: „Wo bist du Unglück? in welchem Gliede steckst du? Entferne dich von diesem Kinde!" Das Kind wurde darauf in Gebeten den Göttern empfohlen, zuerst dem Ometeuctli und der Omecihuatl, dann in zwei Gebeten den Göttern des Wassers, in einem fernern allen Göttern, zuletzt dem Himmel und der Erde. Nach Verrichtung noch andrer verschiedener Ceremonien wurde das Kind angekleidet, in eine Wiege gelegt, der Göttin der Wiegen, Jacateuctli, und dem Gotte des Schlafes, Joalteuctli, empfohlen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch dem Kinde der Name gegeben. Vgl. Clavig. I, 434 ff. Humb. Monum. 78. 286. 289. Prescott I, 52. Acosta V, 27. Wuttke 266. Bernardino de Sahagun spricht als Augenzeuge von diesen Wassertaufen der Azteken. Das Symbol einer Reinigung durch Wasser, und mithin einer Weihe ist zu natürlich, als daß man in demselben mit ältern Spanischen Geistlichen, denen Prescott und Tiedemann beistimmen, den Beweis eines frühern christlichen Einflusses erblicken dürfte. Wasserreinigungen im religiösen Sinne, und

zwar in Verbindung mit Initiationen finden ſich im Heidenthum weit verbreitet.

Zu den Feierlichkeiten, welche bei der zweiten Waſſertaufe ſtatt fanden, gehört auch die Feuerreinigung, oder Feuertaufe. Sie beſtand darin, daß der Knabe viermal durchs Feuer gezogen wurde. Das Feuer iſt bei allen Naturvölkern ein Symbol der Reinheit, nicht ſowohl weil es wie das Waſſer reinigt, als weil es ſelber die Anſchauung der höchſten Reinheit gewährt. Die Sitte des Hindurchziehens durchs Feuer bei Kleinen, des Hindurchſpringens bei Großen, des Hindurchtreibens bei Heerden war in der alten Welt ſehr verbreitet. So hielten es die Römer, an den Palilien um ſich und Heerden zu ſchützen, ſo thaten ſie, wenn ſie von einem Leichenzuge zurückkehrten, um ſich zu reinigen. Dieſelbe Sitte ſah noch im fünften Jahrhundert in Syrien Theodoret, Biſchof zu Cyrus. So war es in Deutſchland, Frankreich, überhaupt im nördlichen Europa, auch in Griechenland im Mittelalter gehalten, die Fortſetzung einer altheidniſchen Sitte, welche auch als ſolche im 65ten Canon des Concils von 680 bezeichnet und verboten wurde. In Oſtindien gehen noch jetzt die Mütter mit ihren Neugebornen zwiſchen zwei Feuern hindurch. Wir ſtehen nach ſolchen Analogien auch im Geringſten nicht an, das im alten Teſtament erwähnte Hindurchgehenlaſſen für Moloch durchs Feuer — mit den alten Erklärern, Chriſten ſowohl als Rabbinen bis Spencer und Carpzow auf dieſelbe Sitte zu beziehen, und nicht mit den Neuern auf die Menſchenopfer. Dafür ſpricht neben der Analogie, zu der wir alſo hier die Mexikaniſche Sitte beifügen, auch der Ausdruck ſelbſt, welcher am einfachſten auf die alte Erklärung hinweiſt. Wenn dagegen die Neuern auf andere Stellen hinweiſen, in denen unzweifelhaft von Kinderopfern die Rede iſt, ſo leugnen wir ja die letztern bei den Kanaanitern und abgöttiſchen Hebräern ſo wenig als bei den Mexikanern. Es fanden eben beide Sitten ſtatt, ſie dürfen aber mit einander nicht verwechſelt werden. Vgl. Clavig. I, 437 nach Boturini. Grimm, altdeutſche Mythol. 2te Ausgabe, Bd. I, S. 583 ff. Schreibers Taſchenbuch V, 66. 76 ff. Hartung, Religion der Römer I, 46. 199. II, 152. Vossius de idol. II, 168. 199. Movers Religion der Phönizier 328 ff. Sepp Mythologie I, 196.

§. 119. Vorſtellungen von der Offenbarung der Gottheit.

Jede wirkliche und poſitive Religion beſteht in einem wirklichen Verhältniß zur Gottheit, wenn dasſelbe auch noch ſo mangelhaft, fehlerhaft und naturbefangen iſt, es iſt immer ein wirkliches Verhältniß, in welchem der Menſch zu der ſich ihm offenbarenden Gottheit oder zu den göttlichen Kräften in der Natur der Dinge ſteht.

Auch nach der Vorſtellung der Mexikaniſchen Völker, wie andrer Naturvölker, iſt die ganze Natur eine Offenbarung der Gottheit, die verſchiedenen Einflüſſe und Kräfte der Natur werden als eben ſo viele Götter aufgefaßt, die alſo Naturgötter ſind. Der Menſch hat noch das unmittelbare Bewußtſein von der in dieſen Kräften wirkenden Perſönlichkeit, wenn auch dieß Bewußtſein durch die Naturbefangenheit der Religion prismatiſch zur Vielheit der Götter gebrochen iſt. Es herrſchte bei den Mexikanern noch der volle ungeſtörte Glaube an eine unmittelbare Offenbarung der Gottheit in der Natur, der allen Naturvölkern, und zwar von Natur, inwohnt. Wenn die Natur im Frühling wieder zum Leben erwachte, ſo iſt das die Ankunft der Götter, wenn ſie im Dezember abſtirbt, dann ſtirbt auch der Hauptgott Huitzilopochtli.

Wenn ſich auch in der Natur die Götter offenbaren, ſo ſind dieſe doch zu ſehr in jener befangen, und mit ihr identifizirt, als daß von einer eigentlichen Kosmogonie die Rede ſein könnte. Eine ſolche ſetzt die Gottheit viel zu ſehr über die Natur, als daß ſie bei ſolcher Urbildungsſtufe eines noch reinen Heidenthums oder Naturdienſtes vorkommen könnte. Was aus ſolchen älteſten Zeiten gewöhnlich den Namen von Kosmogonien trägt, ſind Emanationslehren, Anſchauungen des Urſprungs der Dinge und Menſchen aus Naturgeſetzen, Naturgegenſtänden und Nothwendigkeiten. So verhält es ſich mit dem Entſtehen der fünf Sonnen oder Weltalter, die durch Elemente beſtehen und vergehen. Wohl wurde bald Teotl, bald Tezcatlipoca, bald die Sonne als oberſter Gott und ſelbſt als Schöpfer gefaßt, indem man die kosmologiſche Anſchauung der Jahresleitung auf die Schöpfung und Leitung des Univerſums übertrug, aber die Vorſtellungen von der Schöpfung traten bei den Mexikanern ſehr zurück und entwickelten ſich nicht einmal in der poetiſchen Mannigfaltigkeit, wie bei den nordiſchen Rothhäuten.

Eben ſo ſtoßen wir hier auch noch nicht auf Göttergenealogien. Dergleichen zuſammenhängende Syſteme ſucceſſiv ſich offenbarender göttlicher Kräfte und Weſen entſtehen oder entwickeln ſich erſt auf einer folgenden Stufe der Religion und Bildung. Die Anfänge dazu ſind bei den Mexikanern nur ſchwach. So haben ſie ihre Göttermutter, zur Seltenheit ſtammt einer vom andern ab, Huitzilopochtli von der Coatlantana, Quetzalcoatl von Tezcatlipoca, dieſer iſt wieder Bruder Huitzilopochtlis. Aber alles das hängt ſo wenig unter ſich zuſammen, daß daraus nicht einmal der Schluß gemacht werden darf, daß Tezcatlipoca ein Sohn der Coatlantana, oder irgend einer Mutter ſeines Bruders ſei, es hindert auch nicht, daß Quetzalcoatl wenigſtens theilweiſe als ein älterer Gott denn ſein Vater galt. Die Bezeichnungen Mutter, Vater, Bruder ſind als ganz vereinzelte Verwandtſchaftsbezeichnungen aufzufaſſen. Haben hinwieder manche Götter ihre Gattinnen, ſo wird doch nichts von ihren Kindern und dergleichen Mythen erzählt. Deßwegen hat aber die Anſchauung der göttlichen Offenbarung nicht gelitten, da dergleichen Schmuck mehr der poetiſchen Ausſchmückung und cykliſchen Zuſammenſtellung, als der religiöſen Weltbetrachtung angehört.

Außerdem daß die Götter ihr eigenes Weſen in der Welt offenbaren, ſo ſehr, daß ſie mit der Natur geboren werden, leben und ſterben, offenbaren ſie noch vielfach ihren Willen den Menſchen. Und dieß iſt die Offenbarung im engern Sinn, nach welcher aber nicht der ſittliche Wille ſich kund thut in ſittlichen Anforderungen, ſondern Wohl und Wehe verhängen die Götter, und machen dafür Kultusanforderungen. Bleiben dieſe zu lange aus, ſo offenbart ſich der göttliche Zorn, durch Geſchenke wird er befriedigt. Es offenbart ſich allerdings das Abhängigkeitsverhältniß, aber auf die naturbefangene Weiſe der alten Naturreligion.

Die Vermittler dieſer Offenbarung ſind die Prieſter, durch welche die Gottheit ihren Willen und ihre Geſinnung offenbart, und durch die ſie zugleich wieder befriedigt wird. Wie letzteres durch den Kultus geſchieht, iſt ſchon ausgeführt worden. Es iſt dieß das Geſchäft der Prieſter in allen civiliſirten Naturſtaaten. Die Entgegennahme der göttlichen Offenbarung iſt ihnen aber von den alten Zauberern und Sehern als zweites Geſchäft zu Theil geworden, welches ſie bei den Mexikanern völlig geerbt haben.

Die Art ſolcher göttlichen Offenbarungen ſtimmt nun bei den Kulturvölkern, wie wir ſchon bei den Peruanern geſehen haben, nicht mit der Weiſe der Zauberer überein, wenigſtens in den wenigſten Fällen. Häufig iſt ſchon in den Schriften der Eroberer, und dann der Spaniſchen Geiſtlichen von Orakeln der Mexikaner die Rede. So gab es Orakel in Mexiko, Cholula, Tezcuco, in Cozumel, bei den Zapoteken. Gewöhnlich wird nicht geſagt, welches die Weiſe der Orakel geweſen ſei. Die Spanier glaubten ſo gut an dieſe Orakel, wie die Mexikaner, nur ſtellten ſie ſich vor, der Teufel rede aus den Götzenbildern zu den Prieſtern. Von den Orakelprieſtern der Centeotl wird berichtet, wenn ſie vom Adel und den Oberprieſtern um Rath befragt wurden, ſeien ſie auf den Ferſen geſeſſen, und hätten mit niedergeſchlagenen Augen zugehört. Der Regel nach waren die Orakel mit Opfern verbunden, und namentlich ſind hier, wie bei den Celten, Germanen und andern Völkern derſelben primären Kulturſtufe, die Götter, denen man Menſchenopfer bringt, auch die Orakelgötter. Dieſe Verbindung der Opfer mit den Orakeln zeigt aber, worin letztere beſtanden haben, nämlich in dem Betrachten der Opfereingeweide, wie uns das bei den Peruanern begegnete §. 82, und wie es uns aus der Haruspicina der altitaliſchen Völker, der Hieroscopia der Griechen und andrer Völker, z. B. der Mongolen (Wuttke I, 146), der alten Welt bekannt iſt. Bei den Mexikanern aber, bei denen die Orakel mit den Menſchenopfern zuſammenhingen, muß man, wie ſo häufig im Heidenthume (vgl. Burckhardts Conſtantin S. 269. 276), die menſchlichen Eingeweide beſchaut haben. Ueberhaupt wird ſich bei den Mexikanern ſo gut wie ſonſtwo eine beſtimmte religiöſe Wiſſenſchaft oder heilige Disciplin in dieſer Hinſicht gebildet haben mit beſtimmten Regeln und Vorſchriften. Der pſychologiſche Zuſammenhang dieſer Weiſſagung mit dem wilden Schamanenthum zeigt ſich aber in den ekſtatiſchen Zuſtänden, in welche die Orakel gebenden Mexikaniſchen Prieſter zu gerathen ſtrebten. Dieſelben beſtrichen ſich nämlich mit einer betäubenden Salbe, die ſie mit einem Geiſte wilder Bewußtloſigkeit ergriff, und in ekſtatiſche Zuſtände verſetzte. Denn vermittelſt dieſer Salbe hatten ſie Erſcheinungen der Götter, z. B. Huitzilopochtlis, ſprachen mit ihnen, und ſie ertheilten ihnen ihre Antworten. So hatten die Celtiſchen Barden ihren myſtiſchen Keſſel, mit deſſen Hülfe ſie weiſſagten; die alten Slaviſchen Prieſter tranken, um ſich zum Weiſſagen zu begeiſtern, das Opferblut; die

Cimbern und Brukterer weissagten aus den Eingeweiden der Menschenopfer und ihrem Blute, namentlich schlachteten die weißgekleideten Priesterinnen der Cimbern die Gefangenen über einem gewaltigen Kessel, in den das Blut floß, mit dem man weissagte. Dahin gehört auch die Hexensalbe. Die Salbe der Mexikanischen Priester wurde aus betäubenden Kräutern und giftigen Thieren verfertigt und hieß Nahrung der Götter.

Neben dieser Haruspizin fand aber auch die Beobachtung des Gesangs und Flugs der Vögel statt, Auspizien im engern Sinne. So war Quetzalcoatl ein weissagender Specht ursprünglich, Huitzilopochtli ein Kolibri, der als Weissagegott verehrt wurde, Orakel ertheilte, und dem Volke die wichtigsten Befehle, z. B. zur Auswanderung ertheilte. Wie bei den Nordamerikanischen Indianern galt auch bei den Mexikanern das Geschrei der Eule für unglückbringend. Die Könige leiteten oft selbst die Auspizien, die sich bis tief in die christlichen Zeiten erhielten, wie z. B. in Guatemala.

Im weitern Sinn gehörte zu diesem Auspizienwesen auch noch die Beobachtung der Himmelskörper, und das astrologische Merken auf die Kalenderzeichen, Horoscop. Die Zeichendeuter standen im höchsten Ansehen und übten den größten Einfluß. Bei allen wichtigen Gelegenheiten wurden die Zeichen der Tage untersucht, bei der Geburt, bei Heirathen, Reisen, beim Krieg u. s. w. und aus denselben Glück und Unglück geweissagt. Der im Jahr 1790 aufgefundene, und von Gama und Humboldt erklärte Kalenderstein diente solchen astrologischen Zwecken. Das Buch der Sonne, Tonalamatl, von welchem Sahagun Auskunft ertheilt, war ebenfalls ein astrologisches Buch dieser Art. Ausland 1853. 305 b. Kometen, Sonnenfinsternisse und Mondfinsternisse galten auch hier wie anderswo für Unglücksboten. In Tezcuco gab es, wie für andere Wissenschaften, so auch für die Wahrsagung ein besonderes Collegium oder Akademie. Es sind alles das nur verschiedene Ausdrucksweisen eines und desselben Schicksalsglaubens, dem das gesammte Heidenthum anheimfällt.

Merkwürdig ist der alte Glaube der Azteken an den Untergang ihres eigenen Reiches, welcher sich auch kurz vor der Ankunft der Spanier durch Wahrnehmung von mancherlei denselben ankündigenden Unglückszeichen aussprach. Man erwartete nämlich, daß Quetzalcoatl, wie er es verheißen, einst wiederkommen, und sein Reich erneuern werde. Diese Zeit glaubte man nahe bevorstehend im Anfange des sechszehnten

ten haben, vermiſchten ſich aber mit denen der höhern Bildungsſtufen, namentlich mit denen des Anthropomorphismus.

Auch hier entſpricht zunächſt dem reinen und unmittelbaren Naturdienſte, der Verehrung der Naturkräfte, namentlich in Himmelskörpern und Thieren, die Unſterblichkeitsvorſtellung der Seelenwanderung. Schon die Anſicht von einer Wanderung durch die Thiere ſchließt ſich an den Glauben an die Unſterblichkeit der Thiere ſelbſt an, der ſich beſonders bei den Tlaskalteken erhalten hatte. Diejenige Seite der Seelenwanderung aber, die ſich an die Himmelskörper hält, läßt die Seelen nach dem Tode in die Sonne gelangen. Dieſe Seite iſt einerſeits in den gebildetern Vorſtellungen des Tezkukaniſchen Königs Nezahuatcojotl von dem Streben nach jenem Himmel, wo alles ewig iſt, und wohin kein Verderben dringen kann, von den Wohnungen in der Sonne und den Sternen, — in verjüngter Form aufgefriſcht aus dem ältern Naturdienſte. Andrerſeits hat ſie ſich in den Unſterblichkeitshoffnungen populariſirt, welche die Azteken an ihren Nationalgott Huitzilopochtli anknüpften. Vgl. Clavig. I, 342 ff. A. Humb. Mon. 86. Prescott I, 156.

Die dem Anthropomorphismus entſprechenden Unſterblichkeitsvorſtellungen haben wir, inwiefern ſie der Urbevölkerung des Majageſchlechtes angehören, bereits kennen gelernt, und zwar nach ihren beiden Seiten hin, nach der Lichtſeite und nach der Schattenſeite. Wir erinnern uns, wie die Lichtſeite, die Vorſtellung eines glücklichen Paradieſes, ſich an den Waſſergott Tlaloc und ſeine überirdiſche Wohnung Tlalocan anſchloß. Bei der Schattenſeite geſchah daſſelbe mit Mictlanteuctli und Mictlancihuatl, und ihrer Wohnung Mictlan. Dieſe Vorſtellungen, die ſich zum Theil bis Nicaragua vorfanden, ſind aber von den Mexikaniſchen Völkerſchaften angenommen worden, welche dieſelben, beſonders die der Schattenſeite, noch weiter, und nach ihrer Eigenthümlichkeit ausbildeten.

Daher iſt es denn zu erklären, daß der eigentliche Nordiſche Todtengott Tezcatlipoca, der Gott des Todes und der Unterwelt, keinen weitern Einfluß auf die Entwicklung der Unſterblichkeitsvorſtellungen, ſofern ſie das Schattenreich betreffen, ausgeübt hat.

Deſto mehr wurde aber die Lichtſeite von den nordiſchen Völkern mit lebendiger Phantaſie feſtgehalten und ausgeſchmückt. Schon nach der Vorſtellung der Chichimeken wohnen ihre Götter Ometeuctli und

§. 121. Verhältniß der Sittlichkeit zur Religion.

Was über dieſes Verhältniß früher, beſonders bei den Peruanern, im Allgemeinen und für die Grundlage geſagt worden iſt, das gilt auch hier. Wie die Götter ſelbſt keine ſittlichen Weſen ſind, ihre Gaben keine ſittlichen, ſo iſt auch das Verhältniß zu ihnen kein ſittliches von Hauſe aus, ſondern bloß das religiöſe im engern Sinne des Worts, das Abhängigkeitsverhältniß, und dieſes religiöſe Gefühl verzweigt ſich in die beiden Seiten der Gefühle des Dankes und der Furcht, beides in Beziehung auf die Offenbarungen der Gottheit in der Natur.

Da aber auch dieſe Menſchen, beſonders ſeitdem ſie in Kulturſtaaten übergingen, das Verhältniß von Menſch zu Menſch zu einem ſittlichen zu geſtalten ſtrebten, ſo konnte es durchaus nicht fehlen, daß auch dieſe Beſtrebungen mit der Religion in irgend eine Beziehung geſetzt wurden, Staat, Ehe, Verträge erhielten religiöſe Sanktion. Aber dieſe Verbindung zwiſchen Religion und Sittlichkeit war eine bloß äußere, und ging nicht aus dem Weſen der Götter und ihrem Wohlgefallen an der Sittlichkeit hervor.

Es ſind aber in Beziehung auf die verſchiedenen Entwicklungsepochen der Mexikaniſchen Völker auch in ſittlicher Hinſicht vier Hauptzuſtände zu unterſcheiden, der der Wildheit, der der Kultur der Urbevölkerung, der der Tolteken, und endlich der der Azteken und der andern mit ihnen am meiſten verwandten Völker.

Ueber die Sittlichkeit dieſer Wilden gilt dasſelbe, was früher über die öſtlichen amerikaniſchen Volksſtämme, und über manche der älteſten Peruaner geſagt worden iſt. Daraus, daß ſich manche einzelne Tugenden und Laſter finden, die den Kulturvölkern fehlen, iſt noch kein Schluß auf die Sittlichkeit zu machen, das Fehlen rührt bloß von Unkenntniß her. Von Sittlichkeit iſt auf dieſer Stufe nicht die Rede, auf welcher der Menſch ſich nicht mit Freiheit dem Sittengeſetze unterordnet, ſondern jeweilen den augenblicklichen Trieben der ſinnlichen, oder auch ſeeliſchen Natur folgt. Auf dieſer Stufe ſind im Mexikaniſchen Reiche manche Stämme im Norden ſtehen geblieben, welche ſogar als Menſchenfreſſer gebratene Kinder mit in den Krieg ſchleppten. Darin ſtand allerdings das Inkareich dem Aztekiſchen voran, daß es ſolche Wildheit

Sonnenuntergang fort. Aber vier Jahre nachher werden ſie theils in Wolken verwandelt, theils in Kolibris, die mitten unter den Blüthen und Gerüchen des Paradieſes ſchwelgen. Zugleich erhalten ſie die Freiheit, entweder in das Paradies zurückzukehren, oder auf der Erde zu ſingen, und den Saft aus den Blumen zu ſaugen. Dieſer letztere Zug beſchränkt den Anthropomorphismus außerordentlich, indem in demſelben die alte Naturgrundlage der religiöſen Anſchauung klar zu Tage bricht. Die Seelen der dem Himmelsgotte Verfallenen nehmen die Eigenthümlichkeiten des Tropenhimmels und Himmelsgottes an, indem ſie bald als Wölkchen den Himmel zieren, bald als Kolibris in der Geſtalt ihres Gottes ſelbſt die Blüthen umſchwirren, ihren Gott in dieſem Geſchäfte wiederholend. Auch bei den Hindus fallen Lichtſtrahlen und Wolken mit dem Begriff eines Thiers (einer Kuh) zuſammen, und zwar ebenfalls in einem Mythus, der die Herrſchaft und das Zurückweichen des Sommers darſtellt. Noch häufiger aber finden wir die Vorſtellung, die ſich an die Seelenwanderung ſtreng anſchließt, von ſchönen Vögeln, in deren Geſtalten die Verſtorbenen fortlebten. So ſtellten ſich die alten Deutſchen und andere Völker die Seelen nach dem Tode als Vögel vor. Daſſelbe galt auch für pythagoreiſche Anſicht. Die Muhamedaner glauben, daß die Seelen der Märtyrer nach dem Tode den Leib ſchöner, grüner Vögel bewohnen, welche ſich an den Früchten des Paradieſes erlaben. Nach einer noch weniger anthropomorphiſch ausgebildeten antiken Naturanſicht ließen die Tlaskalteken die vornehmen Verſtorbenen in ſchöne, lieblich ſingende Vögel oder vorzügliche Vierfüßler verwandelt werden, während die geringen Leute Wieſel und Käfer werden. Vgl. Clavig. I, 343. Humboldt Monum. 218. Minutoli 87. Anh. 56. Prescott I, 50 nach Sahagun und Torquemada. Ausland 1831. 1027. 1042. Wuttke 266. Ueber das Bild der Teoyamiqui, das nach Humboldt mit dem Huitzilopochtlis vereint iſt, vgl. Monum. XXX, XXXVII, 15.

Ueber die andern Völker: Knappii Scripta varii argumenti p. 96. J. Grimm, deutſche Mythologie. S. 788. W. Müller, Geſchichte und Syſtem der altdeutſchen Religion. S. 353. Stöber, Neujahrsſtollen. S. 55 ff. Zeitſchrift für deutſches Alterth. von M. Haupt; Bd. VI, 1. Hft. S. 123. Meiners krit. Geſchichte II, 770. Vollmer myth. Lexikon, Art. Barzakh.

§. 121. Verhältniß der Sittlichkeit zur Religion.

Was über dieſes Verhältniß früher, beſonders bei den Peruanern, im Allgemeinen und für die Grundlage geſagt worden iſt, das gilt auch hier. Wie die Götter ſelbſt keine ſittlichen Weſen ſind, ihre Gaben keine ſittlichen, ſo iſt auch das Verhältniß zu ihnen kein ſittliches von Hauſe aus, ſondern bloß das religiöſe im engern Sinne des Worts, das Abhängigkeitsverhältniß, und dieſes religiöſe Gefühl verzweigt ſich in die beiden Seiten der Gefühle des Dankes und der Furcht, beides in Beziehung auf die Offenbarungen der Gottheit in der Natur.

Da aber auch dieſe Menſchen, beſonders ſeitdem ſie in Kulturſtaaten übergingen, das Verhältniß von Menſch zu Menſch zu einem ſittlichen zu geſtalten ſtrebten, ſo konnte es durchaus nicht fehlen, daß auch dieſe Beſtrebungen mit der Religion in irgend eine Beziehung geſetzt wurden, Staat, Ehe, Verträge erhielten religiöſe Sanktion. Aber dieſe Verbindung zwiſchen Religion und Sittlichkeit war eine bloß äußere, und ging nicht aus dem Weſen der Götter und ihrem Wohlgefallen an der Sittlichkeit hervor.

Es ſind aber in Beziehung auf die verſchiedenen Entwicklungsepochen der Mexikaniſchen Völker auch in ſittlicher Hinſicht vier Hauptzuſtände zu unterſcheiden, der der Wildheit, der der Kultur der Urbevölkerung, der der Tolteken, und endlich der der Azteken und der andern mit ihnen am meiſten verwandten Völker.

Ueber die Sittlichkeit dieſer Wilden gilt dasſelbe, was früher über die öſtlichen amerikaniſchen Volksſtämme, und über manche der älteſten Peruaner geſagt worden iſt. Daraus, daß ſich manche einzelne Tugenden und Laſter finden, die den Kulturvölkern fehlen, iſt noch kein Schluß auf die Sittlichkeit zu machen, das Fehlen rührt bloß von Unkenntniß her. Von Sittlichkeit iſt auf dieſer Stufe nicht die Rede, auf welcher der Menſch ſich nicht mit Freiheit dem Sittengeſetze unterordnet, ſondern jeweilen den augenblicklichen Trieben der ſinnlichen, oder auch ſeeliſchen Natur folgt. Auf dieſer Stufe ſind im Mexikaniſchen Reiche manche Stämme im Norden ſtehen geblieben, welche ſogar als Menſchenfreſſer gebratene Kinder mit in den Krieg ſchleppten. Darin ſtand allerdings das Inkareich dem Aztekiſchen voran, daß es ſolche Wildheit

überall, wo nicht aufhob, ſo doch bekämpfte und verdrängte, während die mehr föderaliſtiſchen Einrichtungen des Mexikaniſchen Staates die alten Zuſtände der verſchiedenen Stämme gewähren ließen. So viel fehlte aber daran, daß was der Staat verſäumt hatte, durch die Religion gebeſſert worden wäre, daß vielmehr gewiſſe Rohheiten, wie die Anthropophagie, gerade durch die Religion und ihre Opfermahlzeiten feſtgehalten wurden, die doch das gewöhnliche Leben längſt aufgegeben hatte. Die Anthropophagie war nicht eine Entartung einer alten Sitte mit hoher religiöſer Bedeutung, ſondern eine alte Unſitte aller Wilden, welche im civiliſirten Zuſtande nur noch durch die Religion feſtgehalten wurde, an der man nichts zu neuern wagte.

Was die alten Urvölker des Landes betrifft, die wir unter dem Namen Majas zuſammenfaßten, ſo haben wir geſehen, daß dieſelben in dem Beſitze einer bedeutenden Kultur geweſen ſind, von der nur ein Theil ſpäter auf die nordiſchen Einwanderer übergegangen iſt. Aber dieſe Kultur war in Sittenloſigkeit, Trunkſucht, und überall in unnatürliche Laſter entartet, die ſich nicht ſelten mit der Religion in Beziehung ſetzten. Am Panuco fand ſich Phallusdienſt, und nach Bernal Diaz waren alle Arten der fleiſchlichen Vermiſchung beider Geſchlechter in erhabener Arbeit dargeſtellt. In Nicaragua war zwar im gewöhnlichen Leben die Ehe und Sitte ziemlich ſtrenge, obſchon auch hier öffentliche Buhldirnen gehalten wurden, und die Töchter von den Eltern durften preisgegeben werden. Aber an einem jährlichen Feſte war es allen Frauen geſtattet, ſich jedem beliebigen Manne hinzugeben. Daneben waren dieſe Völker ebenfalls grauſam und opferten ihre Menſchenopfer eben ſo gut als die nordiſchen Einwanderer, hingegen waren ſie weniger kräftig und tapfer, weniger edler und ſtolzer Geſinnung fähig. Das Verhältniß der Sittlichkeit zur Religion iſt analog dem heidniſchen in Vorderaſien, und dem Schiwaismus in Oſtindien.

Ueber die Tolteken herrſchen gewöhnlich in ſittlicher Beziehung ſehr ideale Anſichten, daß ſie ſowohl durch ſtrenge Büßungen, als durch Milde der Sitte ſich auszeichneten. Die ſpätern Tolteken unter aztekiſcher Herrſchaft ließen ſich ſelber von dergleichen idealen Anſichten eines goldenen Zeitalters unter der Herrſchaft ihres Quetzalcoatl beherrſchen. So viel iſt immer ſicher, daß die Tolteken mit vieler Neigung und vielem Talent die alte Bildung des Urvolks der Majas ſich aneigneten, und zugleich der Rohheit oder Entartung der Sitten entgegentraten,

bekannt war, beweist ebenfalls, daß man die geſchlechtliche Vermiſchung nicht anders, als wie jede andre Befriedigung der Naturbedürfniſſe anſah. Daher ſind auch die Orden der Keuſchheit bloß von rituellem Standpunkte aus als Opfer und Gaben, etwa wie das Faſten, anzuſehen. Auf ähnliche Weiſe verhält es ſich mit dem Berauſchen. Für die Jugend waren allerdings ſtrenge Strafen darauf geſetzt. Daß aber dieſelben mehr einen politiſchen, als einen ſittlich religiöſen Grund hatten, geht einerſeits aus dem Berauſchen bei Feſten hervor, andrerſeits aus der Erlaubniß für ältere Leute einen Rauſch zu trinken. Vom ſechzigſten Lebensjahr an durfte ſich der Mann betrinken, die Frau, ſeitdem ſie Großmutter geworden war. Uebrigens genoß auch der Trunkenheit die religiöſe Ehre, in das Kleid des Gottes Tlaloc gekleidet zu werden. Die Erziehung der höhern Stände war ſorgfältig, ſtreng in der Zucht, nicht hart, weil naturwüchſig, und lag wie bei dem Naturvolke aller Völker in den Händen der Prieſter, da die Primärkultur, Wiſſenſchaft und Kunſt, nirgends aus ſich ſelbſt, aus ihrem eigenen Bedürfniß und Intereſſe, ſondern aus dem religiöſen entſtanden war. Die älteſte Kunſt und Wiſſenſchaft iſt im Dienſte der Religion, und von Prieſtern geübt worden im Dienſte und zu Ehren der Gottheit, wie das Herder in ſeinen Ideen ſo ſchön gezeigt hat. Dieſe Erziehung war auch inſofern naturwüchſig und dem aztekiſchen Geiſte entſproſſen, als ſie wenigſtens eben ſo vielen Fleiß auf die körperliche und kriegeriſche Ausbildung verwandte, als auf die geiſtige. Im Einzelnen herrſchten manche treffliche Grundſätze, die auch bei gewiſſen feierlichen Gelegenheiten den jungen Leuten, Mädchen wie Jünglingen, eingeſchärft wurden. Doch ſind ſolche Reden, wie ſie von Clavigero, Torquemada, und andern aufgezeichnet ſind, erſt ſpäter von bekehrten und unbekehrten (über letztere vgl. Herrera Las Casas I, LVIII) Indianern aufgeſchrieben worden, wobei es nicht anders geſchehen konnte, als daß das durch die chriſtliche Lehre geweckte ſubjektive Bewußtſein mit dem frühern heidniſchen, und zwar im apologetiſchen Intereſſe, ſich vermiſchte und ihm nicht nur Farbe und Ausdruck, ſondern auch ſolche Beweggründe und Gedanken lieh, die dieſer Stufe des Heidenthums überall fremd ſind. Die Sittlichkeit beruht hier noch nicht auf einer bewußten Einzelüberzeugung, ſondern auf einem die Maſſe beherrſchenden Geiſte. Und auch inſofern ſtand die Aztekiſche Erziehung auf denſelben Grundlagen des Naturſtaates, wie die Peruaniſche.

Vorgänger. So war es in den Mexikaniſchen Ländern den Tolteken gegangen, und wenn wir auch die Azteken noch in der ungeſchwächten Blüthe ihrer Kraft erblicken, wenn ihre Jugend noch kein höheres Geſetz kannte als den Gehorſam gegen die vaterländiſchen Geſetze, wenn Adel und Heer eine ſelbſtſtändige Unabhängigkeit fühlten, wenn die Prieſterſchaft kein höheres Motiv kannte als den Geiſt ihrer Religion, — ſo war doch die Höhe des Aztekiſchen Weſens bereits erreicht, und wenn nicht alle Anzeichen der Analogie täuſchen, wäre auch ohne die Spanier ein raſches Sinken der Thatkraft erfolgt, um ſo mehr, da die Azteken nach ächter Barbarenart von der Kultur, die ſie von Tolteken, Chichimeken und andern Nachbarn vorfanden, nur ſo viel ſich aneigneten als zur Vergrößerung und Oſtentation ihrer Macht, und zur Erhöhung ihrer Sinnengenüſſe diente. Montezuma II. hatte zu dieſer Entnervung, die in genaueſtem Zuſammenhange mit orientaliſchem Deſpotismus ſtand, bereits den Anfang gemacht, und dadurch das Signal gegeben. Denn es iſt klar, wie ſchnell in ſolchen Fällen das Beiſpiel des Regenten Nachahmung findet.

Mithin finden wir im Ganzen trotz mancher nicht unweſentlicher Verſchiedenheiten viele Uebereinſtimmung in der Grundlage des ſittlichen Lebens zwiſchen Azteken und Peruanern. Dahin gehört die Strenge der Geſetze der Erziehung, die Sorge für Arme und Kranke, und die verhältnißmäßig ſchonende Behandlung der Sklaven. Die Geſetze waren beſonders gegen den Diebſtahl auch hier ſtreng, und verhängten Sklaverei und häufig Tod als Strafe. Sogar unanſtändige Reden, die gegen das Herkommen ſtießen, wurden mit dem Tode beſtraft. Ehebrecher wurden mit Steinigung beſtraft, beſonders Ehebrecherinnen, welche mit Stricken um den Hals auf den Richtplatz geführt wurden. Daß aber dabei mehr menſchlich rechtliche, als ſittlich religiöſe Motive wirkten, zeigt die antike Sitte, daß für Unverheirathete die Hurerei auf keinerlei Weiſe verboten war. Wenn der Ehebrecher allerdings auch eine religiöſe Buße zu entrichten hatte, indem er Ohren und Zunge durchſtechen, und ſo mit Blut zu büßen hatte, ſo war die Sache ſelbſt deßwegen der Gottheit nicht mißfällig. Die Wollüſtlinge verehrten einen eigenen Gott, Tlazolteotl, den Gott der Liebe, und ein Ehebrecher genoß die Ehre, in das Kleid dieſes Gottes gekleidet zu werden. Wie in Peru war auch hier Vielweiberei und Vermiſchung in nähern Graden erlaubt. Die momentane Vermählung eines Opferſklaven, der als Gott

behandelt wurde, beweist ebenfalls, daß man die geſchlechtliche Vermiſchung nicht anders, als wie jede andre Befriedigung der Naturbedürfniſſe anſah. Daher ſind auch die Orden der Keuſchheit bloß von dieſem Standpunkte aus als Opfer und Gaben, etwa wie das Faſten, anzuſehen. Auf ähnliche Weiſe verhält es ſich mit dem Berauſchen. Für die Jugend waren allerdings ſtrenge Strafen darauf geſetzt. Daß aber dieſelben mehr einen politiſchen, als einen ſittlich religiöſen Grund hatten, geht einerſeits aus dem Berauſchen bei Feſten hervor, andrerſeits aus der Erlaubniß für ältere Leute einen Rauſch zu trinken. Vom ſechzigſten Lebensjahr an durfte ſich der Mann betrinken, die Frau, ſeitdem ſie Großmutter geworden war. Uebrigens genoß auch der Trunkenbold die religiöſe Ehre, in das Kleid des Gottes Tlaloc gekleidet zu werden. Die Erziehung der höhern Stände war ſorgfältig, ſtreng in der Zucht, nicht hart, weil naturwüchſig, und lag wie bei dem Naturſtaate aller Völker in den Händen der Prieſter, da die Primärkultur, Wiſſenſchaft und Kunſt, nirgends aus ſich ſelbſt, aus ihrem eigenen Bedürfniß und Intereſſe, ſondern aus dem religiöſen entſtanden war. Die älteſte Kunſt und Wiſſenſchaft iſt im Dienſte der Religion, und von Prieſtern gepflegt worden im Dienſte und zu Ehren der Gottheit, wie das Herder in ſeinen Ideen ſo ſchön gezeigt hat. Dieſe Erziehung war auch inſofern naturwüchſig und dem aztekiſchen Geiſte entſproſſen, als ſie wenigſtens eben ſo vielen Fleiß auf die körperliche und kriegeriſche Ausbildung verwandte, als auf die geiſtige. Im Einzelnen herrſchten manche treffliche Grundſätze, die auch bei gewiſſen feierlichen Gelegenheiten den jungen Leuten, Mädchen wie Jünglingen, eingeſchärft wurden. Doch ſind ſolche Reden, wie ſie von Clavigero, Torquemada, und andern aufgezeichnet ſind, erſt ſpäter von bekehrten und unbekehrten (über letztere vgl. Llorente Las Casas I, LVIII) Indianern aufgeſchrieben worden, wobei es nicht anders geſchehen konnte, als daß das durch die chriſtliche Lehre geweckte ſubjektive Bewußtſein mit dem frühern heidniſchen, und zwar im apologetiſchen Intereſſe, ſich vermiſchte und ihm nicht nur Farbe und Ausdruck, ſondern auch ſolche Beweggründe und Gedanken lieh, die dieſer Stufe des Heidenthums überall fremd ſind. Die Sittlichkeit beruht hier noch nicht auf einer bewußten Einzelüberzeugung, ſondern auf einem die Maſſe beherrſchenden Geiſte. Und auch inſofern ſtand die Aztekiſche Erziehung auf denſelben Grundlagen des Naturſtaates, wie die Peruaniſche.

Waren aber auch die allgemeine Grundlage und die allgemeine Kulturſtellung dieſelben, ſo war der Geiſt der Nationalſittlichkeit wieder vielfach verſchieden bei beiden Völkern. Hier wird nun vor allem hervorgehoben die Grauſamkeit der Azteken im Gegenſatz gegen die Sanftmuth der Peruaner. Wir haben zwar früher geſehen, daß dieſe gerühmte Sanftmuth auch ihre bedeutenden Einſchränkungen hat. Indeſſen iſt allerdings nicht zu leugnen, daß, wie bei den Inkas das Streben hervortritt, die Menſchenopfer zurückzudrängen, die Azteken eben ſo ſehr dieſelben noch weiter ausbildeten als alle Völker vor ihnen. Wir können hierin keine ſittliche Kraft der Selbſtaufopferung erblicken, denn an ſich iſt das Menſchenopfer, wie ſchon bemerkt, kein freiwilliges. Wir ſehen allerdings auch nicht in demſelben eine liſtige Prieſtererfindung, ſondern den Ausdruck des aztekiſchen Geiſtes in ſeiner religiöſen Stimmung. Aber eben dieſer Gegenſatz, in welchem hier die Religion zur Menſchlichkeit trat, iſt unſittlich, und alle Völker, bei denen die Keime einer ſelbſtſtändigen Sittlichkeit emporſproßten, oder bei denen die Sittlichkeit ſchon im Prinzip der Religion lag, haben über den Geiſt der Unſittlichkeit, der ſich in den Menſchenopfern kund gab, ſich im Innerſten empört gefühlt. Es iſt ein ganz richtiges Beſtreben, die religiöſe Erſcheinung der Menſchenopfer als eine religiöſe aufzufaſſen. Aber dabei muß man dieſe Erſcheinung nicht höher anſchlagen, als ſie von dem unbefangenen Geiſte der Menſchheit von jeher aufgefaßt wurde, der in ſeinem erwachten ſittlichen Bewußtſein bei Griechen und Hebräern von religiöſem Abſcheu gegen dieſelben ergriffen wurde. Daß die Azteken ſelbſt dieſe ſittliche Entrüſtung nicht begreifen konnten, gerade dieſe Thatſache zeigt den unentwickelten Standpunkt ihrer Sittlichkeit, den nicht nur nicht ſittlichen, ſondern unſittlichen Geiſt ihrer Religion. Wenn aber auch die Azteken hinſichtlich dieſer Härte des menſchlichen Gefühls den Peruanern nachzuſetzen ſind, — denn wenn ſie auch in andern Beziehungen ſanft und wohlwollend ſind, ſo beweist dieß bei ihnen ſo wenig als bei andern Menſchen gegen das Vorhandenſein des Gegentheils, — ſo darf man doch nicht mit Robertſon dieſe Schattenſeite des aztekiſchen Charakters übertreiben, welcher dieſes Volk grauſamer macht als die Wilden. Wenn ſie mehr Menſchen tödteten als dieſe, ſo rührt das nicht von Verſchiedenheit des Charakters, die Wilden lebten in dünner, die Azteken und ihre Umgebungen in dichter Bevölkerung. Es findet ſich bei den Azteken keine grauſame Sitte, die ſich

nicht auch bei den nordamerikaniſchen Wilden fände, während jene dagegen als Kulturvolk Vieles gemildert haben. So bedienten ſie ſich keiner vergifteten Pfeile, fraßen als gewöhnliche Nahrung nicht Menſchenfleiſch, und namentlich wußten ſie nichts von jenen ſchrecklichen Martern und Verſtümmelungen der Kriegsgefangenen. Dieſe waren der perſönlichen Rache entzogen, nach Kriegsgebrauch behandelt und geehrt, und ihnen nach dem Tode ein ſeliger Aufenthalt bei dem Kriegsgotte angewieſen.

In dieſer letztern Hinſicht haben wir ſogar (S. oben S. 408) die Azteken über die Peruaner geſetzt. Ihre Unſterblichkeitsvorſtellung iſt freier, und ſomit näher einer ſittlichen Faſſung, jeder der den Heldentod, oder auch ſelbſt ein Gefangener, der den Opfertod ſtirbt, gelangt bei den Azteken in das Sonnenhaus, während hingegen dieſe Wohnung bei den Peruanern bloß ein Vorrecht der Inkas war, ſie mochten gelebt haben oder geſtorben ſein, wie ſie wollten. So iſt es auch mit der Aztekiſchen Anſicht vom weiblichen Geſchlechte. Es iſt für dieſelbe ſehr bezeichnend, daß nach ihr Frauen, die am Kindergebären ſterben, in dieſelben ſeligen Wohnungen gelangen, wie die Helden, — eine Gleichſtellung des weiblichen Geſchlechtes, die ſich auch in Ertheilung höherer Erziehung und Abnahme der ſchweren Arbeit zeigt.

Auch in andern Punkten dürften die Azteken nicht bloß höher als die Wilden in ſittlicher Beziehung zu ſtellen ſein, — denn dieß ſollte ſich eigentlich jedem von ſelbſt verſtehen, — ſondern auch als die Peruaner. Wenn die Freiheit das Feld der Sittlichkeit iſt, ſo ſteht wenigſtens das ſittliche Feld der Azteken um ſo höher, als das Peruaniſche, je mehr es der Freiheit Raum geſtattete. Der Aztekiſche Deſpotismus war freilich auch noch der eines antiken Naturſtaates mit Sklaverei und tiefer Unterordnung der unterſten Volksklaſſen. Aber es fehlte jener alle Individualentwicklung einzelner Volksſtämme aufhebende Centralismus, das aztekiſche Reich ſtellte eine bunte Maſſe verſchiedener Volkseigenthümlichkeiten und Bildungselemente dar, das Kunſtleben der Tolteken, die Wiſſenſchaft der Tezkukaner, beſtanden trotz des aztekiſchen Deſpotismus auf ihre Weiſe, Tolteken und Totonaken bewahrten ihre eigenen Anſichten und Hoffnungen hinſichtlich der Menſchenopfer den aztekiſchen Anſchauungen gegenüber. Die Herrſcher ſtanden in verſchiedenen Verhältniſſen zu den andern Völkern ihres feudaliſtiſchen Reiches. Mit den einen Staaten war man ſo zu ſagen als

mit Eidgenossen auf gleichem Fuße, über andre herrschten den Azteken tributäre Könige, dort wieder hatten sich, auch unter aztekischer Oberhoheit, Republiken erhalten, nach welcher Regierungsform früher auch die Azteken sich regiert hatten. In verschiedenen Staaten desselben Reiches herrschten verschiedene Gesetze, die richterliche Gewalt war von der gesetzgebenden geschieden. Landeigenthum, Handel, Reichthum begründeten bei Manchen eine freiere Stellung, während der allerdings dadurch möglich gemachten Armuth durch priesterliche und adelige Gaben begegnet zu werden suchte. Bei dieser Lage der Dinge konnte sich auch jener entschlossene Geist gestalten, der sich in der Geschichte seines Untergangs noch ein ruhmvolles Denkmal gesetzt hat. Und wenn die Tapferkeit oder Mannlichkeit die Grundlage wenigstens der antiken Sittlichkeit ist, so leuchtet ein, warum ein Ganzes in sittlicher Beziehung höher zu stellen ist, welches die Entwicklung dieser Grundlage begünstigt.

Die Beziehung der Religion zur Sittlichkeit, die Götter und der Kultus, sind der Grundlage nach wie die Peruanischen. Die Götter sind Naturwesen. Wie schon bemerkt, fehlen jene obscönen Mythen, von denen die Mythologie andrer höher stehender Völker wimmelt, die von den Dichtern ausgebildet ist. Aber dafür fehlt auch die von den Dichtern und ihrem Anthropomorphismus ausgebildete Humanität mit ihrer sittlichen Bedeutung. In diesem Anthropomorphismus beginnen die Götter trotz ihrer Liebschaften erst sittliche Wesen, weil menschliche, werden zu wollen. Es ist daher durchaus die Ansicht Wuttke's abzuweisen, als ob die aztekischen Menschenopfer sittlicher wären, als die Sünden der griechischen Olympier. Diese Sünden sind Sünden allerdings, aber Sünden einer doch veredeltern menschlichen Natur, und Homer und seine Welt stehen unendlich höher als der Tempel Huitzilopochtlis, wie denn auch der in ihm ausgeprägte Anthropomorphismus als ein wirklicher Fortschritt im Gegensatz zum ältern Pelasgerthum mit seinen Menschenopfern anzusehen ist. Vom Kultus und seinem sittlichen Mangel ist dem früher schon Bemerkten noch beizufügen, daß die priesterliche Beichte auf bürgerlichen Straferlaß berechnet war, und schon darum der religiös sittlichen Bedeutung fast völlig entbehrt, weil sie die Sünde von der Nothwendigkeit und dem Schicksal abhängig macht. Vgl. Diaz I, 9. 157. 159. 163. 191. 207. 252. 263. 276. 278. 301. 309 ff. II, 17. 27. 62. III, 301. IV, 10. 102. 260 ff. Rehfues IV ff. Benzo 129. Llorente zu Las Casas LVIII. Peter Martyr 572. 437. Acosta V, 17.

§. 121. Verhältniß der Sittlichkeit zur Religion.

Was über dieſes Verhältniß früher, beſonders bei den Peruanern, im Allgemeinen und für die Grundlage geſagt worden iſt, das gilt auch hier. Wie die Götter ſelbſt keine ſittlichen Weſen ſind, ihre Gaben keine ſittlichen, ſo iſt auch das Verhältniß zu ihnen kein ſittliches von Hauſe aus, ſondern bloß das religiöſe im engern Sinne des Worts, das Abhängigkeitsverhältniß, und dieſes religiöſe Gefühl verzweigt ſich in die beiden Seiten der Gefühle des Dankes und der Furcht, beides in Beziehung auf die Offenbarungen der Gottheit in der Natur.

Da aber auch dieſe Menſchen, beſonders ſeitdem ſie in Kulturſtaaten übergingen, das Verhältniß von Menſch zu Menſch zu einem ſittlichen zu geſtalten ſtrebten, ſo konnte es durchaus nicht fehlen, daß auch dieſe Beſtrebungen mit der Religion in irgend eine Beziehung geſetzt wurden, Staat, Ehe, Verträge erhielten religiöſe Sanktion. Aber dieſe Verbindung zwiſchen Religion und Sittlichkeit war eine bloß äußere, und ging nicht aus dem Weſen der Götter und ihrem Wohlgefallen an der Sittlichkeit hervor.

Es ſind aber in Beziehung auf die verſchiedenen Entwicklungsepochen der Mexikaniſchen Völker auch in ſittlicher Hinſicht vier Hauptzuſtände zu unterſcheiden, der der Wildheit, der der Kultur der Urbevölkerung, der der Tolteken, und endlich der der Azteken und der andern mit ihnen am meiſten verwandten Völker.

Ueber die Sittlichkeit dieſer Wilden gilt dasſelbe, was früher über die öſtlichen amerikaniſchen Volksſtämme, und über manche der älteſten Peruaner geſagt worden iſt. Daraus, daß ſich manche einzelne Tugenden und Laſter finden, die den Kulturvölkern fehlen, iſt noch kein Schluß auf die Sittlichkeit zu machen, das Fehlen rührt bloß von Unkenntniß her. Von Sittlichkeit iſt auf dieſer Stufe nicht die Rede, auf welcher der Menſch ſich nicht mit Freiheit dem Sittengeſetze unterordnet, ſondern jeweilen den augenblicklichen Trieben der ſinnlichen, oder auch ſeeliſchen Natur folgt. Auf dieſer Stufe ſind im Mexikaniſchen Reiche manche Stämme im Norden ſtehen geblieben, welche ſogar als Menſchenfreſſer gebratene Kinder mit in den Krieg ſchleppten. Darin ſtand allerdings das Inkareich dem Aztekiſchen voran, daß es ſolche Wildheit

Register.

Abenaquis 55, 59.
Abendſtern 53. 91. S. Venus.
Abeſſynier 4.
Abgottſchlange 258.
Abgründe verehrt 311.
Abier 166.
Abiponer 219 ff. 243 ff.
Abſtammung. S. Menſchen, Thiere.
Aca 391.
Acharaigiſchi 273.
Achenat-Kanet 265.
Achiuaon 220 ff.
Ackerbau 17. 42. 48. 59 ff. 164. 165. 202. 245. 253. 256. 271. 272. 345 ff. 351. 418. 493. 513. 538.
Acolhua 526. S. Akolhuaner.
Acoſta 298. 445.
Acroas 269.
Acuchuccacpue 370.
Acuna 237. 238. 239.
Adam 135. Amerikaniſcher A. 5.
Adam Kadmon 135.
Adel 540. S. Curacas.
Adelung 35. S. Vater.
Aderlaſſen 379. 479. 492. 495. 502. 517. 639. S. Blut.
Adler 113. 327. 421. 481 ff. 524.
Adlerhaus 482.
Admopu 359.
Adonis 605.
Adoratio und Veneratio 339.
Aehren geweiht 493. S. Mais.
Aeneas 305.
Aequator 249. 455.
Aera mexikaniſche 521. 534.
Affen 465. 481 ff. 508. 514.
Afrika 359.
Agathodämon 612.
Agdiſtis 609.
Agotkon, Geiſter und Zauberer 71. 77.
Agottſinachen 78.
Agriskowé, Agresbur 142.
Aguada 422.
Aguar 119.
Aguatolco 499.
Aguiar 487.
Ah eene 72.
Ahuitzotl 535.
Aillacos 398.
Aimbores 242,
Aimores 241.
Aitiologiſche (ätiologiſche) Mythen 396. 433. 518.
Akademie in Tezcuco 427.
Akamboyé 207.
Akaſas 338.
Akolhuaner 456. 500. 526.
Alacri 211.
Alarcon 30.
Alexandrien 363.
Algonkins 55. 64. 67. 79. 80. 91. 103. 105. 111. 119. 143; überhaupt im ganzen erſten Abſchnitt.
Alica Vica 314.
Allgemeine Zeitung 37 u. o.
Alligatoren 483.
Alligheui 47. 161. 196. 197.
Allvater 105.
Aloe 538.
Altar 211 ff. 380. 464 u. o.
Alte, die nie ſtirbt, 149.
Alte Leute getödtet 137. 165. 243.

indem sie die Menschenopfer beschränkten, und die unnatürlichen Laster nicht annahmen. Sie zeigten offenbar mehr sittliches Streben als andre, und zwar in Verbindung mit der Religion. Als eine Fortsetzung und Verjüngung desselben sind die lyrischen Aufschwünge des Tezkukanischen Königs Nezahuatcojotl anzusehen, in denen sich ein höheres sittliches Bewußtsein regte, und ein Streben nach Freiheit des Geistes aufkeimen wollte. Aber es konnte bei seiner Vereinzelung nicht fröhlich gedeihen, da im ganzen Volksleben dieser Völker nirgends sich großartige Bedingungen zeigten, die einen Schritt über die Grenzen der Barbarenkultur und des Naturstaates ermöglicht hätten. Von außen aber fehlte der fremde Impuls einer Humanitätsbildung, welche wie anderswo die passive Stufe zu einer aktiven hätte umwandeln können. Aber nicht einmal von Büßungen darf man bei den Tolteken und ihrem Urbilde Quetzalcoatl reden. Solche würden allerdings eine sittliche Tendenz der Religion beurkunden. Was irrthümlicher Weise den Namen von Büßungen trägt, sind nicht Strafen von sittlich-religiöser Bedeutung, sondern Ausdrücke des Abhängigkeitsgefühls, Opfer der Weihe negativen Charakters wie bei den Hindus, aber bei weitem nicht von dieser consequenten innerlichen Ertödtung. Es ist schon früher bemerkt worden, daß das nordische, erobernde Volk der Tolteken ursprünglich kriegerisch war, und erst später verweichlichte, ja annahm, sein Gott habe beide Ohren zugehalten, wenn er vom Kriege habe sprechen hören. Immerhin aber waren sie für ihre ihnen nachfolgenden nordischen Brüder auch in sittlicher, wie in civilisirender Hinsicht von wohlthätigem Einflusse.

Die Azteken selbst zeigen in sittlicher Beziehung, wie durch nordische frische und ungeschwächte Kräfte neues Mark dem entnervten Süden eingegossen wird. Durch diese fortgesetzten nordischen Einwanderungen hatten die Mexikanischen Völker einen großen Vortheil gegen die Peruanischen, denen ein dem Norden entsprechender Süden entging. Denn das Land im Süden bricht viel zu schnell ab. Die sittliche Bedeutung dieser nordischen Einwanderungen ist aber mehr die einer materiellen Bedingung, als die einer Ausbildung auf dem sittlichen Gebiete des Geistes selbst, daher nicht höher anzuschlagen, als etwa diejenigen in Vorderasien, wo immer wieder nordische kräftige Völker in die gesegneten Länder der verweichlichten Bewohner einfallen, dort Reiche gründen, einige Menschenalter lang schnell aufblühen, dann in dieselbe Verweichlichung verfallen, und dasselbe Schicksal erdulden wie ihre

Vorgänger. So war es in den Mexikaniſchen Ländern den Tolteken gegangen, und wenn wir auch die Azteken noch in der ungeſchwächten Blüthe ihrer Kraft erblicken, wenn ihre Jugend noch kein höheres Geſetz kannte als den Gehorſam gegen die vaterländiſchen Geſetze, wenn Adel und Heer eine ſelbſtſtändige Unabhängigkeit fühlten, wenn die Prieſterſchaft kein höheres Motiv kannte als den Geiſt ihrer Religion, — ſo war doch die Höhe des Aztekiſchen Weſens bereits erreicht, und wenn nicht alle Anzeichen der Analogie täuſchen, wäre auch ohne die Spanier ein raſches Sinken der Thatkraft erfolgt, um ſo mehr, da die Azteken nach ächter Barbarenart von der Kultur, die ſie von Tolteken, Chichimeken und andern Nachbarn vorfanden, nur ſo viel ſich aneigneten als zur Vergrößerung und Oſtentation ihrer Macht, und zur Erhöhung ihrer Sinnengenüſſe diente. Montezuma II. hatte zu dieſer Entnervung, die in genaueſtem Zuſammenhange mit orientaliſchem Deſpotismus ſtand, bereits den Anfang gemacht, und dadurch das Signal gegeben. Denn es iſt klar, wie ſchnell in ſolchen Fällen das Beiſpiel des Regenten Nachahmung findet.

Mithin finden wir im Ganzen trotz mancher nicht unweſentlicher Verſchiedenheiten viele Uebereinſtimmung in der Grundlage des ſittlichen Lebens zwiſchen Azteken und Peruanern. Dahin gehört die Strenge der Geſetze der Erziehung, die Sorge für Arme und Kranke, und die verhältnißmäßig ſchonende Behandlung der Sklaven. Die Geſetze waren beſonders gegen den Diebſtahl auch hier ſtreng, und verhängten Sklaverei und häufig Tod als Strafe. Sogar unanſtändige Reden, die gegen das Herkommen ſtießen, wurden mit dem Tode beſtraft. Ehebrecher wurden mit Steinigung beſtraft, beſonders Ehebrecherinnen, welche mit Stricken um den Hals auf den Richtplatz geführt wurden. Daß aber dabei mehr menſchlich rechtliche, als ſittlich religiöſe Motive wirkten, zeigt die antike Sitte, daß für Unverheirathete die Hurerei auf keinerlei Weiſe verboten war. Wenn der Ehebrecher allerdings auch eine religiöſe Buße zu entrichten hatte, indem er Ohren und Zunge durchſtechen, und ſo mit Blut zu büßen hatte, ſo war die Sache ſelbſt deßwegen der Gottheit nicht mißfällig. Die Wollüſtlinge verehrten einen eigenen Gott, Tlazolteotl, den Gott der Liebe, und ein Ehebrecher genoß die Ehre, in das Kleid dieſes Gottes gekleidet zu werden. Wie in Peru war auch hier Vielweiberei und Vermiſchung in nähern Graden erlaubt. Die momentane Vermählung eines Opferſklaven, der als Gott

behandelt wurde, beweist ebenfalls, daß man die geſchlechtliche Vermiſchung nicht anders, als wie jede andre Befriedigung der Naturbedürfniſſe anſah. Daher ſind auch die Orden der Keuſchheit bloß von dieſem Standpunkte aus als Opfer und Gaben, etwa wie das Faſten, anzuſehen. Auf ähnliche Weiſe verhält es ſich mit dem Berauſchen. Für die Jugend waren allerdings ſtrenge Strafen darauf geſetzt. Daß aber dieſelben mehr einen politiſchen, als einen ſittlich religiöſen Grund hatten, geht einerſeits aus dem Berauſchen bei Feſten hervor, andrerſeits aus der Erlaubniß für ältere Leute einen Rauſch zu trinken. Vom ſechzigſten Lebensjahr an durfte ſich der Mann betrinken, die Frau, ſeitdem ſie Großmutter geworden war. Uebrigens genoß auch der Trunkenbold die religiöſe Ehre, in das Kleid des Gottes Tlaloc gekleidet zu werden. Die Erziehung der höhern Stände war ſorgfältig, ſtreng in der Zucht, nicht hart, weil naturwüchſig, und lag wie bei dem Naturſtaate aller Völker in den Händen der Prieſter, da die Primärkultur, Wiſſenſchaft und Kunſt, nirgends aus ſich ſelbſt, aus ihrem eigenen Bedürfniß und Intereſſe, ſondern aus dem religiöſen entſtanden war. Die älteſte Kunſt und Wiſſenſchaft iſt im Dienſte der Religion, und von Prieſtern gepflegt worden im Dienſte und zu Ehren der Gottheit, wie das Herder in ſeinen Ideen ſo ſchön gezeigt hat. Dieſe Erziehung war auch inſofern naturwüchſig und dem aztekiſchen Geiſte entſproſſen, als ſie wenigſtens eben ſo vielen Fleiß auf die körperliche und kriegeriſche Ausbildung verwandte, als auf die geiſtige. Im Einzelnen herrſchten manche treffliche Grundſätze, die auch bei gewiſſen feierlichen Gelegenheiten den jungen Leuten, Mädchen wie Jünglingen, eingeſchärft wurden. Doch ſind ſolche Reden, wie ſie von Clavigero, Torquemada, und andern aufgezeichnet ſind, erſt ſpäter von bekehrten und unbekehrten (über letztere vgl. Llorente Las Casas I, LVIII) Indianern aufgeſchrieben worden, wobei es nicht anders geſchehen konnte, als daß das durch die chriſtliche Lehre geweckte ſubjektive Bewußtſein mit dem frühern heidniſchen, und zwar im apologetiſchen Intereſſe, ſich vermiſchte und ihm nicht nur Farbe und Ausdruck, ſondern auch ſolche Beweggründe und Gedanken lieh, die dieſer Stufe des Heidenthums überall fremd ſind. Die Sittlichkeit beruht hier noch nicht auf einer bewußten Einzelüberzeugung, ſondern auf einem die Maſſe beherrſchenden Geiſte. Und auch inſofern ſtand die Aztekiſche Erziehung auf denſelben Grundlagen des Naturſtaates, wie die Peruaniſche.

Waren aber auch die allgemeine Grundlage und die allgemeine Kulturſtellung dieſelben, ſo war der Geiſt der Nationalſittlichkeit wieder vielfach verſchieden bei beiden Völkern. Hier wird nun vor allem hervorgehoben die Grauſamkeit der Azteken im Gegenſatz gegen die Sanftmuth der Peruaner. Wir haben zwar früher geſehen, daß dieſe gerühmte Sanftmuth auch ihre bedeutenden Einſchränkungen hat. Indeſſen iſt allerdings nicht zu leugnen, daß, wie bei den Inkas das Streben hervortritt, die Menſchenopfer zurückzudrängen, die Azteken eben ſo ſehr dieſelben noch weiter ausbildeten als alle Völker vor ihnen. Wir können hierin keine ſittliche Kraft der Selbſtaufopferung erblicken, denn an ſich iſt das Menſchenopfer, wie ſchon bemerkt, kein freiwilliges. Wir ſehen allerdings auch nicht in demſelben eine liſtige Prieſtererfindung, ſondern den Ausdruck des aztekiſchen Geiſtes in ſeiner religiöſen Stimmung. Aber eben dieſer Gegenſatz, in welchem hier die Religion zur Menſchlichkeit trat, iſt unſittlich, und alle Völker, bei denen die Keime einer ſelbſtſtändigen Sittlichkeit emporſproßten, oder bei denen die Sittlichkeit ſchon im Prinzip der Religion lag, haben über den Geiſt der Unſittlichkeit, der ſich in den Menſchenopfern kund gab, ſich im Innerſten empört gefühlt. Es iſt ein ganz richtiges Beſtreben, die religiöſe Erſcheinung der Menſchenopfer als eine religiöſe aufzufaſſen. Aber dabei muß man dieſe Erſcheinung nicht höher anſchlagen, als ſie von dem unbefangenen Geiſte der Menſchheit von jeher aufgefaßt wurde, der in ſeinem erwachten ſittlichen Bewußtſein bei Griechen und Hebräern von religiöſem Abſcheu gegen dieſelben ergriffen wurde. Daß die Azteken ſelbſt dieſe ſittliche Entrüſtung nicht begreifen konnten, gerade dieſe Thatſache zeigt den unentwickelten Standpunkt ihrer Sittlichkeit, den nicht nur nicht ſittlichen, ſondern unſittlichen Geiſt ihrer Religion. Wenn aber auch die Azteken hinſichtlich dieſer Härte des menſchlichen Gefühls den Peruanern nachzuſetzen ſind, — denn wenn ſie auch in andern Beziehungen ſanft und wohlwollend ſind, ſo beweist dieß bei ihnen ſo wenig als bei andern Menſchen gegen das Vorhandenſein des Gegentheils, — ſo darf man doch nicht mit Robertſon dieſe Schattenſeite des aztekiſchen Charakters übertreiben, welcher dieſes Volk grauſamer macht als die Wilden. Wenn ſie mehr Menſchen tödteten als dieſe, ſo rührt das nicht von Verſchiedenheit des Charakters, die Wilden lebten in dünner, die Azteken und ihre Umgebungen in dichter Bevölkerung. Es findet ſich bei den Azteken keine grauſame Sitte, die ſich

nicht auch bei den nordamerikaniſchen Wilden fände, während jene dagegen als Kulturvolk Vieles gemildert haben. So bedienten ſie ſich keiner vergifteten Pfeile, fraßen als gewöhnliche Nahrung nicht Menſchenfleiſch, und namentlich wußten ſie nichts von jenen ſchrecklichen Martern und Verſtümmelungen der Kriegsgefangenen. Dieſe waren der perſönlichen Rache entzogen, nach Kriegsgebrauch behandelt und geehrt, und ihnen nach dem Tode ein ſeliger Aufenthalt bei dem Kriegsgotte angewieſen.

In dieſer letztern Hinſicht haben wir ſogar (S. oben S. 408) die Azteken über die Peruaner geſetzt. Ihre Unſterblichkeitsvorſtellung iſt freier, und ſomit näher einer ſittlichen Faſſung, jeder der den Heldentod, oder auch ſelbſt ein Gefangener, der den Opfertod ſtirbt, gelangt bei den Azteken in das Sonnenhaus, während hingegen dieſe Wohnung bei den Peruanern bloß ein Vorrecht der Inkas war, ſie mochten gelebt haben oder geſtorben ſein, wie ſie wollten. So iſt es auch mit der Aztekiſchen Anſicht vom weiblichen Geſchlechte. Es iſt für dieſelbe ſehr bezeichnend, daß nach ihr Frauen, die am Kindergebären ſterben, in dieſelben ſeligen Wohnungen gelangen, wie die Helden, — eine Gleichſtellung des weiblichen Geſchlechtes, die ſich auch in Ertheilung höherer Erziehung und Abnahme der ſchweren Arbeit zeigt.

Auch in andern Punkten dürften die Azteken nicht bloß höher als die Wilden in ſittlicher Beziehung zu ſtellen ſein, — denn dieß ſollte ſich eigentlich jedem von ſelbſt verſtehen, — ſondern auch als die Peruaner. Wenn die Freiheit das Feld der Sittlichkeit iſt, ſo ſteht wenigſtens das ſittliche Feld der Azteken um ſo höher, als das Peruaniſche, je mehr es der Freiheit Raum geſtattete. Der Aztekiſche Deſpotismus war freilich auch noch der eines antiken Naturſtaates mit Sklaverei und tiefer Unterordnung der unterſten Volksklaſſen. Aber es fehlte jener alle Individualentwicklung einzelner Volksſtämme aufhebende Centralismus, das aztekiſche Reich ſtellte eine bunte Maſſe verſchiedener Volkseigenthümlichkeiten und Bildungselemente dar, das Kunſtleben der Tolteken, die Wiſſenſchaft der Tezkukaner, beſtanden trotz des aztekiſchen Deſpotismus auf ihre Weiſe, Tolteken und Totonaken bewahrten ihre eigenen Anſichten und Hoffnungen hinſichtlich der Menſchenopfer den aztekiſchen Anſchauungen gegenüber. Die Herrſcher ſtanden in verſchiedenen Verhältniſſen zu den andern Völkern ihres feudaliſtiſchen Reiches. Mit den einen Staaten war man ſo zu ſagen als

mit Eidgenossen auf gleichem Fuße, über andre herrschten den Azteken tributäre Könige, dort wieder hatten sich, auch unter aztekischer Oberhoheit, Republiken erhalten, nach welcher Regierungsform früher auch die Azteken sich regiert hatten. In verschiedenen Staaten desselben Reiches herrschten verschiedene Gesetze, die richterliche Gewalt war von der gesetzgebenden geschieden. Landeigenthum, Handel, Reichthum begründeten bei Manchen eine freiere Stellung, während der allerdings dadurch möglich gemachten Armuth durch priesterliche und adelige Gaben begegnet zu werden suchte. Bei dieser Lage der Dinge konnte sich auch jener entschlossene Geist gestalten, der sich in der Geschichte seines Untergangs noch ein ruhmvolles Denkmal gesetzt hat. Und wenn die Tapferkeit oder Mannlichkeit die Grundlage wenigstens der antiken Sittlichkeit ist, so leuchtet ein, warum ein Ganzes in sittlicher Beziehung höher zu stellen ist, welches die Entwicklung dieser Grundlage begünstigt.

Die Beziehung der Religion zur Sittlichkeit, die Götter und der Kultus, sind der Grundlage nach wie die Peruanischen. Die Götter sind Naturwesen. Wie schon bemerkt, fehlen jene obscönen Mythen, von denen die Mythologie andrer höher stehender Völker wimmelt, die von den Dichtern ausgebildet ist. Aber dafür fehlt auch die von den Dichtern und ihrem Anthropomorphismus ausgebildete Humanität mit ihrer sittlichen Bedeutung. In diesem Anthropomorphismus beginnen die Götter trotz ihrer Liebschaften erst sittliche Wesen, weil menschliche, werden zu wollen. Es ist daher durchaus die Ansicht Wuttke's abzuweisen, als ob die aztekischen Menschenopfer sittlicher wären, als die Sünden der griechischen Olympier. Diese Sünden sind Sünden allerdings, aber Sünden einer doch veredeltern menschlichen Natur, und Homer und seine Welt stehen unendlich höher als der Tempel Huitzilopochtlis, wie denn auch der in ihm ausgeprägte Anthropomorphismus als ein wirklicher Fortschritt im Gegensatz zum ältern Pelasgerthum mit seinen Menschenopfern anzusehen ist. Vom Kultus und seinem sittlichen Mangel ist dem früher schon Bemerkten noch beizufügen, daß die priesterliche Beichte auf bürgerlichen Straferlaß berechnet war, und schon darum der religiös sittlichen Bedeutung fast völlig entbehrt, weil sie die Sünde von der Nothwendigkeit und dem Schicksal abhängig macht. Vgl. Diaz I, 9. 157. 159. 163. 191. 207. 252. 263. 276. 278. 301. 309 ff. II, 17. 27. 62. III, 301. IV, 10. 102. 260 ff. Rehfues IV ff. Benzo 129. Llorente zu Las Casas LVIII. Peter Martyr 572. 437. Acosta V, 17.

27. 9. Clavigero I, 272. 331 ff. 341 ff. 365. 377. 382. 385. 399. 434. 441. 453 ff. 458. Humboldt Monum. 187. 280. 291. Robertſon II, 352. Meiners II, 164. Prescott I, 29 ff. 52 ff. 60 ff. 121. 144 ff. 478. 502. II, 347. Ausland 1831. S. 1041. 1046 nach Sahagun. Wuttke I, 268. 286 ff. Squier Nicaragua 496 ff.

Register.

Abenaquis 55, 59.
Abendſtern 53. 91. S. Venus.
Abeſſynier 4.
Abgottſchlange 258.
Abgründe verehrt 311.
Abier 166.
Abiponer 219 ff. 243 ff.
Abſtammung. S. Menſchen, Thiere.
Aca 391.
Acharaigiſchi 273.
Achenat-Kanet 265.
Achiuaon 220 ff.
Ackerbau 17. 42. 48. 59 ff. 164. 165. 202. 245. 253. 256. 271. 272. 345 ff. 351. 418. 493. 513. 538.
Acolhua 526. S. Akolhuaner.
Acoſta 298. 445.
Acroas 269.
Acuchuccacpue 370.
Acuna 237. 238. 239.
Adam 135. Amerikaniſcher A. 5.
Adam Kadmon 135.
Adel 540. S. Curacas.
Adelung 35. S. Vater.
Aderlaſſen 379. 479. 492. 495. 502. 517. 639. S. Blut.
Adler 113. 327. 421. 481 ff. 524.
Adlerhaus 482.
Admopu 359.
Adonis 605.
Adoratio und Veneratio 339.
Aehren geweiht 493. S. Mais.
Aeneas 305.
Aequator 249. 455.
Aera mexikaniſche 521. 534.
Affen 465. 481 ff. 508. 514.
Afrika 359.
Agathodämon 612.
Agdiſtis 609.
Agotkon, Geiſter und Zauberer 71. 77.
Agottfinachen 78.
Agriskowé, Agresbur 142.
Aguada 422.
Aguar 119.
Aguatolco 499.
Aguiar 487.
Ah eene 72.
Ahuitzotl 535.
Aillacos 398.
Aimbores 242,
Aimores 241.
Aitiologiſche (ätiologiſche) Mythen 396. 433. 518.
Akademie in Tezcuco 427.
Akamboys 207.
Akaſas 338.
Akolhuaner 456. 500. 526.
Alacri 211.
Alarcon 30.
Alexandrien 363.
Algonkins 55. 64. 67. 79. 80. 91. 103. 105. 111. 119. 143; überhaupt im ganzen erſten Abſchnitt.
Alica Vica 314.
Allgemeine Zeitung 37 u. o.
Alligatoren 483.
Allighevi 47. 161. 196. 197.
Allvater 105.
Aloe 538.
Altar 211 ff. 380. 464 u. o.
Alte, die nie ſtirbt, 149.
Alte Leute getödtet 137. 165. 243.

Altersſtufen, Götter für 572.
Amajauna 179.
Amalivaca 225. 226. 228.
Amalthes 466.
Amaquemecan 525.
Amautas 356. 357.
Amazonenſteine 262.
Ambares 242.
Amei-malgben 260.
Ameiſen in Mädchen verwandelt 180.
Amerikaner Urſprung 3 ff. 336 ff.
Amimitl 575.
Ampère 463. 561.
An 261.
Anaconda 258.
Anahuac 453. 486. 489. 513. 522.
Anahuaclaken. S. Nahuatlaken.
Analogien 9 ff.
Ancile 593.
Andouagni 102. 106. 119.
Andree, Dr. Karl, 37. 101. 240. 451. 532 u. o.
Anguera 251.
Ankunft der Götter 603.
Anthropomorphismus 12. 95. 96 ff. 126 ff. 129. 133. 138.. 209 ff. 263. 437. 471. 486. 505. 659. 669. cykliſcher Anthropomorph. 602.
Anthropophagie 85. 141 ff. 144. 193. 202. 213. 242 ff. 245 ff. 282 ff. 289. 304. 418. 478. 617. 628. S. Kannibalen.
Anthr. der Götter. S. Vampyrismus.
Antillen, große, 153 ff. 197. 489.
„ kleine, 159. 193. 198.
Antiſiſche Indianer. 337.
Anton, St., 141.
Apachecta 39.
Apalachiten 57. 58. 63. 66. 68. 70. 113. 117. 140. 196.
Aphrodite 315. 320.
Apiacas 245.
Apocatequil 327.
Apolaucue 260.
Apointe 390.
Apollo 305. 520. 623 ff.
Aranka 309.
Arari 242.
Araukaner, Araucos, Araucas 64. 235. 245 ff. 359.
Arbeit, ihre Bedeutung für die Kulturſtufe eines Volkes 15. 348 ff.
Arcanſas, Arkanſas, Akafas 338. 606.
Achæologia americana 36. 37.
Areita, Areitos 167. 185.
Arendiovann 78.
Areskowi, Areskovy, Arieskoj 105. 116. 118. 141.
Arikarras 129. 134.
Arkadier 425 ff.
Aruava. S. Viracocha.
Arnold Chriſtoph 32. 158. 190. 237.
Arriaga 300.
Arrouks 163.
Aruacas, Arouakas, Araucas 199. 420.
Azneikunſt, Götter der, 575.
Aſagötter 330.
Aſche verehrt 209. 262. 393. 419.
Aſien, Einflüſſe von da auf Amerika 4. 8. 337. 359. 429. 466. 643.
Aſſal 37. 191.
Aſſenier 147.
Aſſiniboins 120. 137,
Aſtarte. 330.
Aſtrologie 482. 524. 657.
Aſtronomie 204. 524. 547. S. Wiſſenſchaft.
Aſtronomiſche Mythen 57.
Ata 255.
Atacopas 147.
Ataentſic 111. 140. 149 ff.
Ataguju 328. 382. 393.
Atahauta 106. 107.
Atahocan 103. 105. 111. 122.

Atahuallpa 244.
Atargatis 515.
Atemozli 466.
Athener 425.
Atitlan 492. 482.
Atlirco 495.
Atonatiuh 514.
Atslannakanath 273.
Attab 178.
Attabeira 178. 230.
Attes 609.
Athys 607.
Atwater, Caleb 37.
Aziquinirai 482.
Aubin 448. 561.
Aucaer 255.
Audiencia, königliche, von Peru 342.
Auferſtehung 401 ff. S. Unſterblichkeit.
Aufſätze zur Kunde ungebildeter Völker 191.
Auge, rothes 121. helle A. 280.
Augenlieder, Zucken der, 397.
Auguſtinermönch, der ungenannte 297.
Aukanga 261.
Ausland, Zeitſchrift, 37. 191. 451.
Auſpizien 657.
Auſtralien 145. S. Südſeeinſeln.
Autmoins 78.
Ayar Auco Topa 308 ff. 311.
Ayar Cachi Topa, oder Cacha 308 ff. 311.
Ayar Manco Topa, oder Ayarmango 308 ff. 323.
Ayar Uchu Topa 308 ff.
Ayatapuc 397.
Aygnan, Agnian, Ananga, Anaka, Achanga 275. 286.
Aymaras, Aymares 315. 327. 343.
Aymorai 392.
Azcapuzalco 526. 527.
Azteken oder Tenucher 453, 456. 457. 488. 492. 500. 518. 526. 530 ff. 664. S. Mexikaner.
Aztecatl 531.
Aztlan 531.
Baal 330. 610.
Bäche 56.
Bär 61. 108. 123. 124. 131. 367. 482.
Bär, das Geſtirn, 54. 256. 284.
Bärte der Amerikaner 317. 337. 423. 428 ff. 580.
Bätylien 372.
Bagoier 215.
Balboa 297.
Baradère 554.
Barbaren 14 ff. 537. 547.
Barcia 156.
Barlæus 237.
Barlett 532.
Basler Mexikaniſches Kabinet 172. 463. 493. 571. 576. 581.
Basler Miſſionsmagazin 45.
Battaländer 145. 148.
Baudenkmäler 457. 461. S. Tempel, Pyramiden, Monumente.
Bauern. S. Landleute, Ackerbau.
Baum im Kultus und Mythus 59. 107. 109. 124 ff. 180. 264 ff. 272. 282. 494.
Baumeiſter, d. h. Tolteken 524. Xelhua 518.
Baumgarten. S. Jakob 33. 158. 190. 238. 301.
Baumrinde 551.
Baumwolle 166. 205. 245. 347. 431. 455. 494. 551.
Bayagulos 69.
Beamtenverwaltung 350. 540.
Begräbnißplatz der Nadoweſſier 141.
Beichte 411 ff. 669.
Bellona 479.
Benare 195.
Benzoni 157.

indem sie die Menschenopfer beschränkten, und die unnatürlichen Laster nicht annahmen. Sie zeigten offenbar mehr sittliches Streben als andre, und zwar in Verbindung mit der Religion. Als eine Fortsetzung und Verjüngung desselben sind die lyrischen Aufschwünge des Tezkukanischen Königs Nezahuatcojotl anzusehen, in denen sich ein höheres sittliches Bewußtsein regte, und ein Streben nach Freiheit des Geistes aufkeimen wollte. Aber es konnte bei seiner Vereinzelung nicht fröhlich gedeihen, da im ganzen Volksleben dieser Völker nirgends sich großartige Bedingungen zeigten, die einen Schritt über die Grenzen der Barbarenkultur und des Naturstaates ermöglicht hätten. Von außen aber fehlte der fremde Impuls einer Humanitätsbildung, welche wie anderswo die passive Stufe zu einer aktiven hätte umwandeln können. Aber nicht einmal von Büßungen darf man bei den Tolteken und ihrem Urbilde Quetzalcoatl reden. Solche würden allerdings eine sittliche Tendenz der Religion beurkunden. Was irrthümlicher Weise den Namen von Büßungen trägt, sind nicht Strafen von sittlich-religiöser Bedeutung, sondern Ausdrücke des Abhängigkeitsgefühls, Opfer der Weihe negativen Charakters wie bei den Hindus, aber bei weitem nicht von dieser consequenten innerlichen Ertödtung. Es ist schon früher bemerkt worden, daß das nordische, erobernde Volk der Tolteken ursprünglich kriegerisch war, und erst später verweichlichte, ja annahm, sein Gott habe beide Ohren zugehalten, wenn er vom Kriege habe sprechen hören. Immerhin aber waren sie für ihre ihnen nachfolgenden nordischen Brüder auch in sittlicher, wie in civilisirender Hinsicht von wohlthätigem Einflusse.

Die Azteken selbst zeigen in sittlicher Beziehung, wie durch nordische frische und ungeschwächte Kräfte neues Mark dem entnervten Süden eingegossen wird. Durch diese fortgesetzten nordischen Einwanderungen hatten die Mexikanischen Völker einen großen Vortheil gegen die Peruanischen, denen ein dem Norden entsprechender Süden entging. Denn das Land im Süden bricht viel zu schnell ab. Die sittliche Bedeutung dieser nordischen Einwanderungen ist aber mehr die einer materiellen Bedingung, als die einer Ausbildung auf dem sittlichen Gebiete des Geistes selbst, daher nicht höher anzuschlagen, als etwa diejenigen in Vorderasien, wo immer wieder nordische kräftige Völker in die gesegneten Länder der verweichlichten Bewohner einfallen, dort Reiche gründen, einige Menschenalter lang schnell aufblühen, dann in dieselbe Verweichlichung verfallen, und dasselbe Schicksal erdulden wie ihre

Vorgänger. So war es in den Mexikaniſchen Ländern den Tolteken gegangen, und wenn wir auch die Azteken noch in der ungeſchwächten Blüthe ihrer Kraft erblicken, wenn ihre Jugend noch kein höheres Geſetz kannte als den Gehorſam gegen die vaterländiſchen Geſetze, wenn Adel und Heer eine ſelbſtſtändige Unabhängigkeit fühlten, wenn die Prieſterſchaft kein höheres Motiv kannte als den Geiſt ihrer Religion, — ſo war doch die Höhe des Aztekiſchen Weſens bereits erreicht, und wenn nicht alle Anzeichen der Analogie täuſchen, wäre auch ohne die Spanier ein raſches Sinken der Thatkraft erfolgt, um ſo mehr, da die Azteken nach ächter Barbarenart von der Kultur, die ſie von Tolteken, Chichimeken und andern Nachbarn vorfanden, nur ſo viel ſich aneigneten als zur Vergrößerung und Oſtentation ihrer Macht, und zur Erhöhung ihrer Sinnengenüſſe diente. Montezuma II. hatte zu dieſer Entnervung, die in genaueſtem Zuſammenhange mit orientaliſchem Deſpotismus ſtand, bereits den Anfang gemacht, und dadurch das Signal gegeben. Denn es iſt klar, wie ſchnell in ſolchen Fällen das Beiſpiel des Regenten Nachahmung findet.

Mithin finden wir im Ganzen trotz mancher nicht unweſentlicher Verſchiedenheiten viele Uebereinſtimmung in der Grundlage des ſittlichen Lebens zwiſchen Azteken und Peruanern. Dahin gehört die Strenge der Geſetze der Erziehung, die Sorge für Arme und Kranke, und die verhältnißmäßig ſchonende Behandlung der Sklaven. Die Geſetze waren beſonders gegen den Diebſtahl auch hier ſtreng, und verhängten Sklaverei und häufig Tod als Strafe. Sogar unanſtändige Reden, die gegen das Herkommen ſtießen, wurden mit dem Tode beſtraft. Ehebrecher wurden mit Steinigung beſtraft, beſonders Ehebrecherinnen, welche mit Stricken um den Hals auf den Richtplatz geführt wurden. Daß aber dabei mehr menſchlich rechtliche, als ſittlich religiöſe Motive wirkten, zeigt die antike Sitte, daß für Unverheirathete die Hurerei auf keinerlei Weiſe verboten war. Wenn der Ehebrecher allerdings auch eine religiöſe Buße zu entrichten hatte, indem er Ohren und Zunge durchſtechen, und ſo mit Blut zu büßen hatte, ſo war die Sache ſelbſt deßwegen der Gottheit nicht mißfällig. Die Wollüſtlinge verehrten einen eigenen Gott, Tlazolteotl, den Gott der Liebe, und ein Ehebrecher genoß die Ehre, in das Kleid dieſes Gottes gekleidet zu werden. Wie in Peru war auch hier Vielweiberei und Vermiſchung in nähern Graden erlaubt. Die momentane Vermählung eines Opferſklaven, der als Gott

behandelt wurde, beweist ebenfalls, daß man die geſchlechtliche Vermiſchung nicht anders, als wie jede andre Befriedigung der Naturbedürfniſſe anſah. Daher ſind auch die Orden der Keuſchheit bloß von dieſem Standpunkte aus als Opfer und Gaben, etwa wie das Faſten, anzuſehen. Auf ähnliche Weiſe verhält es ſich mit dem Berauſchen. Für die Jugend waren allerdings ſtrenge Strafen darauf geſetzt. Daß aber dieſelben mehr einen politiſchen, als einen ſittlich religiöſen Grund hatten, geht einerſeits aus dem Berauſchen bei Feſten hervor, andrerſeits aus der Erlaubniß für ältere Leute einen Rauſch zu trinken. Vom ſechzigſten Lebensjahr an durfte ſich der Mann betrinken, die Frau, ſeitdem ſie Großmutter geworden war. Uebrigens genoß auch der Trunkenbold die religiöſe Ehre, in das Kleid des Gottes Tlaloc gekleidet zu werden. Die Erziehung der höhern Stände war ſorgfältig, ſtreng in der Zucht, nicht hart, weil naturwüchſig, und lag wie bei dem Naturſtaate aller Völker in den Händen der Prieſter, da die Primärkultur, Wiſſenſchaft und Kunſt, nirgends aus ſich ſelbſt, aus ihrem eigenen Bedürfniß und Intereſſe, ſondern aus dem religiöſen entſtanden war. Die älteſte Kunſt und Wiſſenſchaft iſt im Dienſte der Religion, und von Prieſtern gepflegt worden im Dienſte und zu Ehren der Gottheit, wie das Herder in ſeinen Ideen ſo ſchön gezeigt hat. Dieſe Erziehung war auch inſofern naturwüchſig und dem aztekiſchen Geiſte entſproſſen, als ſie wenigſtens eben ſo vielen Fleiß auf die körperliche und kriegeriſche Ausbildung verwandte, als auf die geiſtige. Im Einzelnen herrſchten manche treffliche Grundſätze, die auch bei gewiſſen feierlichen Gelegenheiten den jungen Leuten, Mädchen wie Jünglingen, eingeſchärft wurden. Doch ſind ſolche Reden, wie ſie von Clavigero, Torquemada, und andern aufgezeichnet ſind, erſt ſpäter von bekehrten und unbekehrten (über letztere vgl. Llorente Las Casas I, LVIII) Indianern aufgeſchrieben worden, wobei es nicht anders geſchehen konnte, als daß das durch die chriſtliche Lehre geweckte ſubjektive Bewußtſein mit dem frühern heidniſchen, und zwar im apologetiſchen Intereſſe, ſich vermiſchte und ihm nicht nur Farbe und Ausdruck, ſondern auch ſolche Beweggründe und Gedanken lieh, die dieſer Stufe des Heidenthums überall fremd ſind. Die Sittlichkeit beruht hier noch nicht auf einer bewußten Einzelüberzeugung, ſondern auf einem die Maſſe beherrſchenden Geiſte. Und auch inſofern ſtand die Aztekiſche Erziehung auf denſelben Grundlagen des Naturſtaates, wie die Peruaniſche.

Waren aber auch die allgemeine Grundlage und die allgemeine Kulturſtellung dieſelben, ſo war der Geiſt der Nationalſittlichkeit wieder vielfach verſchieden bei beiden Völkern. Hier wird nun vor allem hervorgehoben die Grauſamkeit der Azteken im Gegenſatz gegen die Sanftmuth der Peruaner. Wir haben zwar früher geſehen, daß dieſe gerühmte Sanftmuth auch ihre bedeutenden Einſchränkungen hat. Indeſſen iſt allerdings nicht zu leugnen, daß, wie bei den Inkas das Streben hervortritt, die Menſchenopfer zurückzudrängen, die Azteken eben ſo ſehr dieſelben noch weiter ausbildeten als alle Völker vor ihnen. Wir können hierin keine ſittliche Kraft der Selbſtaufopferung erblicken, denn an ſich iſt das Menſchenopfer, wie ſchon bemerkt, kein freiwilliges. Wir ſehen allerdings auch nicht in demſelben eine liſtige Prieſtererfindung, ſondern den Ausdruck des aztekiſchen Geiſtes in ſeiner religiöſen Stimmung. Aber eben dieſer Gegenſatz, in welchem hier die Religion zur Menſchlichkeit trat, iſt unſittlich, und alle Völker, bei denen die Keime einer ſelbſtſtändigen Sittlichkeit emporſproßten, oder bei denen die Sittlichkeit ſchon im Prinzip der Religion lag, haben über den Geiſt der Unſittlichkeit, der ſich in den Menſchenopfern kund gab, ſich im Innerſten empört gefühlt. Es iſt ein ganz richtiges Beſtreben, die religiöſe Erſcheinung der Menſchenopfer als eine religiöſe aufzufaſſen. Aber dabei muß man dieſe Erſcheinung nicht höher anſchlagen, als ſie von dem unbefangenen Geiſte der Menſchheit von jeher aufgefaßt wurde, der in ſeinem erwachten ſittlichen Bewußtſein bei Griechen und Hebräern von religiöſem Abſcheu gegen dieſelben ergriffen wurde. Daß die Azteken ſelbſt dieſe ſittliche Entrüſtung nicht begreifen konnten, gerade dieſe Thatſache zeigt den unentwickelten Standpunkt ihrer Sittlichkeit, den nicht nur nicht ſittlichen, ſondern unſittlichen Geiſt ihrer Religion. Wenn aber auch die Azteken hinſichtlich dieſer Härte des menſchlichen Gefühls den Peruanern nachzuſetzen ſind, — denn wenn ſie auch in andern Beziehungen ſanft und wohlwollend ſind, ſo beweist dieß bei ihnen ſo wenig als bei andern Menſchen gegen das Vorhandenſein des Gegentheils, — ſo darf man doch nicht mit Robertſon dieſe Schattenſeite des aztekiſchen Charakters übertreiben, welcher dieſes Volk grauſamer macht als die Wilden. Wenn ſie mehr Menſchen tödteten als dieſe, ſo rührt das nicht von Verſchiedenheit des Charakters, die Wilden lebten in dünner, die Azteken und ihre Umgebungen in dichter Bevölkerung. Es findet ſich bei den Azteken keine grauſame Sitte, die ſich

December 605.
Delawaren 42. 50. 78. 116. 121. 128, überall im erſten Abſchnitt.
Demeter 611. 59. S. Ilinka, Centeotl.
Demiphan 532.
Denis 239.
Denkmale. S. Monumente, Baudenkmäler.
Dereeto, Atargatis 515.
Deucalion 229. 515. 517.
Deutſche 4. 653. 656. 661. D. Schriftſteller 34. 36 ff. 39. 422. 450 ff.
Dews, Dewas 209.
Diebe getödtet 165. 204. 406. 665.
Digniten 255 ff. 280.
Dionyſos 122. 605. 607. 624.
Dios 473.
Dobrizhofer 238.
Dolores 460. 464.
Domingo 158 ff. 164. 167 u. o.
Dominique 198.
Donck, Adrian van der, 32.
Donner 56. 120 ff. 248. 270. 327. 328. 421. 496.
Donnerſteine 373.
Dorachos 417 ff.
Drachenſagen 428. S. Schlangen.
Drama. S. Bühnenvorſtellungen.
Drei Scheiter beim heiligen Feuer. 69. Drei Götter vereint 264. 321. 328. 390. 496. Drei erſte Geſchwiſterpaare 308 ff. 312. Drei Schöpfungseier 327. Drei Felſen 327. 371. Drei Rieſencypreſſen 494. Drei Götternamen für einen Gott 328. 423. Auferſtehung nach drei Tagen. 229
Dreizehn Götter 506.
Dresdner Hieroglyphenhandſchrift 467. 498.
Dualismus 72. 151. 206 ff. 260. 265. 470.
Duden 37. 101.
Dumont 35. 145.
Dupaix 450. 459.
Dupuis 34.
Dürre 501. 603. 616. 618.
Ecalchote 503.
Echeiri 217.
Egypter 4. 305. 402. 425. 434. 464. 497. 501. 510. 511. 584. 594 610. 611. 643. 645. 646. 652.
Ehebrecher 665.
Ehecatl. 503.
Ehecatonatiuh 513.
Ehecatotontin 503. 569.
Eheweiber geraubt 284.
Ehſicka Wahäddiſch 133.
Ei 327.
Eichhörnchen 124. 131. 132.
Eidechſe 275.
Eingeweide. S. Opferſchau.
Einſchaltungen. S. Intercalationen.
Einweihungen 143. 216. 232. 278. 285. 602. S. Blut.
Eiſen nicht bei den Urvölkern Amer. 351.
Eisſchlöſſer 132.
Ekſtaſen. S. Bewußtloſe Zuſtände.
Eldorado 432.
Elel 273.
Elemente 54. 125. 175. 258. 367 ff. 491 ff. 510 ff. 567. 558.
Elennthier 47. 132.
Elternmord 137. S. Alte Leute.
Emory 532.
Empfängniß ohne Mann 60. 255. 601.
Enareer 246.
Endatavayat 63.
Engeräckmung 242.
Engländer faſſen ſogar Poſto im Mythus 271. 306. 337.
Engliſche Schriftſteller 32. 34. 158. 192. 238. 240. 447. 450.
Enriquez Don Martino 445.
Epheſiniſche Göttin 497.
Epileguanita 172.
Epiſcher Sagenkreis von Manabozho 97.

mit Eidgenoſſen auf gleichem Fuße, über andre herrſchten den Azteken tributäre Könige, dort wieder hatten ſich, auch unter aztekiſcher Oberhoheit, Republiken erhalten, nach welcher Regierungsform früher auch die Azteken ſich regiert hatten. In verſchiedenen Staaten desſelben Reiches herrſchten verſchiedene Geſetze, die richterliche Gewalt war von der geſetzgebenden geſchieden. Landeigenthum, Handel, Reichthum begründeten bei Manchen eine freiere Stellung, während der allerdings dadurch möglich gemachten Armuth durch prieſterliche und adelige Gaben begegnet zu werden ſuchte. Bei dieſer Lage der Dinge konnte ſich auch jener entſchloſſene Geiſt geſtalten, der ſich in der Geſchichte ſeines Untergangs noch ein ruhmvolles Denkmal geſetzt hat. Und wenn die Tapferkeit oder Mannlichkeit die Grundlage wenigſtens der antiken Sittlichkeit iſt, ſo leuchtet ein, warum ein Ganzes in ſittlicher Beziehung höher zu ſtellen iſt, welches die Entwicklung dieſer Grundlage begünſtigt.

Die Beziehung der Religion zur Sittlichkeit, die Götter und der Kultus, ſind der Grundlage nach wie die Peruaniſchen. Die Götter ſind Naturweſen. Wie ſchon bemerkt, fehlen jene obſcönen Mythen, von denen die Mythologie andrer höher ſtehender Völker wimmelt, die von den Dichtern ausgebildet iſt. Aber dafür fehlt auch die von den Dichtern und ihrem Anthropomorphismus ausgebildete Humanität mit ihrer ſittlichen Bedeutung. In dieſem Anthropomorphismus beginnen die Götter trotz ihrer Liebſchaften erſt ſittliche Weſen, weil menſchliche, werden zu wollen. Es iſt daher durchaus die Anſicht Wuttke's abzuweiſen, als ob die aztekiſchen Menſchenopfer ſittlicher wären, als die Sünden der griechiſchen Olympier. Dieſe Sünden ſind Sünden allerdings, aber Sünden einer doch veredeltern menſchlichen Natur, und Homer und ſeine Welt ſtehen unendlich höher als der Tempel Huitzilopochtlis, wie denn auch der in ihm ausgeprägte Anthropomorphismus als ein wirklicher Fortſchritt im Gegenſatz zum ältern Pelasgerthum mit ſeinen Menſchenopfern anzuſehen iſt. Vom Kultus und ſeinem ſittlichen Mangel iſt dem früher ſchon Bemerkten noch beizufügen, daß die prieſterliche Beichte auf bürgerlichen Straferlaß berechnet war, und ſchon darum der religiös ſittlichen Bedeutung faſt völlig entbehrt, weil ſie die Sünde von der Nothwendigkeit und dem Schickſal abhängig macht. Vgl. Diaz I, 9. 157. 159. 163. 191. 207. 252. 263. 276. 278. 301. 309 ff. II, 17. 27. 62. III, 301. IV, 10. 102. 260 ff. Rehfues IV ff. Benzo 129. Llorente zu Las Caſas LVIII. Peter Martyr 572. 437. Acoſta V, 17.

ſen Geiſte gefürchtet 273. Weltuntergang durch das F. 268. 511 ff. 519 ff. Weltalter des F. 513. Feuer vom Himmel 516. Feuer gehört zum Menſchen 597.
Feuersbrunſt 658.
Feuerſtein 558. 584.
Feuertaufe 653.
Figueroa 193.
Fiſche 179. 132. 133. 229. 365 ff. 258. 614.
Fiſchgötter 320. 515.
Fiſchotter 123.
Flamingos 531.
Fledermaus 207.
Flöten 385. S. Muſik.
Flora 602.
Florida und Floridaner 29. 57. 62. 69. 70. 98. 107. 117. 119. 122. 142. 143. 147. 151. 161. 196. 197. 499.
Fluß der Unterwelt. S. Unſterblichkeit.
Flüſſe und Kanäle verehrt 56. 259. 282. 327. 366. 368.
Fluthſagen 107. 109. 112 ff. 122. 126. 133. 178 ff. 228. 229. 267. 308. 312. 423. 427. 458. 487. 489. 511. 515. 614.
Fomagata 435.
Fomagazdad 437. 480. 507.
Forſter 145.
Franken 209. 632.
Franklin 35.
Franzoſen unterſagen den Indianern die Anthropophagie 147.
Franzöſ. Schriftſteller 30. 32. 158. 189. 302. 423 u. o.
Frau, alte, eine Schlangengottheit 483. S. Weib, Schlangenfrau.
Frauen mit ihren Männern begraben 165. 174. 401. 412. 420.
Freiheit in ihrem Verhältniß zur Kultur roher Völker 347 ff. 407 ff. 668.
Freres 242.
Freya 603.
Friedenskreuz 500.
Friedensliebe 580.
Friedenspfeife 44. 58. 117. 128. S. Tabak, Tabakpfeifen.
Frieg 603.
Fröſche 483.
Fruchtbarkeit 175. 274. 277. u. o.
Früchte. S. Lebensbedürfniſſe.
Frühling 604.
Fuchs 256. 270. 320. 367.
Fuchsindianer 69.
Fuentes 454.
Fünfzehn Sprachen 517.
Funzha, Rio Bogota 423.
Furcht, religiöſe, 83. 171. 214. 253. 260 u. o.
Fußſtapfen in Felſen 272. S. Thomas. F. im Staub 618.
Galibi 192 ff.
Gallashorden 250.
Gallatin 460. 533.
Gama 449.
Gamberville 237.
Gandavo 236. 240.
Gans 124.
Garcilaſſo de la Vega 29. 299.
Garonchia 119.
Gebeine der Todten 179. 209. 419. S. Knochen.
Geberdenſprache 137. 168.
Gebet 92. 121. 123. 214. 281. 284. 501. 620. 641.
Geburt Gottes 601. 607. S. Gott.
Geburtshelfer 173. 175. 221.
Gefangene aufgefüttert 245. S. Kriegsgefangene, Sklaven.
Geier 144. 257. 327. 515.
Geiſter und Geiſterglaube 51. 70 ff. 89 ff. 104. 170 ff. 206 ff. 259 ff. 571 ff. S. Dualismus, Geſchlecht, Großer Geiſt.

Böſe Geiſter 72. 78. 140. 208. 209. 223. Oberſter böſer Geiſt 109. 140. 150. 151. 272 ff. fürchtet das Feuer 273. erſcheint als Seuche, Sumpf u. dgl. 275.
Geiſtererſcheinungen 172. S. Geſpenſterfurcht, Zauberei, Nekromantie.
Geißelung 617.
Geld 455. 541.
Gelübde 641.
Gemälde 356. 545. 555. S. Federmalerei, Hieroglyphen, Landkarten.
Gemelli 447.
Gen 260.
Genealogieen der Götter 655.
Gerechtigkeit, antike, 165 ff.
Gericht, göttliches, 621.
Geropari 272.
Gerſtäcker 39.
Geſang 92. 122. 184. 284. 384. 390. 545. 641. 649. S. Lieder.
Geſchichte 340. 356. 466. 521. 527. 547. 647.
Geſchichte von Amerika. S. Baumgarten.
„ von Californien. S. Abelung.
Geſetze mit Blut geſchrieben 527.
Geſetzmäßigkeit der religiöſen Ausdrucksweiſe 10.
Geſicht, zweites, 398.
Geſchlecht, verſchiedenes, der Geiſter 209. 260.
Geſchwiſter verheirathet 267. 306. 310. 324 ff.
Geſchwiſter bezeichnen parallele Gegenſätze 607. S. Genealogieen.
Geſpenſterfurcht 72. 84. 215. 253. 372.
Geſpenſterthiere 74. 257.
Geſtirne 52. 57. 62. 63. 175 ff. 204. 220. 256. 289. 314. 364. 395. 421. 459. 480.
Geſundheit, Gott der, 335. 590.
Gewerbsleute 351. 540. 647.
Gewitter 215. 261.
Gewölbe. S. Spitzbögen.
Gez 284.
Gezha Manedo 105.
Gichttannetowit 105. 107.
Gift an den Waffen 202. 243. 280. 418.
Giftmiſcher 82.
Gilii 191.
Gitſchi Manedo 105.
Gladiatorenkämpfe S. Fechterſpiele.
Glaube. Seine Kraft 224.
Glaubwürdigkeit älterer Berichte 190.
Gnoſtiſche Anſichten 135. 136.
Goaſacoalco 579.
Gold 363. 373.
Goldenes Zeitalter 160. 527. 577.
Goldſchmiede, Goldarbeiten 374. 431. 575.
Goldverhältniſſe 48.
Gomara 298. 423. 443.
Gorgonen 486.
Göſchenenalp 428.
Gott, durch den geopferten Menſchen dargeſtellt. S. Gefangene, Kriegsgefangene, Sklaven, Menſchenopfer. — Durch Prieſter 649. G. geboren 601. 607. G. verſpeist 599 ff. 603. 605 ff. 633. 640. G. ſtirbt 605. 618.
Götterbild aus Teig und Saamen 640. S. Mais.
Götterſprache. S. Sprachen. Göttertriaden. S. Drei. Götter Ankunft 603. 618
Göttliche Abſtammung der Herrſcher 305.
Götze, J. A. E. 145.
Grab des Großen Geiſtes 123.
Gradivus 610.
Gregg 39.
Griechen und griechiſche Anſichten 305. 320. 372. 374. 375. 385. 458. 508. 547 ff. 594. 607. 652. 653. 669. u. o.
Grens 242.
Grönländer 77. 104. 115. 116. 136. 207. 218. 607.

Großer Geiſt, der Rothhäute 92. 99 ff. der Antillenindianer 176. der Karaiben 225. der öſtlichen Südamerikaner 265.
Großmutter, unſere, 494. 599. S. Mutter. Großm. des Großen Geiſtes 140. 149.
Großvater, beſuchen 138. Großv. der Menſchen 256. 274. Großväter der Dinge 149.
Grundeigenthum 540.
Grynäiſche Sammlung 157.
Guaayapp, Guayiachia 134..
Guacarapita 178.
Guacarimachi 399.
Guacaropi 178.
Guacas 370 ff. 376.
Guacheroal 372.
Guacigui, Huacigui 364.
Guadeloupe 194. 210.
Gualichu 265. 282.
Guamachuco 372.
Guamoanocan 178. 230.
Guanabba 172.
Guano 347.
Guarani 244 ff.
Guararita, Guaracarita 230.
Guaregua 418. 469.
Guarini, Guaroni 192.
Guaſacualco 579.
Guatemala 359. 454 ff.
Guatiaos 159. 193.
Guatos 319.
Guatulco 499.
Guayanas 245.
Guayara-Cunny 265.
Guaycuras 258. 265. 268. 288.
Guaypunabis 417.
Guegue 503.
Guegues 466.
Guencubu 273.
Guenu-Pillan 271.
Gueſa 433 ff.
Gütergemeinſchaft 166.
Guiette, Citri de la, 29.
Guignes, de, 490.
Guimazoam 178.
Guirigua 462. 464.
Gumilla 191.
Gummiopfer 131.
Gummiſee 131.
Gumprecht 451.
Gurupira 259.
Haaropfer 374. 389.
Hacaricue 398.
Hachus 398.
Hacienda bei Urmal 348.
Hahn, welſcher, 61. 121.
Haifiſch 366.
Hailly 384.
Haine, heilige, 185. 312.
Halbkultur 245. S. Kultur.
Haller, Albrecht, über die Paraquay-Miſſionen. 166.
Hamampaſcha 138. 139.
Hammel, ſchwarzer, 400.
Hanackanda 106.
Hand, rothe, 43. 475.
Handel 165. 204. 431. 455. 493. 541.
Handſchriften 552 ff.
Handwerker, S. Gewerbsleute.
Haneneu 106.
Harakooanentakton 105. 116.
Haravicus 357.
Harriſon 117.
Haruspicina. S. Opferſchau.
Haſe 61.
Haſe, der große, 105. 122. 126.
Haus, goldenes, 47. Manitu des H. 92. H. vom Großen Geiſt gebaut 270. H. des Gouverneur 462.
Haut der Feinde 281. H. des Menſchenopfers 598 ff.
Hautantowit 105.
Hauwenegoo 106.

Hawai-Neo 106.
Hawonia, Hawonio 106.
Hayti. S. Domingo.
Hazart 32. 145. 237. 300.
Hearne 34.
Hebräer. S. Israeliten.
Hecat 503.
Hechecoc 397.
Heiden, ihre Empfänglichkeit für einige Voraussetzungen des Christenthums vor Annahme desselben 101. 147 ff. 203.
Heilgott 335. 590.
Heilkräuter 278.
Helios 305.
Hennepin 31. 145.
Hephaistos 320.
Hera 629.
Heraclit 511.
Hercules, Heracles 305. 427 ff. 604. 606. 619, 629. u. o.
Herder 34. 449.
Hervas 423.
Herwegische (grynäische) Sammlung 157.
Heroen 73. 477. 517. 575.
Herr des Lebens 106. 107. 108. 128. 129. 136 ff.
Herr des Todes 137 ff.
Herrera 156. 157 ff. 298. 422. 446.
Herz des Volkes 486.
Hesiod 510.
Hesse, Fr. 36.
Hesse, preußischer Consul 460. 464.
Heuschrecke 481.
Hexen, Zauberinnen 64. 78. 82. 217. 276. 307. 323. 398. 420. 482.
Hexensalbe 657.
Hexenthal 307. 398.
Hiawatha 118. 129. 143.
Hieroglyphen 205. 248. 335. 465 ff. 512. 521 ff. 524. 527. bes. 549 ff.
Himmelsbilder 261.
Himmelsgegenden, Manitus der, 92.
Himmelsgott 118. 129. 312. 490. S. Luft, Winde.
Hindus 4. 483. 497. 508. 510. 511. 611. 653. 661. S. Indisch, Ostindien.
Hipa Huacun 308.
Hirsche 70. 92. 107. 121. 122. 275. 495.
Hirschhaut 551.
Hirschköpfe 393. 482.
Historie, allg., der Reisen 33. 34. 190.
Hochebenen 523.
Höhlen 140. 141. 176. 220. 266. 288. 311. 399. 513 ff. S. Erde, Menschen, Siebenhöhlen.
Höhlentempel 69. 70. 177. 205. 213. 232. 312.
Hoherpriester 386.
Hokko 269.
Holländer. S. Niederländer.
Holzpflöcke 241. S. Pfahl.
Homer 669.
Hondal-Konsana 71.
Honduras 462.
Honig 603. 617.
Hontan, de la, 32. 100.
Horoscop 657.
Hottuk Isch to hoot lo 72.
Howweneah 106.
Hu 606. 610.
Huacanqui 398.
Huacapvillac 370 386. 399.
Huacas. S. Guacas.
Huacigui 364.
Huamachuco 372.
Huaqueros 370.
Huaraellas 372.
Huaris 321.
Huascar 344.
Huasco. S. Mama.
Huastecken 453.
Huarayacac 579.
Huayna 343.

Hucha 270.
Huchillahos Huichibus 609. 660.
Hudſonsbay 151.
Huecuvoe, Huecuvu 273.
Huehuetan 483.
Huehuetlapallan 523. 577.
Huehuetonacateocipactli 515.
Huetitecquitrque 649.
Huemac 577.
Huematzin 524.
Hühner 132.
Hüttenfeſte 636.
Huimatzin 578. 587.
Huiracocha. S. Viracocha.
Huitzilopochco 574. 597.
Huitzilopochtli 484. 572. beſ. 591 ff. 660.
Huitzitoc 596. 614.
Huitziton 484. 594 ff.
Huju, Houju 220.
Hujukhu 220. 223.
Huirtochuatl 570.
Hulda 603.
Humboldt, Alexander, 191. 193. 422. 449.
Humboldt, Wilhelm, 549.
Hunca 431.
Huncahua 431.
Hunde 114. 134. 259. 312. 367. 375. 606. 614.
Hundeopfer 86.
Hundsrippindianer 65. 121. 129. 133. 134. 145. 147.
Hunger, Gott des, 495.
Huracan 475.
Huronen oder Wyandots 66. 68. 71. 78. 103. 105. 116. 118. 119. 128. 137. 138. 142. 149. 150. 207.
Huythaca 423 ff.
Jacateuctli 575. 652.
Jacuas 68.
Jagd 15. 40. 495 ff.
Jagdgöttin 495. S. Mond.
Jagdzauberlieder 82.
Jaguar 258. 264. 268. 481 ff.
Jahr, Toltekiſches, 524. verſchiedene Jahre neben einander 432.
Jahresfeſte 51. S. Feſte.
Jahresgott zerſtückelt 607.
Jahreszeiten 57. 165. J. auf der ſüdlichen Hemiſphäre verwirrt 389.
Jaia 178. 181.
Janchon 259.
Januar 605.
Janus 433.
Jaotl 481.
Japaneſen 4. 458. 594.
Japetos 136.
Jappan 481.
Jdäen 78.
Jdealmenſch 135.
Jdealthiere. Vgl. Urbilder, Großväter, Mutter.
Jefferſon 37.
Jeheri 207.
Jemao 177 ff.
Jeune, le, 33.
Ignerier 205.
Ihkochu 134.
Ilamateuctli 572.
Ilinka 59.
Illatici. S. Viracocha.
Inca Roca 322 ff. 340.
Indegarbo. S. Ondegarbo.
Indiction 433.
Indianer 159.
Indios manſos 241 ff. 244 ff. J. da matto 241 ff.
Indiſche (Hindu) Könige 305.
Inkas 305 ff. 337 ff. 350. 355. 364. 410.
Inkareich in Cuzco, ſeine Dauer 340 ff.
Inſtrumentalmuſik. S. Muſik.
Intercalationen 432 ff.
Inti, Indi, Intip 366.

Intiallapa 260.
Intip Raymi 390.
Intiquoqui 390.
Joalteuctli 572. 652.
Joalticitl 572.
Jobeljahr 166.
Jogues, Isaak 145.
Jouanaboina 176. 184.
Ipalnemoan 473.
Iphigenia 599.
Ipupiara 260.
Iraca 431.
Irokesen. Ueberall im ersten Abschnitt; ferner 365. 430. J. im weitern Sinn s. Mengve.
Irrsterne 53.
Irwing, Theodor, 30.
„ Washington, 156. 158. 191.
Ischtohoollo-Aba 105.
Iselin, Isaak, 34.
Israeliten 34. 375. 387 u. o.
Italiener, Schriftsteller, 447 ff.
Itzalana 462.
Juanas 68.
Juarros 455.
Julier 305.
Juluka 212. 226. 227. 228.
Jumanas 262.
Jungfrauen geweiht 285.
Junghuhn 145. 148.
Junifeste in der südlichen Hemisphäre 284.
Jurupari 259. 272. 274.
Jusheka 111. 133.
Jvunke 64. 276.
Ircozauqui 568.
Ircuina 576.
Irtilton 575.
Irtli 598.
Irtlilxochitl, Antonio Pimentel, 445.
„ Fernando d'Alba 448. 450.
Iztacmixcuatl, Irtacmixcohuatl 518.
Iztapalapan 520.
Kaagere 273. 274.
Kabbalisten 135.
Kabrer 417.
Kabul 475.
Käfer 611.
Kaffern 218.
Kahaima 231.
Kajamorts 135.
Kajehelanguae 105. 107.
Kaiserthum 539.
Kakewahrooteh 106.
Kalender 8. 434. 465. 481. 486 ff. 488. 524. 547. 647. 657.
Kalenderstein 432. 657.
Kaliak, Kallak 135.
Kalifornien. S. Californien.
Kalk 455. 461.
Kampfgenossenschaft 204.
Kanaaniter 3. 653.
Kanadier 56. 71. 77. 78. 102. 103. 106. 110. 112. 129. 142. 458.
Kaninchen 375. 392. 495.
Kannibalen 192.
Kapellen 185. 381 ff. 645.
Karaiben 135. 159 ff. 161. 168 ff. 184. bes. 187 ff. 244 ff. 252. 417. Karaiben heißen die Zauberer in Brasilien 194. 275.
Karakairi 58. 70.
Karthager 3. 4.
Kartoffeln, Papas 164. 347. 367.
Kaschmir 427.
Kasyapa 427.
Katharineninsel 69.
Katze 483.
Kaufleute 541. 575. 589. S. Handel.
Kaukasier 3.
Kauta 179.
Keebet 273. 274. 275.
Keeschellomeh 105. 107.
Kenabigwusk 65
Kepuchikawa 128.

Keri 420.
Keſſel, myſtiſcher 656.
Ketannetoewet 105.
Keuſchheitsgelübde 376. 666. S. Cölibat.
Kinder verkauft 204. 501. 502. K. als Kriegsproviant 503. S. Anthropophagie. Verſammlung der geſtorbenen K. 501. Schutzgöttin der K. 515.
Kingsborough 450 ff.
Kiſte, heilige, 594.
Kitſchi (Kitchi) Manitu (Manito) 104. 105. 117. 120. 128. 142.
Kiwaſa 98. 119.
Klapperbüchſenſchwingerinnen 276.
Klapperſchlange 62. 484.
Kleider 350. 418. 431.
Klemm 38. 40. 192. 240.
Klubb von Menſchenfreſſern 147.
Knauz 106. 107. 111. 129.
Knechte 352. S. Sklaven.
Knochen 262. 283. 289 ff. 517. S. Gebeine.
Knotenſchnüre. S. Quippus.
Kotitub 284.
Kolchiſche Könige 305.
Kolibri 226. 481 ff. 484 ff. 505. 515. beſ. 592. 602. 603. 607. 661.
Kometen 364. 365. 395. 421. 657. 658.
Koran 135.
Kosmogenien. S. Schöpfungsmythen.
Kosmologiſche Anſichten 112. 176. 493. u. o. S. Feſte, Schöpfungsmythen, Sonne, Regen, Himmelsgott, Mond, Schlangen.
Kottencamp 159. 423. 451.
Kouotina 225.
Krähe 121.
Krankheiten, durch Zauberei bewirkt und geheilt 79. 82. 182. 231. 257. 259. 262. 276. 277. 392. Gott der K. 619.
Kreuz verehrt 371. 421. 437. beſ. 496 ff. 588.
Kriegerfeſte 393. S. Fechterſpiele, Wehrhaftmachung.
Kriegsadler 135.
Kriegsbeute 141. 373.
Kriegsgefangene 145. 213. 282 ff. 604. 617. S. Gefangene.
Kriegsgeſang 142.
Kriegsgott 104. 141 ff. 259. 274. 610.
Kriegsweſen 352. 541. S. Kultur, Waffen, Gift.
Krighs, Kriſtinoer, Kriſtineaux 70. 113. 173.
Kriſchna 605.
Kritik des Mythus 328 ff. 424 ff. 580 ff. u. o. S. Mythus, Kulturmythus, aitiologiſch, Euhemerismus.
Kröte 176. 210. 257. 248.
Krokodil 123. 176. 275. 436. 483. 507.
Kryſtalljaſpis als Kreuz 371.
Kuahs 550.
Kualina 225.
Kublai-Khan 336.
Kugler 457 ff.
Kuhhaut geopfert 104. 123.
Kulimina 226.
Kultur 21. 163. 240. 247. 345 ff. 418 ff. 430 ff. 454 ff. 457 ff. 536 ff. S. Halbkultur.
Kulturmythus 17. 135. 164. 170. 203. 271. 303 ff. 336. 423 ff. 431. 577. 594 ff. 597.
Kulturvölker 15. 17. 45 ff. beſ. 291 ff. 454. 471.
Kultus 85 ff. 103. 151. 181 ff. 211. 228. 231 ff. 279. 432 ff. 625 ff. 669. K. widerſtrebt den Neuerungen 144. Muthwilliger K. 501. Unäſthetiſcher K. S. Symbolik. Unſittlicher K. S. Sittlichkeit. Bilder nur zum Kultus 498. Ein Gott ohne K. 265. Verhältniß des K. zur Zauberei und Prophezie 279.
Kunde, zur. S. Aufſätze.

Kunſtbildung 543. 643. S. Bilderdienſt. Geſang, Muſik, Pyramiden, Tempel, Phantaſie.
Kunſtſtraßen 348. 352. 543. 647.
Kürbis 179. S. Maraca.
Kureten 78.
Kurumon, Korumon. S. Curumon.
Küſſe, religiöſe, 390. S. Gebet, Sonnenkuß.
Kwaptahw 113.
Kyklopen 632.
Labat 190.
Lachsindianer 151.
Lackſchmi 315.
Lacroix 239. 302.
Laet, de, 31. 155. 237. 300.
Lafiteau 33. 190. 238.
Lamas 335. 347. 365. 367. 375. 391. 393.
Lamm, ſchwarzes, 391. 400. S. Schaf.
Land. S. Nutznießung 348.
Landleute 540.
Landkarten 43. 336. 466.
Langhaar. S. Chasca.
Laperouſe 145.
Larven, Masken, Steinmasken 390. 434. 435. 463. 481. 483.
Lavayſſé 191.
Lawai Neo 106.
Lebendige Menſchen nicht als ſpezielle Götter verehrt 73. S. Menſchen.
Lebensbedürfniſſe 491. 494. 567. S. Arbeit.
Leibeigene 50. S. Sklaven, Knechte.
Leichname mumiſirt 209. 364. 401. 506.
Lemuren 173.
Leni-Lenape. S. Delawaren.
Lerin 319.
Lernäiſcher Sumpf 428.
Lery 145. 236.
Lescarbot 31. 236.
Lettres édifiantes 31. 238.
Libiac 370.
Liebesgötter 373. 398. 576.
Liebestränke 398.
Lied an die Peruaniſche Regengöttin 369.
Lieder 43. 68. 70. 167. 184. 185. 282. 357. 390. 420. 458. 493. 494. 502. 506. 527. 545,
Lima 307.
Lima fundada 325.
Lindemann 34. 102. 191. 301.
Linienſchrift. S. Kuahs.
Litteratur 355.
Locke. S. Haaropfer.
Loguo, Louguo 135 135. 228 ff. 203.
Long 35. 36.
Lorenzana 449.
Lorenzſtrom, Indianer am, 133.
Loskiel 34. 36.
Louiſiana 54. 150.
Löwen 327. 367. 482. S. Nemeiſch.
Löwenſtern 460.
Ludewig, Herrman, 532.
Luft verehrt 56. 125. 258. 270. 208. 503. 513. 569. 584 ff. S. Himmelsgott, Winde, Elemente.
Lukayiſche Inſeln 196. 197.
Luller 257.
Luperci und Lupercalien 78. 572.
Lycaon 630.
Lyriſche Gedichte 527. S. Lieder.
Maboja. S. Mapoja.
Macachora 260.
Macahuer 453. 540.
Macauhan 257.
Machacuay 365.
Machacael, Machochael Maracael 179.
Machinito 109.
Mackenzie 38.
Magazin der Litterat. des Ausl. 37. 451.
Magellaniſche Wolken 256.
Maguacochet 183.
Maguey 534.

Mährchen bei Schoolcraft 38. 129.
Mahemedaner 661.
Mahopeta 106.
Majamanuſcript 525.
Majaſprache und Majageſchlecht 453 ff. 533. 663.
Mais 60. 62. 92. 109. 164. 347. 367. 381. 392. 393. 491. 493. 494. 538. M. Indianiſches Wort 167. Bild aus M. 392. 631. 640. M. mit Blut beſprengt 479. 631. 640. Mit M. geweiſſagt 398. Körner von M. geweiht 492.
Majer, Fr. 39. 158. 192. 449.
Malayen 4. 9.
Malen, d. h. Schreiben 357. S. Gemälde.
Malitzin 571.
Maltebrun 37.
Malquipoillac 397.
Malquis 401.
Mama Cibaco 323.
Mama Cocha 317. 327.
Mama Cora 308. 324.
Mama Huacun 308.
Mama Ocllo 304 ff.
Mama Quilla (Killa) 363.
Mamaconas 387.
Mamey 174.
Mamona 178.
Mamore 269.
Mamoria 230.
Mammuthbär, Haut des, 123.
Manco Capac 303 ff. 310 ff. 313. 321. 322 ff. 340. 344.
Mandans 59. 71. 78. 104. 106. 107. 117. 120. 122. 129. 133. 134. 149.
Manedo, der Große Geiſt, 171.
Manibuſch 269.
Manichäer 208.
Manioc 203. 229. 272.
Manjacicuer 255. 264.
Manitah 105.
Manittoa 105.
Manitton 85. 105. 148.
Manitus 107 ff.
Manitu Kichton 107. 111. 112.
Manitu des Reichthums. 131.
Manitu wais ſe 123.
Manitublumen. S. Bergeſche.
Manituli-Inſeln 71. Inſel Manitualin 123.
Manituüberwinder 132.
Manivilanos 417.
Manſinnos 269.
Manſos. S. Indios.
Mantik. S. Zauberer, Rabdomantie, Orakel, Offenbarung, Auſpizien, Aſtrologie.
Mantas 371.
Mapanos 280.
Mapoja 212. 219. 230.
Mapoja-Berge 232.
Mapojen 207. 215.
Maraca, Tamaraca 210, 219. 262. 277.
Marangigoana 261.
Marcgravius 237. 239.
Marcus von Riza 30. 48. 532.
Marionam 178.
Maripizanos 417.
Mariri 215.
Markt 541.
Marmontel 301.
Maroh 177. 184.
Marqueſas 458.
Mars 602.. 604. 609 ff.
Marter 142. S. Skalpiren.
Martin 191.
Martius 239.
Maſaya 504.
Masken. S. Larven.
Maskenzüge 390. 393. 433. 519. S. Stiertanz.
Maſſilienſer 637.
Maßwaeeinini 60.

Mata, Alfonſo de, 445 ff.
Matai 134.
Matcacueje 515. 530.
Matcomek, Wintergott 57.
Matutu, Matoutou, Mitoutou 213.
Maubilier 55.
Mauritiapflanze 229.
Mäuſe 519.
Mar. S. Wied.
Mayaques 540.
Mazahuas 456.
Mazat 495.
Mbayas oder Guaycuras 595.
Mechanik 351.
Mechoacan 452.
Medawin 65.
Medeu, Medu 78.
Medicinegeſänge 82. 148. S. Zauberhymnus.
Mediciniſches Zauberthier 82.
Medicinemänner 77. S. Zauberer.
Medrano 422.
Meere, im Kultus und Mythus 56. 175. 178 ff. 220. 317. 327.
Meerfahrten der Karaiben 197.
Meerſchaum 315.
Meerſchweinchen 393. 398.
Mehuacaner 515.
Meiners 34. 145. 191. 239. 301. 449.
Mendez 460. 464.
Mendoza 30. 448. 554.
Mengve, Mingos, Irokeſen 42 ff. und überall im erſten Abſchnitt.
Menſch, erſter, iſt ein Gott 110. 133 ff. 203. 229.
Menſch, Einheit des Geſchlechts 5. 7. Auch wilde M. ſind nie im thieriſchen Zuſtand 20. 233. Die M. haben mehrere Seelen 66. 206 ff. M. genoſſen in Amerika keine perſönliche göttliche Verehrung 73. 427. M. ſtammen aus der Unterwelt 274. Von Thieren 65. 107. 108. 109. 112. 113. 268. 327. 332. aus einem Baumſtamm 107. 109. aus der Mauritiapflanze 229. aus Steinen 229. 517. 110. aus Pfeifenthon 110. aus der Erde. S. Erde. Aus Nabel und Schenkeln des Schöpfers 229. aus einem Nagel des Schöpfers 269. aus Höhlen 176. 179. 220. 269. 308. 312. aus dem Waſſer 315. 317. aus Seethieren 107. 109. 112. aus einem Knochen 517.
Menſchenfreſſer. S. Anthropophagie, Kannibalen.
Menſchenfreſſende Geiſter oder Götter. S. Vampyrismus, Menſchenopfer.
Menſchenopfer 53. 58. 84. 141 ff. 211. 258. 263. 282. 304. 322. 335. 369. 377 ff. 403. 412. 419. 433 ff. 437. 476. 483 ff. 492 ff. 496. 501 ff. 504. 506. 569 ff. 572. 582. 589. 597 ff. 604. 610. 617. beſ. 626 ff. 667.
Meſſen 455.
Meſſou 112 ff.
Meulen 134.
Meri 574.
Meriko 534.
Mericoteohuatzin 649.
Merikaner 21. 439 ff. 456. S. Azteken. Die Grenzen des Merik. Reichs 535. Gegenwärtiger Kulturſtandpunkt der M. 548.
Meritli 574.
Mezl 538.
Mezli 474. 566.
Miamis 105. 128. 147.
Michaboche 56.
Michabu 105. 107. 112 ff. 118. 122 ff. 125 ff.
Michinis, Michiniſi 56. 111.
Mictlan 506.
Mictlancihuatl 506.
Mictlanteuctli 506. 517.

Milchbaum 494.
Milchstraße 54. 256.
Minß 78. 105.
Minutoli 459. 487.
Miquetanteet 505.
Mirabanchas 241.
Mirabichi 56.
Missionsmagazin, Basler, 45.
Missisippithal 45 ff. 133. 140.
Mithras 605. 607.
Mitlan 462.
Mitlancalco 506.
Mitnal 506.
Mitro 462.
Mitrcatl 470. 484. 495. 530.
Mitrera Baja 498.
Mitrecatl 518. 574.
Mitteken 453. 486. 492. 498. 506. 509. 518.
Moderne Entfremdung von antiker Naturanschauung 10. u. o.
Mönchsorden, Mexikanische, 648 ff.
Mönitarris 59. 63. 65. 71. 104. 117. 120 ff. 129. 133. 149.
Mokaws 106. 146.
Mohikander 105.
Molina 238.
Molltonarten 384.
Moloch 610. 624. 653.
Moluchen 255. 266.
Monaitowa 105.
Mond im Kultus und Mythus 53. 92. 126. 162. 177. 206. 218 ff. 248. 252. 254 ff. 258. 268. 275. 305. 335. 363 ff. 419 ff. 423 ff. 433. 437. 590. M. ist böse 150. 272. 275. 423 ff. — bisweilen auch männlich 219. ist später als die Erde 219. 229. 314. 422 ff. Bild des M. 363. 474.
Mondfinsterniß 53. 219. 231. 255. 365. 395. 657.
Mondmonate, Mondjahr 219. 356.
Mondviertel 387. S. Mond.
Mone 37.
Mongolen 4. 6. 244. 316. 594. 656.
Mones 242.
Monotheismus 19. 99 ff. 102. 322. 338. 343. 473.
Monseys 78.
Montesines 300. 322. 340.
Montezuma I. 535. M. II. 535.
Monumente 45. 160. 333. S. Tempel, Pyramiden.
Morgenstern 53. 63. S. Venus.
Moschlas 105.
Moscoc 399.
Motlatlapeviani 573.
Mou non keka 71.
Mounds 162.
Mores 201. 244 ff. 257. 280.
Mozcos. S. Muyscas.
Mühlenpferdt 450.
Mulgraveinseln 499.
Mumien. S. Leichname.
Munaos 401.
Mungo Minato 105.
Munnez 156 ff. 450.
Musik 122. 384. 545. 614. 642.
Muskohge 105.
Müssiggang ein Verbrechen 349.
Mutter Gottes oder der Götter 149. 150. 177. 230. 494. 599. S. Großmutter. M. der Menschen 484. 494. 503. 514. S. Erde. M. der Thiere 365. M. mit dem Kinde begraben 288. Zwei Mütter in der Mythologie 601.
Muyscas 421 ff.
Mythisches Zeitalter analog der Bildungsstufe der Amerikaner 13. Zahlen des myth. Zeitalters 510.
Mythus 129. 312. 328 ff. 424 ff. 508 ff. u. o. S. mythologisch, Kritik, Kulturmythus.
Nabel der Erde 304.
Nachtgeister 171.

Nachtigal 180.
Nacktheit 464. 576.
Nadakinſeln 499.
Nadoweſſier, Sioux, Dacotas 42. 58. 103. 105. 117. 128. 141. 151.
Nagakhanda 612.
Nagel der Zehe in einen Menſchen verwandelt 269.
Nägel geweiht 389.
Nagera. S. Caſtaneda.
Nagualismus 482. S. Nahualteken.
Nahabuſch 134.
Nah loſe 17.
Nahualteken, Nahuatlaken, Anahuatlaken 456. 526. S. Nagualismus.
Namen der Geiſter der Vorfahren nicht genannt 208.
Namengebung der Kinder 389. 652.
Nanahuatzin 477.
Nana Ishtohollo 72.
Nanna 602. 608. 609.
Nantena 71.
Nappateuctli 575.
Narvaez, Pamphilo de, 29.
Naſſariromi 109.
Nata 515.
Nationalgott 610.
Natſchez 54. 58. 62 ff. 67 ff. 73. 117. 123. 139.
Naturbeobachtung 546.
Naturgegenſtände, unbeſeelte, 124. S. Elemente, Lebensbedürfniſſe, Bäume, Früchte, Steine.
Naturgeſetze 51 ff. 124. 218 ff. 254 u. o.
Naturreligionen 15 u. o.
Naturſtaaten 14.
Navarette 155 ff.
Nebel 460.
Necoc Yaotl 619.
Neekris 608.
Neger 210. 218. 370.
Nekromantie 261. 287. 397.
Nemeiſcher Löwe 428.
Nemquetheba 423.
Nena, Nin 515.
Nequehuatzitzin 359.
Nerthus 603.
Neu-Granada 417.
Neu-Mexiko 54.
Neumonde 219. 335. S. Mond.
Neun blaue Guacas 372.
Neuſeeland 633.
Neuville 190.
Neuwied. S. Wied.
Newmohk hopeneche 78.
Newton 341.
Nezalhuatcojotl 473. 526 ff. 539. 659. 664.
Nezalhualcoyotzin 582.
Nicaragua 359. 436. 454 ff. im ganzen letzten Abſchnitt des zweiten Theils.
Nicaraguaſee 461. 498.
Niebuhr 331.
Niederländer Schriftſteller 31.
Nigoh, Niyoh, Neeyoh, Nioh, Neo 106.
Nil 501.
Nilſchlüſſel 497.
Ningubeim, der Weſtwind 131.
Niparaya, Geiſt, Großer Geiſt, und Zauberer 77. 106. 139.
Nipiſſingue 123.
Niquiraner 454.
Noach 3. 338. 344.
Nomadenleben fehlte in Amerika 22.
Nonun 219.
Nordeuropa 653.
Nordiſche Einwanderung, nach Nordamerika 47 ff. 50. 135. nach Central-Amerika 452. 456. 521 ff. beſ. 531 ff. 664.
Nordlicht 54.
Nordweſtindianer 142. 147.
Nordweſtwind, Heimatwind der Rothhäute, 50. 125 ff. 130. S. Manabozho.
Normanen 4.

Nettmann 460.
Noffaturemi 106.
Novajeland 533.
Nowai Neo 106.
Numank-Choppenih 78.
Numank-Machana 133.
Nunnez. S. Baca.
Nunnez de la Vega 467.
Nutznießung des Landes 348 ff. S. Arbeit, Wilde, Kultur.
Oannes 426. 515.
Oaraca 462. 463. 499.
Obſidianſchwert 455.
Ochibus, Ochilobus 609. 660.
Ochkih-Häddä 78.
Oezingo 461.
Oetli 570.
Odagon 515.
Odin 330. 490 ff. 585. 610.
Odſchibwäs, Ojibuas, Chippewas 55 ff. 58. 94. 109. 112 ff. 128 ff. 134. 147.
Oelgötzen. S. Bätylien.
Oello, Ocello, Oolle. S. Mama.
Offenbarung der Gottheit 81. 95. 128. 394 ff. 654 ff.
Ohr, goldenes, 622.
Ohrabſchneiden 597.
Ohrenſummen 397.
Ojaron 74. 95. 101.
Ojeda, Alphonſo d', 445 ff.
Okki, Okkiſik, Geiſter und Zauberer 71. 77. O. oberſter Geiſt 103. 105. 107. 119. 143.
Okuari 54.
Olaimi, Sonnenberg 69. 113.
Oldendorp 191.
Olmeda 443.
Olmeken 163. 453. 456 ff. 474. 478. 489. 500 509. 513 ff. 518.
Olmos, Andreas de, 445.
Omacatl 576. 641.
Omaguas 200.
Omahank Rumakſchi 106. 137.
Omecihuatl 475. 512. 517. 572. 652. 660.
Omequaturigni 264.
Ometeuctli 475. 512. 517. 572. 652. 659.
Ometochtli 429. 570.
Omophagie. S. Roheſſen.
Onandagas 106. 110. 119. 129. 143.
Ondegardo, Indegardo 297. 344.
Oneidas 106. 110. Reiſen eines O. 36.
Oniola-aug, Steinſprößlinge 110.
Onze. S. Unze.
Onowak 72.
Opfer 70. 85 ff. 103. 183. 211. 215. 232. 281. 322. 339. 374 ff. 625 ff. Opfer ſtellt den Gott dar 283. 635 ff. u. o. Ob Faſten und Keuſchheitsgelübde zu den Opfern gehören? 376. S. Blutopfer, Menſchenopfer, Trankopfer, Gummi, Kultus.
Opferhöhen und Opferplätze 69. 380. 504. S. Pyramiden, Altäre, Tempel.
Opferinſel 482.
Opferkuchen 183. 185. 391. S. Brot, Mais.
Opfermahlzeit 86. 282. 633.
Opferröcke geopfert 70.
Opferung von Göttern 599 ff. 605 ff. u. o. S. Sklaven, Kriegsgefangene, Gott.
Opferſchädel 639.
Opferſchau, Opferrauch 399 ff. 656.
Opferſtein 628.
Opfertiſche, Matutu 213. S. Altar, Pyramide.
Opfertod, freiwilliger, 633.
Ophiten 135.
Opochtli 575.
Opoyen 207. 215.
Opuntie 534. 598.
Orakel 130. 228. 258. 270. 274. 280 ff. 322. 504. 656. S. Zauberei, Offenbarung.

Orakelgötter 373.
Orakelprieſter 393. 656. S. Zauberer.
Orakelſchlange 258.
Orden der Zauberer 183. 216. O. der Mönche 648 ff.
Orejones 350.
Orenoko 194. 199. 213 ff. 224. 227. 248. 417 ff.
Orient, ob Vaterland der Religionen? 10.
Orkan 167. 514.
Orpheus und Orphiker 305. 510. 511.
Oſagen 65. 106. 139.
Oſiris 264. 330. 402, 605. 607.
Oſtaſien 499. 643. S. Chineſen, Mongolen, Buddhismus, Malayen.
Ostemois 78.
Oſten ſchickt Regenwinde 588.
Oſtindien 490. 600. 653. S. Hindus.
Otahchuk, Schatten, Seelen 67.
Otaheiti, Tahiti 135. 160. 458.
Otimier, Otomier 453. 466. 485. 502. 518. 528. 529. 633.
Otkon 106 ff.
Otomitl 518. 574.
Ottowas 58. 60. 78. 81. 147.
Oubao Bonon 194.
Ouicon 211.
Oviedo 155. 157 ff. 436. 455.
Owaneo 106.
Pacari Tambo, Pacarec Tompu, Tambo Coco 308 ff. 311. 321.
Pachacamac, der Gott, Pachachiat, Pachacurac, Pachayachachic 317 ff. 321. 338. 343. 381. 399.
Pachacamac, der Ort, 319. 334. 343. 381.
Pachacatic 398.
Pachacuc 398.
Pachamama 369.
Pachariouo 398.
Pachtamawas 105.
Päa 273.
Painalton 593.
Pakatſch 134.
Palacios. S. Bernaldez.
Palenque 194. 461. 498.
Palilien 653.
Palladium 593.
Pampas 265.
Pamp Pup Keewis 132.
Panans 78.
Panches 417.
Panis, weiße, 338.
Panspfeifen 384.
Pantheismus 136 u. o.
Papagei 325. 367.
Papantla 459.
Papap Conopa 367.
Papas. S. Kartoffeln.
Papier 538. 551.
Paracinas 312. 314.
Paradies 160. 165. 288. 524. 660. S. Fall, Unſterblichkeit.
Paradiesvogel 120.
Particularismus und Univerſalismus 177.
Patagonier 235. 245 ff. 429.
Pauguk 98.
Pauw 100. 446. 538.
Pawnes 53.
Pelasger 4. 669.
Penates. S. Fetiſche, Tepitoton.
Penates publici 372.
Pendſchab 612.
Peralta 325.
Perlenfeder, Manitu des Reichthums 131.
Perſephone 150.
Perſer 135. 209. 305. 630. S. Zendvolk.
Perſonification 574 ff. 580 u. o.
Peruaner 21. 23. 248. beſond. 293 ff. 665 ff. P. Geſchichte, Kritik 339 ff. Religionscharakter 359.
Perun 374.
Petenſee 456.

Peter Martyr 156. 158. 443.
Pfähle 97. 263. 281.
Pfeifen. S. Friedenspfeifen.
Pfeile 593. S. Waffen.
Pflanzen verehrt 59. 92. 150. 367. 602. S. Bäume, Fruchtbarkeit, Mais, Coatlantana, Centeotl u. dgl.
Pflug 349.
Pfosten der Tempel und Häuser mit Blut bestrichen 376. 379. 391. 492.
Phantasie, ihr Verhältniß zur Plastik, 128. 581. 616.
Philanthropismus 141.
Philo der Jude 135.
Phönix 510.
Phönizier 3. 4. 497. 612.
Phrygier 305. 609.
Piaces, Piajes, Piacés, Pagés, Pajé, Paggi, Payé 181. 195. 215. 275.
Picard 33. 158. 190. 236. 238. 301.
Picus 330. 326. 595. S. Specht.
Piedrahita 422.
Pigtangua 261.
Pilco Acum 308.
Pilla, Pillan 258. 271.
Pilletoas 78.
Pillum 265.
Pimos 60.
Pinahua 313.
Pirrhua. S. Viracocha.
Pirrhua Manco 309.
Pirua 392.
Pisang 271.
Pizarro, Petro, 296.
Plagegeister 171. S. Geister, böse Geister, Schutzgeister, Gespensterfurcht, Gespensterthiere, Erscheinungen.
Plastik 127 ff. 463 ff. 544. S. Bilderdienst, Phantasie.
Plejaden 256. 274. 275. 364. 520
Pöppig 191. 240. 303.
Polster für Götter 373.
Polytheismus, Verhältniß zum Monotheismus 19. 338. 339. S. Monotheismus.
Pomar, Juan Baptista 445.
Popoguſſo 141.
Pospovogel 269.
Posteinrichtungen 348. 543.
Potherie, de la, 32. 145.
Pottawanwoos 105.
Präexistenz 65. 67.
Pragmatismus 330.
Pratz, du, 145.
Prescott 100. 302. 451.
Prichard 40. 191. 240. 451.
Priester 67 ff. 183. 211 ff. 215. 280. 385 ff. 469, 569. 616. 648 ff. Pr. tragen den Namen ihres Gottes 649.
Priesterinnen 650.
Privatgrundbesitz 165 ff. 348 ff. 540 ff.
Prometheus 136.
Pron 359.
Prophezeiungen. S. Weissagungen.
Prozessionen 184. 185. 519. 617.
Ptolemäus, der Valentinianer 135.
Puan-Ku 135.
Puchtammanwoas 105.
Pueblos 48. 54.
Puelchen 255.
Pulque 538. 570.
Pulsschläge sind eben so viele Seelen 208.
Purchas 157 ff. 237. 238. 448.
Puris 251. 261. 287.
Puzza 609.
Pyramiden, Pyramidentempel 69. 162. 280. 458 ff. 645.
Pyromantie 55. 79.
Quahutze 106. 143.
Quarochiqui 309.
Quarterius 30.
Quautitlan 569. 578. 578. 584. 636.
Quecubu 265.
Quelleeanni 357.

Quellen verehrt 56. 327. 368.
Queredaro 498.
Queſada 422. 433.
Queſaltenango 462.
Queſt 138.
Quetzali 514.
Quetzalcoatl 485 ff. 489. 499. 514. 525. 546. beſ. 577 ff. 600. 639. 657 ff.
Quiahuitl 496.
Quiateot 496.
Quichés 462.
Quichica 433.
Quichuas 269. 303. 378.
Quippokratie 405.
Quippus 358 ff. 530. 549.
Quisquis 47.
Quito 335. 343. 359. 363. 403.
Quivira 48. 532.
Ozocuillereque 513.
Raben 61. 121. 596.
Racaripe Velizli 636.
Rache 202. 241. 283.
Rachegefühl 73. 82. 145.
Räucherungen 626.
Rakumon 220 ff. 229.
Raleigh 163.
Ramirez 561.
Ramuſio 157. 444.
Ranatinguis 398.
Ranking, John, 336.
Raſſen 5. Ob aktive und paſſive? 13 ff. 336.
Räthe, königliche, in Tezcuco 527.
Rathshäuſer der Rothhäute 69. 92.
Nationalismus 325.
Raub iſt Form der Ehe 284.
Rauſch 182. 283. 289. 397. 413. 514. 570. 666.
Raymi 368. 378. 385.
Raynal 301. 446.
Recht 350. 539. 548. S. Rache.
Reden, moraliſche, 666.
Regen 60. 120. 175. 261. 277. 602 ff.
Regenbogen 54. 226. 364.
Regengott 496. 501.
Regengöttin 317. 318. 368.
Regnault 192.
Rehfues 444.
Reichthum, Gott des, 131. 366. 589. R. und Schlangen 484. 486. 495.
Reinigungsfeſt 391.
Reinigungen 650 ff. S. Taufe.
Reiſen, Leipzigerſammlung 34. 158. 238. 301. S. Hiſtorie der Reiſen. Weimarer Reiſebibliothek 302. Oneidas.
Religion. Ihre Urſprünglichkeit und Allgemeinheit 11. 20. 168. 206. 251. R. der Amerikaner unterſcheidet ſich nicht weſentlich von der anderer Raſſen 7. R. der Wilden 11. 16. 25 ff. 168. 205. 251. 419. R. der Kulturvölker 17. 303 ff. 359 ff. 423 ff. 470 ff. 562 ff.
Religiöſe Ideen oder Grundanſchauungen 11. R. Vorſtellungen 11 ff. R. Gebräuche. S. Kultus u. dgl.
Renaudière, de la, 450. 454.
Republiken 455.
Rhabdomantie 399.
Rhea 484.
Ribas, Andreas Perez de, 30.
Richter 539.
Rieſen 47. 57. 97. 119. 128. 179. 320 ff. 458. 489. 509. 513 ff. 515 ff. 518. 529. 575. Großer Geiſt ein R. 129. 130.
Rieſenbrunnen 321.
Rieſencypreſſe 494.
Rieſenhafter Vogel 120 ff. 144.
Rieſengräber 321.
Rieſenknochen 321.
Rikarier 78. 106.
Rimac 319. 399.
Rimac Malca 307.
Rind 123. 267. S. Kuhhaut, Biſons, Stiertanz.

Rio del Antonio 459. 487.
Ries, Petro de los, 518.
Ripuacmicuc 398.
Ritter, Karl, 19. 451.
Robertſon 15. 35. 158. 191. 301. 447.
Rochefort 189.
Rodrigo. S. Figueroa
Römer 4. 395. 434. 594. 653.
Rochefſen, Omeyhagie 66. 375.
Roman, Pater 156. 158. 168.
Romenweca 47.
Roquette 157.
Roß, Alexander, 32. 158. 237.
Rothhäute 27 ff. 196. 561.
Rugendas 240.
Ruinen. S. Monumente.
Ruis, Anton, 238.
Ruſſen 374.
Rutde, goldene, 304. 307.
Sabazien 611.
Sagart 31.
Sagen 521. S. Mythen.
Sahagun 450. 579.
Saiteninſtrumente 384 ff.
Sajetkatta 78.
Salbe, myſtiſche, 656 ff.
Salivas 479.
Salz 432. 538. 570.
Same iſt Schaum 315 ff.
Sammeti 215.
Sandkorn, Schöpfung aus dem, 107. 111. 122.
Sangarius 609.
Sapayer 417.
Sararuma 268.
Sarmiento 297.
Sarterius, Karl, 451.
Saturnus 166. 330.
Säulen, Sonnenſäulen 356. 419.
Saufteufel 573.
Sauteurs, Chippewas 55.
Sawaku 220 ff.
Schätze. S. Reichthum.
Schafe 347. 365. 367. 375.
Schalttage. 519. 524.
Schamanen 77.
Schanghti 473.
Scharger 78.
Schatten, Seelen 67. 97. 286.
Schaum. S. Same.
Scheelblick 398.
Scheiri 207.
Schellen 185. 384.
Schickſal 148 ff. 230. 339. 395.
Schiffe mit dem Bild des böſen Geiſtes 232.
Schifffahrt 200. 201. 204.
Schild als Symbol 587. 593.
Schildkröte 61. 107 ff. 122. 176. 210. 483.
Schiwa und Schiwaiten 597. 600. 610. 611. 630.
Schlachten in der Luft 288.
Schlaf perſonifizirt 98.
Schlangen 47. 62. 97. 109. 123. 126. 131. 162. 176. 210. 221. 248. 257. 258. 269. 320. 366. 419. 436. 481 ff. 502. 503. 507. 566 ff. 579. 585 ff. 611. Königin der Sch. 131. Geflügelte Sch. 486. S. Drachenſagen. Sch. als Attribut 488.
Schlangenbekämpfer 129. 566.
Schlangenberg 485.
Schlangendecke 485.
Schlangenfrau 514. S. Frau.
Schlangenhaus 366.
Schlangenländer 612.
Schlangenmauer 485.
Schlangenreich 488.
Schlangenſtadt 484.
Schmidt, Friedrich, 36.
Schneeberge verehrt 500.
Schnitzkunſt 44.
Schomburgh 160.
Schoolcraft 38. 129.

Schöpfung und Schöpfer 102 ff. 105 ff. 114 ff. 129. 265. 315. Mehrere Schöpfer 107. 226 ff. 230. S. Fluthſagen. Schöpfung aus Nichts 318. 338. Fortdauernde Schöpfung 267.
Schöpfungsei 327.
Schöpfungsmythen 107 ff. 133. 176. 220. 229. 266. 314. 316. 326 ff. 507 ff. Sch. des Menſchen 107. 266. 268 ff. 315. 319. 327.
Schottiſche Anſichten 398.
Schreiben, Malen 356.
Schreibeweiſen 552. S. Hieroglyphen.
Schulze, G. E. 36.
Schutzgeiſter 72. 171. 207. 372. Sch. der Götter 130. Sch. der Jahreszeiten 230. 372. der Lebensbedürfniſſe 259. u. a. m.
Schwangerſchaft 285. S. Empfängniß.
Schwarzes Kleid 506.
Schwarzfüße 78. 106. 117.
Schwein, wildes mythiſches, 47.
Schwitzofen 92.
Sculpturen 248 ff. 419.
Scyris 335.
Seculum, Mexikaniſches, 519. 559. 612.
Secularfeier, Mexikaniſche, 481. 519 ff.
Seeen verehrt 56. 327. 658.
Seelen 66. 67. 72. 97. 206 ff. S. der Verſtorbenen ſind Schatten 67. S. ſind Vögel 661.
Seelenwanderung 62. 139. 222 ff. 289. 402. 504 ff. 530. 659.
Seelenzuſtände 575.
Selbſtverſtümmelung 104. 284. 379. S. Blut, Geißelung.
Selbabaum 495.
Selene 426.
Seminarium 462. 649.
Senekas 106.
Serapisbild 363.
Seyfart, Joh. Friedrich, 33.
Shawannos 68. 105. 147.
Shawnes 58. 117.
Sheldon 191.
Shotrowea 47.
Sibirier und Sibirien 115. 116. 118. 208. 210. 248.
Sichel 588.
Siebengeſtirn 54. 284.
Siebenhöhlen 517. 518. 524. 596.
Siegesfeſte 283 u. o.
Siguenza 447.
Silber dem Mond heilig 364. 374.
Simpſon 533.
Sinbrand 268. 511.
Sintokultus 458.
Siour 42. 72. 78. 109. S. Dacotas, Nadoweſſier.
Sitten, das Buch über die Sitten der Wilden in Amerika 34. 191. 238. 301.
Sittlichkeit, Verhältniß zur Religion 87. 101. 165. 227. 231. 243. 289. 321. 404 ff. 472. 621. 662 ff. S. Fall, Beichte, Faſten u. dgl.
Sixtus Chriſtianus 158.
Skalpiren 41.
Skandinavier 458. S. Deutſche, Edda, Odin, Thor u. dgl.
Sklaven 193. 213. 352. 506. 541. 599. 606. 617.
Skorpion 481.
Skythen 41. 246.
Slaven 656.
Smaragd 486.
Sogamozo 433.
Sohn, mythiſcher, vom Vater erſchlagen 178.
Sol 363. Solis 446.
Soloſtos 269.
Solſtitium 335.
Sommerat 145.
Sommermacher, göttlicher, 57.
So niſhwa rooh te 78.
Sonne, Manitu der S. 92. S. ein Mann 129. 177. 305. S. Tonatiuh. S. iſt

eine Schlange 484. S. beſiegt eine Schlange 566. S. iſt jünger als die Erde 314. 315. 334. 335. 518 ff.
Sonne, d. i. Weltalter 508 ff.
Sonnenbild 363. 419. 459. 404.
Sonnencyklus 344. 433.
Sonnendienſt 48. 51. 57. 63. 113. 162. 176 ff. 196. 212. 220. 248. 255. 266. 305 ff. 335. 362 ff. 420. 424. 434. 437. 464. 474 ff.
Sonnenfinſterniß 231. 255. 395. 657.
Sonnengott 92. 114 ff. 117. 129. 177. 220. 225. 255. 305. 315. 338. 474. u. v. a. S. iſt Verderber 623.
Sonnenhaus im Kultus und im Mythus 220. 223. 224. 255. 280. 382. 433. 505. 660.
Sonnenjahr 356.
Sonnenjungfrauen 368. 387.
Sonnenkinder 304.
Sonnenkuß 363. 459.
Sonnenmythus 113. 255. 269. 303. 305. 310. 322 ff. 393. 423 ff. 477.
Sonnenſäulen 170. 176. 356. 380. 393. 433 ff. 464. 471. 480.
Sonnenſcheiben 464. 474. S. Sonnenbild.
Sonnenſöhne 58.
Sonnenthränen 363.
Soto, Hernando de, 29.
Soychu 265.
Spanier, ihre Ankunft geweiſſagt, 183. 657. Sp. ſind Götter 316. Sp. Schriftſteller 29. 155. 295 ff. 422. 441 ff.
Spartaner 166.
Specht 61. 131. 132. 181. 593 ff. S. Picus.
Speer 593.
Sperling 481 ff. 486. 584.
Spiegel 613. 623 ff. S. Brennſpiegel.
Spiegeltempel 615.
Spiele 70. 493. 388. 520. 617. 619. S. Feſte, Fechterſpiele, Turnſpiele.
Spinnen 398. 578. 613.
Spitzbogen 461. 462.
Spix 239.
Sprachen, amerikaniſche, 6. heilige 167. 458. unverſtändliche 217. 458. andere für die Männer, andere für die Weiber 169. 198. 199. Sp. der Thiere. S. Thierſprachen. S. ferner: Geberdenſprache, Hieroglyphen, fünfzehn, Maja, Tzendal.
Sprengel 158.
Spukglaube 74. 372. S. Geſpenſterfurcht u. dgl.
Squier 460 ff. 484.
Staaten, aus Völkermiſchung entſtanden 342. St. ihre ſittliche Bedeutung 404.
Staatenbund in Anahuac 527.
Stade, Hans 236. 240.
Städteweſen 543.
Stände 350. 539. haben ihre beſondern Gottheiten 575.
Starkbogenindianer 129.
Steinbilder 495. S. Bilder, Steine.
Steine, Felſen 92. 97. 110. 125. 131. 175. 179. 220. 229. 262. 269. 309. 311. 313. 314. 323. 327. 363. 371. 398. 486. 517 ff. 578. 584. 615.
Steinindianer 106 ff.
Steinmasken 463. S. Larven.
Steinrieſentödter 129.
Steinſprößlinge 229. S. Oneidas.
Stephens 460.
Stephenſon, Stevenſon 302. 271. 306 ff. 325.
Sterbekriegslied 142.
Stern fiel auf die Erde 47. S. Geſtirne.
Sternbild der drei Könige 256.
Sternſchnuppen 54.
Stiermenſch 136.
Stiertanz 92. 123. S. Biſong.
Stimme vom Himmel 399.
Stirn mit Fetiſchen umbunden 183.

Stirn plattgedrückte, 220. 643.
Stoiker 511.
Strahlheim 37. 240.
Straßen. S. Kunſtſtraßen.
Straußfedern 256. 608.
Strohdecken 575.
Stuhl Gottes 594.
Stufen der Bildung 14 ff. 21 ff. 127. u. v. a.
Stuhr 14. 51. 115.
Sturm 56. 504. 507.
Südamerika, ſein Oſten 233 ff. Sein Norden. S. Terra firma.
Südſeeinſeln 359. 370. 458. 499. 630. 633.
Sühnopfer 411.
Sünde 669.
Sündenfall. S. Fall.
Sündfluth. S. Fluthſagen.
Sultzerenſee 428.
Sumatra 145. 148. S. Battaländer.
Sumé 272.
Supay Urcu 403.
Surrogate für Menſchenopfer 212. 379. 479. 502. 503. 582. 639.
Symbole 96. 248. 485. 558. Unäſthetiſches 185. S. Attribute, Embleme.
Symbolik mehrerer Glieder 175. 483. S. von verſchiedenen Thieren 483.
Syrer 497. 653.
Szritſch 134.
Tabak im Kultus und Mythus 59. 86. 92. 103. 109. 117. 123. 130. 195. 211. 258. 277 ff. 282. 397.
Tabakspfeifen 110. 545. S. Friedenspfeifen.
Tabago 199.
Tabasco 579.
Tabu 370.
Tätowiren 173. 241.
Tag hat ſeinen Manitu 92.
Taguaiba 273.
Taguin 261.
Tahiti. S. Otaheiti.
Tahultzaron 111.
Taignai 261.
Talliqhevi. S. Alliqhevi.
Talomeco 97.
Tamanacher 224. 229.
Tamanacu 229.
Tamanduare 267.
Tamaraca. S. Maraca.
Tambo 333. S. Pacari.
Tambos 348.
Tamiſellam 178.
Tamoï, Tamaï 255. 272. 274.
Tanepantla 578.
Tangulanga 328.
Tanner, John, 37. 81.
Tanub 523.
Tanz 70. 85. 92. 168. 182. 184. 185. 214. 219. 282 ff. 288. 391. 493. 494. 520. 603. 641.
Tapferkeit 669.
Tapir 481. 483.
Tapuyas 241 ff. 608.
Taquis 393.
Tarasker 452. 433.
Tarenya wagon, Taronhiouagon, Tharonhiouagon 105. 110. 118. 119. 129. 138.
Tartaren 246.
Taru 254. So Taripido, Tarubecuwong, Tarutemerang, Taruchu, Tarutatu.
Taube 517. 608.
Taubinana 273.
Taufe. S. Waſſertaufe, Feuertaufe.
Tazi 494.
Tea Huanuco 335.
Teatlahuiani 570.
Tecpanatitlan 462.
Tehuantepec 462.
Teiche, heilige, 641. 651.
Telle, die drei, 582.
Temendare 267.

Temeli 273.
Tempe 427.
Tempel 68 ff. 98. 184. 255. 258. 280. 322. 381 ff. 644 ff. S. Pyramiden, Sonnenhaus, Höhlen.
Tempeldiener 501. S. Priester.
Tenayuca 526.
Tenochtitlan 534. 574. 598.
Tenuch 518. 574.
Tenucher, Tenecher, Tenochichi 518. 534.
Teo Acolhuan 526.
Teo Amortli 524. 527.
Teobat 473.
Teocalli 69. 472. 644.
Teo Chichimeken 528.
Teocipactli 515. 568.
Teocnalo 605.
Teoicpalli 594.
Teonenemi 472.
Teoquitca 488.
Teot und Composita 472.
Teotes, Teules 472.
Teotl 472. 486. 489. 566.
Teot Cacozauqui 434.
Teoteuctli 649.
Teotetl 613.
Teotihuacan 459. 477. 478. 508.
Teorihuitl 590.
Teoyamiqui 660.
Teoyaotlatohus 660.
Tepan 526.
Tepaneken 526 ff. 535.
Tepeyollotli 571.
Tepitoton 571 ff.
Tepochtlitztli 617.
Tepuechmecaniani 617.
Tequendana 423.
Ternaux Compans 58. 236. 240. 297 ff. 302. 450 u. o.
Terra firma 192. 218. 417. 436.
Tertre, du, 189.
Teteionan 494. 599. 636.
Tetzahuitl 593.
Tetzateotl 593.
Teufel 81. 130. 150. 320. 403. 573. 596. 556.
Teufelstanz 504.
Te wa rooh teh 106.
Tercatzoncatl 570.
Terores 650.
Tezcacalli 615.
Tezcapan 641. 651.
Tezcatlipoca, Tezcatlpopoca, Tezcallipulla 122. 515. 578. 585 ff. beſ. 613 ff. 636. 659.
Tezcocizteca 477.
Tezcuco und Tezkukaner 522 ff. 526. 539. 615. 656.
Tezpalatl 651.
Tezpi 515. 568. 595.
Thalcave 271.
Tharonhiouagon. S. Tarenya wagon.
Thautropfen 219.
Theater. S. Bühnenvorstellungen.
Theodoret, Bischof zu Cyrus 653.
Theomi 113.
Thevenot 157. 449.
Thevet, André, 30. 238.
Thiere verehrt 60 ff. 63. 96. 175. 221. 256 ff. 275. 365 ff. 420 ff. 436. 480. Th. zuerst geschaffen 109. 110. Th. sind Ahnen der Menschen 65. 107 ff. 327. 332. Th. aus Lehm gebildet 108. 121. Th. bei der Schöpfung hülfreich 114. 120. 122. 131. 181. Th. bei der Fluth hülfreich 114. Th. unsterblich 505. Th. weisen bei Wanderungen 595. S. Thierfetische, Thiergötter.
Thierattribute und Embleme 481.
Thiererhöhungen von Erde 61.
Thierfetische 173. 210. 566. S. Fetische.
Thiergötter 107. 119 ff. 207. 566. 573. 594 ff. S. Thiere. Th. mit Menschenfleisch gefüttert 484.

Thiermiſt zum Weiſſagen 398.
Thierſprache 63. 130.
Thiervermummungen 123. S. Stiertanz.
Thierverwandlungen 130. 209. 256. 481. S. Verwandlungen.
Thiroki 114.
Thomas der Apoſtel 3. 338. 497. 578.
Thon als Speiſe 242.
Thonarbeiten 351. 432. 455. 544.
Thor, der Gott, 271. 602.
Thränen der Sonne 363.
Thrazier 166.
Thümmel 450.
Thüren. S. Pfoſten, Blut.
Thurm, mythiſcher, 487.
Tlahuacanu 313. 334.
Tibarinan 149.
Tibetaner 207. 510.
Tibulco 462.
Tici. S. Viracocha.
Tiella 178. 230.
Tiger 257. 275. 327. 367. 419. 465. 482. 508. 513. 519.
Tii, Tiki 135.
Titlacohuan 614.
Tikal 460. 462. 464. 467.
Tinguanuco 314. 334.
Tinianiacos 264.
Tirahauqui 280.
Tiri 268 ff. 286.
Tiſchgeſchirr und Tiſchtücher 487.
Tiſcheyouk 262.
Titicacaſee 304 ff. 313 ff. 334. 378. 381.
Titla Cohuan 614.
Tlacahuepancuecotzin 574. 593.
Tlacatecolotl 573.
Tlacatipehualitzli 599.
Tlachitonatiuh 513.
Tlacopan 527.
Tlahuican und Tlahuiken 526.
Tlailotlaken 515. 614.
Tlalnepantla 578. 584.
Tlaloc, Tlalocteuctli 500 ff. 502. 530.
Tlalocan 500. 507.
Tlamacazcojotl 581.
Tlamacazque 581. 649. 650.
Tlapallan 578 ff.
Tlaskalaner, Tlaskalteken 456. 505. 526. 528. 570. 574 ff. 638 ff. 661.
Tlatecutli 567.
Tlatonatiuh 513.
Tlazolteotl 576. 665.
Tlazolteucihua 576.
Tlemezquiquilli 576.
Tletonatiuh 513.
Tlolpintzin 582.
Tloquenahuaque 473.
Tobar, Juan de, 445.
Tocitzin 494. 599. 636.
Tod. S. Unſterblichkeit. T. Folge von Zauberei 82. Tod jenſeits 89. T. Gottes 605. S. Gott.
Todaustreiben 392.
Todesgott und Todtengott 98. 137. 141. 274. 619. 659.
Todesſtrafe 165. 204. 604.
Todtendienſt 73. 84. 88. 173. 209. 261. 282 ff. 287. 364. 401. 507.
Todtenfeſte 86. 647.
Todtengeiſter 171. 257. 506. S. Geiſter, Erſcheinungen.
Todtengöttin 140.
Todtenvogel 276.
Töpfergefäße. S. Thonarbeiten.
Toia 151.
Tokay 313.
Tollan 523.
Toltecatl 523.
Tolteken 453 ff. 465. 468. 486. 488. 499. 500. 508. 523 ff. 663.
Ton, Diminutivendung 594. 595.
Tona 162. 176. 437. 474.
Tonacacihua 162. 474.
Tonacateuctli 162. 474.

Tonalamatl 657.
Tonantzin 494.
Tonatiuh, Tonatiuh, Tonatrilli, Tonanico 162. 176. 474. 566.
Tonatiuhs, Weltalter 508.
Tonatiuh Ytzquat 475.
Tonazulis 62. 70. 162.
Toncajobua 493.
Tongo Waken 106.
Tonkwane 147.
Topiltzin 637.
Toquichen 265.
Toribio de Benavente 445.
Torngarsak 149.
Torquemada, Juan de, 30. 100. 445.
Toft 495.
Totem, Totam 64. 72.
Totochtli 570.
Totonaken 453. 459. 470. 474. 491 ff.
Torcatl, Torceath 617.
Tortumelpia 519.
Tozi 599.
Tragſeſſel, heiliger, 485. 616.
Trank, heiliger, 388.
Trankopfer 374.
Trauergeſang der Rothhäute 81.
Traurigkeit, böſes Vorzeichen 182.
Traum und Traumdeutung 79. 81. 84. 89. 171. 214.
Traumfeſte 86.
Traumleben der Wilden 242 u. o.
Trimurti 321.
Trinidad 194. 199.
Triumphzüge 388. 530.
Trommel 168. 185. 289. 384. 389. 485.
Trompeten 384.
Trunkenheit. S. Rauſch.
Trurillo 335.
Tſchemym, Tſcheminum. S. Zemes.
Tſchippewaier. S. Chippewas.
Tſchitſchiſchimite, Tzitzimimines 519. 573.
Tſchudi 302 ff.
Tuapaca. S. Viracocha.
Türken 3.
Türlerſee 428.
Tutra 172.
Tula 453. 456. 485. 523 ff. 577.
Tumuli. S. Erdhügel, Thiererhöhungen.
Tupaberaba 271.
Tupac Yupanki 343.
Tupan, Tupana, Tupacununge 248. 252 f. 270 ff. 280.
Tuparan, Tuperan 77. 139. 140.
Tupi, Tupi Guarani 200 ff. 244 ff.
Tupinambas, Touoapinanambouits 200. 251 ff.
Turnſpiele 388. 393.
Tuscaroras 72. 78. 106.
Tut 460.
Tydeus 631.
Typhon 619.
Tyrus 3.
Tzendalſprache 456. 487.
Tzitzimimes. S. Tſchitſchiſchimite.
Tzlapotlatenan 575.
Tzoztitepec 577.
Uaiuara 259.
Uacem Tange, Tango Waken 106.
Uakri 211.
Ucu Pacha 403.
Uebereinſtimmung, inwiefern Naturgeſetz? 11.
Ueberfluß, Gott des, 501.
Uhu 61.
Uhland 271.
Uiaupia 260.
Ule 264. 268.
Ulloa, Antonio de, 301.
Ulloa, Inſel und Stadt 499. 615.
Ulmeken. S. Olmeken.
Umanas 200.
Umecatl 518. 574.
Umeka 207.
Univers pittoresque 191. 239. 450.

Ungewitter, Schriftſteller, 145.
Unkeuſchheit 42. 406. 665. u. a. m. S. Sittlichkeit.
Unnatürliche Laſter 44. 162. 246. 321. 323 ff. 335. 418. 431. 468. 663 ff.
Unſterblichkeitsglaube iſt ein allgemeiner 89 u. o.
Unſterblichkeitstrank 578.
Unſterblichkeitsvorſtellungen 87 ff. 137 ff. 173 ff. 222 ff. 269. 285 ff. 400 ff. 478. 500. 504 ff. 658 ff. irdiſche U. 224. 269. 286. freudige U. ſind jünger 141. S. Seelenwanderung.
Unterbinden der Waden und Oberarme 200.
Unzen 257. 248. 261. 275.
Uraba 205.
Uragoſoriſo 264.
Urapo 264.
Uraſana 264.
Urbevölkerung Centralamerikas 161 ff. S. Majageſchlecht.
Urbilder, himmliſche, der Thiere, 365. S. Mutter, Großvater.
Urgacuay 366.
Urmonotheismus. S. Monotheismus.
Urpaar der Menſchen 5. 8.
Urſprung der Amerikaniſchen Religionen 4 ff.
Urſtoff 108. S. Schöpfung aus Nichts.
Urvater. S. erſter Menſch.
Urwald, ſein Einfluß auf die Bildungsſtufe 242.
Urzuſtand, ob der der Wilden, oder der der Kulturvölker? 18 ff. 246 ff. 331 ff.
Uſumaſintha 455.
Utatlan 462.
Utavals 129.
Urmal 462. 464. 483.
Vaca, Cabeça de, 29.
Vaguantona 180.
Vaivaſaouta 305.
Valentinianer 135.
Valichu 261. 273.
Valkenaer 251.
Vampyrismus 85. 140. 143 ff. 398. 620. 630.
Vasconcellos 236.
Vaſen 464.
Vater Severin 36. 191. 301. 423. 451.
Vater ſpielt die Wöchnerin 200. 285. V. erſchlägt im Mythus ſeinen Sohn 178.
Vaticaniſcher Codex Mexik. Hieroglyphen 481. 512.
Vaudour 162. 176. 489.
Vega. S. Garcilaſſo, Nunnez.
Velasco 301.
Veneratio und adoratio 339.
Venus als Abendſtern 220. 364. 480.
Verapaz 468.
Verbrennen der Frauen 379. u. o. S. Unſterblichkeit.
Vergraben von Menſchen 388. u. o. S. Unſterblichkeit.
Verkleiden, Vermummen. S. Larven, Maskenzüge.
Verlobte, Einweihungen 285. 504. 617.
Verſammlungszelte der Rothhäute 69. 92.
Verſchmelzung des Naturdienſtes mit Geiſterverehrung 89. u. o.
Verſtümmelung. S. Selbſtverſtümmelung.
Verwandlungen der Menſchen in Thiere, der Thiere in Menſchen 63. 175. 179 ff. 221 ff. 319 ff. 396. 435 ff. 481. ff. 511 ff. 513 ff. 519. 650. 661. V. der Menſchen in Geſtirne 66. 220. 423 ff. 477. V. in Bäume und Pflanzen 179 ff. 220. 264. V. in Steine und andere Naturgegenſtände 179. 220. 309 ff. 373. 517. V. der Fiſche in Hunde 614.
Verwandtſchaften. S. Genealogieen, Geſchwiſter, Mutter, Vater, Großmutter, Großvater, Sohn, Kinder.
Veytia 451.
Vieſimalſyſtem 465.

Vierzahl 308. 312. 314. 392. 473. 530. 619.
Villac Umu 386. 399.
Villagutierrez 455.
Villcas. S. Guacas.
Vilvemvoc 265.
Vincent le Blanc 33.
Vincent, St., die Inſel 199.
Viracocha, Illatici, Pirrhua, Vira, Huira, Centici-Viracocha, Tici-V., Choun, Con, Tuapaca, Arnava 308 ff. 310. 313 ff. 321. 326. 337 ff. 344. 378.
Viracochas 316.
Viracocha-Pachacamac 317 ff.
Virapircos 400.
Virginien 59. 66. 68. 69. 70. 71. 98. 103. 105. 107. 110. 119. 141. 143. 151. 458.
Viſchnu 427 515. 612.
Vitzlipuzli 591. 596. S. Huitzilopochtli.
Vizteot 495.
Vocci 277.
Vögel 56. 62 ff. 91. 111. 120 ff. 131 ff. 144 ff. 222. 257. 271. 375. 481 ff. 498. 584. 608. S. Adler, Condor, Papagei, Specht, Sperling, Wachtel u. a. m.
Vogelfedern 255.
Vogelflug 84. 278.
Vogelgeſang 257. 278.
Völkertrennung 269. 487.
Völkerverbindung 342.
Völlerei. S. Rauſch.
Vollmer 37. 158. 191. 240.
Volney 35 ff.
Vorderaſien 51. S. Phönizier.
Vorfahren, Todtendienſt, Menſchen, Seelen, Geiſter, Unſterblichkeit.
Vorſtellungen, Flüſſigkeit derſelben, 120.
Votan 162. 176. beſ. 486 ff. 508. 516. Nachkommen des Votan 488.
Vreneli. S. Türlerſee.
Vulkane 504. 571. 573.
Wac 139 ff.
Wachteln 476 ff. 493. 496. 503.
Wälder 175.
Wäoſemigoyan 105. 107.
Wärwolf 63. 257. 276.
Waffen 353. S. Kriegsweſen, Pfeil, Schild u. dgl.
Wagen, Geſtirn 256. 284.
Wagner und Will 240.
Wah nough hgee 72.
Wahrſagung, Collegium für, 657.
Wakan, Wakanda, Wakon, Wakonda 71. 106 ff. 120.
Wakon Scheha 106.
Wakoſch 59. 106. 111. 129. 143. 147.
Waldeck 460.
Waldgeiſter 259 ff.
Waldindianer 241 ff.
Waldopfer 125.
Waldſchlange 320.
Waldſpecht 132.
Wallfahrten 184. 374. 433.
Wallfiſch 286. 366.
Walſit Manitu 119.
Wampum, Wampus 44. 123. 131. 359.
Wappen. S. Totem. Wappen von Mexiko 534.
Warburton 549.
Waſchungen 70. 181. 651. S. Waſſertaufe, Reinigungen.
Waſſer im Kultus und Mythus 56. 121 ff. 125. 175. 181. 258. 368. 466. 495 ff. 514. 651. Manitu des W. 92. 258. 260. W. bei der Schöpfung 107 ff. 111. 131. 181. 315 ff. 327. S. Elemente.
Waſſerfälle 95. 125. 141.
Waſſergott 317. S. Waſſer.
Waſſerleitungen 461. 647. S. Flüſſe.
Waſſeropfer 281.
Waſſerſucht, mythiſche, 181.
Waſſertaufe 503. 652.

Wawbeno-Religion 55.
Wazehaud 105. 107.
We chasba wakon 78.
Webſtuhl 541.
Wedun 64.
Weendigos. S. Windigos.
Wehrhaftmachung 212. 214. 285. 350. 392. 647.
Weib, zuerſt geſchaffen, 110. 111. 113. 134. W. iſt böſe 149 ff. Schöpfung der W. 180. ein altes Weib iſt Schuld an der Sterblichkeit 224. 286. W. in einem Vulkan 504. W. am Eingang in das Todtenreich 286. Stellung der W. bei den Wilden und Halbwilden 202. W. bei den Mexikanern 660.
Weibliche oberſte Schöpfungskraft 108. 113. 149. 484. S. Mutter, Großmutter, Erde, Meer.
Weidenbüſche 128.
Weihgeſchenke 373.
Weihrauchſpende 603.
Wein 570.
Weiſſagung aus den Geſtirnen 395. W. des Untergangs 183. 657. S. Zauberei, Offenbarung, Rhabdomantie, Pyromantie, Orakel, Opferſchau.
Weiße Haut der Büffelkuh 123.
Weißere Indianer und Kulturheroen 197. 337 ff. 577. 580.
Weltalter 507 ff.
Weltende. S. Eschatologiſch.
Werkzeuge 351.
Weshilliqua 105.
Weſtwind 131.
Wetterſtrahl 328.
Wied, Prinz Max. von, 38. 239.
Wiegengottheiten 572.
Wilde 15 ff. 20. 25 ff. 40 ff. 201 ff. 164 ff. 331 ff. 420 ff. 470. 525. 538. 662. Inwiefern Wilde zur Kultur übergehen können? 331 ff. 525 ff. u. o.
Winde 56. 97. 123. 131. S. Luft, Himmel, Manabozho, Quetzalcoatl, Hecat, Ecatehotl, Ehecatontin.
Windigos, Weendigos 72. 97. 131. 143.
Winnebagoes 78. 82.
Wintergott 57.
Winterſonnenwende 605.
Wirbelwind beim Zauber 81. 132.
Wiſt Manitto 105.
Wiſſenſchaft 355 ff. 546. S. Geſchichte, Aſtronomie, Naturkenntniß, Heilkräuter.
Wittwenverbrennen. S. Verbrennen, Frauen.
Wochenmärkte 455.
Wohnung des Großen Geiſtes in einer Höhle 141.
Wolf 61. 108. 123. 131. 134. 481.
Wolle 347.
Woſit Manitu 105.
Wotjäcken 59. 64.
Wünſchelruthe. S. Ruthe.
Wuttke, Adolf, 303. 451.
Wyandots. S. Huronen.
Xaragua 167.
Xelhua 458. 518. 574.
Xeques 433.
Xeres, Francisco de, 296.
Xicalancatl 518. 574.
Xicalanken, Xikalteken 453. 509. 513 ff. 518. 529.
Xicco 582.
Xilone 493.
Xilotepec 462.
Xilotl 493.
Ximenes 193.
Xipe 575.
Xiſuthrus 515.
Xiumolpia 519.
Xiuteuctli 568. 575.
Xochimilco und Xochimilken 526, 597 ff.
Xochiquetzal 515. 568.
Xochitonal 507.
Xocotlan 639.

Xolotl 477. 517. 525. 574.
Xomimitl 598.
Yabipais 429.
Yaer 417.
Yahipais 429.
Yahuarhuacac 463.
Yanacenas 352. 387.
Yamo Neo 106.
Yaetzin 619.
Yapura 266.
Yares 419.
Yatontea 47.
Ye wunni yeh, Yewauneeyeeh 106.
Ygneri 159.
Yngas, Yungas, Yunkas 319. 321.
Ytu 388.
Yubecaygaya 423.
Yucatan 359 ff. überhaupt in der ganzen ersten Hälfte des letzten Abschnittes.
Yucawurzel 164.
Yunnu kwat haw 78.
Yuracares 243 ff. 259. 268.
Yri 570.
Zacateken 453. 484. 499.
Zahl der Weltalter 509 ff. Falscher Kanon der Kritik bei mythischen Jahreszahlen 510. Zahl der heidnischen Götter 572. S. Drei, Vier, Neun, Zwölf, Dreizehn, Fünfzehn, Vicesimalsystem.
Zahlzeichen 358. 555.
Zapoteken 453. 488. 492. 506. 509. 656.
Zaputero 498.
Zaque 430.
Zaramanas 367.
Zarap Conopa 367.
Zarate 296.
Zauberer und Zauberei 64. 77 ff. 109. 132. 149. 181 ff. 212. 214 ff. 232. 257. 262 ff. 275 ff. 397. 420. 482. 650. Z. tragen den Namen ihres Gottes 71. 77 ff. 215. 275. S. Priester. Z. unehrerbietig behandelt 275 ff. u. o. Z. göttliche, 309. 425. 578. 613. Z. saugen Gegenstände aus dem kranken Körper 82. 173. 182. 217. 278. 420.
Zauberflasche. S. Maraka.
Zauberformel. S. Metai.
Zauberhymnus 120. S. Medicinegesänge.
Zauberinnen. S. Hexen.
Zauberklötze 97. 373.
Zauberkuchen 185. S. Opferkuchen.
Zaubermuschel 82.
Zauberpapier 507.
Zaubersteine 373.
Zauberthier 82.
Zauberzeichnungen 82. 507.
Zeisberger 36.
Zeiten, Hieroglyphen der, 559.
Zeitgötter 572.
Zeitrechnung 204. S. Chronologie.
Zemes, Zemen, Chemeen 169 ff. 181 ff. 207. Der Zemes an sich 177. 225. 228.
Zendvolk 510. 625. S. Perser.
Zeus 330. 610. 630.
Ziegenmelker 257.
Zipaltonal 437 ff. 480. 507.
Zipaquira 432. 437.
Zippa 431. 437.
Zoega 549.
Zoll beim Eingang ins Todtenreich 287.
Zuckerrohr 271.
Zuhé 423.
Zunge 581. 584.
Zurita, Corita 448. 450.
Zwanzig. S. Vicesimalsystem.
Zwei Mütter in der Mythologie 601.
Zwergenpalast 483.
Zwillinge 370. 411. 514.
Zwölf Götter 91 ff. 98. Z. Indianer tanzen den Stiertanz 92. Z. Söhne des Getube 94.

Errata:

Seite	3	Zeile	5	von	unten	lies:	welcher	statt:	welchem.
„	5	„	8	„	„	„	Autochthonen	„	Autochtonen.
„	7	„	5	„	oben	„	die	„	ihre.
„	11	„	13	„	„	„	Mühſale	„	Mühſalen.
„	14	„	6	„	„	„	Thukydides	„	Thukidides.
„	18	„	16	„	„	„	den ältern	„	der ältere.
„	23	„	9	„	unt.	ſtreiche:	aber.		
„	„	„	6	„	„	lies:	dagegen	„	aber.
„	31	„	22	von	oben	„	dem	„	den.
„	674	„	23	„	„	füge bei zu Braſilien:			233 ff.

BOUND

OCT 25 1947

UNIV. OF MICH.
LIBRARY

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05944 6859